This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

149 B a 9

Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe, Ludw. Geiger, Richard Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Friedrich Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, M. Philippson, S. Ruge, Eberh. Schrader, Bernh. Stade, Alfr. Stern, Otto Waltz, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Zweite Hauptabtheilung.

Erster Theil.

Geschichte des römischen Kaiserreiches.

Von G. F. Hertzberg.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1880.

Geſchichte

des

römiſchen Kaiſerreiches.

Von

Dr. G. F. Hertzberg,
a. o. Profeſſor an der Univerſität Halle.

Mit Illuſtrationen.

Berlin,
G. Grote'ſche Verlagsbuchhandlung.
1880.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Erstes Buch.

Von der Begründung des römischen Principates bis zum Tode des Septimius Severus.

Erster Abschnitt.

Das Julisch-Claudische Regentenhaus.

Erstes Kapitel.

Das Principat des Augustus.

Als Octavianus nach der vollständigen Ueberwindung des Antonius und der Kleopatra und nach Annexion des alten Reiches der Lagiden im August d. J. 29 v. Chr. seinen prachtvollen Triumphzug in Rom gefeiert und den Tempel des Janus geschlossen hatte, sah die gesammte römische Welt mit höchster Spannung den nächsten Schritten des siegreichen Imperators entgegen, dem nunmehr die gewaltige Aufgabe zugefallen war, die Bahnen vorzuzeichnen, in denen das kolossale Reich der Romanen während einer Reihe neuer Jahrhunderte sich weiter bewegen sollte. Darüber konnte Niemand mehr im Zweifel sein, mit der alten Art der Republik, mit der Herrschaft des Senats und der Comitien, war es für immer zu Ende. Der Gott, der in der Geschichte waltet, hatte auf der Wahlstatt bei Philippi das Verdict von Pharsalos endgültig bestätigt, und der Tag von Actium hatte es entschieden, daß nicht die Antonier, sondern die Julier die neuen Herren des Reiches sein würden. Es konnte nur noch fraglich sein, ob Cäsars Erbe und Adoptivsohn jetzt einfach da fortfahren würde, wo der Sieger von Thapsos an den Iden des März 44 v. Chr. durch die Dolchstiche der Republikaner und Pompejaner unterbrochen worden war. Wie die Dinge in Rom und im Reiche lagen, als Octavian den Janustempel schloß, schien es keinem Zweifel unterworfen zu sein daß „Cäsar Sohn", wenn er es wollte, unverzüglich die Monarchie als die künftige Gestalt des Weltreiches proclamiren konnte. Es gab zur Zeit kein Machtelement mehr, welches dem neuen Herrn der Welt Widerstand zu leisten vermocht hätte. Alle Rivalen Octavians waren todt. Die großen Familien der republikanischen Aristokratie waren furchtbar decimirt. Die Pompejaner waren so gut wie verschwunden. Die gesammte Kriegsmacht des Reiches stand Octavian zur Verfügung. Vor Allem aber lebte in der gesammten Völkerwelt Italiens und der Provinzen die heißeste Sehnsucht, endlich wieder dauernd in Frieden ausruhen zu können. Man war tödtlich er-

müdet und darum völlig bereit, sich der Führung des neuen Machthabers anzuvertrauen, — mochte immer dieser kühle, schweigsame, kränkliche Octavian weder die imponirende Genialität noch die sonnige Liebenswürdigkeit und die gewinnende Art seines großen Adoptivvaters besitzen.

Anders aber dachte Octavian selbst. Wohl fühlte er sich zur Herrschaft geboren; wohl war er sich der schweren Pflicht voll bewußt, die ihm seine Erbschaft und seine politische Vergangenheit aufzwang, nämlich diesen großen Staat wieder neu einzurichten und nun endlich die Summe der politischen Entwickelung eines furchtbaren Jahrhunderts der Revolutionen und der Bürgerkriege im Frieden zu ziehen. Aber er war auch ein kühler Rechner, ein ungemein scharfer Beobachter, und besaß ein erstaunlich sicheres Gefühl für den Umfang der Schwierigkeiten, die zu überwinden er mit einer gewissen Sicherheit des Erfolges wagen konnte. In allen politischen und militärischen Fragen zäh, unerschütterlich ruhig und geduldig, im Guten wie im Bösen ohne brausende Leidenschaft und ohne Voreingenommenheit, gehörte er dabei zu den Naturen, denen mehr an dem wirklichen Besitz der Macht, als an deren Namen und äußeren, glänzenden Zeichen gelegen ist. Octavian entschloß sich, den Weg Cäsars nicht zu gehen. Die Erfahrung der letzten 25 Jahre hatte ihn darüber ausreichend belehrt, daß trotz aller scheinbaren Ermüdung des römischen Volkes, trotz der vernichtenden Schläge, die auf die alte Aristokratie gefallen waren, und trotz der Auflösung der alten Parteien die republikanischen Erinnerungen, die Schatten der alten Republik, noch immer eine viel stärkere Lebenskraft besaßen, als man noch nach dem Tage von Thapsos geglaubt hatte. Es erschien ihm als unthunlich, in irgend welcher Gestalt das alte Königthum zu erneuern; gar nicht davon zu reden, daß jeden Augenblick der Dolch eines fanatischen Verschwörers, der sich in seinen Gefühlen durch die neue Krone verletzt fand, die Schreckensscene der Iden des März wieder erneuern konnte. Dazu trat wahrscheinlich noch eine andere Erwägung. Auch die starken Männer, die nach Ablauf von neuen drei Jahrhunderten die wirkliche Monarchie und das unverhüllte persönliche Regiment in dem römischen Reiche durchgeführt haben, vermochten sehr bald der Ueberzeugung sich nicht zu verschließen, daß das ungeheure Reich, — obwohl damals ganz anders nivellirt und an despotische Herrschaft gewöhnt, als noch zu Octavians Zeiten, — durch die Kraft eines einzigen, selbst des genialsten Menschen doch nicht wirksam regiert werden konnte. Blieb diesen, die sich doch auf eine höchst kunstvoll organisirte Hierarchie von Beamten stützen konnten, auf die Dauer doch nichts anderes übrig, als zu einer territorialen Theilung ihrer Gewalt zu schreiten, so war es auch für Octavian, der die doppelte Riesenaufgabe übernommen hatte, einerseits das gewaltige Aggregat von Ländern, welche rings um das Mittelmeer gelagert das alte Kernland des Römerthums in weitem Kreise umgaben, zu einem wirklichen Reiche zu organisiren, andererseits mit ebenso vorsichtiger wie sicherer Hand das monarchische Element in dem alten Staatswesen bleibend zur Geltung zu bringen, offenbar ein nahe

liegender Gedanke, es jetzt mit einer Theilung der Gewalten zu versuchen. Es mußte nach Allem, was seit Cäsars Uebergang über den Rubicon bis zu den blutigen Herbsttagen von Philippi geschehen war, als ein großer Akt der Versöhnung zwischen dem Cäsarismus und den alten Machtelementen erscheinen, wenn der Sieger von Actium an dem Namen und den Formen der uralten Republik nicht rüttelte, wenn äußerlich sich in Rom nichts veränderte, als daß zu den vielen alten Beamten des Reiches ein neuer hinzutrat, freilich der mächtigste von allen, der nur die Leitung der Reichspolitik und den Oberbefehl über die Kriegsmacht des Reiches in seine Hand nahm, der aber den alten Machtelementen des Römerthums die Besetzung der alten Beamtungen und die unmittelbare Regierung eines sehr erheblichen Theiles der Provinzen einfach überließ. Dazu kam noch der sehr wichtige Umstand, daß zur Zeit der neue Herr der romanischen Welt bei der Verwaltung derselben vorläufig sehr wesentlich auf das Material angewiesen sich fand, was ihm eben jene alten Machtelemente der Republik boten.

In diesem Sinne also wandte sich nach der neueren Auffassung von der Entstehung des römischen Kaiserthums, der wir hier uns angeschlossen haben, Octavian an den Neubau des Reiches. Die Monarchie in dem Sinne, den die außerrömische antike Welt und den die neuere Zeit mit diesem Worte verbindet, hat Octavian nicht ins Leben gerufen. Erst seit Diocletian kann das römische Reich wirklich so genannt werden. Die Art der Herrschaft, welche der Sieger von Actium begründete, kann, wie es mehrere Forscher unserer Tage zu thun pflegen, in der That als eine „Dyarchie" bezeichnet werden. Die ersten Cäsaren liebten vielmehr, sie als das „Principat" zu bezeichnen.

Octavian hat nach der Feier seines Triumphes im August des J. 29 zunächst eine Reihe vorbereitender Schritte gethan. Rein formell betrachtet, war allerdings der Triumvirat mit dem letzten December des J. 33 v. Chr. bereits abgelaufen. Octavian hatte aber den Triumvirat thatsächlich dauernd festgehalten, und damit die außerordentliche constituirende Gewalt, in der Voraussetzung daß dieses Amt erst durch die von ihm vorbehaltene wirkliche Abgabe von Rechtswegen zu Ende gehen sollte. Den nächsten bedeutsamen Schritt nach seiner Rückkehr aus dem Orient vollzog er jedoch nicht auf Grund dieser Stellung, sondern als Consul. Er hatte die eine consularische Stelle seit dem 1. Januar 31 nicht wieder aus der Hand gegeben, und handhabte das Consulat in dem Sinne der ältesten republikanischen Zeit, wo die unbeschränkte Fortführung dieses Amtes gestattet, und eine viel größere Competenz damit verbunden gewesen war. Octavian zog 29 und 28 auch die alte, später als die censorische einem neuen Großbeamten der Republik zugetheilte, Befugniß wieder zum Consulat und erfüllte, im J. 28 durch Agrippa als zweiten Consul kräftig unterstützt, in diesen beiden Jahren alle Obliegenheiten der Censoren. Zwei Momente traten damals in den Vordergrund. Seit dem J. 70 war es nicht wieder zu einem Census der römischen

Bürger gekommen. Jetzt veranstaltete Octavian eine vollständige Zählung aller römischen Bürger in dem gesammten romanischen Herrschaftsgebiete. Es fand sich, daß zur Zeit die Zahl der Waffenfähigen die Höhe von 4 Millionen und 63,000 Köpfen erreichte, was etwa einer Gesammtzahl von 16 bis 17 Millionen Seelen entsprechen wird. Weiter aber nahm Octavian die Gelegenheit wahr, zu einer umfassenden „Läuterung des Senats" zu schreiten, dem er eine so bedeutende Rolle für die Zukunft vorbehalten hatte. Der Personalbestand des Senats war in Folge der vielen neuen Ernennungen von Seiten Cäsars und mehr noch von Seiten der Triumvirn bis auf etwa tausend Mann angewachsen. Aber unter diesen Leuten befanden sich sehr viele, die nach alter römischer Auffassung des Sitzes in dem hohen Hause durchaus unwürdig waren: Leute theils von sehr schlechtem Rufe, theils von sehr untergeordneter Lebensstellung und Finanzlage. Durch deren Entfernung sollte der Senat, dessen Normalstärke Octavian auf 600 Mann festzustellen gedachte, in der öffentlichen Schätzung wieder einen würdigen Platz an der Spitze des Volkes gewinnen. Auch sollte fortan ein sehr hoch bemessener Vermögenscensus nothwendig mit dem Sitze in diesem Hause verbunden sein. Die Austreibung der von ihm und Agrippa für unwürdig Befundenen, — zu denen aber auch gar Manche kamen, die nur als zähe, unbequeme Anhänger republikanischer Opposition ihren Platz räumen mußten, — wurde im Ganzen unter schonenden Formen vollzogen; doch waren immerhin auf Grund seiner Aufforderung nur funfzig freiwillig zurückgetreten, und die Stimmung der in ihren Sitzen Bedrohten zeitweise so bedenklich, daß Octavian damals im Senat nicht anders erschien, als im Harnisch, den er unter der Toga trug.

Für den künftigen persönlichen Einfluß Octavians in dem neugeordneten Senate mußte es sehr wichtig werden, daß Agrippa seinen Collegen nach alter censorischer Praxis zum „Princeps Senatus" ernannte: so erhielt dieser das bedeutsame Recht, bei den Verhandlungen und Beschlüssen der Curie seine gewichtige Meinung zuerst auszusprechen. Der um seinen Freund so viel verdiente Agrippa dagegen wurde im Jahre 28 dadurch noch enger mit dem Interesse des julischen Hauses verbunden, daß Octavian ihn mit seiner Nichte Marcella, (einer Tochter seiner Schwester Octavia aus deren erster Ehe mit Gajus Claudius Marcellus) vermählte. Die erste Ehe Agrippas mit des bekannten, 32 v. Chr. verstorbenen, Bankiers T. Pomponius Atticus Tochter Pomponia war damals durch Tod oder Scheidung gelöst worden, aber seine einjährige Tochter Vipsania wurde schon jetzt mit Octavians Stiefsohn Tiberius verlobt.

Nun ging Octavian energisch weiter in dem Aufbau der neuen Ordnung der Dinge. Unzufrieden waren nur die aus dem Senat gedrängten Männer; aber Senat und Volk, die jetzt wieder, nach glänzender Feier des neu gestifteten actischen Siegesfestes, durch die wohlberechnete außerordentliche Freigebigkeit des jungen Cäsars freudig überrascht wurden, sahen mit Staunen,

wie er nun auch einen großartigen Akt der Versöhnung einleitete. Octavian löste jetzt das Wort ein, welches er im J. 36 nach der siegreichen Rückkehr aus dem Pompejanischen Kriege gegeben hatte. Er setzte alle zur Zeit des Triumvirats verfügten Ausnahmegesetze, alle auf Grund der constituirenden Gewalt getroffenen, der römischen Verfassung widerstreitenden Einrichtungen außer Kraft. Damit legte er den Triumvirat nieder, erklärte zugleich, daß er mit dem Consulat und dem tribunicischen Rechte zufrieden sei, und auch das letztere nur behalte, um das Volk schützen zu können. Endlich aber, nicht lange nach Antritt seines siebenten Consulats, erschien er am 13. Januar des J. 27 v. Chr. im Senat, gab dem Senat und Volk der Römer die außerordentliche Amtsgewalt in aller Form wieder zurück, und erklärte sich zur großen Ueberraschung wenigstens der weit überwiegenden Mehrheit der Senatoren für gewillt, nunmehr nach Vollendung seiner Aufgabe dem Senat auch das militärische Imperium und die Provinzen zurückgeben zu wollen. Octavian dachte natürlich nicht daran, die reale Macht ernstlich aus der Hand zu geben, zu deren Gewinnung er den Weg durch lange Jahre der furchtbarsten Bürgerkriege und durch Ströme edlen Blutes mit kaltblütiger Energie und zähester Ausdauer sich gebahnt hatte. Ihm kam es wesentlich darauf an, sich jetzt seine Stellung im Reiche, nicht als Alleinherrscher, sondern als ein neuer, regelmäßiger Reichsbeamter, aber als der oberste, nach uralter römischer Weise auf legitimem Wege zu sichern und seine persönliche Stellung von dem Charakter der Usurpation frei zu machen. Und das gelang vollständig. Die Mehrzahl der Senatoren durchschaute natürlich Octavians Absicht; nicht wenige sahen auch in der Durchführung seines Rücktrittes nur Unheil für den Staat. Seine Vertrauten aber wußten der nun anhebenden Verhandlung die Richtung zu geben, wie er sie wünschen mußte. Man drang in ihn, sich der bisher von ihm getragenen Last im Interesse des Vaterlandes nicht zu entziehen. Nach längerem, gut gespieltem Widerstand ließ Octavian denn auch sich bereitwillig finden, seine Stellung weiter zu übernehmen. Dabei verfuhr er wieder mit großer Feinheit. Er wollte nur einen Theil der Provinzen unmittelbar übernehmen; nämlich meist nur solche, die wegen der Nachbarschaft unruhiger fremder Völker oder wegen innerer Schwierigkeiten die Anwesenheit einer starken römischen Besatzung innerhalb ihrer Grenzen nöthig hatten, — die übrigen sollten durch die Statthalter des Senats verwaltet werden. Aber auch jetzt wollte er die militärische Stellung nur erst für zehn Jahre übernehmen, so daß der Gedanke an die von ihm beabsichtigte Gründung seiner Alleinherrschaft sehr bestimmt ausgeschlossen zu sein schien. Als sogenannte kaiserliche Provinzen behielt Octavian zunächst nur Gallien (das gesammte Gebiet, welches später als Narbonensis, die gallischen Provinzen, und die beiden Germanien bezeichnet wird,) das diesseitige Spanien, und Syrien, mit welchem damals auch Kypros und Kilikien verbunden waren. Aegypten galt als eine Privatbesitzung Octavians. Alle übrigen Glieder des Reiches sind im Verlaufe von

zwei Jahren dem Senat übergeben worden. Doch blieben noch bis zur Regierung des Kaisers Gajus (Caligula) in mehreren der senatorischen Provinzen ansehnliche Theile der römischen Armee in Besatzung stehen. Im Verlauf der Zeit sind in dieser Vertheilung vielfache Veränderungen vorgenommen worden. Wiederholt erwies sich ein Tausch von Provinzen zwischen Senat und Kaiser als zweckmäßig. Die Zahl aber der kaiserlichen Provinzen wurde allmählich erheblich größer; einmal weil manche derselben, wie namentlich Gallien, in verschiedene Theile zerlegt, andererseits weil die seit 27 v. Chr. neu eroberten oder einverleibten Landschaften alle unter kaiserliche Verwaltung gestellt worden sind.

Octavian hatte durch sein Auftreten am 13. Januar 27 v. Chr. seine nächsten Zwecke vollständig erreicht. Seine militärische Machtstellung war in aller Form durch Beschluß des Senats und des Volkes legalisirt worden. An die wirkliche Rückgabe dieser seiner Stellung an die alten Machtelemente des Reiches nach zehn Jahren ist natürlich nicht gedacht worden. Aber die vorsichtige Bescheidenheit Octavians bei der Einleitung der neuen Verhältnisse wurde für seine Nachfolger zu einer stehenden Form. Obwohl denselben die Summe ihrer fürstlichen Rechte und Gewalten auf Lebenszeit übertragen wurde, so feierten sie doch alle zehn Jahre das Fest der sogenannten Decennalien gleichsam zur Erneuerung und wiederholten Bestätigung ihrer Gewalt. Die Uebernahme dagegen der neuen legitimirten Machtstellung im Reiche durch Octavian und seine maßvolle Haltung bei der Theilung der Provinzen feierten Senat und Volk durch neue, ausgesuchte Ehrenbezeugungen. Die historisch bedeutsamste derselben war die am 16. Januar 27 v. Chr. erfolgte Schöpfung eines neuen Titels für den Imperator. Octavian erhielt an diesem Tage von dem Senat den Beinamen Augustus, mit welchem ihn die Geschichte seit dieser Zeit zu nennen pflegt. Genauer gesagt, der Senat erbat von Octavian die Annahme dieses Ehrenbeinamens, der einen durchaus sacralen Charakter trug und den Imperator, ohne materiell seine Macht zu erweitern, doch über alle seine Mitbürger erhob. Dieser neue Schmuck, den die neueren Historiker gewöhnlich als Eigennamen Octavians zu brauchen pflegen, ist von diesem wie von den spätern Beherrschern Roms nicht persönlich vererbt, wohl aber immer wieder vom Senat verliehen, jedesmal mit dem fürstlichen Amte angenommen, immer bestimmter zu einer Amtsbezeichnung geworden. Dagegen ist der Name Cäsar, aus welchem sich das moderne „Kaiser" entwickelt hat, vorläufig ein unterscheidender Zuname der römischen Herrscher und der Prinzen aus dem julischen Hause geblieben, und auch nach dem Erlöschen desselben von einem Fürstengeschlecht auf das andere in der Art übergegangen, daß er sowohl von dem jedesmaligen Gründer der Dynastie, wie von seinen agnatischen Descendenten geführt wurde, und in der abkürzenden Titulatur die unterscheidende Bezeichnung der Söhne und Enkel des regierenden Herrn bildete. Wir werden sehen, wie dann unter Hadrian eine wesentliche Veränderung eintrat.

Kaiſer Auguſtus.

Augustus persönlich und nach ihm ganz besonders Tiberius, liebten es, — in dem Streben die neu erwachsende monarchische Stellung in den Formen der Republik zu begründen, — die Stellung des neuen obersten Beamten des Reiches durch den Titel Princeps möglichst scharf und präcis selbst zu bezeichnen und bezeichnen zu lassen. Es war dieses mit Augusts Stellung und Würde als Princeps Senatus keineswegs identisch. Vielmehr nannte der neue Herr des Reiches sich Princeps in dem Sinne, daß er damit einfach als der erste, als der angesehenste und gewichtigste unter allen Bürgern des römischen Volkes erscheinen wollte.

Das neue Principat des Augustus war also im Januar 27 v. Chr. in vollkommen legaler Form ins Leben getreten. Aber die Competenzen, über welche der Princeps damals verfügte, bildeten nur erst einen, obwohl bereits einen sehr wesentlichen Theil der Machtfülle, über welche nach Abschluß der politischen Arbeit Augusts der neue Großbeamte des Reiches zu gebieten hatte. Der Kaiser ist nach wie vor nur schrittweise weiter gegangen, längere Zeit hindurch nach seiner gewohnten Weise sehr vorsichtig experimentirend, bis die rechten Formen gefunden waren, bei denen er verharren zu können glaubte. Mehr noch, — weniger der eigene ursprüngliche Wille, als vielmehr Erkenntniß von der theilweisen Unzulänglichkeit der senatorischen Leistungen führte ihn dahin, auch auf dem Gebiete der Verwaltung sehr erhebliche Rechte an sich zu ziehen, deren Besitz das Bild erst vervollständigt, welches man sich von der höchst eigenthümlichen, in die Formen der alten Republik neu hineingebauten Kaisermacht zu entwerfen hat. Man darf sich nun den Augustus keineswegs als nach Schöpfung der ersten starken Grundbauten des Principats ruhig zu Rom neben dem Senat residirend vorstellen. Ganz im Gegentheil: die Stellung des Cäsars an der Spitze einer Reihe sehr schwieriger Provinzen, als Oberfeldherr des Reiches, und die schweren Aufgaben, die ihm in Gallien, in Nordspanien, durch die Zustände des Orients, hernach wieder durch die Kämpfe mit den Alpenvölkern und den Germanen jenseits der Donau und des Rheines gestellt worden sind, haben den Augustus genöthigt, eine lange Reihe von Jahren in den verschiedensten Provinzen des Reiches sich aufzuhalten und daselbst eine unermüdliche Thätigkeit zu entfalten. Zwischen die großen Epochen, welche durch neue Erweiterungen der fürstlichen Macht bis zum Abschluß ihrer Competenz bezeichnet sind, fallen sehr zahlreiche Ereignisse von erheblicher Bedeutung. Wir ziehen es jedoch vor, zu größerer Anschaulichkeit und zu besserer Uebersicht theils über die Regententhätigkeit des Augustus, theils über die Lage der alten Welt in römischer Umrahmung und der durch Rom beeinflußten Nachbarvölker zur Zeit dieses ersten Principats, die innere und die äußere Geschichte des Reiches bis zu Augusts Tode gesondert zu behandeln.

Als Augustus im Januar 27 sich mit dem Senat in so freundschaftlicher Weise auseinandergesetzt hatte, glaubte er zunächst mit seiner Macht-

stellung als Imperator, mit dem Besitze des tribunicischen Rechtes, und mit der Macht auskommen zu können, welche ihm das Consulat gewährte, welches er während der ersten Jahre seines Principats noch andauernd bekleidet hat. Das wirkliche Fundament seiner Macht und des Principats war aber seine Stellung als Imperator und die damit verbundene proconsularische Gewalt. Der Besitz und die Gewinnung derselben genügte denn auch später alle Zeit, um den Inhaber als den neuen Kaiser zu charakterisiren. Das Imperium, welches Augustus, formell zunächst für zehn Jahre, sich hatte übertragen lassen, war nicht identisch mit jenem, wie es Cäsar zuletzt gehabt hatte. Im Sinne des großen Juliers hatte die Annahme des Imperatorenamtes die Erneuerung des uralten römischen Königthums bedeutet. Das Imperium des Augustus dagegen sollte für die Hauptstadt Rom und für Italien nicht in Anwendung kommen. Augustus als Imperator besaß den ausschließlichen Oberbefehl über alle Soldaten des gesammten Reiches. In dieser Gestalt stand ihm das große stehende Heer, welches er, wie wir demnächst sehen werden, aus der Masse streitbarer römischer Bürger gebildet hat, unbedingt zur Verfügung. Und weiter, sämmtliche übrige Befehlshaber standen zu ihm in dem Verhältniß von Legaten. Der Kaiser ist Proconsul zunächst für alle Provinzen von dominirender, militärischer Bedeutung. Alle römischen Proconsuln gewöhnlicher Art führen seitdem, soweit sie kommandiren, den Befehl nur über Soldaten, die vor allem dem Kaiser angehören, ihnen von dem Kaiser nur geliehen sind. Sämmtliche Truppen im Reiche, wo sie auch stehen mögen, leisten dem Kaiser den Eid der Treue und des Gehorsams, und der Kaiser allein hat für das gesammte Reichsgebiet das Recht, Aushebungen und Bildung von Truppenkörpern zu verfügen und zu gestatten, Soldaten und Offiziere zu entlassen und zu verabschieden, die Offiziere und Unteroffiziere zu ernennen, und die militärische Hierarchie festzustellen, wie auch die militärischen Dekorationen jedes Grades zu verleihen. Diese Stellung als Imperator, — eine Bezeichung, die Augustus in der Form des Eigennamens führte, was seit Vespasian stetig geworden ist, — gab nun allerdings dem neuen Princeps die alle andern Machtelemente in Rom weit überwiegende reale Gewalt in die Hand. Dazu trat nun noch, daß Augustus sich Aegypten allein vorbehalten hatte, und daß dem Träger des Principats das Recht zugefallen war, sämmtliche Herrschaftsrechte in allen dem römischen Staate annectirten und in römische Verwaltung genommenen Königreichen und Fürstenthümern wahrzunehmen. Noch aber blieb Rom mit Italien, einige unvermeidliche Ausnahmen vorbehalten, der militärischen Gewalt des Kaisers nicht unterworfen. Verfassungsmäßig sollten hier keine Legionen stehen. Für die Halbinsel war Augustus auf das Consulat und das tribunicische Recht beschränkt, d. h. er hatte nach dieser Seite die persönliche Unverletzlichkeit und das Recht der Intercession. Um auch in Italien eine dominirende Stellung zu erwerben, bedurfte es noch eines neuen bedeutsamen Schrittes.

Augustus, so scheint es, überzeugte sich allmählich, daß die dauernde

Führung des Consulates für ihn unpraktisch war. Welche Motive schließlich entschieden, ist nicht näher bekannt. Man vermuthet jedoch, daß Augustus die mit dem Principat unverträglichen Principien der „Annuität" und namentlich der „Collegialität" zu eng mit dem Consulat verwachsen gefunden habe, um sich dessen für seine Zwecke mit Nutzen bedienen zu können. Eine wesentliche Aenderung wurde daher im Jahre 23 v. Chr. durchgeführt. In diesem Jahre, wo der Princeps sein elftes Consulat, zuerst mit Terentius Varro, nach dessen Tode mit Gajus Calpurnius Piso zusammen führte, erkrankte Augustus so schwer, daß alle Welt seinem nahen Ausgang entgegensah. Er selbst legte daher seinem Collegen Piso einen vollständigen Rechenschaftsbericht über die Streitkräfte und die Einkünfte des Reiches in die Hände. Einen Nachfolger aber im Principat oder vielmehr im Imperium ernannte er nicht, obwohl alle Welt es erwartete. Nur daß er dem Agrippa seinen Siegelring übergab, wie als eine Andeutung, daß der Staat für schwere Nothfälle sich der Hilfe dieses ausgezeichneten Mannes bedienen möge. Wider Erwarten gelang es dem Leibarzte des Princeps, dem Antonius Musa, durch glückliche Anwendung der damals noch gänzlich neuen Wasserkur den Augustus zu retten. Sobald der Fürst wiederhergestellt war, legte er nun aber auch (im Juni des Jahres 23) das Consulat nieder und erklärte zugleich, dasselbe nicht weiter regelmäßig führen zu wollen. Augustus hatte bei dieser Gelegenheit wieder die zarteste Rücksicht auf die republikanischen Formen und auf die Gefühle des Senates und des Volkes genommen; seine schwere Lebensgefahr hatte aber auch den Römern die bedenkliche Lage nahe gerückt, in welche sein jäher Tod sie hätte stürzen können. Sie waren daher sehr gern bereit, seinen Wünschen entgegenzukommen, als es sich nun darum handelte, das Principat nach der bürgerlichen Seite hin dauernd zu befestigen. Am 27. Juni dieses Jahres nämlich wurde dem Princeps die tribunicische Gewalt auf Lebenszeit und zugleich als Jahresamt in der Art übertragen, daß von da an die Kalenderjahre der tribunicischen Gewalt des Augustus gezählt wurden, womit dann auch die folgenden Kaiser, jeder für sich, fortfuhren. Es war dieses ein Schritt von außerordentlicher Wichtigkeit. Sachlich wurde der Kaiser nicht etwa Volkstribun, sondern er übernahm die tribunicische Gewalt; die gewöhnlichen Volkstribunen waren nicht etwa seine Collegen im Amte. Mit Uebernahme dieser Gewalt knüpfte der Princeps an das lebensvollste Element der alten Republik an, stützte er sich gerade auf jenes alte Machtelement, in welchem die römische Demokratie, die Mutter des Cäsarenthums, während der letzten hundert Jahre ihres Kampfes gegen die Oligarchie ihre stärkste Waffe gefunden hatte. Die neue verfassungsmäßige Ausnahmegewalt des Kaisers stützte sich auf die freieste, seit Alters in Rom populärste Magistratur, die sich in den letzten Menschenaltern der Republik nach verschiedenen Richtungen hin, namentlich nach Seiten der Gesetzgebung, eine nahezu schrankenlose Gewalt erobert hatte, die der neuen Kaisermacht jetzt als willkommenes Erbtheil in die Hand fiel. Dazu kam

ein fast schrankenloses Verbietungsrecht gegenüber der gesammten übrigen Magistratur, und auf der andern Seite, — durch die Lebenslänglichkeit und die Ausdehnung über das gesammte Reich noch erheblich gesteigert und gestärkt, — eine ebenso schrankenlose Gewalt, jeden Unterdrückten zu schützen. Die tribunicische Gewalt ist denn auch als die höchste mit dem Principat nothwendig verknüpfte bürgerliche Magistratur der rechte und volle Ausdruck der neuen kaiserlichen Herrschergewalt geworden und geblieben. Augustus persönlich rechnete auch von dieser Epoche ab die Jahre seiner Herrschaft. Bei seiner verständigen Art war es nun natürlich, daß er von der enormen Competenz, welche die tribunicische Gewalt ihm verlieh, für sich nur einen sehr mäßigen Gebrauch gemacht hat, während dagegen die schützende Seite derselben sehr bestimmt in den Vordergrund trat.

Für seine politischen Zwecke konnte Augustus jetzt um so sicherer mit dem Besitze der doppelten Machtstellung als Imperator und als Inhaber der tribunicischen Gewalt auskommen, weil ihm damals nun auch noch für die senatorischen Provinzen die Oberstatthalterschaft übertragen worden ist. Das heißt, er übte nun auch in diesen Provinzen eine höchste Macht aus, „ein gleichartiges, aber stärkeres Imperium", als die jedesmaligen daselbst regierenden Statthalter des Senats.

Der Kreis der konstitutionellen Rechte, welche Augustus zu erwerben wünschte, war damit der Hauptsache nach abgeschlossen. Aber es zeigte sich sehr schnell, daß das System, welches der Kaiser durchzuführen gedachte, auf Schwierigkeiten stoßen würde, die allmählich dem Principat einen wesentlich anderen Charakter geben mußten, als es in Augusts Absichten gelegen hatte. Der Princeps hatte sorgsam die alten Institutionen geschont; nun aber zeigte es sich schon i. J. 22 v. Chr., daß die alten regulären Magistraturen des Staates, und noch mehr ihre aristokratischen Träger, der Aufgabe nur unvollkommen gewachsen waren, außerordentlichen Schwierigkeiten in der Verwaltung mit Erfolg zu begegnen. Man hatte dem Kaiser für das Jahr 22 das Consulat wieder angetragen, ja sogar ihm angeboten, daß er es zugleich auf Lebenszeit und als Jahresamt führen solle. Augustus lehnte das mit Entschiedenheit ab. Nun aber wurde i. J. 22 Rom und Italien durch Pest und Hungersnoth, die Hauptstadt auch durch eine gewaltige Ueberschwemmung, sehr schwer heimgesucht, und dies gab Anlaß zu stürmischen Bewegungen des Volkes, welches jetzt sich bereits daran gewöhnt hatte, jede Besserung seiner Lage von dem Kaiser zu erwarten. Die Massen nöthigten den Senat, den Augustus zum Dictator zu ernennen, und bestürmten dann den Princeps mit der Aufforderung, diese imposante Machtstellung auf Lebenszeit zu übernehmen. Augustus aber lehnte dieses Anerbieten mit größter Entschiedenheit ab. Ebenso lehnte er es ab, die lebenslängliche censorische Gewalt zu übernehmen. Dagegen konnte er nicht umhin, wie es einst zeitweise Pompejus gethan, nunmehr bleibend die Oberaufsicht über das Getreidewesen, als „Curator Annonae" in die Hand zu nehmen. Es war der erste Schritt, der

ihn von dem Wege abführte, den er sich ursprünglich für seine politische Haltung vorgezeichnet hatte. Er sah sich jetzt genöthigt, nun auch persönlich für die Verwaltung, zunächst der Hauptstadt, einzutreten, und es war vorauszusehen, daß es dabei sein Bewenden nicht würde haben können, daß vielmehr der Kaiser sich allmählich gezwungen sehen würde, an die Spitze der gesammten Verwaltung zu treten. Denn die schlimmen Folgen der schlechten und unzulänglichen Verwaltung in den letzten Menschenaltern der oligarchischen Herrschaft waren nicht so schnell zu überwinden, und die Leistungsfähigkeit der aristokratischen Beamten zeigte sich auch in der kaiserlichen Zeit nur selten als recht zufriedenstellend, während die neuen Schöpfungen des kaiserlichen, jetzt definitiv den Aedilen aus der Hand genommenen, Proviantamtes für die Hauptstadt sich sofort großen Beifalls zu erfreuen hatten. Freilich war dieses nicht sehr wunderbar; gebot doch der Kaiser unbeschränkt über die ungeheuren Kornvorräthe des reichsten Getreidelandes der damaligen Welt, nämlich Aegyptens, so daß er im Stande war, Korn im Betrage des siebenjährigen Bedarfs der Hauptstadt aufspeichern zu lassen. Die Kosten trugen seit dieser Zeit theils der Staatsschatz der Republik, theils aber und wohl in höherem Grade die ägyptischen Einkünfte des Kaisers. Das neue ständige Getreideamt, welches Augustus jetzt unter seiner Leitung ins Leben rief, besetzte er vorläufig noch mit mehreren jährlich wechselnden Beamten aus der Reihe der gewesenen Prätoren. Aber bei der fortschreitenden Entwickelung des Principats änderte sich das zwischen den Jahren 8 und 14 n. Chr. dahin, daß der Kaiser an die Spitze dieses Amtes einen Präfekten des Getreidewesens stellte, der — nunmehr in bestimmtem Gegensatz zu der Art der republikanischen Magistraturen — als Einzelvertreter des Kaisers von ihm ohne feste Zeitgrenze, also auf Abberufung nach Ermessen, und zwar unter Ausschluß der Senatoren lediglich aus dem Ritterstande angestellt wurde. Diese Präfekten hatten die Aufgabe, den Markt der Residenz mit Korn und den sonst nothwendigen Lebensmitteln dauernd versehen zu halten, auch die dafür bestimmten Gewerbe, namentlich die Schiffer und Bäcker, zu überwachen. Für sie arbeiteten specielle Agenten in den Provinzen, aus denen Rom mit Proviant versehen wurde. Es war nur natürlich, daß diese Präfektur, eine der ansehnlichsten Stellungen in der seit Augustus neben der senatorischen sich neu entwickelnden Aemterlaufbahn, zu einer der wichtigsten Beamtungen der Kaiserzeit geworden ist.

Solche nicht senatorische Beamtungen aber für die unmittelbare städtische Verwaltung schuf Augustus schon i. J. 20 und wieder i. J. 11 v. Chr., ebenfalls für höchst praktische Zwecke. Der Versuch, i. J. 22 anstatt der ihm angetragenen censorischen Gewalt die alte Art der republikanischen censorischen Thätigkeit wieder zu beleben, war nicht vom Erfolge gekrönt. Es geschah darum auf Kosten der alten censorischen Competenz, daß Augustus, formell durch einen besonderen, von den Comitien bestätigten Senatsbeschluß beauftragt, zunächst (20) die Verwaltung der großen italischen Heerstraßen,

und neun Jahre später (11) auch die der römischen Wasserleitungen übernahm, und für beide hochwichtige Aufgaben neue selbständige und von ihm nach seinem Ermessen besetzte Aemter schuf, deren Vorstandschaft gewöhnlich in die Hände von Senatoren höheren Ranges gelegt wurde.

Auf der andern Seite widerstand Augustus mit großer Klugheit zäh und konsequent der Versuchung, den wiederholten Anträgen der Römer nachzugeben, die ihm gern eine stärker in die Augen fallende Gewalt übertragen hätten. Während noch mehrere Jahre nach 22 bei den Consulwahlen immer die eine Stelle offen gehalten wurde, von der man hoffte, daß der Princeps sie doch noch übernehmen sollte, kam es in der Hauptstadt zur Zeit einer mehrjährigen Inspektionsreise nach Sicilien, Griechenland und Kleinasien, die Augustus gegen Ende d. J. 22 antrat, um erst i. J. 19 nach Rom zurückzukehren, über die Frage der Besetzung der andern Consulstelle wiederholt zu erheblichen Schwierigkeiten, ja selbst zu blutigen Tumulten. Die Unruhen, zu welchen die Wahlen für das Jahr 19 führten, waren so erheblicher Art, daß der Senat endlich dem gewählten Consul Gajus Sentius durch die alte republikanische Formel außerordentliche Vollmachten ertheilen wollte. Der vorsichtige Sentius lehnte das jedoch ab, und nun beschickte der Senat den Kaiser durch Gesandte und forderte ihn zur Rückkehr auf, die auch, nachdem Augustus zuvor einen zweiten Consul designirt hatte, im Herbst d. J. 19 erfolgte.

Die Römer, die froh waren, die sichere Hand des Princeps wieder zu fühlen; die auch, wie wir später erzählen, allen Grund hatten, sich über die Leistungen Augusts in Asien zu freuen, überhäuften ihn wieder mit Ehrenbezeugungen mancherlei Art. Mehr aber, sie suchten ihn abermals zur Uebernahme der Dictatur zu bestimmen. Zweimal nach einander, i. J. 19 und i. J. 18 v. Chr., wurde ihm durch Senatsbeschluß und Volksgesetz dieses Amt angeboten, und zwar unter dem verhüllenden Namen einer „cura legum et morum". Aber der kluge Staatsmann, — so steht jetzt das Urtheil des größten modernen Forschers auf diesem Gebiete, — lehnte das Anerbieten beide Male beharrlich ab, unter der Erklärung, daß die verfassungsmäßig geführte tribunicische Gewalt, recht und voll gehandhabt, allen Bedürfnissen genüge. Derselbe deutsche Forscher verweist auch eine Reihe von Angaben des Historikers Cassius Dio, eines Zeitgenossen des Kaisers Severus Alexander, die bisher in der Geschichte Augusts eine erhebliche Rolle gespielt haben, in die Reihe unhaltbarer Berichte. Demnach hat Augustus weder damals (19) noch später (12) auf je fünf Jahre die censorische Gewalt übernommen. Er hat auch nicht i. J. 18 in furchtbar harter und rücksichtsloser Weise den Senat neu „geläutert", um zahlreiche Republikaner auszutreiben. Endlich aber hat Augustus damals nicht daran gedacht, sich zu den andern konstitutionellen Rechten nun auch noch die consularische Gewalt übertragen zu lassen; vielmehr hat kein Kaiser diese Gewalt als allgemeinen und festen Bestandtheil des Principats geführt. Wohl hat Augustus noch einige

Male eine Consulstelle übernommen, aber nur wie jeder andere Römer, und darin sind ihm die späteren Kaiser gefolgt. Die consularische Gewalt und zwar mit Einschluß (S. 5) ihrer früheren censorischen Befugnisse hat sich Augustus später durch Spezialgesetz noch zwei Mal übertragen lassen, als er (8 v. Chr. und 13/14 n. Chr.) einen Census in umfassender Weise anstellen wollte. Analoger Weise ist das dann auch von anderen Kaisern zu anderen Zwecken geschehen.

Dagegen hat sich Augustus sein Imperium (S. 7) im Jahre 18 v. Chr., als die ersten zehn Jahre desselben ihrem Ablaufe sich näherten, auf neue fünf Jahre (später im Jahre 13 wieder auf fünf, weiter i. J. 8 v. Chr. auf zehn, und wieder in den J. 3 und 13 n. Chr. beide Male auf je neue zehn Jahre) verlängern lassen. Es scheint endlich, daß Augustus bei seiner Rückkehr nach Rom i. J. 19 v. Chr. nach einer bestimmten Richtung das Recht erhalten hat, Verordnungen mit voller Gesetzeskraft zu erlassen. Sachlich machte allerdings das Principat von vornherein auf verschiedenen Punkten der legislativen Thätigkeit der alten republikanischen Gewalten eine fühlbare Conkurrenz. Mit der Beamtenstellung des Princeps hing es zusammen, daß er das Recht hatte, wie andere Großbeamte der Republik, von sich aus sogenannte Edicte zu erlassen, nämlich durch öffentlichen Anschlag der Bürgerschaft Mittheilungen zu machen, die zuweilen Befehle, häufiger noch Rathschläge und Ermahnungen enthielten. Durch solche Edicte wurden oftmals in allgemein giltiger Weise Personalverfügungen bekannt gemacht, die viele Leute gleichmäßig betrafen. Andere Edicte griffen aber auch materiell hinüber in das Gebiet der allgemeinen Gesetzgebung, theils in Gestalt von Regulirung specieller Fragen, theils in Gestalt von allgemeinen Festsetzungen, wie etwa für das Militärwesen, für die fiscalischen Hebungen, für das Verpflegungs-, Wasser- und Bauwesen der Hauptstadt. Daneben gingen aus der allgemeinen Regierungsthätigkeit des Kaisers andauernd eine große Anzahl von „Constitutionen" (Festsetzungen) oder „Acta" (nichtmilitärische Amtshandlungen) hervor, „einseitig magistratische Handlungen", welche in der Regel nicht allgemein, sondern nur für die jedesmal Betheiligten officiell zur Kenntniß gebracht wurden. Dieselben wurden authentisch in den kaiserlichen „Commentarien" oder Protokollen verzeichnet, in denen auch die bei dem Princeps eingereichten Anklagen, die von demselben ergangenen Entscheidungen, die von ihm ertheilten Privilegien, und Aehnliches eingetragen wurden. Dazu kam die kaiserliche Correspondenz, deren höchst bedeutsame Entwicklung uns in den spätern Epochen des Principats noch wiederholt begegnen wird; hier haben namentlich die den Beamten ertheilten Instruktionen, ähnlich wie die Edicte, wiederholt materiell auf die Gesetzgebung eingewirkt, indem „die neue Rechtsvorschrift gleichmäßig sämmtlichen Beamten in die Instruktion gesetzt wurde". Die Rechtsgiltigkeit solcher kaiserlichen „Constitutionen" war durch eine besondere, dem Gesetz über die tribunicische Gewalt einverleibte Clausel für Augustus, — und nachher

dessen Nachfolger, — in sehr ausgedehnter Weise anerkannt worden. Aber der Princeps war durch dieses Recht nur befugt, Maßregeln von sich aus vorzunehmen, wozu es eines Gesetzes oder der Befreiung von einem Gesetze nicht bedurfte, und weiter, die bestehenden Gesetze authentisch zu interpretiren. Da der Princeps nicht Monarch, sondern Beamter war, so konnte jede seiner Verfügungen durch seinen Nachfolger wieder aufgehoben werden, sobald sie derselbe nicht ausdrücklich oder stillschweigend erneuerte.

Bei der Ausnutzung des Rechtes der Gesetzanwendung theils in Sachen des Verwaltungswesens, theils zur Durchführung des Anspruches der Billigkeit gegenüber mancher Härte des formellen Rechtes, pflegte Augustus jedoch auch die jedesmal fungirenden Consuln zu betheiligen. Wurde dagegen ein eigentliches neues Gesetz gewünscht, so pflegte er den gewöhnlichen konstitutionellen Weg einzuschlagen. Das Principat ließ die gesetzgebende Gewalt der Comitien fortbestehen. Wie die übrigen alten Großbeamten der Republik, so hatte sich vor Allen der Kaiser (wahrscheinlich kraft seiner tribunicischen Gewalt) die „legislative Initiative" gesichert, und seine Aufgabe war es, seine Rogationen mit der Bürgerschaft zu vereinbaren. Dagegen ist nun dem Princeps, wahrscheinlich durch verschiedene Specialklauseln, das Recht verliehen worden, — wie das auch in republikanischer Zeit in einzelnen Fällen vorgekommen war, — nach verschiedenen Richtungen hin im Namen des Volkes Personalkonstitutionen zu erlassen, um in gewissen Fällen die legislatorische Befugniß einseitig auszuüben, so daß dann solche „einseitig gegebene Gesetze den unmittelbaren Comitialbeschlüssen rechtlich gleich standen". Diese Befugnisse hat dann das Principat „durch Generalisirung und Monopolisirung gesteigert". Im Zusammenhange mit dem auf den Princeps übergegangenen unbeschränkten Verfügungsrecht über den gesammten Grundbesitz der Gemeinde und der Entscheidung über Krieg, Frieden und Bündniß, gründet allein der Kaiser neue Kolonien und bestimmt über deren Rechtsstellung, verwandelt er allein unterthänige Gemeinden in „latinische", latinische in Bürgergemeinden, Bürgerkolonien in Bürgermunicipien und umgekehrt, und verlieh oder gestaltete er die entsprechenden städtischen Statuten derselben um. Ebenso hatte der Princeps das Recht, von sich aus bei jeder von ihm neu angelegten Bürgerkolonie auch Nichtbürger in unbeschränkter Zahl zuzulassen und denselben auf diese Weise das Bürgerrecht zu gewähren. Dagegen leitete sich zunächst aus seiner Competenz als Imperator das Recht her, den unter ihm im Heere dienenden Nichtbürgern bei deren Ausscheiden aus dem Dienst nach vollendeter Dienstzeit das römische Bürgerrecht regelmäßig zu verleihen. Weiterhin scheint dem Principat ziemlich frühzeitig durch Spezialklausel neben den einfachen Consequenzen des Feldherrnrechts in allgemeiner Weise das Recht zur Ertheilung der Civität mit seinen verschiedenen Modifikationen beigelegt worden zu sein. Endlich scheint auch die Gleichstellung von Freigelassenen mit den Freigeborenen stets von dem Kaiser abgehangen zu haben.

Ob nun aber wirklich irgend welche Ausdehnungen der Rechte des Augustus zu selbständigem legislativem Vorgehen in der oben angegebenen Richtung gerade in die Jahre 19 oder 18 v. Chr. zu setzen sind, wie noch immer mehrfach angegeben und angenommen wird, entscheiden wir hier um so weniger, je stärker und umfassender die glänzenden, aber noch nicht abgeschlossenen Entdeckungen der in dem letzten Jahrzehnt in Sachen des Augusteischen Principats neu eröffneten Untersuchungen die seit Alters über dasselbe bestehende Auffassung erschüttert haben. Wir bemerken hier nur noch, daß im Gegensatz zu den bezeichneten Rechten des Princeps dem Senat allein rechtlich wie thatsächlich bis auf Kaiser Domitian die Befugniß zustand, von einem bestehenden Gesetz zu entbinden, Ausnahmemaßregeln anzuordnen, Ausnahmegesetze zu erlassen, die in der Zeit des Principats freilich in der Regel durch den Kaiser benutzt oder veranlaßt wurden. Außer vielen anderen Angelegenheiten gehörte namentlich die Dispensation von verschiedenen für die Candidatur bei der Aemterbewerbung gesetzlich geforderten Qualifikationen, gehörte noch mehr das Recht der Begnadigung kriminell Verurtheilter und der Niederschlagung noch schwebender Untersuchungen, formell zu der Prärogative des Senats. Der Princeps persönlich war als Beamter der Republik mit seiner fest umschriebenen Competenz durch die Gesetze des Staates ebenso gebunden, wie jeder andere römische Bürger auch. Dagegen war er natürlich von der Beobachtung solcher allgemeinen Vorschriften befreit, die sich mit den ihm übertragenen amtlichen Aufgaben nicht vereinigen ließen, und scheinen manche der seit der Gründung des Kaiserthums erlassenen Gesetze den Princeps persönlich privilegirt zu haben. So lange das Recht der Dispensation von Gesetzen lediglich dem Senat zustand, war es diese hohe Behörde, bei welcher die Kaiser, wenn es einmal nöthig wurde, die Befreiung von gewissen Formalien oder hindernden Vorschriften für sich beantragten.

Die Erweiterung aber der mit dem Principat verbundenen Kompetenzen machte während der dem Jahre 18 v. Chr. folgenden Regierungsjahre des Augustus noch nach zwei Richtungen hin erhebliche Fortschritte. Einerseits nach Seite der sacralen Angelegenheiten. So wie das Kaiserthum seit seiner ursprünglichen Ausbildung durch Augustus und seine ersten Nachfolger sich darstellt, ist es üblich geworden, daß die Kaiser den sämmtlichen hohen Priesterschaften der Republik angehörten. Augustus war allem Anschein nach bei erster Gelegenheit, bei der ersten eintretenden Vacanz, von den wahlberechtigten Elementen in alle Priesterschaften hineingewählt worden, die ihm schicklicher Weise überhaupt angeboten werden konnten; und in diese Plätze sind nachher die Nachfolger ebenfalls regelmäßig eingetreten. Von wirklicher höherer Bedeutung aber wurde es, daß Augustus, — als der alte frühere Triumvir Lepidus, der langjährige Pontifex Maximus, im Jahre 12 v. Chr. endlich starb, — auch diese wichtige Stellung durch die Wahl der Tributcomitien sich übertragen ließ. Seit dieser Zeit haben sämmtliche rö-

mische Kaiser Jahrhunderte lang, selbst die christlichen, nämlich bis auf Gratian herab, das oberste Pontificat Roms geführt. Damit wuchs der jungen kaiserlichen Macht eine sehr erhebliche Erweiterung zu. Einerseits nämlich die Aufsicht über das gesammte Religionswesen, andererseits das Recht der unmittelbaren Ernennung der Priester in mehreren höheren und in den Collegien zweiten Ranges und der Vestalinnen, und einer sehr starken Mitwirkung bei der Ernennung neuer Priester in den obersten Collegien. Außerdem war es aber für Augustus in hohem Grade werthvoll, daß die bleibende Verbindung seiner hohen militärischen und bürgerlichen Beamtung mit dem höchsten Priesterthum des Staates dem Principat eine eigenthümliche religiöse Weihe verlieh. Augustus ging lange nicht soweit wie Cäsar, der als Dictator in allen Tempeln Roms und des Reiches seine Bildsäule unter denen der Götter hatte aufstellen, und sich einen eigenen Flamen hatte bestellen lassen. Die Triumvirn hatten dann zu Ende des J. 43 oder zu Anfang des J. 42 v. Chr. erzwungen, daß durch Beschluß des Senats und Volkes Cäsar als „Divus Julius" förmlich in die Reihe der Gottheiten der römischen Gemeinde aufgenommen wurde. Seit dieser Zeit stellte sich in Rom die eigenthümliche Bedeutung von Divus fest, als die „eines früher Mensch gewesenen Gottes". Damit wurde der Beschluß verbunden, der neuen Gottheit einen Tempel zu errichten, welcher 29 v. Chr. eingeweiht worden ist. Augustus für seine Person begnügte sich dagegen, seinem ganzen System entsprechend, als Sohn eines „Gottes" zu gelten, und theils durch seinen sacralen Namen, wie nunmehr durch die Stellung als höchster Pontifex eine gewisse religiös geweihte Höhe zu behaupten. Für Rom ließ er es nicht zu, daß ihm bei seinen Lebzeiten „göttliche" Verehrung zu Theil wurde. Doch duldete er es, daß nach Analogie früherer Erscheinungen in dem griechisch redenden Theile des Reiches, aber auch in Italien, manche Gemeinden ihm Tempel dedicirten, und daß in dem Festlied der Salier wenigstens sein Name unter die der Götter aufgenommen wurde.

Alle weiteren Fortschritte der Kompetenz des Principats liegen auf dem Gebiet der unmittelbaren Verwaltung der Hauptstadt. Augustus hat, ungewiß wann, zu den früher von ihm übernommenen Geschäften dieser Art (S. 13) auch noch die Leitung des gesammten hauptstädtischen Bauwesens an sich gezogen. Wahrscheinlich geschah es doch ziemlich gleichzeitig mit der Uebernahme (11 v. Chr.) der Aufsicht über alle Wasserleitungen der großen Welthauptstadt an der Tiber. Auch dieser Schritt führte wieder zu der Schöpfung neuer kaiserlicher Beamtungen. In Sachen der Wasserleitungen stifteten Agrippa und Augustus dem Staate eigene Wasserleitungsgesinde. Besonders wichtig ist es aber für die Hauptstadt geworden, daß der Kaiser sich entschließen mußte, endlich auch oberster Branddirektor zu werden, nämlich eine große Feuerwehr für Rom ins Leben zu rufen. Zur Zeit der Oligarchie war die Bau- und Feuerpolizei und das Löschwesen in Rom in schmählichen Verfall gerathen. Die ungeheure Stadt war seit der keltischen Zerstörung

des vierten vorchristlichen Jahrhunderts ziemlich regellos gebaut, die Straßen großentheils eng, die Häuser vielfach sehr hoch, ausgedehnte Ueberbauten der in den höheren Etagen aus Holz errichteten Stockwerke und andere feuergefährliche Anlagen nur zu häufig, und zerstörende Feuersbrünste sehr gewöhnlich. Das letztere um so mehr, weil in dem Zeitalter des Verfalls der alten sittlichen Kraft des Römerthums in Rom, — wie nachmals in dem Byzantion der Nachfolger des Arkadius und in dem Stambul der Osmanen, — die schmähliche Praxis eingerissen war, der Unzufriedenheit der Menge über Regierungsmaßregeln durch Brandstiftungen Ausdruck zu geben. Solchen Calamitäten vermochte die schlaffe Polizei der Aedilen und der sonst mit der Sorge dafür betrauten Beamten nur sehr unvollkommen zu wehren. Die oberste Leitung des Löschwesens war sehr schwerfällig, die aus Sklaven bestehende Löschmannschaft höchst unzulänglich. Als daher die Bemühungen des Kaisers, hier bessere und wirksamere Ordnung zu schaffen, keine Resultate erzielten, so nahm er im J. 6 n. Chr. die Sache in seine eigene Hand. Er bildete jetzt aus Freigelassenen eine sehr zahlreiche Wachmannschaft, das Corps der Vigiles, welches im Sinne einer durchgreifenden Reorganisation der bisher unter der Republik furchtbar vernachlässigten städtischen Sicherheitspolizei die doppelte Aufgabe hatte, als Feuerwehr zu arbeiten und als Schutzmannschaft gegen Räuber und Diebe zu dienen. Augustus hatte die gewaltige Stadt im J. 8 v. Chr. in vierzehn Regionen getheilt, deren jede eine Anzahl von Straßen umfaßte. Auf der Grenze von je zwei solchen Regionen, auf passenden Stellen, wahrscheinlich im Anschluß an die älteren Einrichtungen, wesentlich dem Laufe der alten servianischen Mauer folgend, richtete der Kaiser die Kasernen oder Hauptstationen dieser Gensdarmerie ein. Es waren sieben an der Zahl, so daß von jeder derselben je zwei Quartiere überwacht werden konnten. Die Einrichtung dieser Polizeimannschaft war vollkommen militärisch; sie galt als ein Theil des stehenden Heeres. Das ganze Corps bestand demnach aus sieben Cohorten, jede zu tausend bis 1200 Mann unter je einem Tribunen oder Obersten; jedes dieser Bataillone zerfiel in sieben Centurien zu durchschnittlich 150 Mann. An der Spitze der Vigiles stand ein höchstcommandirender Präfekt, der stets aus den Leuten des Ritterstandes genommen wurde. Dieses Amt wurde sehr schnell eines der angesehensten in der durch die Kaiser neu geschaffenen, mit Rittern besetzten Beamtenlaufbahn. Die Offiziere dieses Polizeikorps, welches im Range den Legionen nachstand, konnten von Anfang an in die eigentliche Besatzung der Hauptstadt und in die Legionen übertreten und dort weiter avanciren. Die Mannschaften dagegen gelangten zu solchem Uebertritt in die aus freigeborenen Bürgern gebildeten Heerestheile erst dann, als seit dem J. 24 n. Chr. gesetzlich festgellt worden war, daß ihnen eine sechsjährige (später eine dreijährige) Dienstzeit in der Feuerwehr das römische Bürgerrecht erwerben sollte. Zur Deckung der wahrscheinlich sehr ansehnlichen Kosten, welche die neue Schöpfung forderte, wurde eine Abgabe von vier Procent auf die Preise

der zum Verkauf kommenden Sklaven eingeführt. Mit der Einrichtung der neuen Feuerpolizei hängt endlich auch ein Edict des Augustus zusammen, welches die Höhe der in Rom zu erbauenden Häuser auf 66 bis 70 Fuß beschränkte.

Während also Augustus einen der bedeutsamsten Theile des hauptstädtischen Polizeiwesens nach dem Ablauf seiner Regierung mit großem Erfolge in seine Hand genommen hatte, gediehen seine Versuche, eine ständige Polizeidirektion in Rom einzuführen, noch nicht zum Abschluß. Augustus hat bei der Einrichtung des Principats allerdings von Anfang an darauf hingearbeitet, das alte Recht der Könige, welches bis zu der licinischen Gesetzgebung auch den Consuln zugestanden hatte, wieder ins Leben zu rufen und für die hauptstädtischen Angelegenheiten in der Person eines Präfectus Urbi bei zeitweiliger Abwesenheit des Princeps einen Stellvertreter einzusetzen; selbst mit der Erweiterung, daß eine solche Ernennung auch stattfinden konnte, wenn die Prätoren und (zur Zeit, wo er selbst das eine Consulat noch führte,) selbst wenn der andere Consul in Rom verweilte. Hatte früher zur Zeit des Aktischen Krieges und der Eroberung Aegyptens sein Freund Mäcenas in Rom sein Interesse wahrgenommen, so war in aller Form während Augusts Abwesenheit von Italien in den Jahren 27 bis 24 v. Chr. ein „Stadtpräfekt" beschäftigt gewesen. Agrippa hatte nachher im J. 21 v. Chr. zeitweise die Stellvertretung des Princeps zu führen, aber nicht in Gestalt eines Stadtpräfekten. Ein solcher hat unter dem ersten Principat noch einmal 16 bis 13 v. Chr. fungirt. Zu wirklicher Ausbildung ist unter Augustus dieses Amt noch nicht gekommen; und das war allerdings den wirklichen Anhängern der republikanischen Staatsordnung, die der Princeps dem Namen nach wiederhergestellt hatte, ganz lieb. Denn zu leugnen war es nicht, daß die Fixirung der außerordentlichen Gewalt, die mit demselben seiner Natur nach verknüpft war, mit der Form und dem Wesen einer Republik sich nicht wohl innerlich vereinigen ließ. Sie hatten vollkommen Recht; denn gerade von hier aus ist nachmals die senatorische Macht und Gerichtsbarkeit ganz vorzugsweise aus den Angeln gehoben worden, wie wir später zu zeigen haben werden.

Wir werden sehen, in welcher Weise der erste Nachfolger des Augustus die materielle Machtstellung des Principats noch auf einigen wichtigen Punkten erheblich verstärkt, und zugleich auf einer sehr wichtigen Stelle die alten konstitutionellen Rechte der Gemeinde erheblich schattenhafter gestaltet hat. In der Hauptsache jedoch war jetzt für lange der Kreis der Rechte beschlossen, auf welche sich die neu geschaffene Amtsgewalt des Princeps stützen sollte. Es liegt klar zu Tage, daß das Principat nicht als eine Monarchie bezeichnet werden kann. Es sollte staatsrechtlich eine neue, außerordentliche Magistratur sein, deren Kompetenzen nicht forterbten, sondern durch die konstitutionellen Gewalten des Reiches dem neuen Princeps erst übertragen wurden. Selbst

die Chance war grundsätzlich nicht ausgeschlossen, daß das Amt des Princeps eines Tages nicht wieder besetzt zu werden brauche. Nichtsdestoweniger verhüllte der schlichte Name des Princeps nur leicht die Thatsache, daß eine kolossale Gewalt in der Hand eines einzelnen, nicht nach alter Art durch Collegen und durch eine einjährige Amtsdauer beschränkten, Beamten lag, der gar keine Mühe hatte, mit seiner alle übrigen Machtelemente weit überbietenden legalen Kompetenz die Wirksamkeit des gesammten, äußerlich sorgsam geschonten, republikanischen Mechanismus matt zu setzen. Mit Recht bemerkt der größte Historiker Roms in unsern Tagen, daß politisch angesehen das wahre Wesen des Principats es gewesen sei, „für die realen Machtstellungen keine Namen, und für die Namen keinen realen Machtinhalt zu gestatten". Man kann auch sagen, die wirkliche Macht des Principats glich einem schlummernden Löwen. Die klügeren oder wohlwollenden Kaiser machten von derselben in der Regel nur einen bescheidenen Gebrauch; aber wenn sie in der Hand eines schlechten oder despotischen Mannes lag, gab es innerhalb des Reiches nichts, was ihr wirksamen Widerstand zu leisten vermocht hätte.

Wer die Dinge, wie sie unter der Staatsleitung des Augustus sich in Rom gestaltet hatten, nur von Außen ansah; wer dabei die schlichte, rücksichtsvolle, bescheidene Art ins Auge faßt, in welcher Cäsars Adoptivsohn seine Amtsgewalt handhabte und das auf den Namen, die Formen und die Etikette der Republik so eifersüchtige Volk und den stolzen Adel Roms mit äußerster Feinheit an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen verstand: der konnte leicht glauben, daß wenigstens das System der „Dyarchie" (S. 5) zu voller Wahrheit geworden sei. Namentlich die Machtstellung des Senats schien noch immer eine höchst bedeutende zu sein; mochte immerhin das hohe Haus längst nicht mehr mit der stolzen königlichen Versammlung der guten Zeiten der alten Republik verglichen werden dürfen. Die äußere Würde des Senats war kaum geschmälert. Mehr noch, es war deutlich zu erkennen, daß das neue Principat immer bestimmter dahin strebte, als Vertreter der römischen Bürgerschaft vielmehr den Senat als die Comitien in den Vordergrund zu stellen. Der Senat hatte, bloß staatsrechtlich angesehen, noch immer in den großen inneren Angelegenheiten des Reiches das entscheidende Wort zu sprechen. Der Imperator galt erst dann als legitimirt, wenn er die Anerkennung des Senats erhalten hatte; die bürgerlichen Kompetenzen des Princeps wurden demselben durch den Senat übertragen. Die gesetzgebende Thätigkeit übte das hohe Haus mit den Comitien noch immer in sehr umfassender Weise. Wir berührten wiederholt die bedeutenden Rechte, die nach dieser Richtung dem Senat geblieben waren. Augustus hatte selbst in Sachen seiner Competenz als Imperator dem Senate eine doppelte Concession gemacht. Obwohl der Kaiser allein über Krieg, Frieden und Bündnisse zu bestimmen hatte, so blieb es doch Herkommen — und manche Kaiser sind dem Senat noch weiter entgegengekommen —, daß die Friedensgesandtschaften besiegter Feinde an den Senat gewiesen, oder mindestens die Friedensbedingungen demselben

amtlich mitgetheilt wurden. Die Verwandlung eines abhängigen Staates in eine Provinz ging wahrscheinlich immer durch den Senat. Und weiter behielt der Senat das Recht, nach glücklichen Feldzügen für die Sieger den Triumph oder die Verleihung der Triumphalornamente zu beschließen. Erst seit Vespasians Zeit wurde es üblich, daß solche Beschlüsse nur auf Antrag des Kaisers gefaßt wurden, soweit es sich nicht etwa um Ehren handelte, die der Senat dem Princeps selbst zuerkennen wollte. Weiter aber gebot der Senat noch immer unmittelbar über einen sehr beträchtlichen Theil des Reiches, und damit namentlich auch über die seit Alters für die Senatsherrschaft so überaus wichtige Verwaltung des Aerarium, der Reichshauptkasse. Nur das hatte Augustus verändert, daß an Stelle von Quästoren jährlich zuerst zwei durch den Senat ernannte Prätorier, seit dem Jahre 23 v. Chr. dagegen zwei „Prätoren des Aerars" die große Staatskasse verwalteten, die nur ihren Amtsnachfolgern Rechnung zu legen und nur von dem Senat Zahlungsanweisungen anzunehmen hatten. Wollte der Kaiser einmal für seine Ausgaben das Aerarium in Anspruch nehmen, so mußte er erst bei dem Senat einen Zahlungsbefehl erwirken. Und analog hatte auch auf dem Gebiete des Münzwesens der Senat eine gewisse Gleichberechtigung mit dem Kaiser behaupten dürfen. Zunächst seit 27 v. Chr. hatte man sich dahin vereinigt, daß sowohl der Senat auf Rechnung des Aerars, wie der Princeps aus seinen Mitteln nach Belieben Gold- und Silbermünzen prägen lassen konnte. Mit dem Jahre 15 v. Chr. änderte sich das. Seit dieser Zeit übernahm der Kaiser ausschließlich das Recht, Gold und Silber ausmünzen zu lassen; ebenso ausschließlich fiel dagegen dem Senat die Berechtigung zu, Kupfergeld zu prägen. Diese Münzordnung hat dann bis auf Kaiser Aurelian herab festen Bestand gehabt. Wurde damit die Stellung des Senats auf diesem Punkte immerhin herabgedrückt, so hatte doch der Senat wieder den Vortheil, daß einerseits die jetzt wieder aufgenommene Kupferprägung, (die seit den Jahren 84—74 v. Chr. thatsächlich so gut wie ganz aufgehört hatte,) damals allein einen wesentlichen Gewinn abwarf, daß andererseits ihm die rechtliche Möglichkeit blieb, Creditgeld in unbeschränkten Massen in Umlauf zu bringen. Denn die Kupfermünzen wurden über den Metallwerth ausgebracht und mußten in Großzahlungen angenommen werden. Ehe jedoch die neue Kupfermünze ausgegeben werden durfte, scheint sie in den kaiserlichen Münzstätten einer Prüfung unterlegen zu haben. Seit dieser Zeit wurden nun theils Sesterzen (diese als Vierasstücke) und Dupondien aus Messing ($^1/_5$ Zink auf $^4/_5$ Kupfer), der As, der Semis (dieser bis auf Antoninus Pius) und der Quadrans (dieser bis auf Trajan) aus reinem Kupfer geprägt, alle Münzen jedoch ohne Beimischung von werthlosem Metall. Die alten Werthzeichen fielen jetzt weg, die Münzsorten wurden jetzt nach Gewicht und Größe unterschieden, und trugen neben dem Bildniß des Kaisers zum Unterschied von den spezifisch fürstlichen Münzen noch die Aufschrift S-C (senatus consulto).

Endlich aber hatte Augustus dem Senat auch eine sehr ausgedehnte Criminaljurisdiction verliehen. Dieses ist wahrscheinlich gleich bei der Umgestaltung des Senats (S. 6) unmittelbar vor der Gründung des Principates geschehen. Es konnte seit dieser Zeit, wie bei dem Kaiser (s. unten), so bei Consul und Senat gegen jeden wegen jedes Verbrechens Klage erhoben werden, und war der Consul bei der Fällung des Urtheils an die Urtheilsfindung des Senats gebunden. Damit wurde eine mit dem gewöhnlichen Criminalprozeß concurrirende und diesen ausschließende Urtheilsfindung erster und einziger Instanz geschaffen. Die Wahl zwischen dem ordentlichen Gericht der ständigen Geschwornenhöfe und dem außerordentlichen Senatsgericht stand theils bei dem Ankläger, theils bei der Behörde selbst; nur der Angeklagte konnte sich dem Verfahren nicht entziehen. Das Verfahren war natürlich vorzugsweise gegen Personen aus den höheren Ständen gerichtet. Senatoren und deren Familien, vornehmere Ritter, auswärtige, von dem Reiche abhängige Fürsten sind in großer Zahl vor diesen Hof gestellt worden. Aber es konnte auch die Klage vor dem Senatsgericht gegen Leute aller Art geringeren Standes zur Anwendung kommen, und unter Umständen ist das auch geschehen. Nur militärische Vergehen sind niemals vor den Senat gekommen. Es lag in der Natur des Senatsgerichtes, daß vorzugsweise politische Vergehen und Verbrechen, und ferner die der Beamten vor dieses Forum gebracht wurden. Welche schlimme Bedeutung gerade dieser Hof seiner Zeit für die sogenannten Majestätsprozesse gewonnen hat, erfahren wir später. Repetundenklagen sind allmählich immer häufiger vor dem Senat ausgetragen worden. Oft wurde aber hier auch über Verbrechen abgeurtheilt, die den Staat nicht unmittelbar berührten. Mord, Ehebruch (dieser leider in nur allzuhäufigen Fällen), Blutschande, Kindesunterschiebung, Fälschungen, und viele andere Frevel beschäftigten in starker Conkurrenz mit den gewöhnlichen Gerichtshöfen den Senat. Nicht selten wurde, so scheint es, eine Rechtssache bloß deshalb vor den Senat gebracht, weil bei seiner sehr umfassenden Kompetenz hier am besten über Anklagen entschieden werden konnte, bei denen es sich um das Zusammentreffen mehrerer Verbrechen in derselben Sache handelte. Auch das gehörte zu der Kompetenz des Senats als Justizhof, daß er unter Umständen die bestehenden Gesetze nicht bloß anwenden, sondern selbst corrigiren und ergänzen durfte. In Fällen, wo ein Strafgesetz mangelte, in dem gewöhnlichen Prozeß also Freisprechung hätte eintreten müssen, aber eine criminelle Strafe geboten schien, hat der Senat wiederholt Strafen erkannt; er hat aber auch wieder von einer Bestrafung abgesehen, wo das starre Recht sie gefordert hätte.

So bedeutend aber auch die Machtstellung des Senats in der formell unter dem Kaiserthum fortbestehenden Republik zu sein schien, in Wahrheit lag der Schwerpunkt der Reichsgewalt in der Hand des Princeps. Gerade die scheinbar imposante Macht des Senats, hinter welcher doch keine realen Machtmittel standen, die das hohe Haus unter

Umständen zu wirksamem Widerstand gegen den starken fürstlichen Theilhaber an der Regierung befähigt hätten, ist dem Senat wiederholt sehr verderblich geworden. Die Geschichte der Kaiserzeit zunächst bis zu der Epoche der Zersetzung während des dritten nachchristlichen Jahrhunderts wird uns zu zeigen haben, wie — wiederholte Pausen und Waffenstillstände ausgenommen — der Grundzug des Verhältnisses zwischen Kaiser und Senat ein schleichender, mehr oder minder verhüllter Kampf gewesen ist. Der ganze Bau der Dyarchie, wie ihn Augustus so kunstvoll oder vielmehr künstlich hergestellt hat, war derart, daß auf den verschiedensten Punkten, namentlich auf den Gebieten der Verwaltung und der Justiz, den Kaisern die Versuchung und die Möglichkeit gar sehr nahe lag, ihre Machtfülle auf Kosten der des Senats immer weiter auszudehnen und der Stellung des Principats immer mehr einen absolutistischen Charakter zu geben. Zeigte es sich nun im Laufe der folgenden Regierungen immer deutlicher, daß die senatorische Welt auch moralisch, auch ihrer sittlichen und intellektuellen Kraft nach, in der Regel nur selten im Stande war, ihre Stellung würdevoll zu behaupten und der Rivalität des Principats wirksam zu begegnen: so ist bis zu den Erschütterungen des dritten Jahrhunderts für das Verhältniß zwischen Senat und Princeps allezeit Alles von dem Charakter des jedesmal regierenden Kaisers abhängig gewesen. Edle und groß angelegte Naturen haben auch den Senat gehoben, haben es versucht und verstanden, sich mit demselben in gutes Vernehmen zu setzen, haben es verschmäht, die Grenzen zwischen den beiderseitigen Machtgebieten zu verschieben. Schwächere, dabei aber wohlgesinnte Kaiser hielten die Linie der Gleichberechtigung sorgsam inne; ja, es gab selbst Zeiten, wo eine Hofpartei sich gegen andere mächtige Elemente in dem Palast mit Erfolg auf die Curie zu stützen versuchte. Aber wehe, wenn brutale, rohe Menschen das Principat führten; für diese erschien die scheinbare Macht des Senats geradezu als eine stete Herausforderung, die der Senat und viele seiner Mitglieder unaufhörlich durch schnöde Demüthigungen jeder Art zu büßen hatten: Zustände, die bei längerer Dauer auf die politische Temperatur in dem hohen Hause in bedauerlicher Weise entnervend und demoralisirend einwirkten.

Augustus persönlich war dauernd bemüht, dem Senat gegenüber möglichst schlicht und rücksichtsvoll aufzutreten. Die Freiheit der Rede wurde nicht beschränkt, der Princeps selbst bewahrte bei den Verhandlungen die Linie bürgerlicher Gleichheit, er ertrug jeden Widerspruch, er verließ höchstens die Sitzung, wenn derselbe zu heftig und ungebührlich wurde. Auch sonst vermied er es, in seiner Staatsleitung die gewaltige Fülle der Macht, die allmählich „verfassungsmäßig" wie thatsächlich in den Händen des Princeps concentrirt war, ohne Noth fühlbar in den Vordergrund treten zu lassen.

Allerdings aber war diese Machtfülle so imposant, daß es für alle Zeiten so kluger und kühler Staatsmänner wie Augustus, oder hochgesinnter,

großmüthiger Männer bedurft hätte, um das System der Dyarchie nicht zu einem nur leicht verhüllten Absolutismus werden zu lassen. Jeden Augenblick, sobald der große Organismus des römischen Reiches arbeitete, konnte man deutlich spüren, daß in Wahrheit doch der kaiserliche Palast die eigentliche Centralstelle, der Punkt geworden war, von dem aus die antike, in römischer Umrahmung zusammengefaßte Welt ihre bestimmende Leitung erhielt. An sich schon war die Macht, welche der Oberbefehl über sämmtliche organisirte Streitkräfte des Reiches dem Kaiser verlieh, so wuchtig, daß im Falle eines Conflictes zwischen dem Princeps und den übrigen Gewalten der „Republik" jener unter allen Umständen die Oberhand behalten mußte, sobald nur die Truppen dem Kaiser die Treue bewahrten. Die großartige persönliche Thätigkeit, welche dem Princeps oblag, — weil er eben Beamter und nicht Monarch war, — die oberste Leitung des Kriegswesens, der Provinzialregierung, der gesammten auswärtigen Politik, des Bauwesens und so vieler Zweige der städtischen Verwaltung, gab dem Kaiser an sich schon ein Uebergewicht über alle übrigen selbständigen, das heißt nicht von ihm ernannten Beamten des Staates. Mehr aber, das System der Theilung der Gewalt war durch Augustus so vollständig durchgeführt worden, daß unter dem stillen, aber fühlbaren Drucke der fürstlichen realen Uebermacht die Macht der alten Gewalten fast unvermeidlich auf nahezu allen Punkten schrittweise zurückgedrängt werden mußte. Nicht nochmals davon zu reden, daß auf dem dem Principat zustehenden bürgerlichen Gebiet eine neue Hierarchie von Beamtungen gegenüber den senatorischen entstehen mußte, die mehr und mehr mit Leuten aus dem im Laufe der ersten 150 Jahre des Kaiserthums zu solcher Arbeit planmäßig geschulten Ritterstande besetzt wurden: so stand dem Princeps auch ein bedeutender legaler Einfluß zu auf die Wahl der altrepublikanischen Beamten oder „Magistrate", und weiter machte das Principat auch auf dem Gebiete der Jurisdiction den alten Gerichten erhebliche Conkurrenz.

Augustus hatte allerdings i. J. 27 v. Chr. bei der Gründung des Principats dem römischen Volke das während des Triumvirats suspendirt gewesene Recht zurückgegeben, in den Comitien nach alter Art die Beamten der Republik zu wählen. Aber dieses Recht sah er doch nur als ein „nothwendiges Uebel" an und hatte zu dessen fühlbarer Einschränkung sich zwei wichtige Befugnisse einräumen lassen: das Recht der Prüfung der Wahlqualifikation der Candidaten und das sogenannte Commendationsrecht. Anfangs (S. 10fg.) als stets wiedergewählter Consul, später mit den Consuln conkurrirend, übte er bei den Wahlen die Prüfung der Candidaten aus, von welcher zunächst die Zulassung zu der Wahl abhing. Natürlich hatten die von ihm anerkannten Candidaten faktisch einen erheblichen Vorsprung vor denen, die sich bei den Consuln meldeten. Das Recht der Commendation dagegen bestand darin, daß dem Kaiser die Befugniß zustand, eine Anzahl von Candidaten den Wahlkörperschaften in bindender Form zu empfehlen, wobei es ihm dann freistand, wie weit er immer von diesem Rechte

praktischen Gebrauch machen wollte. Bis zum Jahre 8 n. Chr. that Augustus das persönlich, in seinen letzten Lebensjahren durch öffentlichen Anschlag. Nur für das Consulat scheint das Recht der Empfehlung erst zu Neros Zeit an den Princeps gekommen zu sein, und für die übrigen Aemter nahmen die Kaiser doch immer nur eine ziemlich geringe Zahl der Stellen für ihre Empfohlenen in Anspruch. Dagegen scheint das kaiserliche Recht auch auf die Aemter der Colonien und Municipien Anwendung gefunden zu haben. Absetzungen der senatorischen Magistrate konnte der Kaiser nicht verfügen. Wohl aber vermochte er vermöge seiner tribunicischen Gewalt die Suspension eines solchen Beamten zu erwirken, oder auch nöthigenfalls an einen derselben die Aufforderung zu richten, seinen Abschied zu nehmen, die unter gewöhnlichen Verhältnissen einem Befehle gleichkam. Nicht minder fühlbar erstreckte sich, da seit Gründung des Principats die alte Volksjurisdiction endgültig beseitigt war, der konkurrirende kaiserliche Einfluß auch auf die gesammte Criminaljustiz, bei welcher übrigens das Principat die thatsächlich außer Anwendung gekommene Todesstrafe sofort wiederherstellte. Als ordentliche Criminalbehörden für Rom und Italien und für die in den Provinzen zerstreut lebenden römischen Bürger fungirten die Prätoren und die sonstigen Vorsteher der ständigen Gerichtshöfe mit den ihnen zugetheilten Geschwornenkollegien. Die Liste nun der Geschworenen für diese Höfe und zugleich für die in Rom zur Entscheidung kommenden ordentlichen Civilprozesse hatte in den letzten Zeiten der Republik von Jahr zu Jahr der städtische Prätor aufgestellt. Mit der Gründung aber des Principats ist diese Aufgabe auf die Kaiser übergegangen, die sie nun andauernd bis zum Anfang des dritten nachchristlichen Jahrhunderts (sachlich bis zum Verschwinden des Geschwornenverfahrens aus dem Civil- und Criminalprozeß) in der Art wahrnahmen, daß sie die Liste der Geschwornen alljährlich neu revidirten und ergänzten, während nunmehr die Geschwornen selbst auf Lebenszeit berufen wurden. Die Zahl der Geschwornen ist allmählich von 4000 auf 5000 erhöht worden; unter positivem Ausschluß der Senatoren wurde jetzt für drei Viertel dieser Männer als Vermögensqualifikation der Rittercensus gefordert, für den Rest die Hälfte desselben. Außerdem aber hatten die Kaiser, die den Sitzungen der Geschwornenhöfe häufig beiwohnten, das Recht, bei Criminalprozessen, — wenn einmal eine Verurtheilung mit der Mehrheit nur Einer Stimme erfolgt war, — durch Hinzufügung der ihrigen Stimmengleichheit und damit Freisprechung herbeizuführen.

Weit energischer und fühlbarer jedoch griff das Principat in die Criminaljustiz dadurch ein, daß seit Gründung desselben in Conkurrenz mit den ordentlichen Höfen und der (S. 23) neuen außerordentlichen senatorischen Gerichtsbarkeit nun auch ein neues, eigenes, höchstes, „der letzteren ebenbürtiges und gleichartiges", kaiserliches Strafverfahren ins Leben trat. Von Rechtswegen konnte jede Person wegen jedes Verbrechens, wie vor das senatorische, so vor das „Kaisergericht" gestellt werden, namentlich auch Sena-

toren, was jedoch, wie sich zeigen wird, in der Zeit nach dem Aussterben des julisch-claudischen Hauses der Hauptsache nach aufgehört hat. Da indessen weder der Senat noch der Kaiser verpflichtet waren, jede vor ihr Forum gebrachte Sache auch anzunehmen, so ist thatsächlich von dem Rechte nur ein beschränkter Gebrauch gemacht worden. Es ist aber charakteristisch, daß in der Regel mehr politische und persönliche, als juristische Erwägungen den Ausschlag gaben, ob ein Prozeß vor dem Senat, vor dem Kaiser, oder vor den gewöhnlichen Gerichten behandelt werden sollte. Im Ganzen wurde das durch den Kaiser persönlich geleitete Verfahren, — bei welchem der Kaiser, gewöhnlich unter Zuziehung von berathenden Beisitzern, als Einzelrichter fungirte und selbst die Entscheidung fällte, — doch nicht allzu häufig angewendet. Irgend tüchtigere Kaiser vermieden es, Anklagen wegen gegen sie selbst begangener Verbrechen und wegen Beamtenverbrechen, wie auch geringfügige Sachen und Verbrechen niedrig stehender Personen, persönlich zu behandeln. Dagegen gehörten die Anklagen gegen die Offiziere vom Centurio aufwärts, und die Verschuldungen der vom Kaiser in der Verwaltung, namentlich im Finanzwesen beschäftigten Privatpersonen, recht eigentlich vor den Fürsten. Augustus scheint seine persönliche Gerichtsbarkeit vorzugsweise da haben eintreten zu lassen, wo schwere Privatverbrechen in den höheren Schichten der römischen Gesellschaft einerseits eine möglichst eingehende Untersuchung der Thatfrage erforderten, andrerseits aber selbst die halbe Oeffentlichkeit der Verhandlungen vor dem Senat nicht unbedenklich erschien. In Betreff der Rechtsnormen und Rechtsformen waren auch für das Kaisergericht die Regeln des ordentlichen Strafprozesses maßgebend. Doch stand es dem Princeps zu, nach seinem Befinden das Gesetz zu vollziehen, die Strafen zu mildern oder auch zu verschärfen. Daneben fanden aber auch „Delegationen" des kaiserlichen Strafrechts statt. Ehe sich, was erst seit Tiberius geschehen ist, die bedeutungsvolle Macht des Polizeipräsidenten von Rom und des Commandeurs der Kaisergarde ausgebildet hat, kommen nach dieser Richtung nur erst die Statthalter der Provinzen in Betracht. Zunächst war das eigene Strafrecht derselben auf die Prozesse der Nichtbürger und auf die nicht kapitalen der in den Provinzen lebenden römischen Bürger beschränkt. Aber es zeigte sich allmählig immer weniger ausführbar, die sämmtlichen eines Kapitalverbrechens angeschuldigten Bürger zur Aburtheilung nach der Reichshauptstadt zu schicken. Man half sich endlich damit, daß der Kaiser an sämmtliche Statthalter des Reiches sein Recht, auf Kapitalstrafen zu erkennen, in der Art delegirte, daß die Sendung nach Rom auf gewisse Kategorien, namentlich die Senatoren, die höheren Offiziere, die Decurionen der Municipien, eingeschränkt wurde. Eine Appellation fand dagegen in der Art statt, daß der Angeklagte, wenn er römischer Bürger war, die Competenz des Provinzialgerichts bestritt, und die Berufung einlegte auf die hauptstädtischen Behörden, namentlich auf den Kaiser persönlich. Aber auch wer das Recht der Ablehnung des Gerichts nicht besaß, konnte doch an die persönliche Entscheidung des Princeps appelliren.

In analoger Weise stand dem Princeps auch auf dem Gebiete der Civiljurisdiction ein sehr ausgedehnter Einfluß zu. Nicht nur, daß er ja, wie wir sahen, die Liste der Geschworenen aufzustellen hatte, und die Akte der sogenannten „freiwilligen" Gerichtsbarkeit ebensogut vollziehen konnte, wie jeder andere Oberbeamte, so war es möglich, daß auch jede nicht criminelle Sache von den Parteien — anstatt vor den zunächst kompetenten Magistrat — zur Entscheidung vor den Princeps gebracht wurde. Während jedoch die Kaiser von dieser Berechtigung gewöhnlich nur dann Gebrauch machten, wenn es sich darum handelte, daß eine besondere, die Befugniß des kompetenten Magistrats überschreitende Begünstigung erwirkt werden sollte, haben die Kaiser, namentlich späterhin, dagegen häufiger durch prozeßleitende Dekrete in den Gang der Rechtspflege eingegriffen, theils indem sie den kompetenten Magistrat veranlaßten, sich einen Stellvertreter zu ernennen, auch wohl ihm denselben bezeichneten, theils indem sie die in den eben vorliegenden Fall einschlagenden Rechtsfragen materiell durch ein den Richter bindendes Reskript feststellten. Dagegen galt es immer als ein Uebergriff, als eine Rechtsverletzung, wenn der Princeps einen Rechtshandel, der vor Geschworene gehörte, im Wege der „Cognition" vor sich zog, was jedoch im Laufe der weiteren Ausbildung der späteren Monarchie Seitens des Kaisers und der Beamten immer mehr Gewohnheit geworden ist. Daneben geschah es auch, daß der kompetente Magistrat selbst sich an den Kaiser wandte, wenn jenem entweder die Rechtsfrage zweifelhaft war, oder nach Lage des Falles eine Abweichung von der bestehenden Rechtsvorschrift geboten schien. Noch wesentlicher kam die kaiserliche Civiljurisdiction zur Geltung, wenn die Partei von der Entscheidung des kompetenten Magistrats appellirte. Nach den Grundsätzen der durch Augustus geschaffenen Verfassung unterlag jedes Dekret jedes Magistrats der Berufung entweder an den Kaiser, oder an Consuln und Senat, und der Reformirung durch eine dieser höchsten Behörden. Nun behauptete das Kaiserthum mit seltenen Ausnahmen thatsächlich dahin das Uebergewicht, daß einerseits die Appellation von den kaiserlichen Legaten ausschließlich an den Fürsten ging, und daß andrerseits der letztere auch gegen die Entscheidungen der senatorischen Statthalter, wie auch der Magistrate Roms und Italiens angerufen werden konnte. Dagegen war gegen einen Spruch von Geschworenen als solchen die Appellation nicht statthaft; nur daß — wie es schon zur Zeit der alten Republik geschehen war — der Kaiser wie das consularisch-senatorische Gericht in der Lage war, einen Spruch, der durch Betrug, Zwang oder Bestechung beeinflußt schien, für nichtig zu erklären und die Sache zu nochmaliger Aburtheilung an andere Geschworne zu verweisen. Die Appellation stand indessen nur den römischen Bürgern und auch diesen nur in wichtigen Sachen zu, auch nur binnen einer bestimmten Frist, und an den Princeps nur, wenn keine Mittelbehörde zur Annahme derselben kompetent war. Da jedoch auch bei solchen Beschränkungen der Kaiser unmöglich alle an ihn gehenden Appellationen in Civilsachen persönlich entscheiden

konnte, so verfügten die Herrscher immer häufiger bestimmte Delegationen. Zunächst wurden wiederholt bestimmte Fälle durch Specialmandat einem Richter zur Entscheidung übertragen. Die Handhabung einer „allgemeinen Rechtshilfe", die über das geltende Recht hinausging, wurde von Anfang an den Consuln übertragen. Die Appellation aber von den Dekreten der rechtsprechenden Magistrate der Hauptstadt übertrug Augustus zunächst von Jahr zu Jahr dem Stadtprätor; die aus den Provinzen kommenden dagegen an besondere, für jede einzelne Provinz aus den Consularen bestellte Beauftragte. Von solchen Delegirten war dann noch immer die letzte Berufung an den Kaiser persönlich zulässig.

Es liegt auf der Hand, welches Uebergewicht unter allen Umständen auch unter gewöhnlichen Verhältnissen diese ausgedehnte Kompetenz dem Princeps über die alten Magistraturen und den Senat verleihen mußte. Aber der Kaiser persönlich war auch im Stande, auch auf den Senat ganz unmittelbar sehr energisch einzuwirken. Wie sich bei dieser sogenannten Dyarchie die Rechte und Geschäfte des Princeps auf allen Punkten mit denen der alten Gewalten kreuzen oder verschlingen, so war ja der Kaiser von dem Senat gar nicht getrennt. Er saß selbst in dem hohen Hause, er konnte jeden Augenblick daselbst Anträge stellen, Senatsbeschlüsse veranlassen, er hatte als „Princeps Senatus" einen starken moralischen Einfluß auf die Abstimmungen der Reichsräthe, dem sich dieselben, — auch dann, wenn sie als Gerichtshof fungirten, — ihrer Mehrheit nach nur schwer entzogen, endlich gab ihm sein tribunicisches Recht unter Umständen auch hier ein fühlbares Uebergewicht. Endlich aber hatte der Kaiser, obwohl erst Domitian auf dieser Seite einen sehr bedenklichen Schritt zur Erweiterung der fürstlichen Macht gethan hat, schon seit Augustus einen gewissen Einfluß auf die Zusammensetzung des Senates. Bei der Gründung des Principats hatte er auch die Wege zum Eintritt in den Reichsrath und zu dessen Ergänzung neu festgestellt. Man trat jetzt in den Senat in erster Reihe durch Bekleidung der alten großen Aemter der Quästur, des Volkstribunats, der Aedilität, der Prätur und des Consulates. Wir wissen seit Alters, daß einstweilen noch immer bei dieser Art der Senatsergänzung der in den Wahlen zu den Aemtern sich ausdrückende Wille des Volkes zur Mitwirkung kam, erinnern aber daran, daß das Recht der Kaiser zur Empfehlung einzelner Candidaten indirect auch auf die allmähliche Färbung des Senats einwirken mußte. Außerdem aber wurde unter dem Principat auch die alte censorische Art der Ernennung von Senatoren wieder aufgenommen, und wenn Kaiser, wie wahrscheinlich Augustus selbst, später Claudius, Vespasian und Titus, censorische Geschäfte übernahmen, so haben sie auch die censorische „lectio" des Senats vollzogen, dabei auch das Recht erhalten, unter Umständen die Normalzahl des Senats zu überschreiten. Außerdem konnte in einzelnen Fällen Seitens des Senats selbst außerordentlicher Weise das senatorische Stimmrecht verliehen werden; namentlich ist es üblich geworden, daß den zur Nachfolge in

Aussicht genommenen Prinzen gleich mit dem Ausscheiden aus dem Knabenalter der Eintritt in die Curie geöffnet wurde. So lange nachher die Censur noch fortbestand, ist andrerseits auch das alte Recht, Senatoren aus dem Hause auszustoßen, wieder zur Anwendung gekommen. Ebenso konnte nach wie vor, jetzt aber nur noch in Folge von Urtheilen des Senatsgerichts, Ausstoßung von Senatoren aus dem Hause auf Grund krimineller Verurtheilung eintreten. Nun aber wurde es sehr wichtig, daß der Kaiser persönlich, später mit Hilfe von drei Vertrauensmännern, die Qualifikation der Senatoren überwachte. Es war seit Alters üblich, daß der Wegfall einer der gesetzlich für den Sitz in dem Reichsrath geforderten Qualifikationen den Verlust der senatorischen Stellung nach sich zog. Augustus führte es nun ein, daß Seitens des Principats alljährlich das Album des Senats öffentlich ausgestellt und revidirt wurde. Dabei löschte man die Namen nicht nur der Verstorbenen, sondern auch der nicht mehr Qualificirten. Da ist es nun sehr wichtig geworden, daß Augustus schließlich den senatorischen Census auf Eine Million oder auf 1,200,000 Sestertien (217,521 oder 261,024 Mark) festgestellt hat. Da die in Vermögensverfall gerathenen Senatoren von Rechtswegen ausscheiden mußten, so gewann der Kaiser das überaus wichtige Recht, wenn das eintrat, entweder durch ein Gnadengeschenk dem mit Verlust seines Sitzes bedrohten Senator aufzuhelfen, oder aber den wirklichen Austritt des Verarmten zu veranlassen.

Aus Allem, was wir bisher dargelegt haben, ergiebt sich allerdings, daß die thatsächliche Uebermacht des Princeps über die alten Gewalten der Republik eine ganz unleugbare und trotz aller Verhüllungen eine sehr fühlbare gewesen ist. Aber noch ein Anderes ist sofort bemerkbar, was je nach der Natur, der Begabung und dem Charakter der vielen Nachfolger des Augustus, zunächst bis zu den militärischen Kaisern des dritten Jahrhunderts, sehr verschieden auf die Leitung des ungeheuren Reiches eingewirkt hat. Der Princeps war nicht Selbstherrscher, er war der Theorie nach Staatsbeamter, und zu persönlicher Arbeit so berufen wie verpflichtet. Aber wenn er die Sache nur irgend gewissenhaft nahm, so mußte es sich schnell zeigen, daß die ungeheure Fülle von Geschäften, die ihm zugetheilt war, theils die Oberleitung in gewissen Richtungen, theils höhere und niedere Rechtsgeschäfte, theils endlich ein sehr umfassender Theil der unmittelbaren Verwaltung, Ansprüche an den Kaiser stellte, denen ein einzelner Mann bei aller Energie und Begabung auf die Dauer gar nicht gerecht werden konnte. Es mußte das natürlich dahin führen, daß mehr und mehr dem Principat eine große Anzahl höherer und niederer Hilfsbeamten zur Seite traten, daß sich allmählich neben der alten republikanischen eine neue Beamtenhierarchie ausbildete, die endlich nach Verlauf von drei Jahrhunderten bei der Einführung der wirklichen Monarchie durch Diocletian und Constantin den Großen die alte vollständig verdrängt und die Mittel zu einer gänzlich neuen Organisation des nivellirten Reiches geboten hat.

Die Geschichte wird uns auch nach dieser Seite hin die schrittweise Entwicklung des Principats zeigen. Für die Zeit des Augustus, wo uns bereits eine Reihe solcher neuer Oberbeamtungen mit zahlreichem niederen Personal begegnet, bemerken wir nun noch, daß ein Element noch vollständig fehlt, nämlich das großer umfassender Reichsämter oder Reichsministerien. Augustus hatte das ungeheure Reich mit seinen nahezu hunderttausend Quadratmeilen und mehr als 90 Millionen Einwohnern noch so übernommen, wie er es von der Republik und von Cäsar überkam, nämlich als ein unorganisches Aggregat von annektirten Staaten wie Aegypten, von großen Provinzen oder Commandos, von föderirten Gemeinden und in den Rahmen des Reiches eingeschlossenen Vasallenländern sehr verschiedener Art. Da bleibt nun die Zeit des Principats bis zu den neuen großen Organisationen des Diocletian auch nach dieser Seite ebenso sehr ein Zeitalter des Ueberganges, wie in Sachen der Verfassung und Verwaltung. Noch sehr lange bleibt der politische Zusammenhang der ehemaligen „Unterthanen" der Republik mit dem Centrum des Reiches in der Hauptsache durch die Statthalter vermittelt. Aber die Nivellirung ist doch in stetem Vorwärtsschreiten begriffen. Unter Augustus macht sie sich sehr stark zunächst dadurch bemerkbar, daß doch die Verbindung der zusammen dem Kaiser unterstellten Provinzen mit dem Palast viel inniger wurde, als die der übrigen, vom Senat aus regierten „Aemter". Und die gesammte Thätigkeit zunächst des Augustus zu Gunsten der Provinzialen wirkte andauernd in dieser Richtung weiter fort. Große administrative Centralstellen aber für das gesammte Reich, wie sie seit Diocletian ins Leben gerufen worden sind, gab es, wir wiederholen es, damals in der alten Welthauptstadt an der Tiber noch nicht.

Dagegen fehlte es von Anfang an nicht an Einrichtungen neben dem Principat, die darauf berechnet waren, die persönliche Thätigkeit des Kaisers zu stützen und zu ergänzen. Minister im Sinne der modernen monarchischen und republikanischen Staatswesen, mit bestimmt ausgezeichneten Ressorts, Kompetenzen und Bureaus, wie sie auch den Kaisern seit Constantin nicht mehr fehlen, kannte allerdings das Principat noch nicht. Dagegen hat sich Augustus sowohl ein „Consilium", wie einen politischen Staatsrath geschaffen. Das Consilium diente zur Unterstützung des Kaisers bei seiner höchsten richterlichen Thätigkeit, die wir kennen gelernt haben. Bis auf Trajan entbehrte dasselbe jedoch noch immer einer festen und dauernden Organisation. Es wurde aus dem Kreise aller dem Princeps nahe stehenden, irgend geeignet erscheinenden, Persönlichkeiten zusammengesetzt, unter vorzugsweiser Berücksichtigung rechtskundiger Männer. Die erwachsenen Söhne des Kaisers, vornehme Senatoren und angesehene, namentlich im Haus- und Hofdienst des Princeps stehende Ritter bilden die Elemente dieser Versammlung, die bei der kaiserlichen Rechtspflege und Rechtweisung, bei Criminal- und Civilsachen, und bei der gesammten Verwaltungsjurisdiction, wie bei den von den Municipien an den Kaiser gerichteten Anfragen und Bitten sehr entschieden betheiligt war.

Während das Consilium später eine bessere Organisation erhalten hat, behielt der politische Staatsrath immer nur einen vorübergehenden Charakter. Augustus zunächst veranlaßte, daß aus einem Theile der im Amte befindlichen Magistrate und aus fünfzehn durch das Loos bestimmten Senatoren auf je sechs Monate ein Ausschuß gebildet wurde, mit welchem der Kaiser dann die im Senat, im Plenum, zu verhandelnden Angelegenheiten vorberieth. In seinem letzten Lebensjahre ist mit Rücksicht auf sein hohes Alter, welches dem Augustus das Erscheinen in der Curie nur noch schwer möglich machte, dieser Ausschuß noch erheblich erweitert und demselben das Recht beigelegt worden, unter Vorsitz des Kaisers in dessen Hause im Namen des ganzen Senats zu beschließen. Als nachher Tiberius der Nachfolger Augusts im Principat wurde, schuf sich dieser einen bleibenden Staatsrath, in welchen er außer mehreren persönlichen Vertrauensmännern zwanzig vornehme Männer aus den Ständen der Senatoren und der Ritter berief. Wie es dann die späteren Kaiser damit gehalten haben, ist nur sporadisch bekannt. Wahrscheinlich aber sind solche Staatsräthe nur je nach dem besonderen Bedürfniß der einzelnen Regenten jedesmal zusammengesetzt worden. Daneben geht andauernd hin, je nach dem Charakter der verschiedenen Kaiser, der Einfluß von einzelnen Vertrauensmännern derselben, die weder als Günstlinge (obwohl es selbstverständlich an solchen nicht fehlt), noch als „Minister" zu bezeichnen sind, und oft keineswegs in Staatsämtern stehen. Für das Zeitalter des Augustus hat nach dieser Richtung neben dem überall uns begegnenden Agrippa namentlich Gajus Cilnius Mäcenas einen hervorragenden Namen gewonnen. Dieser war ein Mann, wie ihn gerade erst Octavian, hernach Augustus brauchte, und in vielen Punkten Gegensatz und Ergänzung zu dem unermüdlich rüstigen, praktisch vielseitigen, rauh plebejischen und energisch ehrgeizigen Agrippa. Der Abkömmling eines alten hochadeligen etruskischen Geschlechts von Arretium (geboren um 69 v. Chr.), schon frühzeitig der treue Anhänger und Vertraute Octavians, hatte er demselben während der stürmischen Zeiten des Triumvirats verschiedene gute diplomatische Dienste geleistet, seiner Zeit (40 v. Chr.) Octavians Heirath mit Scribonia, dann sehr wesentlich die in dem Vertrag von Brundisium gipfelnde Aussöhnung mit Marcus Antonius vermitteln helfen, auch sonst seit 36 v. Chr., obwohl nur ritterlichen Standes und ohne eine bestimmt formulirte Amtsgewalt zu besitzen, wiederholt in Octavians Abwesenheit mit außerordentlichen Vollmachten für seinen gewaltigen Freund die Aufsicht über Rom und Italien erfolgreich geführt. Obwohl die Freundschaft zwischen beiden Männern nicht immer ungetrübt blieb, so behauptete doch Mäcenas unter dem Principat noch lange einen sehr bedeutenden Einfluß als zuverlässiger Vertrauter des Augustus. Ohne gerade höhere Begabung zu besitzen, war sein richtiger Blick, sein kluger, feiner und maßvoller Rath für den Kaiser von großem Werthe. Die Persönlichkeit des Mäcenas war für Augustus sehr bequem; denn sein Vertrauter gehörte, wie früher jener berühmte Titus Pom-

ponius Atticus, zu den Naturen, denen bei glücklicher Vermögenslage und einer behaglichen Existenz in einer Villa auf dem esquilinischen Hügel der Ehrgeiz wie der Neid fremd waren. Geschmeidig, in Augusts Diensten gewandt und gefällig, gegenüber den Spöttereien des kaiserlichen Freundes über sein weichliches, putzsüchtiges, bequemes Wesen duldsam, fehlte ihm doch weder der Muth noch der Erfolg, wenn es einmal galt, dem Augustus ein freies, selbst rücksichtsloses Wort zu sagen. Im Allgemeinen war er sehr geneigt, seinen Einfluß in mildem und wohlwollendem Sinne geltend zu machen, so daß sein Tod im Jahre 8 v. Chr. mehrfach schmerzlich empfunden wurde.

Die Beamtungen dagegen, welche das Principat sich geschaffen hat und sich schaffen mußte, sind eben so zahlreich wie mannigfacher Art. Im Gegensatz zu den Trägern der aus der Republik übernommenen Aemter galt hier überall das System, daß die „Gehilfen" des Kaisers bei einer im Ganzen fest geordneten und dauernden Kompetenz persönlich von dem Princeps ernannt wurden und von ihm jederzeit, als ohne bestimmte Zeitfrist angestellt, wieder entlassen werden konnten. Nur daß in der Praxis sich hier die Führung des Amtes gewöhnlich als viel länger dauernd erwies, als bei den alten Magistraturen. Dagegen haben sich die Kaiser bei der Auswahl sehr bestimmte Schranken gezogen und dieselben auch gewöhnlich innegehalten. So weit nicht die Haus- und Hofämter in Frage kamen, bei denen gewöhnlich die „eigenen" Leute des Kaisers, also für die ältere Zeit namentlich Freigelassene verwendet wurden, wählten die Kaiser für die höheren Aemter im Heeres- und Civildienst ihre Hilfsbeamten nur aus Rittern und aus Leuten senatorischen Standes. Die „gemeinen Freien", römische Bürger und Unterthanen, bilden für das Principat das Material für den Dienst als Soldaten, Unteroffiziere, und Offiziere niederen Ranges. Die Leute senatorischen Ranges konnten, wie wir noch unten näher sehen, auch als Tribunen oder Obersten der Legionen verwendet werden; für sie waren speziell vorbehalten die Stellungen als Legaten oder Commandeurs der Legionen, ferner die Stellungen als Verwalter der kaiserlichen Provinzen unter des Fürsten proconsularischer Hoheit, wie endlich einige der auf Rom und Italien beschränkten höchsten Stellen der kaiserlichen Verwaltung, später namentlich die des Polizeipräsidenten. Alle diese Aemter, vielleicht die hohen Offiziersstellungen ausgenommen, sind unbesoldet. Die Ritter dagegen, — also Römer von freier Geburt, Unbescholtenheit und „ritterlichem Census" — haben den Anspruch auf sämmtliche Offiziersstellen bis zum Rang des Obersten, wie auf die Mehrzahl der Verwaltungsposten, namentlich auf die der kaiserlichen Obersteuereinnehmer in den einzelnen Provinzen, der sog. Prokuratoren, und auf die Führung der Regierung Aegyptens. Alle diese Beamten erhielten aus der kaiserlichen Privatkasse ihren Gehalt, und ihre Rangklasse wurde durch die Gehaltsstufe bestimmt.

Schon hieraus folgte, daß gegenüber dem alten, unter der Hoheit des Senats verbleibenden Staatsschatze der Republik, dem Aerar, die Kaiser über

sehr erhebliche selbständige Geldmittel zu verfügen haben mußten. In der That hat sich das merkwürdige Doppelregiment, als welches das römische Principat sich einführte, auch nach der finanziellen Seite hin sehr vollständig ausgebildet. Der Grundgedanke des Augustus, dem nachher die besseren Kaiser dauernd folgten, war es, daß die öffentlichen Lasten, so weit das Principat sie übernahm, aus den Mitteln bestritten werden sollten, welche als das „Privatvermögen" des Kaisers bezeichnet wurden. Die kaiserliche Kasse, für welche jetzt der Name Fiscus in Gebrauch kam, galt juristisch als „Privateigenthum" des Princeps und wurde „gleich und mit dem nicht aus öffentlichen Mitteln herstammenden kaiserlichen Privatgut besessen und vererbt". Die aus dem Aerar ihm zufließenden Summen hat der Princeps allerdings — moralisch und rechtlich — für öffentliche Zwecke zu verwenden; aber Rechnungslegung darüber findet nicht statt. Erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr., seit der Zeit des Kaisers Pertinax, wird auch rechtlich bestimmt wieder hervorgehoben, daß mit Ausnahme des wirklichen Privatvermögens der Fiscus nur formell des Kaisers, in Wahrheit dagegen des Staates Eigenthum sei. Diese formelle Stellung aber des neuen „Fiscus" ist auch Anlaß gewesen, daß dessen oberste, der des Aerars nachgebildete Leitung der Kaiser persönlich zu führen hatte, und daß während der älteren Kaiserzeit alle eigentlichen Kassenbeamten bis zu den höchsten Spitzen lediglich aus den eigenen Leuten, den Sklaven und den Freigelassenen des Herrschers entnommen wurden. Die Beamten dagegen, denen die Kontrolle des Steuer- und Hebungswesens oblag, und später auch die oberen Kassenführer, wurden aus dem Ritterstande gewählt.

Der Kaiser hatte aber aus dem Fiscus sehr erhebliche Ausgaben zu bestreiten. Die Besoldung der Armee und Flotte, die Ausgaben für Kriegszwecke, die Kosten der Verwaltung der kaiserlichen Provinzen, wie der von dem Principat übernommenen Zweige der hauptstädtischen Verwaltung, endlich die persönlichen Ausgaben des Princeps und die für den Hof oder den kaiserlichen Haushalt fielen insgesammt dem Fiscus zur Last. Als Einnahmen dagegen strömten demselben (abgesehen von dem Ertrag des eigentlichen Privatvermögens der einzelnen Kaiser) sehr erhebliche Summen zu. Die Einkünfte aus den Domanialgütern, wie aus den Zöllen, Steuern und Gefällen der annektirten, von dem Kaiser unmittelbar verwalteten, Staaten, Aegypten in erster Reihe zu nennen, neben welches Land später nicht wenige sogenannte prokuratorische Provinzen traten, — und aus den tributären Staaten, bildeten die Hauptmasse. Dazu kamen aber die Einkünfte aus den kaiserlichen Provinzen, und weiter wahrscheinlich auch ein Theil der aus den senatorischen Provinzen zu ziehenden Einnahmen. Eine Besoldung dagegen oder eine Civilliste erhielt der Kaiser nicht, weil er eben ein „Beamter", ein Magistrat war, und diese nach alter Sitte der Republik unentgeltlich fungirten.

Die schweren Kosten, welche dem Kaiser die Leitung namentlich der

allmählich in Rom und Italien übernommenen Zweige der Verwaltung bereitete, gaben natürlich Anlaß, daß die bisher dafür bestimmt gewesenen Einkünfte von dem Aerar ab- und dem Fiscus zugelenkt wurden. Auf der andern Seite dagegen zog das Principat, — sobald nicht völlig nichtsnutzige und zugleich pflichtvergessene Menschen das Scepter führten, — aus der durch Augustus geschaffenen Staatsordnung wenigstens finanziell schwerlich einen Gewinn. Unter irgend ehrenhaften Kaisern scheint die Staatsverwaltung eher Zuschüsse aus dem kaiserlichen Vermögen, ja selbst aus dem Erbgut einzelner Kaiser, erhalten zu haben, obwohl nur Augustus persönlich die neue Herrenstellung damit bezahlt hat, daß er aus dem ihm durch Erbschaft zugefallenen Gute mehr als 4000 Millionen Sesterzen zu öffentlichen Zwecken verwendete und nur 150 Millionen Sesterzen aus seinem Erbgut hinterließ.

Ein neuer Zweig des Fiscus ist noch von Augustus im Jahre 6 n. Chr. geschaffen worden. Damals machte, wie wir noch sehen werden, ein furchtbarer Krieg in Pannonien und Dalmatien und die damit zusammenhängende bedeutende Vergrößerung des stehenden Heeres des Principats die Auflegung neuer und bedeutender Steuern unvermeidlich. Den Ertrag derselben, namentlich der sogenannten Erbschaftssteuer und einer älteren Abgabe von Auctionen, ließ Augustus nun weder dem republikanischen Aerar, noch dem Fiscus als solchem zufließen, sondern schuf das neue „militärische Aerar", welches unter drei Präfekten gestellt und wesentlich dazu bestimmt wurde, die Belohnungen der jährlich aus der Armee ausscheidenden Veteranen zu tragen.

Das Recht, von sich aus der römischen Bürgerschaft neue Steuern aufzulegen, hatte der Kaiser nicht, dagegen nach Seiten der Provinzialbevölkerung für solchen Fall freie Hand. Wohl aber konnte der Herrscher den „Bürgern" gegenüber die zu Recht bestehenden Steuern nach freiem Ermessen zur Anwendung bringen. Haben zeitweise nichtsnutzige Gesellen im Palast dieses Recht als Ausgangspunkt zu arger Erpressung auf dem Wege der Steigerung bestehender Steuern über ihren gesetzlichen Stand hinaus gemißbraucht, so kennt die Geschichte der Kaiserzeit vor den Stürmen und Schrecknissen des dritten Jahrhunderts dagegen auch nicht wenige Beispiele von erheblichen Herabsetzungen der Steuern, theils allgemeiner Art, theils für einzelne Landschaften oder Städte (wie daneben auch der Senat in seinen Provinzen solche Nachlässe gewähren konnte) und von wiederholten Niederschlagungen aller jedesmal noch restirenden Forderungen des Fiscus und des Aerars.

Letzteres wurde dadurch so bequem möglich, weil die gesammte Regulirung des Steuer- und Hebewesens, überhaupt die Oberleitung auf dem finanziellen Gebiete dem Principat zugefallen war, so daß die für dieses Ressort wichtigsten Beschlüsse durch kaiserliche Edicte erledigt werden konnten. Ebenso bestand als spezielles kaiserliches Recht das der Censusaufnahme des Reiches nach den Provinzial- und Gemeindebistrikten. In den Provinzen leiteten

und kontrollirten, so scheint es, überall die kaiserlichen „Prokuratoren" oder Obersteuereinnehmer die Erhebung der Grund- und Vermögenssteuer, die theils in Geld, theils in Naturalien (namentlich Getreide) eingeliefert wurde. Schon jetzt war zum großen Vortheil für die Provinzen die allmähliche Beseitigung des Systems der Steuerpächter eingeleitet worden. Für die Dauer dagegen sind in den Händen der großen „ritterlichen" Gesellschaften der Steuerpächter die von fünf zu fünf Jahren neu verpachteten Abgaben von den Freilassungen der Sklaven und von den Auktionen, ferner die sämmtlichen Zölle und ein bedeutender Theil der Domanialgefälle geblieben. Nur daß jetzt die Verwaltung dieser Steuerpächter einer sehr strengen kaiserlichen Kontrolle unterlag.

Auch dieser Blick auf einen wesentlichen Theil des kaiserlichen Regierungssystems zeigt uns, welche enorme Geschäftslast auf den Princeps fallen mußte. Schnell genug ist es zu Tage getreten, wie ungeheuer viel für die Gesammtlage des Reiches und sein Schicksal davon abhing, ob der Kaiser persönlich ein verständiger, sparsamer, gewissenhafter Haushalter war oder nicht. Noch zwar ist die Zeit fern, wo die fiskalische Politik, wie in Byzanz, die Hauptklammer wird, welche ein kunstvolles Staatsgebäude zusammenhält. Aber schon jetzt wird es auch im Detail sehr wichtig, ob die Kaiser wohlwollende Naturen sind oder ob sie durch fiskalische Raubgier beherrscht werden. Denn neben allen zahlreichen Besserungen in der Art der Steuerwirthschaft waren doch, wie sich später zeigen wird, noch gewisse Mißbräuche stehen geblieben, welche unter Umständen sehr empfindlich sich bemerkbar und fühlbar gemacht haben.

Was nun endlich noch die kaiserliche Münze (s. S. 22) anbetrifft, so hatte, wie wir uns erinnern, Augustus seit 15 v. Chr. die Gold- und Silberprägung ausschließlich für den Princeps in Anspruch genommen. Die Prägung gehörte zu den Obliegenheiten des Fiscus; dessen oberster Verwalter, im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit ein Freigelassener des Princeps, seit dem zweiten ein besoldeter Beamter ritterlichen Standes, hatte auch über die kaiserliche Münze die Oberaufsicht, deren unmittelbare Arbeiten wahrscheinlich ebenfalls von kaiserlichen Freigelassenen geleitet wurden. Erst seit Trajans Zeit leitete ein ritterlicher Münzprokurator die Geschäfte der Prägung. Die Münzarbeiter gehörten durchaus zum Hausgesinde des Kaisers. Die Prägung war hauptsächlich in Rom selbst concentrirt; die Münze lag in der dritten Region (bei der heutigen Kirche St. Clemente) nicht fern vom Amphitheater.

Für die römische Reichsmünze, neben welcher jedoch bis zu Aurelians Zeit in den griechisch redenden Provinzen des Reiches noch zahlreiche Kupfer- und Silbermünzen altherkömmlicher Prägung fortbestanden, war seit Cäsars Diktatur die Goldwährung vorherrschend geworden. Dieselbe beherrschte den Großverkehr vollständig und drückte allmählich das Silber zum Secundärmetalle herab, ohne ihm jedoch schon jetzt die Eigenschaft als Werthmetall

zu benehmen. So gehen also zunächst Gold- und Silberwährung neben einander her. Als Cäsar seinen Aureus ausgab, stellte derselbe (zu $^1/_{40}$ Pfund oder 8,18 Gramm Gewicht) den Münzwerth von 25 Denaren dar; das Gold war damals zu 11,90fachem Werthe des Silbers ausgebracht. Weil aber bei der nun überwiegend gewordenen Verwendung des Goldes als Reichsmünze schnell genug sein Werth dem Silber gegenüber sich merklich steigerte, so ging seit Augustus das Gewicht des Aureus bis auf 7,80 Gramm herab, so daß das Gold zum Silber nun in das Verhältniß von 12,5:1 kam. Der Aureus (neben dem auch Halbstücke und vierfache Stücke geprägt wurden) sollte vollkommen fein ausgemünzt werden; in der That ist für lange nur eine höchst geringe Legirung zugelassen worden. Er sollte nun andauernd zu 25 Denaren oder 100 Sesterzen gerechnet werden. Das bleibende Hauptsilberstück, der Denar, ist bis auf Kaiser Nero noch ebenso vollwichtig und fein wie unter der alten Republik ausgemünzt worden. Nach heutigem Geldwerth und nach heutiger Rechnung wäre dann der Aureus zu beinahe 22 R.-Mark, der Denar zu beinahe 90 R.-Pf., der Sesterz zu etwa 22 R.-Pf. anzusetzen.

Römische Goldmünze des Augustus.

Wir haben in dieser Weise bisher die Machtstellung kennen gelernt, die Augustus der neuen Großbeamtung der „Republik", dem Principat, in dem alten Staate neben und gegenüber dem Senat und der alten Magistratur geschaffen hatte. Wir wissen bereits, daß der kluge Gründer der Dyarchie mit großer Kunst es verstand, die Römer mit der neuen Ordnung der Dinge durch die schlichte Art seines persönlichen Auftretens und durch die Gewandtheit zu versöhnen, mit welcher er überall das schärfere Hervortreten des realen Uebergewichts der neuen Beamtung zu vermeiden wußte. In derselben Weise hat er es auch dahin gebracht, daß bis herab zu den Zeiten des Diocletian in Rom der Palast und das Hofleben durchaus nicht den abgeschlossenen und zugleich prunkvollen Charakter annahmen, wie in den alten Monarchien des Orients und der hellenistischen Dynastien. Bis zu der großen Umwandlung durch Diocletian und Konstantin trug an der Tiber, sobald nicht ganz frevelhafte oder thörichte Gesellen das Principat führten, der Hof noch deutlich erkennbar die Spuren der Entstehung des Kaiserthums aus demokratischen und militärischen Grundlagen.

Der Mittelpunkt des Hoflebens ist von Anfang an der Palatin geworden, der seit Abschluß der Bürgerkriege aus einem bisher vielen vornehmen Familien gehörigen Quartiere allmählich in ausschließlich kaiserlichen Besitz umgewandelt worden ist. Augusts Vater Gajus Octavius hatte hier bereits eine Besitzung gehabt. Augustus war selbst auf dem Palatin (in der sonst nicht weiter bekannten Straße „Ad capita bubula") geboren worden. Er persönlich hatte nun nach der Heimkehr aus dem Aktischen Kriege auf dem Palatinischen Hügel, auf diesem Central- und Ausgangspunkt des ältesten Rom, zunächst mehrere Grundstücke, namentlich aus dem Nach-

laß des Hortensius und des Catulus, zur Erweiterung des väterlichen Erbgutes gekauft und wohnte hier lange in einem Hause, welches sich weder durch Geräumigkeit noch durch Pracht auszeichnete. Viele Senatoren und reiche Privatleute wohnten viel glänzender als der Kaiser. Einen Theil seines Hauses erklärte Augustus für ein Staatsgebäude, weil der Pontifex Maximus (S. 17) nur in einem solchen wohnen durfte. Ein Theil des neu gekauften Terrains war ferner zur Anlage eines Tempels der Vesta, ein anderer zur Erbauung eines, 25 v. Chr. geweihten, der Erinnerung an Actium geltenden Apollotempels bestimmt worden. Der Porticus, welcher den Hof des letzteren Tempels umgab, verband ihn mit zwei ungemein schönen auch mit Werken der bildenden Kunst gefüllten Sälen, die als Bibliotheken dienten, zuweilen auch zu Versammlungen des Senats benutzt wurden. Erst später aber, als (im J. 3 n. Chr.) eine große Feuersbrunst Augusts Wohnhaus verzehrt hatte, entstand hier planmäßig ein ausgedehnter Palast; diesen Namen trugen von jetzt ab die Sitze der Kaiser nach dem palatinischen Hügel. Die freiwillige Beisteuer des Volkes zu diesem Neubau nahm Augustus an, um nicht durch Weigerung zu verletzen, machte nun aber dafür den Palast zu einem öffentlichen Gebäude. Aeußerlich verrieth hier nur ein Moment die Herrenstellung des Bewohners dieses stattlichen Hauses. In einem Flügel desselben befand sich nämlich das Lokal für die Abtheilung der in Rom einquartierten Cohorten der neuen Kaisergarde (s. unten), die jedesmal den Wachdienst im Palast zu versehen hatte.

Das Personal des kaiserlichen Haushaltes und Hofes war sehr zahlreich. Man hat dabei jedoch für das Principat noch nicht an die zahlreichen vornehmen Hofchargen zu denken, wie sich dieselben mit Ausgang des dritten Jahrhunderts für die spätere wirkliche Monarchie entwickelt haben. Vielmehr trug der kaiserliche Hof sehr lange in Einrichtungen, Formen und Personal den Charakter der großen Haushaltungen, wie sie damals den übrigen altadeligen Familien der Hauptstadt eigenthümlich waren; und wiederholt haben tüchtige Kaiser mit Energie und aufrichtigem Eifer dahin gearbeitet, den bürgerlichen Zuschnitt wiederherzustellen, der zeitweise dem Eindringen der Formen wich, wie sie bei den antiken Fürstenhöfen üblich waren. Der Hof im engeren Sinne bestand aus dem gleich anfangs sehr zahlreichen und vielfach abgestuften Dienerschafts- und Beamtenpersonal des Kaisers und seiner Familie. Die unmittelbaren Diener und die bei den zahlreichen bürgerlichen Geschäften des Principats verwendeten Beamten des Kaisers waren damals durchgängig dessen „eigene Leute", Sklaven und namentlich Freigelassene. Der Hauptgrund dieser Erscheinung ist doch darin zu suchen, daß einerseits auch das Kaiserhaus entschieden dahin trachtete, den Charakter eines vornehmen römischen Bürgerhauses zu erhalten, daß andererseits die Treue und Ergebenheit gerade der Freigelassenen gegen ihre Herren und Patrone sehr schätzenswerth erschien, daß endlich die Kaiser bei diesem System in der Lage sich befanden, ihre Diener aus allen Nationen des

ungeheuren Reiches zu wählen, wo sie nun mit Vorliebe Menschen aus den griechisch redenden Provinzen benutzt haben, die durch ihre Brauchbarkeit, Gewandtheit und mehrseitige Bildung sich besonders empfahlen. Römische Bürger selbst sehr niedriger Abkunft hätten sich damals ohnehin noch nicht zur Annahme solcher Stellungen bereit finden lassen. Das republikanische Bewußtsein war noch zu stark, um den Römern zu gestatten, persönliche Dienstleistungen selbst unter dem ersten Beamten des Reiches zu übernehmen. Bis auf Vitellius sind die Freigelassenen in uneingeschränktem Besitz aller Hofbedienungen geblieben, obwohl bereits mehrere der wichtigsten Haus- und Hofämter den Umfang und die Bedeutung von eigentlichen Staatsämtern angenommen hatten. Seit dieser Zeit aber beginnt schon die Einführung von Rittern in mehrere der wichtigsten dieser Aemter. Aber erst seit Hadrian, als die noch lange — wie wir sehen werden — in Rom fortlebende stille Opposition namhafter Elemente gegen das Kaiserthum erloschen war, tritt mit Ausnahme der obersten Leitung der kaiserlichen Finanzen der Ritterstand durchgängig ein, wo es sich um die Besetzung der großen Hofämter handelt, so daß die Bedeutung der in der früheren Zeit des Kaiserthums je nach dem Charakter und den Grundsätzen der Fürsten mehr oder minder auch politisch mächtigen Freigelassenen später nur auf Grund persönlichster Stellungen am Hofe möglich blieb. Der Einfluß aber der Sklaven und Freigelassenen und die Chancen für sie, sich in der Hauptstadt ein bedeutendes Ansehen und erhebliche Reichthümer zu erwerben, war unter allen Umständen groß, auch dann, wenn tüchtige oder strenge Regenten wie Augustus selbst und zunächst Tiberius sie in strenger Zucht hielten und ihnen keinerlei Uebergriffe gestatteten. Es war eben jenes mit ihrer Stellung als der Hofbeamten des mächtigsten Mannes im Reiche unvermeidlich verbunden; um so mehr, je mehr einerseits das gesammte Hofpersonal gewöhnlich für Lebenszeit im Dienst blieb und von einem Kaiser auf den anderen überging, andererseits aber Selbstgefühl und Würde auch bei den senatorischen Familien mehr und mehr dahinschwand. Gehörten zu den vornehmsten Sklaven des Kaisers die in seinem Dienste zahlreich verwendeten „Dispensatoren" (Rechnungsführer, Zahlmeister und Intendanten), so war die Reihe der Aemter, zu denen die Freigelassenen gelangten, viel ausgedehnter. Neben den sehr zahlreichen persönlichen Bedienungen, unter denen wir nur den Vorkoster und den Tafelmeister nennen wollen; neben den Pagen, den Hoftänzern und Hofschauspielern, gewann der an der Spitze zahlreicher Kammerdiener stehende Oberkämmerer besonders seit der Zeit des Caligula unter Kaisern von minder edler Art einen sehr namhaften Einfluß. Unter den übrigen Stellungen aber wurden, abgesehen von der Finanzleitung, politisch von großer Bedeutsamkeit die der Chefs des kaiserlichen Sekretariats (ab epistulis) und des Amtes für Bittschriften und Beschwerden (a libellis). Das Amt des Geheimsekretärs oder das „Amt der Depeschen und Briefe" hatte der Natur des Reiches entsprechend zwei Abtheilungen, eine lateinische und eine grie-

chische, die wieder unter eigenen Direktoren standen. Die Leitung dieses Amtes erforderte einen nicht unerheblichen Grad von literarischer Bildung, da die kaiserliche Correspondenz und die fürstlichen Rescripte von dem Chef und den Direktoren im Namen des Kaisers und in einer der kaiserlichen Würde entsprechenden Form verfaßt werden mußten. Auch die kalligraphische Ausstattung mußte eine vortreffliche sein. Als dieses Amt zu einem wirklichen öffentlichen, in der Regel nur Rittern zugänglichen Amte geworden und (anscheinend zu Hadrians Zeit) in zwei selbständige Kanzleien zerlegt war, richtete sich der Ehrgeiz vieler Männer von anerkannter literarischer Bedeutung gerade auf diese hochbedeutsame Stellung. Es waren namentlich die beiden letztgenannten großen Hofchargen, die seit dem Ausgang des ersten Jahrhunderts n. Chr. wesentlich mit Rittern besetzt wurden. Nicht sehr häufig sind freigelassene Diener der Kaiser durch Privileg mit „Ingenuität" und Ritterrang beschenkt worden, was sie dann in den Stand setzen sollte, Ritterämter zu übernehmen.

Daneben gab es noch andere Männer freier Abkunft, die für die Dienste des Hofes gewonnen wurden, ohne gerade im persönlichen Dienste des Kaisers zu stehen. Studienräthe (die zuweilen allerdings auch Freigelassene waren) und Bibliothekare, Prinzenlehrer, die eigentlichen Leibärzte gehören dahin; namentlich die Erzieher der Fürstensöhne und die hochgestellten und hochbesoldeten Aerzte des Kaiserhauses, diese sehr häufig namhafte Griechen, gehören ganz besonders zu dieser Kategorie, zu welcher endlich auch das unheilvolle Geschlecht der griechischen und asiatischen Astrologen zählte.

Männer in solchen Stellungen bildeten den Uebergang zu den weiteren Kreisen, welche den Hof des Principats umgaben. Die Kaiser zogen nämlich einerseits je nach ihren Neigungen gern eine Anzahl von Personen dauernd oder vorübergehend an ihren Hof, ohne Rücksicht auf deren Herkunft, die ihnen wegen ihrer geselligen Vorzüge, ihrer Talente, ihrer Bildung und Kenntnisse werth waren; also Gelehrte, Philosophen, Dichter, Künstler, nur daß auch Hofnarren, Witzbolde, Lustigmacher, Possenreißer dabei nicht fehlten. Diese kaiserlichen „Gesellschafter" waren oft Ausländer, namentlich Griechen. So standen bei Augustus der Philosoph Areus aus Alexandria und dessen Söhne Dionysios und Nikanor, ferner der Stoiker Athenodor aus Tarsos (einst zu Apollonia des jugendlichen Octavian Lehrer), dann der beliebte Sänger Tigellius, endlich der gelehrte Damaskener Nikolaos, der wiederholt in Geschäften des jüdischen Königs Herodes in Rom sich aufhielt, in spezieller Gunst. Dagegen wurde dem Geschichtsschreiber Timagenes aus Alexandrien wegen seines allzu zügellosen und allzu frech angewandten Witzes von Augustus endlich das Haus verboten.

Andererseits aber umgab den Kaiser ein großer Kreis sogenannter „Freunde". Im Allgemeinen galt als „Hausfreund" des Kaisers, beziehentlich des Principats, jeder Römer, der im Palast zum Empfang, zur Audienz zugelassen wurde. Diese Aufwartung aber am frühen Morgen wurde

Seitens des Princeps nicht bloß persönlichen Bekannten, sondern allen Personen senatorischen Standes und einer Anzahl besonders von ihm ausgezeichneter Ritter (seit Vespasian allen Rittern) zugestanden, — soweit nicht jemand speziell ausgeschlossen ward. Daraus entwickelte sich aber allmählich die Scheidung von „Freunden erster und zweiter Klasse" oder „Vorlassung"; jene der ersten Klasse, die gewöhnlich an jedem Morgen zur Aufwartung erschienen und oft zur Tafel gezogen wurden, bildeten die nähere Umgebung der Kaiser, aus welcher dieselben theils die Mitglieder ihres Consilium (S. 31), theils den Kern ihres politischen Staatsrathes (S. 32) entnahmen. Aus ihrer Zahl wählten die Kaiser bei jeder Reise oder Expedition über die Grenzen Italiens hinaus ihre „Begleiter"; sie sind dabei zu Staatsgeschäften bestimmt, dienen unterwegs dem Kaiser hauptsächlich als Consilium, und wohnen oder lagern, für die Dauer der Reise besoldet wie sie sind, mit ihm zusammen oder in seiner nächsten Umgebung. Es versteht sich von selbst, daß die Stellung und das Schicksal dieser „Freunde" des Kaisers, von deren Charakter und Sinnesweise für das Wohl und Wehe des Reiches auch wieder so sehr viel abhing, durch die Eigenart des jedesmaligen Princeps in der einschneidensten Weise bestimmt worden ist. Manche der wirklich persönlichen Vertrauten unter diesen „Freunden" der Kaiser waren ihre Jugendgenossen gewesen. Es hing dieses zum Theil damit zusammen, daß nicht selten die Söhne, (zuweilen auch Töchter,) vornehmer Familien, wie auch auswärtiger Fürsten, am Hofe erzogen wurden. Augustus seinerseits nahm den damals berühmten Philologen Verrius Flaccus mit seiner ganzen Schule (um 10 v. Chr.) in den Palast auf und ließ eine Anzahl fremder Königskinder zusammen mit seinen Enkeln erziehen und unterrichten.

Es versteht sich von selbst, daß mit der Ausbildung des Principats sich auch ein bestimmtes Cerimoniell festgestellt hat. Der Kaiser hatte das Recht, in der magistratischen Toga mit Purpursaum jederzeit und überall öffentlich zu erscheinen, und bei öffentlichen Festlichkeiten in der „triumphalen", nämlich in der ganzpurpurnen, goldgestickten Toga aufzutreten. Dagegen pflegte er Trauerkleider nicht zu tragen, auch wenn er als Privatmann dazu Veranlassung gehabt hätte. Besondere Auszeichnung des Herrschers war seit Gründung des Principats der Lorbeerkranz auf dem Haupte, und das Schwert, welches er als Imperator führte, während das Scepter nur bei der Triumphalprozession gebraucht wurde. Wie die alten Großbeamten der Republik, war der Kaiser von 12 (vielleicht seit Domitian von 24) Lictoren begleitet; das Vortragen der Fackel und des Feuerbeckens blieb in eminentem Sinne als kaiserliche Auszeichnung im Gebrauch. Nicht minder der curulische Sessel. Trat der Kaiser mit den Consuln zusammen auf, so nahm er den Mittelplatz ein, bei den öffentlichen Festlichkeiten saß er auf einem besonders erhöhten und vergoldeten Sessel, empfing auch in ähnlicher Weise sitzend die Gesandten auswärtiger Staaten. Wie ferner bei der Leistung von Eiden, die von Staats- und Gemeindewegen geschworen wurden, der Brauch einge-

führt worden ist, den Eid nicht mehr bloß auf „Jupiter und die Penaten", sondern auch auf den „Genius" (griechisch die „Tyche") des regierenden Kaisers (später auch auf die unter die Götter versetzten Kaiser) zu stellen; wie nun auch bei jedem Jahresanfang neben den altherkömmlichen Gelübden für das Wohlergehen der Gemeinde Seitens der Consuln und sämmtlicher Priesterschaften gleichartige Gelübde für Leben und Wohlfahrt des Princeps (am 3. Januar) gethan wurden: so ist auch nach der Schlacht bei Actium der Geburtstag zunächst des Augustus von Staatswegen zu einem öffentlichen Festtage erhoben worden. Seitdem wurde allezeit der Geburtstag des regierenden Kaisers, wie auch der seines Regierungsantrittes festlich begangen. Dazu trat der Brauch, bei eventueller Erkrankung und Genesung eines Princeps, wie auch bei Errettung aus einer Lebensgefahr, bei dem Antritt einer ausgedehnten Reise und bei der Rückkehr, entsprechende Bitt- oder Dankfeiern anzuordnen.

Besonders fühlbar machte sich, zum Theil auf der Praxis der späteren Republik fußend, ein gewisses Cerimoniell im Verkehr zwischen dem Kaiser und den beiden oberen Ständen des römischen Volkes. Verließ der Kaiser Rom auf längere Zeit oder kehrte er wieder zurück, so war es nothwendig, daß die Beamten der Residenz und der Senat demselben bis vor die Stadt das Geleit gaben und ihn wieder vor der Stadt empfingen. Welche Bedeutung der Morgenempfang hatte, ist bereits bemerkt worden. Die Freunde erster Vorlassung erschienen wohl regelmäßig; es war nicht unbedenklich, hier säumig zu sein, obwohl dabei das Meiste auf den Charakter des jedesmaligen Kaisers ankam. In Masse jedoch erschien der Senat doch nur bei besonderen Veranlassungen zur Aufwartung. Augustus seinerseits ließ es nicht zu, daß der Senat ihm an Sitzungstagen aufwartete; er begrüßte dann die Reichsräthe in der Curie, wobei sie ihren Platz behalten mußten. Es hing ganz von den Grundsätzen des Kaisers ab, ob und wieweit er auch Leute vorlassen wollte, die nicht zum Ritterstande gehörten; geschah das, so wurde es sehr gern zur Uebergabe von Bittschriften benutzt. Dagegen fand nur bei wenigen der Kaiserinnen, welche die Geschichte des älteren Principats kennt, ebenfalls ein feierlicher Empfang ganzer Körperschaften uud Stände statt.

Zuweilen, namentlich an Feiertagen, an Neujahrstagen und am Tage des Regierungsantrittes der Kaiser, fand auch allgemeiner Empfang statt, wo dann der Palast prächtig geschmückt und auf dem Vorplatze des Schlosses immer eine große Menge von Leuten aus allen Ständen versammelt war, die der Meldung harrten, daß der Kaiser die Aufwartung annehme. Bei dem Neujahrsempfange pflegten die Herrscher Geschenke (selbst in Geld) anzunehmen und zu erwidern. Andererseits hat die mehrfach höchst unsicher sich gestaltende persönliche Stellung und das hochgesteigerte persönliche Mißtrauen mehrerer Kaiser, ganz besonders des Claudius, zeitweise Veranlassung dazu gegeben, daß die Aufwartenden sich untersuchen

lassen mußten, ob sie etwa verborgene Waffen bei sich führten. Im Innern des Palastes war eine Abtheilung der kaiserlichen Hofdienerschaft thätig, welche die Ordnung aufrecht erhielt, und die Aufwartenden meldete und einführte. Dieses Amt mußte schon deshalb sehr stark besetzt sein, weil natürlich auch die Zahl der Gesandtschaften außerordentlich groß war, die andauernd aus den Provinzen am Hofe erschienen, um in den verschiedensten Angelegenheiten Audienzen bei dem Imperator nachzusuchen.

Es hat in Rom sehr lange gedauert, bis der Nachhall des bewegten öffentlichen Lebens, der in dem lebhaften und umfassenden Empfangsverkehr der Kaiser uns begegnet, völlig verklungen ist. In derselben Weise liebten die Kaiser es auch, und Augustus machte damit den Anfang, wie es auch Cäsar gethan hatte, sehr häufig große öffentliche Gastmähler zu veranstalten, an welchen stets eine sehr erhebliche Zahl von Personen theilnahmen, darunter nicht bloß Senatoren und Ritter. Wenn die Senatoren allein eingeladen wurden, pflegten wiederholt auch die Damen dieses Standes als Gäste des Kaisers zu erscheinen. Eine solche Einladung galt stets als eine sehr geschätzte Auszeichnung, namentlich für Leute geringeren Standes; natürlich hing es auch hier vollständig von der Sinnesweise der Regenten ab, ob sie eine anständige Bewirthung durch freundliches Wesen und angemessene Unterhaltung mancherlei Art ihren Gästen reizvoll zu gestalten verstanden, oder ob sie sich einer hochmüthigen Haltung gegen die Eingeladenen befleißigten, oder endlich ob sie den kaiserlichen Tisch zum Ausgangspunkt wüster Schwelgerei werden ließen. Wie bei den Audienzen, so war es bei der fürstlichen Tafel Brauch, daß der Kaiser wie die Gäste in der Toga erschienen; bei Tisch trugen die alten Magistrate auch die Insignien ihres Amtes. Allmählich auch gehörte es zu den speziellen Eigenthümlichkeiten der kaiserlichen Tafel, daß hier die Hofdiener in weißer oder goldgestickter Tunika ihres Amtes warteten.

Es gab aber noch ein Moment, welches wenigstens zur Zeit des Augustus dazu beitrug, auf den jungen Hof des Principats ein strahlendes Licht zu werfen, nämlich die Blüthe der römischen Literatur gerade in dieser Epoche. Wir werden später noch zu zeigen haben, daß die keineswegs erstorbene republikanische Opposition gegen das neue Kaiserthum sich bei ihrem stärkeren Wiedererwachen mit großer Energie und mit einem für den Ruf verschiedener Kaiser bis heute höchst nachtheiligen Erfolge der Literatur bemächtigt hat, die sie bis zum zweiten nachchristlichen Jahrhundert dann so gut wie vollständig beherrscht hat. Dagegen ist es dem Augustus und seinem Freunde Mäcenas wirklich gelungen, für längere Zeit ein nahes Verhältniß zwischen dem Principat und einer Reihe gefeierter Männer herzustellen, die — meistens noch in der Zeit der ausgehenden Revolution und der Bürgerkriege herangereift — durch den Ruhm ihres Namens einem guten Theile der Regierung des ersten Kaisers der Römer nun auch den blendenden Schimmer eines sogenannten goldenen Zeitalters der Literatur verliehen.

Allerdings mußte die Literatur des Augusteischen Zeitalters einen gänzlich anderen Charakter tragen, als die der noch ungebrochenen Republik. Der Umstand, daß die moderne Forschung den staatsrechtlichen Charakter des neu entstandenen Principats anders auffaßt, als es sonst üblich war, und daß sie im Allgemeinen dahin neigt, den persönlichen Charakter des Augustus minder finster, den der römischen Aristokratie dieser und der folgenden Zeit erheblich ungünstiger zu schildern, als es früher vielfach geschah, ändert doch nichts an der Thatsache, daß zunächst das Erlöschen der gewaltigen Parteikämpfe auf dem Forum und das Verschwinden der großartigen Prozeßkriege des letzten Jahrhunderts der Republik die alte stolze Beredtsamkeit der Römer ebenfalls hat dahinschwinden lassen. Diese Prachtblüthe der römischen Geistesthätigkeit war für immer abgestorben. Anders stand es mit der historischen Kunst. Die lange und harte Lehrzeit der römischen Historiographie war endlich abgeschlossen. Freilich konnte die römische Art sich niemals zu der höheren kritischen Forschung emporarbeiten, wie sie noch Polybios in so imponirender Weise ausgebildet hatte. Aber die Zeit der alten herben Annalisten war vorbei. Seit es eine prachtvolle lateinische Prosa gab, seit der große Julius und sein treuer Anhänger Sallust auch nach der historischen Seite Werke geschaffen hatten, die sich den großen Leistungen der römischen Redekunst in den letzten Phasen der alten Republik ebenbürtig zeigten, konnte in der That ein geschichtliches Riesenwerk ins Leben treten und von den gebildeten Zeitgenossen mit wahrem Entzücken gelesen werden, wie die großartige Bearbeitung der gesammten römischen Geschichte durch den Patavíner Titus Livius (59 v. Chr. bis 17 n. Chr.). Die Kritik der modernen Jahrhunderte hat freilich in höchst ausreichender Weise die erheblichen Schwächen klargestellt, welche in unsern Augen dieser Arbeit des „römischen Herodot" anhaften, die sehr zahlreichen Mängel in der Forschung des sonst nach wahrheitstreuer Darstellung ringenden Historikers, die höchst fühlbaren Fehler in der Verarbeitung des durch die alten Annalisten und selbst des später durch Polybios ihm zugeführten Materials, die ungenügende Kenntniß des alten römischen Staatsrechts und namentlich auch des Kriegswesens. Das hinderte aber nicht, daß die Vorzüge seiner nach Klassicität strebenden Darstellung und die rhetorische Art seiner Arbeit, die dem Zeitgeschmacke vollkommen entsprach, dem Buche eine sehr große Popularität gewannen. Der Stoff selbst und die persönliche Stellung des Livius, der kein ausgeprägter Parteimann war, mußte namentlich den zuerst ausgegebenen Dekaden des Werkes, welches zwischen 27 und 29 v. Chr. begonnen wurde, in allen Kreisen, auch am Hofe und unter den noch wirklich republikanisch Gesinnten, viele Sympathie erwecken. Livius besaß eine „unwiderstehliche Liebenswürdigkeit", die selbst noch die herbe moderne Kritik zu entwaffnen vermag, und um so mehr die Zeitgenossen fesselte. Mehr aber, wie er sich selbst an den kraftvollen Gestalten der alten guten Heldenzeit der Republik aufrichtete, so verlieh denselben seine Begeisterung und seine wunderbar vielseitige Darstellungsgabe

neues Leben, gewann sie gleichsam zurück für sein eignes Zeitalter, welches in Folge der Schreckniſſe des Bürgerkrieges und des Bürgermordes bereits empfindlichen Mangel an kraftvollen Gestalten zu empfinden anfing. Die lebendige, geschmackvolle, mit feinem Verständniß jedesmal der Lage angepaßte Sprache, die jedoch durch ihre zahlreichen poetischen Wendungen bereits das nahende „silberne" Zeitalter der Latinität ankündigt, machte die Lektüre des Livius den Römern zu einem wirklichen Genuß, dessen Buch über ihre ältere Vergangenheit einen wahrhaft zauberhaften Glanz ausbreitete. Augustus seinerseits stand sich ganz gut mit dem gefeierten Historiker, dessen republikanische Ideale doch nur einer älteren Vergangenheit angehörten, dessen Sehnsucht nach den alten Tugenden der Einfalt der Sitten, der Bescheidenheit, der Zucht, der Pietät und Frömmigkeit sich doch auch sehr gut mit dem Principat vertrug, und der persönlich sich der Ueberzeugung doch nicht verschloß, daß die alte Art republikanischer Freiheit nicht mehr möglich, das Principat des Augustus also nothwendig und eine große Wohlthat sei, — obwohl er als Historiker freimüthig genug auch die letzten Vertreter der alten Senatsmacht, selbst Cassius und Brutus, nur achtungsvoll behandelte. Livius, der selbst einen großen Theil seines Lebens in der Hauptstadt zugebracht hat, war in seinen späteren Jahren auch einer der Jugendlehrer eines der jüngeren kaiserlichen Prinzen, des nachmaligen Kaisers Claudius.

Sonst allerdings ist das ältere Principat an sich der römischen Historiographie nicht sehr günstig gewesen. Noch allerdings blühte eine reiche historische Literatur, in welcher die Zeitgenossen der seit Cäsars Uebergang über den Rubicon durchgefochtenen Bürgerkriege theils namhafte Männer dieser furchtbaren Epoche schilderten, theils ihre eigenen Denkwürdigkeiten niederlegten. In letzterer Beziehung waren namentlich M. Valerius Messalla und der berühmte Gajus Asinius Pollio von erheblicher Bedeutung. Asinius (75 v. Chr. — 5 n. Chr.), der alte Cäsarianer und Antonianer, einer der namhaftesten Römer dieser Zeit, hatte schon längere Zeit vor dem Aktischen Kriege sich aus den Kämpfen der großen Machthaber und von dem öffentlichen Dienst zurückgezogen, und sich, in einer gewissen kühlen Reserve gegenüber Octavian und nachher gegenüber dem Principat, lediglich auf die Pflege der Literatur, Kunst und Wissenschaft beschränkt. Für seine Person neben Messalla noch einer der begabtesten Redner der Uebergangszeit, dabei im Gegensatze zu der Schule des Cicero von bewußtem Streben nach alterthümlicher Strenge, Knappheit und herber Sachlichkeit der Rede geleitet, hatte Pollio auch eine Geschichte der Bürgerkriege vom ersten Triumvirat ab begonnen, die mindestens bis zur Schlacht bei Philippi herab geführt worden ist. Sie zu vollenden, hinderte diesen Mann, der noch den alten Freimuth der Rede bewahrt hatte, die Ungunst, welche zur Zeit des ältern Principats sehr begreiflicherweise Werken solcher Art, die nicht gerade im Sinne der neuen Ordnung der Dinge gehalten waren, seitens des Hofes entgegenstand. Ueberhaupt ließ sich das nicht verhehlen, daß es seit dieser

Zeit immer schwieriger wurde, die Geschichte der nächsten Vergangenheit und der jedesmaligen Gegenwart zu schreiben. Es wurde unter dem Principat bedenklich, mit rückhaltlosem, völlig freiem Urtheil über die handelnden Machthaber zu schreiben; und das Aufhören der bisher schrankenlosen Oeffentlichkeit und der Verschluß der amtlichen Akten bot der sichern Feststellung vieler Thatsachen und namentlich ihrer Genesis früher unbekannte Schwierigkeiten. Die Folge war, daß die Geschichtsschreibung der römischen Gegenwart nunmehr theils nur in dynastischem Sinne, theils von der republikanischen Opposition wiederholt in scharf feindseliger, oft an das Pamphlet streifender Weise behandelt wurde. Wer das nicht wollte, wandte sich mehr abgelegenen, neutralen Gebieten zu; nach dieser Seite ist am bekanntesten geworden ein Abkömmling einer zur Zeit des Sertorius durch den großen Pompejus in das römische Bürgerrecht aufgenommenen vocontischen Familie, der Sohn eines von Cäsar als Dolmetscher und Sekretär verwendeten Mannes, nämlich Gnäus Pompejus Trogus. Dieser schrieb etwa gleichzeitig mit Livius in 44 Büchern nach griechischen Quellen eine Universalgeschichte, die mit dem assyrischen Ninus begann, und mit besonderer Rücksicht auf die makedonische Geschichte und die Diadochenzeit bis auf seine Zeit herabgeführt wurde, lebhaft stylisirt und in klassischer Sprache, dabei minder rhetorisch als Livius. Die Nachwelt kennt das Werk hauptsächlich durch den Auszug des Justinus. Dagegen wurde es für die Griechen sehr lockend, römische Geschichte zu behandeln, die durch ihre Nationalität der leidenschaftlichen Theilnahme an den politischen Gegensätzen entzogen, durch ihre Sprache von der unmittelbaren Einwirkung auf die Menge ausgeschlossen, einerseits das Geschick besaßen, sich sehr leicht den römischen Verhältnissen anzubequemen, andrerseits in der Welthauptstadt ein überaus reiches Feld und Material für schriftstellerische Wirksamkeit fanden. Unter den sehr zahlreichen Männern, die hier für das Zeitalter des Augustus in Betracht kommen, nennen wir den schon erwähnten vornehmen Damaskener Nikolaos, des jüdischen Fürsten Herodes Agenten und Freund, der eine Universalgeschichte in 144 Büchern schrieb, von welcher die auszugsweise vorhandene Biographie Augusts vielleicht einen Theil ausmachte. Und ferner den Sikelioten Diodor von Agyrion, der, schon Cäsars Zeitgenosse, in seiner „historischen Bibliothek" in 40 Büchern die alte Geschichte bis zu den keltischen Eroberungen Cäsars herabführte, wie auch den halikarnassischen Rhetor Dionysios, welcher — gegen Ende der ersten Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrhunderts geboren, im Jahre 30/29 v. Chr. nach Rom übersiedelte, hier eifrige historische Studien betrieb und nach 22jährigem Aufenthalt im Jahre 7 v. Chr. ein großes Werk über die Geschichte Roms vollendete, welches in 20 Büchern unter wesentlicher Berücksichtigung der ältesten Zeiten dieselbe bis zum Beginn der punischen Kriege behandelte, und in seinen Trümmern neben den erhaltenen Theilen des Livius trotz vieler falscher Auffassungen bekanntlich zu den schätzbarsten Quellenschriften gehört. Weiter nennen wir noch den großen kleinasiatischen Historiker und Geographen Strabon von Amaseia. Abkömmling einer im

Pontus angesiedelten, wohlhabenden griechischen Familie, die mütterlicherseits mit der alten mithradatischen Dynastie dieses Landes in Verbindung gestanden hatte, 66 v. Chr. geboren, historisch und philosophisch hochgebildet, und durch ausgedehnte Reisen, die ihn 29 v. Chr. für längere Zeit auch nach Rom führten, geschult, hat er nachmals in seiner Heimath das berühmteste und uns erhaltene seiner Werke verfaßt, seine geographische Schilderung der damaligen Welt. Er ist erst unter Augusts Nachfolger Tiberius im Jahre 24 n. Chr. gestorben. Endlich nennen wir noch einen Königssohn, der nur unfreiwillig nach Rom gekommen, hier aber in den Besitz höchst umfassender Bildung gelangt, und ein sehr bedeutender und vielseitiger griechischer Schriftsteller, nicht bloß nach der historischen Seite, geworden ist. Wir meinen den gleichnamigen Sohn des nach der Schlacht bei Thapsus umgekommenen numidischen Königs Juba I., den jüngeren Juba, der, noch ein Knabe, nach dieser Katastrophe von Cäsar als Gefangener nach Rom gebracht, von Augustus aber später mit des Antonius und der Kleopatra Tochter „Kleopatra-Selene" verheirathet und seit 30 v. Chr., wie wir später sehen werden, wieder mit einer bedeutenden Macht in Nordafrika ausgestattet wurde.

Es entsprach dieser Richtung der neuen kaiserlichen Zeit gar sehr, daß in Rom die Pflege der eigentlichen Gelehrsamkeit und des antiquarischen Studiums, wie Varro dasselbe recht eigentlich begründet hatte, sehr bedeutende Dimensionen annahm. Es gab sehr zahlreiche tüchtige Philologen, die meist zugleich schriftstellerisch thätig waren, grammatische, literarhistorische und ähnliche Forschungen betrieben. Wir nennen unter vielen hier nur den gelehrten, erst unter Tiberius verstorbenen, und durch ein Standbild auf dem Markte in Präneste ausgezeichneten Freigelassenen M. Verrius Flaccus (S. 41), dessen umfassendes lexikalisches Werk „de verborum significatione" als eine reiche Fundgrube der wichtigsten Nachrichten über das römische Alterthum galt, und des Augustus Freigelassenen Gajus Julius Hyginus, der an Vielseitigkeit der literarischen Thätigkeit und in nationaler Richtung namentlich dem Varro nachstrebte. In ganz entsprechender Weise blieben unter dem Principat alle exakten Wissenschaften und technischen Fächer in hohem Flore. Es ist dieses Zeitalter, wo der Architekt Vitruvius Pollio, bereits in gereiften Jahren stehend, um das Jahr 14 v. Chr. nach griechischen Vorbildern und eigenen Beobachtungen seine zehn Bücher „von der Architektur", die das Fach in der weitesten Ausdehnung behandeln, freilich in wenig glänzender Form, schrieb und dem Augustus widmete.

In anderer Weise bedeutsam wirkte das Principat ein auf die Weiterbildung der nationalsten aller römischen Wissenschaften, nämlich der Jurisprudenz. Augustus suchte auch die praktischen Juristen, die damals zugleich die Träger der Rechtskenntnisse waren, mit ihren Interessen an das Principat zu knüpfen. Es gab in Rom eine Anzahl juristischer Geschäftsleute, bei denen man sich in Rechtsfragen Rathes erholte, und die theils durch

ihre auf Befragung abgegebenen Gutachten, theils durch ihre in Schriften niedergelegten Ansichten für die Richter eine gewisse Autorität hatten. Augustus machte nun die Befugniß, auf Befragen „Responsa" oder Gutachten zu ertheilen, zu einem Rechte, welches er selbst einer Anzahl von Juristen eigens verlieh. Die solcher Gestalt privilegirten Juristen verwalteten ihr Geschäft im Auftrage des Kaisers, und erhielten eine höhere Bedeutung. Wenn sie nämlich in ihren Gutachten übereinstimmten, so waren die Richter an ihren Ausspruch wie an ein Gesetz gebunden. Auf diese Weise entstand eine neue Praxis der Rechtsbildung. Die zur Ertheilung von Gutachten berufenen Rechtskenner begannen ihre Wissenschaft energisch auszubilden, und noch unter Augustus entstanden zwei verschiedene Schulen, deren Gegensatz erst durch die später von Kaiser Hadrian veranlaßte Codifikation seine Bedeutung verlor. Die Stifter dieser Richtungen waren auf der einen Seite M. Antistius Labeo, dessen Anhänger nach seinem Schüler Proculus die Proculianer genannt wurden, während die Nachfolger seines Gegners Gajus Atejus Capito nach dessen Schüler Massurius Sabinus den Namen der Sabinianer erhielten. Labeo (von etwa 59 v. Chr. bis 12 n. Chr.), ein Mann von sehr umfassender Bildung, dessen zahlreiche Werke zusammen 400 Bücher umfaßten, war zugleich eine Persönlichkeit, die im Sinne ihres Hauses mit herber Selbständigkeit und unbeugsamer Festigkeit in republikanischer Opposition gegen das Principat verharrte, während sein Gegner Atejus (geb. um 34 v. Chr. und gest. 22 n. Chr.), der ihn als Jurist und an schriftstellerischer Bedeutung nicht ganz erreichte, ebenso entschieden sich der monarchischen Richtung angeschlossen hatte und von Augustus lebhaft vor Labeo begünstigt wurde. Es war indeß nicht der politische Gegensatz, welcher sich trennend auf die Schulen vererbte, sondern der wissenschaftliche. Denn Atejus als „Positivist" blieb als Jurist den alten Grundsätzen der Auslegung des positiven Rechtes treu, indem er fortwährend eine buchstäbliche Anwendung von den Rechtssätzen der älteren oder neueren Zeit machte. Labeo dagegen, „Rationalist", war ein kühner Neuerer und für die Fortbildung des römischen Civilrechtes von größter Bedeutung, der die innere Beschaffenheit und den Zweck jedes Rechtsinstitutes mehr ins Auge faßte und daher häufig der Billigkeit einen größeren Spielraum gestattete, als Capito.

Die massenhaften Bildungsmittel aller Art, welche die Welthauptstadt den Bürgern Italiens wie den gebildeten Provinzialen an sich schon bot, vermehrte Augustus im Sinne Cäsars auch seinerseits durch Anlegung von Bibliotheken. Schon Lucullus hatte in seiner liberalen Weise den Gelehrten die Benutzung der literarischen Schätze gestattet, die er aus der Pontischen Beute mit nach Hause gebracht. Der Plan Cäsars, eine große öffentliche Bibliothek herzustellen, war mit des großen Mannes jähem Tode gefallen. Dafür hatte Asinius Pollio schon nach dem Jahre 39 v. Chr. den durch eine Feuersbrunst zerstörten Tempel der Libertas auf dem Aventin

wiederherstellen lassen und in dem Atrium dieses Heiligthums die erste öffentliche Bibliothek griechischer und lateinischer Schriftsteller angelegt. Nun aber war auch Octavian in Feuer gerathen und errichtete im Jahr 33 nach Beendigung des Krieges in Dalmatien zu Ehren seiner Schwester Octavia einen Porticus, in welchem die erste seiner öffentlichen Bibliotheken, die Octaviana, aufgestellt wurde. Die Verwaltung wurde dem Grammatiker Gajus Melissus übertragen. Viel großartiger aber war die Palatina, die er 28 v. Chr. mit dem (S. 38) auf dem palatinischen Hügel entstehenden Apollotempel verband. Die Verwaltung der hier aufgehäuften griechischen und lateinischen Bücherschätze erhielt der schon (S. 47) genannte Gelehrte Hyginus.

Verhielt sich Augustus zu den verschiedenen Erscheinungen des römischen Geisteslebens, die wir bisher berührten, theils tolerant, theils sympathisch, theils direkt wie indirekt fördernd, so gab es noch eine Seite derselben, wo er selbst mit Mäcenas theils aus persönlicher Liebhaberei, theils aus politischer Berechnung mit Erfolg einzuwirken bemüht war, nämlich die Poesie. Zwei Momente, einerseits die tiefe politische Ermüdung nach der langjährigen furchtbaren Zeit der Revolution, anderseits die größere politische Stille des öffentlichen Lebens seit Actium, trieben die Römer mehr und mehr dahin, die literarische Thätigkeit, die mit der Verbreitung der allgemeinen hellenischen Bildung schon in dem letzten Menschenalter immer allgemeiner geworden war, nicht mehr bloß in ihren Mußestunden ernstlich zu kultiviren. Wer nun nicht lediglich receptiver Art war, oder wer nicht ausschließlich gelehrten Studien nachging, warf sich jetzt mit Vorliebe auf die Pflege der Poesie, die jetzt als Kunst mit ganzem Ernste betrieben wurde, und wo nun das Streben nach hellenischer Formvollendung Gesetz geworden war. Freilich ging damit der römischen Dichtkunst, die in allen Stücken den Alexandrinismus an der Tiber zu neuem Leben erweckte, mehr und mehr und in weitem Umfange der Zusammenhang mit dem italischen Volksgeiste verloren, büßten die meisten dieser Dichter die rechte Popularität ein, wurde diese Kunst, bei deren Betrieb man gewöhnlich nur den Hof und einen auserlesenen Kreis von Kennern und Freunden im Auge hatte, wesentlich Hofdichtung. Allerdings darf dieser Ausdruck nicht in übertreibender Weise aufgefaßt werden. Thatsächlich standen die Sachen so, daß in Rom, wo mit der Zeit Schaaren von Dichtern und „Dichterlingen" auftraten, unter denen gar manche nur durch die Hoffnung auf die Gunst des Mäcenas und des Princeps auf den Parnaß getrieben wurden, verschiedene literarische Kreise sich bildeten, die keineswegs alle derselben Geschmacksrichtung folgten. Wer mit der veränderten Lage der Dinge unzufrieden war und seine politischen Ideale in der republikanischen Vergangenheit fand, hielt fest an dem Kultus der alten römischen Dichter mit aller ihrer Härte und formellen Ungelenkigkeit. Asinius Pollio seinerseits, dieser persönlich ein sehr begabter Dichter, hatte um sich einen Kreis versammelt, in welchem er namentlich als Kri-

tiker von treffender Beobachtung und Schärfe thätig war. Indem er selbst andere Dichter und fremde literarische Thätigkeit förderte, bewahrte er zugleich, seiner freien politischen Stellung entsprechend, den mehr durch den Einfluß des Hofes bestimmten Cirkeln gegenüber eine sehr selbständige Haltung. Auch um den ebenfalls politisch reservirten Messalla hatte sich eine Gruppe von Dichtern gesammelt, unter denen für uns Tibullus und die Dichterin Sulpicia die bekanntesten geblieben sind. Auch der jüngere, geistreiche, vielgewandte Ovid stand zu dieser Gruppe in Beziehung. Dem Hofe am nächsten dagegen hielt sich der Kreis von Dichtern, die sich um Mäcenas gruppirt hatten. Vergilius, L. Varius, später Propertius und längere Zeit der künstlerisch begabteste dieser Männer, der gefeierte Horatius, sind hier die bedeutendsten gewesen. Alle diese Dichter standen in verschiedener Weise zu den ebenfalls literarisch thätigen Machthabern Mäcenas und Augustus in Beziehung, die es nun an Gunstbezeugungen, an Aufmunterungen aller Art und an Hinlenkung auf bestimmte Richtungen nicht fehlen ließen. Neben dem persönlichen Geschmack dieser beiden mächtigen Männer konnte es dem Princeps doch nur erwünscht sein, wenn junge strebsame Talente solcher Art nicht die herbe Opposition des Catullus zum Vorbild nahmen, sondern Motive behandelten und poetisch verklärten, welche gar sehr geeignet waren, direkt und indirekt die durch das Principat neu vorgezeichnete politische Richtung zu fördern und zu unterstützen. Auch sonst mochte es dem Princeps werthvoll erscheinen, wenn das Interesse der politischen Stände der Hauptstadt an der vorwiegenden Beschäftigung mit den Staatsfragen, wie sie einst die großen Familien der Republik als ein Erbgut der Väter ausschließlich beherrscht hatten, wenigstens einigermaßen abgeschwächt und ihre Theilnahme auf die literarischen Fragen gelenkt wurde, die sich an die neuen dichterischen Größen des Zeitalters und an den von ihnen ausgehenden Ruhm knüpften. Für die zuletzt bezeichnete Tendenz kam dem Princeps durchaus ein neuer Brauch entgegen, der sich namentlich unter Anregung des Asinius Pollio in dieser Zeit ausbildete, übrigens an eine schon bestehende Sitte anknüpfte. Es war nämlich nichts Neues, daß die Schriftsteller der Residenz, ehe sie ihre Schriften in den Buchhandel gaben, dieselben einer Anzahl kunst- und sachverständiger Freunde zur Kritik vorlegten. Solche Vorlesungen oder Recitationen, die Asinius jetzt erheblich erweiterte, wurden bald vor einem eingeladenen Publikum, bald vor Allen, die kommen wollten, abgehalten, und sollten zunächst dazu dienen, die Wirkung einer neuen literarischen, namentlich poetischen Schöpfung zuerst im engeren Kreise zu erproben und die eventuelle Kritik zu nochmaliger Feilung zu benutzen. Allmählich verlor jedoch dieses Institut den ursprünglichen Charakter, und diese neue Art von Versammlungen in Odeen und Basiliken, die oft genug über den Erfolg eines neuen Buches entschieden, diente sehr häufig nur der Eitelkeit von Männern, die mit mancherlei Mitteln nur den rauschenden Applaus der Menge oder auch nur einer bestimmten Clique im

Voraus zu gewinnen suchten und dabei sich über ihre Leistungsfähigkeit nicht selten selbst recht sehr verblendeten.

So entfaltete die römische Dichtung in dem Zeitalter des Augustus lange eine überaus reiche Produktivität; nur daß die Correktheit der Sprache, die Pracht des Ausdruckes und die Vollendung der äußeren Form vielfach entschädigen mußte für die gar oft mangelnde Originalität und für die recht fühlbare Abhängigkeit der Meisten von den griechischen Mustern. Die verschiedenen Dichtungsarten wurden dabei keineswegs gleichmäßig kultivirt. Am wenigsten blühte die dramatische Poesie. Zwar gab es noch immer Männer, wie namentlich Asinius Pollio, L. Varius Rufus (zwischen 82 und 14 v. Chr.) und später Ovid, die auch dieses Gebiet mit Geschick anbauten. Der „Thyestes" des Varius, der 29 v. Chr. auf die Bühne kam, galt unter anderen als ein vortreffliches Stück. Aber einerseits wandte sich die römische Tragödie jetzt immer mehr der Mythologie zu, wurde gelehrt und dadurch wirkungslos, andererseits sank auch bei dem Publikum das Interesse an der dramatischen Kunst als solcher, und war nur noch durch äußere Reizmittel, prachtvolle theatralische Ausstattung und glänzende Kostüme zu fesseln. Das wurde denn auch der Grund, weshalb sowohl das eigentliche Schauspiel, wie der anspruchslosere Mimus seit dieser Zeit bei dem Publikum der Residenz immer mehr verdrängt wurde durch eine neue Bastardgattung der Kunst, den sogenannten Pantomimus: eine eigenthümliche, in Augusts Zeitalter durch zwei große Künstler, Pylades und Bathyllos (dieser ein besonderer Günstling des Mäcenas) wesentlich ausgebildete Verbindung von Schauspiel, Oper und Ballet. Das römische Publikum aller Klassen, den Kaiser mit eingeschlossen, fand immer größeren Geschmack an der stummen, in höchster künstlerischer Vollendung durch Geberden und Tanz balletmäßig dargestellten Aufführung berühmter Scenen (mit Vorliebe der erotischen) aus der griechischen Mythologie, wo dann Ein maskirter Künstler unter dem Gesange eines Chores und unter Begleitung mehrerer musikalischer Instrumente, bei vollendeter Pracht der Scenerie zu agiren pflegte.

Unter den übrigen Gattungen der römischen Dichtung haben damals alle durchaus namhafte Vertreter gefunden; am meisten jedoch gedieh die Lyrik zur Blüthe. Wir kommen hier in der Kürze zurück auf jene Dichter, welche namentlich den ersten Jahrzehnten des Augustus einen so eigenthümlich anmuthigen Reiz verliehen haben. Publius Vergilius Maro, der am 15. October 70 v. Chr. als Sohn eines bemittelten Gutsbesitzers zu Andes bei Mantua geboren war, hatte sich in jüngeren Jahren eine sehr bedeutende gelehrte Bildung erworben, und war nach längeren Studienjahren auf sein Erbgut zu Andes zurückgekehrt. Hier aber sah er sich 41 und 40 v. Chr. durch die Schreckniſse, die sich an die Kolonisirung der siegreichen Veteranen von Philippi in Italien knüpften, in dem Besitze seines Gutes bedroht, und konnte nur durch die Gunst der damaligen Machthaber, namentlich des Asinius Pollio, des Mäcenas und des Octavianus selbst die

Rückgabe desselben oder Ersatz erlangen. Seitdem lebte Vergilius theils in Rom, theils in Neapel, vielfach gehindert durch seine schwache Gesundheit, aber allmählich in behagliche äußere Umstände gekommen. Die seit der Katastrophe seines Besitzes eingeleiteten Beziehungen zu den neuen politischen Größen der römischen Welt wirkten nun sehr bestimmt ein auf seine dichterische Thätigkeit. Die bukolischen Dichtungen, die Vergil in den Jahren 41 bis 39 v. Chr. nach dem Vorbild der Idyllen des griechischen Theokrit verfaßte, tragen die ausgeprägten Spuren der dankbaren Huldigungen, die er seinen Gönnern zu spenden sich veranlaßt sah; die erste dieser „Eklogen" war dem Octavian gewidmet. Einmal in die hohen römischen literarischen Kreise hineingezogen, folgte er den ihm von hier aus zugehenden Anregungen. Auf Veranlassung des Mäcenas dichtete er dann (37—30 v. Chr.) die diesem Staatsmann gewidmeten „Georgica", vier Bücher über den Landbau, die bereits den gereiften Künstler zeigten. Der Stoff entsprach Vergils eignen Neigungen und Anschauungen vollständig, und so bot er seinem Volke, bei welchem der Ackerbau allezeit in hohen Ehren gestanden hat, ein Werk, welches den mit sichtlicher Liebe und Wärme behandelten Stoff in vollendeten Versen und in einer kraftvollen und korrekten Sprache darlegte, wie es die Römer bis dahin noch nicht gekannt hatten. Es war dann die Aufforderung des Augustus, die ihn veranlaßte, zur Schöpfung eines großen epischen Gedichtes zu schreiten, welches die Schicksale des legendarischen Ahnherrn der Römer und zugleich des julischen Hauses, des troischen Aeneas, behandeln sollte. Die „Aeneide" war seit 29 v. Chr. schon erheblich vorgerückt, da entschloß sich Vergil, zu deren Vollendung sich für drei Jahre nach Griechenland und Asia zurückzuziehen. Augustus aber, der ihn aus dem Orient zurückkehrend in Athen traf, bestimmte ihn, ihm wieder nach Italien zu folgen. Aber auf der Rückreise ist der edle, liebenswürdige, seinen Freunden treu ergebene, von denselben tief betrauerte Dichter am 22. September 19 v. Chr. zu Brundisium gestorben. Die Aeneis, an die er nicht mehr die letzte Hand hatte legen können, ist — seinem Wunsche zuwider — nach seinem Tode durch seinen Freund, den Dichter Varius, herausgegeben worden. Die Mängel dieses berühmten Epos, welches für Vergils Talent eine zu große Aufgabe bot und seiner Naturanlage nur wenig entsprach, aber mit gewaltigem Fleiße und ausgedehnter Gelehrsamkeit ausgearbeitet war, hat die moderne Kritik ausreichend klar gestellt. Aber auf die Römer machte die Aeneide einen höchst imponirenden Eindruck. Die Correktheit, der Glanz, die Majestät, die rhetorische Fülle der Sprache, die Eleganz der Composition, die kunstvollen Hexameter, der Wohllaut der schönen Verse machten dieses Epos bei ihnen zu einem bewunderten Vorbild. Der Patriotismus endlich, welcher das ganze Heldengedicht durchdrang, ließ es bald zu einem Nationalwerke werden.

Ganz anderer Art war der hochbegabte Dichter, den Unteritalien den Römern geschenkt hat, nämlich Quintus Horatius Flaccus. Der Sohn

eines Freigelassenen, ist Horatius am 8. December 65 v. Chr. zu Venusia geboren worden. Sein Vater, der mit ihm 58 v. Chr. nach Rom zog, ließ ihm hier eine ausgezeichnete, weit über seinen Stand hinausgehende Erziehung zu theil werden; die Vollendung seiner gediegenen wissenschaftlichen Ausbildung gewann der feurige Jüngling in den philosophischen Schulen von Athen, wohin er sich i. J. 45 v. Chr. begab. Aus den Studien riß ihn hier der Ruf des Marcus Brutus. Im Spätsommer 44 v. Chr. trat der junge Venusiner als Oberst ein in das Heer des letzten Vorkämpfers der alten Republik. Als im Spätjahre 42 die Niederlage bei Philippi alle Hoffnungen der Republikaner zu nichte gemacht hatte, kehrte Horaz nach der Hauptstadt zurück. Die Dotirung der Veteranen der Sieger auf Kosten des italischen Volkes beraubte auch den Horaz seines väterlichen Gutes und nöthigte ihn, im quästorischen Bureaudienst eine Subalternenstelle anzunehmen, zugleich auch seine glänzende poetische Begabung praktisch zu verwerthen. Die Befreundung mit den Dichtern Vergil und Varius leitete eine günstige Wendung in seiner äußeren Lage ein. Denn diese vermittelten i. J. 39 seine Bekanntschaft mit Mäcenas, der ihm nun allmählich auch persönlich immer näher getreten, endlich sein eifriger und ausdauernder Gönner geworden ist. Schon i. J. 38 war Horaz in die Zahl der Vertrauten des einflußreichen Staatsmannes aufgenommen worden, konnte im folgenden Jahre seine Beamtenstelle aufgeben, und erhielt um d. J. 34 von Mäcenas als Geschenk ein hübsches Landgut im Sabinerlande, nördlich von Tibur, welches dem Dichter bei seinen sehr maßvollen Ansprüchen an das Leben eine erwünschte Unabhängigkeit gewährte. Auf dieser Besitzung hat Horaz, namentlich in seinen späteren Jahren, einen großen Theil seines Lebens zugebracht. Mäcenas, der allmählich zu Horaz in ein sehr enges Freundschaftsverhältniß trat, vermittelte nachmals auch die nähere Bekanntschaft des Dichters mit dem Kaiser, der ihm ebenfalls dauernd wohlgesinnt blieb, obwohl Horaz mit einer gewissen Zähigkeit seine persönliche Unabhängigkeit auch Augustus gegenüber behauptete. Der Dichter ist nicht lange nach seines Freundes Mäcenas Tode selbst gestorben, am 27. November 8 v. Chr. — Der Charakter dieses Dichters und seiner Schöpfungen bezeichnet sehr scharf die eine Seite der Uebergangszeit des Römerthums aus den Stürmen des Bürgerkrieges, aus der Agonie der Republik, in die neue Ordnung der Dinge unter der stark und klug geführten Oberhoheit Augusts. Auch Horatius hatte eine Periode des Enthusiasmus durchlebt, wie ihn großartige Principienkämpfe in den Herzen der Jugend zu entflammen pflegen. Aber der Tag von Philippi wurde nach jeder Richtung hin für ihn ein Wendepunkt. Was die zertrümmerten Ideale der Vergangenheit anging, so blieb ihm nichts übrig, als Resignation. Für das neue Leben unter der Herrschaft der Sieger, endlich des letzten Siegers Octavian, mußte dem jungen Dichter sein scharfer, praktischer Verstand die Wege vorzeichnen, — in seiner praktischen Haltung, wie für seine dichterische Thätigkeit und für

die gesammte Lebensphilosophie, welche der geistreiche Mann sich schuf. Schwung der Phantasie und idealen Flug der Gedanken und Empfindungen wird man daher bei Horaz nicht suchen. Wohl aber zeigt dieser Dichter eine sonnige Klarheit, Ruhe und Schärfe des Geistes und eine ausgezeichnete Kenntniß der Welt und der Menschen, wie sie das Rom jener Tage ausgebildet hatte. Er war zu der verständigen Ueberzeugung gelangt, daß das Principat und zwar das des Augustus eine unabwendbare Nothwendigkeit und für die Römer eine Wohlthat geworden; er konnte auch dem Geschlecht dieser Zeit im Sinne des Augustus recht wohl die Tugenden der Einfachheit, der Genügsamkeit, und die Fernhaltung von unruhigem Ehrgeiz und verwegenen Plänen empfehlen. Dabei aber hielt er auf persönliche Würde, vergab sich nichts, und wußte mit großer Feinheit und Sicherheit sich in seiner freien Stellung zu den Großen des Reiches zu behaupten. Für seine Person erstrebte der Dichter, der aus der Fülle der Beobachtungen und Erfahrungen seines Lebens nicht zu grämlicher Gereiztheit, sondern zu kühler, heiterer Ironie gelangt war, ein ruhiges Gleichmaß und eine friedliche Ruhe des Gemüthes, die ihn das friedliche und genügsame Leben fern von den Staatsgeschäften mit Vorliebe suchen und feiern hieß. Seine Lebensphilosophie endlich, wie sie Horaz, eine durchaus reflectirende Natur, der anfangs der epikureischen Sinnesweise näher stand, aber allmählich den sittlichen Ernst der Stoa höher zu schätzen lernte, sich ausgebildet hat, gipfelt in einer Weltansicht, die sehr selbstgenügsam, sehr egoistisch erscheinen würde, wäre sie nicht wiederum durch seinen Takt, seine Anmuth, seine Liebenswürdigkeit gemäßigt. Maßhalten und Freisein von stürmischen Leidenschaften; sich niemals selbst verlieren und ganz hingeben, sich durch nichts beunruhigen, aber auch durch nichts zu ungestümer Begeisterung fortreißen lassen; sich mit dem begnügen, was man hat; jede sich darbietende Gunst des Geschickes ergreifen; das Heute genießen, da ja das Morgen ungewiß und das Leben so kurz ist; die Freundschaft, die Liebe und den Umgang mit den Musen pflegen, Alles aber mit Maß und ohne Leidenschaft: in solchen Gedanken gipfelt die Lebensweisheit des Dichters. Reiche Bildung, feiner Geschmack und die klare Durchsichtigkeit seiner Sprache verleihen endlich seinen Dichtungen einen Reiz, der noch heute nicht versagt. Von den zahlreichen poetischen Schöpfungen des Horaz heben wir nur zwei hervor. Einerseits nämlich baute der Dichter in seiner früheren Periode (bis zu der Actischen Katastrophe) mit Vorliebe das alte nationale Gebiet der Satire an, nur daß er unter dem Eindruck der Zeitverhältnisse es vermied, die politischen Zustände zu berühren, und dafür mit Vorliebe — unter Verwendung des epischen Versmaßes — seinen Humor und seine ironische Kritik an den socialen und literarischen Fehlern und Thorheiten des Zeitalters erprobte. Auf der Höhe dagegen seines Lebens, namentlich in dem folgenden Jahrzehnt, versuchte es der Dichter, den Alkäos und die Sappho auf römischen Boden zu verpflanzen. Die Nachdichtung seiner Vorbilder und weiter die

Darlegung seiner persönlichen Denkungsweise in Verwerthung von Stoffen aus der Gegenwart in den Formen jener Griechen, die er mit Meisterhand und seinem Sprachverständnisse zu handhaben wußte, gab den Anlaß zu der Schöpfung der sogenannten Oden, denen der Dichter endlich noch unter Wiederaufnahme der epischen Formen die sogenannten Episteln folgen ließ, die im Inhalt vielfach den Satiren verwandt sind; nur daß Horaz dazu die ganze Art seiner Lebensansicht und seiner poetischen Auffassung entwickelt, jetzt im Tone des vollkommen gereiften, bereits alternden Mannes.

Ganz andrer Art als der geistreiche Venusiner war der Ritter Albius **Tibullus**, welcher (um 54 v. Chr. in Rom geboren und schon 19 v. Chr. gestorben) vor Allem die Elegie pflegte, und Gedichte schuf, die in ihrer klaren Lieblichkeit, in ihrer gefälligen Sprache und in Vollendung des Rhythmus zu den Zierden der Literatur dieser Zeit gehörten. Dieser Dichter folgte den Alexandrinern in fast ausschließlicher Wahl erotischer Stoffe, aber er vermied es auf gelehrten Pfaden zu gehen, und entwickelte, bei einfacher Sprache, wahres und warmes Gefühl, und wußte Stimmungen und Empfindungen, Freude an dem Frieden des Landlebens und tiefe Liebessehnsucht mit vollendeter Kunst darzustellen. Ungleich kräftiger jedoch war der (um das Jahr 49 v. Chr. in Umbrien, vielleicht zu Asisium) einem reichen plebejischen Vater geborene, in Rom gebildete Sextus **Propertius**, der auch nur ein kurzes Leben sah und schon 15 v. Chr. gestorben ist. Properz, der wie Vergil und Horaz zu den speziellen Lieblingen des Mäcenas gehörte, war allerdings, wie Tibullus, ausschließlich Elegiker und Dichter der Liebe. Aber er dichtete einerseits viel mehr in der Art seiner alexandrinischen Vorgänger, die er jedoch an Feuer, sinnlicher Gluth und Leidenschaft weit übertraf, und schwelgte in mythologischer Gelehrsamkeit, andererseits sind seine minder mit gelehrten Stoffen gefüllten gefälligeren Gedichte frischer und energischer, als die seines berühmten Zeitgenossen. Das erotische Element freilich steht in seiner glühenden Haltung hier um einen Grad tiefer, als bei dem mehr schwärmerisch idealen Tibull; nur daß doch der Dichter sich hier wenigstens innerlich frei erhielt, der dagegen nach der politischen Seite hin sehr entschieden und bewußt um die Gunst des Hofes warb.

So werthvoll nun auch für **Augustus** der Glanz war, den die Blüthe der schönen Literatur unter seinem Principat auf sein Zeitalter warf, und so wichtig es andererseits für ihn war, auf die Stimmung und die Haltung der namhaften Vertreter der Literatur einen bedeutenden Einfluß auszuüben: wirklich Fuß gefaßt und rechte Popularität gewonnen hat das **Principat** doch vorzugsweise durch die imponirende und für das Gemeinwohl nützliche Weise, in welcher der Kaiser die gewaltige Macht benutzte, die in seinen Händen concentrirt war. Der nächste Abschnitt unsrer Darstellung hat das für die kaiserlichen Provinzen, für die Armee und für die auswärtige Politik zu zeigen. Hier haben wir es noch mit der *legislativen* **Arbeit** Augusts und mit der Einwirkung seiner **Verwal-**

tung auf die Hauptstadt Rom und auf das alte Kernland des Reiches, auf Italien zu thun.

Augustus, dem jedenfalls das nachgerühmt werden muß, daß er mit seinen größern Zwecken innerlich größer geworden und gewachsen ist, hat sich der Pflicht nicht entzogen, der Regenerator des Landes zu werden, welches durch die Schuld der schlechten oligarchischen Verwaltung, durch die Bürgerkriege, und durch seine persönliche Schuld so furchtbar herabgekommen war. Es galt in erster Reihe, auf allen Punkten, in der Armee, im Volke, in der ganzen Halbinsel nun erst rechte Zucht und Ordnung wiederherzustellen, zweckmäßige Verordnungen jeder Art zu erlassen, entsprechende Gesetze zu veranlassen, vor Allen aber für deren konsequente und einheitliche Ausführung und Handhabung zu sorgen. Das am meisten in die Augen springende und äußerlich nöthigste war es, die bei Gründung des Principats begreiflicherweise tief zerrüttete öffentliche Sicherheit wiederherzustellen. Hier konnte zunächst nur eine dauernd fortgesetzte polizeiliche Ueberwachung helfen, bis es etwa gelang, durch andere reformatorische Maßregeln zu Gunsten des italischen Volkes der Verarmung und Besitzlosigkeit zu begegnen und die Quellen zu verstopfen, aus denen die Schaaren der Banditen und Wegelagerer sich seit Alters immer stärker ergänzten. Für die Hauptstadt waren andere Schritte nöthig. Wir sehen noch, wie erst unter Tiberius eine bleibende und mächtige Polizeipräfektur geschaffen wird. Auch die militärischen Kräfte lernen wir noch kennen, welche die Massen der riesigen Residenz im Zaume zu halten hatten, die jetzt mit Einschluß der überaus zahlreichen Sklaven (nach einer freilich nur ungefähren Berechnung) wahrscheinlich mehr als eine Million (oder $1\frac{1}{4}$ Mill.) Einwohner zählte. Wir hörten aber bereits, wie Augustus, der nun allmählich auch solche Aufgaben übernahm, schließlich für Rom auch eine großartige Feuerwehr-Gensdarmerie (S. 19) ins Leben gerufen hat. Unmittelbar zur Abstellung althergebrachter Uebelstände wirkten vielfache nützliche Verfügungen, wie die, durch welche das in den letzten Jahrzehnten der Republik so hoch gesteigerte Unwesen der massenhaften Gladiatorenbanden wesentlich beschränkt wurde. Fechterspiele sollte Niemand ohne Genehmigung des Senates veranstalten. Damit aber kein angesehener Mann eine für die Ruhe der Stadt bedenkliche Menge Bewaffneter zu seiner Verfügung habe, wurde (22 v. Chr.) die Zahl der Fechter, die ein Prätor bei seinen Spielen aufstellen durfte, auf 120 Mann oder 60 Paare beschränkt.

Leider aber gab es in der ungeheuren Hauptstadt schwere Uebelstände, die sich aus der Geschichte der Republik und der Sinnesweise der Römer entwickelt hatten, und nach menschlicher Ansicht jeder durchgreifenden Besserung um so entschiedener spotteten, als die Politik des Principats selbst die Kaiser, in erster Reihe den Augustus, dazu veranlaßte, gar Manches zu thun, was einer Besserung der römischen städtischen Zustände von Innen heraus wieder erheblichen Abbruch thun mußte. Die Kaiser standen eben trotz aller ihrer Macht unter dem wuchtenden Drucke einer seit Alters entwickelten Lage, die

alle Maßregeln zur Verbesserung der hauptstädtischen Verhältnisse nicht über den Werth und die Wirksamkeit von Palliativmitteln hinauskommen ließ. Das Grundübel war die schlimme Nahrungslosigkeit der Hauptmasse der gemeinen Freien, der sog. Plebs Urbana, die damals vielleicht die Zahl von 320,000 Leuten männlichen und 270,000 weiblichen Geschlechts erreichte. In den früheren Abschnitten dieses Buches über die Geschichte der römischen Republik ist wiederholt gezeigt worden, daß nicht allein das freie Proletariat der Halbinsel sich mit Vorliebe nach der Hauptstadt zog, sondern auch die Sklavenwirthschaft der reichen und großen Familien das freie Handwerk zu keiner selbständigen Bedeutung kommen ließ. Dazu trat nun die unausrottbare Abneigung des stolzen Römers gegen persönliche Dienstleistungen für Andere und die Verachtung vieler Zweige nützlicher Arbeit, die man lieber den Freigelassenen und den Fremden aus Griechenland und dem Orient überließ. So ist es denn gekommen, daß ein sehr erheblicher Theil der freien städtischen Plebs in einer Armuth lebte, die zunächst nur durch eine gewisse Genügsamkeit des Südländers im Essen und Trinken, und durch den Umstand erträglich gemacht wurde, daß die Sorge um Dach und Fach nicht in der schweren Weise auf die Römer drückte und wirkte, wie heutzutage auf die Völker im Norden der Alpen. Nun aber war dieses „römische Volk" durch die Zustände seit mehr denn 60 Jahren in schlimmer Weise corrumpirt worden; die alte Kernhaftigkeit war längst verschwunden, mit dem aus endlosen Revolutionen und Revolten übrig gebliebenen unruhigen Sinne verband sich nach vielen Seiten hin eine tiefe Demoralisation, — weiter aber war dieses Volk furchtbar verwöhnt. Die vieljährigen Parteikämpfe der Großen hatten die Menge nicht nur an den Verkauf ihrer Wahlstimmen, sondern noch mehr daran gewöhnt, durch prachtvolle „Spiele" verschiedener Art sich unterhalten und umworben zu sehen. Noch schlimmer aber war es, daß, wie wir wiederholt sahen, seit der Gracchenzeit die Vertheilung von billigem oder auch völlig geschenktem Getreide an die Armen ein Theil der Parteipolitik geworden war.

Gerade nach dieser Richtung hin konnte zunächst Augustus nur laviren. Bei den landwirthschaftlichen Zuständen der Halbinsel war Rom wesentlich auf auswärtige Zufuhr angewiesen, von welcher seit dieser Zeit Aegypten ein Drittel, Afrika und andere Kornländer zwei Drittel zu stellen pflegten. Sobald der Kaiser (S. 13) die Leitung des Proviantwesens in seine Hand genommen hatte, wurde es die Hauptaufgabe, durch möglichst sorgsame Ueberwachung der stets ausreichenden, wohlgeregelten und billigen Versorgung der Residenz das Volk in guter Stimmung zu erhalten. Weiter aber folgte Augustus der guten Praxis Cäsars und suchte (wir kommen noch darauf zurück) einerseits durch Ausführung stadtrömischer Proletarier in neue Colonien die Hauptstadt zu entlasten, andrerseits allmählich (bis zum Jahre 2 v. Chr.) die Zahl der städtischen Empfänger der monatlichen Brodspenden auf 200,000 Männer zu beschränken.

Dabei ist Augustus nun aber nicht immer stehen geblieben. Nicht nur, daß gar nicht selten eine Theurung ihn nöthigte oder bestimmte, weit größeren Kreisen des Volkes, als den eigentlichen ärmsten Proletariern, Korn zu sehr geringem Preise oder ganz umsonst zu schenken, damit auch unter Umständen eigentliche Geldgeschenke zu verbinden: so gab es auch Motive der Politik, welche diesen Princeps veranlaßt haben, gar nicht selten bei bedeutenden Momenten seines Lebens, namentlich parallel mit neuen Fortschritten seiner Machtausdehnung, das gesammte Volk durch Geldgeschenke von wirklich großartiger Freigebigkeit zu erfreuen. Mehr aber, Augustus scheute sich allerdings unter Umständen durchaus nicht, unverschämten Forderungen mit Nachdruck entgegenzutreten. Aber er konnte nicht umhin, für die dauernde Belustigung des Volkes auf seine Kosten in großartiger Weise zu sorgen. Es war gar kein Zweifel, daß durch prachtvolle Schauspiele jeder Art das Volk der Hauptstadt weitaus am sichersten für das Principat gewonnen wurde. Und sehr lange hat die Residenz ihr Urtheil über den Werth der Kaiser nach der Art bestimmt, wie sie sich zu diesen Lieblingsvergnügungen des Volkes — übrigens nicht bloß des gemeinen Mannes — stellten. So entwickelte sich die Sinnesweise, welche es dahin brachte, daß dieses „römische Volk" seine höchsten Wünsche in den Worten „Panem et Circenses" zusammenfaßte. Brod und Spiele wurden allmählich nicht mehr als ein Geschenk der Regierung, sondern als ein Recht des Volkes angesehen. Jede neue Regierung mußte die Hinterlassenschaft ihrer Vorgänger antreten, und in Pracht und Großartigkeit solcher „Spiele" haben die besten Kaiser mit den schlechtesten gewetteifert. Augustus selber übertraf nach vielen Seiten seine Vorgänger durch die Häufigkeit, Mannigfaltigkeit, Neuheit und Pracht seiner Schauspiele, die er theils in seinem und seiner Enkel Namen gab, theils für andere Magistrate veranstaltete, die sich finanziell außer Stande befanden, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Augustus gab achtmal Gladiatorenspiele, bei denen zusammen 10,000 Fechter auftraten, dreimal Athletenkämpfe, 27mal speziell sogenannte Spiele, nämlich Wettrennen im Circus mit Allem, was dazu gehörte, 26mal Thierhetzen, bei denen allein von afrikanischen Thieren 3500 erlegt wurden. Dazu kamen noch die große Säkularfeier bei dem Antritt eines neuen Jahrhunderts der Stadt, die nach einer uns ziemlich unklaren oder willkürlichen Rechnung der Jahre im Jahre 17 v. Chr. begangen wurde, und die Festlichkeiten bei der Weihung des Tempels des Mars Ultor, den Augustus vor der Schlacht bei Philippi gelobt hatte und 2 v. Chr. weihen konnte; bei letzterer Gelegenheit wurde unter Anderem (wie das schon Cäsar im Jahre 46 bei seinem Triumphalfeste auf dem Marsfelde hatte ausführen lassen) ein Schaugefecht zu Wasser in einem in der Nähe der Tiber auf deren jenseitigem Ufer in Cäsars Gärten gegrabenen und aus dem Flusse gespeisten Bassin von 1800 Fuß Länge und 1200 Fuß Breite aufgeführt, bei welchem 30 Zwei- und Dreidecker und 3000 Kämpfer als Perser und Athener auftraten.

Es war nur natürlich, daß unter solchen Umständen während der Kaiserzeit gerade diese wüste und entsittlichende Richtung der römischen Civilisation immer mehr sich ausbildete und zu einem der bedeutsamsten Elemente in dem Bilde der Sittenzustände der Römer, allmählich auch der wichtigsten Städte ihres gesammten Reiches geworden ist. Die Spiele des Circus werden wir noch viel später in den Metropolen des griechisch redenden Ostens als ein Element treffen, welches alle Stürme der Völkerwanderung, ja selbst die ungeheure moralische Veränderung überdauert hat, wie sie das Christenthum für die antike Gesellschaft herbeiführte. Diese Spiele, wie die des Amphitheaters, die Gladiatur und was sich Alles daran schloß, treten während der Kaiserzeit immer energischer in den Vordergrund und bieten der Prunkliebe, der Genußsucht, der bis zur höchsten Vollendung entwickelten Technik und der dekorativen Kunst der Alten ein unendlich reiches Feld der Thätigkeit. Mehr aber, diese lärmenden Festlichkeiten, in erster Reihe die des Circus, erhalten auch an sich eine politische Bedeutung. Einerseits nämlich wirft sich der Parteigeist der Alten, dem es bei dem Absterben der alten republikanischen Gegensätze und vor dem Eintreten der viel späteren dogmatischen Kämpfe, an packenden Motiven zu fehlen beginnt, mit einer für uns Moderne fast unverständlichen Leidenschaft auf die verschiedenen Farben der Rennbahn. Gesellschaften von Kapitalisten aus dem Ritterstand, die auch hier begegnen, übernahmen die Lieferung und Ausrüstung der Gespanne und der Kutschen; je vier Gesellschaften stellten zu je einem Rennen je einen Wagen und machten von den verschiedenen Farben, welche die Wagen und Wagenlenker trugen, je eine zu der ihrigen, weshalb sie Factionen oder Parteien genannt wurden. Noch aus den letzten Zeiten der alten Republik unterschied man die rothe und die weiße, die blaue und die grüne Partei; gewöhnlich verband sich die weiße mit der grünen, die rothe mit der blauen. Und nun nahmen sehr bald alle Klassen der römischen Gesellschaft mit brausender Leidenschaft, zeitweise selbst mit grimmiger Erbitterung gegen die andere Farbe, immer aber mit erstaunlicher Zähigkeit für die eine oder die andere dieser Factionen ihrerseits Partei. Von Geschlecht zu Geschlecht steigerte sich, — nachdem zuerst seit Caligula in höchst parteiischer Weise auch die Kaiser in diesen Ton einzustimmen begannen, — dieses Wesen unter wachsender Verwilderung des Volkes, die wiederholt den Circus zum Schauplatz stürmischer, ja blutiger Scenen gemacht hat. Auf der anderen Seite ersetzten diese Schauspiele bei dem politischen Einschrumpfen der Comitien und dem Verfalle der alten „Volksversammlungen" den Massen der Hauptstadt das fehlende öffentliche Leben in der angenehmsten Weise; ja, die Kaiser, zuerst Augustus, die selten im Circus fehlten, und von Beamten, Senatoren und Rittern, wie von dem Volke dabei das Auftreten theils in voller Amtskleidung, theils in dem Staatskleide des Römers, der Toga, und die Beobachtung einer oft recht lästigen Etikette forderten, zeigten hier die größte Nachsicht und Nachgiebigkeit gegen die oft sehr unverhohlen ausgedrückten Stimmungen, Wünsche,

Bitten und Beschwerden des römischen „Volkes". Dem großen prächtigen Circus selbst hatte Augustus durch Aufstellung eines ägyptischen Obelisken in seiner Mitte (der sich jetzt auf der Piazza del Popolo befindet) einen neuen Schmuck verliehen. Bei der Gladiatur hatte Augustus wenigstens verordnet, daß nicht mehr solche Schauspiele aufgeführt werden sollten, bei denen die Begnadigung der verwundeten Fechter durch das Volk von vornherein ausgeschlossen war und der Kampf so lange fortgesetzt wurde, bis einer der Kämpfer auf dem Platze blieb. Das erste wirkliche Amphitheater für diese Kämpfe hatte Cäsar im Jahre 44 aus Holz, das erste steinerne Statilius Taurus im Jahre 29 v. Chr. erbauen lassen. Bei der großen Beliebtheit aber dieser Art der Schauspiele, die und deren Akteurs das allgemeine Interesse und die Phantasie der Menschen aller Stände ebenso vollständig beherrschten, wie nur der Circus, ergänzten sich die Reihen der Kunstfechter, — für welche kaiserliche Gladiatorenschulen zu Capua, Präneste Ravenna, Alexandria, und seit Caligula auch in Rom selbst bestanden, — keineswegs mehr bloß aus Sklaven, trotzigen Kriegsgefangenen und verurtheilten Verbrechern, sondern es stellte auch der freie Bürger ein erhebliches Contingent. Die Bezauberung war so groß, daß auch dann, wenn nicht schlechte Kaiser selbst zu solcher Entwürdigung den Anstoß gaben, vornehme Wüstlinge aus den beiden oberen Ständen nur allzugern hier die Künste des Circuskutschers theilten, dort in der Arena kämpften; selbst römische Damen scheuten diese Art pikanten Skandals nicht. Es muß eben in der Scenerie, in dem Prunke der Wettrennen, der Fechterwaffen, in dem Jubel aller Stände in den Logen des Circus und des Amphitheaters, eine narkotische Macht gelegen haben, die alle Rücksichten überwältigte.

Die Schaulust erzeugte wieder immer neue Spezialitäten dieser wilden und blutigen Schauspiele, die nur durch die Macht der Gewohnheit und die alle feineren menschlichen Empfindungen zertretende Praxis, den Sklaven, den Verbrecher, den gefangenen Landesfeind nur als eine Sache anzusehen, erträglich, theilweise überhaupt möglich werden konnten. Wir werden noch wiederholt von den Naumachien, den Nachahmungen älterer Seeschlachten durch Gladiatoren, Sklaven und Verbrecher hören. Weitaus am furchtbarsten aber entfaltete sich die schauerlich entartende Civilisation des Römerthums nach Seite der Thierhetzen. Der ungeheure Verbrauch aller möglichen wilden Thiere der afrikanischen und der asiatischen Wildnisse für solche Schauspiele in Rom, allmählich auch in allen größeren und in vielen kleineren Städten des Reiches, wirkte allerdings auch nach mehreren Richtungen hin vortheilhaft, eroberte namentlich in Afrika sehr ausgedehnte, von den vielen Bestien allmählich freigewordene Landstriche der Kultur. Nun aber begnügten sich die Römer leider nicht mit der Abrichtung und Zähmung, der Vorführung und der Jagd der Ungeheuer der Wildniß in ihrer blutigen Arena zur Lust des Volkes. Man kam schrittweise zu der grauenhaften Praxis, zur Lust der Massen in dem Amphitheater verurtheilte Verbrecher durch

wilde Thiere zerreißen zu lassen. Noch entsetzlicher: es bildete sich der schauderhafte Brauch aus, solchen Hinrichtungen den Charakter von Theaterscenen zu geben, und mit vorzugsweiser Verwendung der Raubthiere zu solchen Henkerdiensten unter reicher dekorativer Pracht an Verbrechern jeder Art alle möglichen merkwürdigen Todesarten mythischer wie historischer Persönlichkeiten zur Darstellung zu bringen.

Nicht davon des Weiteren zu reden, daß die furchtbar kostspielige Aufführung aller solcher Schauspiele, soweit sie eben nicht die Kaiser von sich aus gaben oder durch ihre Zuschüsse erleichterten, die Finanzen der Römer des senatorischen Standes, die zu solchen Ausgaben seit Alters bei Bekleidung der höheren Magistraturen verpflichtet waren, erheblich erschütterte: so liegt es nur allzuklar auf der Hand, wie tief entsittlichend die Gewohnheit, Jahr aus Jahr ein in solchen Genüssen zu schwelgen, auf den Theil der antiken Welt einwirken mußte, der hauptsächlich solchen Einflüssen ausgesetzt war. Die alte Religion, deren ethische Kraft ohnehin immer beschränkter Natur gewesen war, konnte da als mäßigendes Element kaum noch in Betracht kommen, zumal der Rest wirklichen Glaubens an die Götterwelt des römischen und des griechischen Olympos und an die Institutionen derselben, wie die Orakel, gerade damals mehr als früher und später tief erschüttert war. Soweit nicht bei einem Theile der oberen Schichten, — wo nunmehr auch schon der epikureische Gedanke der Ethik der Stoa fühlbar das Terrain abgrub, — die Philosophie eintrat; soweit nicht bei den Massen orientalische Kulte einigen neuen Halt schufen: was konnte es nützen, wenn in einer Zeit, wo die gebildete Welt in dem bestehenden Kultus nur noch ein politisches Institut sah, die Massen aber wesentlich in der Pflege des Ritus und des Ceremoniells aufgingen, Augustus mit allem Eifer sich bemühte, die äußere Seite der römischen Religion zu pflegen, neue Tempel erbaute, alte und verfallene restaurirte, verfallene Gebräuche wiederherstellte, den Glanz und die Vollständigkeit der geistlichen Collegien überall wieder erneuerte. Was half es gegenüber den sittlichen, unaufhörlich weiter wuchernden, Grundschäden, daß er eifrig bemüht war, oft durch die ihm befreundeten Schriftsteller und Dichter unterstützt, die Römer zur Pflege der alterthümlichen Religiosität, Einfachheit und Ehrbarkeit der Sitten zu ermuntern. Immerhin soll nicht bestritten werden, daß die jedesmalige persönliche Haltung der verschiedenen Kaiser und die ihres Hauses und Hofes, sobald sie nur selbst würdig, schlicht, solid und ehrbar war, ihre Wirkung auf die jedesmaligen Zeitgenossen nicht gänzlich entbehrt hat.

Unter solchen Umständen konnte auch die Gesetzgebung, durch welche Augustus nach verschiedenen Seiten schlimmen sittlichen und zugleich für den Staat nachtheiligen Zuständen in der römischen bürgerlichen Gesellschaft zu begegnen suchte, nur sehr unvollkommen wirken. Wohl hatte er richtig erkannt, daß der sittliche Verfall, der am kenntlichsten ihm bei den höheren Ständen entgegentrat, zunächst durch eine Veredelung und Verbesserung des Familien-

lebens aufgehalten werden konnte; aber es zeigte sich, daß gerade auf stadtrömischem Boden am wenigsten auszurichten war. Schon hier darf die Bemerkung Platz finden, daß die erstaunlich lange Dauer des Reiches zum großen Theile dadurch möglich geworden ist, daß mehrere der neuen erst unter und durch Augustus erworbenen Provinzen, namentlich auf der Nordgrenze in Europa, ein ethnisches Material darboten, aus welchem in wahrhaft staunenswerther Weise die Glieder eines sekundären, höchst leistungsfähigen Stammes von Romanen gebildet werden konnten. In Rom hat Augustus sich hauptsächlich dahin bemüht, dem maßlosen Luxus und der persönlichen Herabwürdigung in den höheren Ständen zu begegnen, dem für die Erhaltung der Race gefährlichen Hange zur Eheloſigkeit, endlich der ethnischen Zersetzung des Römerthums möglichst starken Widerstand entgegenzustellen: Versuche, bei denen er fast überall auf zähe passive Abneigung gestoßen ist. Hatte der Kaiser schon 22 v. Chr. den Frauen und Söhnen der Senatoren verbieten müssen, auf der öffentlichen Schaubühne bei den Mimenspielen als Tänzer aufzutreten, so wurde im J. 18 v. Chr. der Anfang gemacht, durch einschränkende Gesetze den sittlichen Verfall aufzuhalten. Ein Luxusgesetz sollte namentlich dem wüsten Aufwand bei den Festgelagen und der sinnlosen Schwelgerei wehren, nicht minder der Verschwendung bei der weiblichen Toilette; dann aber bedrohte ein Gesetz de adulteriis den epidemisch gewordenen Ehebruch und Unzucht verschiedenster Art bei beiden Geschlechtern nicht nur mit erheblichen Vermögensnachtheilen, sondern auch mit Verbannung der Verurtheilten nach entfernten Inseln. Dagegen dauerte es bis zum J. 9 n. Chr., ehe der Kaiser durch die Lex Papia Poppäa einen wie er hoffte entscheidenden Schachzug gegen den unheilvollen Hang der Römer zur Eheloſigkeit führen konnte: ein Hang, der theils durch die Schrecknisse der Bürgerkriege, theils durch die egoistische, gegen das höhere Interesse des Vaterlandes gleichgültige Abneigung gegen die Pflichten und Lasten des häuslichen Lebens neuerdings immer mehr gewachsen, und natürlich die Quelle von allen möglichen Ausschweifungen geworden war. Wirklich nützlich und folgenreich, namentlich zur Beseitigung vieler illegitimer Verbindungen, war jetzt die Bestimmung des Gesetzes, welche (mit Ausnahme der Senatoren und ihrer Familien) zwischen Freigeborenen und Freigelassenen rechtsgültige römische Ehen mit deren juristischen Wirkungen möglich machte. Das eigentliche Ehegesetz aber, reich an Bestimmungen von außerordentlicher Strenge, ja Härte, ging aus von der Verpflichtung der Römer zu heirathen, um dem Staate Kinder zu erzeugen. Der römische Hagestolz, der auch im öffentlichen Recht und in Bekleidung von Ehrenämtern erheblich zurückgesetzt wurde, sah sich durch dieses Gesetz von dem Antritt aller Erbschaften, außer der von nahen Verwandten, ausgeschlossen, während der Verheirathete aber Kinderlose nur die Hälfte der ihm vermachten Erbschaften oder Legate übernehmen durfte. Wer aber verheirathet war und Kinder hatte, sollte in Ehrenauszeichnungen und bei Aemterbewerbungen entschieden bevorzugt werden.

Außerdem gewährte der Besitz einer gewissen Anzahl von Kindern die Befreiung von manchen Lasten, unter anderem von der Verpflichtung Vormundschaften zu übernehmen oder als Geschworener zu fungiren. Dagegen sollte kein Freigeborener ein Weib heirathen, welches ein anstößiges Leben führte oder geführt hatte. Auch die bisher mit schrankenloser Willkür geübte Trennung der Ehe wurde auf bestimmte bindende Formen zurückgeführt, ohne deren Anwendung die Scheidung als ungültig, eine Wiederverheirathung als ehebrecherisch gelten sollte.

Weit unmittelbarer wirkten auf das römische Bürgerthum einige Verfügungen, die Augustus in Bezug auf die Sklaven getroffen hat. Principiell hat dieser Kaiser freilich die Lage dieser unglücklichen Menschenklasse noch nicht geändert. Wirklich durchgreifende gesetzliche Veränderungen zu deren Gunsten sind erst unter Hadrian erfolgt; das alte Recht der Herren über Leben und Tod der Sklaven blieb noch bestehen, nicht minder eines der niederträchtigsten Gesetze, welches die Furcht vor den massenhaften Unfreien und deren Meuterei zur Zeit der sinkenden Oligarchie erzeugt hatte, — jenes, welches forderte, daß im Falle der Ermordung eines Herrn durch Sklaven sämmtliche Knechte seines Hauses sterben sollten. Dagegen wirkte Augustus dauernd auf humanere Behandlung der Unfreien hin, gewährte auch ihnen unter Umständen das kaiserliche Schutzrecht, verbot den Herren, ohne Zustimmung der Behörde die Sklaven zum Kampfe mit wilden Thieren hinzugeben, und scheint selbst eine Behörde geschaffen zu haben, vor welcher die Sklaven über grausame Behandlung, unsittliche Zumuthungen und schlechte Ernährung Klagen anbringen konnten. Auch fand eine umfassende Revision der Arbeiterkasernen statt, um die hier widerrechtlich festgehaltenen Leute dem Zwange zu entziehen. Andrerseits aber setzte der Kaiser der maßlosen und höchst bedenklichen Mischung des römischen Bürgerthums durch Freilassungen großer Haufen fremder Sklaven Schranken, wie dergleichen nur zu häufig testamentarisch verfügt, oder auch sonst aus keineswegs immer lauteren Gründen erfolgt waren. Mehrere durch Augustus veranlaßte Gesetze (4 und 9 n. Chr.) zogen dieser Praxis engere Grenzen und unterwarfen sowohl das Alter und die Würdigkeit der freizulassenden Sklaven, wie das Alter der Herren und deren Gründe zur Freilassung einer Prüfung, gestatteten auch immer nur die testamentarische Freigebung einer bestimmten Anzahl unfreier Leute.

Es gab endlich noch ein Gebiet, auf welchem die rastlose Arbeit des ersten Kaisers der Römer in höchst wirksamer und äußerlich imponirender Weise zur Erscheinung kam, nämlich die architektonische Physiognomie der Hauptstadt. Aller Raub und Reichthum, der zur Zeit der Republik nach der Tiber strömte, und alle in der Hauptstadt bereits bestehenden stattlichen und großartigen Bauwerke hatten Rom nicht zu einer schönen Stadt machen können. Die fatalen Folgen der jähen neuen Anlage nach der alten keltischen Zerstörung waren niemals überwunden worden; die Anhäufung der Bevölkerung hatte ausgedehnte Quartiere mit schmalen Gassen und himmelhohen

Miethskasernen entstehen lassen, und bis zu der Zeit des Pompejus war die Zahl der öffentlichen Prachtgebäude nur klein gewesen. Erst seit Pompejus war das anders geworden, und die Verschwendung auch bei Privatbauten hatte mit der bei Staatsbauten mehr als Schritt gehalten. Aber erst Cäsar hatte als Imperator sich mit dem großen und systematischen Plane getragen, gegen das Marsfeld hin die alte Stadtmauer zu sprengen, das Forum mit dem Marsfelde auf der Nordseite des Kapitols in direkte und bequeme Verbindung zu setzen, später selbst das ganze Marsfeld der Bebauung zu öffnen, und ein neues Marsfeld auf den Vatikanischen Wiesen anzulegen. In ähnlicher Weise scheint er auch südwestlich von dem Kapitol die Fesseln der Riesenstadt haben lösen zu wollen. Allein nur wenig ist von solchen Plänen zur Ausführung gekommen. Das Hauptwerk in dieser Richtung wurde sein neues Pracht-Forum, das Forum Julium, welches das Muster für analoge Anlagen der Kaiserzeit, die dem Civilrechtsverkehr und den gewerblichen Geschäften dienten, geworden ist. Das Julische Forum lag in der Nähe des alten großen Forum Romanum, des Hauptmarktes der Stadt; in der Mitte stand der Tempel der mythischen Stammmutter des julischen Hauses, der Venus Genetrix, prachtvolle Hallen und die für Zwecke der Rechtspflege bestimmte Basilika Julia umgaben es, und das Ganze wurde dann durch eine gewaltige Mauer umschlossen. Von Cäsar rührte ferner auch der gewaltige Porticus her, welcher den großen Circus umgab.

Augustus für seine Person folgte dem Beispiele seines Adoptivvaters. Im Großen bedeutsam war es, daß er immer im Zusammenhange mit seinen städtischen Verwaltungsgeschäften (s. S. 13 ff.) im Jahre 8 v. Chr. die alte Stadt der vier Regionen mit den außerhalb der alten Ringmauer entstandenen Vorstädten zum Zwecke einer einheitlichen centralisirten Verwaltung und des Sicherheitsdienstes zusammenfaßte und in 14 neue Regionen theilte. Daneben aber wurde unausgesetzt eine große Bauthätigkeit entfaltet. Die alten Straßenzüge freilich konnte auch Augustus nicht wesentlich ändern; bis auf den ungeheuren Brand unter Nero blieben die Straßen eng, die Häuser allzu hoch, obwohl Augustus sie an den Seiten, wo sie an die Straßen stießen, auf 66 preußische Fuß Höhe zu beschränken gesucht hatte. Dagegen wirkte er unmittelbar und mittelbar auf die Verschönerung der Hauptstadt, die „aus einer Backsteinstadt in eine Marmorstadt" verwandelt werden sollte. Die Wiederkehr des Weltfriedens, die Fülle des Kapitals, und die Anregung Augusts wirkten dahin, daß die großen und reichen Familien sich beeiferten, glänzende Privathäuser und Paläste aufzuführen. Augustus persönlich und mit ihm der vorzugsweise bauluſtige, praktische Agrippa, — der wahrscheinlich auch eine Stadtvermessung angestellt und einen Stadtplan entworfen hat, — arbeiteten noch ungleich energischer nach Seite der öffentlichen Anlagen und monumentalen Bauten. Der Kaiser war einerseits neben sehr zahlreichen Nutzbauten mit der Ausbesserung und Herstellung verfallener Bauwerke beschäftigt; namentlich die Tempel hatten sich solcher Fürsorge zu erfreuen.

Von seinen Neubauten lernten wir (S. 38) schon zu Anfang seiner Herrschaft nach des Antonius Sturze den Tempel des Palatinischen Apollo kennen. Dazu kamen noch die Tempel des Jupiter Tonans auf dem untersten Theile des kapitolinischen Hügels und der Tempel des Quirinus auf dem Quirinal, und ferner mehrere nach Persönlichkeiten seines Hauses benannte Porticus. Auf dem Gemüsemarkte südwestlich vom Kapitol entstand das schon von

Pantheon.

Cäsar begonnene, aber erst von Augustus vollendete, nach seinem Schwestersohne benannte Theater des Marcellus. Zu den schönsten Anlagen über dieses Princeps zählte man das nach ihm benannte Forum, welches sich an das Julische lehnte, und seine Vollendung durch die Weihung (2 v. Chr.) des schon erwähnten (S. 58) Tempels des Mars Ultor erhielt. Agrippa dagegen benutzte andauernd die Zeit, die er in Rom selbst zubrachte, zur Anlage großartiger Bauten, die theils dem Nutzen, theils der Pracht der

Hauptstadt dienten, großentheils aus eigenen Mitteln. Namentlich die Jahre 27—24 v. Chr. waren reich an solchen Schöpfungen. Agrippa vollendete damals einen gewaltigen Bau, den bereits Cäsar angelegt und Lepidus weitergeführt hatte. Es war die sogenannte Septa Julia auf dem Marsfelde, nordnordwestlich von der Burg, wo jetzt die Comitien zusammentreten sollten. Der freie Raum innerhalb des ausgedehnten, mit Gemälden und marmornen Reliefs geschmückten Geheges konnte auch zu Spielen und Naumachien benutzt werden. An die Septa lehnte sich das große sogenannte Diribitorium, wo die Stimmtäfelchen für das Volk vertheilt und gezählt, den Bürgern die außerordentlichen Spenden an Getreide und Geld mitgetheilt, den in der Stadt liegenden Truppen die Löhnung gezahlt, endlich auch Schauspiele aufgeführt wurden. Nordöstlich schloß sich an die 26 v. Chr. geweihte Septa, bis östlich hinüber zu den Ausläufern des Quirinals, der Campus des Agrippa, mit Gartenanlagen, Weihern, Bauten und Kunstschätzen, welches Alles nach des großen Staatsmanns Tode der Kaiser 7 v. Chr. dem Volke schenkte. Die nordwestliche Seite der Septa verband Agrippa durch eine dem Neptun geweihte, mit einem die Argonauten darstellenden Gemälde geschmückte, und mit einem Porticus umgebene Basilika mit zwei andern Prachtgebäuden. Weitaus das gefeiertste derselben ist das Pantheon, ein dem Jupiter Ultor, dem Mars und der Venus geweihtes, überaus prachtvolles Rundgebäude von bedeutendem Umfange. Balken von Erz trugen das Kuppeldach mit seinen vergoldeten Ziegeln, Wände und Fußboden waren mit Marmor bekleidet. Südlich von dem 25 v. Chr. vollendeten Pantheon endlich schuf Agrippa die stattlichen, nach ihm benannten Thermen, die er ebenfalls, wie seine Gärten, dem Volke vermachte. Wie er aber (es ist das schon in der Schilderung der Zeit vor Actium erwähnt worden) stets mit Eifer um die Wasserversorgung der Hauptstadt Rom bemüht war, so erbaute er nach früheren Anlagen dieser Art noch die berühmte Wasserleitung „Aqua Virgo", deren Quellen etwa sechs Stunden von Rom entfernt lagen; diese wurde 27 v. Chr. eröffnet und speiste namentlich seine Thermen. Ihre Wasser sprangen zum ersten Male am 9. Juni dieses Jahres. Seit Agrippa überhaupt das Wasserwesen der Hauptstadt reorganisirt hatte, gaben die zahllosen Brunnen mit ihrem bildnerischen Schmucke und mit der verschwenderisch zuströmenden Fülle des Wassers der Stadt eine neue Physiognomie, von deren stiller Majestät noch heute die ähnlichen Anlagen des modernen Rom, namentlich die acqua Paola, die fontana di Trevi und die fontana di Termini einen Begriff geben können. Man war auf dem besten Wege, die Ursachen zu beseitigen, welche früher die römische Luft zu einer bleischweren und verderblichen gemacht hatten.

Ehe wir uns nun zur Darstellung dessen wenden, was wir die „auswärtige" Geschichte der Römer unter Augustus nennen, werfen wir noch einen Blick auf die Lage von Italien, welches nunmehr seit Ausdehnung der vollen Civität auch über Oberitalien innerhalb seiner Naturgrenzen bis

zu den Alpen gewissermaßen das kolossale Weichbild der Hauptstadt geworden war. Mit Ausnahme gerade Oberitaliens, wo doch aber auch durch die Vertreibung vieler Grundbesitzer zur Dotirung der Sieger von Philippi erheblicher Schaden angerichtet war, hatte dieses alte Kernland des Reiches bis zur Schlacht von Actium unter den Erschütterungen seit 49 v. Chr. vorzugsweise schwer, fast ebenso sehr wie Griechenland gelitten, und Augustus, dessen Oberaufsichtsrecht sich auch über Italien erstreckte, hat sich vielseitig bemüht, dem Lande wieder emporzuhelfen, soweit das überhaupt noch möglich war. Das erste war auch hier die Herstellung der persönlichen Sicherheit und der polizeilichen Ordnung. Eine höhere politische Bedeutung in dieser Richtung gewannen dabei die Kämpfe, vermöge deren der Kaiser, wie wir demnächst zu erzählen haben werden, allmählich die sämmtlichen noch unbezwungenen Alpenvölker unterworfen hat, um damit endlich dem noch immer blühendsten und zukunftsreichsten Theile Italiens, nämlich Oberitalien, endlich bleibend eine gesicherte Lage zu schaffen. Die Vollendung dieser Eroberungen auf der Nordseite des Padusgebietes seit 15 v. Chr. gab dann auch die Möglichkeit, hier die Alpengrenze bestimmt zu reguliren. Administrativ theilte Augustus ganz Italien in eilf Regionen, zu denen als zwölfte der Stadtkreis von Rom zu rechnen ist. Oberitalien, mit welchem nun auch die istrische Halbinsel, südöstlich bis zu dem Flusse Arsia verbunden wurde, enthielt die 11., 9., 10. und 8. Region; nämlich im Nordwesten bis zur Adda „Italia Transpadana", südlich davon zwischen Padus, Trebia, Macra, dem tyrrhenischen Meere und dem Varus Ligurien, im Nordosten Venetien mit Histria, und im Südosten zwischen Padus, Trebia, den Apenninen und dem südlich von Ariminum mündenden Bache Crustumius die Aemilia. Mittelitalien (bis südlich zu den Flüssen Frento und Silarus) umfaßte die 7., 6., 5., 4. und 1. Region, nämlich Etrurien, Umbrien, Picenum, Samnium und Campanien, während auf Unteritalien die 2. (Apulien mit Calabrien) und die 3. Region (Lukanien mit Bruttium) kamen. Welche Bedeutung diese geographische Abgrenzung damals hatte, — sie ist allerdings später bedeutungsvoll genug geworden, — ist nicht spezieller bekannt; jedenfalls sollte sie nicht in die Selbständigkeit der italischen Städte eingreifen. Vorläufig war sie wahrscheinlich zu statistischen Zwecken geschaffen. Doch treten von Anfang an auch administrative Beziehungen hervor; derart daß in der Verwaltung der Domänen, der Erbschaftssteuer, der Steuer der Freigelassenen, die Verwaltungsbezirke nach Regionen normirt sind, und die Ergebnisse des Census nach Regionen zusammengestellt werden.

Daneben aber war Augustus lebhaft bemüht, der Halbinsel auch materiell auf verschiedene Weise zu helfen. Zu wirksamer Entlastung und zu neuer Hebung der bürgerlichen Bevölkerung wurde Italien bei der neuen Organisation der Armee thatsächlich von der Rekrutirung befreit, sobald nicht ganz besondere Nothstände zwangen, von diesem System vorüber-

gehend einmal wieder abzulassen. Nur die Kaisergarde und die schwache Garnison der Residenz sollten aus der Halbinsel ausgehoben werden. Nur daß noch immer Abtheilungen freiwilliger italischer Soldaten bei den Linientruppen in den Provinzen zugelassen wurden; nur daß während der Herrschaft der julisch-claudischen Kaiser in Oberitalien noch immer mehr für die Legionen, als für die Garde rekrutirt worden ist. Es war dieses also eine wesentliche Erleichterung des alten Herrenlandes im römischen Reiche; aber freilich eine verhängnißvolle, die für die gesammte Entwickelung der weiteren Reichsgeschichte immer größere Bedeutung gewonnen hat. Es war doch damit ausgesprochen, daß Italien, noch zu Cäsars Tagen die Wiege des starken, streitbaren Volkes der Welteroberer, die unerschöpfliche Quelle rüstiger Streitkräfte, nunmehr „pensionirt" wurde und den Ruhm und die Ehre der Wehrhaftigkeit und zugleich die Aufbringung der römischen Reichsarmee an die Provinzen abtreten mußte. Damit hing ferner zusammen, daß principiell seit Wiederherstellung des Weltfriedens und der Gründung des Principats Italien von bewaffneten Schaaren nicht betreten werden sollte, soweit nicht die Garde, die Garnison der Hauptstadt, und weiter die Seesoldaten der durch Augustus neu formirten Flottenstationen in Betracht kamen. Eventuelle Unruhen auf der Halbinsel konnten mit Hilfe dieser Truppen, wie auch der Legionen in den nächsten Provinzen leicht gedämpft werden. Nur vorübergehend und ausnahmsweise sind noch militärische Kommandos namentlich in Oberitalien vorgekommen, besonders in der Transpadana; und in Tridentum ist bis 15 v. Chr., bis zur Unterwerfung Rätiens, ein Legat stationirt. Endlich aber ist Italien noch lange frei von schweren Steuern geblieben, welche andauernd wesentlich auf den Provinzen lasteten. Wie die eigentlichen Römer seit der Schlacht von Pydna, wie die übrigen Italiker seit 89 v. Chr., so blieben die Bewohner der Halbinsel unter der Kaiserherrschaft frei von direkten Abgaben, speziell von dem „Tributum", und sind nur verschiedenen mehr oder minder indirekten Steuern unterworfen. Als solche kennen wir außer der alten Freilassungssteuer der Sklaven die von August nach Beendigung der Bürgerkriege eingeführte Steuer von einem Procent für alle in öffentlichen Auctionen verkauften Gegenstände; ferner die 6 n. Chr. eingeführte, thatsächlich nur auf sehr reiche Leute fallende Erbschaftssteuer, welche den römischen Bürger nöthigte, fortan von jeder ihm zufallenden Erbschaft und von jedem Vermächtniß fünf Procent an den Staat zu zahlen; frei jedoch von dieser Abgabe blieben die nächsten Blutsverwandten als Erben, und weiter die Erbschaften unter 100,000 Sesterzen (21,753 R.-Mark). Endlich wurde damals auch (S. 19) seit 7 n. Chr. eine Abgabe von vier Procent für verkaufte Sklaven eingeführt.

Die Hauptsache jedoch für die Wiederherstellung Italiens war und blieb die nun für die ganze Zeit bis zu Neros Tode wesentlich ungestörte allgemeine Friedensruhe und die Herstellung einer verständigen Verwaltung. Unmittelbar zu helfen, hat Augustus durch umfassende Kolonisationen ver-

sucht. Schon seit der Niederwerfung des Sextus Pompejus, wo Octavian begann, nicht mehr als Parteihaupt, sondern als der künftige Herr des Reiches sich zu fühlen, ist der kluge Staatsmann lebhaft bemüht gewesen, die furchtbaren Wunden zu heilen, welche die gewaltsame Vertreibung zahlreicher italischer Grundbesitzer aus ihren Gütern zu Gunsten der Veteranen von Philippi und nachher der Perusinische Krieg dem Wohlstande des Landes geschlagen hatte. Es war nur natürlich, daß er als Triumvir wie nachher als Princeps sich eifrig bemühte, auf verschiedene Art die in solcher Weise schwer betroffenen italischen Bürger und Gemeinden, zum Theil durch jährlich gezahlte Renten, zu entschädigen. Die Bewohner jener Städte der Halbinsel, welche expropriirt wurden, als nach der Schlacht bei Actium zu Anfang des Jahres 30 v. Chr. die Meuterei seiner Veteranen durch möglichst schnelle Ablohnung gedämpft werden mußte, erhielten zu einiger Ausgleichung neue Ansiedelungen in Dyrrhachion, in der nach der Siegesschlacht im Jahre 42 gegründeten Kolonie Philippi, die nunmehr den Namen Augusta Julia Philippensis trug, und in anderen überseeischen Orten. Die durch seine Veteranenansiedelungen im Jahre 36 beschädigte Kolonie seines Adoptivvaters Cäsar zu Capua erhielt zur Ausgleichung einen ausgedehnten Landbesitz auf Kreta bei Knossos, der den betheiligten Bürgern ein jährliches Einkommen von 1,200,000 Sesterzen (261,024 R.-Mark) gewährte, und noch am Ende des 4. nachchristlichen Jahrhunderts in den Händen dieser Campaner sich befand. Und weiter geht durch die ganze Regierung des Augustus das System, wiederholt unter Ankauf bedeutender Ländereien, Massen ausgedienter Soldaten und mit ihnen stadtrömische Proletarier auf verschiedenen Punkten Italiens neu anzusiedeln; 28 solcher Kolonien hat er geschaffen. Indessen nicht alle derselben sind so gediehen, wie er gehofft hatte. Nicht immer wurde aus dem Soldaten ein ordentlicher Bauer, und namentlich auf der eigentlichen Halbinsel war das uns seit Alters bekannte System des Zusammenkaufens großer Besitzungen theils durch Spekulanten für den Großbetrieb, theils durch die Großen der Hauptstadt zur Anlage von Villen mit Parks und Fischteichen, nicht aufzuhalten. Die Halbinsel blieb für ihre Verpflegung mit Korn andauernd auf die überseeischen Provinzen angewiesen; die Großwirthschaft mit Sklaven, die Gartenkultur, die Weidewirthschaft, die Oel- und Weinkultur, blieben hier die dominirenden Factoren, wie im letzten Jahrhundert der Republik. Für die Halbinsel ist es nicht gelungen, die dünn gewordenen Reihen der grundgesessenen freien Eigenthümer sehr erheblich zu verstärken. Dagegen ist Oberitalien in der That zu wahrhaft erfreulicher Blüthe gediehen. Diese Landschaft, ohnehin durch reiche Fruchtbarkeit begünstigt, hatte als Provinz die verderbliche wirthschaftliche Entwickelung der Halbinsel nicht erfahren. Die Sklavenarbeit hatte hier die Arbeit freier Tagelöhner und kleiner Pächter nicht verdrängt; das Volk war in weitem Umfange durch Ackerbau, Handel und Gewerbe nahrhaft beschäftigt. Gerade unter den Kaisern nimmt seit Niederwerfung der räuberischen Alpenvölker das Land

einen enormen Aufschwung. Zwischen Apenninen und Alpen blühen hier eine Menge von Städten auf, die den alten Glanz der Metropolen der Halbinsel nunmehr in Schatten stellen und zum Theil sich bis auf diesen Tag erhalten haben. An der istrischen Küste waren die beiden trefflichen Hafenplätze Tergeste und Pola von Octavian gleich nach seinem dalmatinischen Kriege im Jahre 34 v. Chr. zu Kolonien erhoben worden; und namentlich das letztere erwuchs bald zu dem bedeutendsten Hafenplatz dieser Seestriche, neben der dalmatinischen, schon vor 27 v. Chr. als „Martia Julia" ebenfalls kolonisirten Hauptstadt Salonä. Die alte Grenzfestung Aquileja wurde mit der fortschreitenden Ausbreitung der Römerherrschaft über Nori-

Tempel zu Pola.

cum, Pannonien und Dalmatien der überaus belebte Stapelplatz des Handels zwischen Italien und diesen neuen Provinzen, und theilte bis zu der Zeit der Hunnen mit dem benachbarten gewerbereichen, von prächtigen Villen umringten, Altinum die Bedeutung, die später Venedig von beiden Städten geerbt hat. Von hier gelangte man nach des gefeierten Historikers Livius blühender Heimath Patavium, unter Augustus die reichste Stadt des cisalpinischen Landes; ein Ort, wo 500 Bürger den Census der römischen Ritter erreichten, was sonst nur noch Gades in Spanien unter Orten solcher Art von sich rühmen konnte. Ebenso begann jetzt die rechte Bedeutung von Städten wie Verona (vielleicht Kolonie des Augustus), Comum, Brixia (durch Augustus kolonisirt) und Bergomum. Zu ganz besonderer Be-

deutung waren die Städte erwachsen, die einst als römische Zwingburgen für diese alten Keltenländer gedient hatten, nämlich Cremona, dessen Glanz erst unter den dynastischen Kriegen nach Neros Tode erloschen ist, und Placentia. Die letztere Stadt gedieh durch ihre Lage als Knotenpunkt der Straßen, die das tyrrhenische Meer mit der Adria verbanden, und der großen Via Aemilia zu einem hochbedeutsamen Handelsplatze. Ebenso gewann Ticinum durch seine Lage an der großen Heerstraße aus Oberitalien nach Gallien. Zog man nach dieser Provinz über die grajischen Alpen, so kam man über die Stadt Vercellä nach Eporedia und Augusta Prätoria: Orte, die aus ursprünglich militärischen Gründungen ebenfalls immer mehr zu Handelsstädten geworden sind. Wer dagegen die kottischen Alpen überschreiten wollte, erreichte Augusta Taurinorum, welches als Sammelplatz aller großen Straßen des italischen Nordens, — vom tyrrhenischen Meere, von Mittelitalien, vom untern Padus und von Eporedia her, — die bedeutendste Stadt der „Transpadana" wurde, und nur allmählich erst durch das glänzende Mediolanium oder Mediolanum überflügelt worden ist. Die Alpenstraßen sind in der Kaiserzeit gebahnt worden, wie es der hoch entwickelten Technik des Zeitalters entsprach.

Seit Cäsars Zeit und nach Wiederherstellung des allgemeinen Friedens regierte sich nun die römisch-italische Nation in durchaus freien Formen. Die städtische Autonomie der italischen Gemeinden ist durch das Principat damals nicht angetastet worden. Das Municipalgesetz Cäsars vom Jahre 45 v. Chr., welches in die Kaiserzeit überging, hatte für die verschiedenen Glieder der italisch-römischen Nation in Italien neben Rom die Communalordnung geschaffen. War schon vier Jahre früher in Sachen der Jurisdiction bestimmt worden, daß die Municipalmagistrate die Befugniß haben sollten, alle Prozesse, deren Object 15,000 Sesterzen (3263 Mark) nicht überstieg, und außerdem gewisse Prozesse ohne Rücksicht auf den Betrag des Objects durch Geschworne aburtheilen zu lassen, in Sachen aber, für welche sie nicht kompetent waren, nur die Voruntersuchung zu übernehmen und die Parteien an den römischen Prätor zu verweisen: so wurde nun zur Abstellung der bisherigen Unterordnung dieser Städte unter die Hauptstadt Rom ihnen eine Selbständigkeit neben derselben verliehen, die vorzugsweise in drei Punkten enthalten ist. Zuerst wurde für alle diese Städte eine Communalverfassung festgestellt mit eigener Gemeindeversammlung, eigenem Senat und eigenen Behörden, denen das ganze Territorium der Stadt unterstellt war. Zweitens übertrug das Gesetz die Abhaltung des Census, der bisher für alle römischen Bürger in Rom stattgefunden hatte, den höchsten Municipalmagistraten in der Art, daß dieselben die Censuslisten in ihrer Commune aufstellten und nach Rom ablieferten. Drittens endlich verlieh es jeder Stadt eine eigene Gerichtsbarkeit, die von den Quatuorvirn oder Duumvirn, den Gerichtsherren der Stadt, den höchsten Beamten derselben, nach denen man das Jahr benannte, ausgeübt wurde. Dieselbe bezog sich unter den bezeichneten Beschränkungen

auf Civilsachen, und weiter auf Kriminalprozesse von Sklaven und Freien, mit Ausnahme solcher, die nach der bestehenden Staatsordnung vor einen römischen Gerichtshof gehörten.

Obwohl namentlich die Städte der Halbinsel, die Seestädte ausgenommen, nicht mehr allzu stark bevölkert waren, so hat sich an diese Verfassung für viele Jahrzehnte ein ungemein reges communalpolitisches Leben geknüpft. Die Wahlen der jährlich neu zu bestellenden Beamten, zu denen neben den Gerichtsherren namentlich noch die zwei Aedilen oder Polizeimeister zählten, waren überall ein Ereigniß und wurden mit italienischer Leidenschaftlichkeit betrieben, bis allmählich diese Ehrenämter zu kostspielig und daher nur wenig mehr umworben wurden. Als Bedingungen der Wählbarkeit zu den städtischen Aemtern galten freie Geburt, Unbescholtenheit, ein Alter von 25 Jahren, und der Nachweis eines bestimmten Vermögens, welches an mehreren Orten, z. B. in Comum, etwa 20,000 Mark, in größeren Städten wahrscheinlich mehr betrug. Endlich durfte der zu Wählende kein nach römischem Rechte und römischen Anstandsbegriffen unanständiges Gewerbe betreiben. Ein erhebliches Vermögen war zur Bekleidung solcher Aemter sehr nöthig; denn sie waren nicht bloß unbesoldet, sondern auch mit bedeutenden Ausgaben verbunden. Das Herkommen verpflichtete die Gewählten zu Leistungen für die Commune, namentlich zur Veranstaltung gewisser Schauspiele, zur Aufführung öffentlicher Bauten, und zur Zahlung bestimmter Summen an die Stadtkasse, als „Ehrengeld". Die gerade im Amt befindlichen „Gerichtsherren" aber, die von fünf zu fünf Jahren den städtischen Etat der Einnahmen und Ausgaben aufzustellen und die censorischen Geschäfte wahrzunehmen hatten, erhielten als „Quinquennalen" einen höheren Rang. Ueber der Gemeinde, die in Curien nach alter römischer Art geordnet ihr Stimmrecht ausübte, und neben den (durch zahlreiche, aus den Gemeindesklaven entnommene Subalternen unterstützten) Beamten der Exekutivgewalt, stand als verwaltende, berathende und beschließende Behörde der Senat oder Stadtrath, gewöhnlich die „Curie" genannt, der in der Regel aus hundert lebenslänglichen Mitgliedern, den Decurionen, bestand; die Liste derselben wurde in Zwischenräumen von fünf Jahren durch die Quinquennalen festgestellt. Alle gewesene Beamten gehörten als solche zum Stadtrath. Auch bei den Decurionen waren die Bedingungen der Wählbarkeit dieselben wie bei den Beamten; die Quinquennalen hatten jedesmal von fünf zu fünf Jahren die Lücken zu ergänzen, wenn Todesfälle oder etwa eine kriminelle Verurtheilung solche gerissen hatten. Auch die Decurionen zahlten bei dem Eintritt in den Stadtrath ein gewisses Ehrengeld, auch sie genossen verschiedene Ehrenrechte, darunter den Besitz von Ehrenplätzen bei allen öffentlichen Festen und Schauspielen. Sie bildeten also gewissermaßen das städtische Patriziat. Unter ihnen spielten die Ritterfamilien die bedeutendste Rolle. In den italischen Städten erscheinen gar häufig als sehr einflußreiche Leute frühere Offiziere der Legionen, die als Obersten gedient, oder auch als

Primipilaren erst die Ritterwürde erlangt hatten. Fehlte es nun der Natur der Sache nach in diesen Städten durchaus nicht an Reibungen zwischen der Gemeinde und dem Stadtrath sammt den Beamten, so wurde das öffentliche Leben derselben noch bunter durch die Entstehung eines zweiten angesehenen Standes, der sogenannten Augustalen, der zwischen dem senatorischen oder dem Stande der Decurionen und der Masse der Plebs stand, und allmählich Alles in sich faßte, was namentlich durch geringeres Vermögen oder ursprünglich unfreie Geburt von den Decurionen geschieden war, aber doch über die Menge emporragte. Die Entstehung dieser Corporation hing mit dem allmählich sich ausbildenden sogenannten Kaiserkultus zusammen. Wie früher angenommen wurde, erst in Nachahmung der mit Augustus' Tode in Rom sich bildenden priesterlichen Genossenschaft, der sodales Augustales, zur Pflege des Kultus der gens Julia, neben welcher zahlreiche private Genossenschaften zum Zweck der Verehrung des verewigten Princeps sich bildeten: nach neuester Annahme dagegen schon bei Lebzeiten Augusts, bildeten sich in Italiens Municipalstädten zahlreiche sakrale Collegien aus Privatleuten, welche den Genius des Herrschers zum Gegenstand des Kultus machten, übrigens — weil aus freiem Willen der Mitglieder entstanden — weder in der Zahl noch in den Klassen der aufzunehmenden Personen überall übereinstimmten, auch nicht aller Orten vollkommen gleichartig organisirt waren, der Hauptsache nach endlich zu einer Vertretung der wohlhabenden Freigelassenen in den Städten sich ausbildeten. Wo die Organisation am vollständigsten entwickelt erscheint, stehen an der Spitze der Augustalen die Sexviri oder Seviri, welche jährlich — so nach Verordnung noch des Augustus selbst — durch die Decurionen ernannt wurden; gewöhnlich Freigelassene (in Oberitalien dagegen, wo das Institut übrigens langsamer sich ausbildete, und der Stand erst schrittweise aus frühern Sexviri erwuchs, gewöhnlich Freigeborene). Aus den jährlich abtretenden Seviri bildet sich im engeren Sinne ein ordo Augustalium; ihre Kasse, aus welcher sie ihre Opfer in dem Tempel des Augustus und ihre Festmahlzeiten bestreiten, gehörte der Stadt. Die sakrale Thätigkeit der Augustalen scheint sich später auch auf den Kultus anderer Kaiser ausgedehnt zu haben. Die Corporation hatte das Petitionsrecht; sonst war namentlich die Stellung der Seviri sehr kostspielig und wurde doch wieder der Ehrenstellung und des Prunkes wegen sehr gesucht, bis auch sie in späteren Zeiten wie das Decurionat sich zu einer schweren Last umgestaltet hat. Vorläufig jedoch lebte in den guten Zeiten des Kaiserthums bei dem grundbesitzenden Patriciat des stadträthlichen oder rathsfähigen Standes, wie bei den Männern des unter den Augustalen vorherrschenden, durch Handel und Gewerbe erzielten, Reichthums noch lange ein guter Lokalpatriotismus und opferwilliger Gemeinsinn, welcher diese Leute veranlaßte, ihre Freigebigkeit nicht nur durch Anstellung von Schauspielen und Lustbarkeiten jeder Art, sondern auch — bei reinerer Sitte in Oberitalien, bei fühlbarer Ausgelassenheit im tieferen Süden, — durch stattliche Bauten, in denen die

italischen Städte mit einander wetteiferten, durch Anlagen jeder Art zum öffentlichen Nutzen, Herstellung von Wasserleitungen und Bädern zu unentgeltlicher Benutzung, durch Stiftungen und Vermächtnisse zu Ankäufen aller Art für die in theuren Zeiten billig zu ernährende Einwohnerschaft, endlich durch die Pflege des Unterrichtswesen aus privaten Mitteln, in recht erfreulicher Weise zu bethätigen.

Zweites Kapitel.

Die Reichspolitik des Augustus.

Weit unmittelbarer als in Italien außerhalb der Hauptstadt Rom machte sich nun aber die kaiserliche Thätigkeit des Augustus in dem „Reiche" der Römer geltend und überall fühlbar. Die Lage der Provinzen, die Organisation der Wehrkraft des Reiches, und die auswärtige Politik der Römer trugen seit Antritt des Principats die deutlichen und bleibenden Spuren seiner wahrhaft ungeheuren Arbeitskraft und seines durchdringenden Verstandes. Mit der (S. 7) Theilung der Provinzen zwischen Senat und Kaiser änderte sich zunächst deren äußere Verwaltung in bestimmter Weise. Noch immer zwar wurden in sämmtliche Provinzen des Reiches, die nicht — wie damals nur erst Aegypten — als Besitzungen des Kaisers galten, senatorische Statthalter geschickt. Aber nur für den dem Senat vorbehaltenen Theil des Reiches bestimmte das hohe Haus selbst die höchsten Verwaltungschefs, die nach der alten Art der Republik principiell noch immer von Jahr zu Jahr wechselten. Beibehalten wurde aus den letzten Zeiten der alten Republik das System, daß zwischen der Verwaltung der Prätur oder des Consulats und der Statthalterschaft ein Zwischenraum von wenigstens fünf Jahren verstreichen sollte. Von den Provinzen des Senates wurden jetzt immer Asia und Afrika für Consularen vorbehalten, die übrigen für gewesene Prätoren bestimmt. Im Uebrigen hatte der Senat andauernd von Jahr zu Jahr in dieser Richtung theils über die Loose, theils über die um die Statthalterschaften Loosenden Beschluß zu fassen. Doch geschah es zuweilen, daß auf Veranlassung des Kaisers der Senat beschloß, eine bestimmte Provinz nicht durch das Loos, sondern durch Wahl zu besetzen. Die Ordnung der Loosung und die Qualifikation zu derselben scheint bei den Bewerbern wesentlich, obwohl durchaus nicht ausschließlich, auf der Anciennetät beruht zu haben. Diese senatorischen Statthalter der Kaiserzeit führen nun sämmtlich den Titel als Proconsuln; es blieb dabei gleichgültig, ob sie in Rom bereits das Consulat bekleidet hatten oder nicht. Die Loosung um die Provinzen fand jetzt wahrscheinlich gleich zu Anfang des Kalenderjahres statt, in welchem die Provinz zu übernehmen war. Die Kompetenz der Statthalter in den Provinzen des Senates war jetzt erheblich geringer, als in den älteren Zeiten der Republik; sie konnten jetzt nicht mehr wie früher

mit persischen Satrapen verglichen werden. Denn einerseits war die Aushebung von Truppen und die Ausschreibung der Steuern ein- für allemal von der Statthalterschaft getrennt und für das gesammte Reich von dem Kaiser in die Hand genommen; andrerseits griff der letztere nicht selten — formell wohl in der Regel auf Ansuchen des Senats — kraft seines höheren Imperiums außerordentlicher Weise in die Verwaltung auch der Senatsprovinzen ein. Das militärische Kommando hatte hier auf die Dauer nur noch eine untergeordnete Bedeutung. Allerdings hatte anfangs der Senat noch über Illyrikum zu verfügen, welches dicht an einer sehr unruhigen Grenze lag und selbst noch sehr schwierige Einwohner in sich schloß, daher wiederholt der militärischen Wachsamkeit bedurfte. Aber diese Umstände veranlaßten den Senat, schon im Jahre 11 v. Chr. diese Landschaft an den Kaiser abzutreten. Und so verblieb es, — bis auf Caligula die Provinz Afrika ausgenommen, wo dem Proconsul eine Legion mit Zubehör, zusammen 10,000 Mann, zur Verfügung standen, — dabei, daß die Proconsuln in der Regel nur über kleinere, aus den jedesmal benachbarten kaiserlichen Territorien ihnen zugetheilte, geliehene Abtheilungen der Linie und der Auxiliartruppen und in Nothfällen über die aufzubietenden Milizen den Befehl führten. Ob in Steuersachen wirklich schon jetzt der kaiserliche Procurator überall die Steuern für Fiscus und Aerar einzuziehen hatte, ist (S. 36), wie schon bemerkt, noch streitig. Dagegen war den Statthaltern der Senatsprovinzen anfangs allein, später mit den Procuratoren concurrirend, das Recht der Entscheidung in streitigen Fällen geblieben. Ebenso war ihnen, beziehentlich ihren Legaten, die Civiljurisdiction geblieben; die Fälle ausgenommen, wo sie selbst es für geeignet erachteten, die klagende Partei nach Rom zu verweisen, wohin auch von ihren eigenen Entscheidungen appellirt werden konnte. Die Kriminaljurisdiction lag für die Nichtbürger ordentlicher Weise bei den einzelnen Gemeinden, in außerordentlichen Fällen, die aber freilich sehr häufig vorkamen, bei dem Proconsul, der aber auch das Recht hatte, den Angeklagten zur Aburtheilung nach Rom zu schicken. Wurden dagegen in einer Provinz römische Bürger auf Leib und Leben angeklagt, so war der Statthalter verpflichtet, — Fälle ausgenommen, wo er das Recht hatte, auf eigene Verantwortung zu handeln, — dieselben nach der Hauptstadt führen zu lassen.

Vielfach anders geartet war die Stellung der Stellvertreter des Kaisers in den demselben unmittelbar unterstellten Provinzen. Allerdings waren auch diese Stellungen immer nur Männern vorbehalten, die entweder das Consulat oder die Prätur bekleidet hatten, und zwar wurde es Regel, daß nach einigen kaiserlichen Provinzen, wie namentlich Syrien und Ober- und Niedergermanien nur Consulare geschickt werden konnten. Obwohl auch sie als Inhaber eines selbständigen höheren Imperiums fungiren, so erscheinen sie als abhängig von dem proconsularischen Imperium des Kaisers staatsrechtlich doch nur in der Stellung „pro praetore“, und werden als Man-

datare des Imperators, der sie beliebig ernennt und beliebig entläßt, als „Legati Augusti“ bezeichnet. Unterbeamte können sie selbst sich nicht bestellen; dagegen stellt ihnen der Kaiser verschiedene zur Seite, so namentlich Assessoren, die sie besonders bei der Rechtspflege unterstützen, und (an Stelle der die senatorischen Proconsuln begleitenden Quästoren) die Procuratoren, Männer von Ritterrang, welche in den kaiserlichen Provinzen mit der Kassen- und Steuerverwaltung betraut sind. Die Stellung dieser kaiserlichen Statthalter war nicht wie die der des Senats an eine bestimmte Zeitfrist gebunden. Rechtlich hing die Zeit ihrer Amtsdauer theils von dem Leben ihres Auftraggebers, theils von dessen Belieben ab. Thatsächlich jedoch ist je nach der verschiedenen Politik der einzelnen Kaiser und je nach der Wichtigkeit der verschiedenen Provinzen dieselbe sehr verschieden. Im Allgemeinen kann jedoch gesagt werden, daß bei großer Ungleichheit der Fristen doch im Ganzen der Wechsel der kaiserlichen Legaten weit seltener eintrat, als bei den Proconsuln des Senates. Als Vertreter des Kaisers hatte der Legatus Augusti regelmäßig das Kommando der in seinem Amtsbezirke aufgestellten Truppenmacht, und nach Seite der Justiz eine analoge Kompetenz wie sein senatorischer College, der Proconsul. In Civilsachen konnte von seiner Entscheidung an die des Kaisers appellirt werden. Bei Kriminalsachen war diesen Legaten wahrscheinlich vom Kaiser durch besonderes Mandat wenigstens in militärischer Beziehung die Capitaljurisdiction über „Bürger“ übertragen worden.

Die neue Gestaltung der Provinzialverhältnisse, wie sie Augustus eingeleitet hat, ist für die Millionen der Unterthanen Roms nach verschiedenen Seiten hin sehr wohlthätig geworden. Mochten immerhin einzelne Kaiser sich auch bei den Bewohnern dieser oder jener Provinz einen bösen Ruf erwerben: im Großen und Ganzen begann mit der Herstellung des Weltfriedens nach Actium und mit der Zertrümmerung der oligarchischen Herrschaft für die Provinzen des Reiches eine bessere Zeit, die bis herab auf die Epoche des Caracalla reicht und der Hauptsache nach dem Principat zu Gute gerechnet werden darf. Principiell kam es zunächst den Unterthanen zu Gute, daß der alte schnöde Grundsatz zu Falle gekommen war, nach welchem die Provinzen als Besitzungen des römischen Volkes angesehen, und leider auch in der Praxis auf das rücksichtsloseste ausgebeutet waren. Weiter aber bedeutete das neue Kaiserthum auch in der Gestalt der „Dyarchie“ für das Reich, daß die persönliche Herrschaft des römisch-italischen Volkes über alle übrigen Völker der Staaten des Mittelmeers aufgehört hatte. Materiell wirkte in erster Reihe nützlich der sichere Schutz der Grenzen, auf welchen Augustus, wie wir sehen werden, mit höchster Energie Bedacht nahm, und weiter der endlich wiedergekehrte Weltfrieden. Freilich waren nicht wenige der Provinzen, ganz vorzugsweise Makedonien mit Achaja, und Asia, bei dem Beginn des Principats in schauderhaftem Zustande; aber selbst hier hat sich Alles zum Besseren gewendet. Derart daß zwar Griechenland erst im zweiten Jahrhundert der Kaiserherr-

schaft eine neue Blüthezeit erlebt hat, daß dagegen Asia — nach Ueberwindung einer letzten schweren Krisis noch unter Augustus — schon um die Mitte des ersten christlichen Jahrhunderts, etwa 80 Jahre nach Actium, wieder zu den reichsten und von frischestem Leben erfüllten Ländern des Reiches zählte. Ungemein viel verdankte das Reich dem Kaiser Augustus persönlich, der, wie wir demnächst zu zeigen haben, einerseits während der ersten Hälfte seines Principats unermüdlich die verschiedenen Hauptlandschaften des Reiches inspicirt und geordnet hat, andrerseits aber verschiedene sehr wirksame Anordnungen von großem Nutzen für die Provinzialen traf. Sehr wichtig ist es zunächst für die Unterthanen geworden, daß die oberste Leitung der Provinzialregierung jetzt in Eine Hand gelegt war, und daß wenigstens grundsätzlich das Principat an Stelle der Ausbeutung des Reiches die planmäßige Verwaltung und die Pflege der großen Reichsinteressen gesetzt hatte. Das durch alle Spezialforschungen unserer Tage über die Provinzialgeschichte der Kaiserzeit immer mehr bestätigte Ergebniß ist in der That das, daß die durch das Principat des Augustus eingeleitete Provinzialpolitik für viele der älteren und noch mehr für die jüngeren Provinzen, namentlich des Nordens und des Westens höchst wohlthätig gewirkt hat. Man verfuhr dabei, trotz der äußeren Gleichheit der Einrahmung im Großen, keineswegs überall nach derselben Schablone. Es zeigt sich vielmehr bei näherer Prüfung, wie mannichfach, politischen und lokalen Verhältnissen angepaßt, die Formen der provinziellen Verwaltung im Detail gewesen sind, und daß man es recht wohl verstanden hat, den im Laufe der Zeit eingetretenen Wandlungen gerecht zu werden. Es wird sich bei der Schilderung der späteren Jahrhunderte zeigen, wie verschiedene Gestalten das Romanenthum in den verschiedenen Ländern des Reiches, die der Umwandlung vorzugsweise unterlagen, — wir denken an Afrika, Spanien, Gallien, die Alpen- und Donauländer, und die nördliche Hälfte der Balkanhalbinsel, — angenommen hat. Für die Zeit des Augustus und seiner nächsten Nachfolger dagegen kommt zuerst in Betracht, daß einerseits die Kaiser für Momente schwerer Nothstände und außerordentlicher Kalamitäten von sich aus höchst erhebliche Hilfsleistungen gewähren, daß andrerseits, wie wir sahen, die neue Rechtsordnung nun auch den Provinzialen es wiederholt möglich macht, Beschwerden und Appellationen nach Rom zu bringen, daß endlich die kaiserliche Oberaufsicht, die auch von sonst schlimmen Kaisern doch gewöhnlich mit Strenge gehandhabt wurde, eine wirksame Controlle der in ihrer Kompetenz ohnehin jetzt bedeutend beschränkten Statthalter, und, im Falle von Gewaltthaten und Erpressungen derselben, deren nachdrückliche Bestrafung ermöglichte. Allgemeine Anordnungen zum Nutzen der Provinzen, die für die kaiserlichen Provinzen in Kraft traten, hatten auch für die senatorischen Gültigkeit. Für jene wurde namentlich der Umstand vortheilhaft, daß die Kaiser sehr oft von dem bedenklichen System des jährlichen Wechsels der Statthalter Abstand nahmen. Die Aufmerksamkeit der Kaiser war

namentlich darauf gerichtet, den Erpressungen in den Provinzen ein Ende zu machen. Es erhielten daher einerseits die unmittelbar im Dienste des Imperators stehenden Beamten seit Augustus durchgängig ein festes Gehalt. Andrerseits aber regulirte der Kaiser die — im strikten Rechtssinne nicht als Besoldung bezeichnete — Entschädigung für die Reise- und Equipirungskosten der senatorischen Statthalter aller Provinzen in sehr bestimmter Weise. Er setzte seit 27 v. Chr. denselben, also den consularischen oder prätorischen „Proconsuln", und den kaiserlichen Provinziallegaten consularischen oder prätorischen Ranges feste, nach dem Range abgestufte Geldsummen aus, welche übrigens weit niedriger ausfielen, als die früher unter diesem Titel bewilligten Gelder. Von den Beträgen wissen wir nur, daß dem Proconsul consularischen Ranges für einjährige Verwaltung eine Million Sesterzen (217,521 Mark) bewilligt wurde. Die Erpressungen hörten darum nach der Art der Römer freilich nicht auf; senatorische Statthalter, wie kaiserliche Procuratoren machten sich wiederholt derselben schuldig. Und der Umstand, daß die letzteren, die gern auch in die Civiljurisdiction übergriffen, als Steuererheber und Domänenverwalter durch die Hilfe der Soldaten, die zu ihrem Dienste abkommandirt waren, sich in die Lage versetzt fanden, Zwangsmittel anwenden zu können, gab wiederholt zu schlimmen Mißbräuchen Anlaß. Aber in den älteren Jahrhunderten der Kaiserzeit, ehe die später so verrufene römische Fiscalität zur Herrschaft gelangt war, befanden sich gedrückte Provinzialen viel eher, als zur Zeit der alten Repetundenhöfe, in der Lage, sich gegen solche Plagen vertheidigen zu können. Es lag gar sehr in der Politik und im Interesse der Kaiser, ihnen hier nachdrücklich zu helfen. Das regelmäßige Verfahren in solchen Fällen vor dem Senatsgericht, wobei den Klägern ein Advocat aus dem Senate gegeben und auch der Gebrauch der griechischen Sprache gestattet wurde, hat manchen hochstehenden Frevler in einer zur Zeit der ausgehenden alten Republik längst nicht mehr gekannten Weise zur verdienten Strafe für die außerhalb Italiens verübten Gewaltthaten gebracht.

Ein seit der Zeit des Augustus in den Provinzen ziemlich allenthalben entweder neu aufblühendes, oder frisch hergestelltes Institut dagegen, die Landtage, hatten dagegen nur eine dekorative Bedeutung. Die alten landschaftlichen oder föderativen Verbände der Länder griechischer Zunge waren theils der Ausgangspunkt, theils das Vorbild dieser Einrichtung; nur daß dieser erste formelle Versuch einer Repräsentation in der alten Welt zu einiger wirksamer politischer Bedeutung erst in der Zeit nach Constantin d. Gr. gediehen ist. Für die Periode des Principats dagegen sind die Landtage der Provinzen, — zusammengesetzt aus den Vertretern der Communalverbände, auf denen das Detail der Verwaltung beruhte, also aus den Notabeln der Provinz, — in erster Reihe Festgemeinschaften, die ihren Mittelpunkt in dem Kultus des Kaisers und seines Hauses finden. Die Tempel, die namentlich nach Augusts Tode und Consecration in allen größeren Städten des Reiches systematisch entstanden, wurden die rechten

Mittelpunkte dieser Versammlungen, die (wenigstens in den meisten Provinzen) jährlich zusammentraten und unter der Leitung eines aus den reichsten und angesehensten Männern der Provinz von Jahr zu Jahr neu erwählten Archiereus oder Oberpriesters der Provinz standen. Opfer, „Spiele", Festlichkeiten, dazu ein viel gepflegter Titelprunk sind dabei gar sehr die Hauptsache. Daneben sind Ehrenbeschlüsse für die Kaiser und die abgehenden Statthalter gewöhnliche Beschäftigungen der Landtage. Indessen steht ihnen doch auch das Recht zu, unmittelbare Gesandtschaften an den Senat und den Kaiser zu schicken, Beschwerden über die Verwaltung des abgegangenen Statthalters zu erheben, und ohne Vermittelung des Statthalters sich mit Petitionen nach Rom zu wenden, auf welche der Kaiser an den Landtag direkt antwortet.

Es sind andere Schöpfungen des Kaiserthums, die bereits bis auf Augustus zurückgehen, welche auch für die Provinzen vielseitig nützlich geworden sind, obwohl sie an und für sich noch mehr darauf abzielten, das Reich übersehbar und regierbar zu machen und eine wirksame Centralisirung herbeizuführen. Zu den staunenswürdigsten Leistungen des Kaiserthums gehören die riesenhaften Straßenbauten, durch welche seit Augustus — der selbst den Plan zu einem großen Straßennetze entworfen und zu dessen Ausführung unter seiner Oberleitung ein eigenes Amt (vgl. S. 13 fg.) niedergesetzt hatte, — die Imperatoren Alles weit überboten, was die praktischen Männer der alten Republik in deren besten Tagen für Italien geschaffen hatten. Die heute noch in vielen Theilen des ehemaligen Römerreiches vorhandenen Spuren jenes wahrhaft großartigen Straßennetzes sind bleibende Zeugnisse für die Vorzüglichkeit gerade dieser Seite der öffentlichen Thätigkeit der Kaiser. Die heutige Forschung unterscheidet fünf Hauptstränge des großen, über die gesammte römische Welt ausgedehnten Netzes, die alle von dem goldenen Meilenzeiger ausliefen, welchen Augustus im Jahre 20 v. Chr. auf dem Forum in Rom hatte errichten lassen. Auf der alten Via Appia gelangte man zuerst bis nach Rhegion; dann aber weiter von Messana auf Siciliens Nordküste bis Palermo, endlich nach Lilybäum; hier setzte man nach Neu-Karthago in Afrika über, und erreichte damit den Punkt, von wo aus die große Heerstraße westlich bis nach Tingis, ostwärts aber nach Alexandria geführt worden ist. Von der Seehauptstadt Aegyptens zogen sich die zwei römischen Straßen auf beiden Ufern des Nil südwärts hinauf bis zu der nubischen Grenze, während weiter ostwärts die große Chaussee die Landenge von Suez kreuzte und durch Syrien nach Antiochia leitete. Wer dagegen unmittelbar aus Italien nach dem Osten reisen wollte, verließ die Via Appia in Capua, gewann dann über Brundisium den großen griechischen Hafenplatz Dyrrhachion. Von der alten Via Egnatia zweigten sich in der Kaiserzeit zwei Linien ab, die Nordgriechenland auf der Ost- und Westseite durchschnitten und in Athen zusammentrafen. Der Peloponnes hatte sein eigenes Straßensystem. Die Via Egnatia dagegen führte von Dyrrhachion über Thessalonike nach dem südöstlichen Thrakien; eine Linie

erreichte Byzantion, die andere Kallipolis am Hellespont. Von Lampsakos aus setzte sich der große Heerweg fort, welcher nun in einer Länge von 150 Meilen Kleinasien durchschnitt und endlich Antiochia erreichte. Mit dem Norden hatte Rom eine dreifache Verbindung, die dann vorzugsweise wichtig und später systematisch weiter ausgeführt wurde, als — wie wir demnächst zu erzählen haben, — die Feldherren des Augustus die Alpen- und Donaulandschaften vom Bodensee bis tief nach Pannonien hinein zum Reiche gebracht hatten. Auf der flaminischen Straße und weiter auf der jetzt bis nach Mailand fortgesetzten Via Aemilia, die wir früher kennen lernten, erreichte man das östliche Oberitalien. In Mutina zweigte sich von der Aemilia die Straße nach Norden ab, die in Verona auf die nördlich vom Padus und parallel mit demselben von Mailand über Bergomum, Brixia, Verona und Vicentia nach Aquileja führende Chaussee stieß. Das letztgenannte mächtige Emporium wurde nun der Ausgangspunkt einer Reihe höchst wichtiger Verkehrslinien, die schon in Augustus' Zeit nach Pola und Dyrrhachion, in späteren Tagen über Siscia, Sirmium, Sardika nach Adrianopel und Byzantion (zum Anschluß an die von hier das nördliche Kleinasien durchschneidende Linie,) nicht minder durch Pannonien nach Carnuntum an der Donau (gegenüber der Marchmündung, bei Haimburg), dem Ausgangspunkte der Linien ostwärts nach Ofen, westwärts nach Enns, geführt wurden.

Als Drusus und Tiberius die Alpenländer erobert hatten, wurde auch von Aquileja eine Straßenlinie nordwestlich durch die karnischen Alpen nach Veldidena (Wilden) am Inn geleitet. Hier nun traf mit derselben seit dieser Zeit zusammen die große neue Alpenhauptstraße, welche von Verona über den Brenner nach Veldidena geführt, und von hier aus allmählich über Partenkirchen nach Augusta Vindelicorum (Augsburg) ausgedehnt worden ist. Die Geschichte des Kaiserthums in seinen glanzvollsten Tagen zeigt uns dann Augsburg östlich mit Regensburg und Enns, westlich mit den Ansiedlungen am Neckar, früher noch mit denen am Bodensee durch die große Linie verbunden, die von Mailand her über den Splügen (auf der heutigen Straße) nach der Gegend des jetzigen Bregenz, westwärts dann nach Augusta Rauricorum (Basel-Augst) führte.

Erst die Kaiserzeit (s. S. 71) machte die in der Gegend von Mailand und Turin Italien erreichenden Alpenstraßen recht kunstvoll gangbar: jetzt, wo die Bedeutung der neuen Provinz Gallia von Jahr zu Jahr wuchs und seit 13 v. Chr. auch die großartigen Angriffe auf Deutschland eröffnet wurden. Die römischen westlichen Alpenstraßen führten in folgenden Linien über den ungeheuren Gebirgswall. Ueber den Mont Genèvre nach Arelate; über Augusta Prätoria (Aosta) und den kleinen Bernhard nach Vienna, und weiter zuerst auf derselben Straße nach Genf, dann über Vesontio nach der Gegend des heutigen Straßburg. Eine andere Alpenstraße führte von Aosta über den großen Bernhard nach dem jetzigen Martigny, Vevay, Augusta Rauricorum, Straßburg, Speier, Worms, nach

der Schöpfung des Drusus Moguntiacum (Mainz). Von Mainz ist seit der Romanisirung des linken Rheinufers der Straßenzug nach Trier und Cöln geleitet worden, ferner über Nymwegen und Utrecht nach der Küste, und westwärts nach Rheims. Rheims war mit Lyon, dem Hauptplatze des südöstlichen, und Orleans, dem Centralplatze des mittleren Galliens, ferner mit Paris und Rouen verbunden; ebenso Lyon mit Straßburg und Bordeaux, wo wieder die westliche Pyrenäenstraße mündete. Das britannische Netz lernen wir später kennen.

Endlich führte die westliche der großen nördlichen Heerstraßen Italiens, die Aurelische, die längs der Küste des tyrrhenischen Meeres über Centumcellä, Pisa und Luna zunächst Genua erreichte, nach Massilia und Arelate. Von der unteren Rhone kam man dann über Narbo nach dem Pyrenäenpaß Juncaria (La Junquera), und gewann auf diese Weise endlich Barcelona, Tarragona und Tortosa. Hier überschritt die Reichsstraße den Ebro, um dann an der spanischen Ost- und Südküste bis nach Gades hinzulaufen.

Alle diese Bauten dienten in erster Reihe allerdings den Staatszwecken; sie sollten das Reich jetzt ebenso regierbar machen und an Italien fesseln, wie dasselbe in der Zeit bis zu den punischen Kriegen von Rom aus mit der Halbinsel und seit Niederwerfung der Paduskelten mit Oberitalien geschehen war. Sie waren ganz besonders für den schnellen und bequemen Transport der Legionen erbaut, welche die Grenzen zu hüten hatten; bei der numerischen Schwäche des durch Augustus, wie wir sehen werden, gebildeten stehenden Heeres sollte die schnelle Transportfähigkeit der Truppen für die Vertheidigung des Reiches das ersetzen, was an Zahlenstärke mangelte. Nichtsdestoweniger wurden diese ausgezeichneten Chausseen, die noch dazu nach allen Richtungen hin treffliche Seitenverzweigungen besaßen, für das Reich in höchstem Grade wohlthätig. Die jetzt überall hergestellte Sicherheit, der allgemeine Friede, die Bequemlichkeit der Bewegung auf diesen Straßen, der nun auch die Sicherheit des Meeres vollständig entsprach, förderte das allgemeine Aufblühen der Kultur, den bequemen Absatz der landwirthschaftlichen Produkte und damit den Ackerbau, die Ordnung und Regelmäßigkeit des Verkehrs in erstaunlicher Weise. Viele der früheren Provinzen des römischen Reichs sind bis heute nicht wieder zu solcher Entwicklung gelangt, wie unter dem Principat. Der gewöhnliche Reiseverkehr, der Betrieb des Handels innerhalb des Reiches, zwischen den Provinzen und mit der Hauptstadt, wie mit dem Auslande, erreichte denn auch bis zu den Schreckenszeiten nach Caracalla eine ganz außerordentliche Lebhaftigkeit und einen höchst erfreulichen Umfang.

Zu den zahlreichen Mitteln jedoch, die dem Privatverkehre dienten, gehörte nicht das interessante Institut, welches Augustus nach altpersischem Vorbilde für das Reich schuf, nämlich die Staatspost. Wie auf dem Gebiete der Politik und auf dem der Kultur noch mehrfach, so begegnen wir auch hier der seltsamen Erscheinung, daß die Alten auf der Höhe ihrer staunenswerth entwickelten Civilisation einen letzten Schritt zu thun nicht

verstanden haben, der uns Modernen kinderleicht erscheint. Gegenüber allgemein geschätzten und volksbeliebten Instituten, wie heutzutage die englische und die deutsche Reichspost, die in einfachster Weise zugleich dem Staate einen erheblichen finanziellen Gewinn abwerfen, ist es in der That sehr schwer zu verstehen, wie die Römer aus ihrer sonst vortrefflich ausgebildeten Post eine Einrichtung haben machen können, die dem allgemeinen Verkehr verschlossen blieb, und in der Zeit seit Constantin d. Gr. sogar zu einer schweren Landplage sich gestaltet hat. Die römische Post des Augustus sollte weder der Correspondenz noch dem Reiseverkehr des Publikums dienen, sondern lediglich der Beförderung der Regierungsdepeschen und der Beamten. Augustus stellte die zu einer argen Last gewordene Vorspann- und Verpflegungspflicht der Provinzialen ab, welche zur Zeit der alten Republik in Sachen der Beförderung der Beamten und der mit dem schnöden Privilegium der „freien Gesandtschaft" ausgestatteten Senatoren bestanden hatte. Er schuf eine militärisch organisirte Staatspost, welche die amtlichen Depeschen von Station zu Station durch berittene Couriere oder „Speculatoren" besorgte, die außer ihrem eigenen Pferde noch ein anderes führten, welches das Felleisen trug. Die reisenden Beamten wurden durch Eilwagen befördert, die mit Pferden oder Maulthieren bespannt waren; der Transport von Kriegsmaterial oder Gütern erfolgte auf Packwagen, die durch Ochsen gezogen wurden. Privatpersonen ist der Gebrauch der Post, der dann unentgeltlich war, eine Zeit lang nur durch besondere Freischeine (früher Diploma, später Evektionen genannt) der Statthalter, später nur durch die Kaiser selbst nach sehr genau präcisirten Bestimmungen gestattet worden. Für die Reisenden waren auf den Straßen bestimmte Stationen eingerichtet, sogenannte Umspannungen (Mutationen) und Stationen, die auch als Nachtquartiere dienen konnten (Mansionen), welche letztere durchschnittlich je 25 Millien oder fünf geographische Meilen, oft auch nur drei Meilen von einander entfernt gewesen zu sein scheinen; auf den Mansionen sind allmählich für Kaiser und Beamte auch größere Bauten hergestellt worden. Die Postdirectoren waren Männer ritterlichen Standes, die bereits als Offiziere oder Procuratoren gedient hatten, und einen Jahresgehalt von 100,000 Sesterzen erhielten (21,753 R.-Mark). Das Beamtenpersonal bestand meist aus Freigelassenen, die Postillione dagegen waren in der Regel Sklaven. Die Kosten der einmal eingerichteten Posthaltereien mußten als Reallast von den Gemeinden getragen werden, auf deren Gebiet sie lagen, dieses eine Quelle schweren Unheils für spätere Zeit. Unter Nerva wurde zwar in Italien, unter Hadrian, Antoninus Pius und Severus in dem gesammten Reiche das Postwesen von dem Princeps übernommen. Doch ist das nur auf die Beschaffung der Zugthiere und Wagen, sowie auf die Postverwaltung zu beziehen, da die Bestreitung der Kosten auch jetzt dem Fiscus nicht zufiel. Noch ist hinzuzufügen, daß sowohl die auf allen schiffbaren Flüssen des Reiches allmählich entstehenden Schiffsstationen ebenfalls zur Beförderung von Briefen,

Personen und Material dienten, wie auch in den bedeutendsten Seehäfen wahrscheinlich stets Postschiffe bereit lagen.

Gestaltete sich leider die römische Post auf die Dauer zu einer Last für das Reich, so hatte Augustus dagegen nach verschiedenen anderen Richtungen hin Sorge für die Hebung des Lebens der Provinzen getragen. Einige Details lernen wir noch später bei den einzelnen Landschaften kennen. Hier sei nur gesagt, daß die Sorge des Kaisers für die Interessen der Gesammtheit in der That eine unermüdliche war. Die Ausgleichung d. J. 27 v. Chr. mit dem Senat ist principiell dauernd festgehalten worden; aber die Gruppirung der kaiserlichen und der Senatsprovinzen mußte noch mehrfach verändert werden, derart daß dann immer ein Tausch zwischen den beiden Elementen der neuen Dyarchie stattgefunden hat. Es zeigte sich allmählich, daß die senatorischen Statthalter nicht mehr in der Lage waren, die sehr schwierige Leitung der dalmatinischen oder illyrischen Provinz zu behaupten. Als daher, wie sich zeigen wird, die Zeit kam, wo Augustus einen großen kombinirten Angriff auf die nordische Welt einleitete, trat der Senat ihm 11 v. Chr. diese Provinz ab; dafür aber hatte Augustus schon im J. 22 v. Chr. Narbonensis von Gallien getrennt und dem Senat übergeben, und in demselben Jahre auch Kypros von Kilikien abgelöst und ebenfalls der Verwaltung des Reichsraths unterstellt. Waren 27 v. Chr. Kreta und Kyrene als senatorische Provinz zusammengefaßt worden, so ist Bätika doch wohl schon unter August als senatorische Provinz von dem „jenseitigen", nunmehr Lusitanien genannten Spanien getrennt worden. Afrika hatte einige Veränderungen erfahren; die durch Cäsar 46 v. Chr. aus Numidien formirte Provinz „Neu-Afrika" war 30 v. Chr. durch Octavian aufgehoben und (S. 47) dem jungen König Juba II. übergeben worden. Aber im J. 25 v. Chr. änderte Augustus das wieder, dehnte „Afrika" über die ganze Breite von Kyrene im Osten bis westlich zum Flusse Ampsaga aus, und entschädigte den Juba II. für Numidien durch Ueberweisung des östlichen, wie des westlichen Mauretanien, welches Land der junge Fürst bis 23 n. Chr. regiert hat. Endlich aber ist Sardinien im J. 6 n. Chr. unter die Verwaltung eines kaiserlichen Verwalters, eines Prokurators gestellt worden, weil einerseits hier die Unruhen der Ureinwohner nicht aufgehört hatten, andererseits die Insel zum Verbannungsorte für Staatsverbrecher bestimmt wurde. Die weitere Darstellung endlich wird uns demnächst zeigen, daß neben Aegypten, welches Land Augustus staatsrechtlich als durch Personalunion mit Rom verbundenes Vicekönigreich, praktisch als ein Haus- und Chatoullengut behandelte, unter seiner Regierung seit 25 v. Chr. die Zahl der kaiserlichen Provinzen noch erheblich gewachsen ist. Das alte Reich aber der Lagiden mit seiner schwierigen und höchst eigenthümlichen Bevölkerung und seiner Hauptstadt, der welthistorischen Schöpfung des großen Alexander, — jetzt durch seine Getreideflotte für die Ruhe der Residenz so unschätzbar wichtig, und bei seiner abgeschlossenen Lage und seinen Reichthümern im Falle einer Em-

pörung des Statthalters schwer zu erobern, — wurde von Augustus in einer Weise organisirt, die ebensowohl für seine Geschicklichkeit in der Behandlung unterworfener fremder Nationalitäten, wie für die tief mißtrauische, als schlimmes Erbtheil aus der Zeit seiner Entstehung dem Principat unveränderlich anhaftende Politik der Kaiser gegen die alten Machtelemente der Republik deutlich zeugt. Das innere Leben der Aegypter blieb völlig ungestört, namentlich nach der religiösen Seite. Die ägyptischen Tempelbauten dauerten unverändert unter den Kaisern fort, der Gebrauch der Hieroglyphen wahrscheinlich bis in das sechste Jahrhundert. Offizielle Sprache blieb die griechische; auch sonst wurden die Einrichtungen der Ptolemäer der gesammten Verwaltung zu Grunde gelegt. Der hier fungirende römische Statthalter war in der That als Vicekönig zu bezeichnen; auch in Hinsicht auf die im Lande gebräuchlichen Ceremonien vertrat er die Stelle des Königs. Zu solcher Stellung aber bestimmte Augustus, der auch die fürstlichen Domänen als sein Eigenthum okkupirt und die Einkünfte des Landes in den Fiskus geleitet hatte, einen Ritter, der im Verhältniß zu dem Kaiser als ein Hausbeamter desselben anzusehen ist, der aber ein Heer von anfangs drei, später zwei Legionen befehligte und den Titel eines Präfekten führte, übrigens die ganze Vollmacht eines Provinzialstatthalters hatte, und dessen Beamte aus Freigelassenenen des Kaisers bestanden. Römischen Senatoren und vornehmen Männern ritterlichen Standes war der Besuch des Nilthales überhaupt verboten; selbst die ägyptischen Legionen wurden nicht von senatorischen Legaten, sondern von Rittern kommandirt, die den Titel „Lagerpräfekten" führten. In entsprechender Weise war den Aegyptern, welche römisches Bürgerrecht erlangten, der Zutritt zu solchen römischen Aemtern versagt, welche den Weg in den Senat öffneten. Das römische Bürgerrecht konnten sie erst dann gewinnen, wenn sie zuvor Bürger von Alexandria geworden waren, was nur durch Bewilligung des Kaisers und nicht eben häufig geschah. Die Verwaltung der stets zu unruhigen Bewegungen neigenden Stadt Alexandria überließ der Kaiser nicht einer selbstgewählten Municipalität, sondern ernannte dafür ein Personal von Beamten, an dessen Spitze ein von ihm eingesetzter Prokurator als oberster Gerichtsherr der Stadt stand.

Während das wichtige Nilthal in dieser Weise in einer gewissen Isolirung gehalten wurde, hat Augustus sonst andauernd in analoger Weise wie einst Cäsar in den verschiedensten Provinzen den Prozeß der Romanisirung durch konsequente Kolonisation energisch gefördert. Material zu solchen Ansiedelungen boten ihm einerseits die Massen der seit der Schlacht bei Philippi bis zu den Scenen gleich nach der Schlacht bei Actium außer Besitz gesetzten italischen Grundbesitzer, nicht zu reden von dem sonst schon in Menge vorhandenen freigeborenen und freigelassenen Proletariat der Hauptstadt und der Apenninenhalbinsel. Andererseits war es System des Principats geworden, die ausgedienten Soldaten des neu gebildeten stehenden Heeres, sobald sie bei der ehrenvollen Entlassung aus dem

Dienst nicht mit Geld abgefunden wurden, in Menge an passenden Stellen in den Provinzen anzusiedeln: ein Verfahren, dem bei der Armee noch andere Maßregeln zu fortschreitender Ausbreitung des Romanenthums sich anschlossen. Augustus hat seit der Schlacht bei Actium nachweislich etwa 60 Kolonien verschiedener Art über das römische Reich verbreitet. Damit parallel lief wiederholt die Aufnahme von Provinzialstädten in das römische Bürgerrecht, oder auch die Ertheilung der „Latinität", so daß solche Orte in römische oder „latinische" Municipien und Kolonien umgewandelt wurden und die römische Municipalverfassung erhielten. In Afrika war das cäsarische Karthago im Jahre 29 v. Chr. durch 3000 neue Kolonisten verstärkt, und ist dann wieder zur Hauptstadt der Provinz erhoben worden, während Utika als „Julium Uticense" das römische Bürgerrecht erhielt. Während Aegypten von solchen Ansiedelungen unberührt blieb, erhielten außer Afrika mit Mauretanien namentlich Spanien, Gallien, Sicilien, Makedonien, Achaja, selbst das hellenistische Asien, solche Kolonisationen. In einem einzigen Jahre wurden einmal volle 120,000 Ansiedler ausgeführt. Für den Westen ist namentlich die erste Hälfte der Regierung Augusts nach dieser Seite bedeutsam geworden; sonst war besonders das Jahr 14 v. Chr. reich an Kolonisationen, die in der Regel theils auf neu angekauftem Terrain, theils auf römischen Domialgütern erfolgten. Für Griechenland sind die neugegründete Stadt Actia-Nikopolis (30 v. Chr.), wo ein kleiner Theil römischer Ansiedler neben einer großen Masse aus Akarnanien, Ambrakia und Aetolien zusammengezogener griechischer Ureinwohner stand, und die 14 v. Chr. formirte große Kolonie Paträ, wo um die Veteranen der X. und XII. Legion eine Masse achäischer Eingeborener concentrirt wurde, besonders wichtig geworden; nicht minder die erhebliche Verstärkung der neuen Provinzialhauptstadt des seit 27 v. Chr. von Makedonien gelösten, selbständig organisirten Achaja, nämlich Neu-Korinths. Bei diesen Kolonisationen wurde nicht überall das gleiche Verfahren eingeschlagen. Während in ganz neu eroberten „barbarischen" Provinzen häufig die ersten Städteanlagen auf Befehl der Kaiser zunächst nur erst durch die Einwohner des Landes selbst unternommen werden mußten, wurde die Kolonisirung der Römer, namentlich der Veteranen, auf zwiefache Art vollzogen. Entweder traten diese Ansiedler zu einer schon bestehenden Gemeinde in der Art hinzu, daß sie innerhalb ihrer Mauern ein selbständiges Gemeinwesen bildeten; dann gingen die Rechte und der Name einer „Kolonie" nur auf die neuen Ansiedler über. Oder aber, es wurde die alte Gemeinde aufgelöst und die alten, beziehentlich die gleichzeitig dann auch noch weiter hereingezogenen, Ureinwohner mit den neuen Ansiedlern unter neuen Formen verbunden. Zuweilen verloren dabei die Ureinwohner allen Antheil an der Verwaltung, oder beide Theile wurden zu gleichen Rechten in die Kolonie aufgenommen, oder endlich der Antheil beider Theile an der Verwaltung durch spezielle Festsetzung regulirt. Außerdem aber wurden sehr häufig die ausgedienten Soldaten einfach einer bestehenden Gemeinde zugetheilt; wie endlich auch wohl das Privilegium

einer „Kolonie" als Titel auf Städte übertragen worden ist, wo keinerlei neue Ansiedelung stattfand. Die Rechte der Kolonien, Municipien und „latinischen" Orte in den Provinzen waren verschiedener Art. Obwohl Gemeinwesen von der jetzt in Italien üblichen communalen Verfassung, waren doch ihre Bürger zur Zahlung aller Provinzialsteuern verpflichtet, und sowohl der höheren Gerichtsbarkeit, wie der Verwaltung der Statthalter unterworfen. Nun aber wurde es immer üblicher, die Kolonien zu privilegiren. Sie erhielten häufig die Libertät, nämlich die Exemtion ihrer Gemeindeverwaltung von der Aufsicht des Statthalters, — wie die seit Alters in den Provinzen der Römer bestehenden „freien" Städte verschiedener Kategorien, — und ferner die Befreiung von der Kopf- und Grundsteuer. Am besten gestellt waren sie, wenn sie sich im Besitze des ius Italicum befanden. In diesem Falle haben sie die städtische Libertät und die Steuerfreiheit, und drittens besitzen sie, wie in Italien, ihr Grundeigenthum nach römischem Recht als „quiritarisches Eigenthum". Das Vorbild für die Verleihung des letzteren Rechtes gab Augustus, welcher solche Italiker, die er zur Entschädigung für ihre durch die Veteranen nach der Schlacht bei Actium erlittenen Verluste nach überseeischen Ansiedelungen ausführte, in ihren neuen Sitzen rechtlich nicht schlechter, als in ihrer alten Heimath gestellt wissen wollte.

Nur auf Einem Punkte machte die Reichseinheit unter und seit Augustus keine Fortschritte, nämlich im Zollwesen. Die Römer begnügten sich nämlich nicht damit, an ihren Reichsgrenzen einen Zoll von allen eingeführten Waaren zu erheben. Vielmehr waren die verschiedenen Provinzen oder doch gewisse Complexe zu einem Steuerbezirk verbundener Provinzen durch Zollschranken von einander getrennt, was im Gegensatz zu dem sonst so glänzend entwickelten Verkehrswesen dem Waarentransport durch das Reich vielfach hinderlich, für die Staatskasse freilich sehr ergiebig sich zeigte. Zuweilen waren selbst einzelne Unterabtheilungen einer Provinz noch durch Zollinien von einander geschieden. Am ausgebildetsten war dieses System in Aegypten. Der Zoll betrug einen gewissen, in den verschiedenen Provinzen verschieden angesetzten Procentsatz von dem Werthe der Waaren, sobald nicht bestimmte feste Tarife für die einzelnen Gegenstände der Einfuhr bestanden.

Für die regelmäßigen Steuern der Provinzen dagegen hatte Augustus sich bemüht, erhebliche Erleichterungen zu ermöglichen, die doch zugleich den öffentlichen Einkünften nützlich werden sollten. Mußte es auf der einen Seite sehr wohlthätig wirken, daß unter dem Principat die wahrhaft raffinirte Ausbeutung der Unterthanen durch die Statthalter und die Publikanen der Hauptsache nach aufhörte, so kam es nach Ueberwindung der schrecklichen Leiden der Bürgerkriege den Provinzen sehr zu Gute, daß der Kaiser darauf bedacht war, eine verständige und gerechtere Vertheilung der Lasten und Abgaben zu erzielen. Augustus schritt vorerst zur Aufstellung eines festen Etats, den er schon im Jahre 23 v. Chr. auf Veranlassung seiner damaligen (S. 11) schweren Erkrankung den Behörden und dem Senat übergab,

und bei seinem Tode seinem Nachfolger hinterließ. Leider ist er der Nachwelt verloren, so daß es nicht wohl möglich sein wird, wirklich zuverlässige Angaben über das römische Budget des Principats mitzutheilen. Um aber einen sicheren Etat aufstellen zu können, waren umfassende Vorarbeiten nöthig, von denen uns Einiges bekannt ist. Zu diesen gehörte einerseits die Vermessung des Reiches. Ob wirklich schon Cäsar die Vermessung des gesammten Reiches im Jahre 44 v. Chr. eingeleitet hatte, wie eine alte Ueberlieferung will, ist eine noch nicht ausgetragene Frage. Wohl aber wird nicht bezweifelt, daß Agrippa für seinen fürstlichen Freund ausgedehnte Vermessungen und geographische Ermittelungen anstellte, die (wie es heißt, 19 v. Chr. vollendet) mehrfachen Zwecken dienten. Einmal nämlich ließ Augustus die gewonnenen Materialien unter dem Titel „Chorographia" in einem Buche zusammenstellen. Dann aber wurde in einer von Agrippas Schwester Polla erbauten Säulenhalle in Rom nicht lange nach dem Jahre 7 v. Chr. eine Karte der alten Welt in der Form einer Sphära im großen Maßstabe in Marmor eingegraben und zum Gebrauche des Publikums ausgestellt. Dieselbe gilt als die Quelle und das Vorbild aller praktischen geographischen Hilfsmittel des späteren Alterthums, namentlich der sogenannten Peutingerschen Tafel, der Karten und der Stationenverzeichnisse und Reisehandbücher, deren aus den späteren Jahrhunderten mehrere vorhanden sind. Wie sich diese letzteren Hilfsmittel an die großen Reichsstraßen anlehnten, so waren die Vermessungsarbeiten des Agrippa wesentliche Vorbedingungen der früher dargestellten Straßenbauten. Eine ähnliche Darstellung erhielt, zunächst für den amtlichen Gebrauch, die Stadt Rom in Folge der Gliederung (S. 19) in 14 Regionen. Auch dieser Stadtplan (S. 64) wurde später nach der von Vespasian im Jahre 74 vorgenommenen Vermessung der Stadt auf einer Wandfläche des Friedenstempels in einer Höhe von 40 und einer Länge von 60 Fuß ausgeführt.

Auf der andern Seite führte Augustus einen umfassenden Census in allen Provinzen des Reiches durch, welcher zuerst nur die Bestimmung hatte, die vorhandenen Einnahmen zu registriren, weiterhin aber die Grundlage einer sehr ins Spezielle ausgebildeten Reform des ganzen Steuerwesens geworden ist. Das hierauf bezügliche Edict fällt wahrscheinlich schon in das so vielseitig bedeutsame Jahr 27 v. Chr. In den alten und namentlich in den senatorischen Provinzen machte die Durchführung keine erheblichen Schwierigkeiten. In den neu gewonnenen Ländern aber, wie namentlich in Gallien, wo der Kaiser selbst 27 v. Chr. die Sache in die Hand nahm, mußten erst zeitraubende und schwierige grundlegende Vorarbeiten dazu gemacht werden. Es wurde seitdem üblich, die Einrichtung jeder neuen Provinz des Reiches mit Abhaltung eines Census zu beginnen. Die von den Distriktsbeamten und den Provinzialcensoren hergestellten Listen wurden insgesammt nach Rom geschickt, wo sie dann zur Verfügung des Kaisers standen, und an das so gewonnene Material die weiteren praktischen Finanzarbeiten,

wie auch die aus der damit verbundenen Volkszählung zu ziehenden Schlüsse, namentlich in Sachen der militärischen Aushebung, sich knüpfen konnten. An die ersten Ergebnisse dieser allgemeinen Aufnahme schlossen sich nun wahrscheinlich weitere Schritte zur Ermittelung eines annähernd richtigen Grundsteueransatzes auf dem Wege einer methodischen Landvermessung. Es kam bei den wiederholten Schätzungen darauf an, nicht nur die rechtliche Qualität der Ländereien festzustellen, also Staats-, Communal- und Privateigenthum von einander zu unterscheiden, sondern auch eine Classification der Grundstücke vorzunehmen, nach welcher die Steuer veranschlagt werden konnte. Allerdings hat es von Augustus bis auf Trajan gedauert, ehe dieses Riesenwerk wirklich vollendet war. Man unterschied dabei Ackerland erster und zweiter Classe, wobei der zehnjährige Durchschnittsertrag angegeben wurde; Weinland, Olivenpflanzungen, Wiesenland, Eichenwald, und gemeinen Wald zu Holzhieb und Weide. Die nach solchen Ermittelungen bestimmte Grundsteuer wurde von den „Possessoren" gezahlt, d. h. von den eigentlichen Gutsbesitzern, die von dem Ertrage ihrer Güter leben konnten. Formell war die Erhebung wahrscheinlich durchaus in Geld angesetzt; faktisch fand sie jedoch vielfach in Naturalien statt, die nach einer gewissen Taxe auf jene Geldbeträge verrechnet worden sind. Auf die Gewerbetreibenden und Kaufleute fiel die „persönliche" Steuer, die auf das unbewegliche, wie auf das persönliche bewegliche Vermögen, oder auf den Arbeitsgewinn gelegt werden konnte. Schiffe, Häuser, Sklaven, Pferde, Maulesel, Ochsen, Esel wurden verzeichnet, zum Theil besonders besteuert, außerdem aber das ganze Vermögen in einer festen Summe abgeschätzt. Eine Einschätzung des Kapitals fand namentlich bei den Banquiers statt. Der Arbeitsgewinn dagegen ließ sich nicht im Voraus ansetzen, und ist zu verschiedenen Zeiten verschieden besteuert worden. Die Erhebung aller dieser Steuern ist schrittweise, — zuletzt gänzlich anscheinend in der späteren Zeit des Tiberius, — den Steuerpächtern entzogen worden. Mehr und mehr trat dabei die unmittelbare oder durch die Gemeinden vermittelte Hebung in den Vordergrund. Nur die alten Abgaben von den Freilassungen von Sklaven, die Auctionssteuer, die Zölle und ein erheblicher Theil der Domanialgefälle wurden auch später immer noch durch Verpachtung auf je fünf Jahre erhoben. Die Domänen waren wahrscheinlich im Jahre 27 v. Chr. ebenfalls zwischen Kaiser und Senat getheilt worden, was bis auf Vespasian so blieb. Die ausgedehnten fiskalischen und Krongüter, — Ackerland, Weideland, Seen, Forsten, Bergwerke, — wurden durch Procuratoren verwaltet, das Ackerland theils durch kaiserliche Sklaven bewirthschaftet, theils verpachtet, das Weideland noch für lange an Publikanen verpachtet, die die Bergwerke des Reiches und die Salinen, — soweit nicht manche derselben sich gegen bestimmte Abgaben in den Händen von Privatleuten befanden, — in der Regel auf Rechnung der Kaiser betrieben.

Die ebenso umfassende, als energisch und konsequent betriebene Thätigkeit des Augustus im Dienste der allgemeinen Interessen des Reiches hat den Kaiser während der ersten Hälfte seines Principats nun viele Jahre lang von der Hauptstadt fern gehalten. An die Schilderung seiner persönlichen Thätigkeit in den Provinzen, zuerst im Westen, dann im Orient, dann wieder im Westen des Reiches knüpft nun auch alles das an, was man die auswärtige Geschichte der Römer unter seiner Regierung nennen kann. Nicht minder die Darstellung der für Roms gesammte Zukunft so bedeutungsvollen großen Kriege mit den noch unbezwungenen Nationen des deutschen Nordens.

Die erste Sorge des Kaisers gleich nach der großen politischen Ausgleichung mit dem Senat im Jahre 27 v. Chr. war es, die Zustände in der ihm noch ganz unbekannten neuen Hauptprovinz des Nordwestens, der Eroberung seines Adoptivvaters, in Gallien neu und sicher zu ordnen. Es war dieses um so nöthiger, weil die Ruhe des Landes noch keineswegs überall als völlig gesichert gelten konnte; weil nicht nur von Nordosten her die Nachbarschaft der freien Deutschen dauernd höchst aufregend auf die Kelten einwirkte, sondern auch im Süden noch im Vorjahre M. Valerius Messalla einen aquitanischen Aufstand hatte niederwerfen müssen. Augustus eilte daher zunächst nach Lugdunum und Narbo. Hier wurde nun die neue grundlegende Organisation des ungeheuren Territoriums zwischen den Pyrenäen und dem Rhein mit Einschluß der westlichen (der helvetischen) Schweiz, eingeleitet. Die Hauptsache war die Zerlegung Galliens in verschiedene Provinzen. Die alte Narbonensis hat der Kaiser noch bis zur Vollendung aller dieser Arbeiten unter seiner Verwaltung behalten, nachher aber (S. 83) im Jahre 22 dem Senat überwiesen. Das große durch Cäsar eroberte Gebiet dagegen wurde jetzt gegliedert in die drei neuen Provinzen: Aquitania, die jetzt durch die Pyrenäen, den Ocean, die Loire und die Narbonensis begrenzt wurde. Ferner Lugdunensis, der centrale Theil Galliens zwischen Loire, Seine, Somme, Marne und Saône, der seinen Namen von der neuen römischen Centralhauptstadt des keltischen Landes, der stattlichen Kolonie Lugdunum, erhielt. Endlich Belgica, welche nunmehr von Durocortorum (Rheims) aus verwaltete Landschaft damals noch alles Land zwischen der Lugdunensis, der Meeresküste und dem Rheine aufwärts bis zur Gegend des jetzigen Schaffhausen, dazu die Schweiz bis zum St. Gotthard ostwärts umfaßte. Vorläufig sollten jedoch diese drei Provinzen nur erst selbständige Verwaltungsbezirke sein; die militärische Lage nöthigte den Kaiser, zunächst noch für längere Zeit das ganze Land westlich der Narbonensis unter Einen militärischen Befehlshaber zu stellen, welcher die drei großen Bezirke durch seine Legaten verwalten ließ. Wir sahen bereits (S. 87), daß Augustus zur Abhaltung des gallischen Census verschritt. Der Kaiser organisirte die vorgefundenen Stammgebiete der alten Einwohner in 64 Verwaltungs- und Steuerdistrikte und gab jedem derselben einen Vorort als

Mittelpunkt der Verwaltung. Aus denselben sind allmählich die *größeren Städte* des heutigen Frankreich entstanden, deren Namen — sehr häufig nunmehr der Distriktsname anstatt der alten lokalen Benennung — großentheils noch heute an ihre ursprüngliche Bestimmung erinnern. *Lugdunum*, damals der natürliche Centralpunkt der römischen Herrschaft in der großen neuen Landschaft, wurde durch Augustus zum Mittelpunkte der Verwaltung gemacht. Neben dem Statthalter und neben dem Procurator, der die Kassen der direkten und indirekten Steuern aller drei Provinzen unter sich hatte, neben dem großartigen Apparat der Beamtungen für das Postwesen, die Steuern und die Zölle, die Domänen, die Bergwerke, die Münze, trat hier auch jährlich der *Landtag* der drei Provinzen zusammen. Damals wurde auch der Bau der vier großen Heerstraßen eingeleitet (S. 81), die Lugdunum mit allen Hauptheilen des Keltenlandes verbanden. So blühte die neue *römische Hauptstadt* des keltischen Gebietes sehr schnell zu einer überaus mächtigen Handelsstadt empor. Merkantiles Centrum für die Ausfuhr aus Italien und dem Orient nach dem Norden, und wieder für die Einfuhr der gallischen, deutschen und brittischen Waaren nach dem romanischen und griechischen Süden; hoch begünstigt durch die Lage an zwei schiffbaren Strömen, am Ausgange von zwei Alpenstraßen und von vier großen gallischen Chausseen: so war diese junge Stadt in der Lage, überraschend schnell zu außerordentlichem Wohlstande zu gedeihen. Schon zur Zeit des Tiberius hatte sie das ältere Narbo überflügelt, und galt nachmals im zweiten kaiserlichen Jahrhundert als die Königin aller Metropolen des Reiches jenseits der Alpen. *Augustus* war aber auch eifrig bemüht, für die *äußere* Sicherheit der neuen Ordnung in Gallien zu sorgen, dem nun endlich nach Aufhören wie der uralten inneren lokalen Fehden, so der großen römischen Bürgerkriege, für lange Jahre der goldene Friede blühte. Wie stark die römische Armee war, die damals in Gallien stand, ist uns allerdings unbekannt. Wohl aber wissen wir, daß in dieser Zeit, wo die Kriege gegen die freien Deutschen noch *nicht* in Aussicht genommen waren, die Legionen noch nicht die Rheinlinie besetzt hielten. Sie standen noch, wie zu Cäsars Zeit, auf der belgischen Linie vertheilt, von Amiens bis zur Mosel, und weiter auf der für das Reich damals anscheinend gefährlichsten Stelle, nämlich am helvetischen Oberrhein. Es scheint, daß Augustus damals zuerst das *helvetische* Vertheidigungssystem planmäßig organisirt hat. Helvetien war theils durch Raurica, theils durch die (vor 27 v. Chr. formirte) Kolonie Noviodunum (Nyon) oder Julia Equestris einigermaßen gedeckt. Nun aber ist nicht bloß Raurica (jetzt „Augusta Rauricorum") erheblich verstärkt worden; es wurde jetzt auch das auf *Vindonissa* sich stützende Wehrsystem eingerichtet. Vindonissa (jetzt Windisch), ein weithin beherrschender Platz auf der hohen Landspitze, welche die zusammenfließenden Alpenströme Aar und Reuß bilden, war ein natürliches Bollwerk der *damaligen* Ostgrenze des Römergebietes in der Schweiz. Nur wenige Meilen vom Rheine entfernt, war

dieser Punkt, zur Festung eingerichtet, vortrefflich geeignet, einerseits den Ausgang der vom großen St. Bernhard herabkommenden Alpenstraßen, die nach Norden sich öffnenden Alpenthäler der westlichen und der mittleren Schweiz, wie auch die wilden und räuberischen rätischen und vindelicischen Völker im Osten zu beobachten, andrerseits aber mit der Besatzung von Raurica die Uebergänge über den helvetischen Rhein bis nach der Gegend von Schaffhausen zu bewachen. Vindonissa wurde daher das Hauptquartier der hier zuerst aufgestellten Legion (Leg. XIII Gemina) und der mit derselben verbundenen Auxiliartruppen, und ferner Mittelpunkt der zu ihrem System gehörenden, in den angegebenen Richtungen vertheilten, kleineren Militärposten. Für das Innere endlich traf Augustus Maßregeln, um das Uebergewicht jener keltischen Klassen zu erschüttern, die den nationalen Gegensatz gegen das Römerthum am zähesten festhielten, des Adels und der Druiden, und die bisher rechtlose und gedrückte Masse des Volkes freier zu stellen, die nicht ungern dem neuen Herrn huldigte, vor dem jetzt Alle, auch ihre bisherigen lokalen Beherrscher, sich beugten, und jetzt an die Stelle der unerbittlichen Strenge und Willkür der alten Priester die humanen Formen des römischen Rechtes treten sah. Den Druiden wurde die thatsächliche Ausführung ihrer schauerlichen Menschenopfer untersagt; wer das römische Bürgerrecht erlangen wollte, mußte sich von dem Druidismus lossagen, und schrittweise wurde der alte keltische Kultus erschüttert durch Verschmelzung oder Gleichstellung keltischer Gottheiten mit den Gestalten des antiken Olympos.

Abgesehen davon daß viele dieser Maßregeln damals nur erst eingeleitet werden konnten, so ist nicht immer zu unterscheiden, was Augustus jetzt oder bei seinem langen zweiten Aufenthalt in Gallien eingeführt hat. Persönlich ist der Kaiser damals zunächst nur erst bis zum Herbst des J. 27 in Gallien geblieben. Es war nothwendig, mit starker Macht nach Spanien zu gehen, wo die kriegerischen Cantabrer in den nördlichen Gebirgen am biskayischen Golfe und die südlich angrenzenden Asturier und Vaccäer, seit 45 v. Chr. nicht aufgehört hatten, durch unaufhörliche Kämpfe die römischen Waffen zu ermüden. Die Angriffe, welche Augustus, durch eine von Gallien her gegen die nordspanische Küste operirende Flotte sekundirt, von Segisamo her (im Quellgebiet der Pisuerga und des Ebro) versuchte, blieben zunächst ohne Erfolg; endlich nöthigte ihn eine Krankheit, sich nach der nordspanischen Hauptstadt Tarraco zu begeben. In den Jahren 26 und 25 v. Chr. aber begann die Schaale der Römer entschieden zu sinken. Der Legat Gajus Antistius erfocht bei Vellica im Quellgebiet des Ebro einen großen Erfolg. Die Cantabrer mußten endlich nach den Stellungen auf dem 9000 Fuß hohen Mons Vindius (Peñas blancas) sich zurückziehen, wo sie — nach dem Verluste ihrer Hauptfestung Lancia (jetzt Ruinen von Cerro de Lance) an den Römer T. Carisius — eingeschlossen und zur Ergebung genöthigt wurden (25 v. Chr.). Nun konnte Augustus hier die Ruhe kräftig sichern; der Ver-

kauf vieler Gefangener in die Sklaverei, die Verpflanzung vieler Bergbewohner in die Ebene, und namentlich die Anlage starker Militärkolonien sollte endlich das nordwestliche Spanien für die Dauer bändigen. Orte wie Bracara Augusta (jetzt Braga), Lucus Augusti (jetzt Lugo in Gallicien), Augusta Asturica (jetzt Astorga) umstellten jetzt das nördliche Gebirge. Die große, nicht lange nachher mit Veteranen der V. und X. Legion besetzte Kolonie dagegen, Augusta Emerita (jetzt Merida) am Guadiana, sollte die neue Provinzialhauptstadt von Lusitanien werden. Auch die Organisation der Pyrenäischen Halbinsel erfuhr Seitens des Kaisers eine Neugestaltung. Die frühere „diesseitige" Provinz wurde jetzt nach ihrer Hauptstadt Tarraconensis benannnt und erhielt als neue Grenze gegen das Innere den Duero von seiner Mündung bis zur Mitte seines Laufes; eine Linie quer durch das Binnenland von der Einmündung der Pisuerga an zog sich dann südlich bis zum Gebirge von Castulo (Sierra Morena) und weiter bis zu der Stadt Urci am Mittelmeer, südwestlich von Cartagena. Westlich von dieser Linie breitete sich aus zwischen Duero und Guadiana Lusitanien, und südlich von dem Guadiana das senatorische Bätica, jetzt von Corduba aus regiert.

Während Augustus in Spanien in solcher Weise beschäftigt war, hatten seine Waffen auch noch auf zwei anderen Punkten des Reiches gearbeitet. Das immer zu Räubereien geneigte Alpenvolk der Salasser in der nordwestlichsten Ecke Italiens hatte den Kaiser selbst bei seiner gallischen Reise 27 v. Chr. angegriffen. Es erhielt daher der Legat A. Terentius Varro Murena, des Mäcenas Schwager, den Auftrag, sie zu vernichten. Im J. 25 gelang es, nach einer Anzahl von Gefechten sie diplomatisch zu überlisten. Der gesammte Stamm wurde gefangen genommen und mit bewährter römischer Erbarmungslosigkeit unschädlich gemacht, indem man Alle, 44,000 Menschen, als Sklaven verkaufte. Die auf ihrem Gebiet angelegte Militärkolonie Augusta Prätoria (Aosta) an der Dora Baltea sicherte jetzt bleibend die Wege nach dem kleinen und dem großen St. Bernhard, und die definitive Beseitigung der Salasser ließ die übrigen noch freien Völker der Alpen, die steten Geißeln der oberitalienischen Ebenen, ihr künftiges Schicksal bereits in drohender Nähe erkennen.

Ein anderer höchst interessanter Feldzug dagegen, den ebenfalls im J. 25 der (seit 26 v. Chr.) regierende Präfekt von Aegypten, Namens Gajus Aelius Gallus, mit einer Flotte und 10,000 Mann im Auftrage des Kaisers eröffnet hatte, um die arabische Westküste zu rekognosciren und namentlich das sogenannte „glückliche Arabien" zu gewinnen, scheiterte im J. 24 v. Chr. Nicht die Waffen der Araber waren den Römern gefährlich geworden; dagegen hatte sich der Feldherr durch die Arglist eines arabischen Führers verleiten lassen, dem Zuge zuerst eine Gestalt, nachher in Arabien eine Richtung zu geben, die die Truppen allen Beschwerden des unfruchtbaren Landes aussetzte. Als man endlich doch nur noch zwei Märsche

von Jemens Grenzen entfernt war, zeigte sich das Heer so erschöpft, daß für Gallus nur noch der schnelle Rückzug mit den Resten desselben räthlich blieb. Inzwischen hatten aber die äthiopischen Nubier die Abwesenheit der römischen Truppen benutzt und im J. 24 unter ihrer Fürstin Kandake die südlichen Grenzen von Oberägypten überfallen, Elephantine, Philä und Syene gewonnen und drei daselbst aufgestellte Cohorten niedergehauen. Zur Rache zog des Gallus Nachfolger Gajus Petronius — (es ist zweifelhaft, ob schon 23 oder erst 22 v. Chr.) — siegreich gegen Nubien zu Felde, schlug die Afrikaner in zwei Schlachten und eroberte sogar ihre Hauptstadt Napata. Als er dann im folgenden Jahre (22 oder 21 v. Chr.) einen Angriff der Afrikaner auf die in ihrem Lande zu Premnis zurückgelassenen Römer wuchtig abgeschlagen hatte, war die Kraft der Gegner gebrochen. Der Friede, den dann Augustus persönlich ihrer Gesandtschaft gewährte, wurde während des Winters 21/20 zu Samos abgeschlossen, wo der Kaiser, jetzt mit einer Revision der Zustände des Orients beschäftigt, damals sich befand.

Augustus war i. J. 24 aus Spanien nach Rom zurückgekehrt. Wir erinnern uns daran, daß (S. 11) das folgende Jahr 23 v. Chr. ein epochemachendes gewesen ist in der Ausbildung des Principats. Aber es war auch ein Moment, wo die Nemesis, die geheimnißvoll den Blutthaten Octavians folgte, zum ersten Male sichtbar hineintrat in allen Glanz des neuen Kaiserthums. Das sonnige Glück, welches bis zu der Katastrophe am Ostring der politischen Reichsarbeit des Augustus konsequent gelächelt hat, versagte sich ihm mit derselben Zähigkeit nach Seiten seiner Familiengeschichte wie nach Seiten seiner Bemühungen, sich einen Nachfolger nach seinem Herzen für das Principat heranzuziehen. Obwohl nämlich das Kaiserthum im Sinne seines Stifters eine Monarchie nicht sein sollte, so war doch von Anfang an bei Roms fürstlichen Imperatoren der dynastische Zug so mächtig, daß sie stets darauf bedacht gewesen sind, wenigstens für ihr Geschlecht die Erblichkeit der Herrschaft zu behaupten, ohne daß es jedoch, wie sich noch zeigen wird, gelungen ist, jemals eine anerkannte legitime Erbordnung herstellen zu können. Augustus persönlich sah sich einen Wunsch bleibend versagt: er hatte niemals einen Sohn. Die Familienverhältnisse an seinem Hofe waren in Folge der Rücksichtslosigkeit, die er in jungen Jahren sich gestattet hatte, sehr eigenthümlicher, nachmals sehr bedauerlicher Natur. Er hatte, 23 Jahre alt, bekanntlich aus politischen Motiven zur Zeit der Spannung mit M. Antonius nach dem Perusinischen Kriege i. J. 40 die Scribonia geheirathet, aber sehr bald nachher sich in eine Dame wirklich verliebt, die viel schöner und jünger war, als die mehr denn dreißigjährige Scribonia. Es war dieses die blendend schöne Livia Drusilla, des bei Philippi untergegangenen Republikaners M. Livius Drusus Claudianus (der direct von Appius Claudius Cäcus, des

Livia.

Pyrrhos großem Gegner stammte) und der Alfidia am 1. August 58 v. Chr. geborene Tochter, die kaum fünfzehnjährig mit ihres Vaters Brudersſohne Tiberius Claudius Nero verheirathet, am 16. November 43 v. Chr. zu Fundi die Mutter des Tiberius geworden, und nach dem Falle von Perusia mit ihrem Gatten vor Octavian nach dem Orient zu M. Antonius geflohen war. Der zwiſchen den Triumvirn i. J. 39 zu Brundiſium geſchloſſene Vertrag hatte auch dieſer Familie die Rückkehr nach Rom möglich gemacht, und nun lernte Octavian die Livia kennen, deren Reize und deren eminente geiſtige Begabung ihn ſehr bald veranlaßten, mit grauſamer Rückſichtsloſigkeit ſich von ſeiner ungeliebten Gattin zu ſcheiden, unmittelbar nachdem dieſe ihm die Julia geboren hatte, das einzige leibliche Kind, welches er jemals begrüßen ſollte. Und nun ruhte er nicht, bis Liviens viel älterer Gatte nachgab und die junge ſchöne Frau dem ungeſtümen Triumvirn als Gattin überließ. Die neue Verbindung wurde (anſcheinend noch i. J. 39) mit rückſichtsloſer Eile geſchloſſen; der Art daß drei Monate nach dieſer Hochzeit des Tiberius Nero zweiter Sohn Druſus (38 v. Chr.) in Octavians Hauſe geboren worden iſt. Da der alte Tiberius bald nachher (34) ſtarb, ſo wurde Liviens neuer Gatte auch zum Vormund ſeiner beiden Stiefſöhne beſtimmt. Nun hatte Octavian eine Gattin, die er leidenſchaftlich liebte; eine Frau, deren Schönheit, anmuthiger Reiz, tadelloſe weibliche Haltung an ſeiner Seite, und hohe geiſtige Bedeutung ihm nicht minder werth wurde, als die verſtändige Klugheit, mit der ſie ihn zu nehmen wußte, und die Nachſicht, mit welcher ſie die gar nicht ſeltenen vorübergehenden Liebſchaften ihres Gatten mit anderen Frauen zu überſehen und zu verzeihen verſtand. Aber es wurde ſein ſteter Schmerz und die Quelle vieles Unheils, daß Livia ihm keinen Sohn geboren hat. Die verſchiedenen Familienintereſſen der Julier und der Claudier, die durch Auguſtus und Livia in dem Palaſt repräſentirt wurden, waren nicht ſo leicht auszugleichen, und ſo entbrannte am Hofe ein ſtiller Kampf, der bis tief hinein in die Zeiten des Kaiſers Tiberius die unheimlichſten Folgen nach ſich gezogen hat.

Druſus.

Der ſehr natürliche Wunſch der Livia, der ſtolzen Frau Claudiſcher Abkunft, ihre Söhne in den Vordergrund zu ſchieben, fand lange keine Ausſicht zur Realiſirung. Auguſtus war und blieb darauf bedacht, die eventuelle Nachfolge im Principat an das juliſche Geſchlecht zu knüpfen. Sein und des römiſchen Volkes jugendlicher Liebling war damals Marcus Claudius Marcellus, ſeiner von ihm wie von der Nation gleich verehrten Schweſter Octavia im Jahre 42/1 v. Chr. geborener Sohn aus deren erſter Ehe mit

Gajus Claudius Marcellus, ein liebenswürdiger und reichbegabter Jüngling, den er bei seinem Heranreifen in der Art mit Auszeichnungen überhäufte, daß die Römer sehr bestimmt in ihm den künftigen Nachfolger zu erblicken glaubten. Ganz besonders als er auf des Kaisers Befehl im Jahre 25 v. Chr. mit der nur erst vierzehnjährigen Julia verheirathet und von Augustus adoptirt worden war. Aber die entschiedene Bevorzugung des Prinzen Marcellus begann allmählich den charaktervollen und energischen Agrippa zu verstimmen, der seines Werthes und seiner enormen Verdienste um das Principat sich gar sehr bewußt, und sehr wenig geneigt war, hinter einem Anderen als Augustus, und nun gar hinter einem noch ganz unversuchten Jüngling zurückzutreten. Unter diesen Umständen entfernte der Kaiser im Jahre 23 v. Chr. den alten Freund aus Rom, indem er ihn als Legaten der kaiserlichen Provinzen nach Asien schickte. Agrippa jedoch, der das nur als ehrenvolle Verbannung ansah, schmollte ganz offen; er ließ sein Kommando durch seine Unterbefehlshaber verwalten und blieb persönlich, der künftigen Dinge harrend, zu Mytilene auf Lesbos. Zum offenen Bruche mit ihm sollte es indessen nicht kommen. Zum tiefsten Schmerze Octaviens und Augusts, zu großer Betrübniß der Römer, starb Prinz Marcellus noch in demselben Jahre 23 in den Bädern von Baja. Als Augustus selbst im Jahre 22 v. Chr. eine große Inspectionsreise nach den südlichen und östlichen Provinzen des Reiches antrat und sich auf Sicilien aufhielt, brachen (S. 14) in Rom selbst wegen der Consulwahl für das folgende Jahr erhebliche Unruhen aus. Es galt, jetzt einen energischen Mann in Stellvertretung des Kaisers nach der Residenz zu schicken. Die Gelegenheit war geboten, den Agrippa vollständig zu versöhnen: eine Wendung, zu welcher namentlich der kluge Mäcenas sehr entschieden und in höchst drastischer Weise rieth. Der alte Feldherr wurde also zu Anfang des Jahres 21 nach Sicilien entboten und nunmehr so eng als möglich an das julische Haus geknüpft. Nach der üblichen römischen Praxis schied er sich unter Octaviens Zustimmung von deren Tochter Marcella, heirathete dann die junge Wittwe Julia, und galt nun als Schwiegersohn des Kaisers in allen Stücken für den zweiten Mann im Reiche.

Während nun Agrippa in Rom und später in Gallien und Spanien in einer Weise, deren wir nachher noch zu gedenken haben, die Interessen des Reiches vertrat, war Augustus für mehrere Jahre in Griechenland und namentlich im Orient in höchst erfolgreicher Weise thätig. Die Zustände in den Ländern zwischen dem ägäischen Meere und dem Eufrat sind damals für lange Zeit bleibend geordnet worden. Mußte der allgemeine Bankerott der Städte in der während der Bürgerkriege so schrecklich ausgesogenen Provinz Asia, der zunächst nicht mehr aufzuhalten war, durch umfassenden Schulden- und Steuererlaß (namentlich in Sachen massenhafter Steuerrückstände) einigermaßen ausgeglichen werden; wurde im Winter 21 auf 20 v. Chr. jener Friede mit den Nubiern geschlossen: so organisirte der Kaiser jetzt den Nachlaß des

im Jahre 25 v. Chr. verstorbenen letzten galatischen Königs Amyntas in aller Form provinziell. Das uralte Kernland der Galater, Pisidia, das östliche Phrygien, Lykaonien und Isaurien (wozu noch 7 v. Chr. das innere Paphlagonien und der „galatische Pontus" traten), wurden zu der kaiserlichen, von Ankyra aus durch einen prätorischen Legaten verwalteten, Provinz „Galatia" zusammengefaßt. Pamphylien dagegen, so scheint es, wurde mit Syrien kombinirt, (während Lykien seine Autonomie behielt,) das „rauhe" Kilikien an König Archelaos von Kappadokien überlassen, Kypros (S. 83) an den Senat abgetreten, und der provinzielle Rest von Kilikien mit dem großen syrischen Kommando verbunden. In dem syrischen Lande selbst blieben, wie in Kleinasien, die noch von Antonius her bestehenden, uns von früher her bereits bekannten, Fürstenthümer unter Roms Oberhoheit der Hauptsache nach noch länger unverändert. Die Herrschaft von Arethusa und Emesa gab Augustus im Jahre 20 einem Enkel des bekannten Sampsigeramos, dem Häuptling Jamblichos zurück, dessen Vater im Jahre 31 durch Antonius aus dem Wege geräumt worden war. In besonderer Gunst bei Augustus stand der idumäische König von Judäa, der seit 37 v. Chr. herrschende sogenannte „große" Herodes, der, wie er gleich nach der Schlacht bei Actium durch zeitgemäßen Parteiwechsel sich bei Octavian insinuirt hatte, so nun durch mancherlei Schmeichelkünste und reelle Dienste, aber auch durch großartige Akte der Wohlthätigkeit gegen verschiedene griechische Städte, namentlich Rhodos, und durch energische Pflege des Hellenismus in seinem Lande sich werth machte. Die persönliche Charakteristik dieses gewaltigen Menschen und die schauerlich blutige Geschichte seines Hofes gehört in die Darstellung der speziellen Schicksale des jüdischen Volkes. Für die Römer erschien dieser Fürst, so wenig sein Privatcharakter ihnen zusagte, in einem sehr günstigen Lichte. Seine Verwaltung war energisch und intelligent, seine Treue erprobt, die Kunst erstaunlich, mit welcher er einerseits sein Land mit Bauten in griechischer Art füllte, in Jerusalem selbst ein Amphitheater, Wettrennen und Schauspiele einrichtete, und die alte Stadt „Turris Stratonis" in großartiger Weise neu ausbaute, nunmehr dem Kaiser zu Ehren Cäsarea genannt, andererseits aber die Juden zu gewinnen wußte, indem er ihren Tempel prachtvoll ausbaute, und außer andern wohlthätigen Maßregeln ein Drittel der einheimischen Steuern erließ. Staatsrechtlich stand Herodes zu Rom so, daß er als ein Procurator des Kaisers mit dem Königstitel zu betrachten war, von der Einmischung des syrischen Legaten wesentlich befreit. Eine Legion stand zu seinem Schutze in Jerusalem; der Eid der Huldigung wurde zugleich dem Kaiser und dem Könige geschworen, der König aber war zur Zahlung eines Tributes nach Rom und zur Stellung von Hilfstruppen verpflichtet. Durfte er dagegen für Zahlung von 50 Procent des Gewinnes für sich die Kupferbergwerke auf Kypros von Augustus pachten, so überließ ihm jetzt der Kaiser (nachdem Herodes schon im Jahre 30 erhebliche Erweiterungen seines Gebietes erlangt) noch die Landschaften Trachonitis, Batanäa und Auranitis, von denen die erste bis dahin

im Besitze des eben verstorbenen Dynasten Zenodoros gewesen war. Der Bruder des Königs, Pheroras, wurde Tetrarch eines Theils von Peräa, und Herodes selbst erhielt das Recht, seiner Zeit einen seiner Söhne Alexander und Aristobul, die er als Pfänder seiner Treue nach Rom geschickt hatte, zu seinem Nachfolger zu ernennen.

Der glänzendste Gewinn aber, den Augustus von seiner Inspectionsreise nach dem Orient mit nach Hause brachte, war die Ausgleichung mit den Parthern. Noch immer war die alte Schmach von Karrhä und der letzte Mißerfolg des M. Antonius gegen die iranische Großmacht ungesühnt, und Augustus in seiner besonnenen Politik mochte es nicht wagen, die Kräfte des kaum wieder zusammengefügten Römerreiches auf der höchst gefahrvollen centralasiatischen Arena zu verbrauchen, um so weniger, als ihm hier an neuen Provinzen durchaus nichts gelegen war. Seiner feinen Diplomatie glückte es dagegen, in anderer Weise zwei sehr erhebliche Erfolge davonzutragen. Der parthische Prätendent Tiridates, der seiner Zeit an Octavian den Sohn des Großkönigs Phrahates IV. ausgeliefert, und bei Octavians Rückkehr aus dem annectirten Aegypten die Erlaubniß erhalten hatte, seinen Wohnsitz in Syrien zu nehmen, war schon i. J. 28 v. Chr. von den gegen ihren blutigen Sultan erbitterten Parthern auf den Thron von Ktesiphon berufen worden. Später hatte er vor turanischen Hilfsvölkern seines Rivalen wieder weichen müssen, und nun war er 23 v. Chr. hilfeflehend in Rom erschienen, wo gleich nachher die Gesandten des Phrahates eintrafen, um die Auslieferung seines Sohnes und des Tiridates zu begehren. Die Auslieferung des letzteren verweigerte der Kaiser. Der Prätendent sollte als eine ewige Drohung für die Parther unter römischem Schutze bleiben. Dagegen gab Augustus nunmehr den Sohn des Phrahates frei. Dafür aber sollte Phrahates nun seinerseits die Adler und die gefangenen Römer herausgeben, die bei Karrhä und Sinnaka in parthische Hände gefallen waren. Phrahates beeilte sich nicht, die letztere Bedingung zu erfüllen. Inzwischen war Augustus in Asien wieder erschienen. Nun waren damals die Armenier höchst unzufrieden mit ihrem König Artaxias, dem Schützling der Parther, und begehrten von Augustus den jüngeren Bruder Tigranes zum König, der sich in der Gewalt der Römer befand. Unter diesen Umständen ertheilte i. J. 20 Augustus in Syrien seinem jungen Stiefsohn Tiberius, der in den kantabrischen Feldzügen seine militärische Schule gemacht hatte und ein sehr bedeutendes Feldherrntalent besaß, den Auftrag, mit starker Macht nach Armenien zu marschiren. Unter solchen Umständen hielt es Phrahates IV. für zeitgemäß, der wiederholten Forderung des Kaisers seinerseits endlich nachzukommen. Die Adler und die römischen Gefangenen wurden dem Tiberius zugeführt, Frieden und Freundschaft zwischen Rom und dem Hofe von Ktesiphon geschlossen. Phrahates ließ es auch ruhig zu, daß Armenien aus der parthischen in die römische Clientel zurückkehrte. Tiberius hatte nicht nöthig, zur Einsetzung seines Schützlings als Tigranes III. auf den Thron von

Artaxata das Schwert zu ziehen. Artaxias war bereits von seinen Verwandten ermordet worden.

Als Augustus i. J. 19 v. Chr. von der Insel Samos, — wo ihn unter anderen auch eine indische Huldigungsgesandtschaft mit kostbaren Geschenken, darunter der den Römern noch unbekannte bengalische Königstiger, erreicht hatte, — wieder nach Rom aufbrach, nicht ohne der Insel die wiederholt in Anspruch genommene Gastfreundschaft durch das Geschenk der Autonomie zu vergelten: da galt die enthusiastisch begrüßte Zurückführung der parthischen Siegesbeute den Römern als ein Sieg, der durch Münzen, Opfer, Festlichkeiten, Denkmäler, und namentlich durch die Poesie der Zeitgenossen in stolzen Worten gefeiert wurde. Der Kaiser persönlich sprach sich jetzt gegen den Senat mit ganzer Bestimmtheit dahin aus, daß die Römer sich nunmehr mit dem gegenwärtigen Umfange des Reiches begnügen, nicht weiter nach neuen Eroberungen trachten sollten. Soweit nicht auf dieser oder jener Stelle der weitgedehnten Grenzen Reibungen geringfügiger Art mit wilden Nachbarvölkern vorkamen, schien jetzt in der That der äußere Frieden überall gesichert zu sein. Auch Spanien war damals für lange Jahrhunderte zur Ruhe gebracht. Held Agrippa hatte auch hier das Beste gethan. Der alte Feldherr war nach Erledigung der Geschäfte in Rom (S. 95) in der ersten Hälfte d. J. 20 v. Chr. zuerst als regierender Legat nach Gallien gegangen, um hier innere Zwistigkeiten zu schlichten, die äußere Sicherheit gegen die Germanen wahrzunehmen, dann aber mit Energie die Anlage der durch Augustus vorgezeichneten Chausseen zu betreiben. Auch viele der umfassenden Bauten zu Nemausus (Nimes) scheinen durch ihn veranlaßt zu sein. Bald aber mußte er sich nach Spanien begeben, wo die vor fünf Jahren niedergeworfenen Völker schon 24, dann 22, und mit besonderer Erbitterung und Gefährlichkeit jetzt abermals den Aufstand gegen Rom gewagt hatten. Im Jahre 19 v. Chr. brach die Energie des Agrippa den Trotz der Nordspanier endlich für alle Zeiten, und die umfassende Besetzung des Landes mit neuen militärischen Kolonien, wie namentlich von Cäsaraugusta (Saragossa), Pax Julia (Beja), Scallabis (Santarem), und vieler anderer förderten nunmehr die Romanisirung in fühlbarster Weise.

Römische Goldmünze des Gajus und Lucius Cäsar.

Wir schilderten bereits früher (S. 14 ff.) in anderem Zusammenhange, wie Augustus seit seiner Rückkehr aus dem Orient sich zu der inneren Entwicklung des Römerthums gestellt hat. Wir sehen nun, daß Agrippa immer näher an die Person des Kaisers herangezogen wird. Zu Anfang d. J. 18 wird ihm die tribunicische Gewalt — formell nach Einholung des senatorischen Gutachtens — durch Cooptation des Kaisers „in sekundärer Form" auf fünf Jahre übertragen; andere Auszeichnungen folgten. Und als Julia, die dem Agrippa bereits i. J. 20 den Gajus geboren hatte, i. J. 17

Mutter des Lucius wurde, adoptirte Augustus nunmehr beide Enkel, die damit den Namen Cäsar erhielten. Die neue Dynastie schien sich eben so sicher begründen zu sollen, wie der allgemeine Frieden. Aber gerade jetzt, als Agrippa im Sommer 17 mit unbeschränkter Vollmacht zu neuer Inspektion des Orients Rom verlassen hatte, leitete sich plötzlich im Abendlande eine vollständige und für Jahrhunderte nachwirkende Veränderung in der auswärtigen Politik des Augustus ein, welche zunächst die Leistungsfähigkeit und die ausreichende Stärke der neuen großen Schöpfung Augusts, nämlich seines stehenden Heeres, auf eine sehr harte und schwierige Probe stellte.

Augustus hatte gleich nach der Niederwerfung des Antonius, schon im Jahre 30, die Entlastung des Reiches von den furchtbaren Massen mobiler Krieger in Angriff genommen, die für die nächsten Zwecke überflüssig gewordenen Auxiliaren nach ihren Provinzen entlassen, die nicht im Dienst verbleibenden römischen Veteranen aber durch Geld und Assignationen abgefunden. Mit der Rückkehr nun aus Aegypten im Jahre 29 begann die großartige Arbeit der neuen Organisation der Wehrkraft des Reiches, die für mehrere Jahrhunderte grundlegend geblieben ist. Wie Cäsar, so wollte auch Augustus keine Soldatenherrschaft begründen. Ganz im Gegentheil geht durch seine ganze Regierung die bestimmteste Tendenz, bei Soldaten und Offizieren die durch die Bürgerkriege furchtbar erschütterte Disciplin im strengsten Sinne wiederherzustellen und die Armee zu einem dienenden Gliede des Reiches zu machen. Aber auf der anderen Seite machte sowohl die Rücksicht auf die äußere Sicherheit des Reiches, wie der Umstand, daß die neue Herrenstellung des julischen Hauses in Wahrheit doch nur auf dem Besitze des bleibenden Imperiums beruhte, unter allen Umständen es nothwendig, von dem alten militärischen System der Republik für immer abzugehen und ein stehendes Heer zu schaffen, welches auch im Frieden vollzählig zusammenblieb und dem Kaiser als alleinigem Imperator den Eid der Treue schwur. Die sehr verschiedenen Motive, welche den Augustus bei dem Neubau der Armee bestimmten, gaben nun dem römischen Heere der Kaiserzeit einen höchst eigenthümlichen Charakter. Gar manche Züge erinnern wohl an mehrere unsrer modernen Armeen in Europa und Amerika, im Ganzen aber ist dieses Heer eine durchaus einzige Erscheinung mit sehr bestimmter Eigenart und später auch mit einem höchst merkwürdigen inneren Leben.

Der Grundgedanke des Augustus, der so viele politische Momente der republikanischen Zeit in eigenthümlicher Weise weiter fortführte, war es, daß die Linientruppen des Reiches, also die Legionen, nicht auf italischem Boden stehen sollten. Sie sind nunmehr andauernd in den Grenzprovinzen des Reiches vertheilt, wo sie bestimmte dominirende, strategisch überaus wohlgewählte Stellungen einnehmen. Ihre festen, verschanzten Lager sind fast aller Orten die Ausgangspunkte großer, zum Theil noch heute blühender, Städte geworden. In Zeiten des ungestörten Friedens werden die Soldaten durch Uebungsmärsche und durch den Dienst in Sommer- und Uebungs-

lagern geschult, daneben aber auch zur Ausführung großartiger Werke der Cultur, namentlich der großen Heerstraßen, und zur Drainirung von Sümpfen verwendet. Weiter aber wollte Augustus ganz im Sinne der uralten Politik der Republik, daß die Legionen stets nur aus römischen Bürgern bestehen sollten; er wollte sie aber auch zu Werkzeugen der fortschreitenden Romanisirung des Reiches machen. Nun sollte dabei doch das furchtbar entvölkerte Italien, bis zu Cäsars Tode die Wiege zahlloser tapferer Krieger der Republik, sorgsam geschont und entlastet werden. Augustus führte daher ein ganz eigenthümliches System der Ergänzung seiner Legionen ein. Im Princip freilich bestand die allgemeine Wehrpflicht aller freigeborenen römischen Bürger noch weiter fort. Thatsächlich jedoch wurde Italien jetzt, seltene Fälle außerordentlicher Kriegsnöthe ausgenommen, von Aushebungen für die Legionen befreit. Nur in Oberitalien wurde noch lange für die Linie rekrutirt; aus der Halbinsel kamen gewöhnlich nur noch Abtheilungen freiwilliger Krieger an den Feind. Dagegen fiel die Aushebung jetzt ganz vorwiegend auf die römischen Bürger in den Provinzen, ohne jedoch dieselben vor der Zeit des Caracalla fühlbar zu drücken. Die Sache war diese. Mit Ausnahme der späteren Zeit des Augustus selbst ist bis zum Beginne des dritten Jahrhunderts die Bildung ganz neuer Legionen nur selten vorgekommen. Das durch Augustus eingeführte System nun verzichtete darauf, die gesammte Nation in den Waffen zu schulen, und in der heute üblichen Weise bei kürzerer Dienstzeit der aktiven Soldaten einerseits alljährlich den gesammten Nachwuchs der Jugend zu den Adlern zu ziehen, andrerseits dadurch sich gewaltige Massen sogenannter Reservisten zu schaffen. Die in einer kaiserlichen Legion dienenden Soldaten mußten, so ist es schließlich nach mehrfachem Experimentiren im Jahre 5 n. Chr. bleibend festgestellt worden, volle zwanzig Jahre bei den Adlern bleiben. So wurde es nur nöthig, den jährlichen Abgang zu ersetzen, der unter Augustus sich auf 18 bis 20,000 Mann belaufen haben mag. Da die Zahl der Bürgerbevölkerung im Reiche zuerst 16 bis 17, später 18 bis 19 Millionen Seelen betrug (S. 6), da ferner die Masse römischer Bürger unter den Provinzialen in der Kaiserzeit beständig zunahm, so konnte es, auch unter Ausschluß der italischen Halbinsel mit vielleicht fünf Millionen freier Einwohner, nicht sehr schwer werden, jenen jährlichen Ersatz aufzubringen. Machten außerordentliche Ereignisse rasche und große Ergänzungen für die Linie nöthig, so nahm man auch nicht weiter Anstand, Provinzialen — namentlich aus den Reihen der Auxiliaren — einzustellen, die dann nach Ablauf ihrer Dienstzeit oder schon nach einer bestimmten Zahl von Dienstjahren mit dem römischen Bürgerrecht beschenkt wurden. Bei der gewöhnlichen Aushebung kam nur die physische Befähigung zum Waffendienst, in der Kaiserzeit namentlich auch das Maß von 5 Fuß 10 Zoll (1,725 Meter), in Betracht. Reichte man nicht mit den in der Regel sehr zahlreichen Freiwilligen aus, die natürlich gewöhnlich aus Besitzlosen sich ergänzten und ihre besten Jahre dem Heerdienste widmeten,

um sich dadurch ein sorgenfreies Alter zu erkaufen, so ward wirklich rekrutirt, aber so daß Stellvertreter zugelassen wurden. Die Folge ist nun gewesen, daß einerseits die italische Halbinsel, wo selbst die kriegerischen Uebungen aufhörten und die Festungen verfielen, immer unkriegerischer wurde, daß andrerseits die Masse der Legionssoldaten, wie seit Marius herkömmlich, andauernd aus Proletariern bestand, die aus dem Kriegsdienst ein Gewerbe machten; daß mit Ausnahme der Stabsoffiziere das römische Soldatenthum sich immer mehr zu einem eigenen Stande konsolidiren mußte. Weiter aber erhielten im Laufe der Zeiten die großen Armeekorps der verschiedenen kaiserlichen Provinzen immer mehr eine bestimmte, durch die ethnographische Art ihrer Ergänzung motivirte, landsmannschaftliche Färbung; ein Moment, welches in der späteren Geschichte wiederholt stark ins Gewicht fällt. Wurde nun bei der langen Dienstzeit vielseitig für das materielle Gedeihen der Soldaten gesorgt, so erhielten sie bei ihrer Entlassung kontraktlich eine sehr erhebliche Versorgung für das Alter. Betrug außer der freien Naturalverpflegung der jährliche Sold des Legionars 225 Denare (rund 196 R.-Mark), so hatte Augustus, — nachdem er anfangs wiederholt mit Anweisungen von Geld und Ländereien abgewechselt, — seit 7 v. Chr. längere Zeit das Abschiedsgeschenk in Geld ausgezahlt, welches aus dem militärischen Aerarium entnommen wurde, und 5 n. Chr. auf 3000 Denare (2613 Mark) bestimmt worden ist, die am 1. März, dem Tage der Einstellung der Rekruten und der Entlassung der Veteranen gezahlt werden sollten. In der Regel zogen die Kaiser aber es vor, die Veteranen statt des Geldes durch Ansiedelungen in den Provinzen zu entschädigen, da auf diese Weise die Romanisirung des Reiches und die Verstärkung der Einwohner der Grenzlandschaften zur Abwehr fremder Feinde wesentlich gefördert wurde.

Endlich aber war auch Augustus der alten Sparsamkeit der Republik in Aufbietung militärischer Kräfte treu geblieben. Sowohl finanzielle Motive, wie die Absicht, die dezimirte Bevölkerung zu schonen, wie endlich der Umstand, daß er bis zu den deutschen Kriegen weder auf neue Eroberungen dachte, noch auch irgend welche Macht ernstlich fürchten zu müssen glaubte, veranlaßte ihn, von den 50 Legionen, über die er nach Actium zu verfügen hatte, nur achtzehn als Stamm seines neuen Heeres beizubehalten; wie man vermuthet, zwölf seiner eigenen und sechs aus den Heeren des Lepidus und Antonius. Bei der neuen Formation wurden anscheinend mehrfach die Reste von je zwei Legionen zu einer kombinirt, sonst aber die nunmehr kaiserlichen Legionen unter den Nummern und Beinamen beibehalten, die sie sich bereits unter den Triumvirn erworben hatten. Daher reichten die Nummern der Legionen damals nur erst bis XII, und wurden seitdem drei Legionen durch die Ziffer III, und je zwei durch die Ziffer IV, V, VI und X bezeichnet, und nur durch die Beinamen unterschieden, die theils von dem Lande, wo sie ausgehoben waren, theils von durch sie besiegten Gegnern, theils von Gottheiten, theils aus sonstigen Motiven ihrer Geschichte sich her-

leiteten. Die Zahl der Linientruppen also, mit denen Augustus begann, war eine sehr kleine. Augustus hat das nicht übersehen können; aber er hoffte, die Schwäche der Zahlen materiell auf verschiedene Weise zu decken. Einerseits nämlich lernen wir noch die Organisation des zweiten Theiles der stehenden Armee kennen, die aus Provinzialen gebildeten Abtheilungen der Auxiliaren. Andrerseits aber standen die Legionen stets auf dem vollen Kriegsfuße, sie waren beständig „mobil", sie konnten jeden Augenblick ins Feld rücken. Ihre innere Organisation war ausgezeichnet, ihre Waffen trefflich, ihre Masse bestand allezeit aus gedienten und kriegsgeübten Leuten. Endlich sollten die großen Chausseen es möglich machen, für Nothfälle die mobilen Colonnen der einen Provinz schnell genug der andern zu Hilfe zu führen.

Die neue Organisation gab den Legionen, die jetzt ihre selbständige Geschichte erhalten, nun aber eine mehrfach veränderte Gestalt. Die Legion ist jetzt der Division der modernen Heere zu vergleichen; sie bildet ein kleines Heer für sich und schließt drei Waffengattungen in sich ein. Bis auf Hadrian belief sich die Stärke der in alter Weise gerüsteten Infanterie auf rund 5300 Mann, die in zehn Bataillonen oder Cohorten zu 480 Mann zerfallen; jede Cohorte bestand aus sechs sogenannten Centurien zu je 80 Mann; nur die erste oder prätorische Cohorte hatte die doppelte Stärke. Mit dem Fußvolk war eine Abtheilung Reiterei, 120 Pferde, in vier Geschwadern verbunden. Endlich aber gehörte zu der Legion ein Artilleriepark, der zu Hadrians Zeit aus zehn schweren (Wurf-) und 55 leichten (Horizontal-)Geschützen bestand. Die Abtheilungen der Handwerker, Geschütz- und Kriegsbaumeister, Minengräber, Ingenieurs sind erst durch Septimius Severus den verschiedenen Legionen zugetheilt worden; bis dahin standen sie als selbständiges Corps unter einem Präfekten ritterlichen Standes, der unmittelbar von dem Feldherrn ernannt wurde.

Die große Masse anderer Leute, die die neue Organisation nöthig machte, als Bureau- und Kassenbeamte (darunter auch Freigelassene und Sklaven), Intendantur-, Magazin- und Arsenalbeamte, ferner Beamte des Militärgerichts, Musiker, Techniker jeder Art, die sehr zahlreichen Militärärzte und Lazarethbeamten, erwähnen wir nur, um noch kurz von den Offizieren zu reden. Bis zum dritten Jahrhundert der Kaiserzeit erhielt sich das Verhältniß, daß der gemeine Soldat der Legionen wohl die verschiedensten Chargen subalterner Art, die der „Principales", die allen modernen militärischen Abstufungen vom Unterlieutenant abwärts bis zum Gefreiten analog sind, bekleiden und weiter die ganze Stufenleiter der Centurionen, — vom Unterlieutenant bis zum Major oder Oberstlieutenant, wie wir sagen würden, — nämlich von dem Führer der letzten Centurie der zehnten Cohorte bis zum Führer der ersten Centurie der ersten Cohorte, dem Primipilus, hinauf avanciren konnte, daß aber damit seine regelmäßigen militärischen Chancen erschöpft waren. Die Centurionen, die als Amtszeichen einen Rebstock führten, mit welchem die Soldaten gestraft wurden, traten entweder nach Ablauf ihrer Dienstzeit unter sehr günstigen Bedingungen in das Privat-

leben zurück, wurden bei Anlage von Kolonien vorzugsweise begünstigt, spielten auch sonst zu Hause eine sehr angesehene Rolle, und wurden sehr häufig in den Ritterstand erhoben. Unter Umständen jedoch erlangten sie, falls sie doch zu weiteren Kriegsdiensten geneigt waren, die Anstellung namentlich als Platzkommandanten („Lagerpräfekten"), die in den verschanzten Lagern den Garnisondienst zu leiten, im Kriege für das Aufschlagen der Lager, für Train, Wege-, Brücken- und Schanzenbau zu sorgen hatten, und auch zu Chefs der technischen Truppen avanciren konnten. Außerdem wurden wohl vielbewährte Centurionen zu Obersten der drei zu Rom stehenden Truppengattungen, nur in seltenen Ausnahmefällen aber zu Obersten bei den Legionen befördert.

Die ausgezeichnete Schulung und Kriegserfahrung der ihrer Masse nach altgedienten Soldaten in den Legionen machte es nun, — namentlich in einer Zeit, welche noch keine Feuerwaffen kannte, — möglich, daß die Leistungsfähigkeit der Legionen durch die geringe Zahl der Offiziere, deren also nur 66 auf je eine derselben kamen, nicht geschmälert wurde. Dasselbe endlich und zugleich die sehr bedeutende Leistungsfähigkeit der Centurionen, besonders der „erster Ordnung", nämlich der Cohortenführer, mußte auch vielfach die wahrscheinlich nicht gar selten mangelnde genauere Dienstkenntniß Seitens des Stabes ergänzen. Der letztere bestand zuerst aus dem Legaten oder Divisionsgeneral, einem Offizier senatorischen, gewöhnlich prätorischen Ranges, der die Legion und die ihr zugetheilten Auxiliaren befehligte. Unter demselben hatten dann die sechs Tribunen oder Obersten ihre Stellung bei der Legion. Diese jedoch waren junge Männer senatorischen und namentlich ritterlichen Standes, die nicht als Gemeine gedient hatten und in der Regel, — obwohl es allmählich mehr und mehr Brauch wurde, mit Erlaubniß des Kaisers den Dienst als Centurio zu beginnen, — ihre ersten Feldzüge im Gefolge des Feldherrn bestanden hatten. Sie sind die Führer der Legion auf dem Marsche und in Gefechten, mit dem Primipilus und den Cohortenführern Mitglieder des Kriegsrathes, und sonst gewöhnlich mit den militärischen Verwaltungsgeschäften und der Jurisdiktion im Lager betraut.

Wie zur Zeit der alten Republik, so sollte aber auch unter den Kaisern das römische Linienfußvolk, das in Legionen geordnete Kriegsheer, gewissermaßen das Urgebirge darstellen, an welches sich jüngere Schichtungen anlehnen konnten. Mit anderen Worten: neben die romanische Hälfte der mobilen Armee stellte Augustus noch eine andere, die provinzielle, die sogenannten Auxiliartruppen. Allerdings wurde es üblich, alle Abtheilungen unter diesem Namen zu begreifen, die neben den Legionen in den Provinzen standen, also auch die aus den Legionen nach zwanzigjähriger Dienstzeit entlassenen Veteranen, die wiederholt — (oft genug mißbräuchlich, um nur mit der Ablohnungsprämie noch zu sparen) — unter Befreiung von gewöhnlichen Diensten als Elitetruppen noch zusammengehalten wurden, und die aus freiwilligen italischen Kriegern gebildeten Cohorten, deren man 32 kennt. Aber die ungeheure Hauptmasse der Auxiliaren bestand aus

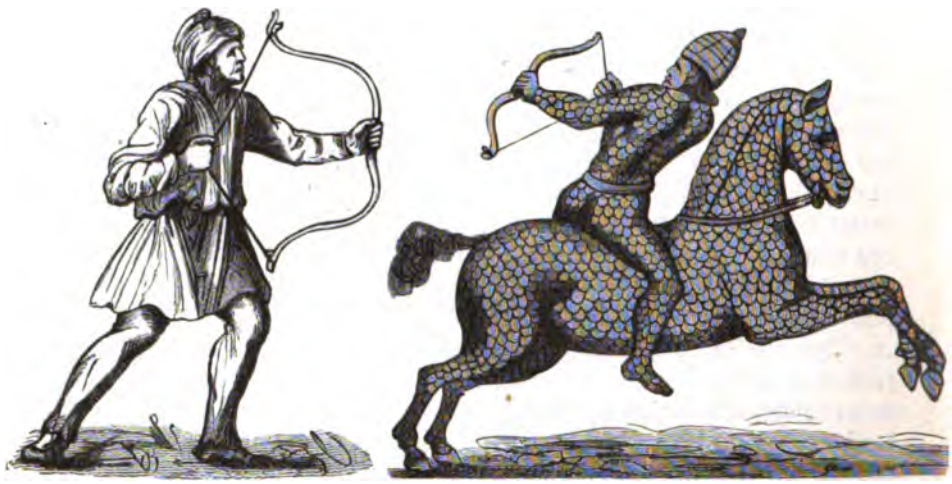
Reiterei und aus leichten Truppen, welche — obwohl in ihrer Menge nach Bedürfniß wechselnd — gewöhnlich der Zahl der Legionssoldaten gleich, und überall mit den verschiedenen Legionen militärisch verbunden waren. Diese Truppen waren theils nach römischer Art bewaffnet und geschult, theils hatten sie die landesüblichen Waffen ihrer Völker. Dadurch erhielt die Armee der Kaiserzeit fortschreitend mehr einen überaus bunten Charakter. Nicht nur, daß neben dem schweren Linienfußvolk der Legionen und den Lanzenreitern die Abtheilungen der Bogenschützen, der Speerschützen oder Jäger, der Schleuderer, der leichten Reiter, der Panzerreiter, der reitenden Schützen auftraten: auch die ethnographische Physiognomie des kaiserlichen Heeres ist so vielgestaltig, wie das seit dem Untergange des Reiches niemals wieder beobachtet worden. Die Auxiliaren, denen ein Dienst von 25 Jahren aufgebürdet wurde, theilte man in Cohorten zu 500 und zu 1000 Mann ein, (manche derselben zählten auch 380 Mann und 120 Pferde, und 740 Mann mit 240 Pferden,) und in Alen oder Reiterregimenter zu 480 und zu 960 Pferden. Die Befehlshaber der Cohorten hießen Präfekten, zuweilen auch Obersten; diese Stellen fielen in der Regel erprobten Primipilaren einer Legion zu, die dann weiter vorübergehend zu Legionsobersten, dann wieder zu Präfekten von Reiterregimentern der Auxiliaren avancirten. Lange und treue Dienste in diesen Abtheilungen wurden durch Ertheilung des römischen Bürgerrechts an die ausscheidenden Veteranen belohnt.

Konnten nun die Linientruppen des Reiches und die Auxiliaren in verzweifelten Nothfällen durch Aufgebote theils von municipalen Milizen — in einigen Gegenden auch regelmäßig organisirter Landmilizen, — theils des Landsturmes ganzer Provinzen von freilich sehr ungleichem militärischem Werthe unterstützt werden, so hat die hohe militärische Intelligenz der Römer die Kaiser dahin geführt, nach und nach, wie sich zeigen wird, auch auf den großen Grenzströmen des Reiches, zeitweise auch auf den Binnenseen, bewaffnete Flottillen zu errichten. Ehe aber das geschah, war Augustus, der auch auf diesem Punkte eine alte Unterlassungssünde der Republik gut machte, der Schöpfer der ständigen römischen Kriegsflotte geworden. Die Hauptmasse der kaiserlichen Kriegsschiffe, die jetzt mit nicht sehr zahlreichen Ausnahmen nur noch aus Dreideckern und Liburnen bestand, sollte die Gewässer und Küsten Italiens decken. Die beiden italischen Hauptflotten, jede zu 250 Segeln und jede mit 10 Cohorten Seesoldaten bemannt, hatten ihre Stationen zu Misenum und zu Ravenna. Außerdem aber gab es in den verschiedenen Theilen des Mittelmeeres und seiner Verzweigungen noch andere, kleinere ständige Geschwader. Als solche kannte man die aus Schiffen, welche bei Actium erobert waren, formirte Abtheilung bei Forum Julium (Frejus) in Gallien, ferner die Station bei Aquileja, dann die bei Trapezunt aufgestellte pontische Flotte, welche (40 Schiffe mit 3000 Seesoldaten) die Sicherheit des schwarzen Meeres überwachte, und endlich die ägyptische Flotte, zu welcher auch die mit dem Wach- und Zolldienst

auf dem Nil bestimmten Schiffe gehörten. Das Kommando der Flotten, die unmittelbar unter dem Kaiser standen, führten in dessen Namen Präfekten oder Admirale, unter denen noch Viceadmirale fungirten. Es waren Männer ritterlichen Standes (nur sehr selten auch Freigelassene), gewöhnlich erprobte Offiziere der Armee, alte Primipilaren, Legionsobersten und frühere Befehlshaber der Reiterei, die über ein sehr zahlreiches Personal von Offizieren verschiedener Rangstufen und von Beamten für den Verwaltungsdienst zu gebieten hatten. Ganz im Sinne der alten Republik stand dagegen der Dienst auf der Flotte in der allgemeinen Schätzung weitaus am tiefsten. Die Bemannung der Flotte war aus Freigelassenen und Provinzialen zusammengesetzt, die erst durch eine Dienstzeit von 26 (und oft noch mehr) Jahren das römische Bürgerrecht erwarben, und nicht nur dem Range, sondern auch dem Solde nach am schlechtesten gestellt waren, ohne daß zwischen Seesoldaten und Matrosen hierin ein Unterschied stattgefunden hätte.

Im stärksten Gegensatz zu diesen letzten Theilen der organisirten Wehrkraft des Reiches stand nun endlich die hochbegünstigte, allerdings sehr kleine Zahl von Truppen, welche in unvermeidlicher Durchbrechung eines sonst sorgsam festgehaltenen Princips dauernd auf dem Boden Italiens und in der Welthauptstadt selbst gehalten wurden, nämlich die Besatzung von Rom und die Kaisergarde. In den kriegerischen Zeiten der alten Republik war es üblich gewesen, für das Hauptquartier und die Bedeckung des Feldherrn eine Eliteabtheilung der italischen Bundestruppen zu Fuß und zu Roß auszusondern. Als später der große Eroberer von Karthago, Scipio Aemilianus, den Numantinischen Krieg übernahm und mit der schweren Arbeit beginnen mußte, die Zucht in der völlig verwilderten spanischen Armee herzustellen, bildete er zu seiner persönlichen Sicherheit aus seinen Clienten und Freunden eine Cohorte von fünfhundert Mann, (in der es auch eine Anzahl Reiterstellen gab), die „Schaar der Freunde" oder „die prätorische Cohorte", die Hauptquartiersschaar, genannt, — sie ist der Ausgangspunkt für die spätere Kaisergarde geworden. Zunächst erhielten seit dieser Zeit alle römischen Statthalter das Recht, sich eine solche freiwillige prätorische Cohorte zu formiren, deren Soldaten um die Hälfte mehr Löhnung erhielten, als die Legionäre. Als aber Antonius und Octavian nach der Schlacht bei Philippi die Truppen neu ordneten, entstand i. J. 42 die eigentliche Garde, während (S. 41) die „Schaar der Freunde" der Machthaber aufhörte, ein militärisches Institut zu sein. Die Sieger bildeten nämlich damals aus den zur Entlassung stehenden Veteranen, die um Verbleiben im Dienst baten, in der Gesammtzahl von 8000 Mann eine Anzahl prätorischer Cohorten. Fünf solcher Gardebataillone kämpften bei Actium unter Octavian. Als nun das Principat geschaffen, das Hauptquartier des Kaisers als des bleibenden Imperators nach Rom verlegt wurde, erhielt auch das Institut der Garde seine bleibende Organisation. Der höchste Sold unter allen Truppen des Reiches zeichnete sie aus. Die Zahl ihrer Cohorten wurde

damals auf neun zu je tausend Mann festgestellt; ihre Dienstzeit sollte um vier Jahre kürzer sein, als die der Legionssoldaten. Ihre Rekruten sollten ausschließlich Freiwillige sein, und zwar zunächst nur aus den altlatinischen



Bogenschützen. a) Von der Antoniussäule. — b) Von der Trajanssäule.

Theilen Italiens, nämlich aus den Kantonen, die nicht erst durch den Bundesgenossenkrieg latinisirt worden waren.

Unter Augustus wurden jedoch nur erst drei dieser Cohorten in Rom selbst einquartiert, wo sie die Wache für das Schloß stellten, die übrigens in der Toga aufzuziehen hatte. Die übrigen Bataillone waren über die Halbinsel auf Orte vertheilt, wo sich die Kaiser aufzuhalten pflegten. Jede Cohorte, die regelmäßig durch einen Obersten kommandirt wurde, bestand aus 10 Centurien Fußvolk und 10 Reitergeschwadern.

Schleuderer. (Von der Trajanssäule.)

Die Garde hat im Laufe der Zeiten eine sehr interessante Geschichte gehabt. Allmählich erhielten auch Freiwillige aus Umbrien, Etrurien und Oberitalien, weiter aus den romanisirten Theilen Spaniens, aus Epirus, Makedonien und Noricum, hier Aufnahme. Das Oberkommando führte Augustus anfangs persönlich; aber seit dem Jahre 2 v. Chr. wurden für die Führung der Gardetruppen Stellvertreter ernannt, principiell Männer ritterlichen

Standes, die „Praefecti praetorio“, regelmäßig zwei, und zwar unter Augustus mit ungetheilter Kompetenz. Die Dienstzeit hat Augustus schließlich im Jahre 5 n. Chr. auf 16 Jahre festgestellt; der Sold betrug für den Mann jährlich 720 Denare (rund 627 R.-Mark), aber ohne unentgeltliche Naturalverpflegung. Endlich erhielt der Prätorianer bei der Entlassung ein Geschenk von 5000 Denaren (4353 Mark), eventuell statt dessen ein Grundstück in Italien.

Römische Soldaten mit Gepäck.
(Von der Trajanssäule.)

Gewann diese Kaisergarde ihre spätere politische Bedeutung für das Reich erst seit den Veränderungen, die unter Tiberius mit ihr sich vollzogen, so war ihre bevorzugte Stellung, die sie nicht ihren Verdiensten als schlachtbewährte Elitetruppe verdankte, von Anfang an ein steter Gegenstand bitteren Neides sowohl für die vielbeschäftigten Soldaten der Grenztruppen, sowie auch für ihre nächsten Kameraden in der Residenz, nämlich für die Municipalgarden, für die sogenannten „städtischen Cohorten“, die eigentliche Besatzung von Rom, die neben der erst später (S. 19) durch Augustus geschaffenen Feuerwehrgensdarmerie die Ordnung in der Weltstadt erhalten sollte. Diese Truppen hatte Augustus bei der Gründung des Principats gleichzeitig und in analoger Weise wie die Garde organisirt; auch sie wurden (bis auf Domitian ausschließlich, später überwiegend) aus Italien rekrutirt, ihre Bataillone zählten tausend Mann und darüber, und wurden von Obersten kommandirt. Sie standen bis zu der Zeit, wo Tiberius ein ständiges Polizeipräsidium einführte, unter dem Oberbefehl des Kaisers, und die Nummern ihrer Cohorten (X., XI. und XII.) setzten die der Garde fort; die XIII. dagegen stand — die Gründe kennen wir nicht — seit der Zeit des Tiberius während des ganzen ersten Jahrhunderts zu Lugdunum in Garnison. Die Soldaten der städtischen Cohorten, die in Rom ihre Kaserne und ihr Hauptquartier (castra urbana) auf dem Schweinemarkt

Prätorianer. (Nach einer restaurirten größeren Reliefdarstellung im Louvre.)

(dem Forum Suarium) in der siebenten Region, am Nordabhange des Quirinals (jetzt bei Piazza SS. Apostoli), östlich von dem (S. 66) Campus des Agrippa, hatten, standen im Range unter der Garde, aber über den Legionären, mit denen sie die zwanzigjährige Dienstzeit theilten, während bei ihnen der Mann den jährlichen Sold von 360 Denaren (rund 313 Mark) erhielt.

Nicht zum Verbande der römischen Armee dagegen gehörte die persönliche Leibwache des Kaisers und der verschiedenen Mitglieder des kaiserlichen Hauses. Augustus hatte bis zur Besiegung des Antonius eine solche Leibwache von spanischen Calagurritanern gehalten. Er ersetzte sie nachher durch deutsche Krieger, die — ursprünglich Kriegsgefangene, später durch geworbene Söldner ergänzt, — ihrer rechtlichen Stellung und der äußeren Form der Einrichtung ihres Corps nach zu dem „Hausgesinde" des Hofes zählten, aber in Wahrheit durchaus militärisch organisirt waren. Aus Batavern und andern mit Rom verbündeten Niederdeutschen, aber auch aus Kriegern freier deutscher Stämme zusammengesetzt, gab dieses stattliche, trefflich berittene Corps nordischer blonder Hünengestalten, wenn der Hufschlag ihrer Rosse von den Travertinquadern widerhallte, der bunten Physiognomie der Weltstadt einen neuen höchst originellen Zug. Für Augustus aber und seine Dynastie waren diese tapfern und zuverlässigen, um die innere Politik der Römer völlig unbekümmerten Recken sowohl als ein zuverlässiger persönlicher Schutz von großem Werth, wie nun bald bei seiner Politik gegenüber den Germanen auch als eines der vielen Lockmittel römischer Staatskunst.

Finanziell lastete jedenfalls die Organisation der römischen Wehrkraft, wie Augustus sie geschaffen, nicht sehr schwer auf dem Reiche. Es mag dahingestellt bleiben, ob für Friedenszeiten die Summe von 90 bis 100 Millionen Mark ausreichte, die man für die Zeit des Tiberius berechnet hat, wo die stehende Armee auf drei bis vierhunderttausend Mann angeschlagen werden kann. Im Jahre 16 v. Chr. jedoch, wo die Armee nur auf etwa 250,000 Mann berechnet werden kann, mußte es sicherlich schwer sein, die langen Grenzen des Reiches in drei Welttheilen damit ausreichend zu schützen. Noch schwieriger aber sollte sich die Sache stellen, als die Politik, zu welcher Augustus sich damals entschloß, den Anstoß zu einer Reihe überaus großartiger nordischer Kriege gab.

Die „barbarische" Völkerwelt des Nordens blieb auch nach Eroberung von Gallien für die römischen Staatsmänner andauernd ein Gegenstand schwerer Sorge. Freilich war die große Gefahr, welche zu Cäsars Zeit dem Reiche von den dakischen Donauländern her zu drohen schien, bereits wieder verschwunden. Es war nämlich bei den dakischen, den Römern zuerst seit 109 v. Chr. bekannten Stämmen (dem westlichen Theile der ethnographisch zu der thrakischen Gruppe gehörigen Geten) in der Zeit etwa seit

den großen asiatischen Siegen des Pompejus ein Häuptling Burvista (Börebistes) aufgetreten, der die sämmtlichen Glieder seines Volkes kraftvoll zusammenfaßte, in dem Gebiet zwischen dem Dnjestr, der Theiß und der untern Donau eine gewaltige Macht aufrichtete, mit Hilfe des Priesters Dekänäos das durch Völlerei ruinirte Volk sittlich wieder reformirte, dann aber allen Nachbarvölkern als Eroberer gefährlich wurde. Er hatte die alten hellenischen Städte auf der Nordwestseite des schwarzen Meeres, bis nach Apollonia, erobert und geplündert, namentlich Olbia, seine Macht auch südlich der Donau ausgedehnt, und namentlich die neuerdings unter Kritasiros in Pannonien bei dem Plattensee mächtig ausgebreiteten keltischen Bojer um d. J. 50 v. Chr. bis zur Vernichtung zerschmettert. Cäsar selbst hatte sich mit dem Plane getragen, nach Besiegung der Parther auch das neue dakische Reich mit seinen 200,000 Mann ernstlich zu bekämpfen. Da hatte etwa gegen Ende d. J. 45 die Ermordung des Burvista die Daker, deren Reich nun wieder in verschiedene Theile auseinanderfiel, für die Römer wieder für viele Jahrzehnte relativ ungefährlich gemacht. Desto bedenklicher blieben ihnen andauernd zur Zeit des Augustus die stets unruhigen, wilden und blutgierigen Völker Pannoniens; ferner die vielen theils illyrischen, theils keltischen Völker der Alpenwelt, welche — durch die Zertrümmerung der Salasser (S. 92) ungeschreckt, — theils die römischen Alpenstraßen stets unsicher machten, theils schauderhafte, von Greueln aller Art begleitete Raubzüge nach Oberitalien unternahmen (so daß noch immer in der Transpadana ein Proconsul, in Trident ein Legat fungiren mußte), und endlich die freien deutschen Völker auf der rechten Seite des Mittel- und des Niederrheins.

Während des Jahres 16 v. Chr. zeigten sich nun fast gleichzeitig auf der langen römischen Nordgrenze vom Niederrhein bis nach Pannonien hin sehr gefährliche Bewegungen, welche die Römer — die damals mit den ethnographischen Verhältnissen des Nordens nur erst unvollkommen bekannt waren, — zu dem Glauben führten, daß die gesammte nordische Welt wider sie in Bewegung sei, daß ein Sturm wie zur Kimbrerzeit ihnen drohe. Die noch unabhängigen pannonischen Stämme nördlich von der Drau und die norischen Taurisker überrannten und plünderten Istrien. Zwei der keckſten Völker der Mittel-Alpen, rätischen Stammes, die Camuner am obern Oglio im Val Camonica, und die Venosten im Vintschgau, dem obern Etschthal, unternahmen einen Raubzug nach dem Gebiet von Como und Verona. Weitaus aber die bedenklichste Kunde kam vom Niederrhein. Hier war die römische Waffenehre in bedenklichster Weise kompromittirt worden. Römische Kaufleute, wie seit der Eroberung Galliens ihrer mehr und mehr den Weg nach den deutschen Dörfern und Herrensitzen des rechten Rheinufers fanden, waren auf dem Gebiete des damals stärksten rheinischen Volkes, der Sigambrer, ermordet worden. Nach andern Angaben sollten es einige Offiziere gewesen sein, welche der habgierige kaiserliche Legat in Gallien, M. Lollius Paullinus, mit ungebührlichen Tributforderungen zu

den Sigambrern geschickt hätte. Gleichviel, eine Gewaltthat war verübt worden, und ehe noch die Römer zur Rache schreiten konnten, war der sigambrische Herzog Melo mit seinen Leuten, und mit Usipetern und Tencterern über den Rhein gezogen und hatte einen verheerenden Einbruch tief in das belgische Land hinein gemacht. Der römische Legat aber, der in aller Eile mit den ihm zunächst zur Hand befindlichen Truppen die Deutschen aufsuchte, war nach anfänglichen Erfolgen in sehr empfindlicher Weise geschlagen worden. Schmählich genug hatte er sogar den Adler der V. Legion („Macedonica") verloren; es war der erste, der seinen Weg zu den heiligen Stätten der deutschen Nation fand.

Von der höchsten Besorgniß ergriffen, überließ Augustus die Abwehr der übrigen Feinde den Statthaltern; er selbst eilte wieder nach Gallien, um mit seinem Stiefsohn Tiberius diesem, wie er fürchtete, schwer gefährdeten Lande die nöthige Hilfe zu bringen. Der Kaiser fand die Lage in Gallien mehrfach anders, als er erwartet hatte. Die deutsche Gefahr erschien minder drohend; schon hatte Lollius starke Rüstungen zur Sühnung seiner Niederlage angeordnet, und bei dem Anmarsch des Kaisers wichen die Sigambrer nicht allein sofort über den Rhein zurück, sondern beeilten sich auch, unter Stellung von Geiseln mit ihm Frieden zu machen. Dagegen war die Stimmung der Kelten furchtbar erbittert. Nicht nur hatte der Legat Lollius sich sehr unpopulär gemacht; auch der kaiserliche Procurator Licinus, — ein geborener Kelte, zuerst Kriegsgefangener, dann Freigelassener, nachher Finanzbeamter in Cäsars und Augusts Haushalt, — hatte überaus freche Erpressungen sich zu Schulden kommen lassen. Es wurde nöthig, hier theils strafend, theils beruhigend und ausgleichend einzuschreiten. Drei Jahre lang hat Augustus in Lugdunum residirt, die Zustände Galliens unmittelbar in die Hand genommen, dabei die Ausführung seiner Chausseebauten, und die Anlage neuer Kolonien in Spanien und in Narbonensis (wie Carcaso, Ruscino, Vienna, Valentia und Aquä Sextiä) überwacht.

Die Hauptsache aber während dieses Aufenthaltes wurde für ihn doch die Einleitung der Eroberung von Deutschland. Dieser Plan scheint sich in folgender Weise entwickelt zu haben. Augustus hörte mit Vergnügen, daß der dalmatinische Proconsul P. Silius noch im Jahre 16 v. Chr. sowohl die Pannonier und Taurisker mit Erfolg zurückwarf, wie auch die Alpenvölker glücklich in ihre Hochthäler zurückdrängte. Dabei sollte es nun aber nicht mehr sein Bewenden haben. Der Kaiser entschloß sich, zunächst auf der Nordseite Italiens die Grenzen des Reiches gründlich zu „reguliren". Mit den Alpenvölkern sollte jetzt endlich ein für allemal aufgeräumt, dazu aber die Donaulinie in ihrer ganzen Länge als Reichsgrenze gewonnen werden. Die Hauptaufgabe bei dieser Arbeit sollte den beiden ruhmbegierigen Stiefsöhnen des Kaisers, dem bereits mehrfach erprobten, als Verwalter und Offizier gleich begabten Tiberius, und Augusts Liebling, dem liebenswürdigen und allgemein beliebten, glänzenden, feurigen, militärisch vielversprechenden Drusus zufallen.

Der erste große Stoß sollte den rätischen und den vindelicischen Stämmen gelten, von denen jene (deren Hauptmasse wahrscheinlich den alten Rasenern sehr nahe stand,) zwischen Helvetien und Noricum die Hochgebirge bewohnten zwischen dem St. Gotthard und dem Terglou und Großglockner, nordwärts bis in die Nähe des Bodensees und bis zu der das obere Innthal begrenzenden Alpenkette, diese (keltischer Abkunft) dagegen die Landschaften inne hatten östlich und nördlich vom Bodensee, nördlich vom Tiroler Innthal, und weiter zwischen dem untern Inn und der obern Donau. Die Hochländer sollten nach dem Plane des Kaisers gleichzeitig von zwei Seiten her angegriffen werden, um sie zu theilen und zu verwirren. Drusus, zur Zeit ein Jüngling quästorischen Ranges, eröffnete den Krieg mit namhaften Streitkräften und tüchtigen Unterfeldherren im Sommer d. J. 15 v. Chr. vom Etschthale aus. Er drang an diesem Strome mit unwiderstehlicher Kraft vor, warf einen Theil der Rätier in heißer Schlacht am Fuße der Alpen von Trident nieder. Während er dann weiter nordwärts marschirte, die illyrischen Genauner schlug und den Brenner überschritt, setzte sich sein Bruder Tiberius mit nicht minder imposanten Streitkräften von Helvetien aus in Bewegung, um sich auf die nordwestlichsten Kantone der Rätier und auf die Vindelicier zu stürzen. Er drang zum Bodensee vor, rüstete hier zum höchsten Erstaunen der Ureinwohner eine bewaffnete Flotte aus, lieferte den Vindeliciern bei der Insel Mainau oder Reichenau ein Seetreffen, und schlug nachher am 1. August auf der Ostseite des schwäbischen Meeres die Brigantier oder Brixenter aufs Haupt und konnte jetzt mit seines Bruders Colonnen Fühlung gewinnen. Nun theilten die Prinzen ihre Heere in mehrere Abtheilungen. Während Tiberius persönlich nordwärts zog und die Quellen der Donau entdeckte, während Drusus im Tiroler Inngebiet die Breuner überwand, griffen ihre Legaten überall gleichzeitig die übrigen noch unbezwungenen Hochthäler der Alpenvölker an. Eine Heersäule drang bei dieser Gelegenheit von Westen her in Noricum ein und vollendete die Bändigung dieses sonst schon mit den Römern der Hauptsache nach befreundet gewesenen Landes. Nur der Stamm der Ambisontier (um die Salzach im Pinzgau) hatte hier Widerstand versucht. Die rätischen und vindelicischen Stämme dagegen hatten theilweise mit verzweifelter Wuth sich geschlagen; aber ihre politische Vereinzelung und die planlose Art ihres Widerstandes machte es unmöglich, den Sieg der römischen Waffen aufzuhalten, den dann der Dichter Horatius Flaccus in schwungvollen Versen feiern konnte. Als dieser blutige Sommer zu Ende ging, waren die kaiserlichen Adler triumphirend aufgepflanzt auf den eisgepanzerten Firnen der Graubündtner, der Tiroler und der Allgäuer Alpen.

Augustus eilte, diesen großartigen Erfolg in entsprechend großartiger Weise auszunutzen. Auf der einen Seite säumte er nicht, die endliche Sicherung der Alpenstraßen zu vollenden. Hatte sich der Häuptling Cottius bereits freiwillig unterworfen, der dafür das römische Bürgerrecht und den

Titel eines Präfekten erhielt, und den Römern die Pässe des Mont Cenis, des Mont Genèvre und des Monte Viso öffnete, so wurde im Jahre 14 durch Besiegung der trotzigen Ligurier endlich auch die Küstenstraße bleibend gesichert. Die Erinnerung an diese Erfolge und gewaltigen Kämpfe wurde der Nachwelt aufbehalten durch die Errichtung von zwei mit Inschriften geschmückten Sieges- und Ehrenbogen, zu Segusio (Susa) i. J. 9 (durch den Häuptling Cottius) und namentlich (7 v. Chr. vom Senat und Volke der Römer aufgestellt) zu Torbia bei dem heutigen Monaco am Südwestfuße der Alpen.

Auf der andern Seite setzten sich die Römer in den neu eroberten Ländern sogleich so stark als nur möglich fest, die allerdings einer sehr verschiedenen Behandlung unterworfen wurden. In Rätien zumal, und in geringerem Grade in Vindelicien, waren natürlich, während des Kampfes selbst die trotzigen Hochländer in Masse niedergehauen und als Gefangene in die Sklaverei verkauft worden. Jetzt galt es, diese für die Vertheidigung der italischen Nordgrenze so bedeutsamen Länder möglichst zu entvölkern, um das Land schneller romanisiren zu können. Die kräftigen jungen Mannschaften wurden theils in Auxiliarcohorten gesteckt, theils in andern Landschaften des Reiches neu angesiedelt. Man ließ nur so viele der Ureinwohner zurück, als für die Landwirthschaft gerade nöthig waren. Nur in den hinteren Gebirgsthälern hielt sich die alte Bevölkerung dauernd in dichten und geschlossenen Massen. Diese systematische Verödung der Centralalpen hat sich allerdings seit Beginn des dritten Jahrhunderts, seit der Zeit der Alamanneneinfälle an den Römern selbst empfindlich gerächt; denn es gelang nicht, auf dem Wege der bürgerlichen und militärischen Kolonisation die alte dichte Bevölkerung zu ersetzen. Dagegen machte die äußerliche Romanisirung schnelle Fortschritte. Gleich nach der Eroberung wurde (S. 80) auch hier der Bau der großen Militärstraßen begonnen, welche nunmehr die Hauptpunkte Oberitaliens mit der obern Donau, mit dem Bodensee und der Ostschweiz verbinden sollten.

Die Linien von Como über Chiavenna und Chur durch das oberste Rheinthal nach Brigantium (Bregenz) am Bodensee, und (wie westwärts nach Helvetien so ostwärts) weiter über Kempten nach Augsburg, und durch das Etschthal von Verona nordwärts bis zum Brenner, und weiter quer durch das Innthal und die bairischen Alpen bis ebenfalls nach Augsburg, sind damals sofort begonnen worden. Die letztere Straße ist allerdings erst i. J. 47 n. Chr. durch Kaiser Claudius vollendet worden, der sie auch bis zur Donau hinab führte. Entstanden aber ist schon in dieser Zeit der Eroberung die stattliche Stadt am Lech, Augusta Vindelicorum, die zunächst als Mittelpunkt der neuen römischen Verwaltung und als ein „Markt" (Forum) ohne Stadtrecht frisch aufblühte, und durch Kaiser Hadrian Municipalrecht erhalten hat. Sonst aber erhielt sich namentlich in dem Hochgebirge, im Gegensatze zu andern Provinzen, in den rätischen Landen die Gauverfassung noch Jahrhunderte lang. Von Städten nach italischer Art erblühten neben

Augsburg eigentlich nur noch Campodunum (Kempten) und Brigantium (Bregenz). Außerdem erwuchsen theils an der Donau, wo die Besatzungstruppen vertheilt wurden, und auf wichtigen Punkten der (an militärisch bedeutsamen Stellen durch Besatzungen gedeckten) Heerstraßen ebenfalls römische Niederlassungen, wie Veldidena im nördlichen Tirol (j. Kloster Wilden im Innsbrucker Kreise). Sonst jedoch hat es ziemlich lange gedauert, bis die Romanisirung hier wirklich durchgedrungen ist, theilweise selbst bis zur Völkerwanderung.

Die administrative Organisation der neu gewonnenen Landschaften war sehr verschiedenartig. Einerseits wurde der südliche Abhang der Alpen nun zum größten Theile unmittelbar mit Italien vereinigt und einzelnen oberitalischen Gemeinden zugewiesen. So fiel der Bezirk von Mendrisio an Como; so wurde namentlich das obere Etschthal und das der Eisack zu Italien gezogen und bildete einen Theil des Tridentiner Gebietes; so daß die Südgrenze der neuen Provinz Rätien bei Meran und Klausen lief, wo im Mittelalter die Bisthümer Chur und Säben-Brixen von dem Sprengel Trients sich schieden. Andrerseits aber organisirte Augustus die neuen Eroberungen in einer Weise, die zugleich der militärischen Sicherheit des Reiches dienen und jeder politischen Gefahr für die Machtstellung des Principats begegnen sollte. Mit der militärischen Besetzung der nördlichen Alpenlandschaften nahmen dieselben zu Italien eine ähnliche Stellung ein, wie vor der Angliederung des Paduslandes dieses letztere Gebiet. Das vorsichtige Mißtrauen, welches die Politik des Principates charakterisirt, wollte verhüten, daß eines Tages ein namhafter Mann als Feldherr die alte Politik der Cäsaren gegen diese selbst wieder aufnehmen könnte. Daher denn geschah es, daß die Alpenländer durch kaiserliche Hausbeamte, durch Männer ritterlichen Standes verwaltet wurden, die nicht daran denken konnten, nach der Herrschaft in Rom zu trachten. Die Truppen aber, die der Kaiser unter ihre Befehle stellte, waren nicht aus der römischen Bürgerschaft rekrutirt, sondern aus Auxiliaren verschiedener Provinzen zusammengesetzt. In solcher Weise wurde zunächst die große Provinz „Rätia" organisirt, die auch Vindelicien umfaßte. Mit derselben war aber auch das Gebiet der pöninischen und der grajischen Alpen verbunden, zu welchem auch das obere Rhonethal gehörte, wohin seit 14 v. Chr. viele Rätier und Vindelicier verpflanzt waren. Unmittelbar von Rom aus wurden beaufsichtigt zwei „Präfecturen". Einmal nämlich das Gebiet der cottischen Alpen, wo das Fürstengeschlecht des Cottius, welches römisches Bürgerrecht erhielt, bis zu seinem Aussterben i. J. 64 n. Chr. die Beamten stellte; seit der bezeichneten Zeit trat hier an Stelle des Präfecten ein Prokurator. Dann bildete auch das Gebiet der See-Alpen eine solche Präfektur. In diesen kleinen Landschaften standen römische Truppen. Die Präfekten hatten für die Sicherheit der Alpenpässe zu sorgen, die Straßenbauten zu überwachen; ihre Truppen dienten mit Hilfe der Garnison von Rom zur Dämpfung eventueller Unruhen in Italien. Dabei bildete nun nicht der Kamm der Alpen die Grenze Italiens. Die

kleinen, eben genannten Bezirke dehnten sich sowohl diesseits wie jenseits desselben aus. Erst Diocletian hat viel später die geographische Grenze auch zur administrativen gemacht. Einerseits die Aufgaben der lokalen Verwaltung gaben zu solcher Ordnung der Dinge den Anlaß; andrerseits wirkte auch der politische Gedanke mit, so zu verhüllen, daß auf italischem Gebiet noch immer ein Theil von „Provinzboden" liege. In analoger Weise gehörte im Osten Julium Noricum (j. Zuglio) südlich von den karnischen Alpen bis auf Diocletian zu Noricum. Dagegen ist im zweiten Jahrhundert östlich der julischen Alpen ein pannonischer Streifen mit Emona politisch zu Italien gezogen worden.

In andrer Weise ist die Landschaft Noricum behandelt worden. Dieselbe wurde in aller Form nach dem Muster von Aegypten „annectirt" und durch Personalunion mit dem Reiche verbunden. Das heißt, das alte Königthum wurde von Augustus übernommen, und als sein Vicekönig führte hier ein Procurator die Geschäfte, der zu Celeja seinen Sitz nahm. Als eigentliche Provinz wurde das Land, obwohl die Römer die reichen Bergwerke in Besitz nahmen und das Volk tributär machten, noch nicht organisirt. Letzteres geschah wahrscheinlich zur Zeit des Kaisers Claudius, der auch in diesem schönen Lande, welches schneller als alle andern Alpenländer sich romanisirte und ziemlich frühzeitig von der Gau- zur Städteverfassung vorschritt, den ersten römischen Städten ihr Municipalrecht und ihre Verfassung verlieh. Als solche erscheinen Plätze wie Celeja (Cilly), Virunum (Maria Saal im Zollfelde), Juvavum (Salzburg). Das Land dehnte sich um diese Zeit vom Inn ostwärts aus bis über die damals noch nicht zu Pannonien gezogene, wichtige militärische Stellung von Carnuntum unterhalb Wien (an der Stelle des heutigen Petronell). Das Land Noricum hat sich wie gesagt ziemlich schnell romanisirt. Zunächst schuf ihm die römische Occupation endlich militärische Sicherheit gegen die räuberischen Einfälle pannonischer und namentlich dakischer Völker, die jetzt bis zur Donau im Westen ausgebreitet wohnten. Die Sicherung des Landes auf der Nordseite durch eine mächtige bewaffnete Flotte auf der Donau ist dagegen wohl erst etwas späteren Ursprunges; mit Bestimmtheit ist dieselbe wenigstens erst zur Zeit des Kaisers Claudius nachzuweisen. Das für die Fesselung auch der norischen Landschaft an das Reich und für die Romanisirung so überaus wichtige Straßennetz, welches von Aquileja aus (S. 80) nach Pannonien und durch Noricum hindurch sich ausspannte, ist allerdings nicht lange nach der Occupation begonnen, aber erst in sehr verschiedenen Stadien vollendet worden. Es wurde aber für das alpine Donaugebiet jedenfalls ebenso bedeutsam, wie für Pannonien, dessen vollständige Bändigung Augustus nicht lange nach der Eroberung der Alpenprovinzen nun ebenfalls in Angriff nahm.

Der ebenso schnelle als gewaltige Erfolg der beiden jungen Prinzen im Jahre 15 v. Chr. scheint die Zuversicht des Augustus außerordentlich gehoben zu haben. Die Leistungsfähigkeit der neu formirten kaiserlichen

Armee hatte sich über alles Erwarten glänzend bewährt. Nicht minder angenehm war es für den Kaiser zu sehen, daß er neben seinem alten Agrippa in seiner Familie zwei sehr tüchtige Feldherren besaß, denen unbedenklich die Ausführung höchst großartiger militärischer Aufgaben anvertraut werden konnte. Das mit dem Kaiserthum in Rom aufschießende Mißtrauen gegen die Ueberlassung großer Heeresmassen an senatorische Feldherren, deren persönlicher Ehrgeiz dem gegenwärtigen Träger des Principats leicht gefährlich werden konnte, durfte hier schweigen. Unter diesen Umständen, so scheint es, überwand Augustus seine Bedenken gegen die Einleitung eines neuen großen Krieges und gegen neue Eroberungen. Der Ehrgeiz seiner Stiefsöhne und die Hoffnung, daß ein neuer Krieg in der Weise Cäsars dem Principat einen neuen strahlenden Ruhmestitel verleihen werde, traf endlich zusammen mit mehreren schwerwiegenden politischen Erwägungen. Zwei Richtungen waren es, in denen nunmehr die Legionen sich wieder erobernd versuchen sollten. Die Eroberung des gesammten pannonischen Landes schien unbedingt geboten zu sein. Nachdem die obere Donau bis Carnuntum seit neuester Zeit, die Herrschaft über das untere mösische Donauuferland seit 14 Jahren in römischen Händen sich befand, schien es geboten, nun auch das weite Land zwischen dem von den Römern besetzten Thalgebiete der Sawe, zwischen der norischen Alpengrenze und der mittleren Donau zu erobern, und endlich allenthalben die Herrschaft über den großen Grenzgraben von Mitteleuropa zu sichern, hinter dessen nördlichem Uferrande dann die südgermanischen wie die dakischen Völker vorläufig noch ruhig wohnen bleiben mochten. Das schien aber um so nöthiger, weil schon im Jahre 14 v. Chr., wahrscheinlich unter dem Eindruck der Ausbreitung der römischen Herrschaft über die Alpenländer, die pannonischen Völker, illyrische und keltische Stämme, eine auch im folgenden Jahre sich wiederholende Erhebung gegen die Römer in Scene setzten, die auch in die bereits römischen Striche des großen Landes hinübergriff.

Viel bedenklicher war der Gedanke, nun auch das freie Deutschland unter das römische Joch zu beugen, um so mehr, als die Römer damals die wirkliche Ausdehnung des Landes der Germanen in Mitteleuropa nur erst unvollkommen kannten, und ihre ersten Feldzüge daher sehr wesentlich den Charakter militärischer Entdeckungsreisen tragen mußten. Man wußte wohl, daß das weite Land zwischen der Nordsee und dem baltischen Meere, zwischen Düna, Rhein und Donau bis nach Dakien hin von germanischen Völkern besetzt war, von denen ein erheblicher Theil noch keineswegs als fest mit seinen Wohnsitzen verwachsen gelten konnte. Aber erst auf dem Wege sehr schwieriger militärischer Rekognoscirungen entwickelte sich der Gedanke des Augustus und seiner Umgebung, die abschließende Grenze des Reiches an der Elbe zu suchen. Die Saale galt wahrscheinlich als der obere Lauf dieses damaligen deutschen Centralstromes. Die unerwartete markomannische Gefahr endlich trieb dahin, auch die Eroberung von Böhmen

und Mähren und die Ausdehnung der Reichsgrenze bis zum Quellgebiet der Oder und Weichsel in Aussicht zu nehmen. Die letzten Motive des Augustus waren dabei wohl einerseits die Schwierigkeit, die Sicherheit des Reiches zu behaupten, so lange sich noch zwischen das Donauthal und die Rheinlinie die gewaltigen Massen der freien Deutschen keilartig hineinschoben, andrerseits die Unmöglichkeit, die keltischen Völker zu dauernder Ruhe zu zwingen, so lange noch jenseits der Donau und des Rheines die Germanen in ihrer alten Freiheit trotzig verharrten.

Augustus bestimmte daher zur Unterwerfung der Pannonier seinen alten Freund Agrippa, zur Führung des deutschen Krieges seinen jugendlichen Liebling Drusus. Agrippa hatte seit dem Jahre 17 v. Chr. im Orient (S. 99) eine Reihe der wichtigsten Geschäfte ausgeführt, im Jahre 16 namentlich die durch des Königs Asandros Tod erledigte Herrschaft im bosporanischen Staate mit der Hand der königlichen Wittwe Dynamis an den treuen Häuptling des kappadokischen Pontus und Kleinarmeniens, Polemon I., verliehen, nachher aber die seit den dynastischen Kämpfen Tryphons verödete syrische Küstenstadt Berytos im Jahre 14 v. Chr. zur römischen Kolonie mit „italischem Recht" erhoben und mit Veteranen zweier Legionen (der V. Macedonica und der VIII. Augusta) neu besetzt. Ueberall hatte ihn der jüdische König Herodes der Große, der auch seine Flotte nach dem schwarzen Meere führte, in ausgezeichneter Weise unterstützt und geehrt, und dadurch für die Juden im Orient höchst schätzenswerthe Privilegien, selbst die Befreiung vom römischen Kriegsdienst, erwirkt. Als der Kaiser, der im Jahre 13 endlich aus Lyon nach Rom zurückkehrte, es endlich nöthig fand, den erprobten Feldherrn mit ausgedehnten Vollmachten nach der Sawe zu schicken, kehrte Agrippa wieder nach Italien zurück, um dann schon durch seine Ankunft in Pannonien einen gewaltigen Schrecken unter den Feinden zu verbreiten. Neuer Kriegsruhm sollte ihm jedoch nicht weiter erblühen. Während des Winters 13 auf 12 v. Chr. wurden erhebliche Rüstungen angestellt, während deren Agrippa sich zunächst nach Campanien begab, wo ihn nun unerwartet im März des Jahres 12 v. Chr. der Tod ereilte. Groß war die Trauer des Volkes, nicht geringer die des Augustus, der in Agrippa seine stärkste Stütze und seinen bewährtesten Freund und Feldherrn verlor.

Auf die Kunde von dem Tode des gefürchteten Heerführers loderte das Feuer in ganz Pannonien in weitem Umfange wieder auf, und ergriff nun auch die nur unwillig die römische Herrschaft ertragenden Dalmatiner. Damals wurde denn (S. 83) der Uebergang dieser gefährlichen Provinz in die Hand des Kaisers beschlossen. Den Krieg aber übernahm jetzt des Augustus älterer Stiefsohn, Prinz Tiberius, der als gewandter, ebenso vorsichtiger und methodischer, wie tapferer Feldherr wohl geeignet war, an des Agrippa Stelle zu treten. In zwei schweren und höchst gefahrvollen Feldzügen (12 und 11 v. Chr.) gelang es, unter Strömen Blutes die feindlichen Stämme niederzuwerfen. Die Römer scheuten auch hier die gewaltsamsten

Maßregeln nicht. Furchtbare Verheerung des Landes, ausgedehnte Niedermetzelung und Wegführung großer Massen kriegsfähiger Leute in andere Gegenden, Verkauf vieler Gefangenen in die Sklaverei, Entwaffnung des Volkes, schienen endlich die Kraft der trotzigen Feinde gebrochen zu haben. Aber ein höchst gefährlicher Einbruch der Daker, welche die Donau überschritten, in Pannonien und eine neue Erhebung der Dalmatiner nöthigten den Tiberius im Jahre 10 zu neuen Anstrengungen, und erst im Jahre 9 v. Chr. war überall die Ruhe des Kirchhofes hergestellt. Nun konnten die gewöhnlichen Mittel der römischen Civilisation in Anwendung gebracht werden. Nominell galt jetzt die Donau in ihrem ganzen Laufe als römischer Grenzstrom. Aber Augustus schob damals die festen Lager der Legionen noch nicht bis zu dem pannonischen Theile ihres Thalbettes vor, sondern stellte dieselben in dem Duab der Save und der Drau in einer Reihe von Positionen auf, welche sowohl das nördliche Pannonien, wie Dalmatien militärisch vollständig dominirten. Außer der alten Centralfestung Siscia sind Sirmium (Mitrowitza), Emona (Laybach), Poetovio (Pettau) jetzt die Stützpunkte der römischen Herrschaft. Die ausgedehnten Ebenen zwischen der Drau und Donau, namentlich am Plattensee, gehören noch immer erst zu den Vorlandschaften des Reiches, während dagegen Emona zur römischen Kolonie gemacht, und der Chausseebau von Aquileja nach dieser Stadt und weiter nach dem norischen Norden hinauf eifrig in Angriff genommen wird. So war nunmehr, wie wenigstens Augustus schon jetzt hoffen zu dürfen meinte, auch auf der Nordostseite die Rüstung Italiens fest geschlossen, und die Stelle, die man jetzt als die „Herzgrube" der Apenninenhalbinsel ansehen konnte, neu gedeckt und geschützt. Auch das mösische Donauthal hat in dieser Zeit, wo die Adler in Sirmium aufgepflanzt waren, seine bestimmte Organisation erhalten. Nur das mag zweifelhaft sein, ob das seit 29 v. Chr. unterworfene Gebiet im Osten und Norden Makedoniens, (von welchem ein thrakischer Theil, nämlich die Masse des Hebrosthales, dem odrysischen Klientelstaate überlassen war,) schon 16 oder 15 v. Chr. als die neue mösische Provinz völlig von Makedonien getrennt und einem kaiserlichen (consularischen) Legaten unterstellt worden, oder ob das erst im Zusammenhange mit den pannonischen Siegen des Prinzen Tiberius geschehen ist. Endlich aber wurden gegenüber dem „gallischen" die sämmtlichen neu gewonnenen Länder an der Donau zu einem „illyrischen" großen Steuerbezirke (S. 86) zusammengefaßt. An den Grenzen der beiden Sprengel und an ihren Scheidelinien gegen Italien und die innere Balkanhalbinsel befanden sich die Binnenzölle, wo die „Quadragesima Galliarum", (der Aufschlag von 2½ Procent) und die illyrischen Gefälle erhoben wurden, während der innere Verkehr frei blieb. So standen Zollbureaus an der rätisch-helvetischen Grenze (nach heutiger Topographie) bei Zürich und bei Mayenfeld im Rheinthal; bei Maia und Säben in Südtirol; bei Saifnitz an der Straße von Aquileja nach Virunum, und bei Atrans in Noricum; bei dem pannonischen Poetovio scheint ein Hauptzollamt bestanden zu haben.

Dasselbe Jahr 9 v. Chr., wo der vielbeschäftigte Tiberius für viele Jahre seine dalmatisch-pannonische Arbeit abschließen konnte, führte denselben Feldherrn in höchst tragischer Weise zu neuen Aufgaben nach dem inneren Deutschland, wo seit einer Reihe von Jahren sein Bruder Drusus mit sehr bedeutenden Erfolgen thätig gewesen war. Seit dem Jahre 16 v. Chr. hatte Augustus (S. 110) zunächst die römische Armee in Belgien auf die gewaltige Stärke von acht Legionen gebracht, so daß nunmehr mit Einschluß der zugehörigen Auxiliaren das römische Rheinufer durch etwa 100,000 Mann Kerntruppen gehütet werden sollte. Parallel mit der Eroberung von Rätien wurde nun weiter dieses Heer an den Rhein selbst verlegt und dessen linkes Ufer systematisch zu einer römischen Militärgrenze eingerichtet. Mit scharfem strategischem Blicke wurden damals jene Stellungen bezogen und zu Festungen ausgebaut, die sich vorzugsweise zugleich zur Abwehr der freien Deutschen und zu Ausfallsthoren bei Angriffen auf das innere Deutschland eigneten. So entstand die große, durch zwei Legionen besetzte Lagerfestung Castra Vetera, gewöhnlich Vetera genannt, auf dem Vorstenberge bei Xanten, welche, nicht fern vom Ostrande des Rheindelta, das Mündungsgebiet der Lippe weithin beherrschte. Weiter oberhalb wurde bei der Hauptstadt der Ubier (j. Köln) ein verschanztes Lager für zwei andere Legionen geschaffen. Die damals wie im 19. Jahrhundert militärisch hochbedeutsame Stellung am Mittelrhein, gegenüber der Mündung des Maines, Magontiacum (Mainz), erhielt ebenfalls eine Besatzung von zwei Legionen. Eine dritte Legion im oberen Elsaß stellte die Verbindung her mit den Römern in Raurica und Vindonissa. Die neuen Festungen wurden sofort sowohl unter einander, wie mit den Hauptpunkten des belgischen Hinterlandes durch Heerstraßen in Verbindung gesetzt. Die neue Militärgrenze am linken Rheinufer vom Elsaß bis zum Delta des Rheines und der Maas nannten die Römer nunmehr amtlich „Germania"; dieses Gebiet sollte die Basis werden für die Eroberung des großen unbekannten Landes bis zur Elbe, welches als die wahre neue „Provinz Germania" sie nun demnächst zum Reiche zu bringen hofften.

Mit dieser schwierigen Aufgabe betraute Augustus seinen Liebling Drusus. Als der Kaiser im Sommer d. J. 13 v. Chr. aus Lugdunum nach Rom zurückkehrte, erhielt Drusus die Statthalterschaft in dem gesammten, durch Cäsar eroberten Gallien und den Oberbefehl über die gewaltige Streitmacht am linken Rheinufer. Der junge Feldherr begann seine neue Thätigkeit durch eine Reihe sehr verschiedenartiger Arbeiten. In erster Reihe verstärkte er die rheinische Operationsbasis gegen Deutschland noch sehr erheblich durch neue Werke, die theils bei den beiden Hauptfestungen Mainz und Vetera, den Ausgangspunkten aller Feldzüge gegen das mittlere Germanien und gegen Niederdeutschland, theils auf der Uferlinie zwischen den römischen Winterlagern angelegt wurden. Gegen funfzig solcher Kastelle sind damals entstanden, immer auf Punkten, wo man das rechte Ufer, namentlich

die nach dem Rheine sich öffnenden Flußthäler des rechtsrheinischen Binnenlandes, genau überwachen konnte. So sind Plätze wie Argentoratum (Straßburg), Bingium (Bingen), Vosavia (Oberwesel), Baudobrica (Boppard), Confluentes (Coblenz), Antenacum (Andernach), Sentiacum (Sinzig), Rigomagus (Remagen), Bonna (Bonn), Novesium (Neuß), Gelduba (Gellep), und viele andere Punkte in dieser Zeit verschanzt worden. Bei Mainz, Cöln und Vetera endlich wurden auch auf dem rechten Ufer Brückenköpfe angelegt, um die hier über den Rhein zu werfenden Schiffbrücken zu schützen.

Auch die Flotte sollte in dem deutschen Kriege ihre Rolle spielen, nicht nur auf dem Rheinstrom, sondern auch auf der Nordsee. Drusus wollte für den Anfang das südliche Deutschland zwischen Donau und Thüringerwald nicht sogleich mit Krieg überziehen. Es schien vortheilhafter, den Hauptstoß zuerst gegen Niederdeutschland zu richten, welches von Vetera her bis zum Osning und bis zur Ems nur geringe Terrainschwierigkeiten zu bieten schien, durch die nach Norden fließenden Ströme in sehr bestimmte Abschnitte zerlegt, und von der See her durch eine Flotte sehr wohl angreifbar war. War erst Norddeutschland erobert, so schien die Gewinnung des südlichen Landes nicht mehr sehr schwer. Die Ankunft lateinischer Kriegsschiffe in der Nordsee sollte, so hoffte man, zugleich auf die niederdeutschen Völker geradezu verwirrend und betäubend wirken. So wurde also auf dem Rhein eine starke Flotte ausgerüstet, von welcher ein bedeutender Theil zur Hütung des Stromes, zur Erhaltung der Verbindung zwischen den Festungen, und zur Bildung der Schiffbrücken bestimmt war. Um dagegen dem für die Entdeckungsfahrt nach der Nordseeküste bestimmten Geschwader die gefährliche Fahrt durch den brittischen Kanal zu ersparen, ordnete Drusus in den heutigen „Niederlanden" ungeheure Wasserbauten an, und ließ durch enorme Arbeiten an der Yssel und Berkel eine Wasserverbindung herstellen zwischen dem damals noch sehr mächtigen nördlichen Arme des bereits getheilten Rheinstromes und dem See Flevo (dem heutige Zuyderse, der aber damals noch nicht seine jetzige Größe hatte). Von diesem Gewässer aus sollte dann die Flotte (zwischen den heutigen Inseln Vlieland und Ter Schelling) in das offene Meer auslaufen.

Die Ausführung dieser Arbeiten war nur durch die Mitwirkung der niederdeutschen Stämme dieser Gegend möglich. Wir erkennen bereits, daß Drusus auch über eine der schärfsten Waffen mit großem Geschick zu verfügen verstand, welche das römische Staatsleben seit Alters zu vollendeter Meisterschaft ausgebildet hatte, nämlich über die Kunst der auswärtigen Politik: jene auf den Hof von Byzanz und den Vatikan vererbte Waffe, die — wie wir später sehen werden — noch zur Zeit der Völkerwanderung den sinkenden Römern lange Zeit über wirksamere Dienste geleistet hat, als die Armatur ihrer Legionen und Auxiliaren. Die jahrhundertelange Uebung und die feste Tradition hatte die römischen Staatsmänner allmählich in der Kunst der Diplomatie zu Meistern gemacht, die nur sehr

selten Fehlgriffe thaten. In politischem Weitblick, in der Uebersicht aller Verhältnisse, in der klaren Erkenntniß ihrer und fremder Interessen, in der Sicherheit, mit welcher sie ihre militärischen Aktionen diplomatisch vorbereiteten, in Beurtheilung ihrer Gegner, in der Bestimmtheit, mit der sie ihre Maßregeln zu treffen wußten, kam ihnen damals Niemand gleich. Ganz besonders gefährlich aber wurde ihre diplomatische Kunst allen Völkern auf primitiver Kulturstufe, wie diese ihnen jetzt in großer Menge entgegentraten. Die römische Staatskunst verstand es in ausgezeichneter Weise, die guten und glänzenden, wie die schwachen, schlimmen und gefährlichen Seiten der Naturvölker und ihrer politischen Lage auszuspüren. Die zugänglichsten Seiten ihres Charakters und die angreifbarsten Seiten ihres öffentlichen Lebens waren der Gegenstand eines eifrigen Studiums. Alte Feindschaften oder auch neue Antipathien zwischen den verschiedenen Stämmen wurden aufgespürt, geschürt und neu belebt; die Verschiedenheit der großen wie der kleinen Interessen bei den fremden Stämmen und Völkergruppen wurde höchst sorgsam erforscht und je nach Umständen geschickt benutzt. Namentlich den Deutschen gegenüber haben die Römer mit wahrhaft dämonischer Kunst es verstanden, die einzelnen Stämme und Häuptlinge unter einander zu verhetzen, gegen einander in Waffen zu bringen, dieselben durch einander zu schwächen, lange genug größere politische Schöpfungen auf deutschem Boden zu erschüttern, und in einzelnen mächtigen Stämmen sich eine römische Partei zu schaffen. Das war für mehr denn zwei Jahrhunderte um so weniger schwer, als damals ein allgemeines deutsches Nationalgefühl noch gar nicht vorhanden war. Die über ganz Mitteleuropa zerstreuten Glieder der Germanen haben erst in den Kriegen gegen die Römer und in ihrer Einschnürung zwischen dem gewaltigen Uferbau des romanischen Reiches angefangen sich auf ihre innere Gemeinsamkeit zu besinnen. Mehr aber, bei aller natürlichen Begabung und Bildungsfähigkeit war das Element der staatenbildenden Kraft unter den Deutschen noch sehr wenig entwickelt. Es gab unter ihnen nur erst sehr wenige Männer, die politisch ihre Völker erheblich überragten; selbst der innere Zusammenhang in den größeren Stämmen war viel schwächer, als der im Gau oder in der Bauerngemeinde und in den großen Geschlechtsverbänden. Die natürliche Freiheitsliebe und persönliche Selbständigkeit der Einzelnen spielte noch sehr oft und sehr stark in das Colorit ungezähmter Willkür hinüber, und ertrug selbst im Kriege nur sehr schwer die nothwendigste Beschränkung im Interesse des Ganzen. Gar sehr bereit, die blendende Macht der Römer in ihre kleinen Fehden und Streitigkeiten hineinzuziehen und als „Verbündete" des Kaisers persönliche Gegner zu bekämpfen, wurde es ihnen jetzt schwer genug, der römischen Politik zu widerstehen, die einstweilen ihr verlockendstes Gesicht zeigte, und zunächst nur erst theils durch imposante kriegerische Vorstöße, theils durch Abschluß sogenannter freier Bündnisse die kräftigen Völker bis zur Elbe an das Reich zu fesseln und langsam an die römische Hoheit zu gewöhnen ge-

die nach dem Rheine sich öffnenden Flußthäler des rechtsrheinischen Binnenlandes, genau überwachen konnte. So sind Plätze wie Argentoratum (Straßburg), Bingium (Bingen), Vosavia (Oberwesel), Baudobrica (Boppard), Confluentes (Coblenz), Antenacum (Andernach), Sentiacum (Sinzig), Rigomagus (Remagen), Bonna (Bonn), Novesium (Neuß), Gelduba (Gellep), und viele andere Punkte in dieser Zeit verschanzt worden. Bei Mainz, Cöln und Vetera endlich wurden auch auf dem rechten Ufer Brückenköpfe angelegt, um die hier über den Rhein zu werfenden Schiffbrücken zu schützen.

Auch die Flotte sollte in dem deutschen Kriege ihre Rolle spielen, nicht nur auf dem Rheinstrom, sondern auch auf der Nordsee. Drusus wollte für den Anfang das südliche Deutschland zwischen Donau und Thüringerwald nicht sogleich mit Krieg überziehen. Es schien vortheilhafter, den Hauptstoß zuerst gegen Niederdeutschland zu richten, welches von Vetera her bis zum Osning und bis zur Ems nur geringe Terrainschwierigkeiten zu bieten schien, durch die nach Norden fließenden Ströme in sehr bestimmte Abschnitte zerlegt, und von der See her durch eine Flotte sehr wohl angreifbar war. War erst Norddeutschland erobert, so schien die Gewinnung des südlichen Landes nicht mehr sehr schwer. Die Ankunft lateinischer Kriegsschiffe in der Nordsee sollte, so hoffte man, zugleich auf die niederdeutschen Völker geradezu verwirrend und betäubend wirken. So wurde also auf dem Rhein eine starke Flotte ausgerüstet, von welcher ein bedeutender Theil zur Hütung des Stromes, zur Erhaltung der Verbindung zwischen den Festungen, und zur Bildung der Schiffbrücken bestimmt war. Um dagegen dem für die Entdeckungsfahrt nach der Nordseeküste bestimmten Geschwader die gefährliche Fahrt durch den brittischen Kanal zu ersparen, ordnete Drusus in den heutigen „Niederlanden" ungeheure Wasserbauten an, und ließ durch enorme Arbeiten an der Yssel und Berkel eine Wasserverbindung herstellen zwischen dem damals noch sehr mächtigen nördlichen Arme des bereits getheilten Rheinstromes und dem See Flevo (dem heutige Zuyderse, der aber damals noch nicht seine jetzige Größe hatte). Von diesem Gewässer aus sollte dann die Flotte (zwischen den heutigen Inseln Vlieland und Ter Schelling) in das offene Meer auslaufen.

Die Ausführung dieser Arbeiten war nur durch die Mitwirkung der niederdeutschen Stämme dieser Gegend möglich. Wir erkennen bereits, daß Drusus auch über eine der schärfsten Waffen mit großem Geschick zu verfügen verstand, welche das römische Staatsleben seit Alters zu vollendeter Meisterschaft ausgebildet hatte, nämlich über die Kunst der auswärtigen Politik: jene auf den Hof von Byzanz und den Vatikan vererbte Waffe, die — wie wir später sehen werden — noch zur Zeit der Völkerwanderung den sinkenden Römern lange Zeit über wirksamere Dienste geleistet hat, als die Armatur ihrer Legionen und Auxiliaren. Die jahrhundertelange Uebung und die feste Tradition hatte die römischen Staatsmänner allmählich in der Kunst der Diplomatie zu Meistern gemacht, die nur sehr

selten Fehlgriffe thaten. In politischem Weitblick, in der Uebersicht aller Verhältnisse, in der klaren Erkenntniß ihrer und fremder Interessen, in der Sicherheit, mit welcher sie ihre militärischen Aktionen diplomatisch vorbereiteten, in Beurtheilung ihrer Gegner, in der Bestimmtheit, mit der sie ihre Maßregeln zu treffen wußten, kam ihnen damals Niemand gleich. Ganz besonders gefährlich aber wurde ihre diplomatische Kunst allen Völkern auf primitiver Kulturstufe, wie diese ihnen jetzt in großer Menge entgegentraten. Die römische Staatskunst verstand es in ausgezeichneter Weise, die guten und glänzenden, wie die schwachen, schlimmen und gefährlichen Seiten der Naturvölker und ihrer politischen Lage auszuspüren. Die zugänglichsten Seiten ihres Charakters und die angreifbarsten Seiten ihres öffentlichen Lebens waren der Gegenstand eines eifrigen Studiums. Alte Feindschaften oder auch neue Antipathien zwischen den verschiedenen Stämmen wurden aufgespürt, geschürt und neu belebt; die Verschiedenheit der großen wie der kleinen Interessen bei den fremden Stämmen und Völkergruppen wurde höchst sorgsam erforscht und je nach Umständen geschickt benutzt. Namentlich den Deutschen gegenüber haben die Römer mit wahrhaft dämonischer Kunst es verstanden, die einzelnen Stämme und Häuptlinge unter einander zu verhetzen, gegen einander in Waffen zu bringen, dieselben durch einander zu schwächen, lange genug größere politische Schöpfungen auf deutschem Boden zu erschüttern, und in einzelnen mächtigen Stämmen sich eine römische Partei zu schaffen. Das war für mehr denn zwei Jahrhunderte um so weniger schwer, als damals ein allgemeines deutsches Nationalgefühl noch gar nicht vorhanden war. Die über ganz Mitteleuropa zerstreuten Glieder der Germanen haben erst in den Kriegen gegen die Römer und in ihrer Einschnürung zwischen dem gewaltigen Uferbau des romanischen Reiches angefangen sich auf ihre innere Gemeinsamkeit zu besinnen. Mehr aber, bei aller natürlichen Begabung und Bildungsfähigkeit war das Element der staatenbildenden Kraft unter den Deutschen noch sehr wenig entwickelt. Es gab unter ihnen nur erst sehr wenige Männer, die politisch ihre Völker erheblich überragten; selbst der innere Zusammenhang in den größeren Stämmen war viel schwächer, als der im Gau oder in der Bauerngemeinde und in den großen Geschlechtsverbänden. Die natürliche Freiheitsliebe und persönliche Selbständigkeit der Einzelnen spielte noch sehr oft und sehr stark in das Colorit ungezähmter Willkür hinüber, und ertrug selbst im Kriege nur sehr schwer die nothwendigste Beschränkung im Interesse des Ganzen. Gar sehr bereit, die blendende Macht der Römer in ihre kleinen Fehden und Streitigkeiten hineinzuziehen und als „Verbündete" des Kaisers persönliche Gegner zu bekämpfen, wurde es ihnen jetzt schwer genug, der römischen Politik zu widerstehen, die einstweilen ihr verlockendstes Gesicht zeigte, und zunächst nur erst theils durch imposante kriegerische Vorstöße, theils durch Abschluß sogenannter freier Bündnisse die kräftigen Völker bis zur Elbe an das Reich zu fesseln und langsam an die römische Hoheit zu gewöhnen ge-

dachte. Und nur zu gut hatte der scharfe Blick der Römer erkannt, daß diese stolzen, starken, bei einer verständigen Behandlung leicht zu gewinnenden Männer persönlich am raschesten zu fesseln waren, wenn man sich an drei der stärksten Züge ihres Wesens wandte: an die durch die italische Pracht und die Ehre des kaiserlichen Waffendienstes zu entzündende Phantasie der jungen Krieger, an die naive Habsucht und die Freude roherer Naturen an Schätzen rothen Goldes, und an ihren idealsten Zug, die Mannentreue, das persönliche Verhältniß, in welches Dank ihrer deutschen Sinnesweise die für Rom gewonnenen Häuptlinge zu dem Kaiser traten. Namentlich das letzte Moment ist für viele wackere Naturen, bis herab zu dem edlen unglücklichen Vandalen Stilicho, ein Motiv der schwersten sittlichen Konflikte, nicht selten auch des tragischen Unterganges geworden.

Mit Hilfe seiner diplomatischen Mittel hatte Prinz Drusus bereits vor Eröffnung des Feldzuges jenseits des Rheines festen Fuß gefaßt. Die deutschen Völker zwischen Rhein und Elbe, Nordsee und Thüringer Wald, waren keineswegs durchaus gleichartig, und unter einander keineswegs näher verbunden. Der Hauptstoß der Römer sollte ihren alten Gegnern gelten, die damals die Vormacht in Westdeutschland hatten, den Sigambrern zwischen der Lippe und den Thälern der Lahn, mit ihren Klienten, den Usipetern und Tencterern. Auch von den mächtigen Nachbarn derselben, den Brukterern, zwischen der Lippe, dem Osning und der obern und mittlern Ems, war harter Widerstand zu erwarten. Dagegen stand das harte und überaus kriegerische Volk der Katten im Stromgebiet der Fulda und der obern Weser, im südlichen Lahngebiet und im Taunus, nicht sogleich fest zu den Sache seiner westlichen Landsleute. Noch ganz unbekannt war zur Zeit den Römern das starke Kernvolk des innern nordbeutschen Landes, die Cherusker, die die Wald- und Gebirgslandschaften innehatten zwischen dem Oberharz und dem Osning, und das Land südlich an der Weser hinauf bis zur Diemel und nordwärts bis unterhalb Minden. Dasselbe galt in noch höherem Grade von den Hermunduren in den mitteldeutschen Landschaften von der Werra bis zur Lausitz.

Während nun, wie gesagt, die Römer mit den in Süddeutschland zwischen dem Main, dem Oberrhein und der obern Donau vorgeschobenen Markomannen zur Zeit noch in keinerlei unmittelbare Berührung traten, war es sofort gelungen, einen Theil der eigentlichen niederdeutschen Völker zu gewinnen, welche das Küstengebiet des Kanals und der Nordsee innehatten. Hier kamen namentlich drei Stämme in Betracht. Die Chauken in den Moorniederungen auf beiden Seiten der untern Weser, zwischen Haarburg und den Marschen im Westen der Jahde. Ferner die Friesen in den Marschen von Nordholland und von der Yssel bis zur Ems und Jahde. Endlich die Bataver, auf den Inseln im Delta der Maas, der Waal und des Rheins; diese, wie die Caninefaten in Nordholland, Abkömmlinge der Katten. Da war es nun der Politik des Drusus gelungen, zuerst die

Bataver in das römische Interesse zu ziehen, welchem sie bis tief in die Mitte des vierten Jahrhunderts n. Chr. hinein mit steter Treue wirksam als tapfere Krieger im Kampfe gegen die freien Deutschen gedient haben. Nur eben die Heeresfolge wurde gefordert; ihr Bündniß sollte ein möglichst wenig drückendes sein. Und ihrem Beispiele folgten sofort die Friesen, die unter ähnlichen Bedingungen, zu denen noch ein gewisser Tribut trat, sich den Römern anschlossen.

Drusus durfte sich in der That glänzenden Hoffnungen hingeben; denn das römische Heer unter seiner Führung war mit seinen auf allen Schlachtfeldern jenes Zeitalters und in Kämpfen mit Gegnern jeder Art erprobten Veteranen, mit seiner ausgezeichneten Taktik und Bewaffnung, im Kampfe so gut wie unwiderstehlich. Für die Deutschen zwischen Rhein und Elbe, die mehr als andere germanische Stämme bereits civilisirt und zu Bauern geworden waren, kamen nur wenige Chancen in Betracht. Ihre Waffen waren gegenüber denen der Römer nur erst mangelhaft. Schutzwaffen liebte der Deutsche damals nicht sehr; er trug keinen Panzer, als Sturmhaube diente ihm die Kopfhaut eines der auf der Jagd erlegten Thiere seines Waldes, etwa eines Hirsches, eines Ebers, eines Bären. Ein langer, schmaler, aus Brettern oder Flechtwerk geformter, gewöhnlich je nach dem Geschmack der verschiedenen Stämme bemalter Schild deckte nothdürftig den Körper. Die Hauptsache war und blieb es für die Deutschen in der Schlacht, bis in die späten Zeiten der Völkerwanderung, so schnell als möglich an die Römer heran zu kommen. Gelang ihnen das, so war allerdings der ungestüme Anprall der nach Geschlechtsverbänden zu Keilrotten geordneten Deutschen, ihr brausender Schlachtgesang, das Feuer ihrer Blicke, ihre heldenmüthige Tapferkeit, und ihre gewaltige Körperkraft für die Romanen überaus gefährlich. Und doch entging ihnen der Sieg nur allzu häufig. Denn die mit unbeschützter Brust fechtenden Deutschen konnten sich nur sehr schwer gegen die furchtbare Wucht des römischen Pilum, gegen das Schwert, und gegen die Schußwaffen der Auxiliaren decken. Und ihre eigenen Waffen zum Angriff vermochten der römischen Schutzwaffen so leicht nicht Meister zu werden. Erst in Folge der Kriege und der längeren Berührung mit den Römern kam auch bei den Deutschen der Gebrauch der Eisenwaffen, der Schwerter und Speere, allgemeiner auf. Zur Zeit des Drusus waren wohl der Sachs, das lange Kriegsmesser der Niederdeutschen, und die kurzgriffige, aus scharfem Stein hergestellte, Doppelaxt der rheinischen Völker, wie auch die schlanke Framja, ein auch zum Stich brauchbarer Wurfspieß mit schmaler, kurzer, zweischneidiger Eisenklinge, gefürchtete Waffen der besser bewehrten; aber die Aufgebote der Massen mußten sich noch lange mit Speeren begnügen, deren Spitzen im Feuer gehärtet waren. Der Umstand endlich, daß die Deutschen sich nicht entschließen mochten, bei ihren Kämpfen Reserven aufzustellen, führte oft zu vollständigen Niederlagen; denn die Keilrotten waren fast immer rettungslos verloren, wenn es den Römern gelang, ihren furchtbaren Anprall auszuhalten und sie zu zersprengen. Die besten Chancen

für die deutschen Völker waren noch immer in der Natur ihres Landes zu suchen. Die ausgedehnten Urwälder mit ihren Verhauen, die gefährlichen Moore und Sümpfe, namentlich nördlich von der Lippe, der schauderhafte Zustand der Wege, die kurzen Sommer, machten ihnen die Vertheidigung nicht allzuschwer, machten es ihnen namentlich möglich, die Römer bei deren Rückmärschen an passenden Stellen mit Erfolg anzugreifen. Noch wichtiger wurde es, daß die Deutschen jener Zeit, — im schroffsten Gegensatze zu der modernen, heillosen Neigung, sich in ungeheuren Massen in die Städte zusammenzudrängen, — durchaus keine Neigung zu städtischem Leben hatten und keine Centralpunkte besaßen, an deren Verlust die Existenz des Stammes gehangen hätte. Es blieb den Römern wiederholt nur übrig, die leicht zu ersetzenden ländlichen Ansiedlungen zu zerstören, das Vieh wegzutreiben, und namentlich in den Gefechten möglichst mörderisch zu würgen, was die mordlustigen Krieger denn auch nur zu gern thaten. Nur daß die östlichen und innerdeutschen Völker durch frischen kriegslustigen Zuzug die Lücken zum Erschrecken schnell zu füllen vermochten, welche das römische Schwert in die Reihen der vorderen Stämme riß.

Alle diese Schwierigkeiten sind den Römern natürlich erst klar geworden, als ihr jugendlicher Held Drusus den Krieg im großen Styl begonnen hatte. Das kaiserliche Rom begleitete ihn mit höchster Spannung und mit ungetheilter Sympathie. Die Dinge in der Welthauptstadt lagen jetzt anders, als zu jener Zeit, wo der unverhüllte Haß und bitterböse Wünsche der Optimaten dem großen Julier nach Gallien folgten. Ehe der junge Prinz aber den Rhein überschreiten konnte, mußte er erst noch die Kelten beschwichtigen. Er hatte gegen Ende des Jahres 13 zu Lugdunum wieder den gallischen Census (S. 89) abgehalten. Die Wirkung dieser Maßregel war für die Kelten so widerwärtig, daß auf verschiedenen Punkten des großen Landes Unruhen ausbrachen, die nur mühsam gedämpft werden konnten, ja sogar zu Anfang des Jahres 12 die Sigambrer und deren Nachbarvölker zu einem neuen Einfall in Belgien reizten. Da gelang es aber dem klugen Feldherrn, durch Benutzung der nationalen keltischen Eitelkeit den bisher so widerspenstigen Ritteradel Galliens in sein Interesse zu ziehen. Augustus war doch durch seinen längeren Aufenthalt in diesem Lande allmählich populär geworden. Jetzt forderte Drusus den keltischen Adel auf, zum Beweise seiner Treue gegen den Kaiser demselben vor der Stadt Lugdunum, am Zusammenflusse der Saône und des Rhone, ein Heiligthum zu errichten. Sechzig Kantone der drei gallischen Provinzen folgten dem Rufe des Drusus. Die angesehensten Männer des Landes erschienen zu Lugdunum, wo sie nun faktisch, ohne daß das Wort ausgesprochen wurde, einstweilen Geiseln der Römer für die Ruhe der Provinz blieben. Man kam dahin überein, auf gemeinsame Kosten der keltischen Stämme dem Augustus und der Dea Roma einen gewaltigen Altar zu stiften. Derselbe trug dann die Namen aller betheiligten keltischen Völker. Die Kolossalstatue des Kaisers, vor welcher der Altar aufgerichtet wurde, war von 60 allegorischen kleineren Gestalten umgeben,

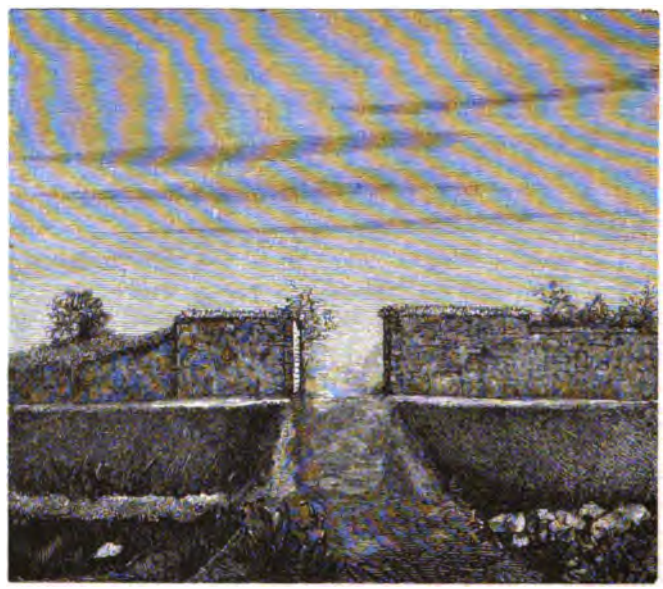
welche diese Völker plastisch repräsentirten. Der Altar ist nachher am 1. August 12 v. Chr. feierlich eingeweiht worden. Das Priesterthum bei diesem Heiligthum wurde jährlich neu durch die Wahl der zu Lugdunum sich sammelnden Vertreter der drei Provinzen besetzt; zum ersten Male fungirte hier ein vornehmer Häduer. Es wurde dann üblich, an dem Stiftungstage — in derselben Zeit, wo auch der große gallische Landtag zusammentrat, — ein Fest zu begehen, bei welchen im Amphitheater alle 60 Kantone bestimmte Plätze hatten, und später seit Kaiser Gajus auch Wettkämpfe griechischer und lateinischer Redner gehalten worden sind.

Als Drusus im Frühling des Jahres 12 von Lugdunum nach dem Niederrhein abging, wichen die Sigambrer schnell über den Strom zurück. Während die Flotte und die Massen der Rheinarmee im Gebiet der Bataver sich sammelten, unternahm Drusus einen kurzen Vorstoß nach dem unteren Stromgebiet der Lippe, hinein in das Land der Usipeter und Sigambrer; überall wurden die Höfe und Dorfschaften eingeäschert, das Vieh geraubt, massenhafte Gefangene, die zur Sklaverei bestimmt waren, fortgeschleppt. Dann ging es wieder nach den Inseln der Bataver. Die Armee schiffte sich ein, die Flotte wurde nach der Nordsee geführt, — die erste lateinische, die in dem deutschen Meere erschienen ist, — unter harten Kämpfen die Insel Borkum erobert. Dann ging die verwegene Entdeckungsfahrt hinein in das Strombett der Ems. Die Brukterer, die zu ihrer grenzenlosen Ueberraschung die Römer von Norden her kommen sahen, suchten auf der Mittel-Ems mit ihren Kähnen die Feinde aufzuhalten, erlagen jedoch in blutiger Wasserschlacht der nautischen Ueberlegenheit der Römer und der diese begleitenden Friesen. Dann führte Drusus seine Geschwader weiter zur Erkundung der norddeutschen, damals noch mit majestätischen Urwäldern besetzten, Gestade ostwärts bis zum Mündungsgebiet der Weser. Die Chauken, die ohnehin mit den innerdeutschen Völkern, namentlich den Cheruskern, auf gespanntem Fuße standen, eilten sich in ähnlicher Art wie die Bataver in die römische Klientel zu begeben. Erst das Hereinbrechen der schlimmen Jahreszeit bestimmte den römischen Feldherrn, die Rückfahrt nach dem Niederrhein anzutreten.

Im Frühling des Jahres 11 v. Chr. sollte nun der große Frontangriff gegen die Sigambrer unternommen werden. Man wußte, daß dieselben die Allianz mit den Cheruskern geschlossen hatten; aber die Katten hatte ihnen die römische Politik abwendig gemacht, indem man denselben das alte rechtsrheinische Gebiet der Ubier (im südlichen Nassau) überließ. Während nun der Heerbann der Sigambrer in das Kattenland einbrach, um diese zu strafen und vielleicht noch zum Kampfe gegen Rom zu zwingen, überschritt Drusus bei Vetera den Rhein mit gewaltiger Macht, warf die Usipeter siegreich nieder, überschritt die Lippe, und drang unter steter harter Arbeit seiner technischen Truppen und unter furchtbaren Verheerungen unaufhaltsam vor durch das Sigambrerland zwischen Lippe und

Ruhr, betrat sogar das Gebiet der Cherusker, und erreichte endlich (östlich von dem jetzigen Paderborn) die Weser. Als ihn nun aber die Jahreszeit bestimmte, den Rückmarsch nach Vetera anzutreten, sah er sich plötzlich auf allen Seiten von gewaltigen Massen deutscher Krieger, vor Allen der Sigambrer und Cherusker, angegriffen. Zahlreiche Gefechte an sehr schwierigen Stellen thaten den Römern erheblichen Abbruch. Als nun aber die Deutschen das römische Heer bei Arbalo völlig umstellt hatten und in vorzeitiger Siegesgewißheit die Feinde ungestüm in regellosen Haufen angriffen, erlitten sie durch die römische Taktik eine gewaltige Niederlage, die Drusus gründlich auszunutzen verstand. Nicht nur daß der Weg nach Vetera ihm nun wieder geöffnet war, — er nahm sich jetzt noch die Zeit, um an der Lippe eine gewaltige Festung, tief im inneren Deutschland, zu erbauen; eine Anlage, die im Nothfalle wahrscheinlich selbst mehreren Legionen in ihren Mauern Aufnahme gewähren konnte. Die Lokalforscher sind über die Lage dieses hochwichtigen Platzes, den die Römer Aliso nannten, nicht einig. Manche suchen ihn in der Gegend des jetzigen Hamm, andere weiter oberhalb in dem Quellgebiete der Lippe. Uns erscheint noch immer die Annahme als die wahrscheinlichste, welche Aliso auf dem Punkte sucht, wo jetzt das Dorf Elsen liegt, am Zusammenfluß der Lippe mit der Alme, unweit des jetzigen Paderborn, etwa 18 oder 20 Meilen vom Rheinstrom entfernt. Die Auswahl dieses Punktes gibt von der Kühnheit und dem militärischen Scharfblick des Drusus ein glänzendes Zeugniß. Die gleich nachher von Vetera an der Lippe hinauf nach Aliso geführte römische Militärstraße trennte seitdem die Brukterer von den Sigambrern. Aliso selbst zerschnitt den Zusammenhang zwischen den stärksten binnendeutschen Völkern. Es bedrohte zugleich das Land der Sigambrer, wie das der Katten von Norden her sehr nachdrücklich und machte es möglich, die unmittelbar benachbarten Pässe des westlichen Wesergebirges (Osning, Lippischer Wald, Egge) und das Cheruskerland zu überwachen, einer deutschen Erhebung schon in weiter Entfernung vom Rheine zu begegnen, und alle Weserfeldzüge von einer starken und nahen Basis aus zu führen.

Der nächste große Feldzug des Drusus sollte jedoch nicht den Weserlandschaften, sondern der Entdeckung der Elbe gelten, die man nicht von der See her, sondern durch einen gewaltigen, mitten durch das innere Deutschland gerichteten Rekognoscirungszug gewinnen wollte. Derselbe wurde während des Jahres 11 v. Chr. diplomatisch und militärisch höchst solide vorbereitet. Neben den Arbeiten zur umfassenden Ausrüstung und numerischen Ergänzung der mobilen Kolonnen wurden die Straßen- und Festungsbauten erheblich ausgedehnt. War ein Theil der römischen Ingenieurs an der Lippe eifrig mit Herstellung jener großen Chaussee nach Aliso beschäftigt, so ließ Drusus nicht allein den Brückenkopf bei Mainz zu einer starken Festung, Castellum Mattiacum (jetzt Castel), ausbauen, er errichtete auch zur weiteren Verstärkung dieser seiner Hauptbasis für den großen Stoß nach dem Herzen Deutschlands



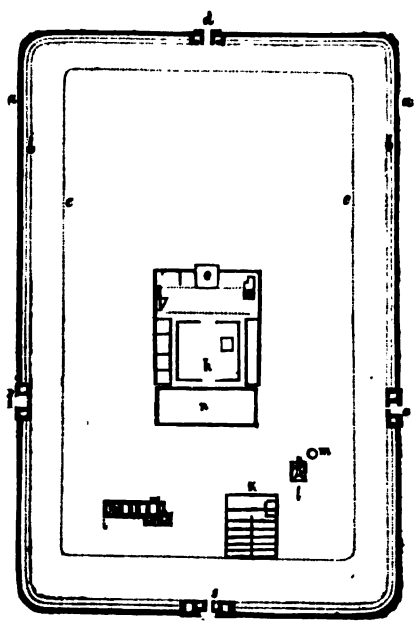
Die Saalburg bei Homburg v. d. H. (Porta prätoria.)

Die Saalburg bei Homburg v. d. H. (Porta decumana.)

auf einer beherrschenden Höhe des Taunusgebirges, als Mittelpunkt mehrerer kleinerer Posten, das starke Kastell Arctaunum oder Artaunum (jetzt die

Saalburg über Homburg). Dieses letztere gelang nicht ohne erbitterten Kampf mit den Katten, die jetzt, durch die Sigambrer gewonnen, den Römern entschieden abgesagt, das ubische Gebiet geräumt hatten; nur ihr südwestlichster Theil, die Mattiaker in der Gegend von Mainz, mußten sich zwangsweise der römischen Clientel anschließen.

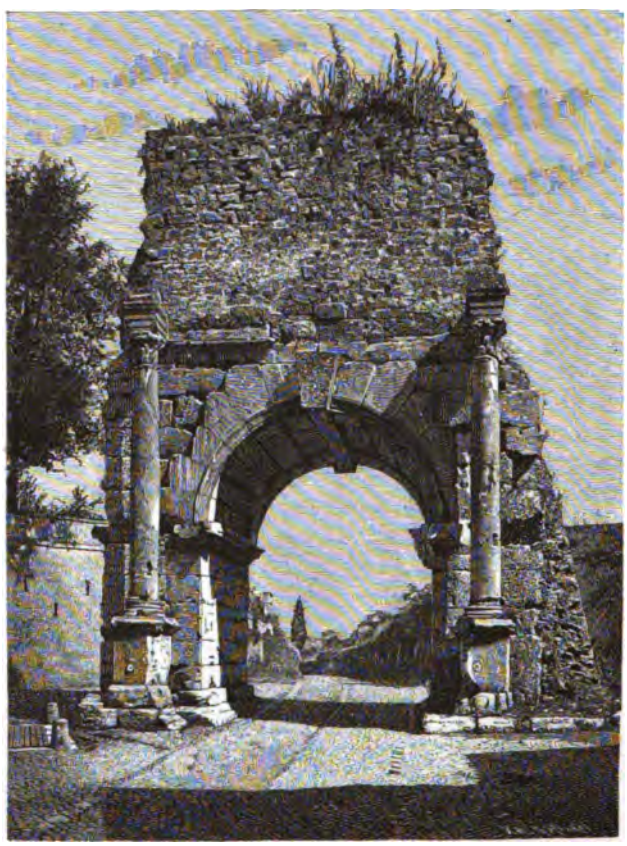
So früh als es im Jahre 9 v. Chr. dann nur irgend die Jahreszeit erlaubte, beeilte sich Drusus, sich mit voller Macht auf die Deutschen zu stürzen, die auch ihrerseits durch den Lärm seiner Rüstungen in gewaltige kriegerische Aufregung gerathen waren. Auch diesmal war das Glück den römischen Waffen andauernd treu. Unter mörderischen Gefechten durchzog Drusus trotz des erbitterten Widerstandes der tapferen Katten, deren langgestrecktes Gebiet bis zu ihrem Hauptort Mattium (Maden bei Gudensberg am nördlichen Ufer der Eder) und zerschmetterte auch ein Heer der Markomannen, die — zur Zeit ihrer Hauptmasse nach zwischen dem Neckar und dem mittleren und unteren Main, im Maingebiet und im Thale der fränkischen Saale haltend, wahrscheinlich den Katten Hilfe hatten bringen wollen. Dann warf sich Drusus nordwärts mit Erfolg auf die Cherusker, überschritt endlich — so scheint es — die Werra, marschirte höchst wahrscheinlich auf der uralten Völkerstraße durch die Ebene am Nordabfall des Thüringer Waldes, um zuletzt der Ilm und Saale folgend das linke Ufer der ersehnten Elbe zu erreichen. Auch diesen mächtigen Strom, auf dessen rechtem Ufer die starken Semnonen und Langobarden bereits unruhig wurden, zu überschreiten, gelang jedoch nicht, oder wurde nicht nachdrücklich versucht. Ohnehin war das römische Heer durch den schwierigen und opfervollen Zug offenbar ermüdet, und sehr froh, als Drusus den Rückzug aus dem unheimlichen nordischen Lande antrat. Als aber die Armee den halben Weg zwischen Saale und Rhein zurückgelegt hatte, traf sie ein schwerer



Grundriß der Saalburg bei Homburg v. d. H.

a) = Aeußere Umfassungsmauer. — b) = Wallgang, welcher zur Aufnahme der Vertheidiger bestimmt war. — c) = Breiter Weg für größere Truppentheile. Via angularis. — d) = Hauptpforte, Porta prätoria. — e) = Porta principalis dextra. — f) = Porta principalis sinistra. — g) = Porta decumana. — h) = Wohnung des obersten Befehlshabers, Prätorium. — i u. k) = Ueberreste von Baulichkeiten. — l) = Kleines Heiligthum. — m) = Brunnen. — n) = Oblonger Raum, auf dessen drei nach außen gekehrten Seiten drei Thüren angebracht sind. — o) = Quadratischer Thurm, welcher die Stelle eines Thores einnimmt.

Unfall. Anscheinend noch auf thüringischem Boden, noch vierzig Meilen von Mainz entfernt, stürzte Drusus mit seinem Pferde so unglücklich, daß ihm der Schenkel lebensgefährlich verletzt wurde. Die Armee mußte ein verschanztes Lager aufschlagen, und Eilboten flogen nach Italien, um dem Kaiser Augustus, der sich zur Zeit mit Livia zu Ticinum (Pavia) befand, die trostlose Kunde zu bringen. Der Kaiser verlor keinen Augenblick, um auf der Stelle den Tiberius, der (S. 117) soeben siegreich aus Illyrien zurückgekehrt war, nach Thüringen zu schicken. Dieser nun eilte freilich so schnell wie möglich nach Norden. Aber bald nach seiner Ankunft im römischen Lager starb Drusus (14. September), und Tiberius hatte nun die traurige Aufgabe, die Armee und die Leiche des Bruders nach Mainz zurückzuführen. Von hier aus wurde die Leiche des jungen Helden unter imposanten Trauerfeierlichkeiten nach Rom gebracht, wo ihm der tiefgebeugte Augustus, der selbst der Geschichtsschreiber der Thaten seines Lieblings wurde, eine große Todtenfeier bereitete. Zu Ehren des Drusus wurde an der Via Appia (an der Porta Appia oder P. San Sebastiano) ein marmorner Triumphbogen errichtet; der Senat aber schmückte, was bis dahin ohne Beispiel war, den todten Feldherrn mit dem stolzen Siegesnamen „Germanicus", der auch von seinen Nachkommen geführt werden sollte. Die Rheinarmee dagegen weihte ihm einen förmlichen Heroenkultus, namentlich zu Mainz, wo nicht nur Standbilder des Drusus aufgestellt, sondern auch auf dem höchsten Punkte



Triumphbogen des Drusus.

der Feſtung ein gewaltiges Prachtdenkmal in Geſtalt eines Kenotaphiums (der Eigelſtein in der Citadelle des jetzigen Mainz) errichtet wurde, bei welchem alljährlich feſtliche Wettſpiele ſtattfanden.

Das Werk des Druſus in Deutſchland ſollte dagegen Prinz Tiberius vollenden, der zwar viel weniger der Mann war, die Truppen für ſich in der Art wie ſein Bruder zu begeiſtern, der aber als ſehr glücklicher Feldherr und vorſichtiger Methodiker das volle Zutrauen der Armee beſaß, und als Diplomat ſeinen Gegnern überaus gefährlich war, dabei ganz beſonders die Kunſt verſtand, römiſche Parteien unter den deutſchen Stämmen ins Leben zu rufen. Der neue Oberfeldherr fand, als er im Jahre 8 v. Chr. verheerend in das Land der Sigambrer einbrach, die deutſchen Völker weithin entmuthigt, und ſehr geneigt, unter guten Bedingungen den hoffnungsloſen Krieg gegen Rom einzuſtellen. Als Auguſtus, damals wieder in Lugdunum, den durch ſeinen Stiefſohn an ihn gewieſenen deutſchen Geſandten erklärte, daß er nur dann auf Unterhandlungen eingehen werde, wenn auch die Sigambrer ſich zum Ziele legen würden, gaben auch dieſe nach, — jetzt um auf das ſchnödeſte die Argliſt der römiſchen Staatskunſt zu erfahren. Denn Auguſtus, vor dem nunmehr die Häuptlinge des tapferen Volkes als Geſandte erſchienen, behandelte dieſelben — wir wiſſen nicht, auf welchen frivolen Scheingrund hin, als Kriegsgefangene und hielt ſie als Geiſeln feſt. Es half dem Volke nichts; daß die ſtolzen Männer in der römiſchen Haft ſich ſelbſt den Tod gaben, um ihre Landsleute nicht durch die Rückſicht auf die Gefangenen in ihrer freien Bewegung zu lähmen. Führerlos wie ſie waren, konnten die Maſſen der Sigambrer den Anprall der Legionen nicht aushalten. Tiberius aber zwang nun einen großen Theil dieſes Volkes, darunter über 40,000 wehrhafte Männer, nach dem linken Rheinufer überzuſiedeln, wo er ſie in der Landſchaft zwiſchen den Marken der Ubier, der Menapier und der Bataver ſtationirte. Ein Reſt des Volkes wich nach den ſüdlichen Gebirgen des Inneren zurück; ein anderer Theil aber der Sigambrer, deſſen Gauname „Marſer“ jetzt als Volksname hervortritt, zwiſchen der oberen Ruhr und Lippe, wird erſt 15 Jahre ſpäter bedeutend für die Geſchichte dieſer Völkerkriege.

Im Jahre 7 v. Chr. ſchien der Plan, den Auguſtus in Sachen der nordiſchen Völker entworfen hatte, der Hauptſache nach gelungen zu ſein. Das deutſche Land zwiſchen Rhein und Elbe, ſo lautete die pompöſe Phraſe, galt als die jüngſte der römiſchen Eroberungen. Nun aber trat auf dieſer Seite für längere Jahre eine Pauſe in der größeren Action ein. Sie wird nicht allein durch die materielle Nothwendigkeit erklärt, die furchtbar koſtſpieligen deutſchen Feldzüge eine Zeit lang zu ſuspendiren, und durch die Abſicht, zunächſt die Mittel der Diplomatie und der Civiliſation zähmend auf die freien Naturſöhne des deutſchen Nordens einwirken zu laſſen: auch nicht bloß durch die Nothwendigkeit, das koſtbare ſoldatiſche Material der Rheinarmee nicht zu ſtark zu verbrauchen. Sehr entſchieden wirkte offenbar der jähe und

unwillige Rücktritt des Prinzen Tiberius von den öffentlichen Geschäften mit. Wir berühren damit den Punkt und die Epoche, wo die bisher durch unausgesetzte Erfolge gekrönte Regierung des Kaisers Augustus anfängt, sich zu ihrem härteren, mühevolleren, vielfach verdüsterten und glanzlosen letzten Abschnitt zu wenden.

Es ist schon früher bemerkt worden, daß das ungetrübte Glück, welches den ersten Kaiser der Römer auf seinem politischen Wege so lange begleitet hat, ihm in seinen persönlichen Verhältnissen nicht zur Seite stand. Gerade die Jahre des deutschen Krieges waren für ihn nach dieser Richtung hin reich an schweren Schlägen. Agrippa war im Jahre 12 gestorben; das nächste Jahr hatte des Kaisers Lieblingsschwester Octavia ihm entrissen. Drusus — der in Rom nicht bloß für den Stiefsohn Augusts galt — war in der Blüthe seiner Jugend gefallen, nun auch (8 v. Chr.) der kluge Vertraute Mäcenas gestorben. So verödete das kaiserliche Schloß auf dem Palatin immer mehr, und die Schicksalsfrage wegen der Nachfolge im Principat nahm für den alternden Augustus bereits einen sehr unbehaglichen Charakter an. Denn gerade der einzige Mann seiner Familie, der als Staatsmann und Feldherr sich bisher den schwierigsten Aufgaben in ausgezeichneter Weise gewachsen gezeigt hatte, Prinz Tiberius, war dem Stiefvater im höchsten Grade antipathisch. Es war das wohl begreiflich, denn die Naturen beider waren von Grund aus verschieden. Augustus war allerdings ein kühler Verstandesmensch; in Geschäften ein scharfer Kritiker, der selten lobte, seinem Tadel nach Römerart gern eine starke spöttische Beimischung verlieh; in der Repräsentation ein Meister, der nach antiker Art nichts herber von sich wies, als das ungefällige und linkische, und vor Allem auf die Wahrung der „Dehors“ bedacht. Sonst aber erscheint er als ein Mensch von sanguinischem Temperament, dessen heitere Gemüthsruhe, zum Theil auf einem starken Fonds von Gewissenlosigkeit basirt, nur selten durch ganz außerordentliche Erschütterungen ernstlich gestört wurde; sehr geneigt, sich heiterem Genuß des Lebens hinzugeben, wesentlich fröhlicher Natur, und mit den Römern seiner Zeit alle volksthümlichen Neigungen und Liebhabereien theilend. Ihm konnte ein junger Mann wie Tiberius nicht sympathisch sein, der ihm freilich als Offizier, als Verwalter, als Diplomat eine widerwillige Anerkennung abzwang, der aber auf allen Punkten nach Art seines Claudischen Blutes eine schroffe Eigenart ausgebildet hatte. Manche dieser charakteristischen Züge, die uns Modernen durchaus achtungswerth erscheinen, während sie ihn den Römern entfremdeten, traten freilich erst unter seinem eigenen Principat schärfer zu Tage. Aber zwei Momente waren es, die den Tiberius schon früh seinem Stiefvater unsympathisch machten. Ganz anders als der sonnige, frühlingsfrische Drusus war Tiberius eine herbe, schwer zugängliche, stets reflektirende, fast melancholisch düstere Natur; ein Mensch, bei dem alle Empfindungen ungemein tief gingen und furchtbar leidenschaftlicher Art wurden.

In seiner Weise nur wenig dazu gemacht, Liebe zu entzünden, wurde es auch ihm sehr schwer, sich anderen anzuschließen und wirkliche Liebe zu fühlen. Auch in seiner besten Zeit ist Tiberius mehr nur geachtet, von wenigen geliebt worden: wo er selbst wirklich liebte, geschah es mit einer Treue und Zähigkeit, die etwas Ergreifendes hat. Die Täuschungen aber, die ihn auf dieser Seite trafen, sind nicht nur für ihn persönlich von hochtragischen Folgen begleitet gewesen. Auf der andern Seite war Tiberius, dem bei aller Stattlichkeit und soldatisch-imposanten Wucht seiner massiven Erscheinung Anmuth und Grazie versagt geblieben sind, in seiner schweigsamen, stolz oder steif reservirten, eckigen Art sich zu geben, dem Kaiser um so weniger persönlich angenehm, weil der Prinz die zweischneidige Mitgabe einer seltenen Verstandesschärfe besaß, deren durchdringende Kraft alle Illusionen grausam zerstörte. Tiberius, dessen scharfer Verstand und ätzender Spott selbst die Schmeichelei nicht leicht ungestraft an sich herankommen, ihn persönlich in späteren Jahren zu dem schrecklichen melancholischen Choleriker des älteren Principats werden ließ, durchschaute auch mit seinem klaren Blicke die ganze Politik seines Stiefvaters, nicht gerade zur besonderen Genugthuung des klugen „Dyarchen". Er erkannte aber noch weit deutlicher die zäh festgehaltene Tendenz des Augustus, die julische Gruppe des Kaiserhauses für die Erbfolge heranzuziehen, und den Eroberer Vindeliciens und Pannoniens in den Hintergrund zu schieben. Machte ihn das anfangs nur noch finsterer und verschlossener, so mußte endlich doch einmal der offene Bruch eintreten, als die tiefsten Gefühle dieses in unglückseligste Stellung gedrängten Mannes zugleich mit seinem wohl berechtigten Selbstgefühle immer schwerer verletzt wurden.

Tiberius.

Die Kaiserin Livia, die natürlich die Interessen ihrer Söhne eifrig verfocht und deren Stolz Tiberius noch in höherem Grade war, als früher selbst Drusus, hatte nach dem Tode des großen Agrippa einen Schachzug auf dem Gebiete ihrer Familienpolitik geführt, der ihr selbst als ein großer Ge-

winn erschien, aber für ihren Sohn sehr trübe Folgen hatte. Um nämlich dem Tiberius, wie sie hoffte, sicher den Weg zur Herrschaft zu bahnen, bestimmte sie den Kaiser, seine Tochter Julia, des Agrippa Wittwe, i. J. 11 v. Chr. mit dem Stiefsohne zu verheirathen. Es war ein schlimmes Werk, was Frauenhände hier zurecht arbeiteten. Tiberius mußte sich zum Zwecke der neuen Verbindung mit der Kaisertochter erst mit äußerstem Widerstreben von seiner jugendlichen Gattin Vipsania (S. 6) scheiden, die er mit heißer Leidenschaft liebte; die an ihm jetzt durch Mutter und Stiefvater verübte Gewaltthat mußte die herbe Natur des Prinzen noch mehr verdüstern. Und nun war ihm persönlich der frivole, leichtsinnige Charakter der schönen, eleganten, geistig hoch begabten, aber zügellos sinnlichen Wittwe Agrippas von Grund aus widerwärtig. Die neue Ehe wurde dem Tiberius allmählich zu einer glühenden Fessel. Denn Julia, die auch dem Agrippa die Treue nicht bewahrt hatte, stellte sich nach kurzem Rausche in ihrem fürstlichen Stolze um so feindseliger zu dem ungeliebten Gatten, je mehr ihre Liebhaber, wie der wüste Sempronius Gracchus, sich beeiferten, die verachtungsvolle Abneigung gegen den „unebenbürtigen", finstern und aller Anmuth des Verkehrs baaren Gatten zu schüren. Der Druck dieser Ehe, dieser Verbindung mit der mächtigen Frau, die seine Ehre so schlecht bewahrte, lastete schwer auf dem tapfern Feldhern. Dazu aber trat der Umstand, daß sein persönliches Selbstgefühl immer empfindlicher verletzt wurde durch die systematische Bevorzugung, welche Augustus seinen Adoptivenkeln (S. 98), Juliens Söhnen von Agrippa, Gajus und Lucius, offenkundig bezeigte. Es lag zu Tage, daß der Kaiser in den beiden jugendlichen Prinzen sich die Nachfolger in der Reichsherrschaft erzog, und der Senat wie das Volk kamen seiner Absicht sympathisch entgegen. Unter diesen Umständen bildete sich bei Tiberius allmählich eine Stimmung heraus, wie (S. 95) einst bei Agrippa zur Zeit des jungen Marcellus. Als Augustus dem Stiefvater seiner Enkel i. J. 6 v. Chr. nach der Rückkehr aus Deutschland die sekundäre tribunicische Gewalt auf fünf Jahre ertheilte und ihn, um ihn aus der Nähe der jugendlichen Kronprinzen zu entfernen, mit einem Kommando im Orient betrauen wollte, da trat Tiberius zu höchstem Unwillen des alternden Kaisers von den Geschäften zurück, und setzte es durch, daß ihm erlaubt wurde, sich mit einem kleinen Gefolge in die durch Studien belebte Muße auf der Insel Rhodos zurückzuziehen.

Augustus empfand es überaus bitter, daß mit einem Male die bedeutendste Kraft seines Hauses sich ihm versagte. Das Rom dieser Tage zeigte einen auffallenden Mangel an politischen und militärischen Talenten. Nicht umsonst hatten die Henker des Triumvirats und die Schlachten der Bürgerkriege wahre Hekatomben der begabtesten Männer der alten Republik gefällt. So schnell war hier weder aus den alten Geschlechtern, noch aus dem Ritterstande und aus Freigelassenen ein brauchbarer Nachwuchs zu schaffen. Und die Verödung des öffentlichen Dienstes nahm einstweilen nur noch zu, weil

gerade in dem senatorischen Stande die bedenklichste Gleichgültigkeit gegen das Staatsleben immer mehr sich steigerte: theils weil eine Zeit der Erschlaffung eingetreten war, wo nicht wenige es vorzogen, sich dem raffinirtesten Lebensgenusse zu ergeben, theils weil ein großer Theil dieser Männer — immerhin wohl verständlich, darum jedoch nicht minder thöricht — sich überzeugt zu haben glaubte, daß in dem römischen Reiche nun doch Alles nach dem Willen des Princeps geschehe, und daher kein besonderes Interesse mehr hatte, den dem Senat gebliebenen Theil der Rechte wirksam wahrzunehmen. Sicher war jedenfalls das, daß Augustus zur Zeit nur über eine sehr kleine Zahl von Männern höherer Begabung zu verfügen hatte und daher den Rücktritt seines Stiefsohnes sehr bitter empfand. Wenn aber Tiberius etwa gehofft hatte, durch diesen Schritt seine Unentbehrlichkeit recht sehr fühlbar zu machen und seine Chancen für die Zukunft schnell gebessert zu sehen, so mußte er bald erkennen, daß er sich stark geirrt hatte.

Es dauerte sehr lange, bis Liviens ältester Sohn wieder zu großen Dingen berufen wurde. Und inzwischen spielte in dem julischen Zweige des Kaiserhauses eine überaus klägliche Tragödie ab. Augustus suchte gerade jetzt die von ihm zärtlich geliebten adoptirten Enkel systematisch in den Vordergrund zu ziehen und möglichst bald für den öffentlichen Dienst zu schulen, obwohl sie ihm durch anmaßendes Wesen, Uebermuth und Hang zu Genüssen nur zu bald anfingen viele Sorge zu machen. Schon im Frühjahr 2 v. Chr. wurde der damals 18jährige Gajus, der auch schon unter seinem Stiefvater die letzten Züge in Deutschland mitgemacht hatte, mit militärischen Aufträgen zu der illyrischen Armee gesandt. Von hier zurückgekehrt, sollte er ein großes Kommando im Orient übernehmen. Aber während seiner Abwesenheit von Rom erreichte seine schöne sündige Mutter Julia das rächende Geschick. Die üppige Tochter des Kaisers hatte die Entfernung ihres verhaßten Gatten benutzt, um ihrem sinnlichen Uebermuth in immer frecherer Weise Genüge zu thun; das unselige Weib war völlig auf das Niveau einer gemeinen Dirne herabgesunken. Und nun, so scheint es, war es die schlaue, in aller diplomatischen Kunst ihrem Gatten ebenbürtige Livia, welche im Sommer d. J. 2 v. Chr. (nach dem Juli und vor dem Oktober) den Kaiser, der von solcher Schmach seines Hauses keine Ahnung hatte, in der ungeschminktesten und schonungslosesten Weise von der geheimen Geschichte seiner Tochter in Kenntniß setzte oder setzen ließ. Der Zorn des in seinen besten Empfindungen so grausam verletzten Kaisers war furchtbar. Und da er nicht einmal mehr einen Weg sah, um auch nur leidlich den äußeren Schein zu wahren; da ferner in seiner Umgebung Niemand mehr lebte, der zu einiger Mäßigung hätte rathen dürfen, so verbarg er sich persönlich schamvoll in seinem Kabinet, verfügte aber mit schonungsloser Rücksichtslosigkeit die härtesten Maßregeln. Einer der Quästoren mußte den Anklagebericht gegen Julia vor versammeltem Senate mittheilen. Der Kaiser selbst aber verurtheilte die schuldige Frau zu harter Haft auf der öden Felsenklippe Panda-

taria (j. Vandotina zwischen Ponza und Ischia), einer der jetzt sogenannten Ponzasinseln zwischen Neapel und dem Circellovorgebirge. Nur Juliens Mutter Scribonia durfte die Verbannung freiwillig mit ihr theilen. Erst fünf Jahre später erlaubte der unversöhnlich zürnende Princeps die Uebersiedelung seiner Tochter in etwas mildere Haft nach Rhegion. Die Ehe Tibers mit Julia wurde geschieden; die namhafteren Genossen ihrer Ausschweifungen traf theils hartes Exil, theils die Todesstrafe. Letztere namentlich den Julus Antonius, den zweiten Sohn des alten Triumvirs von der Fulvia, der, so heißt es, die große Gunst, die ihm der Kaiser bisher erwiesen, und die Ehre der Verbindung mit einer Tochter der Octavia, dem Augustus durch Buhlschaft mit Julia und Einleitung eines Complottes gedankt hatte, wie deren seit Actium schon mehrere gegen das Leben und die Herrschaft des Augustus gerichtet worden.

Livia hatte nun freilich ihren Sohn an Julia schrecklich gerächt; sie hatte auch die stärkste Rivalin und deren bestimmenden Einfluß am Hofe für immer beseitigt. Aber für Tiberius erwuchs daraus zunächst kein Vortheil. Im Gegentheil, während die Abneigung des Kaisers es dahin brachte, daß der Aufenthalt in Rhodos sich nur noch formell von einer Verbannung unterschied, daß auch die tribunicische Gewalt ihm bei deren Ablauf nicht erneuert wurde, — sollte jetzt der junge Prinz Gajus, zur Zeit in besonders hoher Gunst des Kaisers stehend, und von seiner Mutter her durchaus kein Freund des Stiefvaters, im Orient sich die ersten militärischen und politischen Lorbeeren gewinnen. Mit dem Jahre 6 v. Chr. waren auf der Ostseite des Reiches nachtheilige Veränderungen eingetreten. Der armenische König Tigranes III. (S. 97) war gestorben, und sein Nachfolger Tigranes IV. lehnte sich wieder an den Hof von Ktesiphon an, um sich dem ihm lästigen römischen Einfluß entziehen zu können. Diese Politik fand hier eine sehr gute Aufnahme, weil der junge Partherkönig Phrahates V. (auch Phrahatakes genannt), der nicht lange nach dem Jahre 9 v. Chr. durch Ermordung seines Vaters Phrahates IV. auf den Thron gekommen war, im Gegensatz zu dessen Haltung eine römerfeindliche Politik eingeschlagen hatte. Da damals Tiberius das Kommando in Asien ablehnte, so hatte Augustus (5 v. Chr.) durch den syrischen Legaten P. Quinctilius Varus den Artavasdes auf den armenischen Thron führen lassen. Bald aber war es den Parthern und den Armeniern gelungen, nicht ohne empfindlichen Verlust der Römer den Artavasdes wieder aus den Alpenländern des Ararat zu vertreiben. Augustus konnte diesen Zustand nicht auf die Dauer ungestraft fortbestehen lassen. Es erhielt daher Gajus die Mittel und die umfassende Vollmacht (das außerordentliche, sekundäre, proconsularische Imperium), um die Interessen des Reiches in Asien zu wahren. Gajus verließ in Begleitung von Männern wie M. Lollius Paullinus, Gnäus Domitius Ahenobarbus (Vater des spätern Kaisers Nero), und Aelius Sejanus, im Jahre 1 v. Chr. die Residenz, wandte sich zunächst nach Aegypten, unternahm zuerst einen erfolgreichen Feldzug gegen

die unbotmäßigen Nabatäer von Petra im nordwestlichen Arabien, und ging dann nach Syrien, um hier die Angriffe auf die Parther und Armenier vorzubereiten. Es kam aber nicht zu einem großen Kriege. Auf die Kunde von Gajus' Ankunft hatten Phrahates V. und Tigranes IV. nachgiebige Depeschen an Augustus geschickt, die eine bequeme Ausgleichung ermöglichten. Dieselbe wurde (gegen Ende d. J. 1 nach Chr.) durch eine Zusammenkunft des Gajus mit dem Partherkönig auf einer Euphratinsel vollendet. Der Partherkönig gab Armenien auf; dafür versprachen die Römer, seine in Rom lebenden, in Wahrheit besser berechtigten Stiefbrüder nicht nach Ktesiphon zurückkehren lassen zu wollen.

Ebenso bequem schienen die Dinge in Armenien sich ordnen zu sollen. Jener Artavasdes war gestorben, und Tigranes IV. fiel eben damals im Kampfe mit einem feindlichen Nachbarvolke. Nun erzielte es Gajus, daß unter Zustimmung der meisten Armenier der Prinz Ariobarzanes (II.) von Atropatene (ein Sohn des alten medischen Artavasdes), zum König des schönen Alpenlandes bestimmt wurde, dem später sein Sohn Artavasdes folgte. Obwohl nun diese Ordnung der Dinge die Mehrheit zufrieden stellte, so brach nichts desto weniger einige Zeit nachher, — vielleicht von Ktesiphon aus angeregt, wo Phrahates V. durch eine Meuterei gestürzt und Orodes II. auf den Thron erhoben wurde, — in einer armenischen Landschaft ein Aufstand aus, den zu dämpfen Gajus nunmehr mit starker Macht versuchte. Dieses ist ihm auch (3 n. Chr.) gelungen; aber bei der Belagerung der Stadt Artagira wurde der junge Prinz bei einer Zusammenkunft mit dem tückischen armenischen Häuptling Addnus von diesem schwer verwundet. Und damit leitete sich eine ganz neue Wendung der Verhältnisse in Rom ein.

Die Parther freilich sind damals nicht wieder gefährlich geworden. Der heftige und grausame König Orodes II. fand bald genug nach der Sitte seines Landes den Tod durch die Dolche einer Anzahl vornehmer Verschworener, und nun (zwischen 4 und 6 n. Chr.) erbaten die Parther von Augustus die Zusendung des Vonones I., des ältesten der in Rom lebenden Söhne des vierten Phrahates, als ihres neuen Herrschers. Dagegen hatte Prinz Gajus, ohnehin durch Ausschweifungen erschöpft, die Folgen jener schweren Verwundung nicht zu überwinden vermocht. Er hatte, geistig und physisch ermüdet, nach Beendigung der asiatischen Geschäfte die Rückreise nach Rom angetreten, war aber am 21. Februar d. J. 4 nach Chr. zu Limyra in Lykien gestorben. Der Eindruck, den dieser neue Todesfall in seiner Familie auf den alternden Augustus machte, war um so tiefer und schmerzlicher, weil des Gajus jüngerer Bruder Lucius bereits 18 Monate früher, im August d. J. 2 nach Chr., auf der Reise zum Eintritt in die spanische Armee, zu Massilia von dem Tode ereilt war.

Damit ging endlich der Glücksstern des Tiberius wieder auf. Das war denn auch der letzte Grund, — verbunden mit der späteren furchtbaren Abneigung der römischen Aristokratie gegen Livia und Tiberius, — der

nachmals das unheimliche, auch von vielen Neueren aufgenommene Gerücht entstehen ließ, daß bei diesen Todesfällen die Hand der Kaiserin in geheimnißvoller, aber wirksamer Weise mit im Spiele gewesen sei. Ein irgendwie haltbarer Indicien- oder Zeugenbeweis für die positive Schuld der beiden fürstlichen Persönlichkeiten, denen das Verschwinden der jungen Prinzen vom Schauplatze nun allerdings thatsächlich zu Gute gekommen ist, läßt sich jedoch, die Wahrheit zu sagen, hier eben so wenig führen, wie in manchen analogen späteren Fällen der wahrhaft trostlosen Familiengeschichte des julisch-claudischen Hauses.

In dem Moment, wo die Botschaft von Gajus' Tode in Rom eintraf, befand sich Tiberius bereits wieder in der Residenz. Auf Livias flehentliche Bitten hatte ihm Augustus endlich im Juli d. J. 2 n. Chr. erlaubt, wieder nach der Tiber zurückzukehren. Aber nur unter empfindlichen Demüthigungen. Prinz Gajus hatte zuvor seine Zustimmung zu der Rückkehr seines Stiefvaters außer Dienst geben, Tiberius selbst sich die Bedingung gefallen lassen müssen, sich von den Staatsgeschäften fern zu halten. Nun aber sah sich Augustus sowohl durch dringende öffentliche Angelegenheiten, wie durch die Verödung seines Hauses genöthigt, sich in aller Form mit Tiberius auszusöhnen. Am 27. Juni d. J. 4 nach Chr. wurde der letztere von dem Kaiser adoptirt und damit in die julische Familie aufgenommen, ihm zugleich die tribunicische Gewalt wieder auf fünf Jahre verliehen. Aber noch immer mußte Livia erkennen, daß ihr Gatte nur aus politischen Motiven zu diesem Schritte sich entschloß, und andere Glieder des Kaiserhauses ihm ungleich näher standen. Denn einerseits hatte Tiberius unmittelbar zuvor, obwohl er von der Vipsania einen Sohn hatte, den damals etwa 16jährigen Drusus, sich dazu bequemen müssen, den jüngsten Liebling des Kaisers zu adoptiren. Es war dieses die liebenswürdigste und reinste Persönlichkeit des fürstlichen Hauses, des edlen Drusus jugendlicher Sohn Germanicus, welchen Augusts Schwestertochter, die „jüngere Antonia" (Octaviens und M. Antons i. J. 36 v. Chr. geborene Tochter), eine der trefflichsten Frauen dieser Zeit, dem jungen Feldherrn am 24. Mai 15 v. Chr. geboren hatte. Augustus aber, der trotz des unversöhnlichen Bruches mit seiner Tochter ihre Kinder auf das zärtlichste liebte, verheirathete den hochbegabten Germanicus schon i. J. 5 n. Chr. mit Agrippas jüngerer Tochter, mit der (zwischen dem 12. und 27. October 14 oder 13 v. Chr. geborenen,) stolzen und schönen Vipsania Agrippina, und hatte andrerseits Agrippas letzten Sohn, den nach des Vaters Tode i. J. 12 v. Chr. geborenen Agrippa Posthumus, gleichzeitig mit Tiberius adoptirt.

Nichts desto weniger war der Weg zu neuer Größe jetzt für Tiberius geöffnet. Der treffliche Germanicus ist ihm persönlich niemals hindernd in den Weg getreten. Agrippa aber, ein ganz roher Jüngling von riesiger Körperkraft, ohne allen Sinn für höhere Bildung, von gemeinen Sitten und Neigungen und zügelloser, unbesonnener Heftigkeit, die den Augustus selbst

nicht verschonte, wurde schon i. J. 7 n. Chr., schwerlich ohne erhebliches Zuthun der Livia, von Augustus nach eingeholter Gutheißung des Senates nach der öden Felseninsel Planasia (j. Pianosa) in der Nähe von Elba verwiesen und dort als Staatsgefangener gehalten. Ein Jahr später erreichte seine und Agrippinas ältere Schwester Julia ein ähnliches Schicksal. Diese junge Dame war mit L. Aemilius Paullus, einem Großneffen des Triumvirs Lepidus, verheirathet worden. Aber ihr Glück nahm ein Ende mit Schrecken. Ihr Gatte hatte eine Verschwörung gegen den Kaiser angestiftet, die entdeckt wurde und zu seiner Verbannung führte. Julia dagegen, die in Ueppigkeit, Verschwendung und liederlicher Leichtfertigkeit ihrer Mutter nachahmte, wurde nicht lange nachher des Ehebruchs überwiesen und nach der Inselklippe Trimerus (j. Tremiti) an der apulischen Küste deportirt, wo sie zwanzig Jahre lang bis zu ihrem Tode in Haft blieb. In ihr Verderben wurde auch ein Vertrauter des fürstlichen Hauses, der damalige Lieblingsdichter der Weltstadt, hineingezogen. Die Prachtblüthe des goldenen Zeitalters der Augusteischen Litteratur war seit Horazens Tode schnell verwelkt. Das frühere Interesse des Kaisers und des Hofes an der litterarischen Bewegung war auch seit Mäcenas' Tode erloschen, und es gab nur noch einen Elegiker in Rom, der die Oede des in seine rauhere Phase eingetretenen Principates belebte, nämlich Publius Ovidius Naso. Dieser Sohn einer begüterten Familie von Sulmo im Pälignerlande, ritterlichen Standes, geb. den 20. März 43 v. Chr., — seiner äußern Lebensstellung nach ursprünglich praktischer Jurist, — ein hochgebildeter und reichbegabter Dichter und Freund des Propertius, hatte die Technik der römischen Poesie auf eine nachher nicht wieder erreichte Höhe gebracht. Composition, Sprache, Versbau, harmonisches Ebenmaß seiner Gedichte, der leichte Fluß, die Anmuth und die Grazie seiner Verse, nicht minder der oft durchklingende ironische Ton, waren das Entzücken der Zeitgenossen. Freilich war es mehr nur ein prachtvolles Gewand. Der Inhalt seiner Gedichte ließ sittlichen Ernst, ja selbst Tiefe der Empfindung gar sehr vermissen. Mochte immerhin die Lebenshaltung des dreimal glücklich verheiratheten Dichters eine im Sinne des Zeitalters persönlich ehrbare sein, so dominirte doch in seinen Gedichten bei aller geistreichen Beweglichkeit und vielseitigen raschen Empfänglichkeit Ovids für jeden Eindruck überlange die Erotik der sinnlichsten Art. Sieht man ab von der ihrer Zeit, wie es heißt, bewunderten Tragödie „Medea", so hatte Ovid bis zur Zeit seiner Katastrophe namentlich durch seine rhetorisch gehaltenen „Heroiden" (Briefe der Heroinen der Vorwelt an ihre Gatten oder Geliebten), durch die „Amoren", Bilder erotischen Inhalts, namentlich aber durch seine, scherzhafter Weise in Gestalt eines kunstgerechten Lehrgedichtes gehaltene, mit dem ganzen Apparat der Rhetorik ausgestattete „Kunst zu lieben" (nämlich Liebesverhältnisse mit Libertinen einzuleiten und dauernd zu machen), i. J. 2 oder 1 vor Chr., und durch die „Heilmittel der Liebe" (Anleitung wie man von einer lästigen Leidenschaft sich befreien könne), i. J.

1 oder 2 nach Chr., die römischen Leser entzückt. Während er aber später mit dem unter dem Namen der „Verwandlungen" allbekannten mythologischen Gedicht und mit der Sammlung römischer Sagen in Gestalt eines Festkalenders beschäftigt war, traf ihn ein Schlag, der den weichlichen Bürger der üppigen Hauptstadt innerlich vernichtete. Im Zusammenhang mit der Katastrophe der Prinzessin Julia wurde er, ohne daß wir das Nähere wirklich erfahren, durch den Befehl des Augustus, der schon sonst auf ihn wegen der „Kunst zu lieben" sehr schlecht zu sprechen war, im December d. J. 9 n. Chr., für immer aus Rom verwiesen und mußte seinen Aufenthalt unter den Geten am schwarzen Meere, in der Stadt Tomi (Anadolköi bei dem heutigen Köstendsche) nehmen, wo er trotz aller Bitten und trotz seiner in den „Tristien" und „pontischen Briefen" ausgeströmten Klagen, auch in der zweiten Hälfte d. J. 17 nach Chr. gestorben ist.

Während in solcher Weise der Hof seine wenig erfreuliche Geschichte hatte, war Prinz Tiberius so glücklich gewesen, im Reiche höchst verdienstliche Kriegsthaten auszuführen. Während seines Aufenthaltes zu Rhodos hatten die deutschen Dinge eine für die Römer höchst bedrohliche Gestalt angenommen. Zwischen Rhein und Elbe allerdings blieb einstweilen Alles ruhig. Die römische Civilisation, der Handelsverkehr, die Befreundung nicht weniger angesehener Häuptlinge mit den Römern, der Dienst vieler junger deutscher Krieger theils in der germanischen Garde zu Rom, theils in Abtheilungen der Auxiliaren, knüpfte langsam, aber sicher immer neue Beziehungen zwischen den Natursöhnen des nordischen Wald- und Bauernlandes und der Weltmacht des Südens. Dagegen hatten sich gerade gegenüber dem Alpenglacis Italiens und der pannonischen Donau ganz unerwartet schnell schwere und drohende Gewitterwolken zusammengeballt. Der Sieg des Drusus (S. 127) über die Markomannen i. J. 9 v. Chr. hatte diesen Stamm schwer erschüttert. Da stellte das Volk den tüchtigsten jungen Mann in seiner Mitte zu seiner Sicherung als Herzog an seine Spitze. Es war Maroboduus, den wir gewöhnlich (obwohl sprachlich keineswegs richtig) Marbod zu nennen pflegen. Er ist es, der zuerst den Römern in empfindlicher Weise zeigte, wie bildungsfähig die deutschen „Barbaren" waren, und daß es für Rom auch seine sehr gefährliche Seite hatte, wenn begabte deutsche Jünglinge unter dem Bann der Adler militärisch geschult wurden. Der Sohn eines edlen Geschlechts, eine kraftvolle Erscheinung, kühnen und hochstrebenden Geistes, ein Mensch von herrischem Charakter und ungewöhnlich scharfem Verstande, hatte sich Marbod in jüngeren Jahren nach Rom begeben, im Dienste des Kaisers, der ihn persönlich mit Gunst behandelte und mehrfach auszeichnete, die Kriegskunst, die Taktik, die Gewalt und Bedeutung der römischen Disciplin für Erfolge im Kriege praktisch kennen gelernt. Mehr noch, er hatte auch das Gewicht und die Wirksamkeit der monarchischen Ordnung erkannt, welche die Kräfte eines Volkes Einem Willen dienstbar macht. Als ihn jetzt die Wahl seines Stammes an die Spitze stellte, bestimmte er zuerst (8 v. Chr.)

die Markomannen und was sich ihnen von andern Stämmen sonst noch anschloß, das durch die Römer in Hessen, am Oberrhein und in Augsburg höchst gefahrvoll umklammerte südwestdeutsche Land zu räumen und aus dem Mainthal nach dem böhmischen Bergkessel überzusiedeln, den die Markomannen vielleicht schon vor mehr denn fünfzig Jahren den Bojern abgewonnen hatten, jetzt aber zum Centralsitze einer neuen Macht gestalteten.

Hier überzeugte Marbod seine Markomannen, daß man den Römern nur widerstehen könne, wenn man sie mit gleichen Waffen zu bekämpfen vermöge. So wurde der Platz Marobudum oder Marobudunum die Centralstellung des neuen Reiches, welches der kühne Herzog ins Leben rief. Seine persönliche Stellung wurde die eines Königs; zwar blieben die Versammlungen des Volkes und des Adels bestehen, die Gerichtsbarkeit in der Hand der gewählten Richter. Aber während für das Regiment nach Innen List und Gewalt für Marbod leicht ersetzten, was an rechtlicher Befugniß fehlte, schuf er sich seine wesentliche Macht durch Ausbildung eines gewaltigen Heeres, welches in strengerer Ordnung sich bewegte, als sonst der deutsche Heerbann, theilweise auch nach römischer Art bewaffnet und geschult wurde. An Marbods persönliche Gefolgschaft lehnte sich theils der Heerbann der Markomannen, theils der Zuzug anderer deutscher Söldnerschaaren. Dieses Heer aber schulte er theils der Beute halber, theils zur Umbildung in eine wirkliche Armee, theils zur Ausdehnung seiner Macht, durch umfassende Kriegszüge, die — von Böhmen und Mähren aus nach den Karpathen und der Weichsel, nach der Oder und nach der Elbe gerichtet — allmählich die deutschen Völker bis zur Ostsee unter seiner Oberhoheit. vereinigten. Allmählich wurde Marbod der bewunderte Held aller deutschen Stämme; er galt als der natürliche Vorkämpfer der Deutschen gegen die Römer, die ihn endlich nur mit äußerster Besorgniß betrachteten.

Augustus sah nicht allein mit Unwillen, daß Marbod, so rücksichtsvoll er gegen die Römer noch immer auftrat, so freundschaftlich er mit dem palatinischen Hofe verkehrte, dennoch sich als dem Kaiser des Südens völlig ebenbürtig fühlte. Er fürchtete nicht allein, daß die Widerstandskraft der Deutschen zwischen Rhein und Elbe gegen die Legionen aus dem Hinblick auf das böhmische Reich erhebliche Stärkung ziehen müsse. Im Sinne der uralten Politik Roms, die bis zum Auftreten der Sasaniden und der deutschen Völkerbündnisse des dritten Jahrhunderts konsequent fortgesetzt worden ist, sollte überhaupt an Roms Grenzen keine starke Waffenmacht geduldet werden. Am wenigsten unmittelbar vor den Pforten der Alpen, Angesichts der dumpf grollenden Pannonier; am wenigsten ein Reich, welches durch Sammlung und Schulung der jugendfrischen deutschen Waffenkraft die Vortheile aufzuwiegen schien, welche Kriegskunst und geschlossene Einheit den Römern bisher noch über die isolirten deutschen Völker verliehen hatte.

Augustus hatte anfangs nur erst Rekognoscirungen im großen Stil

gegen Marbods Arbeiten versucht. Sein gallischer, seit 6 v. Chr. fungirender Legat L. Domitius Ahenobarbus, der mit der Octavia und des M. Antonius älterer Tochter vermählte Sohn des alten antonianischen Admirals, (er selbst Neros Großvater), erhielt den Auftrag, von Rätien aus Marbod zu überwachen. Als dieser Römer die Hermunduren abgeneigt sah, sich unter Marbods Hoheit zu stellen, und nun vor Marbods Angriffen der zwischen der meißnischen Elbe und der Saale wohnende Theil dieses Volkes seine Sitze verließ, nahm er sie unter Roms Schutz, überwies ihnen das von den Markomannen verlassene Mainthal, und dehnte somit Roms Einfluß mittelbar bis zum Thüringer Walde und bis zum Voigtlande aus. Auf diese Allianz gestützt, wagte er dann i. J. 2 v. Chr. den überaus verwegenen Zug von Augsburg quer durch Süddeutschland und das Voigtland, bis zur mittleren Elbe, die er dann überschritt, um bis zur Havel vorzudringen. Freilich scheint gerade dieser Vorstoß der Römer die Semnonen (in der Mark Brandenburg) und die Langobarden erst recht bestimmt zu haben, zu ihrer Sicherheit sich nun an Marbod anzuschließen. Freilich hat Domitius, als er i. J. 1 v. Chr. wieder am Rhein kommandirte, zwar von Vetera nach der mittleren Ems durch weite Moorstrecken eine praktikable Straße gelegt, dann aber durch einen nachdrucks- und erfolglosen Versuch, in inneren Parteiungen der Cherusker zu vermitteln, die im westlichen Deutschland jetzt an die Stelle der Sigambrer getreten waren, Roms Ansehen in Westdeutschland derart erschüttert, daß erst i. J. 3 nach Chr. ein neuer Legat hier das alte Verhältniß wieder herstellen konnte. Es war der ausgezeichnete Feldherr Gajus Sentius Saturninus; ein Mann von altrömischer Kraft, Würde und Tüchtigkeit, der wie nur wenige Römer es verstand, auf die Sinnesweise der freien Deutschen einzugehen und sie durch überaus geschickte, loyale und vorsichtige Behandlung für sich und Rom zu gewinnen.

Nun hatte endlich Augustus sich mit Tiberius wieder ausgesöhnt, und sofort wurde der Plan entworfen, mit Marbod gründlich aufzuräumen, der bereits über ein Heer von 70,000 Mann und 4000 Pferde gebot, an welches sich leicht viele Tausende andrer deutscher Krieger anschließen konnten. Mit einer diplomatischen Meisterschaft, der hernach der König der Markomannen, der die wahre Gesinnung der Römer gegen ihn trotz seiner Klugheit doch niemals erkannt hat, erliegen sollte, beschlossen die römischen Staatsmänner, zuerst noch einmal einen großen Aufmarsch der Legionen bis zur Unterelbe zu versuchen. Es galt, unter allen Umständen zuerst das westliche Deutschland sich zu sichern; blieb Marbod dem gegenüber ruhig und neutral, so verlor er bereits bei den Deutschen sein Ansehen als der allein berufene Vorkämpfer der germanischen Freiheit gegen Rom. Es ist auch wirklich so gekommen. Marbods politischer Weitblick deckte sich nicht mit seiner fürstlichen Herrschsucht. Tiberius, der noch im Sommer d. J. 4 n. Chr. (in Begleitung seines Bewunderers und Biographen, des Reiteroberſten M. Vellejus Paterculus), als Oberfeldherr am Rhein erschien, dirigirte den Sentius

gegen die Katten, schüchterte persönlich alle unruhigen Elemente zwischen Lippe und Osning durch den Aufmarsch der Legionen gründlich ein, überschritt die Weser, nöthigte die östlichen Theile der Cherusker, in die Clientel Roms einzutreten, und hielt bei Aliso die Winterquartiere. Und während nun im Laufe d. J. 5 nach Chr. Augustus den großen Markomannenkrieg theils durch die Formirung einiger neuer Legionen, theils durch (S. 100 fg.) Verlängerung der Dienstzeit der Veteranen um vier Jahre, wie auch durch ausgiebigere Gestaltung der Entlassungsgelder in verschiedener Weise vorbereitete, hat Tiberius einerseits in Begleitung cheruskischer Schaaren von Aliso her den Marsch durch Niederdeutschland bis zu der Gegend von Hamburg siegreich ausgeführt, die Langobarden über die Elbe gedrängt, das Land elbaufwärts rekognoscirt, andererseits die Rheinflotte nach der Mündung der Elbe und in dieser aufwärts bis zu seinem Lager segeln lassen. Mehr noch, ein römisches Geschwader hatte die Küste bis zur Nordspitze von Jütland befahren und die Flagge des Kaisers im Kattegatt entfaltet.

Nach so imposanten Erfolgen und Demonstrationen sollte nun der Todesstoß gegen das Reich des Königs Marbod geführt werden. Die Römer boten zu solchem Zwecke gewaltige Massen auf. Tiberius, dem der illyrische Legat Valerius Messalinus aus Dalmatien und Pannonien sechs Legionen zuführte, machte Carnuntum (S. 114) zu seiner Basis, von wo aus er im Frühling d. J. 6 n. Chr. ein Stück an der norischen Donau aufwärts marschirte. Dann überschritt er den gewaltigen Strom, legte ein festes Lager an, und wandte sich dann westnordwestlich gegen Böhmen und Marbods Hauptstadt. Gleichzeitig war aber auch Sentius Saturninus mit sechs rheinischen Legionen von Mainz ausgerückt, hatte sich mit Hilfe der Hermunduren mit Axt, Radehacke, Grabscheit und Feuerbränden Bahn gebrochen durch die Wälder des Maingebietes, und wollte nun in der Richtung auf den Regensburger Donau-Abschnitt ebenfalls Böhmen erreichen. Endlich waren die beiden Heersäulen der Römer einander so nahe gekommen, daß die Feldherren sicher erwarten konnten, die 15 bis 20 deutschen Meilen, die sie noch von einander trennten, gleichzeitig zu überwinden. Sie hofften binnen fünf Tagen mit einander zusammenzutreffen und zwar vor Marbods Lager. Es war sehr wahrscheinlich, daß die 150,000 Romanen, die jetzt auf böhmischer Erde standen, die prächtige Armee Marbods zerschmettern würden. Da erreichte den Tiberius die Schreckenskunde, daß jenseits der Donau ganz Pannonien und Dalmatien in Flammen stehe!

Seit dem Jahre 9 v. Chr. war in den zertretenen Landschaften Dalmatiens und Pannoniens eine neue und kraftvolle Jugend herangewachsen. Unter dem Drucke der römischen Verwaltung und der schweren römischen Steuern hatten mehrere Häuptlinge, namentlich die Dalmatiner Pinnes und Bato (Fürst der Dysidiaten) und der Pannonier Bato, Fürst der Breuker zwischen Save und Drau, auf die neue Generation die Hoffnung gesetzt, einst eine neue Erhebung gegen Rom wagen zu können. Als nun Tiberius weitaus den

größten Theil der römischen Truppen aus dem Lande nach Carnuntum zog, entzündete sich an dem Versuche der Einwohner, den Ausmarsch der als Nachschub für die Auxiliaren ausgehobenen jungen Leute zu hindern, zuerst in Dalmatien ein Aufstand, der mit furchtbarer Schnelle und Ungestüm sich über die Doppelprovinz ausbreitete. Allenthalben wurde die italische Civilbevölkerung ermordet, schwache römische Abtheilungen aus dem Felde geschlagen. Bald hatte sich eine Volksmasse von 800,000 wüthenden Menschen empört, von denen 200,000 Mann zu Fuß und 9000 zu Roß die Waffen trugen. Alles Land vom Neusiedler See bis zum Balkan und Skardos, von Montenegro bis zur dakischen Donau war für die Römer verloren, und nur wenige Festungen, wie Siscia und Sirmium, hielten sich wie Felseninseln gegenüber der blutigen Fluth der Empörung. Wohl hielt auf der Ostseite der tapfere mösische Legat A. Cäcina Severus mit thrakischer Hilfe tapfer Stand. Dafür aber warfen sich die Aufständischen mit Mord, Raub und Brand auf Makedonien, ihre Corsarenschiffe plünderten die adriatische Ostküste bis nach Apollonia, und schon sammelten sich die Sturmkolonnen, die sich gegen Tergeste und Italien wenden wollten.

Ganz Italien zitterte vor der ungeheuren Gefahr. Es war eine Krisis, wie zu Hannibals Zeit. Augustus mußte erkennen, daß die Armee, die er geschaffen hatte, für die ihr gestellte Aufgabe nicht ausreichte. Er mußte sich entschließen, von allen Theilen des Reiches in Sturmeseile die Besatzungen heranzuziehen, zugleich aber mit Anspannung aller finanziellen Mittel (s. S. 35) und Aufbietung aller Kräfte aus Freiwilligen, frischen Rekruten, ausgedienten Veteranen, Seesoldaten, selbst Freigelassenen, eine Reihe neuer Legionen zu bilden. Aber ehe das Alles möglich wurde, mochte Italien verloren sein, — falls nicht Tiberius helfen konnte.

Da rettete die ungeheure politische Kurzsichtigkeit des Königs Marbod das Reich. Tiberius entschloß sich zu der Demüthigung, dem „Barbaren" selbst den Frieden anzutragen. Marbod aber dachte weder an die Pannonier und Dalmatiner, noch an die Freiheit der Germanen, die er jetzt so leicht retten konnte. Er erwog und erkannte nicht, daß die Römer — zu allen Zeiten in ihrer eiskalten Realpolitik ohne jeden Hauch der Großmuth — ihn zu besserer Zeit um so sicherer niederwerfen würden, je mehr sie jetzt vor ihm zitterten. Er gab sich in der eitlen Freude, daß der gewaltige Sohn des Kaisers jetzt mit ihm als ebenbürtigem Machthaber verhandelte, ganz den Einwirkungen der auf seinen Charakter vortrefflich berechneten Diplomatie des Prinzen hin und schloß auf „gleiche Bedingungen" hin den Frieden ab.

Nun hatte Tiberius freie Hand gegen die Aufständischen. Er brach mit seiner gesammten Macht, zu der noch ein starker Theil der rheinischen Legionen kam, nach Süden auf, schreckte einfach durch die Richtung seines Marsches die Feinde von dem Einfalle in Italien ab, und machte es nun möglich, den dalmatisch-pannonischen Krieg systematisch und planmäßig

einzuleiten. Die Tapferkeit, die soldatische Schulung und die Masse der Empörer machten es aber den Römern sehr schwer, des Aufstandes Meister zu werden, zumal die Pannonier sich mit den Dakern und Sarmaten verbündeten, die durch ihre Einfälle den Cäcina und die thrakischen Hilfstruppen nöthigten, die untere Donau zu hüten. Nur mit starken Verlusten vermochte zuerst Valerius Messalinus in Pannonien den dalmatischen Bato zu schlagen. Aber gegen die an dem bewaldeten Almasgebirge zwischen Sirmium und Siscia (Vrndika gora bei Mitrovitza) und am Claudischen (Warasdiner) Gebirge gesammelten Schaaren der beiden Bato vermochte er einstweilen nichts auszurichten, während Makedonien endlich durch thrakische Hilfstruppen geschützt wurde.

Gegen Ende des Jahres 6 n. Chr. vereinigte sich Tiberius wieder mit Messalinus. Sie nahmen zu Siscia die Winterquartiere, und versuchten es nun i. J. 7 n. Chr., von dieser Centralfestung aus nach allen Seiten furchtbare Stöße zu führen. Sie hofften durch schreckliche Verheerung des Landes und Absperrung aller Zufuhr die Empörung allmählich überwältigen zu können. Allein auch die Verpflegung der großen römischen Truppenmassen machte große Noth, und die Schwierigkeit und die Kosten der Verpflegung wirkten auch auf die Hauptstadt Rom störend zurück. Erst im Sommer dieses Jahres war die taktische Ueberlegenheit der Römer hergestellt. Cäcina führte die mösischen, Germanicus aus Italien frische Legionen heran; aus den östlichen und südlichen Provinzen des Reiches kamen fünf Legionen an. Nun endlich verfügte Tiberius über 15 Legionen. Mit Einschluß von 10,000 neu eingezogenen Veteranen und massenhaften Auxiliaren, darunter viele deutsche Soldaten, waren jetzt etwa 180,000 Krieger aller Waffengattungen gegen den Aufstand verfügbar, wurde es möglich, den furchtbaren Brand überall zu isoliren und das Feuer nun bezirksweise auszutreten. Der Krieg konnte jetzt durch starke Colonnen in den verschiedenen Kantonen Illyriens gleichzeitig geführt werden. Noch aber blieb die Sache für Augustus so bedenklich, daß er sich mit Ablauf der ersten Winterwochen des Jahres 8 n. Chr. nach Ariminum begab, um den Kriegsschauplatz aus größerer Nähe zu überblicken. Nun aber begannen doch die Noth, die Lagerseuchen, und die diplomatische, die Einigkeit unter den feindlichen Führern spaltende und zersetzende List der Römer die Kraft des Aufstandes zu brechen. Zunächst unterlag jetzt Pannonien den Waffen des Tiberius; im Sommer d. J. 8 kapitulirten am Bathinus, (d. i. an der Bednya, die südöstlich von Warasdin vorüberfließend in die Drau fällt,) die Heerhaufen der Fürsten Bato und Pinnes.

So schien denn das Schwerste überwunden zu sein. Zunächst bis zur Save und Kulpa konnten in dem verödeten Lande die Arbeiten sofort wieder aufgenommen werden, auf Grund deren diese wie die übrigen Donauländer des Ostens später eine damals noch nicht entfernt geahnte, wahrhaft großartige Bedeutung für die Zukunft des Reiches gewinnen sollten. Freilich

war der Sieg sehr theuer bezahlt worden. Den Umfang der Verluste an Menschen und Eigenthum kennen wir gar nicht. Aber der Kaiser hatte sich entschließen müssen, den Stand der mobilen Armee von 18 auf 26 Legionen mit den entsprechenden Auxiliaren, und damit (S. 108) die Ausgaben für die Armee bleibend zu erhöhen. Auch die (S. 68) lästige, nur mit höchstem Widerstreben aufgenommene, im Jahre 6 in der höchsten Noth eingeführte Erbschaftssteuer blieb. Aber die Kriegsnoth und die große Gefahr war doch glücklich vorbei. Auch das römische Volk athmete wieder auf und freute sich des Sieges, welchen der finstere Tiberius und der junge Liebling des Kaisers wie der Nation, Prinz Germanicus, neu erkämpft hatten. Sonst freilich war es ein grauer, trüber Himmel, der jetzt über Rom sich ausbreitete. Die Generation, welche den jungen Weltfrieden und das Principat mit Jubel begrüßt hatte, war ins Grab gesunken. Das neue Geschlecht, welches bereits unter dem Kaiserthum heraufgewachsen war, fühlte sich theils gelangweilt, theils stand es ziemlich kühl dem greisen Kaiser gegenüber, der ein verdrießlicher und strenger Herr geworden war; der wohl unter Umständen (wie im Jahre 4 n. Chr. auf Liviens klugen Rath den Gnäus Cornelius Cinna, einen Sohn des Faustus Sulla von einer Tochter des alten Pompejus,) einen gefährlichen Verschwörer, durch kluge Milde und wohlberechnete Großmuth entwaffnete und für sich gewann, aber in den späteren Jahren doch nun anfing, Pasquille und Schmähschriften gegen seine Person gerichtlich zu verfolgen, und namentlich im Jahre 8 n. Chr. den berühmten Redner Cassius Severus, einen Sachwalter und Schriftsteller, seiner Parteifarbe nach leidenschaftlicher Republikaner und Mann der systematischen und unversöhnlichen literarischen Opposition gegen das Principat, persönlich ein überaus herber und schroffer Charakter, wegen der unerhörten Bitterkeit und Leidenschaftlichkeit seiner gegen hochstehende Römer und Römerinnen gerichteten Flugschriften durch das Senatsgericht zur Verbannung nach Kreta verurtheilen, und das Verbot seiner Schriften aussprechen ließ. Dagegen war es der Senat selbst gewesen, der einige Zeit zuvor die Vernichtung der Zeitgeschichte des dem Severus nahe befreundeten Historikers Titus Labienus verfügt hatte, weil dieser Mann im Sinne der republikanisch-pompejanischen Richtung seines Hauses die maßloseste Schroffheit des Wortes gegen alle Gegner seiner Partei zum Grundton seiner historischen Darstellung der römischen Neuzeit machte.

Für mancherlei Unbehaglichkeiten dieser Art mußten sich die Römer wie der Kaiser selbst durch ihre kriegerische Gloire entschädigen. Und gerade damals schienen die Zustände der neuen deutschen Provinz sich für die Römer besonders erfreulich gestalten zu sollen. Die Verwaltung des Legaten Sentius schien ihre Früchte zu tragen. Man hatte es wagen können, allmählich fast alle alten Legionen vom Rhein nach Pannonien wegzuziehen. Seit dem Jahre 7 n. Chr. standen nur fünf Legionen auf der Rheinlinie, darunter drei (XVII., XVIII. und XIX.) der in der pannonischen Nothzeit

neu formirten. Dann war Sentius selbst im Spätsommer dieses Jahres mit vielen norddeutschen, namentlich cheruskischen Auxiliaren, unter ihnen die stattlichen Söhne des Häuptlings Segimer, Flavus und Arminius (was man gewöhnlich, obwohl unrichtig, durch Hermann wiedergiebt,) nach Pannonien abmarschirt. Unter den Cheruskern selbst war Armins Oheim Ingomar anscheinend ganz für die Römer gewonnen; als ihr eifrigster Anhänger aber galt der alte Häuptling Segest, ein riesiger Krieger, der von Roms unwiderstehlicher Macht so ganz überzeugt war, daß ihm Widerstand gegen die Legionen helle Thorheit, inniger Anschluß an das römische Reich ebenso weise als nothwendig erschien. Ihm hatte Augustus das römische Bürgerrecht verliehen; sein Sohn Segimund wurde dann Priester zu Cöln bei dem in der ubischen Hauptstadt für die deutsche Provinz errichteten Altar und Kultus des Augustus. So wagte es denn der alte Kaiser, nicht allein den Sentius durch einen Legaten zu ersetzen, der seit Jahren das Schwert gewöhnlich nur bei Paraden gezogen hatte, sondern auch die Art der römischen Provinzialverwaltung jetzt unmittelbar in den Gauen der deutschen Verbündeten einzuführen. Der Römer, dem diese heikle Aufgabe zufiel, war Publius Quinctilius Varus, der mit einer Tochter der Prinzessin Octavia aus ihrer ersten Ehe mit Marcellus vermählt, dessen Sohn mit einer Tochter des Germanicus versprochen war; wie früher Sentius, so hatte auch er zuletzt Syrien verwaltet. Sein Neffe L. Nonius Asprenas begleitete ihn als Unterfeldherr.

Das Werk des Varus schien gelingen zu sollen. Alle Nachrichten, die er nach Rom schickte, lauteten über alle Erwartung günstig. Und nun gelang es auch den Prinzen Germanicus und Tiberius während des Jahres 9 n. Chr. die letzte Kraft der Dalmatiner zu brechen. Die letzten Felsennester des tapferen Volkes wurden erobert, Fürst Bato ergab sich, es blieb nur noch übrig, die polizeiliche Sicherheit im Lande überall herzustellen. Die Zeit war da, Pannonien selbständig zu stellen, und dieses Land, so wie den Süden von Lissos bis nach Albona und Flamona und dem Flusse Arsia („Illyricum" oder Dalmatien), jenes mit Poetovio, dieses mit Salonä als Hauptstadt, als selbstständige Provinzen zu organisiren. Germanicus hatte in der Mitte des Septembers die letzte große Siegesbotschaft nach der palatinischen Hofburg gebracht. Ganz Rom war entzückt; die Welthauptstadt schickte sich an, sich in einer Reihe prunkvoller Siegesfeste zu berauschen. Da trugen — der junge Held war nur erst seit fünf Tagen wieder in Rom — die Eilboten des Reiches eine Botschaft nach der Residenz, die wie ein dämonischer Schrei aus dem Hades hineingellte in den Siegesjubel: eine Botschaft, vor welcher dem alten Imperator die Knie schlotterten, und bleiches Entsetzen sich über die römische Welt ausbreitete. Es war die Schreckensnachricht: „Varus ist todt! Die ganze niederrheinische Armee liegt vernichtet in den Schluchten und Sümpfen des Teutoburger Waldes!"

Die furchtbare Nachricht war nicht übertrieben. Augustus hatte sich sowohl in dem Zeitpunkt, wo er die Deutschen in das eiserne Joch einer römischen Provinz zwingen wollte, wie noch mehr in der Wahl seines Legaten vergriffen. Es hätte noch lange der Kunst mehr als eines Sentius bedurft, um die stolzen Germanen dem Römerthum schrittweise zu assimiliren. Varus aber, der eine Aufgabe übernahm, wo das Meiste auf die Person ankam, hatte gar keine Eigenschaften, die den kriegerischen Deutschen imponiren konnten. Während er bei richtiger Erwägung der Lage eher zu langsam als zu schnell hätte vorgehen müssen, hatte dieser Mensch, — der persönlich sehr wahrscheinlich nicht schlimmer war, als der Durchschnittsschlag römischer Statthalter, — nur den Gedanken, des Kaisers Befehl schnell und unmittelbar auszuführen. Bei sehr beschränkter Einsicht, sehr untergeordneter Menschenkenntniß, dabei offenbar hartnäckig und von sich eingenommen, fehlte ihm ohne Zweifel noch mehr, als den meisten Romanen seiner und späterer Zeiten, die Fähigkeit, die höchst eigenthümliche Volksnatur der Germanen, und speziell der Stämme, mit denen er es zu thun hatte, zu verstehen und zu behandeln. Er trat in Germanien auf, wie in Syrien mit seinem schlaffen, seit Alters an Knechtschaft gewöhnten Volke und seiner geschulten und geschmeidigen Beamtenschaft. Ob er dabei auch persönlich ungeschickt aufgetreten ist und auch da verletzt hat, wo er gar nicht daran dachte, erfahren wir nicht.

Genug, als Varus von der neuen Hauptstadt Aliso aus einfach anfing, die römische Besteuerung und die römische Jurisdiction unter den deutschen Völkern zur Durchführung zu bringen: da wurde den Germanen zu ihrem Entsetzen klar, was eine römische Provinz für ein bisher freies Volk zu bedeuten hatte. Aber, obwohl das neue Verfahren der Römer uralte Sitten, Brauch, und Rechtsgewohnheiten Aller, und die Interessen sehr Vieler höchst empfindlich verletzte, so blieb doch Alles ruhig, und Varus konnte die schönsten Depeschen nach Rom schreiben. Es war dieses nur natürlich. Einmal ist die Volksnatur gerade dieser deutschen Stämme derart, daß sie nicht allein lange Zeit gebrauchen, um sich fühlbar, dann aber auch mit furchtbarer Gluth und Nachhaltigkeit zu erhitzen, sondern auch auffallend lange die tiefste innere Erregung unter äußerer Ruhe verbergen. Dann aber bedurfte es in einer Zeit, wo es hier noch gar keine Centralplätze, nicht einmal große Dörfer gab, einer ziemlich langen Frist, bis die neue Politik der Römer, vor Allem die neue, fremdartige, mit ihren Todesurtheilen und Körperstrafen vorzugsweise bitter empfundene Art der Justiz, auf allen Höfen und Dörfern, in allen Thälern und Waldschluchten zwischen Harz und Taunus, zwischen Ems und Werra, die tiefste Erbitterung dieses Bauernvolkes entzündet hatte. Aber auch so mußte man ruhig bleiben, so lange kein Führer von allgemeinem Ansehen die Fürsten, die Gefolgschaften, die Massen des Heerbanns dieser Völker zusammenfassen und einen Weg finden konnte, um den drei Legionen, mit denen Varus von Aliso aus die Provinz überwachte, eines Tages unter Umständen den Kampf anzubieten, wo die deutschen

Massen nicht wie bisher vor den Waffen und der Taktik der Römer sicher erliegen mußten.

Ein solcher Führer bot sich nun den Deutschen seit Ende des Jahres 8 n. Chr. Er kam aus den Reihen gerade jener jungen Fürstensöhne, die bisher ihre Kraft im Dienste der Römer geschult hatten. Rom sollte jetzt die mit Marbod gemachte Erfahrung zum zweiten Male und in viel schlimmerer Weise erleben. Denn der neue Gegner, der erste große Mann der deutschen Nation, war ein Feind, wie ihn das Reich seit Hannibals Zeit nicht mehr gesehen hatte. Ein junger Held, der seinen deutschen Zeitgenossen als Feldherr und als Politiker um mehr als Ein Jahrhundert voraus war, und seines Gleichen erst wieder in den Tagen der Völkerwanderung gefunden hat. Der junge Cherusker Arminius (geb. 17 oder 16 v. Chr.) war damals aus dem pannonisch-dalmatinischen Kriege zurückgekehrt, wegen seiner Verdienste um die römische Sache mit dem römischen Bürgerrecht und der Ritterwürde ausgezeichnet. Was jetzt neben seiner imposanten Persönlichkeit und seiner außerordentlichen Kriegstüchtigkeit den 26jährigen Fürstensohn sofort zum rechten Führer seines Volkes, zum ausdauerndsten Gegner der Römer gemacht hat, ist uns leider verborgen. Sei es daß eine böse persönliche Erfahrung, sei es daß das Auftreten der Römer in Pannonien ihn über die wahre Stellung der Romanen zu den übrigen Nationalitäten aufgeklärt hat, sei es daß erst der Einblick in das Walten des Varus für ihn das Entscheidende gewesen ist: als er zwischen der Mannentreue gegen Rom und der höheren Pflicht gegen sein Volk wählen mußte, entschied er sich in diesem herben sittlichen Conflikt mit ungeheurer Entschlossenheit für die nationale Freiheit, und wurde den Römern sofort ein viel gefährlicherer Gegner als König Marbod.

Eine echt norddeutsche Kernnatur, war Armin der erste Führer dieser Stämme, bei dem der trotzige Freiheitsinstinkt zu bewußter Vaterlandsliebe und klarem Nationalgefühl, die wilde Tapferkeit des deutschen Recken zu besonnenem Heldenmuth und wirklicher Feldherrngröße veredelt auftritt. In jungen Jahren schon an Kraft, Einsicht und Geschick ein ausgezeichneter Heerführer; unvergleichlich in seiner Kunst, die Massen in Fluß zu bringen und an sich zu fesseln; in seiner Kenntniß des römischen Wesens ebenso geschickt, die römische Schulung für die Deutschen nutzbar zu machen, als frei von Marbods rein persönlichen Interessen dienender, herrischer Sinnesweise, — wurde er endlich den Römern auch in dem Kampfe der List gefährlich; denn schon Armin verstand die Kunst, auch da noch die Methode der treuherzigen Biederkeit mit gefährlicher Naturwahrheit festzuhalten, wo er täuschen wollte. Es war sein Meisterstück als Politiker, die von langer Zeit her eingeleitete Volkserhebung gegen die Römer gerade aus dem Hauptquartier des Varus heraus vorzubereiten.

Armins persönliche Bedeutung und bisherige Stellung im römischen Heere machte es ihm nicht schwer, das volle Vertrauen des römischen Legaten

zu gewinnen, während sich ihm mit zwei oder drei Ausnahmen sämmtliche Häuptlinge unterordneten, sobald er ihnen nur seine wahre Gesinnung enthüllt hatte. Ging nun seine Absicht auf die vollständige Vernichtung der Varianischen Armee, so besteht doch über das Detail der Art, wie er sein Ziel erreicht hat, noch heute — trotz des zum Theil sehr leidenschaftlich geführten litterarischen Streites der verschiedenen Forscher — keine volle Sicherheit; nur das eine steht außer Zweifel, daß Armin das römische Heer in der Nähe des Quellgebietes der Ems und der Lippe wirklich vernichtet hat.

Armin hatte seine Anhänger bestimmt, im Laufe des neunten Jahres n. Ch. den Legaten systematisch in die vollständigste Sicherheit einzuwiegen, namentlich seinen richterlichen Liebhabereien möglichst schmiegsam entgegenzukommen. Es gelang ihm, den Varus zur Detachirung vieler kleiner Abtheilungen, namentlich der Auxiliaren, nach den einzelnen Gauen zu bereden, wo sie angeblich den Interessen der befreundeten Fürsten dienen sollten. Mehr noch, man verleitete den Varus zu dem gefährlichen Schritte, sein Sommerlager (S. 99) — diesmal selbst von vielen Frauen, Kindern und Dienern der höheren Offiziere und sonstigem Troß begleitet — tief im inneren Cheruskerlande aufzuschlagen, vielleicht sogar an der Weser; etwa in der Gegend von Minden oder etwas höher aufwärts an diesem Strome. Es scheint, daß die römische Chaussee, obwohl minder vollständig als bis Aliso ausgeführt, von dieser Festung durch den Dörenpaß, dann nordwärts bis zur Gegend des j. Herford, und weiter bis zur Weser-Scharte fortgeführt war. Während nun der kurze deutsche Sommer jener Zeit sich seinem Ende näherte, hatte Armin die Cherusker, die Katten, die Reste der Sigambrer, die Marsen, die Brukterer, und einige kleinere Stämme zu einer festen Kriegsallianz vereinigt; die Völker warteten bereits auf das Zeichen zum Aufstand, welches die Fürsten geben sollten. Endlich als bereits die herbstliche Regenzeit sich einzustellen begann, eröffnete ein südlicher Stamm — man nimmt gewöhnlich an, ein Theil der Katten — die Empörung. Sie muß sehr drohend ausgesehen haben.[1]) Varus beschloß sofort, sie zu unterdrücken. Die deutschen Fürsten sollten ihre Krieger aufbieten, um den Legaten bei dem Zuge zu unterstützen. Nun hatte ihn Armin so weit gebracht, wie er ihn haben wollte. Es war umsonst, daß Segest, theils aus Mannentreue gegen die Römer, theils aus Eifersucht gegen den jungen Fürsten, den Varus über die Lage aufklärte und ihm die Mittel angab, die Verschwörung unschädlich

1) Eine andere, höchst energisch verfochtene Ansicht ordnet die Ereignisse anders. Sie verlegt Aliso nach Hamm, das Sommerlager des Varus nach Herford, und läßt die Marsen sich zuerst empören, um den Römern die Heerstraße zwischen der Dörenschlucht und Hamm zu sperren. Varus verläßt daher die Heerstraße hinter der Döre, marschirt nun durch die Senne, und wird endlich auf dem Kaiboden und in den damaligen Urwäldern der Hügellandschaft zwischen Stromberg und Beckum, etwa zwei Meilen nördlich von Hamm vernichtet, und zwar vollständig schon am zweiten Schlachttage.

zu machen. Die stolze und beschränkte Art des Legaten schlug jede Warnung in den Wind. Der Ausmarsch begann.

Es scheint nun, daß Varus, in der Absicht zunächst die Frauen und den Troß erst so schnell als möglich nach Aliso zu bringen, sich hat bereden lassen, die auf weitem Bogen ziehende Straße von der Weser nach Aliso, beziehentlich nach der Dörenschlucht im Lippischen Walde, zu verlassen und einen kürzeren Weg quer durch die Wälder im heutigen Lippischen Lande zu nehmen. Er mochte diesen Marsch durch „Freundesland" für unbedenklich halten, zumal er deutsche Führer hatte. Unter diesen Umständen war auch von einer verständigen Marschordnung gar nicht die Rede. Nun aber führen ihn die Deutschen in schwierige Waldgegenden hinein; die Fürsten ziehen ab, um ihre Gefolgschaften und die bereits aller Orten sich sammelnden Massen heranzuführen, — die zerstreuten römischen Abtheilungen werden überall niedergehauen, dann geht es zu der wilden Adlerjagd, zum Sturm auf die Legionen. Die ersten deutschen Haufen trafen auf den Zug des Varianischen Heeres, als dasselbe bereits durch das Hereinbrechen furchtbarer Regengüsse und wilder Stürme in die heillosesten Schwierigkeiten sich verwickelt sah. Und nun (9. September) beginnen die ersten Angriffe auf das weithin aus einander gezogene römische Heer, welches im Kampfe mit Weg, Urwald, Wind und Wetter, durch den Troß überall gestört, nirgends recht schlagen kann, und die schrecklichsten Verluste erleidet, bis es endlich einen Platz gewinnt, wo es sich zu verschanzen vermag.

Nun aber zeigte es sich, wie verderblich für die Römer der Umstand wirkte, daß Varus selbst nur dem Namen nach ein Feldherr war, daß keiner seiner Stabsoffiziere ihn zu ergänzen vermochte, und daß die drei jungen Legionen unter seinem Kommando den Krieg in Deutschland noch niemals erlebt hatten. Die unsichere Leitung erschütterte darum auch sehr schnell alle Zuversicht der Truppen. Trotzdem geschah einiges Verständige. Man zerstörte alles überflüssige Gepäck; man wandte sich nach Westen, um so schnell als möglich die gebahnte Straße nach Aliso wieder zu gewinnen. Aber als man am 10. September nach anfangs besseren Erfolgen in das Dickicht des Lippischen Waldes gelangte, zogen die Römer vor den Deutschen wieder überall den Kürzeren. Am 11. September endlich, wo man die Dörenschlucht erreichte und nur noch wenige Stunden von Aliso entfernt war, brach unter erhöhter Wuth der Elemente und vor den immer dichteren Massen der deutschen Krieger das volle Verderben über die Römer herein. Der Kampf löste sich in eine Reihe von Einzelgefechten auf, die nun überall zu Ungunsten der in Masse zusammengehauenen Römer ausliefen. Varus selbst und andere höhere Offiziere gaben sich selbst den Tod, und das schreckliche Gemetzel hörte nicht auf, als der Kampf endlich erloschen war. Die wilde Rachgier der furchtbaren Sieger bereitete namentlich den gefangenen Rechtsgelehrten, in denen man das feindliche römische Recht gleichsam persönlich treffen konnte, grausame Todesqualen. Und die blutige Siegesfeier erhielt

ihren schauerlichen Abschluß durch die Opferung einer großen Anzahl der gefangenen römischen Offiziere. Viele andere römische Gefangene fielen als Antheil der Beute den Siegern als Knechte zu. Dagegen war es doch vielen Nichtkombattanten, namentlich den Frauen, gelungen, mit andern Flüchtlingen nach Aliso zu entkommen. Ein Heer von 27,000 Mann war so gut wie vollständig zu Grunde gerichtet. Auch die römischen Castelle im inneren Deutschland waren nicht zu halten. Selbst das starke Aliso mußte nach längerer, mannhafter Vertheidigung wegen Mangel an Proviant endlich von dem tapfern Lagerpräfekten Lucius Cäditius geräumt werden. Die Besatzung jedoch und die meisten ihr folgenden Nichtkombattanten entkamen zum größten Theile glücklich durch nächtlichen Abzug den blokirenden Deutschen und wurden durch Asprenas gerettet, der mit den zwei oberrheinischen Legionen ihnen von Vetera her entgegenmarschirte.

Die Schreckensnachricht vom „Teutoburger Walde" machte auf Augustus einen geradezu niederschmetternden Eindruck. Der alte Imperator und die Römer glaubten einen neuen „kimbrischen" Völkersturm, den Abfall der Kelten, den Anmarsch der markomannischen Kolonnen fürchten zu müssen, und ermaßen voll bängster Sorge die gewaltige Schwierigkeit, das durch die Thorheit des Varus verlorene kostbare Material an Truppen wieder zu ersetzen. In der ersten Angst entwaffnete der Kaiser sogar seine deutsche Garde und verlegte sie nach den Inseln an der italischen Küste. Alle Kelten und Germanen wurden aus der Hauptstadt verwiesen, dafür nun in Rom, in Italien, im Reiche mit Anspannung aller Kräfte und rücksichtsloser Energie neu rekrutirt, um die verlorenen Legionen und Auxiliaren zu ersetzen. Dem Jupiter aber gelobte der Kaiser prachtvolle Festspiele, „wenn er dem Staate wieder zu Glück und Heil verhelfen würde".

Allerdings erkannte Augustus sehr schnell, daß seine ersten Besorgnisse unbegründet waren. Der General Asprenas vermochte die Rheinlinie zu behaupten. Die niederdeutschen Küstenvölker und die Hermunduren schlossen sich der cheruskischen Erhebung nicht an. König Marbod, dem Armin des Varus blutiges Haupt nach Böhmen schickte, wollte von solcher Mahnung nichts wissen, sondern sandte dasselbe zur Bestattung nach Rom. Unter allen Germanen des Nordens aber war Armin vielleicht der einzige, der den kühnen Gedanken zu fassen vermochte, jetzt mit stürmischem Freiheitsrufe den Rhein zu überschreiten. Die deutschen Stämme dagegen, über die er doch nur so weit gebot, als sie selbst und ihre Fürsten es wollten, zerstreuten sich nach dem Siege wieder nach ihren Dörfern und Höfen. Nichts desto weniger bedeutete die Schlacht im Lippischen Walde für alle Zeiten den Stillstand der römischen Eroberungen auf der deutschen Seite. Der stolze Bau der römischen Herrschaft in Deutschland, das Ergebniß ungeheurer Arbeit seit 22 Jahren, war für immer zusammengestürzt. Freilich blieb der Menschenverlust dieser Niederlage weit zurück hinter Cannä; aber das Reich war durch den pannonischen Krieg bereits stark erschöpft, und in

Italien lebte weder die soldatische Kraft mehr, noch auch der sittliche und hochpatriotische Schwung, mit dem einst die Zeitgenossen der Scipionen, ja selbst noch die des Marius und Sulla, viel schlimmere Verluste siegreich überstanden hatten. Die Schlacht im Lippischen Walde kündigte es der alten Welt an, daß die alternden Romanen in den jugendfrischen Germanen ihre künftigen Ueberwinder gefunden hatten. Augustus persönlich mußte erkennen, daß sein Plan, die gallischen Großthaten Cäsars zu überbieten, gescheitert war. Er hatte nicht mehr die Spannkraft, den Kampf wieder aufzunehmen, und suchte nun nur noch, die starke Defensive der Rheinlinie zu behaupten.

Es gelang ihm zunächst nur, zwei neue Legionen aufzubringen; die römische Armee hat seit dieser Zeit die Stärke von 25 Legionen (in ihrer Gesammtheit die Höhe von drei bis vierhunderttausend Mann) für lange Jahre nicht überschritten. Tiberius, dem i. J. 9 die tribunicische Gewalt auf Lebenszeit übertragen wurde, mußte wieder das Kommando am Rhein übernehmen, wohin er sich im Frühling d. J. 10 n. Chr. begab. Alte rheinische, zur Zeit noch in Pannonien aufgestellte, und die neugebildeten Legionen begleiteten ihn, und das ganze Jahr verging mit der Arbeit, die nun wieder für die Dauer mit acht Legionen besetzte Rheinlinie zu verstärken, und mit Hilfe tüchtiger Unterfeldherren, wie des Reitergenerals L. Stertinius, des alten in Mösien erprobten A. Cäcina Severus und des jungen glänzenden Gajus Silius Cäcina, die Armee wieder kriegsfähig zu machen und ihr das alte Selbstvertrauen wieder zu geben. Aber Tiberius war dabei die Vorsicht selbst, und gewöhnte erst i. J. 11, jetzt in Begleitung des Prinzen Germanicus, die Truppen wieder an Bewegungen auf dem rechten Rheinufer und an der untern Lippe. Damals begann man auch, auf der rechten Rheinseite einen Limes zu ziehen; nämlich eine Kette von Schanzen, die — bei Thalmündungen und durchziehenden Wegen durch Castelle verstärkt, — einige Stunden östlich vom Rhein, dem Strome parallel laufend, wenigstens das nächste Stück des rechten Ufers zu einem leichter zu hütenden römischen Vorterrain gestalten sollten. Das Detail dieser, später noch mehrfach weiter fortgesetzten Arbeiten, an welche sich südlich der Lahn seit Domitians Periode der große süddeutsche Limes anschließen sollte, ist noch nicht überall bekannt. Aber man kennt in der Gegend des Thalkessels von Neuwied, westlich dieser Stadt, gegenüber Andernach, das wohl von Drusus schon geschaffene, als das größte dieser Gegend bekannte Castell von Niederbiber, und nun im Osten und Norden desselben, gegen Rengsdorf und in ziemlicher Ausdehnung an den südlichen Abhängen des Westerwaldes, und wieder weiter östlich und südöstlich von Linz und bei Unkel, deutliche Reste dieser Grenzverschanzung. Auch weiter nordwärts, bis noch über die Gegend von Duisburg hinaus, sind deren Spuren nachgewiesen worden. Im Jahre 12 verweilten dann die beiden Prinzen wieder in Rom; aber zu Anfang d. J. 13 erhielt Germanicus das Kommando in Gallien

und am Rhein. Es sollte mindestens die römische Waffenehre hergestellt, noch einmal der Rachekrieg gegen die Besieger des Varus eingeleitet werden. Dazu sollte der junge Feldherr aber erst nach des Augustus Tode gelangen. Die Lebenskraft des alten Imperators war zu Ende. Er hatte sich allmählich in die Machtstellung des Tiberius hineingefunden, hatte ihm noch i. J. 13 die „secundäre" proconsularische Gewalt in allen Provinzen, — jetzt mit Augustus gemeinschaftlich, — durch Senats- und Volksbeschluß übertragen lassen. Im Sommer endlich d. J. 14 hatte er auch die historische Uebersicht über seine überaus reiche Regierungsthätigkeit vollendet, die uns — als eine der wichtigsten Quellen für seine Geschichte — durch das sogenannte Monumentum Ancyranum größtentheils erhalten ist. Nun sollte Tiberius wieder eine Inspektionsreise nach den illyrischen Provinzen antreten. Der Kaiser begleitete ihn auf dem Wege nach Brundisium bis nach Benevent. Auf der Rückfahrt verschlimmerte sich ein Leiden, das ihn schon zu Astura oder Neapel befallen hatte, dermaßen daß er zu Nola liegen bleiben mußte. Sofort eilte Livia an sein Krankenlager, rief auch durch ihre Boten den Tiberius zu dem sterbenden Kaiser zurück, der dann am 19. August d. J. 14 n. Chr. schmerzlos verschied. Derselbe Moment brachte den Völkern des Reiches die Botschaft, daß Augustus zu den Göttern entrückt sei, und Tiberius die Zügel der Regierung ergriffen habe.

Drittes Kapitel.

Die Julisch-Claudische Dynastie.

Der Tod des Augustus bezeichnete einen überaus schwierigen Moment in der Geschichte des Principats. Zum ersten Male seit der Gründung der Dyarchie war der Platz des Fürsten in Rom erledigt. Das Principat sollte nur eine hohe Beamtung sein, keine Monarchie, und doch hatte sich schon jetzt der jeder solcher politischen Stellung, wie Augustus sie geschaffen, unausbleiblich innewohnende dynastische, der auf Erblichkeit und Ausbildung einer Dynastie hindrängende Zug, mit unverkennbarer Deutlichkeit und Stärke ausgebildet. Für die weitere Geschichte des römischen Volkes ist es sehr verderblich geworden, daß erst nach drei Jahrhunderten das Scheinwesen der Republik vollständig abstarb. War auf der einen Seite die Stellung des Princeps staatsrechtlich keineswegs in der Art, wie die eines erblichen Monarchen, über den gewöhnlichen Ehrgeiz hinausgerückt, daß nicht jeden Augenblick ein kecker Verschwörer es hätte wagen mögen, nach dem zu greifen, was man „die römische Krone" nennen mag, so ließ es anderseits die Halbheit in der Stellung des Fürsten niemals zu einer gesicherten Regulirung der Erbfolge und zur Abwehr der stets wiederkehrenden Gefahr einer thatsächlichen Usurpation kommen. Die republikanischen Elemente hatten

kein Interesse daran, sich zu gestehen, daß es mit ihrer realen Macht vorbei war, und das Principat als eine bleibende und nothwendige Institution auch dadurch anzuerkennen, daß man die Erbfolge sicher feststellte. Die Kaiser dagegen, die rechtlich nur ihr privates Vermögen, und freilich auch (S. 34) das damit verbundene fiskalische, dem präsumtiven Erben testamentarisch zusprechen konnten, mußten es ganz der Kraft ihres Ansehens, ihrer Beliebtheit und der Gunst der Umstände überlassen, ob der von ihnen als Nachfolger gewünschte leibliche oder Adoptivsohn oder sonstige Verwandte die Zügel der Regierung wirklich zu ergreifen vermochte. Innerhalb der Familien aber der Kaiser entwickelte sich aus diesen unsichern Verhältnissen heraus nicht selten eine höchst bedauerliche Rivalität, ja feindselige Eifersucht zwischen den nächsten Angehörigen. Auf alle Fälle mußte dieses Schwanken zwischen widerstrebenden Prinzipien, diese Fortführung einer in sich unhaltbaren „Republik mit monarchischer Spitze", diese systematische, Gewalt und Unrecht geradezu heraufbeschwörende Unbestimmtheit der Erbfolge, ja überhaupt der Nachfolge, — die sich bis in die byzantinische Zeit hinein fortschleppte, — die nachtheiligsten Folgen nach sich ziehen und namentlich dem ältern Principat jenen heillosen Charakter der „Zufälligkeit" aufzwingen, den wir bald kennen lernen werden. Sehr wesentlich lag die Schuld, daß man dieses Alles nicht abstellte, an den ersten Imperatoren selbst. Von Augustus ab durchdringt das Wesen der innern Verwaltung und der Organisation des Principats ein höchst charakteristisches Mißtrauen, welches sich auch, und zwar mit besonderer Schärfe, gegen den eventuellen Nachfolger richtete. Dieses Mißtrauen nun erhielt seine typische Ausgestaltung durch den Kaiser, welcher zunächst berufen war, das System des Augustus zu vollenden, nämlich durch Tiberius.

Von vorn herein eine grübelnde und zum Mißtrauen angelegte Natur, hatten die Schicksale seines ganzen Lebens diesen Prinzen, der jetzt 56 Jahre alt war, nur immer entschiedener gerade in diese Richtung hinein treiben können. Als ihm jetzt durch Augustus' Tod die Anwartschaft auf die erste Stelle im Reiche zufiel, mußte er, dessen scharfer, seinen Hang zur Selbstquälerei nur allzusehr begünstigender, Verstand alle Täuschungen der Illusion und der Schmeichelei mitleidlos durchdrang und zersetzte, sich sagen, daß er zur Zeit noch keineswegs fest im Sattel sitze. Er wußte, daß er trotz aller seiner unbestrittenen glänzenden Verdienste um das Reich durchaus keine beliebte Persönlichkeit war. Ganz anders als August hatte er wohl einige vertraute Freunde, aber im Senat nur wenig wirkliche Sympathie. Die Hauptsache indessen blieb die Frage, wie sich die Armee zu dem Thronwechsel, zu der ersten Veränderung in der Reichsherrschaft seit Actium stellen würde. Unter diesen Umständen sah sich Tiberius, — so entschlossen er innerlich war, das nun endlich erreichte Ziel seines Ehrgeizes, die Herrschaft im Reiche, fest zu behaupten, — vorläufig noch zu einer zögernden und vorsichtigen Politik genöthigt. Der unglückliche Agrippa

Posthumus wurde sofort aus dem Wege geräumt. Die Behörden und die Truppen in Rom leisteten ohne Weiteres den Eid der Treue. Aber dem Senat gegenüber kam Tiberius, der unter den Einwirkungen seiner Geschichte als Prinz nicht nur die steifste Reserve und die undurchdringlichste Verschlossenheit, sondern auch ein sehr achtbares Talent und eine ungewöhnliche Uebung in der Kunst der Verstellung ausgebildet hatte, einstweilen auf den Weg, in seiner Weise die kluge Bescheidenheit nachzuahmen, durch welche Augustus zur Zeit der Gründung des Principates seine Stellung entscheidend gesichert hatte. In der ersten Sitzung des Reichsrathes, welche Tiberius kraft seiner tribunicischen Gewalt berief, ließ er nur Berathungen über das Begräbniß des Augustus zu, welches dann unter den feierlichsten Formen vor sich ging. Bedeutungsvoller aber wurde die zweite Sitzung. Einerseits nämlich beschloß der Senat, — der hier im Sinne dieses Zeitalters einem ethischen Moment, der „dankbaren Treue noch über das Grab hinaus, welche die Völker des Reiches dem ersten Princeps, als dem Wiederbringer des Friedens und Wohlstandes, dem langjährigen humanen Regenten nach und über Verdienst bewahrt haben", Rechnung trug, — die „Consekration" des Augustus. Wie Cäsar, so wurde jetzt auch Augustus unter die Götter des Reiches aufgenommen, die Erbauung von Tempeln und die reguläre göttliche Verehrung des ersten Kaisers dekretirt. Ein neues Priesterkollegium sollte geschaffen werden, an dessen Spitze Livia gestellt wurde, die Augustus durch seinen letzten Willen in das julische Geschlecht aufgenommen und durch den Namen „Julia Augusta" ausgezeichnet hatte.

Als es sich nun aber um die formelle Uebertragung der fürstlichen Rechte auf Tiberius handelte, zeigte sich dieser längere Zeit scheinbar unentschlossen, hielt sogar eine Theilung der schweren Last unter Mehrere für wünschenswerth, nicht freilich ohne unvorsichtige Redner, die das ernsthaft nahmen, scharf zurechtzuweisen, und gab erst nach längerem kunstvollem Spiele den Bitten des Senates nach, die Last der Staatsleitung wirklich zu übernehmen. Wenigstens das hatte er damit erzielt, daß seine kaiserliche Stellung nun doch nicht sowohl durch die vieljährige Diplomatie der Livia, als vielmehr durch das Andrängen des großen Rathes der Nation gewonnen zu sein schien.

Die Hauptsache blieb aber doch die Haltung der Armee. Als Augustus starb, standen acht Legionen am Rhein, drei in Spanien, sieben in Mösien, Dalmatien und Pannonien, vier im östlichen Orient, zwei in Aegypten und eine in Afrika. Nun zeigte es sich zwar sehr bald, daß in den meisten der Standlager die Soldaten dem neuen Kaiser ohne Weiteres den Eid der Treue leisteten. Aber gerade auf den beiden gefährlichsten Stellen, in Pannonien, also in unmittelbarer Nähe von Italien, und bei der großen Rheinarmee, brachen auf die Nachricht von Augusts Tode höchst bedenkliche Meutereien unter den Truppen aus. Trug der Aufstand in Pannonien nur einen spezifisch militärischen Charakter, so nahm dagegen die Bewegung

am Niederrhein sehr schnell eine für Tiberius höchst gefahrvolle politische Färbung an. Die mehrfach übergroße Strenge der Disciplin, die überlange Dienstzeit, die überlange Zurückhaltung vieler ausgedienter Veteranen, der im Vergleich mit den durch bequemen Dienst verwöhnten Prätorianern so karg bemessene Sold der Legionen, endlich die für sie ungünstige Art, wie nach der Meinung der Soldaten neuerdings wiederholt die alten Leute kolonisirt waren, wurden auf beiden Stellen die ursprünglichen Motive der Unzufriedenheit. Nun waren durch die letzte Aushebung unter den Proletariern in Rom nach der Varusschlacht in verschiedene Legionen höchst unruhige Elemente eingedrungen, welche den Soldaten bei dem Wechsel in der Regierung ihre Bedeutung für das Principat klar machten und die Ansicht zur Geltung brachten, daß es jetzt die rechte Zeit sei, von dem neuen Kaiser mehrere Concessionen zu erpressen, die man im gewöhnlichen Laufe des Dienstes nicht erlangen könne. Bei den drei pannonischen Legionen, die zur Zeit in einem Sommerlager bei Nauportus (jetzt Ober-Laybach) standen, betrieb der Römer Percennius, früher der Führer einer theatralischen Claqueurbande, die Agitation, und bestimmte die Soldaten, den Eid nicht früher zu leisten, ehe nicht der Sold auf die Höhe des den „städtischen Cohorten" gezahlten gebracht, die Dienstzeit auf 16 Jahre reducirt, die sofortige Entlassung und die Pensionirung der Veteranen in Geld eingeführt sei. Da sich der hier kommandirende General D. Junius Bläsus zu dem nicht unbilligen Begehren nicht ablehnend verhielt, so schien die Aufregung sich legen zu sollen. Bald aber brachte es der offene Aufstand einiger entfernteren Abtheilungen dahin, daß die Hauptmasse nun doch alle Zügel der Disciplin abschüttelte, die Umgegend ausplünderte, die Offiziere vertrieb, insultirte, einen sogar

Agrippina die Aeltere.

ermordete. Unter diesen Umständen schickte Tiberius seinen Sohn Drusus in Begleitung mehrerer hochstehender Senatoren, des Gardepräfekten Aelius Sejanus (Neffe des Bläsus), unter dem Schutze der längst wieder nach Rom gezogenen deutschen Garde und eines Theiles der Prätorianer nach Pannonien. Der Umstand nun, daß in der Nacht nach Drusus' Ankunft im Lager (26. September) der Eintritt einer Mondfinsterniß die nach Art der Alten dem krassesten Aberglauben ergebenen Meuterer auf das höchste erschreckte, machte es dem Prinzen, der sich den Wünschen der Truppen nicht feindlich zeigte, möglich, mit Hilfe des sofort zu ihm übertretenden besonneneren Theiles der Soldaten den Aufstand zu beschwichtigen, den Percennius und andere Führer tödten, die Legionen endlich nach ihren verschiedenen Standlagern abführen zu lassen.

Germanicus.

Viel schlimmer dagegen verlief die Sache am Niederrhein. Der Prinz Germanicus, der sich ebenso wie seine schöne Gattin Agrippina, (die mit ihrem am 31. August 12 n. Chr. zu Antium geborenen Söhnchen Gajus — dem später als „Caligula" bekannten Kaiser — ihrem Gatten im Mai des Jahres 14 aus Rom nach dem Rhein gefolgt war,) bei der Armee großer Beliebtheit erfreute, war in der zweiten Hälfte des August 14 zu Lugdunum mit dem gallischen Census beschäftigt, und hatte gleich auf die Kunde von des alten Kaisers Tode begonnen, die keltischen Gemeinden zwischen der gallischen Hauptstadt und dem Rheinlande für Tiberius in Eid und Pflicht zu nehmen. In seiner Abwesenheit nun war unter den vier niederrheinischen, unter Cäcina in einem Sommerlager vereinigten Legionen ein höchst bedenklicher Aufruhr ausgebrochen. Namentlich die 21. Legion war mit Römern aus der Hauptstadt gefüllt, welche die Abneigung der Massen gegen Tiberius kannten und theilten, meuterische Stimmungen in der Armee nährten, und neben den militärischen Forderungen sich in dem Wunsche gefielen, einen für sie sehr bequemen und rentablen Bürgerkrieg zu entflammen, der ihnen Plünderungen in Gallien ermöglichen und namentlich ähnliche Belohnungen verschaffen sollte, wie sie einst Octavian den Siegern von Actium gewährt hatte. Nur zu schnell faßte der Gedanke festen Fuß, daß der als Sohn des

Drusus, wie durch seine persönliche Tapferkeit und humane Liebenswürdigkeit bei ihnen allbeliebte Germanicus sich empören und sich mit ihrer Hilfe die Krone erobern sollte und würde. Der Ausbruch des Aufstandes erfolgte mit Einem massiven Schlage; so jäh und energisch, zuerst von der 21. und 5. Legion begonnen, dann von der 1. und 20. fortgesetzt, daß Cäcina und der Stab sofort die Zügel aus der Hand verloren, daß die Centurionen theils insultirt und vertrieben, theils ermordet wurden. Als nun Germanicus eilends zu ihnen zurückkehrte, und ihm die Soldaten nicht nur ihre militärischen Forderungen, sondern auch die Aufforderung, selbst nach der Herrschaft zu greifen, stürmisch entgegentrugen, gerieth der treffliche Mann in die peinlichste Lage. Germanicus war nicht der Mann, wie ihn sich das Volk und der Adel der Hauptstadt, wie ihn auch sein mißtrauischer kaiserlicher Adoptivvater sich vorstellte. Er für seine Person trachtete durchaus nicht nach dem glänzenden Elend der Cäsarenstellung. Noch viel weniger fiel es ihm ein, gegen seinen Adoptivvater, seinen Kriegsherrn und vieljährigen soldatischen Lehrmeister die Hand zu erheben. Der Gedanke, unter Preisgebung der Rheinlinie einen frevelhaften Bürgerkrieg zu entzünden, und nun gar dazu mitzuwirken, daß die Soldaten das gefährliche Geheimniß entdeckten, „daß auch ein meuterischer Kriegerhaufe an den fernsten Grenzen des Reiches dem Erdkreise seinen Herrn geben könne," erfüllte ihn mit Entsetzen.

Nun aber scheiterte sein erster, mit verzweifelter Preisgebung seiner Person gewagter Versuch, die Meuterei zu stillen, vollständig. Der junge Feldherr mochte gegen Römer keine Gewalt brauchen, wie seine Umgebung ihm dringend rieth. Die oberrheinischen Legionen hielten sich zwar ruhig, doch war er ihrer noch nicht ganz sicher, und die zweifellos zuverlässigen Auxiliaren gegen Legionen zu führen, — dazu mochte er sich nicht entschließen. Er bewilligte daher mit Vorbehalt der späteren Zustimmung des Kaisers den Truppen die geforderte Kürzung der Dienstzeit und machte es möglich, den Soldaten sofort die Legate auszuzahlen, die ihnen durch Augusts Testament versprochen waren, weiter auch sogleich die zur sofortigen Entlassung berechtigten Veteranen auszusondern. Nun erst konnten die Legionen nach ihren Festungen abgeführt werden, die 1. und 20. nach Cöln, die 5. und 21. nach Vetera. Als dann die oberrheinischen Legionen ohne Schwierigkeit vereidigt und (ohne daß sie selbst es forderten, mit denselben Concessionen beschenkt waren,) hielt Germanicus das Schwerste für überwunden. Nun aber bestimmte die Ankunft einer durch Tiberius veranlaßten senatorischen Gesandtschaft in Cöln, die mit der Meuterei gar nichts zu thun hatte, die noch immer bis zum Unsinn mißtrauischen Soldaten dieser Garnison, in der nächsten Nacht einen wüsten und schmachvollen Tumult zu beginnen, der das Leben der Gesandten in die höchste Gefahr brachte. Nun gelang es zwar, diese Meuterei wieder zu stillen; aber erst die Entfernung der Prinzessin Agrippina unter dem Schutze keltischer Auxiliaren nach ihrer Villa im Lande der Trevirer (oberhalb Coblenz auf den Höhen der unteren Mosel), beschämte

die Legionarier derart, daß Germanicus die Zügel wieder zu erfassen, die Gemüther der Soldaten zur Herstellung der Ordnung, zur eigenen Bestrafung der kompromittirtesten Meuterer umzustimmen vermochte, wogegen der Prinz selbst mit dem Stabe solche Offiziere, die sich durch Habsucht und Grausamkeit schuldig gemacht hatten, aus dem Dienste entfernte. Gegen die Fünfer und Einundzwanziger dagegen in Vetera, die noch immer die Huldigung verweigerten, brach Germanicus endlich mit der Flotte, mit den Auxiliaren und einem Theile der Legionen auf. Unter dem Drucke dieser Demonstration konnte Cäcina die Masse der besser gesinnten alten Soldaten dahin gewinnen, daß sie eines Nachts zu den Waffen griffen und die Ordnung „gründlich" herstellten, d. h. sie hieben die aus dem Pöbel der Hauptstadt Rom rekrutirten meuterischen Strolche insgesammt in Stücke.

Das war zu Ende des Septembers 14 n. Chr. geschehen; nun aber hielt es Germanicus für geboten, die Armee sofort durch einen Kampf mit den Germanen ernsthaft zu beschäftigen und die Soldaten auf diese Weise von der Erinnerung an die wüsten Scenen der letzten vier Wochen gründlich abzulenken. Mit 12,000 Römern, 26 Bataillonen der Auxiliaren und 8 Reiterabtheilungen überschritt er daher zu Anfang Oktobers bei Vetera den Rhein, wandte sich in Eilmärschen gegen die seit Varus' Tode besonders verhaßten, zwischen der mittleren und oberen Lippe und Ruhr wohnenden Marsen und überfiel diesen keines Angriffes gewärtigen Stamm so vollständig, daß ein fürchterliches Mordfest angestellt werden konnte. Die rachgierigen Truppen überschwemmten das marsische Land auf zehn Meilen Breite hin mit Blut und brannten alle Höfe und Dörfer nieder, die sie nur fanden. Als die Römer aber nach diesem nicht sehr rühmlichen Erfolge den Rückmarsch antraten, hingen sich die Reste der Marsen, die Brukterer, die Usipeter und Tenkterer ihnen an die Ferse und an die Seiten. Ihre Angriffe auf den durch schwierige Waldgebirge sich windenden Zug waren so wuchtig, daß nur die ungestüme Tapferkeit der Römer und die geschickte Leitung des Germanicus es ihnen möglich machte, sich siegreich freie Bahn nach dem Rheinstrom zu brechen.

Nun erst fühlte sich Tiberius in Rom seiner Herrschaft sicher. Nichts desto weniger wirkten die Ereignisse am Rhein auf seine weitere Politik in höchst verhängnißvoller Weise ein. Man hätte denken sollen, daß dieser Mann, der in so bedeutungsvoller und erfolgreicher Art die Eroberung des Nordens eingeleitet hatte, als Kaiser die durch Varus' Tod so jäh gestörte Arbeit mit erneuter Kraft wieder aufnehmen würde. Er sollte dazu nicht mehr kommen. Die Rücksicht auf die Herrenstellung in Rom und das für Tiberius ganz vorzugsweise charakteristische Mißtrauen gegen alle, die ihm gefährlich werden konnten, brachte es in erster Reihe dahin, daß der Kaiser sich entschloß, sein eigenes Werk fallen zu lassen und eine neue Art der Politik gegen die Deutschen festzustellen. Die Führung der großen Armee gegen die Deutschen konnte Tiberius, — sobald er Rom nicht verlassen wollte

oder durfte, — nur einem unbedingt zuverlässigen Feldherrn anvertrauen. Gerade Germanicus aber, der unter den wenigen namhaften Heerführern dieser Tage für den deutschen Krieg besonders berufen zu sein schien, flößte jetzt dem Kaiser die größten Bedenken ein. Mochte der junge Adoptivsohn immer in der eben beschworenen Krisis die edelste Treue bewährt haben: für Tiberius war es unmöglich zu vergessen, daß nicht nur die Opposition in der Residenz sich jetzt systematisch darauf warf, das Haus des Germanicus gegenüber dem regierenden Kaiser zu begünstigen und zu feiern, sondern daß auch die Rheinarmee so gefährliche Stimmungen verrathen hatte. Mehr aber, der Kaiser wußte sehr gut, daß die Prinzessin Agrippina zwar im schroffsten Gegensatze zu ihrer Mutter Julia, (die nun nicht lange nach Augusts Tode ebenfalls gestorben ist,) durch stolze Reinheit ihrer Sitten und frauenhafte, ehrbare Zucht hervorleuchtete, aber für ihre Person den Stolz auf ihre Abkunft von Augustus, energische Herrschsucht, und tiefe Abneigung gegen Livia und gegen den früheren Stiefvater nicht zu verleugnen vermochte. Der Kaiser mochte es nicht darauf ankommen lassen, daß seine persönliche Sicherheit lediglich von der ehrenhaften Gesinnung seines jugendlichen Neffen abhing. Wie er die Menschen seiner Zeit zu kennen glaubte, so wird es ihm als zweifelhaft erschienen sein, daß Germanicus unter allen Umständen den gefährlichen Mahnungen Widerstand werde leisten können, die nach seiner Auffassung der Dinge Agrippina und das Kommando der stärksten, ihm ganz ergebenen Armee des Reiches täglich boten. Es kam daher für den Kaiser zunächst Alles darauf an, seinen Neffen von der Rheinarmee zu entfernen. Vorläufig freilich mußte er ihn noch im Kommando belassen; denn es war jetzt nöthig, erst den Rachekrieg wegen der Niederlage des Varus zu führen. Die Ergebnisse dieser Kämpfe waren aber derart, daß Tiberius sich immer mehr in der Ueberzeugung gestärkt sah, daß es für die Römer besser sein würde, den Eroberungskrieg gegen die Deutschen ein für allemal aufzugeben.

Der Plan des Germanicus war es allerdings durchaus nicht, es nur bei der Rache für die Niederlage im Lippischen Walde bewenden zu lassen. Wie er nachher bei seinen militärischen Operationen mehrfach den Wegen seines Vaters gefolgt ist, so hoffte er auch in allem Ernste, im Sinne des Drusus die Länder bis zur Elbe wieder an das Reich bringen zu können. Als der römische Feldherr alle Kräfte zu dem großen Feldzuge des Jahres 15 n. Chr. aufbot, war die Lage im inneren Deutschland zu solchem Angriffskriege scheinbar überaus günstig. Wie es unsere Nation leider noch heute zu thun fortfährt, war sie nach dem großen Siege wieder aus einander gefahren und in sich tief zerrissen. Armin selbst mußte den schnöden Vorwurf hören, daß er den Römern die Mannentreue gebrochen, daß er seinen Sieg nur durch List und Tücke errungen habe. Sein Bruder Flavus, den Römern bis zum Fanatismus ergeben, blieb im Dienste Roms, hat nachher selbst den Krieg gegen seinen Bruder mitgemacht. Mehr aber, die alte Eifersucht des Segest

gegen Armin war bis zur äußersten Feindschaft gesteigert, seitdem Armin des alten Fürsten schöne und hochgesinnte Tochter Thusnelda mit ihrer Zustimmung entführt und geheirathet hatte. Darüber war es zu einer erbitterten Fehde unter den Cheruskern selbst, zwischen beiden Fürsten und ihren Gefolgschaften gekommen. Unter solchen Aussichten entwickelte Germanicus seinen fein entworfenen Plan, zuerst die deutschen Stämme südlich und westlich von den Cheruskern zu zertrümmern, und dann mit voller Wucht sich auf die letzteren zu stürzen. Offenbar waren dabei schon heimliche Unterhandlungen zwischen den Römern und Segest im Gange.

Im Frühling des Jahres 15 mußte Cäcina von Vetera her in das Stromgebiet der Lippe einbrechen, die Marsen überall zerstreuen und die Cherusker scheinbar bedrohen, dabei auch Aliso wieder besetzen und in Vertheidigungsstand bringen. Germanicus seinerseits brach mit den Legionen des Oberrheins und 10,000 Auxiliaren von Mainz aus in das Land der Katten ein, stellte die alten Taunusschanzen wieder her, erzwang im heißen Kampf unter Anwendung der Artillerie und der Schützen den Uebergang über die Eder, und wandte sich dann durch das Thalgebiet der Sieg westwärts in der Richtung auf Bonn. Auf diesem Zuge erreichten ihn die Boten des Segest. Dieser Häuptling war jetzt, wo Armin offenbar auf rasche Eröffnung des Römerkrieges drang, mit diesem in neue erbitterte Fehde gerathen, hatte sich durch Ueberfall Thusneldens wieder bemächtigt, und sah sich nun durch Armin in seinem Schlosse in dem Berglande zwischen dem linken Ufer der Diemel und der Weser belagert. Als nun Germanicus dem Verräther seines Volkes zu Hilfe eilte, mußte Armin weichen, und Segest folgte den Römern für immer mit seinem ganzen Hause nach dem linken Rheinufer.

Die Wegschleppung der deutschen Herzogin Thusnelda in die Gefangenschaft, in welcher ihr Sohn Thumelikus geboren wurde, galt der gemeinen Rachgier der Römer, die sie einst als Schmuck des künftigen Triumphzuges ihres Lieblings zu sehen hofften, als ein herrlicher Sieg, und Germanicus durfte mit des Kaisers freudiger Zustimmung den Imperatortitel annehmen. In Deutschland aber erregte, durch Armins Flammenworte geschürt, der schmachvolle Verrath des Segest und die brutale Wegführung Thusneldens bei allen Völkern zwischen Lippe und Elbe nun wieder den ungestümen Schlachtenzorn, dessen auch Germanicus nicht Meister zu werden vermocht hat. Selbst Armins mürrischer Oheim Ingomar trat jetzt seinem Neffen rückhaltlos zur Seite. Nun suchte jedoch Germanicus der deutschen Fluth, die er so jäh entfesselt hatte, schon im innern Lande zu begegnen. Diesmal machte er die niederdeutsche Küstenlandschaft zur Basis des Feldzuges. Die Rheinflotte führte das oberrheinische Heer auf dem Wasserwege bis zur mittleren Ems, wo sich die übrigen Truppentheile, die unter dem Reiteroberſten Gajus Pedo Albinovanus durch das südöstliche Friesland, und unter Cäcina von Vetera aus quer durch das Festland marschirt waren, etwa bei Rheina mit demselben vereinigten.

80,000 Mann stark, zu denen noch die Aufgebote der Chauken stießen, verheerten die Römer nun das ganze Gebiet der Brukterer bis ostwärts zu dem oberen Laufe der Ems und Lippe systematisch. Uns ist wahrscheinlich, daß die römische Armee dabei der Emslinie folgte, während Proviantkähne auf dem Flusse ihr nachgeführt wurden, und daß von der Ems aus stete Raubzüge in das Land der Brukterer hinein unternommen wurden. Endlich, so scheint es, benutzten die Römer den Paß bei Bielefeld, um den Osning zu überschreiten und die Gegend von Herford zu erreichen. Von hier aus wandte sich Germanicus südwärts nach der Schreckensstätte, wo noch immer die Gebeine der unter Varus vernichteten römischen Krieger unbegraben bleichten. Als in frommer Pietät die Todtenfeier für das damals vertilgte Heer begangen war, suchten die Römer voll ingrimmiger Wuth den Kampf mit Armin. Dieser ließ nicht mehr lange auf sich warten, und zeigte sich in der nächsten Hauptschlacht auf lippischem Boden als so gewandter Feldherr, daß der diesmal mit unbesonnenem Ungestüm vorgedrungene Germanicus von Glück zu sagen hatte, daß er wenigstens das Schlachtfeld behaupten konnte. Taktisch war die Schlacht unentschieden geblieben, der Rückzug aber für diesmal doch nöthig geworden. Und diese Wendung hob den Muth der Deutschen in solcher Art, daß ein großer Theil der Römer nur mit Mühe dem Schicksal der Varianischen Legionen zu entgehen vermochte.

Germanicus war wieder nach der mittleren Ems zurückgekehrt. Hier theilte er sein Heer. Die oberrheinische Armee folgte wieder dem Wasserwege, die Reiterei sollte immer am Ufer die Bewegungen der Flotte begleiten, Cäcina dagegen auf der Moorchaussee des Domitius (S. 140) nach Vetera zurückkehren. Die Heimkehr bereitete aber den Römern erhebliche Schwierigkeiten und Verluste. Das Corps des Prinzen litt allerdings nicht durch die Deutschen, sondern durch Unbilden der Witterung. Als nämlich Germanicus die Ems verlassen hatte, wollte er wegen der Aequinoctialstürme der Küste möglichst nahe bleiben und ließ für die Strecken, wo die Flotte seichte Gewässer zu befahren hatte, zu deren Erleichterung zwei Legionen am Strande marschiren. Diese wurden aber eines Abends, als ein schrecklicher Sturm aus Norden losbrach, durch die Sturmfluth gefaßt, welche das Gestade weithin überschwemmte, und verloren sehr zahlreiche Gepäckstücke, Saumthiere und Soldaten, bis nach Austoben des Sturmes dann der Prinz an der Mündung der Hunse die Truppen wieder auf die Schiffe nehmen konnte.

Viel schlimmer freilich erging es dem alten Cäcina. Die Deutschen hatten unter Armins geschickter Führung den Römern die linke Flanke abgewonnen. Als diese den gefahrvollsten Punkt ihres Marsches, die Moorbrücken (S. 140) des Domitius erreichten, standen Armins Krieger auf den Höhen zur Seite des durch die Moore führenden Dammes, den Cäcina verfallen fand. Auf der nächsten festen Geeststrecke mußten nun die Römer die Angriffe ihrer Gegner abwehren, während ein Theil des Heeres die schwere Arbeit übernahm, den Damm herzustellen, den über Nacht die Deutschen

durch Zuleitung neuer Wassermassen wieder zu verderben suchten. Der überaus schwierige Marsch über den Damm wäre nahezu mißlungen. Cäcina selbst gerieth in die höchste Noth, und wurde hier hauptsächlich durch die unzeitige Raubgier gerettet, mit welcher die Deutschen sich auf die Gepäckwagen stürzten. Armin hoffte die Römer in Gestalt solcher Angriffe auf anderen bösen Stellen ihres Weges nach Vetera sicher aufzureiben; da führte die naturalistische Thorheit des alten Ingomar, dessen Weisheit die Germanen Armins klugem Rathe vorzogen, zu einer schweren Niederlage der Angreifer. Nach seinem furchtbaren Marsche nämlich schlug der alte, kriegserfahrene Cäcina auf der Geest sofort wieder ein stark verschanztes Lager auf, und beruhigte vor Allem die tief entmuthigten Soldaten. Und nun that ihm der einfältige Ingomar den Gefallen, die Deutschen am folgenden Morgen zu einem Gewaltangriff auf die römischen Schanzen fortzureißen, wo wie so oft die Taktik der Römer zu ihrer vollen überlegenen Wirkung kommen konnte. Die Germanen wurden so wuchtig geschlagen, daß Cäcina nun in der zweiten Hälfte des Septembers unbelästigt den Rhein erreichen konnte.

Tiberius, den außerdem sein schlauer, dem Hause des Germanicus entschieden feindlich gesinnter Günstling, der Gardepräfekt Sejanus aufreizte, war sehr unzufrieden mit dem Ergebniß dieses Feldzuges. Er erkannte die Lage der deutschen Dinge besser als sein feuriger Neffe; und wenn er mit Recht den Kopf schüttelte über diese Art der Kriegführung, wo ein überaus hoher Einsatz gewagt, wo das kostbare römische Material verschwenderisch verbraucht und schweren Verlusten ausgesetzt, positiv aber doch nur sehr wenig gewonnen wurde, so sah er anderseits, daß — wie seit der Varusschlacht sich die Dinge gestaltet, — die Chancen einer wirklichen Wiedererwerbung Nordwestdeutschlands sich in kenntlichster Weise verschlechtert hatten. Er kam immer bestimmter zu der Ueberzeugung, daß die Römer viel sicherer gehen würden, wenn sie sich darauf beschränkten, die Rhein- und Donaulinie durch imposante Kraftentfaltung zu behaupten, dagegen nunmehr das System ausbildeten, die freien Deutschen lediglich durch diplomatische Mittel, namentlich aber durch listige Schürung ihrer inneren Zwistigkeiten und ihres gegenseitigen Stammeshaders, für das Reich unschädlich zu machen.

Vorläufig durfte jedoch Germanicus noch einen Versuch machen, des Varus Tod durch einen großen Schlag zu rächen. Während des Winters rüstete er mit aller Kraft, hob deutsche und keltische Auxiliaren in Masse aus, zog aus Gallien, Spanien und Italien Pferde, Saumthiere und Waffen in Menge nach dem Rhein. Marbod allerdings, der auch um Mitwirkung gegen die Cherusker angegangen zu sein scheint, hielt sich doch neutral. Dagegen wurde die Flotte bis auf tausend Segel gebracht, um diesmal die ganze Armee sammt dem Train zu Wasser nach der mittleren Ems führen zu können.

Während sich die Flotte an dem Punkte sammelte, wo die Waal sich

vom Rheine trennt, hatte Armin die Festung Aliso angreifen lassen. Da dirigirte Germanicus den Legaten Silius von Mainz aus zu einer großen Demonstration gegen die Katten. Er selbst (im Frühling d. J. 16) trieb mit sechs Legionen von Vetera her die Belagerer vor Aliso auseinander, und ließ die Chaussee zwischen beiden Festungen in aller Eile wieder in Stand setzen. So konnte er seine Flotte erst im Juni d. J. 16 nach der unteren Ems führen, von wo aus er die Armee, — mit einiger Abweichung von dem ursprünglichen Plane, — ohne Aufenthalt durch das befreundete Niederdeutschland hinüber nach der Weser führte. Als er, so scheint es, diesen Strom bei Rehme erreicht hatte, fand er auf dem rechten Ufer unter Armin ein gewaltiges deutsches Heer versammelt, dabei anscheinend auch Langobarden und Semnonen. Als er dann, etwa in der Gegend von Rinteln, die Weser überschritten hatte, kam es sofort in der Uferebene zu einer Hauptschlacht. Diese Ebene, Idisiaviso, (Feenwiese, Wiese der Idisi oder Elben) sucht man gewöhnlich bei Hessisch-Oldendorf, am Fuße des Süntelberges, des Hohenstein und anderer Höhen; (eine neuere Ansicht schlägt dafür die Niederung bei Petershagen, Dören, Wiedensahl und Bückeburg vor). Der Ende Juli oder zu Anfang des August ausgefochtene Kampf ging gleich Anfangs für die Deutschen rettungslos verloren, weil die als Reserve auf den Höhen hinter der Ebene aufgestellten Cherusker sich um Armins Befehle nicht kümmerten, sondern zur Unzeit losbrachen und Armins Schlachtordnung in unsinniger Weise zerstörten. Die Niederlage der Germanen war furchtbar. Armin selbst wurde verwundet und hatte Mühe, sich der Gefangenschaft zu entziehen. Es war ein großer taktischer Sieg der Römer, aber er blieb unfruchtbar. Armin und Ingomar boten die letzten Kräfte ihrer Völker auf. Und als die Römer, anscheinend um die Elbe zu gewinnen, dem Weserthal zunächst abwärts folgten, stießen sie bald wieder auf ihre Gegner. Es scheint, daß diese, eben so schlau als kühn, sich auf dem linken Ufer der Weser gesammelt hatten, so daß es nun nicht fern von Minden zwischen dem Wiehegebirge und der Bastau zu einer neuen Mordschlacht kam. Die Deutschen waren theils durch die Weser, theils durch Wald und Sumpf geschützt; nur die rechte Hälfte ihres Heeres, die hinter einem mächtigen Grenzwalle stand, war leichter zu erreichen. Germanicus ließ daher den linken Flügel der Gegner nur beschäftigen. Er selbst führte die Hauptmasse der Römer gegen den Wall; als seine Schleuderer und die Artillerie furchtbar vorgearbeitet hatten, wurde der Wall mit Sturm genommen und nun der Hauptstoß gegen die eng zusammengedrängten Deutschen geführt. Nun entbrannte ein entsetzliches Morden; die Deutschen wurden (gegen Ende August) zu Tausenden niedergehauen, — es war die blutige Stunde der Rache für die Varusschlacht.

Mehr aber vermochte Germanicus nicht zu erreichen. Auch jetzt wurde wieder, diesmal ohne Nachdrängen der Gegner, der Rückzug angetreten. Aber nur der kleinere Theil der Römer, der auf dem Landwege nach Vetera marschirte, erreichte den Rhein ohne Unfall. Die Flotte dagegen wurde in der

ersten Hälfte des Septembers 16 bei den friesischen Inseln von einem furchtbaren Südwester gefaßt, viele Schiffe versenkt, die meisten nach allen Richtungen hin zerstreut, — nach allen Küsten von Niederdeutschland, nach Schleswig, Jütland, selbst nach Britannien. Allmählich sammelte sich freilich die Hauptmasse wieder; viele andere kamen nach und nach, Dank der ungeheuren Autorität der Römer selbst im hohen Norden, durch die Hilfe der verbündeten Deutschen oder auch der brittischen Häuptlinge, wieder zu Germanicus zurück. Aber doch hatte der schauerliche Orkan nahezu 20,000 Menschen vernichtet, und die Kunde von solchen Schreckniſſen den Muth der Germanen gewaltig wieder gehoben. Den zu brechen, ist freilich dem Germanicus schnell genug gelungen. Denn noch im Spätherbst desselben Jahres suchte der Legat Silius mit 30,000 Mann und 3000 Reitern die Katten, der Oberfeldherr persönlich mit noch stärkerer Macht die Marser mit Mord und Brand furchtbar heim. Die Deutschen waren in der That betäubt, und Germanicus meinte alles Ernstes, daß es nur noch eines Feldzuges bedürfen werde, um Roms Macht in Deutschland nach alter Art vollkommen wiederherzustellen.

Tiberius aber urtheilte anders. Nach seiner sicher sehr wohl begründeten Ansicht mußte man es jetzt mit dieser Art des Kampfes genug sein lassen. Er that daher in wohlwollender Form, aber darum nicht minder entschieden Einspruch gegen die Fortsetzung des deutschen Krieges. Für lange Jahre ist nunmehr ein halber Friedenszustand zwischen Römern und Deutschen eingetreten, der nur erst später wieder durch Grenzfehden mit den Katten unterbrochen wurde. Dafür begann das Zeitalter der diplomatischen Befehdung, die, mit unheimlicher Meisterschaft von Rom aus geführt, nur allzuschnell zu den erheblichsten Vortheilen für die Römer die Wege öffnete. Der junge Germanicus aber mußte zu seinem tiefsten Schmerze sich von seinen Legionen trennen und im Frühjahr 17 n. Chr. nach Rom zurückkehren, wo er glänzend empfangen wurde und am 22. Mai seinen vielbewunderten Triumph feierte, bei dem außer der edlen, unglücklichen Herzogin Thusnelda mit ihrem Söhnchen noch viele andere vornehme deutsche Gefangene beiderlei Geschlechts dem Wagen des jungen Feldherrn folgen mußten.

Der Aufenthalt in Rom gestaltete sich sehr bald für Germanicus höchst unerfreulich. War es für ihn an sich unbequem, daß die Abneigung der Römer gegen den Kaiser sich demonstrativ genug durch die leidenschaftliche Verherrlichung seines Neffen kund gab, so nahmen auch die Zustände in der palatinischen Hofburg einen sehr verdrießlichen Charakter an. Wohl stand Germanicus mit seinem Adoptivbruder Drusus andauernd auf durchaus freundschaftlichem Fuße. Aber zwischen den großen Damen des Hofes, unter denen bis zum Untergang dieser Dynastie kaum Eine sympathische Gestalt auftritt, herrschte die bitterste Feindschaft. Agrippina stand auf dem schlechtesten Fuße nicht nur mit der alten Augusta Livia, sondern auch mit der bildschönen Livilla, der leichtsinnigen Schwester des Germanicus, der Gattin des Kronprinzen Drusus. Und weiter traten die Dienerschaft und die Freunde

(S. 40fg.) des Hofes dieser Spaltung entsprechend in zwei Parteien getheilt einander gegenüber, die sich — sehr wider den Wunsch der beiden Prinzen — an die Namen des Drusus und des Germanicus hefteten. Auch am Hofe war in fühlbarer Weise die durchaus liebenswürdige und wackere Persönlichkeit des letzteren von den Sympathien der Mehrzahl getragen. Unter diesen Umständen kam der Kaiser auf den naheliegenden Gedanken, seinen Neffen möglichst bald wieder sammt Agrippina aus der Residenz zu entfernen. Nach der alten Praxis des Augustus sollte Germanicus zu diesem Ende mit ausgedehnten Vollmachten nach den orientalischen Provinzen abgehen, wo damals wieder eine reiche Fülle zu erledigender schwieriger Aufgaben sich gesammelt hatte. Diese Stellung an sich war auch dem Germanicus schwerlich unangenehm; noch konnte er nicht wissen, daß der argwöhnische Kaiser, der nicht wünschte, daß sein Neffe in analoger Weise wie am Rhein der angebetete Liebling auch der syrischen Armee werden sollte, das Kommando dieser Legionen einem dem Germanicus höchst abgeneigten Offizier zu verleihen entschlossen war.

Abgesehen von einigen untergeordneten Aufgaben, so waren die Throne mehrerer der Vasallenstaaten in Kleinasien durch den Tod erledigt, und es sollten nun die Verhältnisse derselben sicher geordnet werden. Dem i. J. 36 v. Chr. durch M. Antonius mit der Herrschaft über Kappadokien betrauten König Archelaos, der in alten Jahren leidend und schwachsinnig geworden war, hatte bereits Augustus einen römischen Procurator zur Seite gestellt. Als Tiberius zur Herrschaft kam, fürchtete der König, der ihn einst in Rhodos verletzt hatte und zu wissen glaubte, daß der neue Kaiser in solchen Dingen eben so schwer vergesse als verzeihe, die späte Rache des letzteren. Er ließ sich bestimmen, nach Rom zu kommen, um Gnade zu erflehen. Ueberaus ungnädig empfangen, und im Senat angeklagt, ist er im J. 17 entweder durch eigene Hand oder lediglich aus Angst gestorben. Nun sollte sein Land zur Provinz gemacht werden. Ebenso waren in derselben Zeit der Häuptling der Kilikier im Amanos, Philopator II. (aus dem Hause des Tarkondimotos), und endlich auch Antiochos III. von Commagene gestorben. Dazu kam nun aber, daß der Partherkönig Vonones (S. 135) seit 9 n. Chr. nicht mehr sicher auf seinem Throne saß. Der Arsakide Artaban III., damals Herr in dem medischen Atropatene, war durch die parthische Nationalpartei zum Kampfe gegen den Römerfreund Vonones aufgestachelt worden. Nach heißen Schlachten vertrieb er den letzteren aus seinem Reiche. Vonones aber fand Gelegenheit, sich der Herrschaft über Armenien zu bemächtigen, wo nach dem Tode des Königs Ariobarzanes II. (S. 135) der Thron mehrfach rasch erledigt, zur Zeit aber unbesetzt war. Als aber Artaban ihn auch hier vertrieb, die Römer aber, deren Hilfe Vonones anrief, für solchen Fall mit Krieg bedrohte, gedachte Tiberius, kaum erst zur Herrschaft gelangt, einen Bruch mit dem Hofe von Ktesiphon zur Zeit zu vermeiden. Es war doch im Sinne seiner Politik, daß sein 11—17 n. Chr. in Syrien regierender Legat Q. Cäcilius Metellus Creticus Silanus, dessen Tochter mit einem

Sohne des Germanicus verlobt war, den Vonones veranlaßte, nach Antiochien zu kommen, hier aber dauernd festhielt. Artaban III. aber wies seinem Sohne Orodes die Herrschaft in Armenien zu.

Alle diese Verhältnisse sollte nun Germanicus ausgleichen, in der armenischen Sache das römische Interesse wieder zur Geltung bringen. Er erhielt daher, wie einst Agrippa, durch Senatsbeschluß für den gesammten Orient ein höheres, außerordentliches Kommando, die sekundäre proconsularische Gewalt, mußte aber zu seinem Unbehagen sehen, daß der Posten des für seine Thätigkeit wichtigsten, ihm untergeordneten höheren Beamten, des Legaten von Syrien, jetzt seinem Verwandten Silanus entzogen und dem Gnäus Calpurnius Piso verliehen wurde. Es war dieser ein schroffer, selbstwilliger, stolzer Mann, der selbst der Herrschaft des Kaisers nur mürrisch sich unterordnete, und dessen mit Livia nahe befreundete, nichtsnutzige und hochmüthige Gattin Munatia Plancina der Agrippina sehr feindlich gegenüberstand. So waren für Germanicus jedenfalls sehr schwierige Verhältnisse vorauszusehen, und sehr zur Unzeit der römische Damenkrieg auch nach dem Orient verpflanzt.

Nichtsdestoweniger war Germanicus, der gegen Ende des J. 17 Rom verließ, in seiner Hauptaufgabe sehr erfolgreich. Er erschien zu Anfang des J. 18 in Armenien, besiegte und vertrieb den Orodes, und setzte dann unter der Zustimmung des armenischen Volkes den Zeno, einen Sohn des pontischen Königs Polemon, unter dem Namen Artaxias als Herrscher zu Artaxata ein. Dann wurde Kappadokien durch des Prinzen Legaten Q. Veranius als kaiserliche Provinz organisirt. Man behielt die alte Eintheilung dieses städtearmen Staates in zehn oder elf „Strategien" für die Verwaltung bei, an deren Spitze ein Prokurator gestellt wurde, der im Falle des Bedürfnisses auf die militärische Hilfe des syrischen Legaten angewiesen war. Eine Ermäßigung der Steuern sollte die neue Herrschaft als mild empfehlen. Dagegen gingen die sehr ausgedehnten Domänen in den Besitz des Fiskus über. Anders als Galatien ist aber dieses rauhe Land mit seinem rohen, zu Mord und Raub neigenden Volke nur sehr langsam romanisirt worden. Commagene dagegen und der Amanos wurden durch Q. Serväus neu organisirt und zu Syrien geschlagen. Kaiser Gajus hat das nachher im J. 38 noch einmal verändert und einem Sohne des letzten Antiochos, dem Antiochos IV. Epiphanes Magnus, Commagene, den Amanos und einen erheblichen (theilweise der Familie des Archelaos noch nach 17 belassenen) Theil von Kilikien und Lykaonien als Vasallenreich überlassen.

Inzwischen agitirten Piso und Plancina bei der syrischen Armee mit allen möglichen, zum Theil höchst bedenklichen, an offene Insubordination und selbst an Schädigung der soldatischen Disciplin streifenden Mitteln gegen Germanicus. Was auch immer die mündlichen oder schriftlichen Instruktionen des Kaisers für den Legaten formell besagt haben mögen: der Statthalter scheint bestimmt geglaubt zu haben, es sei seine, ihm übrigens sehr zusagende Auf-

gabe, dem Prinzen und dessen Popularität Hindernisse zu bereiten. Riß ihn selbst, sobald es bei der natürlichen Erbitterung seiner und des Prinzen Umgebung nach des Germanicus Ankunft im nördlichen Syrien zum persönlichen Bruch gekommen war, sein rohes und heftiges Temperament dazu hin, selbst die Schranken des gewöhnlichsten Anstandes zu verletzen, so glaubte die elende Plancina noch mehr im Sinne der Livia zu handeln, wenn sie nach Weiberart noch erheblich weiter ging. Unter diesen Umständen war es sehr erwünscht, daß der Konflikt mit Artaban III. noch vor Ablauf des J. 18 ohne Anwendung kriegerischer Mittel ehrenvoll geschlichtet werden konnte. Der parthische König, der doch auch für seine Person wenig Neigung zu einem Kriege mit den Römern hatte, die jetzt ein ausgezeichnetes Heer, einen tüchtigen Feldherrn, und in Vonones ein Werkzeug besaßen, um in seinem Reiche arge Unruhen zu erzeugen, erklärte sich durch eine Gesandtschaft bereit, Armenien aufzugeben und mit den Römern Frieden und Bündniß zu schließen, was Artaban sogar durch eine Zusammenkunft am Eufrat persönlich zu bekräftigen bereit war. Dafür forderte er nur, daß Vonones aus Syrien entfernt werden möge, um ihm neue Intriguen gegen den parthischen Hof unmöglich zu machen, — dies um so mehr, als Piso und Plancina bereits in sehr voreiliger Weise sich mit Vonones compromittirt hatten. Germanicus ging auf die Wünsche Artabans vollständig ein. Vonones wurde nach der Stadt Pompejopolis in Kilikien abgeführt; er ist im J. 19 dann bei einem Fluchtversuche ums Leben gekommen.

Als die asiatischen Hauptgeschäfte erledigt waren, führte den Germanicus theils die Absicht, einer im Nilthal ausgebrochenen schweren Hungersnoth zu begegnen, theils der Wunsch, das alte Wunderland der Pyramiden und die Riesenbauten der Thebais kennen zu lernen, nach Aegypten. Etwa zu Anfang des J. 19 reiste er nach Alexandria ab, machte durch Eröffnung der römischen Kornmagazine dem herrschenden Nothstande ein Ende, und fuhr dann von Kanopos aus in Agrippinens Begleitung den Nilstrom hinauf bis zu den Katarakten bei Syene. Dadurch aber zog er des Kaisers tiefsten Unwillen auf sich, der offen im Senat laute Beschwerde erhob über die Nichtbeachtung jener alten Verordnung des Augustus, die Senatoren und vornehmen Rittern verbot, ohne spezielle Erlaubniß des Kaisers Aegypten zu besuchen. Ein Verbot, welches der Prinz nicht auf sich beziehen zu müssen gemeint hatte. Durch solche Nachrichten aus Rom, die er bei seiner Rückkehr im Spätsommer 19 zu Alexandria erhielt, bereits stark verstimmt, gerieth er in furchtbarste Aufregung, als er bei seiner Ankunft in Syrien fand, daß Piso sich erlaubt hatte, eine Reihe seiner Verfügungen in Sachen der Legionen und der syrischen Städte willkürlich zu verändern oder ganz aufzuheben. Nun warf ihn zu Antiochia oder in dem benachbarten, anmuthigen, in Gärten eingehüllten Daphne eine schwere Krankheit nieder, die, so heißt es, dem Legaten wiederholt Anlaß zu Ausbrüchen ganz ungewöhnlicher Rohheit gab. Als endlich entdeckt wurde, daß Piso und Plancina,

von ihrem wilden Hasse getrieben, in der Art des dummen und fanatischen Aberglaubens dieser Zeit und dieser vornehmen römischen Gesellschaft vermeintliche Zaubermittel angewendet hatten, durch welche die Seele des Verhaßten den Mächten der Unterwelt geweiht werden sollte: so kündigte Germanicus, — der, wie seine ganze Umgebung, sich durch Piso vergiftet glaubte, — nach römischer Sitte dem Legaten schriftlich die Freundschaft in aller Form auf, und befahl ihm zugleich, Syrien zu verlassen. Ob das letztere staatsrechtlich zulässig war, mag allerdings dahingestellt bleiben. Zu retten aber war der junge Feldherr nicht; er ist in der Blüthe seiner Jahre am 10. Oktober des J. 19 gestorben.

Der frühe und unter unheimlichen Umständen erfolgte Tod des Germanicus ist für Niemanden verderblicher geworden, als für den Kaiser Tiberius. Was die Todesursache angeht, so ist sicherlich eine Vergiftung des Germanicus juristisch niemals erwiesen worden. Alles uns bekannte Detail unbefangen geprüft, so wird man überhaupt nicht dafür stimmen können daß Germanicus, — immerhin die schändlichen Wünsche des Piso und seiner Frau dabei nicht bestritten, — durch ein positives Verbrechen ums Leben gekommen ist. Kann nun aber auch die Geschichte den Tiberius und die alte Augusta Livia von der entsetzlichen Schuld, als hätte jener seinem Neffen und Adoptivsohn, diese ihrem eignen Enkel nach dem Leben getrachtet, freisprechen: die Römer thaten es nicht. Mit Germanicus war ihnen nicht bloß ihr Liebling, es war ihnen auch der letzte Mann des fürstlichen Hauses verloren, an den sich die glühendsten Wünsche und Hoffnungen aller derer knüpften, die aus irgend welchen Motiven in Opposition zu dem neuen Principat standen. Alles was seit dem Eintreffen der Unheilsbotschaft aus Syrien von Seiten des Kaisers in dieser Sache geschah oder unterlassen wurde, — darunter manche Aeußerungen, die dem Tiberius nicht zur Unehre in unsern Augen gereichen, — alles wurde ihm zum Bösen gerechnet und gedeutet. Die römische Opposition wollte ein schuldiges Haupt finden; sie suchte es in Tiberius, er galt andauernd als der Unhold, der die schönsten Hoffnungen Roms frevelnd geknickt habe. Und dieses warf einen finstern Schatten auf die ganze folgende Zeit seiner Herrschaft. Denn auch die Blutrache, welche die Freunde des Germanicus an Piso und Plancina zu nehmen gedachten, konnte nur zum kleineren Theile vollzogen werden.

Dieses verhaßte Ehepaar nämlich hatte seit des Prinzen Tod in seiner Thorheit Alles gethan, um sich selbst alle Rettungswege abzuschneiden. Beide hatten bereits die Insel Kos erreicht, als die Todesbotschaft sie erreichte. Mit antiker Rohheit hatten sie ihrer dämonischen Freude über den Tod des Prinzen den demonstrativsten Ausdruck gegeben. Mehr aber, Piso war auf den unerhörten Gedanken gekommen, die syrische Provinz, aus deren Verwaltung er sich widerrechtlich verdrängt ansah, jetzt mit Gewalt wieder zu übernehmen. Da gleich nach des Prinzen Ausgang die Römer höheren Ranges in Antiochia bis auf weitere Befehle aus der Hofburg provisorisch

den Gnäus Sentius zum syrischen Legaten bestellt hatten, und dieser dem Piso den Eintritt in das Land versagte: so bildete der wahnwitzige Mann aus seinen Sklaven, aus Gesindel aller Art, und aus Ersatzmannschaften für die syrischen Legionen an der lykisch-pamphylischen Küste ein durch kilikische Hilfstruppen verstärktes Heer und eröffnete von dem kilikischen Küstenschlosse Kelenderis aus einen Krieg, der allein schon ihn vor Tiberius hoffnungslos kompromittiren mußte.

Gegen Ende des J. 19 zwang ihn der Legat Sentius, diese Stellung zu verlassen und nach Italien abzureisen. Als der Verhaßte endlich in der durch Agrippinas Rückkehr mit der Asche ihres Gatten zu stürmischer Trauer neu aufgeregten Hauptstadt im April des J. 20 anlangte, wurde sofort der Prozeß gegen ihn angestrengt, in welchem die vertrauten Legaten des verstorbenen Germanicus als seine erbitterten Ankläger auftraten. Tiberius hatte nur die erste vorläufige Anklage und die erste Vertheidigung vernommen, dann wies er den düstern Handel, der sich zu einer „cause célèbre" gestaltete, sogleich an das Senatsgericht (S. 23), und beobachtete für seine Person eine eisige Objektivität, die sehr bald den Piso zur Verzweiflung brachte. Die Vergiftung des Germanicus konnte wie gesagt in keiner Weise erwiesen werden. Aber unter der zermalmenden Wucht der übrigen Anklagen brach Piso rettungslos zusammen. Als auch sein schlechtes Weib sich von ihm lossagte und durch die inständige Fürbitte der alten Kaiserin-Mutter bei Tiberius für sich Gnade erlangte: da wartete der unselige Mann seine Verurtheilung nicht ab und gab sich selbst den Tod. Erst 13 Jahre später zog der Kaiser, als Livia und Agrippina todt waren, die Plancina anscheinend wegen anderer Verbrechen zur Verantwortung; auch sie hat sich dann selbst getödtet.

Der Riß, den die Katastrophe des Germanicus in das Verhältniß zwischen Tiberius und den Römern der Hauptstadt gebracht hat, ist niemals wieder überbrückt worden. Freilich war dasselbe von Anfang an kein besonders freundliches gewesen. Es kann uns das nicht Wunder nehmen, wenn wir mit historischer Objektivität den Charakter und die Stellung dieses Kaisers prüfen. Der Charakter des Tiberius ist noch heute ein historisches Problem. Wenige Beurtheiler ausgenommen, zu denen unter anderen der Kaiser Napoleon I. gehört, so war bis auf unser Zeitalter dieser Tiberius unter den fürstlichen Gestalten des Alterthums in ähnlicher Weise verurtheilt, wie unter den Demagogen der alten Welt der Athener Kleon. Aber wie dieser, so hat neuerdings auch Tiberius seine leidenschaftlichen Vertheidiger, ja Bewunderer gefunden, und der über diese Frage entbrannte wissenschaftliche Streit ist noch nicht ausgefochten. Wir versuchen es, sine ira et studio diese Persönlichkeit zu charakterisiren. Es ist gewiß, daß keine Kunst eines Vertheidigers es möglich machen wird, diesen Kaiser als eine liebenswürdige Gestalt, oder gar als einen großen Mann erscheinen zu lassen. Wohl aber gilt er uns als der unglücklichsten einer, die jemals die römische Krone ge-

tragen haben. Wir kennen bereits seine Geschichte seit seiner frühesten Jugend. Sie war nicht sehr geeignet, den begabten, vielbewährten, seiner vielen tüchtigen Thaten und seiner Verdienste wohlbewußten Mann besonders mild und menschenfreundlich werden zu lassen. Als endlich der alte Stiefvater, der ihn niemals geliebt hat, nicht umhin konnte, gerade ihm, dem er das Principat am wenigsten gegönnt hatte, die Nachfolge zu überlassen, fand sich Tiberius, — durch seine Söhne mit Mühe endlich auch in den Besitz der Huldigungen der stärksten Heere des Reiches gesetzt, — dem Adel wie der Masse gegenüber in der wenig beneidenswerthen Lage eines allseitig mit tiefer Antipathie betrachteten Machthabers. Der Adel erblickte in ihm nicht den Erben des gewaltigen Julius. Tiberius hatte nicht wie Augustus das Verdienst, einer in ihren Fundamenten erschütterten Welt den Frieden und Wohlstand wiedergegeben zu haben, er war nur der Sohn eines alten Adelsgeschlechts, welches sich namentlich während der letzten Menschenalter der Republik keineswegs über die übrigen Geschlechter der Nobilität und des Patriciats erhoben hatte. Die Macht des Geistes und des politischen Verdienstes, später einer mehr denn 40jährigen Gewohnheit der Herrschaft, wodurch Augustus den adeligen Familien imponirt hatte, stand seinem Nachfolger nicht zu Gebote. Gegen ihn richtete die wieder erwachsene republikanische Opposition, die namentlich die Litteratur ebenso vollständig wie giftig beherrschte, sofort ihre schärfsten Spitzen, und die demonstrative Begeisterung für Germanicus und später für dessen Familie diente dazu, dem Princeps alle erdenklichen Kränkungen zu bereiten. Dies um so mehr, als Tiberius bei seiner ungeselligen, wenig sympathischen Art sich zu geben, unter allen Umständen nur wenig wirkliche Freunde jemals gewonnen hat, und das heitere Naturell, die gewinnende Anmuth, die fesselnde Liebenswürdigkeit nicht besaß, wie sie Augustus, Drusus, Germanicus allezeit entfaltet hatten. Endlich aber, der Kaiser stand bei seinem Regierungsantritt tief in den fünfziger Jahren. Die Kraft seiner Jugend war verbraucht auf schweren Feldzügen, und er war nicht mehr in der Lage, wenigstens durch neue Kränze blutigen Ruhmes sich nun noch einmal als Imperator die widerwillige Anerkennung der großen Familien zu erzwingen.

Tiberius (Rom, Vatican).

Aber auch bei der Masse, bei der Augustus hoch populär gewesen war, vermochte Tiberius sich keine Beliebtheit zu verschaffen. Nicht nur

daß er als echter Claudier die harten und stolzen Züge seines Hauses nicht verleugnen konnte: nicht nur daß bei seiner Art selbst der römische Humor fast immer einen merkwürdig herben Beigeschmack annahm; nicht nur daß der strenge und selbst freudlose Mann, dessen scharfer Verstand nicht einmal die Schmeichelei dulden mochte, und dem man nicht mit Unrecht Mangel an fürstlicher Großmuth und die schlimme Neigung zuschrieb, niemals zu vergessen und oft nach langen Jahren alte Beleidigungen und halb vergessene Schuld schwer zu strafen, selbst von den Provinzialen, die allen Grund hatten, sein Regiment zu rühmen, um so mehr verehrt wurde, je weniger er ihnen persönlich nahe kam: — so waren es gerade mehrere seiner achtungswerthesten Züge, die ihn den Römern entfremdeten. Mit Ausnahme vielleicht der entsetzlichen drei oder vier letzten Jahre seines Principats ist die Verwaltung des Tiberius mustergültig gewesen. Tiberius war einer der besten Finanzverwalter unter allen römischen Kaisern, und zugleich mit höchster Sorgfalt bemüht, für die auch in der Kaiserzeit nur allzuoft arg vernachlässigte polizeiliche Sicherheit des Landes möglichst durchgreifend zu wirken. Aber es sind nicht diese Züge, welche die Kaiser bei den Massen der Residenz beliebt machten. So sehr ihnen das billige Brot am Herzen lag, sie forderten von dem Hofe auch die Pflege ihrer Genüsse, die Förderung eines buntbewegten Freudenlebens, prunkvolle Spiele im Circus und im Amphitheater. Und gerade auf diesem Punkte war der Kaiser ganz anders geartet, als seine Zeitgenossen. Wie Tiberius konsequent Abstand nahm von der alten römischen Barbarei, die gefangenen Führer besiegter Feinde hinrichten zu lassen; wie er zwar die systematische Pflege des Augustuskultes in allen Theilen des Reiches begünstigte, aber mit konsequenter Energie den Versuchen widerstand, ihm selbst bei Lebzeiten Tempel, Opferdiener und Priester zu stiften oder auch nur seine Standbilder und Büsten unter den Kultbildern der Tempel aufzustellen: so empfand er gegen die blutige Lust der Römer aller Stände an dem Gladiatorengemetzel, wie gegen die üppigen Pantomimen eine tiefe Abneigung, entzog sich denselben, und zeigte, soweit es möglich war, im starken Gegensatze zu der Praxis seines Vorgängers, nach dieser Seite eine für die Reichsfinanzen sehr nützliche Sparsamkeit. Und in derselben Weise mußten jetzt die Prachtbauten sehr entschieden hinter den lediglich nützlichen zurücktreten.

Dazu traten aber noch andere Momente, die es zu keiner Zeit zu einem wirklich guten Verhältniß zwischen Tiberius und den eigentlichen Römern haben kommen lassen, und aus denen heraus allmählich jenes finstere Verhängniß erwachsen ist, welches — unter wesentlich gleicher Vertheilung der Schuld zwischen beiden Parteien — endlich dieses Principat in überaus bedauerlicher Weise beherrscht hat.

Tiberius war auf der einen Seite ein Mann von strengem Pflichtgefühl, und dieses hat ihn bestimmt, wie wir hernach sehen werden, der Leitung des großen Staates seine ganze Kraft und seine sehr achtbare Be-

gabung mit staunenswerther Energie und sehr erheblichen Erfolgen zu widmen. Aber wie er selbst bei seinem grübelnden Wesen und einem gewissen Mißtrauen auch gegen sich selbst, zu rechter innerer Befriedigung nicht zu gelangen vermochte, so scheiterten noch mehr seine Bemühungen, auf diesem Wege und durch wiederholtes Aussprechen von Grundsätzen, die seiner Regentenweisheit alle Ehre machen, die Sympathie der namentlich im Senat concentrirten Aristokratie zu gewinnen. Von dieser Seite her wurde ihm die zäheste Abneigung entgegengetragen, die sich auf alle Weise, theils also durch Begünstigung des Germanicus, später durch die der Familie dieses Prinzen, noch mehr aber durch Pamphlete, Libelle, Verbreitung bösartigen Klatsches, oder grimmiger Schmähungen anderer Art, Luft machte. Der darüber entbrennende, schleichende Kampf ist es nun gewesen, welcher diesen gemüthlich so unglücklich veranlagten Kaiser zum düstern Pessimisten, zum Verächter der Menschen seiner Zeit, und bei einem Charakter, der mit dem Alter nicht milder wurde, zu einem harten und despotischen Gewalthaber, — den Senat dagegen feige, kriechend, als Gerichtshof furchtbar blutig, unter Umständen endlich zum Entsetzen rachsüchtig gemacht hat.

Es trat zur Förderung dieser Entwickelung auf der andern Seite noch ein weiteres sehr bedeutsames Motiv. Mochte immerhin Tiberius in ähnlicher Weise, wie es Augustus gethan, in seiner äußeren Haltung sich ein schlichtes und einfaches Wesen zur Richtschnur nehmen, und namentlich jedes Uebermaß äußerer Ehren von sich ablehnen: so wich er doch auf einem sehr wichtigen Punkte sehr bestimmt von der Praxis des Augustus ab. Es lag nicht in seinem Sinne, die Grenzen seiner fürstlichen Kompetenz zu verschleiern. Tiberius hat das System der Dyarchie zu vollenden versucht. Und indem auf der einen Seite die Thätigkeit und die Rechte des Senats eher noch erhöht wurden, machte er unter scharfer Erkenntniß der Ausdehnung seiner fürstlichen Macht von derselben einen sehr nachdrücklichen Gebrauch und führte deren Umrisse noch schärfer und bestimmter aus. Dabei fehlte ihm nun nicht nur die Leutseligkeit, sondern auch die schlaue Kunst seines Vorgängers, solche Schritte allemal mit einer Fülle von festlichen Spielen und mit überreichen Geschenken jeder Art zu begleiten.

Es sind namentlich drei Schritte, durch welche Tiberius die fürstliche Machtstellung vollendet hat. Zunächst kam die hauptstädtische Verwaltung vollständig in die Hand des Kaisers. Die Sorge für die Erhaltung der öffentlichen Bauten in der Hauptstadt Rom war (S. 18) schon in Augusts späteren Jahren auf den Fürsten übergegangen. Aber schon i. J. 15 n. Chr. übernahm Tiberius die Sorge für die Regulirung des Tiberflusses; den mit dieser Aufgabe betrauten kaiserlichen Beamten wurde später unter Trajan auch die Aufsicht über das städtische Kloakenwesen übertragen. Weitaus bedeutsamer aber mußte es werden, daß Tiberius endlich auch den alten Plan des Augustus zur Durchführung brachte und (S. 20) die städtische Polizei gänzlich und bleibend in seine Hand nahm. Die Einrichtung einer

stehenden Polizeidirektion für die Hauptstadt, die Ernennung eines bleibenden Stadtpräfekten, gehört diesem Kaiser an.

Der treffliche L. Piso, — übrigens ein Mann, welcher persönlich zu allen Zeiten sich eine ehrenhafte Selbständigkeit bewahrt und sein schwieriges und unpopuläres Amt bis zu seinem Tode (32 n. Chr.) bei aller Festigkeit milde zu handhaben wußte, — wurde gleich nach des Tiberius Regierungsantritt für dieses Amt angestellt. Der Polizeipräsident der Residenz, dessen Stellung regelmäßig an Consulare vergeben wurde, hatte die (S. 107) städtischen Cohorten zu seiner Verfügung und nahm wie diese auf dem Schweinemarkt sein Hauptquartier. Der Zweck dieses Amtes war die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit in der Hauptstadt, die nächste Aufgabe die Präventivpolizei; daher standen namentlich die Circus und die sonst für öffentliche Schauspiele bestimmten Gebäude, dann die Märkte, die Wechslerbuden, überhaupt der gesammte Verkehr auf den öffentlichen Straßen und in dem öffentlichen Leben unter der Aufsicht des Präfekten. Dazu trat nun aber eine Criminaljustiz, eine Verwaltungsgerichtsbarkeit, die schrittweise in stetig wachsender Willkür sich entwickelt und die alten Gerichte des Staates wesentlich trocken gelegt hat. Zunächst handelte es sich nur um eine energische und abgekürzte Justiz gegen Sklaven und Gesindel; aber sehr schnell dehnte sich für diesen ohne Zuziehung der Geschwornen und ohne Oeffentlichkeit arbeitenden Hof der Kreis der Personen und der Verbrechen aller Art aus, die vor sein Forum gehörten; derart daß schon zu Ende des zweiten Jahrhunderts die Stadtpräfektur als der oberste Gerichtshof der Hauptstadt erscheint, von dem aber noch an den Kaiser appellirt werden konnte. Die gerichtliche Entscheidung über die Fähigkeit zum Decurionat in den einzelnen italischen Gemeinden wurde ebenfalls in dieser Präfektur gefällt.

Viel schneller noch und in ganz anderer Weise für das Reich wie für das Principat verhängnißvoll wurde eine wesentliche Veränderung in Sachen der Kaisergarde; ein Schritt, dessen Folgen damals jedoch selbst von dem scharfblickenden Tiberius nicht erkannt und vorausgesehen worden sind. In den letzten Jahren des Augustus waren die Cohorten der Prätorianer von dem aus Volsinii in Etrurien gebürtigen Ritter Sejus Strabo kommandirt, diesem aber sein Sohn L. Aelius Sejanus, der einst (S. 134) des Gajus Cäsar Begleiter gewesen war, als College zugetheilt worden. Sejanus, der später für den Kaiser in der schauerlichsten Art verhängnißvoll werden sollte, gehörte zu den wenigen Römern, zu denen Tiberius schrankenloses persönliches Zutrauen und wirkliche Liebe gefaßt hat. Da der Kaiser vollen Grund zu haben glaubte, sich auf die treue und zuverlässige Gesinnung dieses Offiziers an der Spitze der Garde unbedingt verlassen zu können, auch die persönlichen Fähigkeiten desselben sehr hoch schätzte, — hatte er ihn doch seiner Zeit zum Gouverneur seines Sohnes Drusus gemacht, — so übertrug er ihm nicht nur (S. 156) von Anfang an sehr wichtige militärische Aufgaben, sondern übergab ihm auch, als sein Vater i. J. 19 die Verwaltung von Aegypten

übernahm, das alleinige Kommando bei der Garde. Nun haben allerdings die folgenden Kaiser ziemlich regelmäßig die Geschäfte dieser mächtigen Präfektur wieder unter zwei Offiziere vertheilt. Sejanus aber hat die ganze Stellung der Prätorianer dadurch von Grund aus verändert, daß er den Tiberius bestimmte, i. J. 23 n. Chr. das gesammte Corps nach der Hauptstadt zu ziehen und daselbst bleibend zu concentriren. Die bisher beliebte Praxis (S. 106) schien nicht geeignet, die Disciplin, das Selbstgefühl und den kriegerischen Geist dieser Truppen zu fördern; auch schien es besser, sie für Nothfälle zusammenzuhalten. So wurde denn für die Garde, die wahrscheinlich damals auch ihre Artillerie erhielt, ein verschanztes Lager, eine starke Citadelle angelegt, und zwar auf der Nordostseite der Hauptstadt, außerhalb der Ringmauer, zwischen dem Collinischen und dem Viminalischen Thore. Dadurch wurde die Garde ihrer Bedeutung für das Reich erst recht bewußt. Daß die Sache bei der Entfernung einer übermächtigen andern Truppenmacht unter Umständen auch für den Kaiser nicht unbedenklich war, sollte Tiberius noch selbst erfahren. Die Geschichte wird uns zeigen, wie sehr dieser Schritt die Bedeutung der Gardepräfekten und ihres Corps, von dem nun stets eine ganze Cohorte den Wachdienst im Palaste hatte, für die Bestimmung der Thronfolge gesteigert hat. Aber auch, daß nun auch von dieser Seite her eine Umwandlung der alten Justizverhältnisse sich einleitete. Zunächst allerdings hatten die Präfekten nach dieser Richtung, wie die Legaten der Legionen, nur die Jurisdiction über die gemeinen Soldaten. Aber es blieb nicht aus, daß allmählich für Italien die Kaiser ihnen wiederholt die Wahrnehmung der Strafrechtspflege auf dem Wege der Delegirung übertrugen, was dann später zu den weitgreifendsten Veränderungen geführt hat.

Während sich aber die Umgestaltung der Stellung der Garde unter Tiberius nicht sogleich vollzogen hat, führte dieser Kaiser gleich von Anfang an einen sehr fühlbaren Schlag gegen die noch bestehenden Reste der durch die Comitien repräsentirten Machtelemente. Tiberius verfügte nämlich, theils aus seinem nicht sowohl aristokratischen, als stramm auf Ordnung haltenden, Wahlunruhen abgeneigten Sinne heraus, theils in der Tendenz, den Senat an Stelle der Comitien immer weiter in den Vordergrund zu schieben, noch i. J. 14, zuerst bei der Wahl der Prätoren, daß dieselbe nicht mehr durch die Versammlung der Gemeinde, sondern durch den Senat vollzogen werden sollte. Und das wurde nun auch für alle übrigen, bisher durch Volkswahl besetzten Aemter Vorschrift und Gebrauch. Nur die alte Form ist noch bis zum dritten Jahrhundert beibehalten worden, daß die in den „Comitien des Senats" gewählten Beamten in den zu diesem Behuf berufenen Centuriat- oder Tributcomitien erschienen, wo ihre Namen der Gemeinde durch Heroldsruf verkündigt und die Acclamation derselben eingeholt wurde. Die Art aber, in welcher (S. 25fg.) die Kaiser ihren Einfluß auf einen Theil dieser Wahlen auszuüben pflegten, wurde durch diese Veränderung in der Wahlform nicht weiter berührt. Für die Aemter, wo ein nachdrückliches kaiserliches

Empfehlungsrecht bereits bestand, also namentlich für die Prätur und die Quästur, machte auch Tiberius einen sehr beschränkten Gebrauch von seinem Rechte; nur vier Prätoren und zwei Quästoren kamen immer auf diese Weise in ihr Amt.

Die gesetzgebende Gewalt der Comitien wurde nicht abgeschafft; aber Tiberius ließ sie thatsächlich verfallen, indem er immer ausschließlicher Senatsbeschlüsse veranlaßte, die dann nachher, je nach Umständen, durch die Comitien nur formell bestätigt wurden. Es war überhaupt sein Princip, dem Senat soweit als möglich entgegenzukommen. Er brachte alle öffentlichen und die wichtigsten Privatgeschäfte vor das hohe Haus. Namentlich aber förderte er die Jurisdiction des Senats (S. 23) in höchst ausgedehnter Weise. Nach dieser Richtung waren es zwei Momente, durch welche das Auftreten des neuen Princeps heilsamen Schrecken verbreitete: die konsequente und durchgreifende Strenge, mit welcher Tiberius solche Statthalter verfolgen hieß, die sich als Geißeln der Provinzen gezeigt hatten, und die gegen die unter der höheren römischen Gesellschaft wuchernde tiefe Unsittlichkeit gerichtete Energie.

Aber es gab einen Punkt, aus dem heraus für diese und mehrere der folgenden Regierungen ein überreiches Maß des Unheils sich über die Römer ausgedehnt hat, nämlich die Art der Verfolgung der sogenannten Majestätsverbrechen. Abgesehen von den älteren, aus dem letzten Jahrhundert der Republik stammenden Majestäts- oder Hochverrathsgesetzen der Römer war es ein alter Grundsatz der Republik gewesen, daß ein Angriff auf einen römischen Magistrat als ein Angriff auf die Gemeinde selbst anzusehen sei; der Mord und die Verletzung eines Beamten galt zugleich als Hochverrath und wurde in diesem Sinne behandelt. Daher wurden seit Einführung des Principats Vergehen solcher Art gegen den Princeps um so schwerer geahndet, je höher eben die Rangstellung des Princeps war; mehr aber, nach dem schlimmen Vorbilde nicht weniger Volkstribunen in verschiedenen Epochen der römischen Parteikämpfe konnte der Princeps sich bei den verschiedensten gegen seine Person auch durch Rede, Schrift und Ungebührlichkeiten aller Art begangenen Vergehen oder Ausschreitungen auf seine tribunicische Unverletzlichkeit stützen, um dieselben als Vergehen gegen die Majestät des Staates strafen zu lassen. Es kam ganz auf die Persönlichkeit und den Charakter der einzelnen Kaiser an, wie weit man die Konsequenzen jenes Grundsatzes ausdehnen wollte. Sehen wir aber ab von manchen Momenten, die wenigstens bis zum dritten Jahrhundert des Kaiserthums immer nur isolirt vorkamen und von Rechtswegen als Uebergriffe galten, so trat nun seit der Zeit des Tiberius die überaus gefährliche Wendung ein, welche nicht mehr bloß (S. 144) Pasquille und Schmähschriften, wie auch Erkundigungen bei Wahrsagern über das Leben des Kaisers und über das künftige Schicksal der kaiserlichen Familie in den Kreis der als Hochverrath zu strafenden Handlungen zog, sondern nun auch Verbalinjurien in

dieser Weise ahnden und (imminuta majestas) allmählich auch solche Schritte als Beleidigungen kriminell verfolgen hieß, die irgendwie als Verletzungen der Achtung vor der Person des Princeps gedeutet werden konnten. Man blieb nicht dabei stehen, die Verletzung des Eides oder den falschen Eid bei dem Genius des regierenden Kaisers, ja selbst die Beleidigung eines konsekrirten Vorgängers, als Majestätsverbrechen anzusehen. Das niederträchtige Raffinement der römischen Ankläger richtete sich, — um von ganz gemeinen Dingen zu schweigen, — selbst darauf, Angriffe gegen Leute zu erheben, die etwa den Kopf von einer kaiserlichen Bildsäule abgenommen und durch einen andern ersetzt, die ein kaiserliches Standbild mit den zugehörigen Grundstücken verkauft, eine andere Bildsäule höher gestellt hatten als die kaiserliche, und was sich sonst in dieser Richtung ersinnen ließ.

Es wurde nun sehr verderblich, daß der Kaiser Tiberius nach seiner Praxis alle diese politischen Prozesse vor dem Senatsgericht führen ließ, anstatt sie vor sein Forum zu ziehen; viele der schmählichsten Scenen dieser Art, wie sie namentlich zur Zeit der höchsten Macht des Sejanus in Menge vorkamen, würden wahrscheinlich unterblieben sein, hätte in solchen Fällen überall das Verfahren des Kaisergerichts Platz gegriffen, wo die moralische und politische Verantwortung ihn als Princeps allein und persönlich traf. Statt dessen konnte der in dem hohen Reichsrath einreißende Servilismus, der wiederholt selbst des Tiberius Widerwillen erregte, nur zu oft abstoßend wüste Orgien feiern. Wenigstens das schreckliche System, die Vollziehung der Todesurtheile unmittelbar nach dem Urtheile folgen zu lassen, durchbrach Tiberius selbst, indem er 22 n. Chr. bestimmte, daß kein Senatsbeschluß vor dem zehnten Tage nach seiner Abfassung vollzogen werden dürfe. Dadurch wurde, — wenn es ein Angeklagter auf die Verurtheilung hatte ankommen lassen, und nicht lieber zum Selbstmord griff, der in den düstern Zeiten dieses und der nächsten drei Principate in Rom epidemisch geworden ist, — wenigstens die Möglichkeit gerettet, in irgend einer Gestalt eine Begnadigung zu erzielen.

Ungleich verderblicher und für das erste Jahrhundert n. Chr. bis auf Domitians Tod in schrecklicher Weise für das öffentliche Leben der Welthauptstadt charakteristisch ist es aber geworden, daß namentlich von dieser Gattung der Prozesse das schreckliche Geschlecht der „Delatoren" oder die blutige Zunft der freiwilligen Ankläger sich nährte. Damals wie früher gab es in Rom keinen öffentlichen Ankläger. Die Erhebung von Anklagen wegen Staatsverbrechen war stets freiwilligen Angreifern überlassen geblieben. Wir wissen aber, wie nach des gewaltigen alten Cato Ausgang schon sonst theils die Frivolität junger Streber, theils die Parteiwuth mit diesem Rechte furchtbaren Mißbrauch getrieben hatte. Jetzt, — wo Tiberius selbst ganz unverkennbar solche Anklagen begünstigte, jedenfalls in dem Ringen mit der ihm abgeneigten Aristokratie die furchtbare Waffe des Majestätsgesetzes nicht rosten zu lassen wünschte, — fehlte es zu keiner Zeit an

Leuten aller Stände, darunter stets sehr namhafte Senatoren, die aus verschiedensten Motiven aus der freiwilligen Blutjagd ein regelmäßiges Geschäft machten. Der nicht allzu seltene schlimme Hang, andere kriminell zu verfolgen; der servile Trieb, durch solche Anklagen die Gunst des Tiberius zu gewinnen; der noch schmählichere Wunsch, sich durch die (nach schlimmer römischer Sitte hier, wie bei anderen Arten der Angeberei zulässige) Denunciationsprämie zu bereichern, waren Hauptmotive für die Angeber und Ankläger. Nicht selten aber wirkten auch Motive der Privatrache, der Privatmalice, der gemeinsten Eifersucht mit, um die giftige Wucherpflanze des Delatorenthums über die Hauptstadt zu verbreiten, und wiederholt auch die abscheulichsten Intriguen zum Sturz einer verhaßten oder unbequemen Persönlichkeit zu veranlassen. So verbreitete sich ein schlimmer Geist der Spionage über die Residenz; und bei der althergebrachten Neigung der Römer zu scharfem Spott und frecher Rede und That fanden die Delatoren reiche Arbeit, wurde es ihnen gar leicht möglich, Majestätsklagen aufzufinden, um Männer zu verderben, die man durch andere Angriffe nicht aus dem Wege zu drängen vermochte. Ungefährlich war freilich das schmutzige, durch die Prozeßsucht des römischen Publikums aber immer wieder genährte und belebte, Handwerk nicht. Nicht nur, daß falsche oder erfolglose Anklagen den Delatoren schwere Strafen, unter Umständen Verbannung und Hinrichtung zuziehen konnten: es war sehr begreiflich, daß bei den Familien, die unter ihren Angriffen gelitten hatten, die wildeste Rachsucht Platz griff. Geschah es nun, daß ein neuer Kaiser in seiner Praxis in Sachen der Majestätsklagen entschieden von der des Vorgängers abwich, so traf die verhaßten Delatoren, namentlich die gewerbsmäßigen derselben, gewöhnlich ein furchtbarer Ausbruch der Vergeltung, bei dem es dann ziemlich gleichgültig blieb, ob die früheren Opfer der Ankläger in mehr oder minder hohem Grade schuldig gewesen waren oder nicht. Auch die gefährliche Neigung, bei Prozessen dieser Art von dem alten Rechtsgange abzuweichen, womöglich den schändlichen Unsinn der Tortur selbst gegen Freie zu versuchen, und für den Zweck, Aussagen von Sklaven als Zeugen gegen ihre Herren zu gewinnen, die ersteren erst von Staatswegen anzukaufen, machte die Hochverrathsprozesse zu einer der düstersten Seiten der römischen politischen Justiz des ersten Jahrhunderts. Todesstrafe trat für den Fall der Verurtheilung immer häufiger an die Stelle der Verbannung; dazu kam, — wenn nicht rechtzeitiger Selbstmord das abwandte, — für den Verurtheilten Konfiskation des Vermögens und Ungültigkeit des Testaments.

Gerichtliche Verfolgung der edel freimüthigen wie selbst der schamlos frechen Meinungsäußerungen, politische Prozesse, vor Allem politische Hinrichtungen, überhaupt die Verwendung der Kriminaljustiz als politische Waffe, sind zu allen Zeiten von der tiefsten Ungunst des historischen Urtheils getroffen worden. Namentlich aber hat bis auf diesen Tag das Andenken des Tiberius über Gebühr schwer darunter zu leiden gehabt, daß die übliche Behandlung der

römischen Geschichte auch noch nach der Schlacht bei Actium das Schwergewicht lediglich auf die Dinge zu legen pflegte, die zu Rom sich vollzogen. Es ist auch gar nicht zu leugnen, daß die seit 15 n. Chr. beginnenden Majestätsprozesse, die später auf dem schauderhaften Hintergrunde der durch Sejans Glück und Katastrophe, dann durch den Untergang der Agrippina bezeichneten Episode nicht nur an Zahl, sondern auch an Schreckhaftigkeit merklich zunehmen, einen höchst abstoßenden Eindruck machen; mag immerhin die Zahl der uns bekannten Prozeßfälle dieser Art sich auf 147 beschränken, und keineswegs alle mit Verurtheilung geendigt haben. Indessen erfordert es die historische Gerechtigkeit darauf hinzuweisen, daß neben diesem schauerlichen, der Hauptsache nach auf die vielseitigen aristokratischen Gegner des Tiberius beschränkten, Prozeßkriege die Reichsverwaltung dieses Kaisers als durchaus tüchtig anerkannt werden muß. Tiberius sorgte mit Nachdruck und Konsequenz für die innere wie für die äußere Ordnung und Sicherheit des Reiches. Sieht man von den politischen Prozessen ab, so wurde die Haltung der Rechtspflege unter seiner Aufsicht nur gerühmt. Tiberius, der bewährte und erprobte Männer gern möglichst lange in ihren Stellungen ließ, überwachte die Haltung der Statthalter mit äußerster Genauigkeit. Erpressungen und Gewaltthätigkeiten der Beamten in den Provinzen wurden von ihm viel konsequenter und strenger verfolgt, als noch von Augustus. Besonders aber wurde seine Finanzverwaltung gerühmt. Persönlich lehnte er es ab, von den Erbschaften Gebrauch zu machen, die nach der Sitte der Zeit reiche und vornehme Erblasser gern aus Schmeichelei, Furcht oder anderen Motiven, oft zum Nachtheile der übrigen Erben, den Kaisern zu vermachen pflegten. Heruntergekommene Männer von hoher Geburt, die durch Verlust ihres Vermögens zum Ausscheiden aus dem Senat genöthigt wurden, erhielten nur dann rettende kaiserliche Gnadengeschenke, wenn ihr Vermögensverfall nicht durch eigene Schuld veranlaßt war. Die Leitung der fiscalischen Verhältnisse betrieb dieser Kaiser mit solcher knappen Sparsamkeit und Intelligenz, daß er bei seinem Tode einen Schatz von 2700 Millionen Sesterzen (587,306,700 R.-Mark) hinterlassen konnte. Wie nun aber auch sonst nach vielen Seiten hin vortreffliche Verwaltungs- und Regierungsgrundsätze zur Geltung gebracht wurden, so war es diesem Kaiser keineswegs um das Aufspeichern von Geld zu thun. Vielmehr benutzte er die treffliche Ordnung der Finanzen und die reichen Ueberschüsse, um jeden Augenblick in der großartigsten Weise mit finanziellen Mitteln da beizuspringen, wo irgend ein Punkt des ungeheuren Reiches durch schwere Calamitäten betroffen war. Im Jahre 17 wurden zwölf volkreiche Städte in Asia durch ein furchtbares Erdbeben vernichtet; da war Tiberius im Stande, der besonders hart betroffenen Stadt Sardes 2,175,210 R.-Mark zu schenken, ihr die Steuern für fünf Jahre zu erlassen, und die übrigen Städte in ähnlicher Weise zu unterstützen. Ungeheure Summen wurden wiederholt, namentlich i. J. 19, verwendet, um die Leiden einer Getreidetheurung von dem Volke der Hauptstadt abzuwenden. Als

i. J. 27 eine schreckliche Feuersbrunst den ganzen Bezirk des Mons Caelius verheert hatte, entschädigte der Kaiser jeden einzelnen Abgebrannten nach Maßgabe seines Verlustes. Und als in demselben Jahre der Einsturz eines nachlässig gebauten Amphitheaters bei Fidenä eine ungeheure Anzahl von Menschen getödtet und verwundet hatte, half er auch hier, soweit Geld helfen konnte, in der umfassendsten Weise dem Jammer ab. Bei dem Eintritt einer schweren Geldklemme i. J. 33 wies der Kaiser zu deren Ueberwindung sofort aus dem Fiskus die Summe von 21,752,100 R.-Mark zu unverzinslichen Darlehen für das Publikum auf drei Jahre an. Und als i. J. 36 das Quartier des Aventinus und ein Theil des großen Circus niedergebrannt war, wandte er dieselbe Summe zur Entschädigung der Abgebrannten und zur Herstellung der zerstörten Gebäude auf.

Parallel mit dieser namentlich Seitens der Provinzen durchaus geschätzten, tüchtigen Art der Verwaltung lief ein entschiedenes Glück in der Leitung der auswärtigen Politik. Gegenüber den beiden gefährlichsten Feinden der Römer, dem heldenmüthigen Cherusker Armin und dem mächtigen König Marbod, bewährte sich das Princip, welches der Kaiser bei der Abberufung des Prinzen Germanicus in deutschen Dingen proklamirt hatte. Kaum hörten die Angriffe der Legionen auf das innere Deutschland auf, so entbrannte zwischen den beiden großen deutschen Feldherren ein mörderischer Krieg; einer von denen, wie ihn seit dieser Zeit die Römer so gern sich entzünden sahen, weil dadurch die Kraft der gefürchteten „Barbaren" selbstmörderisch in schauerlicher Vernichtungswuth sich verzehrte. Schon i. J. 17 also waren die Langobarden und Semnonen zu Armin, der alte Ingomar dagegen zu Marbod übergetreten, und in dem Lande zwischen Saale und Elbe erprobten die beiden deutschen Helden ihre durch die Beziehungen zu den Römern gewonnene militärische Schulung nun in heißen Kämpfen wider einander. Die Hauptschlacht blieb taktisch unentschieden. Sie gestaltete sich aber für Marbod sehr schnell zu einer schweren Niederlage, weil der von ihm aus taktischen Gründen beliebte Rückzug seinen Völkern als Flucht galt. Kaum war der Zauber des kriegerischen Erfolges von ihm gewichen, so begann der allgemeine Abfall von dem herrischen Machthaber. Er mußte rasch nach Böhmen zurückweichen und rief nun die Römer zu Hilfe. Und jetzt erhielt er echt römischen Dank für die Haltung, die er i. J. 6 n. Chr. eingenommen hatte. Das Hilfsgesuch wurde kühl abgelehnt. Dafür übernahm Prinz Drusus das Kommando der illyrischen Armee, um von der Donau her die Entwickelung in Marbods zerbröckelndem Reiche zu beobachten, die Auflösung durch listige diplomatische Einwirkung noch zu fördern. So ging es denn mit Marbod schnell zu Ende. Bereits auf Böhmen beschränkt, sah der König nun auch den jungen Catualda, den einst von ihm vertriebenen Häuptling der Gothonen am rechten Ufer der unteren Weichsel, rachgierig mit starker Gefolgschaft in den Thalkessel des Moldaugebiets einbrechen und auch die Markomannen zur Erhebung fortreißen. Hauptstadt und Schloß

des Königs wurden unhaltbar; i. J. 19 war die furchtbare Macht der Markomannen zertrümmert, und Marbod mußte zu den Römern in Noricum als Flüchtling übertreten. Er hat neben dem Dalmatiner Bato und dem kleinen Thumelicus seinen Sitz zu Ravenna erhalten, wo er noch 18 Jahre lang freudlos seinen Sturz überlebte.

Die Ostdeutschen hörten damit für viele Jahrzehnte auf, den Römern gefährlich zu sein. Auch Catualda, der in Böhmen Marbods Herrschaft an sich gerissen hatte, vermochte nicht sich zu behaupten. Schon i. J. 20 unterlag er den Angriffen einer durch die Hermunduren unterstützten Gegenpartei und mußte zu den Römern fliehen, die ihm dann in dem gallischen Forum Julii (Frejus) einen Ruhesitz anwiesen. Sein und Marbods großes Gefolge dagegen führten die Römer wieder über die Donau zurück, siedelten diese Massen an den Grenzen des quadischen Volkes, zwischen den Flüssen March und Waag (oder Gran) an und gaben ihnen in dem Quaden Vannius einen eignen Häuptling. Nicht minder erfreulich für die Römer war es, daß in derselben Zeit auch der große Cherusker Armin von seinen eignen Landsleuten aus dem Wege geräumt wurde. Es war ein Triumph für Tiberius, daß er i. J. 19 die schändliche Bitte des von roher Eifersucht auf Armin erfüllten kattischen Fürsten Adgandestrius um Gift, mit dem er den großen Cherusker beseitigen wolle, voll stolzer Verachtung abweisen konnte. Aber der Sondergeist und die Freude an anarchischer Libertät, die deutschen Erbsünden, bäumten sich auch bei den fürstlichen Geschlechtern der Cherusker so gewaltig auf gegen Armins Pläne, die anscheinend auf die Umbildung des Herzogthums zu einer mehr königlichen Macht unter besserer Zusammenfassung der kriegerischen Volkskraft abzielten, daß der tapfere Feldherr endlich i. J. 21 bei einem inneren Kriege durch Verrath oder Meuchelmord seiner Angehörigen den Untergang fand: vorbildlich für so viele ausgezeichnete Männer, die seitdem ihr Leben der Sicherheit und Größe der deutschen Nation gewidmet haben. Die Fehden aber unter den Cheruskern dauerten auch nach Armins Falle fort, und befreiten die Römer von jeder weiteren Besorgniß vor diesem Stamme, dessen Bedeutung in Deutschland nunmehr theils auf die Chauken, theils auf die Katten überzugehen begann. Nur i. J. 28 wurde es noch einmal nöthig, die Friesen zu beschwichtigen, die durch die übermüthige Art, in welcher ein römischer Offizier den altherkömmlichen Tribut an Ochsenhäuten zu steigern versuchte, zu einem blutigen Kampfe hingerissen waren.

Sonst aber gelang es dem Kaiser Tiberius, mit Hilfe der überall gut bezahlten und in strenger Disciplin gehaltenen Legionen während seiner langen Herrschaft aller Orten den Frieden und die äußere Sicherheit des Reiches zu bewahren. Ganz ohne Kämpfe konnte man bei der Ausdehnung des Reiches und bei der Vorgeschichte verschiedener Provinzen freilich nicht durchkommen. Seit 17 n. Chr. wurde der kriegerische Häuptling Tacfarinas, der Führer der numidischen Musulamier, der Ruhe von Afrika gefährlich,

bis es endlich i. J. 24 dem Prokonsul P. Dolabella gelang, ihn entscheidend zu schlagen und zu tödten. In den wilden thrakischen Hochlanden mußten in den Jahren 21 und 26 Aufstände der Bergbewohner niedergeschlagen werden; dasselbe geschah i. J. 36 bei der Erhebung eines kilikischen Stammes. Höhere Bedeutung hatten diese Kämpfe nicht. Dagegen war es nur der durchschlagenden Energie und großen Schnelligkeit des bereits unter Germanicus bewährten obergermanischen Legaten Gajus Silius zu verdanken, daß ein i. J. 21 in Gallien ausbrechender Aufstand gebändigt werden konnte, ehe er wirklich bedrohliche Dimensionen angenommen hatte.

Seit dem Aufhören der Eroberungskriege auf dem rechten Rheinufer behielt die Organisation der kaiserlichen Provinzen westlich von Narbonensis für lange die folgende Gestalt. Die drei Provinzen Aquitania, Lugdunensis und Belgien waren nicht allein, — (die Zeit ausgenommen, wo Tiberius nach der Rückkehr aus Rhodos zweimal, und hernach Germanicus für mehrere Jahre am Rhein kommandirte,) — seit der ersten Entfernung des Tiberius von seinem Kommando, getrennt verwaltet worden, und wurden lediglich durch die Rheinarmee überwacht, so daß nur in der Hauptstadt Lyon 1200 Römer (S. 107) in Garnison standen: das linke Rheinufer war auch administrativ in der Art von Gallien getrennt worden, daß das Land vom Oberrhein westwärts bis zum Kamme des Wasgaugebirges und seiner Fortsetzungen, nordwärts bis zur Wasserscheide zwischen Nahe und Mosel, als Obergermanien, das niederrheinische Land dagegen mit dem Gebiet der Ubier und der Sigambrer (S. 129), dem Haupttheil des Maasgebiets, und dem Lande zwischen der unteren Maas, den Inseln der Bataver, und der menapischen Küste, als Untergermanien, nun als eigene Provinzen zählten. Um den Legionen Zollfreiheit zu verschaffen, war die Accisestation für Gallien nach Metz gelegt worden; sonst blieben die deutschen Provinzen mit Belgien finanziell verbunden. Der consularische Legat für den Niederrhein residirte zu Cöln, der für den Oberrhein, der auch über die Truppen in Helvetien den Befehl führte, zu Mainz, und zwar so, daß der letztere militärisch dem ersteren untergeordnet war. Nun war im J. 21 noch einmal, genährt durch die Unzufriedenheit der Kelten über die hohen Zinsen der römischen Wucherer, überhaupt durch die Ausbeutung des reichen Landes von Seiten des italischen Kapitals, unter dem keltischen Adel eine sehr gefährliche Stimmung vorherrschend geworden, welche zwei mächtige Männer, der Trevirer Julius Florus und der Häduer Julius Sacrovir, zur Anstiftung eines Aufstandes benutzten, der schnell über das große Land hin aufflackerte. Die schnelle Niederwerfung der vorzeitig losgebrochenen Völker an der Loire (der Ander und Turonen) und an der Mosel, wie der Tod des Florus, brach bereits die Kraft der Bewegung. Und die 40,000 Milizen, die Sacrovir in und bei Augustodunum (Bibrakte, Autun,) damals bereits einem Hauptsitze der Ausbildung keltischer Jugend in römischer Weise, zusammenraffte, erlagen schnell genug den tapfern Legionen des Silius.

Nicht das Schwert endlich, sondern eine sehr schlaue Diplomatie half ganz zu Ende seiner Regierung dem Kaiser eine neue parthische Verwicklung zum Vortheil der Römer lösen. Der (S. 167) Partherkönig Artabanos III., der die friedliche Politik des Tiberius thörichterweise für Mangel an kriegerischer Entschlossenheit ansah, benutzte im J. 34 den Tod des Königs Artaxias (S. 166), um vertragswidrig nunmehr seinen eigenen Sohn Arsakes auf den Thron von Armenien zu setzen, wagte auch noch andere Uebergriffe. Tiberius schlug nun nicht etwa ungestüm los, reichte aber mit gewohnter Schlauheit einer mächtigen parthischen Partei die Hand, die im J. 35 den Kaiser ersuchte, einen der Nachkommen des alten vierten Phrahates als Prätendenten gegen Artaban am Eufrat auftreten zu lassen. Als Tiridates III., anscheinend ein Enkel jenes Phrahates, in Syrien erschien, wo der Legat L. Vitellius seine Sache energisch förderte, und gleichzeitig auf Antrieb der Römer albanische und iberische Häuptlinge sich auf Armenien warfen, zog die Partei des Artabanos überall den Kürzeren. In Armenien riß der iberische Fürst Mithridates, wie es der Kaiser wünschte, die Krone an sich, und Tiridates III. gewann mit leichter Mühe die Herrschaft im parthischen Reiche. Nichtsdestoweniger kam es auf dieser Grenze für die Römer zu keinem rechten Abschluß. Die unaufhörlichen Parteiungen unter dem parthischen Adel ließen die Schale des Tiridates bald wieder emporschnellen. Artaban, der nach Hyrkanien ausgewichen war, konnte mit Hilfe turanischer Steppenvölker schon im Sommer 36 sich der Residenz Ktesiphon wieder bemächtigen und nahm nun natürlich eine sehr gereizte Stellung gegen die Römer ein, ohne ihnen jedoch bei der Gewandtheit des wachsamen L. Vitellius wirklich schaden zu können. Wenn er aber in einer überaus brutalen diplomatischen Note den Tiberius mit allen Schmähungen überhäufte, wie sie ohnmächtige Wuth auszustoßen pflegt, und schließlich dem alten Imperator den frechen Rath gab, „durch freiwilligen Tod dem tiefen und gerechten Hasse seiner Unterthanen Genugthuung zu verschaffen", so erkennt man leicht darin den Widerhall der furchtbar erbitterten Stimmung der Hauptstadt Rom, von welcher auch der selbst als blutiger Wütherich bekannte Artaban erfahren hatte.

In der That sind die Beziehungen zwischen Tiberius und den Römern der Hauptstadt trotz der vielseitigen Verdienste des Kaisers allmählich immer unheimlicher und trostloser geworden. Eine sehr wesentliche Schuld an dieser Entwickelung tragen zwei einander mit tödtlichem Hasse gegenüberstehende Persönlichkeiten am Palatinischen Hofe, der Gardepräfekt Sejanus und Prinzessin Agrippina, des Germanicus Wittwe. Sejanus stand zur Zeit, als der Prozeß Piso (S. 169) seinen schrecklichen Abschluß gefunden hatte, bei dem Kaiser in der höchsten Gunst. So wenig der römische Adel für den mächtigen Emporkömmling aus bloß ritterlichem Stande Sympathie empfand: die imposante Persönlichkeit dieses Soldaten von unverwüstlicher Frische und Kraft, von merkwürdiger geistiger Elasticität, Rührigkeit und nicht

gewöhnlicher Begabung hatte es dem alten Imperator angethan, der dieſem ſtets heiter gelaunten Manne, für den er wahre Herzensneigung empfand, unbedingt trauen zu dürfen glaubte. Je mißtrauiſcher der Kaiſer der ſenatoriſchen Ariſtokratie gegenüberſtand, die er auf keine Weiſe innerlich zu gewinnen vermochte, und die trotz aller Neigung zu oft ſehr ſerviler Huldigung und trotz ihrer Bereitwilligkeit — oft weit über das Rechtsgefühl des Kaiſers hinaus — auf die Hochverrathsklagen einzugehen, den mürriſchen, verdrießlichen, pedantiſchen Fürſten, dem die ſonnige Stirn ſeines Vorgängers allzeit mangelte, immer nur ertrug, während die Hoffnungen ihrer kühneren Glieder ſich jetzt an das Haus des Germanicus hefteten: um ſo mehr ſtützte er ſich auf dieſen Sejanus, deſſen Energie, Entſchloſſenheit und Wachſamkeit ihm ſeine Sicherheit zu verbürgen ſchien. Die Concentrirung der Kaiſergarde in Rom (S. 173) im J. 23, deren Offiziere Sejanus ſeinerſeits ernennen durfte, ſteigerte begreiflicherweiſe die Macht des Günſtlings; der Kaiſer aber hielt das für ſich auch deshalb offenbar für unbedenklich, weil Sejan nur ritterlicher Geburt war. Aber gerade auf dieſem Punkte täuſchte ſich der ſcharfe und argwöhniſche Menſchenkenner gründlich. Tiberius ſah nicht, daß in der Seele ſeines Freundes ein glühender Ehrgeiz loderte, der eines Tages leicht ſich ein ſehr bedenkliches Ziel ſtecken konnte. Und es dauerte in der That nicht lange, ſo erhielt die ſtärkſte Leidenſchaft Sejans die gefährliche Richtung, die ihn auf die Bahn der dunkelſten Verbrechen führte. Des Kaiſers Sohn Druſus, ſeit 22 n. Chr. durch Ertheilung der tribuniciſchen Gewalt zum Nachfolger im Principat deſignirt, war von heftiger Eiferſucht erfüllt auf die hohe Gunſt, in welcher Sejan bei ſeinem Vater ſtand. Bei manchen achtbaren Eigenſchaften doch unter Umſtänden bis zur Derbheit offen und durch ſein heftiges Weſen zu Ausbrüchen der Rohheit hingeriſſen, hatte er eines Tages bei einem heftigen Wortwechſel dem Sejanus eine Ohrfeige gegeben. Das wurde ſein Verderben. Denn Sejanus, von wüthender Rachſucht erfüllt, und bei dem unverhohlenen Widerwillen des Prinzen um ſeine Zukunft beſorgt, beſchloß ihn aus dem Wege zu räumen, und ſich zugleich dadurch ſelbſt den Weg zur künftigen Herrſchaft als Imperator zu bahnen.

Seit dieſer Zeit beginnt eine Reihe der unheimlichſten Jahre in der Hof- und Reſidenzgeſchichte dieſes Principats. Der ſchöne und glänzende Sejanus, damals noch als angehender Vierziger in der ganzen Fülle ſeiner Kraft, verführt des Druſus ſchöne Gattin Livilla, verſpricht ihr für die Zukunft die Ehe, trennt ſich von ſeiner Gattin Apicata, und läßt endlich dem verrathenen Druſus durch den griechiſchen Leibarzt der Prinzeſſin, Eudemos mit Namen, ein langſam wirkendes Gift beibringen, welchem der Unglückliche noch im Jahre 23 erlag.

Tiberius, der nicht entfernt ahnte, daß dieſer Todesfall durch ein ſchändliches Verbrechen herbeigeführt war, ertrug den Verluſt ſeines einzigen Sohnes mit männlicher Faſſung. Sejanus aber, der mit äußerſter

Vorsicht weiter arbeitete, war nun eifrig bemüht, die seinen Plänen noch weiter im Wege stehenden fürstlichen Persönlichkeiten aus dem Wege zu räumen. Bei der zarten Jugend der Kinder des Drusus waren dieses die beiden ältesten Söhne des Germanicus, nämlich Nero, der wahrscheinlich bereits in der Mitte des J. 6 n. Chr., und Drusus, der anscheinend in der zweiten Hälfte des J. 7 nach Chr. geboren war. Tiberius hatte nach seines Sohnes Tode diese jungen Männer mit warmen Worten dem Senat empfohlen, und es lag auf der Hand, in ihnen die künftigen Träger des Principats zu sehen. Bei der keuschen und unnahbaren Haltung ihrer stolzen Mutter Agrippina und der Treue ihrer Umgebungen konnte Sejanus nicht hoffen, nach dieser Seite hin durch Verführung und Gift zu operiren. Um so besser gelang es ihm, die schwache Seite in Agrippinas Stellung für seine Pläne zu benutzen. Die stolze und energische Frau von schroff männlichem Geiste vermochte sich weder zu der alten Augusta, noch zu dem Kaiser, dem gegenüber sie sich als des Divus Augustus Enkelin an hoher Abkunft, wie in dem Recht zur Herrschaft weit überlegen glaubte, auf einen erträglichen Fuß zu stellen. Mehr noch, sie nährte gegen beide den schlimmsten Verdacht wegen des Todes ihres Gatten. Und in ihrer lodernden Leidenschaftlichkeit jeder Verstellung, ja mehr und mehr auch jeder Besonnenheit unfähig; dazu auf die Liebe der Römer und die Verbindung mit zahlreichen vornehmen, einst dem Germanicus nahe befreundeten, Männern, wie namentlich General Silius, pochend, — ließ sie sich durch die Arglist des Sejanus und seiner Agenten allmählich zu maßlosen Ausbrüchen des Argwohns gegen Tiberius verlocken, die endlich den ihr persönlich nicht grundsätzlich feindlichen Kaiser veranlaßten, mit ihr gänzlich zu brechen und alle Schritte gut zu heißen, durch welche Sejanus zunächst „ihre Partei", vornehme Männer und Frauen, auszurotten sich bemühte. Das war aber nicht schwer; denn auch außer den Hochverrathsklagen von damals gewöhnlicher Sorte gab es bei der Liederlichkeit der großen römischen Damen und der sehr zweifelhaften politischen Sittlichkeit der meisten römischen Großen Handhaben genug, sie kriminell zu verderben, sobald man nur wollte. Zu Agrippinas bitterstem Leid machte die Haltung selbst des verdienten Generals Silius und ihrer Freundin, seiner Gattin Sosia, die den gallischen Sieg des J. 21 zu unrechtmäßigem Gewinn gemißbraucht hatten, es möglich, im J. 24 dieses Paar zu stürzen. Silius wählte den freiwilligen Tod, Sosia wurde verbannt. Nicht mit dem Kampfe um den Palast stand dagegen in Beziehung die Anklage des Sejanus gegen seinen persönlichen Feind, den berühmten Historiker A. Cremutius Cordus, der mit altrepublikanischem Freimuth Annalen verfaßt hatte, welche die Zeit des Augustus behandelten. Der letztere hatte seiner Zeit das Werk auch gelesen und es sich einfach gefallen lassen. Jetzt (25 n. Chr.) erhoben zwei Klienten Sejans die Klage auf Hochverrath, weil Cremutius in jenen Annalen den M. Brutus gelobt, und den Gajus Cassius „den letzten Römer" genannt hatte. Der Angeklagte entzog sich einer Verurtheilung durch

freiwilligen Tod. Der Senat aber war sklavisch genug, das Werk seines berühmten Mitgliedes zur Vernichtung zu verurtheilen.

Es war nun für die weitere Entwickelung der Dinge in Rom ein sehr übler Umstand, daß Tiberius im J. 26 den wahrscheinlich schon seit längerer Zeit genährten Entschluß ausführte, sich persönlich für immer aus der Hauptstadt zu entfernen. Das tiefe Unbehagen an seiner niemals gedeihlich zu gestaltenden Stellung zu den Stadtrömern; sein alter Hang zur Zurückgezogenheit von den Zeitgenossen, die er gründlich verachtete, und von Zuständen, die er immer verdrossener und pessimistischer auffaßte; gewisse verdrießliche persönliche Erfahrungen bei Majestätsprozessen; endlich auch das Unbehagen an der drückend empfundenen Abhängigkeit von seiner herrschsüchtigen Mutter, — jedenfalls auch Sejans listiger Einfluß, scheinen das Bestimmende gewesen zu sein. Genug, der alte Princeps zog sich mit einem kleinen Gefolge zuerst nach Campanien, im J. 27 endlich nach der ebenso reizenden, als sicher von der Welt abgeschlossenen Insel Capreä (Capri) bei Neapel zurück, welche letztere Augustus im J. 29 v. Chr. durch Tausch von der Stadt Neapel als Privateigenthum gewonnen hatte. Dieser Schritt wirkte höchst verderblich. Die furchtbaren Geschichten von wahrhaft grauenhaften Ausschweifungen, denen sich nach Angabe des böswilligen römischen Klatsches der jetzt siebzigjährige Tiberius — nach einem bis dahin notorisch schlicht und ehrbar hingebrachten Leben — auf Capri ergeben haben soll, hält die Kritik der Gegenwart allerdings für gehässige Erfindungen der Parteiwuth. Aber es war sehr übel, daß der Fürst nunmehr in allen Kriminalfragen nur noch durch die Berichte des Senats und des Sejanus bestimmt wurde. Sein Rechtsgefühl und sein scharfer Verstand hatten bisher gar nicht selten in den heillosen Blutprozessen ungeheuerliche Entscheidungen noch immer abgewehrt: das Alles fiel nun fort. Vor Allem hatte jetzt Sejanus, — zumal es ihm möglich gewesen war, im J. 26 in Campanien bei dem Einsturz einer Grotte bei Tarracina durch seine Riesenstärke dem Kaiser das Leben zu retten, — das Ohr des Tiberius so gut wie ausschließlich. Die römische Welt fing mehr und mehr an, ihn als den Vicekaiser zu behandeln. Ehrliche Anhänger; viele Andere, die mit dem Strome schwammen und in dem Freund des Kaisers diesen selbst zu ehren glaubten; aber auch Alles, was sich zähneknirschend und Wuth im Herzen vor dem mächtigen Manne beugte, erschöpfte sich in Huldigungen. Und nach der Weise von Emporkömmlingen seiner Art ließ der „Ritter" Sejan die stolzen Aristokraten der Hauptstadt durch rücksichtslosen Hochmuth schwer für Alles büßen, was sie ihm bisher irgend in den Weg gelegt hatten.

Die planmäßige Ausnutzung der Hochverrathsprozesse gewann jetzt einen immer höheren Aufschwung. Und endlich gelang es auch, die Familie der Agrippina zu stürzen. Sejans Arglist hatte zwischen den Prinzen Nero und Drusus Zwiespalt zu entzünden gewußt; mehr noch, Nero, jetzt mit einer Tochter der Livilla vermählt, war nicht allein mehr und mehr zu unbesonnenen

und thörichten Reden gegen Sejan und den Kaiser verlockt, sondern auch zugleich durch systematischen Verrath umgarnt worden. Und so konnte, — ohne daß wir über das relative Maß ernsthafter politischer Schuld auch auf Seite dieses Prinzen und seiner Mutter näher unterrichtet sind, — endlich der zürnende Jupiter von Capri bestimmt werden, den zerschmetternden Schlag gegen sie zu führen. Als erst im J. 29 die alte Kaiserin-Mutter Augusta gestorben war, die bei aller persönlicher Gegnerschaft gegen Agrippina doch nur deren Demüthigung, nicht deren Vernichtung gewollt hatte, folgte der Kaiser dem Drängen des Sejanus. Und nun wurde auf Befehl des Tiberius die stolze Agrippina verhaftet und nach der Insel Pandataria (S. 134) internirt. Es war eine empörende Scene; da die trotzige Frau sich widersetzte, so schlug ihr im Ringen der mit ihrer Abführung beauftragte Offizier ein Auge aus. Nero wurde nach der Insel Pontia geschafft (gegen Ende d. J. 29). Aber auch der jüngere Sohn der verbannten Agrippina, der ungestüme und leidenschaftliche Prinz Drusus, wurde im folgenden Jahre gestürzt. Er befand sich auf Capri, und hier erzielte Sejan mit Hilfe der von ihm verführten Gattin des Prinzen, Aemilia Lepida, daß der Kaiser ihn nach Rom zurückschickte, wo auf Sejans Anstoß der Consul Cassius Longinus ihn auf Hochverrath anklagen und in ein unterirdisches Zimmer in einem der Eckthürme des palatinischen Schlosses werfen ließ. Von dem ganzen Hause des Germanicus war nur noch Prinz Gajus (S. 156) übrig, der — geb. 12 n. Chr. — damals noch im Palast unter Aufsicht seiner Großmutter Antonia lebte. Nur daß er unter den heillosen Zuständen der letzten Jahre arg vernachlässigt und verwildert war, und — um es euphemistisch auszudrücken — mit seinen drei leiblichen Schwestern (Julia) Agrippina (geboren zu Köln, am 6. Novbr. 15, und mit des (S. 140) Domitius Ahenobarbus Sohn Gnäus i. J. 28 vermählt), Drusilla (Julia), geb. auf der Villa (S. 157) an der Mosel gegen Ende d. J. 16, und Julia (Livilla), geb. zu Lesbos gegen Ende d. J. 17, — in den verdächtigsten Beziehungen gestanden hatte.

Sejanus stand jetzt auf der Höhe seiner Macht; man überhäufte ihn in Rom bereits mit nahezu allen denselben Ehren, wie den Kaiser. Tiberius selbst, so scheint es, hatte ihm die im J. 25 anfangs abgeschlagene Verlobung mit der schönen Wittwe (S. 183) Livilla gewährt. Sejan sollte i. J. 31 mit dem Kaiser zusammen das Consulat führen. Aber wider alles Erwarten sollte jäh eine schreckliche Katastrophe über ihn hereinbrechen, die ganz Rom in Verwirrung zu stürzen bestimmt war. Völlig klar sind allerdings die letzten Motive derselben nicht. Tiberius, so scheint es, war allmählich doch auf Sejan eifersüchtig, vielleicht selbst mißtrauisch geworden, und traf während der ersten Hälfte d. J. 31 verschiedene Verfügungen, welche verbunden mit der jetzt bemerkbaren Begünstigung des Prinzen Gajus dem Sejan mindestens fühlbar machten, daß er seines Sieges noch keineswegs sicher sei. Und nun schritt der kühne Verbrecher zur Einleitung eines Complotts

vor, welches — indem es auf einflußreiche Leute in der Garde, im Senat und selbst an dem kleinen Hofe zu Capri ausgedehnt wurde, — darauf hinauslief, dem Emporkömmling die Behauptung seiner Macht eventuell mit Gewalt, und sei es auch durch Beseitigung des Kaisers, möglich zu machen. Nun aber verrieth einer seiner Klienten das schreckliche Geheimniß an Tibers alte Freundin, seines Bruders Drusus Wittwe Antonia, die sich beeilte, ihren Schwager eindringlich zu warnen. Und nun wußte der schlaue alte Diplomat, der es nicht glaubte wagen zu dürfen, sogleich mit offenen Gewaltschlägen loszubrechen, seinen Gegner durch ein überaus kunstvolles Spiel der Intrigue zu überwinden. Während er den Sejanus konsequent durch Zeichen von Gunst täuschte, die den Frevler bestimmten, mit der wirklichen Vollendung seines kolossalen Undanks noch zurückzuhalten, wurde endlich der dem Kaiser treu ergebene, schlaue und entschlossene Gardeoberst Näbius Sertorius Macro heimlich zu Sejans Nachfolger bestimmt und mit allen Mitteln und Vollmachten versehen, um den alten Günstling zu stürzen. Tiberius und Sejan hatten das Consulat am 1. Mai niedergelegt. Als Macro in der Nacht des 17. October 31 Rom erreichte, trat er sofort mit einem der neuen Consuln, dem Sejan persönlich abgeneigten und durchaus kaisertreuen Gajus Memmius Regulus in Verbindung, desgleichen mit dem ebenso zuverlässigen Grächnus Lako, dem Commandeur der Feuerwehr-Gensdarmerie. Als nun Regulus am folgenden Morgen (18. October) den Senat zu einer Sitzung nach dem Apollotempel auf dem Palatin berief, theilte Macro dem eben dahin sich begebenden Sejanus unterwegs mit, daß ein Schreiben des Kaisers verlesen werden solle, welches ihm die tribunicische Gewalt verleihe. Dann eilte er nach der Citadelle der Garde, stellte sich derselben als ihr neuer Chef vor, und beschwichtigte jedes Bedenken der Soldaten durch reiche Geldgeschenke. Inzwischen umschloß Lako den Sitzungssaal des Senats mit seinen Cohorten, und nun vollzog sich inmitten des hohen Hauses der Anfang einer Katastrophe, die demnächst einen Charakter annahm, wie nur je bei dem Sturze eines verhaßten Günstlings in den düstersten Zeiten der Byzantiner und der osmanischen Sultane am Bosporus.

Als wider alles Erwarten die lange, durch Regulus verlesene Depesche des Kaisers mit dem Befehle schloß, den Sejanus als Verräther zu verhaften, sah sich der vollkommen betäubte, jäh gestürzte Mann plötzlich von Allen verlassen. Und wie er nun durch die Liktoren und Gensdarmen zur Haft geschleppt wurde, konnte er bereits das wüste Hohngeschrei des wankelmüthigen Volkes hören, sah er es selbst, wie die Massen seine Standbilder umstürzten und zertrümmerten. Noch an demselben Tage verurtheilte in neuer Sitzung im Concordientempel der Senat den allverhaßten Emporkömmling zum Tode, ließ ihn sofort im Kerker erdrosseln, und die nackte Leiche über die „Gemonische Treppe" nach der Tiber schleifen, wo sie drei Tage lang allen möglichen Beschimpfungen ausgesetzt blieb. Die Familie, die Freunde, die bekanntesten Anhänger, die vermutheten Complottgenossen Sejans wurden

sofort in Haft genommen. Denn nun galt es, nicht bloß durch die wildesten Dekrete zur Beschimpfung des todten Günstlings, sondern noch mehr durch blutige Verfolgungen theils die Blutrache an Sejan zu nehmen, theils sich dem furchtbar erbitterten Kaiser gegenüber loyal zu zeigen. Die Volksmassen verüben Tage lang wilde Excesse gegen Sejans Anhänger; die Prätorianer aber, — wüthend, weil man der Treue der Gensdarmerie mehr Zutrauen geschenkt hatte, als ihrer eigenen, — rächen das durch Plünderung und Brandlegung.

Das schmachvollste war jedoch die Wuth, mit welcher die Senatoren, deren so viele Sejans Schmeichler gewesen, sich jetzt durch Hochverrathsanklagen gegenseitig zu vernichten bemühten. Kaum war Sejans Familie zum Theil unter geradezu infamen Nebenumständen gerichtlich ermordet worden, so begann die Zeit dieser wüsten Prozesse, bei denen jetzt von Seiten des Kaisers um so weniger Einhalt zu erwarten stand, weil durch einen schauerlichen Zwischenfall der Zorn, die Rachsucht, und die grimmige Menschenverachtung des alten Princeps, der durch seinen theuersten Freund sich verrathen sah, auf das Höchste gesteigert war. Apicata nämlich, Sejans frühere Gattin, hatte nach dem schrecklichen Ende ihrer Kinder sich selbst den Tod gegeben, zuvor aber dem Tiberius durch einen Brief die Schuld Sejans und der Prinzessin Livilla an des Drusus Tode enthüllt. Diese Kunde vor Allem vertilgte bei ihm für lange alle milderen Empfindungen. Livilla wurde ihrer Mutter Antonia übergeben, welche die Verbrecherin mit der Härte der alten Römer zum Hungertode verurtheilte. Der Kaiser seinerseits, der innerhalb gewisser Schranken ebenfalls mehrere Genossen Sejans zum Tode verurtheilte, folgte lange nur dem starren Rechte. Wirklicher Blutdurst scheint ihn auch damals nicht bestimmt zu haben, nicht alle Anklagen in dieser schlimmen Zeit führten zur Vernichtung der Angeschuldigten. Wohl aber war es ein furchtbarer Tag, als der Kaiser i. J. 33, um zu Ende zu kommen, den Rest der noch als Anhänger Sejans Verhafteten, etwa zwanzig an der Zahl, auf einmal hinzurichten befahl; und wenig Gewinn hatten die Familien der durch die Schreckniſſe der letzten Jahre heimgesuchten Römer, als nun freilich auch die schlimmsten und compromittirtesten Bluthunde unter den Delatoren demselben Schicksal verfielen.

Mochte immerhin der alte Princeps der Welt jenseits der blutigen Zone von Rom und Capri nach wie vor in altgewohnter, nützlicher, für ihn selbst freudloser Weise die Reste seiner Arbeitskraft widmen; mochte es selbst in dieser letzten Zeit seiner Herrschaft für tüchtige Naturen möglich bleiben, den sichern Mittelweg zu finden zwischen schnödem Servilismus und trotziger Herausforderung des Verderbens: es war nur natürlich, wenn sich die römische Welt nach dem Ende der Regierung des alten Einsiedlers von Capri sehnte, der immer mehr mit sich selbst zerfallen, ohne Freude, ohne Hoffnung, ohne irgend ein Element, was ihn über seinen finstern Pessimismus hätte hinausheben mögen, die verhaßte Hauptstadt nicht wiedersehen mochte. Die Hoff-

nungen aber der Römer konnten sich nur auf einen künftigen Princeps richten. Aber außer einem noch sehr jugendlichen Sohne des ermordeten Prinzen Drusus gab es zur Zeit nur noch einen Prinzen des kaiserlichen Hauses, an den damals die Liebe und die Sehnsucht der Nation sich hing, vor Allem weil er ein Sohn des Germanicus war, nämlich Gajus. Der unglücklichen Agrippina und ihren älteren Söhnen hatte bei der jetzt unversöhnlichen Abneigung des Kaisers selbst der Sturz des Sejan nichts mehr geholfen. Die stolze Frau hatte es erleben müssen, daß ihr Sohn Nero schon i. J. 31, noch vor des schrecklichen Günstlings Untergang, auf seiner öden Insel hoffnungslos gestorben war; ungewiß ob natürlichen Todes. Auch der unglückliche wilde Drusus ist nach langen und schrecklichen physischen und psychischen Leiden i. J. 33 in seinem Kerker, wie es heißt durch Entziehung der Nahrung, getödtet worden und in Verzweiflung gestorben. Agrippina selbst, des Germanicus Wittwe, die Niobe des Cäsarenhauses, machte in ihrer elenden Lage, in ihrer düstern Hoffnungslosigkeit ihrem Leben durch freiwilliges Verhungern ein Ende; sie erlag am 18. October 33, noch über den Tod hinaus durch die Erbitterung des Tiberius verfolgt. So war nur noch Prinz Gajus übrig, den der Kaiser i. J. 31 oder 33 mit nach Capri genommen hatte. An diesen letzten Sohn des Germanicus klammerten sich jetzt alle Hoffnungen der Römer an, die ihn nicht näher kannten. Wer aber dem Hofe des Tiberius unmittelbar nahe stand, der durfte die schwersten Bedenken nähren über die vermuthliche Zukunft des Reiches unter der jetzt immer wahrscheinlicher werdenden Herrschaft des Gajus. Caligula, wie die rheinischen Soldaten ihn als Knaben wegen der kleinen Soldatenstiefel genannt hatten, die er trug, weil die Mutter ihn in das Costüm der Legionare zu kleiden liebte, — war weder in Rom noch nachher auf Capri für das Principat irgendwie vorgebildet worden. Mehr noch, auch seine wissenschaftliche Bildung war arg vernachlässigt worden; ernster Beschäftigung abhold, obwohl nicht ohne Geist und voll scharfen, cynischen Witzes, hatte er nur für die Beredtsamkeit einiges Interesse. Sonst waren theatralische Spiele, Tanz, Gesang, Gladiatorenkämpfe und die Wagenrennen des Circus die Dinge, die ihn leidenschaftlich interessirten, sobald ihn nicht die Befriedigung einer wilden und zügellosen Geschlechtslust beschäftigte. Schlimmer noch war die arge Verbildung seines Charakters. Als ihn Tiberius nach Capri berief, fand er den Jüngling hochaufgeschossen, aber starkbäuchig und dünnbeinig, dazu der Epilepsie und bei früh zerrütteten Nerven dem furchtbaren Leiden der Schlaflosigkeit unterworfen. Trotz seiner eigenen Verdüsterung war der Kaiser verständig genug, mit Energie für die rationelle Pflege der Gesundheit seines Großneffen und für Mittel zu sorgen, die der argen Verwahrlosung des Prinzen noch einigermaßen begegnen sollten. Nun aber konnte Gajus zu dem Alten, in dem er nur den Verderber seiner Familie zu erkennen vermochte, kein Zutrauen fassen, und entwickelte sich doch wieder aus Besorgniß für seine Person zu einem Virtuosen in der Kunst der Verstellung. Die grimmige Blutgier und Freude an fremder Qual,

die er schon als Knabe gezeigt haben soll, war freilich zurückgetreten. Aber auch seinen ungestümen Jähzorn mußte er zu bändigen verstehen, und sich unter der trügerischen Hülle einer ihm sonst nicht eigenen Bescheidenheit in willenlosen Gehorsam gegen den Kaiser, in bedingungslose Unterwürfigkeit gegenüber allen Launen und Sonderbarkeiten des Greises hineinfinden, den er doch innerlich aufs glühendste verabscheute. Obwohl nun Tiberius, der sonst für die Nachfolge keinerlei Bestimmung traf, zwei Jahre vor seinem Tode den Gajus und des Drusus i. J. 19 geborenen jugendlichen Sohn Tiberius zu Erben seiner Güter einsetzte, glaubte doch Gajus, der sich von seinem Großoheim durchschaut fühlte, sich der zukünftigen Herrschaft keineswegs sicher, und suchte daher die Gunst des mächtigen Gardepräfekten Macro. Dieser schlaue Rechner, der unter Gajus' Regiment die Rolle des herrschenden Günstlings zu spielen wünschte, kam ihm auch sehr bereitwillig entgegen; nach der infamen Art der Zeit ließ er es auch ruhig zu, daß der Prinz mit seiner Gattin Ennia sich in ein sehr „vertrautes" Verhältniß einließ. Zunächst aber wurde Macro wirklich die Hauptstütze des künftigen Princeps, für den er auch das unmittelbare Verbrechen nicht scheute.

Tiberius hatte in den ersten Monaten des J. 37 noch einmal das italienische Festland betreten. Auf der Rückreise nach Capri erkrankte er und mußte zu Misenum liegen bleiben. Als hier sein Arzt Charikles erkannt und sogleich dem Macro wie dem Gajus mitgetheilt hatte, daß der alte 78jährige Fürst nur noch zwei Tage zu leben habe, schickten die beiden Männer sofort die nöthigen Botschaften an die Legaten und die Legionen, um Alles für die neue Herrschaft des Gajus vorzubereiten. Nicht lange darauf, am 16. März 37, so ist die geläufigste Angabe, (während andere von einem Verbrechen bei dieser Gelegenheit nichts wissen,) stockte dem Tiberius der Athem, er galt für todt, und der anwesende Hof beeilt sich, dem Prinzen Gajus die ersten Glückwünsche darzubringen. Da beginnt der alte Kaiser aus seiner tiefen Ohnmacht wieder zu erwachen. Alle Uebrigen werden von wahrem Todesschreck erfaßt. Macro allein wußte sich zu fassen, eilte in das Sterbezimmer, entfernte die Anwesenden, und erstickte mit fester Hand den halb Entseelten durch über ihn geworfene Decken und Kissen, um gleich nachher mit einem Schreiben des Gajus an den Senat nach Rom abzureisen.

Alle Welt in Rom athmete tief auf, als die große Kunde eintraf, daß das finstere und freudlose Principat des harten Greises von Capri zu Ende gegangen sei. Die gewandte Haltung des Macro und der Enthusiasmus der Römer für das Haus des Germanicus bestimmte den Senat sofort, alle kaiserlichen Rechte auf den jugendlichen Gajus zu übertragen. Damit begann denn eine der zugleich seltsamsten und furchtbarsten Episoden der römischen Geschichte. Die gefährlichen Lücken wie die unheilvollen Mächte, die in der Schöpfung der beiden ersten Kaiser verborgen lagen, sollten über-

rauschend schnell während der kurzen Herrschaft dieses jungen Mannes zu Tage treten, deren historische Beurtheilung allerdings deshalb sehr schwierig ist, weil der nur zu gerechte Zorn und Hohn, den sein greuelvolles Regiment hervorrief, seiner Zeit offenbar Anlaß geworden ist, daß uns von vielen seiner blutigen oder thörichten Thaten nur eine systematisch karrikirte Ueberlieferung vorliegt.

Weder Gajus noch der Senat noch das Volk versagten dem von ihnen allen mit Abscheu betrachteten Tiberius ein feierliches, glanzvolles Begräbniß. Wohl aber scheiterte der von keiner Seite ernstlich gemeinte Versuch der Konsekration (S. 154) auch dieses Princeps an dem unverhüllten Widerstande des Volkes. Dagegen schien die glühende Begeisterung, mit welcher alle Stände der Hauptstadt die neue Aera begrüßten, welche durch den Sohn des unvergessenen Germanicus bezeichnet wurde, in der That durch die Art sich rechtfertigen zu sollen, wie zunächst Gajus die ihm zugefallene Macht handhabte. Mochte immer dieser Prinz dazu disponirt sein, unter Umständen wahrhaft ungeheuerliche Frevel zu verüben, sicherlich ergriff er die Zügel der Regierung nicht mit der Absicht, eine blutige und greuelvolle Zeit zu eröffnen. Ganz im Gegentheil, die Freude an seiner neuen glänzenden Stellung und die Freude über den lauten Enthusiasmus, mit welchem die Römer ihm entgegenkamen, hat offenbar selbst in diesem bedenklich organisirten Manne die besten Entschlüsse geweckt. Es galt, das Wohlwollen der Römer zu behaupten und sie glücklich zu machen. Und in der That ist ihm das für eine ziemlich lange Zeit wirklich gelungen. Eines ist dem Gajus, soweit es sich erkennen läßt, eigenthümlich geblieben: auch zur Zeit seiner entsetzlichsten Entartung ist er nicht erschlafft. Im guten wie im bösen von einer nervösen Hast und einem leidenschaftlichen Ungestüm beherrscht; auf keinen Minister oder Günstling gestützt; auch nicht von irgend welcher Furcht beherrscht, entwickelte er allezeit eine rastlose Thätigkeit, — aber so, wie sie ein Mann von nur mäßiger Begabung, der an administrative Schulung und Vorübung und an klares Denken nicht gewöhnt ist, etwa betreibt. So tritt er denn zunächst verständig und bescheiden auf, namentlich gegenüber dem Senat. Während er unter allgemeiner Zustimmung des Volks weit über das Testament des Tiberius hinaus die Legate des Kaisers an Volk und Soldaten auszahlt, die auf seine unter Tiberius untergegangenen Angehörigen gehäufte Schmach tilgt, gegen die todten wie gegen die lebenden Glieder seines Hauses die höchste Pietät entfaltet, überrascht er alle Welt durch „liberale" Verfügungen. Er erließ die von Tiberius bereits auf die Hälfte reducirte Auctionssteuer; er setzte die geringe Abgabe der öffentlichen Getreideempfänger auf einen noch kleineren Betrag herab. Die Anklagen wegen Majestätsverbrechen wurden aufgehoben, die verhaßten Delatoren aus der Hauptstadt verbannt, für alle Verbannten und Gefangenen Amnestie ausgesprochen, die verbotenen Schriften des Titus Labienus, Cassius Severus und Cremutius Cordus wieder freigegeben. Die Aristokratie entzückte er, indem er die Appellation von dem

Tribunal der höheren Magistraturen auf ihn abstellte; das Volk, indem er den Comitien das durch Tiberius ihnen entzogene Wahlrecht wieder zurückgab. Am meisten aber begeisterte er alle Stände dadurch, daß er es ihnen möglich machte, im Gegensatz zu der sparsamen Kargheit des Tiberius sich in immer umfassenderer Weise wieder an der Festlust der wüsten „Spiele" zu berauschen, die er selbst so leidenschaftlich liebte.

Acht Monate hatte er in solcher Weise das Principat geführt; da fiel er in eine schwere Krankheit, während deren Verlauf die Römer wie die Provinzialen flehentliche Bitten und Gelübde zu ihren Göttern um die Genesung des allbeliebten Fürsten richteten. Zum schwersten Unheil für das Reich und den historischen Ruf dieses Kaisers wurde diese Bitte erhört. Gajus genas. Aber schon war die Zeit sehr nahe, wo alle besseren Elemente mit Entsetzen erkennen sollten, wie furchtbar gefährlich die kolossale Macht eines römischen Imperators in der Hand eines Menschen werden konnte, der niemals gelernt hatte, sich selbst zu beherrschen, und für den öffentliche Meinung Rechtsgefühl und Sittlichkeit nur leere Schatten waren. Kaiser Gajus hatte bis dahin in einem beständigen geistigen Rausche gelebt, der wahrscheinlich durch den überschwänglichen Ausdruck der Sorge um sein Leben seinen Höhepunkt erreichte. Es ist nun sehr wenig wahrscheinlich, daß die eben überstandene Krankheit seinen Geist wirklich gestört hat, wie wohl zu seinen Gunsten plädirt worden ist. Es war eine andere Art geistiger Störung, die ihn beherrschte; es ist jene Erscheinung, die feine Beobachter der römischen Kaisergeschichte „Allmachtsschwindel" oder „Cäsarenwahnsinn" genannt haben, und die nicht bei diesem Caligula allein uns begegnet. Ein Mensch von nur mäßigen Gaben, von schlechter Erziehung und innerer Rohheit, sittlich und geistig ohne alle Zucht und wirkliche Selbstbeherrschung, tritt mit Einem Male in den Besitz einer Macht, die ihm geradezu schrankenlos erscheint. Es liegt nahe, daß ein Mensch in solcher Lage, der Verstand genug hat, um zu erkennen, daß seine verwegensten Einfälle in jeder Richtung auf keinen Widerstand stoßen werden, so lange nur die derb materiellen Unterlagen seiner Macht, — bei Gajus die Zuverlässigkeit der Truppen und der Enthusiasmus der Massen, — es aushalten, jeden Augenblick auf den Gedanken kommen kann, nach allen Richtungen hin den Werth und die Wirkung dieser seiner „Allmacht" zu probiren, und daß es nur an einem Faden hängt, ob diese Kraftentfaltung zu großartigen und selbst verständigen, oder ob sie zu

Gajus (Caligula). (Rom, Vatican.)

greuelvollen und entsetzlichen Dingen führt. Ganz besonders wenn ein solcher Machthaber noch dazu nervös zerrüttet, launenhaft unbeständig, jedem momentanen Eindruck zu folgen sich gewöhnt.

Hatte nun Gajus bereits vor seiner Erkrankung sich seiner alten Genußsucht energisch genug hingegeben, so zeigten sich nicht lange nach Beginn des J. 38 bereits die Vorboten der nahen schlimmen Zukunft. Während es noch längere Zeit nicht an Maßregeln fehlte, die die öffentliche Sympathie an ihn fesselten, hörte man doch schon von vereinzelten Blutthaten, unter denen die gewaltsame Beseitigung seines jungen Vetters Tiberius die gehässigste war. Und während die Circusspiele und die in umfassendster Weise betriebenen Gladiatorenkämpfe ihn unaufhörlich beschäftigten, wählte der Kaiser, der unter wüthender Parteilichkeit für die „grüne" Faction (S. 59) selber als Circuskutscher auftrat und römische Ritter zum öffentlichen Kampfe als Gladiatoren nöthigte, seinen Lieblingsverkehr unter Kutschern, Schauspielern und Pantomimen. Bereits fing dieser Princeps im schroffen Gegensatze zu der klugen Politik seiner Vorgänger an, aller Welt recht geflissentlich seine schrankenlose Macht zu zeigen, die zunächst kein Gebot des altrömischen Anstandes, die bald auch, — in seinen geschlechtlichen Beziehungen, — kein Gesetz und keine Rücksicht der Scham, ja auch nur des gewöhnlichsten Decorums anerkannte. Aber auch die ordinärste Dankbarkeit kannte Gajus nicht. Die lästigen Mahnungen des Generals Macro zu einiger Besonnenheit erwiderte er damit, daß dieser Offizier und seine Gattin zum Selbstmord genöthigt, ihre Kinder getödtet wurden.

Direkt verderblich und nach vielen Seiten hin mörderisch wurde aber dieses Principat, als sich ihm eine sehr fühlbare Schranke seiner „Allmacht" zeigte, nämlich Geldverlegenheit. Gajus hatte nämlich binnen neun oder zehn Monaten den enormen Reichsschatz, den Tiberius (S. 178) gesammelt, vollständig verschwendet. Nun war es nicht bloß die Liebhaberei an „Spielen", sondern auch die Neigung und der Wunsch des Kaisers, theils in Rom, theils auf anderen Punkten des Reiches nützliche und großartige, immer aber ungewöhnliche Bauwerke anzulegen, — wie denn noch im J. 38 mehrere der kolossalsten Wasserleitungen für die Hauptstadt begonnen wurden, — was den Gajus dazu trieb, immer neue Summen auszugeben, und die Reichsfinanzen in arge Klemme zu bringen. Und um hier nun sich zu helfen, wurden andauernd theils blutige, theils schmutzige und gemeine Mittel angewendet. Nun begann das System der in ausgedehnter Weise vor des Kaisers eigenem Gericht geführten Blutprozesse, die theils der erwachenden greulichen Lust des Gajus an Hinrichtungen, theils aber durch große begleitende Konfiskationen der Füllung seiner Kasse dienen sollten. Trafen solche Prozesse, die zunächst auf angebliche Complicen des Sejanus und Feinde der Familie des Germanicus zurückgriffen, natürlich in erster Reihe nur die reichen Familien Roms, so war es nicht minder natürlich, daß (39 n. Chr.) neben der Zurücknahme der früheren liberalen Maßregeln nun auch die Majestätsprozesse wieder hergestellt wurden. Da mußte es

denn um so tieferen Unwillen erwecken, daß dieser wüste Frevler immer verwegener damit fortfuhr, das so gewonnene Blutgeld bei Unternehmungen zu verschleudern, die nur als kolossale Grillen erscheinen konnten, und in wahrhaft grotesker Weise von der „Göttlichkeit" Zeugniß geben sollten, von welcher dieser Gajus in seiner tollen Phantasie ein leibhaftiges Stück zu sein vermeinte. Unter diesen tollen Großthaten gewann damals den größten Namen die zwischen dem Molo bei Puteoli und der bei Bajä und Bauli in das Meer vorspringenden Landspitze erbaute ephemere Schiffbrücke, auf welcher eine solide Chaussee nach Art der Via Appia mit Wasserleitungen und Posthäusern nur für den Zweck angelegt wurde, daß Gajus über dieselbe in Begleitung seiner Garde zu Roß wie zu Wagen als Triumphator einherziehen, und dann diese „Fesselung des Oceans" im Frühling 39 durch ein üppiges Fest feiern konnte. Fast harmlos mochte es dem gegenüber erscheinen, daß Gajus, der wie ein Sultan des Orients niemals ruhte, bis er neue Gelegenheit fand, seine Uebermacht aller Welt zu zeigen, sich in ebenso bösartigem als kindischem Neide gegen die verschiedensten Größen der Vergangenheit gefiel und seine schneidende und bissige, übrigens zu Zeiten immerhin treffende Kritik gegen litterarische Berühmtheiten wandte, unter Anderem sogar daran dachte, die Werke Homers, Vergils und Livius' aus allen Bibliotheken zu verbannen.

Die Rastlosigkeit des Gajus ließ ihn nun aber nicht in Rom verharren; vielmehr kam er i. J. 39 auf den Gedanken, in Gallien seine Macht in großartiger Weise zu entfalten. Seine Beziehungen zu den Reichsangelegenheiten waren bisher ebenfalls launenhaft genug gewesen. Es waren wesentlich persönliche Motive, die ihn bestimmten, schon i. J. 37 das Kommando über die in Afrika aufgestellte Legion (Leg. III. Augusta) dem senatorischen Proconsul (S. 75) dieser Provinz zu entziehen, und den zu Lambaese stationirten Legaten unmittelbar unter seinen Befehl zu stellen. Persönliche Beziehungen leiteteten ihn auch bei der Ordnung der Verhältnisse von Judäa. Der alte „große" Herodes war i. J. 4 vor Chr. gestorben. Da die früher (S. 97) genannten Söhne dieses blutigen Machthabers seiner Zeit die Opfer der argwöhnischen Grausamkeit ihres Vaters geworden, so fiel damals sein Gebiet an drei andere Söhne, deren jedoch keiner den königlichen Titel gewann. Der „Ethnarch" Archelaos sollte die Hauptmasse, das eigentliche Judäa mit Idumäa und Samaria, verwalten. Das reiche und blühende Galiläa mit Peräa fiel dem „Tetrarchen" Herodes Antipas zu. Dagegen erhielt der „Tetrarch" Philippos, der Gründer von Cäsarea Paneas, den nordöstlichen Theil, nämlich die Kantone Trachonitis, Auranitis, Batanäa, Gaulonitis und Ituräa. Conflikte zwischen den Brüdern, Unruhen in Judäa (welche Quinctilius Varus niederwerfen mußte), und die Unzufriedenheit des Volkes mit Archelaos bestimmten den Augustus, den Ethnarchen i. J. 6 n. Chr. nach Vienna in Gallien zu verweisen, sein Gebiet aber unter die Aufsicht des syrischen Legaten und unter die Verwaltung eines kaiserlichen Prokurators zu stellen. Die

lange ganz erträgliche Herrschaft der Römer vermochte jedoch hier nicht Wurzel zu schlagen, weil das durch die Aristokratie und die Priesterschaft stets neu aufgestachelte jüdische Nationalgefühl beständig gegen die italische Fremdherrschaft trotzig reagirte. Nichts desto weniger wurde bei dem Tode des Tetrarchen Philippos i. J. 34 n. Chr. auch dessen Gebiet der Provinz Syrien einverleibt.

Nun aber lebte unter kaiserlichem Schutze zu Rom nach des Herodessohnes Aristobulos Tode dessen Familie, die Wittwe Berenike, die Tochter Herodias, und der Sohn, also des „großen" Herodes Enkel, Namens M. Julius Agrippa (oder „Herodes Agrippa"), geb. 11 v. Chr., welcher letztere in der Absicht, das Erbe des Großvaters zurückzugewinnen, den Verkehr mit den Prinzen des Palatinischen Hofes suchte, und während der letzten Jahre des alten Kaisers Tiberius die Freundschaft und die Gunst des viel jüngeren Prinzen Gajus gesucht und gewonnen, — nach einer sehr verbreiteten Ansicht auch durch seine Mittheilungen und Anschauungen von der orientalischen Herrschermacht einen sehr ungünstigen Einfluß auf Gajus ausgeübt hat. Es war dieser Prätendent Agrippa, der nun durch den jungen Kaiser außerordentlich begünstigt, i. J. 37 mit der durch Abilene und Kölesyrien vergrößerten Tetrarchie des Philippos beschenkt, i. J. 38 nach Asien entlassen und i. J. 39 auch noch mit der Tetrarchie des Antipas ausgestattet worden ist, welchen letzteren Gajus auf des Agrippa Betrieb damals nach Lyon, später nach Spanien verbannte. Im Jahre 41 verlieh ihm der Kaiser Claudius auch noch Judäa und Samaria, (zugleich seinem Bruder das Fürstenthum Chalkis), so daß Agrippa schließlich als „König" nahezu den gesammten Besitz seines Großvaters wieder in seiner Hand vereinigt sah. Neben solchen Gnadenbezeugungen, denen sich andere gegen minder bedeutende Dynasten des Ostens anreihten, überraschte der Groll des Gajus gegen des mauritanischen Königs Juba II. seit 23 n. Chr. regierenden Nachfolger Ptolemäos, der unter Tiberius in großer Gunst gestanden hatte, von Gajus aber i. J. 40 nach Rom berufen und hier, es heißt nur seiner Reichthümer halber, aus dem Wege geräumt wurde.

Einen ganz grotesken Charakter dagegen tragen in der Ueberlieferung die Scenen, die sich an Gajus' Aufenthalt in Gallien knüpfen. War es wirklich die ursprüngliche Absicht des Kaisers, einerseits der übermächtigen Stellung ein Ende zu machen, welche seit mehreren Jahren der hochangesehene obergermanische Legat Cornelius Lentulus Gätulicus am Rhein einnahm, andererseits den Feldzug zur Unterwerfung Britanniens zu eröffnen, mit welchem seit Cäsars Zeiten dessen Haus sich stets getragen hat, so trat dieser Zweck doch in heilloser Weise zurück hinter der Fülle thörichter und blutiger Thaten, zu welchen sein springendes Wesen und seine launenhafte Art den Kaiser auch hier veranlaßte. Mochte immerhin der Rheinarmee, zu welcher Gajus im Sommer d. J. 39 sich begab, die enorme, oft übertriebene disciplinarische Strenge desselben, auch gegen die Offiziere, imponiren, so mußte

das Triumphgeschrei nach einem manöverartigen Vorstoße über den Rhein, bei welchem eine Anzahl seiner deutschen Leibwachesoldaten als angebliche Gefangene mitgebracht wurden, doch allenthalben komisch wirken. Sehr ernst gemeint dagegen war zu Anfang d. J. 40 n. Chr. im Hauptquartier zu Lyon das Blutgericht, welches eine Anzahl ihm verdächtiger hochstehender Leute als Verschwörer gegen sein Leben zu Falle brachte. M. Aemilius Lepidus, früher des Gajus Freund, jetzt Wittwer der Drusilla, der von Gajus wahrhaft abgöttisch geliebten, aber i. J. 38 verstorbenen unter seinen Schwestern, dann aber auch die beiden überlebenden Schwestern Julia und Agrippina, hatten, so heißt es, ein Complott zur Beseitigung des Kaisers geschmiedet. Jedenfalls wurde jetzt (40 n. Chr.) nicht nur der gefürchtete Legat Lentulus Gätulicus zugleich mit Lepidus hingerichtet, die beiden Prinzessinnen dagegen unter rücksichtsloser Beschimpfung jeder Art nach den Ponzas-Inseln verbannt. Solche Schreckensscenen waren bei dem fluchbeladenen Hause dieser Cäsaren freilich nichts Neues mehr. Aber wie mußte es nach der trefflichen Art der Provinzialregierung des Augustus und des Tiberius auf die Kelten wirken, wenn jetzt der wüste Geselle, der den kaiserlichen Lorbeerkranz so tief herabwürdigte, in Lyon einerseits das schändliche System fortsetzte, durch Bluturtheile und gefährliche Anklagen gegen vornehme Männer ihres Landes Geld zu machen, andererseits durch die öffentliche Versteigerung interessanter Alterthümer aus dem römischen Cäsarenschloß sich hier neue finanzielle Mittel zu verschaffen.

Die Ansammlung eines Heeres von angeblich 250,000 Mann zur Eroberung Britanniens blieb eine leere Demonstration. Gajus ist wenigstens nicht weiter gekommen, als bis zu den Häfen der Moriner am Kanal. Sei es nun, daß seine Demonstration die brittischen Häuptlinge veranlaßt hatte, den Angriff durch eine formelle Huldigung und reiche Geschenke von sich abzuwenden: genug, die Ueberlieferung läßt den Gajus diesen unblutigen Zug durch eine Posse beschließen, nämlich durch den Befehl an die reich beschenkten Soldaten, — Muscheln am Strande als „dem Ocean entrissene Beute" zu sammeln.

Als er im Spätsommer d. J. 40 nach Rom zurückgekehrt war, nahm sein Wesen einen immer wüsteren Charakter an. Nicht nur, daß die Entdeckung einer neuen Verschwörung ihn immer blutiger zu wüthen veranlaßte: Gajus, der sich selbst als eine lebendige Gottheit ansah, dabei aber jeden Augenblick im Costüm der verschiedenen Götter und Göttinnen der römisch-griechischen Welt aufzutreten liebte, schuf sich jetzt nicht nur in Rom ein eignes ihm selbst geweihtes Priesterkollegium, sondern gebot auch überall in den Provinzen, unter Mißbrauch der edelsten alten Götterbilder, ihn in eigenen Tempeln zu verehren. Bei solchem Beginnen fand er nur bei den gläubigen Juden ernsthaften Widerstand. Schon i. J. 38 hatte die Abneigung der alexandrinischen Juden gegen den Befehl des Präfekten Avillius Flaccus, Standbilder des Gajus, — die schon damals allenthalben zu göttlicher Verehrung aufgestellt wurden, — in ihren Synagogen zu errichten, in Alexandria zu

wüsten Unruhen geführt, welche damals den Sturz des Präfekten veranlaßten. Jetzt aber erhielt der syrische Legat P. Petronius den peremtorischen Befehl, des Kaisers vergoldetes kolossales Standbild in dem Allerheiligsten des Tempels zu Jerusalem aufstellen zu lassen. Die Erbitterung der Juden war grenzenlos. Die Vorstellungen des Legaten und das Eintreten des berühmten Historikers und Philosophen Philo, des gelehrtesten und fruchtbarsten jüdischen Schriftstellers dieser Zeit, der in derselben Sache die Juden von Alexandria vertrat, für das große Nationalheiligthum seines Volkes, und die Fürbitten des Königs Agrippa konnten nur kurzen Aufschub erwirken. Erhebliche Unruhen in der ganzen Ausdehnung des jüdischen Gebiets wurden wahrscheinlich nur durch den plötzlichen Tod des Gajus verhindert.

Die Popularität des Kaisers war in Rom selbst bei den bisher noch immer durch Spiele und Geschenke gehätschelten Massen tief gesunken, als Gajus begonnen hatte, neben Wiederherstellung der Auctionssteuer auch die Bürger der Hauptstadt mit einer Masse höchst lästiger, mit Strenge eingetriebener Auflagen zu belasten. Aber sein Sturz erfolgte erst, als er auch seine nächste Umgebung bedrohte und namentlich Offiziere seiner Garde schwer verletzte. Es war der Oberst Cassius Chärea, der an die Spitze einer Verschwörung trat, und ihn am 24. Januar 41 n. Chr. mit Hilfe des Obersten Cornelius Sabinus und einiger anderer Männer in einem Corridor des Palatiums niederhieb. Die deutsche Leibwache des Kaisers, die ihn nicht hatte retten können, machte Miene, ihn blutig zu rächen; aber die entschlossene Haltung des hoch angesehenen Consulars Valerius Asiaticus bestimmte sie und die schwankenden Volksmassen schnell zur Ruhe.

Das julisch-claudische Haus, so schien es, hatte abgewirthschaftet. Das Principat hatte unter Gajus so furchtbare Seiten entfaltet, daß aller Dank, den das römische Volk gegen das Andenken des Augustus noch immer im Herzen trug, mindestens — so schienen die Dinge zu liegen — seinem Geschlechte die Herrschaft nicht retten konnte. In der That sah es einen Augenblick so aus, als sei die Entscheidung über die Zukunft des Reiches nicht nur rechtlich, sondern auch thatsächlich wieder dem Senat zugefallen. Die Mörder des Gajus hatten durchaus keinen Plan entworfen, der über die blutige That hinausreichte. So konnten die zur Zeit regierenden Consuln Gnäus Sentius Saturninus und Pomponius Secundus den Senat zu schwerster Berathung nach dem kapitolinischen Tempel berufen und die zu ihnen haltenden Truppen der städtischen Besatzung über die Hauptpunkte der Stadt vertheilen. Nun aber zeigte es sich in trostloser Weise, daß der Reichsrath die alte Kunst und politische Einsicht seiner Ahnen gänzlich eingebüßt hatte. Wohl vermochte man das Andenken des Gajus zu brandmarken, seine verhaßten Steuern abzuschaffen, und ein Dekret zu Ehren des Cassius Chärea zu erlassen. Aber so wenig richtige Einsicht in die Lage des Reiches und der Zeit besaß das hohe Haus, daß nun die leidenschaftlichsten Debatten

begannen über die weitere Art der Regierung. Anstatt schnell besonnen den tüchtigsten Mann des Adels unter guten Bedingungen für die allgemeine Freiheit zum Imperator zu ernennen und dann vor Allem die Zügel der Regierung und die realen Machtmittel fest in die Hand zu nehmen, verlor man viele Stunden mit Debatten, ob nicht doch die Herstellung der Republik das bessere sei. Und als man ohne Entscheidung tief in der Nacht auseinanderging, da hatte die Laune des Zufalls oder vielmehr der Kaisergarde schon die Entscheidung über das Reich getroffen. Das Haus der Cäsaren hatte noch nicht aufgehört zu regieren.

Während nämlich der Senat Stunde um Stunde mit zielllosen Debatten verlor, war ein Trupp der Prätorianer in die Hofburg gedrungen, um hier zu plündern. Da entdeckte der epirotische Gardist Gratos hinter einem Vorhang versteckt und tödtlich erschrocken den alten Prinzen Claudius, des Gajus wohlbekannten, gutmüthigen Oheim, den Volk, Soldaten und Senatoren bisher nur als einen guten, harmlosen Gelehrten im Palast und als die Zielscheibe der oft sehr groben Späße seines fürstlichen Neffen gekannt hatten. Jetzt aber sahen die Garden in ihm nur noch den Bruder des Germanicus, den letzten Mann des verödeten Kaiserhauses, und erkannten mit richtigem Instinkt in demselben das Symbol der für sie selbst und für ihre Interessen so wichtigen Fortdauer des Principats. Claudius wurde der Mann, an welchem die Kaisergarde zuerst ihre Kraft als ein neues und ausschlaggebendes Element in dem römischen Staatsorganismus erprobte. Man führte ihn nach der Citadelle, man beruhigte den vollkommen verschüchterten alten Herrn; endlich proclamirte man ihn als neuen Imperator. Und als am folgenden Morgen die Unentschlossenheit des Senats fortdauerte, gewann Claudius den Muth, nach der Herrschaft zu greifen, die ihm die Truppen antrugen. Er ließ sich Treue schwören, versprach jedem Soldaten ein Geschenk von 15,000 Sesterzen (3263 R.-Mark), verhieß auch den übrigen Truppen Geschenke, und konnte nun sehen, wie auch die städtischen Cohorten mit fliegenden Fahnen zu ihm abschwenkten, und der hohe Reichsrath sich entschließen mußte, die Wahl zu bestätigen und ihm alle fürstlichen Rechte zu übertragen.

Der neue Herr des Reiches war eine höchst wunderliche Erscheinung. Des Siegers von Arbalo edle Gattin Antonia hatte den Tiberius Claudius Nero (Germanicus) am 1. August d. J. 10 v. Chr. zu Lyon geboren. Aber die Anmuth und die Begabung des älteren Bruders, des Lieblings der Zeitgenossen, war dem armen Claudius versagt geblieben. In seiner Jugend kränklich und schwächlich, dazu aber — in dem Cäsarenhause eine schlimme Mitgabe — zaghaft und linkisch, war er unter der nichts weniger als liebevollen Zucht des Augustus und der Livia, und selbst von seiner Mutter gering geschätzt, freudlos herangewachsen. Hart und rücksichtslos erzogen, stets als eine unbequeme Zugabe zu der fürstlichen Familie hintangesetzt, war er allezeit scheu und unfrei geblieben. Nur die unverwüstlich gute Grundanlage

des Claudius hatte es verhindert, daß ſich bei ihm Rachſucht und tückiſche Bösartigkeit entwickelten. Im Gegentheil zeigte er ſich allezeit als grundgutmüthig, wohlwollend und redlich; mehr noch, er war arbeitsſam und gewiſſenhaft. Aber er iſt zeitlebens ein durchaus untergeordneter Geiſt geblieben. Er hatte ſein bisheriges Leben, ſo bald er ſich nicht in ziemlich maſſive Genüſſe ſtürzte, ganz vorzugsweiſe mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten zugebracht; namentlich hatte er ſich als ſehr fleißiger Hiſtoriker gezeigt, — nur daß Alles, was er ſchrieb, geiſtlos, mechaniſch, auf Anhäufung von Gelehrſamkeit berechnet war. In ſeinem Weſen oft bis zur Albernheit naiv, zuweilen bis zum Blödſinn gedankenlos, in ſeiner Haltung ohne Selbſtändigkeit, durch das Urtheil und die Energie ſtärkerer Naturen leicht zu beſtimmen, — ſo ſollte dieſes funfzig Jahre alte Kind nunmehr die Erbſchaft der Cäſaren antreten. Es lag auf der Hand, daß für das Wohl des Reiches Alles darauf ankam, wer die Leute waren, die ſein Urtheil und ſeinen Arm regierten.

Claudius. (Rom, Vatican.)

Und hier lag nun für neue 14 Jahre das Verhängniß der Römer und des neuen Kaiſers. Die Vorgeſchichte des Claudius brachte es mit ſich, daß er weſentlich von zwei Seiten aus beherrſcht wurde. Auf der *einen* Seite konnte er weiblichen Umgang und Frauenherrſchaft zu keiner Zeit entbehren; auf der *andern* Seite war er, während ſeiner früheren Zeit vorzugsweiſe auf den Verkehr mit den Freigelaſſenen des Palaſtes hingewieſen, durchaus geſtimmt, bei der Leitung der Geſchäfte ſich der Führung ſeiner großen Hofbedienten zu überlaſſen. Die Folge war, daß für den Hof und für die perſönlichen Beziehungen dieſes Kaiſers jedesmal ſeine Gattin das entſcheidende Gewicht in die Wagſchale warf, während für das Staatsleben unter ſeiner Regierung die großen Hofämter eine bisher *nicht* gekannte Bedeutung gewannen.

Die Regierung des *Claudius* zeigt nun nach verſchiedenen Seiten hin höchſt achtbare Leiſtungen. Aber die Rolle, welche die beiden Damen geſpielt haben, die dieſen Kaiſer beherrſchten, iſt unſagbar furchtbar, in allem Schlimmen geradezu grandios. Der neue Princeps war als Prinz bereits

zweimal verheirathet gewesen, aber beide Male bald wieder geschieden worden. Zur Zeit stand ihm als Gattin Valeria Messalina zur Seite, mit der er sich nur wenige Jahre vor seiner Thronbesteigung vermählt hatte. Messalina, eine Tochter des M. Valerius Messala Barbatus und der Domitia Lepida, einer Enkelin des alten Triumvirs M. Antonius (und Schwägerin der Prinzessin Agrippina), hatte als 16jähriges Mädchen dem viel älteren Prinzen die Hand gereicht, und sah sich nun plötzlich zur Theilnahme an der höchsten Macht erhoben. In dieser Stellung hat sie einen entsetzlichen Ruf erworben; ihr Name ist für alle Zeiten die schmachvolle Bezeichnung geworden für die vollendete sittliche Verworfenheit einer vornehmen Frau. Die echte Tochter einer ausschweifenden, gewaltthätigen und verbuhlten Mutter; schlecht erzogen und stets gewohnt, ihren wüthenden Leidenschaften rücksichtslos zu folgen: so hat sie nicht nur die Verbindung mit dem ihr völlig ergebenen, gutmüthigen und leicht zu täuschenden Claudius gerade als Kaiserin erst recht benutzt, um in einer selbst in dem damaligen Rom überraschenden Weise ihrem furchtbaren Hange zu Ausschweifungen nachzugehen und selbst ihr Vorbild, Augusts Tochter Julia, noch erheblich zu übertreffen. Wirklich unheilvoll aber wurde sie dadurch, daß ihre wilden sinnlichen Neigungen noch mit anderen grimmigen Leidenschaften sich paarten. Ihre Eifersucht war schnell zu entflammen, wenn sie andere Frauen sich gleichgeschätzt oder vorgezogen glaubte; und wie sie in der Zeit ihrer Macht schnell bereit war, sich in solchen Fällen blutig zu rächen, so war sie noch rascher bei der Hand, solche Männer zu vernichten, die ihre ehrlose Liebe abwiesen, oder von denen sie Verrath ihrer Untreue bei dem Kaiser zu fürchten hatte. Als echtes Kind einer sittlich so tief entarteten Zeit war ihr auch eine derbe Habsucht durchaus nicht fremd. Ihre Machtstellung aber, die manche schöne Römerin und manchen edlen Römer in den Untergang getrieben hat, blieb trotz ihrer chronischen ehelichen Untreue so lange unerschüttert, als die schöne Frau es verstand, sich auf gutem Fuße mit den mächtigen Freigelassenen, den Kabinetsministern ihres kaiserlichen Gatten zu erhalten. Unter den vielen griechischen Freigelassenen, die an dem Hofe des neuen Princeps damals ihre goldene Zeit erlebten, sind namentlich drei von besonderer Bedeutung geworden. Es waren dieses Polybios, der gelehrte Bibliothekar und Studienrath des Fürsten; ferner der mächtige Finanzminister Pallas, und weiter der nicht minder einflußreiche Geheimsekretär des Kaisers, Narcissus (S. 39 fg.).

Es liegt auf der Hand, daß diese Männer, namentlich Pallas und Narcissus, diese ihre imposante Stellung gar sehr auch zu ihrem persönlichen, namentlich zu ihrem finanziellen Vortheile ausbeuteten. Auch die damals stets servile, mindestens schlaue Mehrheit des Senats trug kein Bedenken, unter Umständen diese Männer mit Geschenken und Ehrenauszeichnungen aller Art zu überhäufen, um sie zu gewinnen und durch sie auf den Kaiser einzuwirken. Bis zu einem gewissen Grade haben nun diese Männer sehr schädlich gewirkt. Ihre Habgier machte es möglich, daß für Geld nicht nur

das römische Bürgerrecht und Immunitäten, Privilegien und Monopole käuflich, Befehlshaberstellen und hohe Beamtungen in den kaiserlichen Provinzen durch Geschenke gewonnen, selbst gerichtliche Verfügungen in bestimmter Richtung durch dieselben Mittel erzielt werden konnten. Und wie es diesen Machthabern und der Kaiserin, sobald ihre Privatinteressen es erforderten, nicht schwer wurde, in Fällen wichtiger Entscheidungen das Wohlwollen des Kaisers gründlich zu täuschen, ihn zu argen Ungerechtigkeiten zu verleiten, so haben sie auch wiederholt den schwachen Claudius zu frevelhaften Bluturtheilen bestimmt, sobald es ihnen nur gelang, unter demonstrativer Besorgniß für seine Sicherheit ihn, — der durch den Schrecken leicht außer Fassung gerieth und dann jede Besonnenheit verlor, — in Angst um seine Person zu versetzen. Namentlich als im zweiten Jahre seiner Regierung die Verschwörung des M. Annius Vinicianus und des dalmatinischen Legaten M. Furius Camillus Arruntius Scribonianus an der Treue der dalmatinischen Legionen gescheitert war, ergoß sich auch unter dieser Regierung, — auch diesmal unter Verwendung des senatorischen Gerichtshofes, — über die Großen der Residenz, diesmal selbst unter Anwendung der Folter auch gegen Freie, eine Fluth von Bluturtheilen, von denen man sich freilich auch wieder durch Geschenke für Messalina und Narcissus freikaufen konnte.

Nichts desto weniger war die Regierung des Claudius reich an guten und verständigen, ja selbst bedeutenden Thaten im Interesse der Römer und des Reiches. Es erklärt sich dieses daraus, daß die Berather des Claudius trotz ihrer dunklen Schattenseiten doch immerhin kluge und einsichtige Leute waren. Sie wußten recht wohl, daß ihr persönliches Schicksal eng mit dem des Princeps verknüpft war, und daß ihre eigene Stellung gar sehr von der Popularität des Claudius abhing. Soweit also nicht ihre persönlichen Interessen gekreuzt wurden, förderten sie es, wenn er nach den Eingebungen seines Wohlwollens handelte, und wiederholt auf die Durchführung großartiger Unternehmungen bedacht war, die ihm, — der sich doch immer als Erbe der Cäsaren fühlte, — für das Wohl und für die Ehre des Reiches nothwendig schienen.

Claudius hatte seine Regierung mit Beweisen großer Mäßigung und Milde angetreten, nur den Chärea und einige seiner Genossen bei der Ermordung des Gajus tödten lassen, sonst aber allgemeine Amnestie in Sachen der politischen Krisis nach Gajus' Tode, später auch umfassende Begnadigung der durch Gajus Verurtheilten und Verbannten proklamirt, die Majestätsanklagen aufgehoben, persönlich sich an Niemandem vergriffen unter den Vielen, die ihn früher verhöhnt, und nach allen Seiten sich bemüht, die schwersten Frevel des letzten Principats zu sühnen. Auch die verbannten Prinzessinnen Agrippina und Julia wurden wieder rehabilitirt. Die neue Herrschaft sollte überall durch ausgesprochenes Wohlwollen gegen Alle sich empfehlen. Und nun trieb den Claudius sein starkes Pflichtgefühl, mit wirklich erstaunlichem Eifer sich der Regierung anzunehmen. Man hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht,

daß dieser Kaiser ganz offenbar die Politik des bewunderten Schöpfers des Principats, des Augustus, sich zum Muster genommen hatte, und den Plan verfolgte, sich auf den durch diesen gewaltigen Menschen gezogenen Linien weiter zu bewegen. Nur daß Claudius sehr wider seinen Wunsch bisher niemals an den praktischen Geschäften des Staats- und Kriegsdienstes hatte theilnehmen dürfen; nur daß die sehr bedeutenden Kenntnisse in der Rechtswissenschaft, nur daß seine Einblicke in die Verwaltungs-, Finanz-, Handels- und auswärtigen Verhältnisse des Reiches, die er als Prinz sich angeeignet hatte, leider rein theoretische waren. Sein unpraktisches Wesen und sein Thätigkeitstrieb veranlaßten ihn daher, sich mit ausgesprochener Vorliebe in die subalternen Rechtsgeschäfte zu stürzen; und zwar war neben der Theilnahme an den kriminellen Verhandlungen des Senats die Civiljurisdiction das Lieblingsgebiet seiner Thätigkeit. Nur daß er dabei und im Konflikt mit den Rechtsanwälten wiederholt bedauerliche Blößen zeigte und sich nicht selten dem schnöden Hohne der Sachwalter aussetzte, der den gutmüthigen Mann doch unter Umständen zu furchtbaren Ausbrüchen des Jähzorns treiben konnte.

Dagegen war es fast noch über die Linie der augusteischen Dyarchie hinaus, daß er dem Senat, dem gegenüber er in seiner Haltung wieder ganz auf die Praxis des Augustus zurückkam, eine höchst ausgedehnte Thätigkeit übetließ. Die Zahl der theils durch ihn angeregten, theils zugelassenen staats- und privatrechtlichen Verfügungen, die während seiner Regierung auf dem Wege der Senatsbeschlüsse zu Stande kamen, ist ungemein bedeutend. Sie bezogen sich auf die mannichfaltigsten Verhältnisse des politischen, religiösen und häuslichen Lebens. Unter vielen anderen durch Claudius veranlaßten Neuerungen heben wir hervor die Abstellung greulicher Mißstände in Sachen des Sklavenwesens. Wer mit herkömmlicher schnöder Herzenshärte kranke oder gebrechliche Sklaven im Tempel des Asklepios auf der Tiberinsel aussetzte und sie „der Obhut des Gottes", d. h. simpel dem Zufall überließ, verlor alles Anrecht auf diese Leute, falls sie doch wieder gesund wurden, und diese erhielten die Freiheit. Wer aber gar alte und kranke Sklaven einfach tödtete, der sollte als des Mordes schuldig gelten. Ebenso charakteristisch für diesen thätigen Princeps war die Aufhebung sehr zahlreicher überflüssiger und schädlicher Feiertage und Opferfestlichkeiten.

Ganz im Sinne des ersten Princeps waren die großartigen Unternehmungen des Claudius für die Pflege der materiellen Interessen, zunächst des Volkes der Residenz. Sein Eifer, die durch Gajus theils indirekt gestörte, theils verbummelte, regelmäßige Verpflegung der Welthauptstadt, von welcher die Ruhe der Massen so wesentlich abhing, sicher zu stellen, war außerordentlich, und trieb ihn, der seine Regierung gerade unter dem Drucke einer sehr lästigen Theurung antrat, zu vielen sehr zweckmäßigen Maßregeln. Da der alte Hafen von Ostia versandet, der nächste gute Hafen erst in Puteoli zu finden, die latinische Küste ohne sichere Station, die Einfahrt aber in den größeren linken Arm der Tiber, an welchem Ostia

lag, wegen vorliegender Sandbänke und Untiefen zu allen Zeiten bedenklich, im Winter unmöglich war: so führte Claudius in den Jahren 42 bis 46 mit gewaltigen Kosten ein großartiges Werk aus. Am rechten Ufer des rechten Armes der Tiber, am heutigen Fiumicino, wurde der große neue Hafen der Hauptstadt, — Portus Romanus oder Portus Augusti genannt, — hergestellt, indem man ein ungeheures, durch einen Kanal mit dem Flusse verbundenes, Bassin ausgrub, dessen Rand ausmauerte, und zum Schutze gegen Stürme und Versandung große Molos weit in das Meer hineinführte, deren einer einen Leuchtthurm trug. Nicht minder gemeinnützig war die wirkliche Vollendung der beiden neuen kolossalen Wasserleitungen für die Residenz, welche (S. 193) Kaiser Gajus nur erst begonnen hatte. Bis zum J. 52 dauerte es, bis dieselben, welche nunmehr auch die höchsten Punkte der Stadt mit frischem Wasser versahen, zum Staunen und zur gerechten Bewunderung der Zeitgenossen zu Ende geführt werden konnten. Man nannte diese Aquädukte die Aqua Claudia, — diese durchlief bis zur Stadt die Strecke von 46,000 Schritten, davon mehr als 10,000 in Gestalt von Hoch- und Bogenbauten, — und Anio novus (oder „der neue Anien"), welcher letztere bei einer Lauflänge von 58,700 Schritten auf 9400 Schritte Hochbauten nöthig machte; seine Bogen erreichten theilweise die Höhe von 109 Fuß. Daneben wurden im J. 45 auch die verfallenen Bogen der Aqua Virgo wiederhergestellt.

Kamen diese mächtigen Nutzbauten den Bewohnern der Residenz zu Gute, so galt ein drittes Riesenwerk der Landeskultur von Italien. Der Lacus Fucinus (Lago di Celano) im Lande der Marser pflegte durch seine periodischen Ueberschwemmungen die reichen Wiesen und Aecker, die ihn umgaben, zu versumpfen. Gleich nach Antritt seiner Regierung beschloß daher Claudius, — er wußte, daß schon Cäsar das gewollt hatte, — den See vollständig trocken zu legen. So mußten denn elf Jahre lang 30,000 Arbeiter an dem Bau eines gewaltigen „Emissars" arbeiten, welcher in einer Länge von $^3/_4$ geographischen Meilen, bei einer Höhe von 10 bis 15, und einer Breite von 9 Fuß, größtentheils durch Felsen gehauen wurde und die Wasser des Sees nach dem Liris ableiten sollte. Da der mittlere Theil des Sees tiefer liegt, als das Bett der Liris, so konnte allerdings weder damals, noch durch die Fortführung der Arbeiten unter Nerva und Hadrian, der See gänzlich trocken gelegt werden. Aber es wurden doch die Ueberschwemmungen sehr erheblich beschränkt, als Claudius, — unter Anwesenheit zahlloser Schaulustiger, in Form großartiger Feierlichkeiten, nach Vollendung festlicher Spiele, zu denen ein Schaugefecht von zwölf oder gar funfzig Schiffen auf dem Fucinus gehörte, — im J. 52 den Kanal wirklich eröffnen ließ.

Ganz im Sinne des Augustus und des Tiberius sorgte Claudius durch verschiedene Maßregeln für die Erhaltung der Ordnung und polizeilichen Sicherheit in der Hauptstadt. Noch mehr glaubte er dem Augustus nachzuahmen, als er in den Jahren 47 und 48 n. Chr. in umfassender

Weise in der Art wie der erste Kaiser es gethan, die Geschäfte des Census besorgte. Freilich boten die subalterne Befähigung des Claudius, die er hier wieder recht deutlich zeigte, die Neigung auch zu kleinlichen Dingen, und vielerlei Versehen und Wunderlichkeiten des Kaisers, der Spottlust der Hauptstadt nur allzu reichlichen Stoff. Trotzdem geschah auch damals manches Bedeutsame. Die große Zählung aller römischer Bürger, mit welcher der Census schloß, ergab, daß die „römische Bürgerschaft" von 4,937,000 im J. 14 n. Chr. jetzt bis auf 5,984,072 angewachsen war, was auf den Bestand einer gesammten Bürgerbevölkerung von damals rund 25 Millionen schließen läßt. Dieses Anwachsen ist jedoch nicht lediglich aus der günstigen materiellen Lage des Reiches zu erklären, sondern großentheils auch aus der theils bei der Armee, theils auch sonst, namentlich unter Claudius selbst eifrig betriebenen, konsequenten Ausdehnung des römischen Bürgerrechtes sowohl über einzelne Leute, wie auch über ganze Gemeinden von Provinzialen. Gerade das Jahr, in welchem der Kaiser die censorischen Geschäfte so energisch wahrnahm, war auch nach dieser Richtung hin von Interesse. Claudius hatte die Listen des Senats und des Ritterstandes neu revidirt und „geläutert", zahlreiche Lücken ergänzt, — er griff nun aber in Sachen der Ergänzung des Senats über die Grenzen Italiens hinaus. Der Senat hatte bereits aus den romanischen Kreisen Spaniens, Afrikas, der Narbonensis und anderer Provinzen Zuwachs erhalten. Die Vorliebe, mit welcher Claudius, der wie wir uns erinnern zu Lyon geboren war, Gallien, das Land seiner Geburt betrachtete, bestimmte ihn im J. 48 einen Antrag angesehener romanisirter Kelten im Senat lebhaft zu unterstützen und demselben zur Annahme zu verhelfen. Es wurde nämlich damals den angesehensten Männern, den Dekurionen in den Städten der Häduer, die bereits das unvollständige römische Bürgerrecht besaßen, die Zulassung zum Senat eröffnet, und das jus honorum ertheilt, also das Anrecht, Staatsämter in Rom zu bekleiden, die ihnen zugleich den Anspruch auf Sitz und Stimme im Senat verliehen. Auf diese Weise machte die Nivellirung zwischen Rom und den Provinzen schon jetzt sehr bemerkbare Fortschritte. Die Ausgleichung zwischen dem alten Herrenvolk an der Tiber und den Unterthanen und die Verschmelzung ihrer Interessen hielt gleichen Schritt mit der zunehmenden Ausbreitung der Civität; und der Eintritt tüchtiger Provinzial-Romanen in den Senat führte dem hohen Hause in durchaus schätzenswerther Weise nicht nur Vertreter der Provinzen, sondern mehr noch frische und gesunde Elemente zu.

Weitaus am imposantesten aber erscheint das, was man die Reichspolitik des Claudius nennen mag. Dieser Princeps gehörte zu den Kaisern, die wie Tiberius mit ganz besonderer Energie die Provinzialen vor der Bestechlichkeit und den Erpressungen der Statthalter zu schützen, und die von römischen Beamten in den Provinzen verübten Verbrechen und Uebergriffe nachdrücklich zu ahnden strebten. Auf der anderen Seite suchte

Claudius den den Römern durchaus verhaßten blutigen Cultus der ihnen mit Recht auch politisch höchst verdächtigen keltischen Druiden selbst in Gallien mit Energie zu unterdrücken, was freilich nur unvollkommen gelungen ist. Am meisten aber erinnerte Claudius die Zeitgenossen seines Principats an seine Abkunft von Drusus dadurch, daß unter ihm zum ersten Male wieder seit der Rückkehr seines Bruders Germanicus von Cöln die Welthauptstadt belebt wurde durch die Botschaft von großen nordischen Kämpfen, Siegen und Entdeckungszügen der Römer.

Seit der Plan einer Eroberung von Deutschland hatte aufgegeben werden müssen, war man in der Palatinischen Hofburg wiederholt auf den Gedanken Cäsars zurückgekommen, durch Unterwerfung Britanniens, die seiner Zeit dem großen Julier nicht gelungen war, nicht nur die hier noch immer engagirte militärische Ehre der römischen Waffen einzulösen, sondern namentlich auch die letzten unruhigen Regungen des Keltenthums gründlich zu ersticken. Politische Beziehungen zwischen brittischen Häuptlingen und dem römischen Hofe hatten seit Cäsars Zeit andauernd bestanden. Da war es nun Claudius, dem — in frischer Erinnerung an den bösen Schatten, den offenbar der rein theatralische Zug des Gajus nach dem Kanal auf die römischen Waffen geworfen hatte, — der Hilferuf eines aus Britannien vertriebenen, nach Rom geflüchteten Häuptlings, des Bericus, den Gedanken nahe legte, jetzt endlich den Krieg gegen die brittischen Kelten in großem Style zu versuchen. Er gedachte dabei persönlich mit ins Feld zu ziehen.

Wahrscheinlich wurde der Feldzug durch diplomatische Verhandlungen vorbereitet. Die militärischen Dispositionen sind natürlich den tüchtigen Offizieren zuzuschreiben, mit welchen Claudius sich umgab, als er i. J. 43 n. Chr. die Unternehmung antreten ließ. Der eigentliche militärische Führer war der damals am Rhein kommandirende Legat Aulus Plautius, ein älterer Verwandter des Kaisers. Im Stabe des Kaisers befanden sich nachher außer anderen namentlich Galba, der spätere ephemere Herr des Reiches, und Plautius Silvanus, wahrscheinlich ein Neffe des Claudius. Das für die britannische Expedition gebildete Heer bestand aus etwa 70,000 Mann mit dem nöthigen Train. Den Kern bildeten vier Legionen (die Leg. II. Augusta, damals geführt von dem tüchtigen Vespasian, die Leg. IX. Hispana, die XIV. Gemina, und die XX. Valeria Victrix), drei der Rheinarmee, eine der pannonischen entnommen, und eine Abtheilung der damals zu Mainz aufgestellten Leg. VIII. Augusta. Dazu kamen etwa 60 Auxiliarkohorten, thrakisches, pannonisches, deutsches, keltisches und spanisches Fußvolk, und endlich in 24 Reiterabtheilungen etwa 12,000 Reiter. Die Nothwendigkeit den brittischen Kanal sicher und bleibend zu beherrschen, hatte Anlaß gegeben zur Erbauung einer „britannischen" Flottenabtheilung, die seit dieser Zeit dauernd in den südenglischen Häfen, wie z. B. zu Lymne in Kent, ihre Station nahm, zunächst aber bei der Ueberfahrt der Römer deren gewaltige Transportflotte deckte.

Wahrscheinlich benutzte Plautius nun die in dem Kanal herrschenden Südostwinde, um an dessen schmalster Stelle von einer oder mehreren der nordgallischen Rheden aus so schnell als möglich die ganze Armee nach der brittischen Südküste zu führen. Von wo aus nun die Unternehmungen der vereinigten römischen Armee in Britannien begannen, ist ungewiß. Man hält es jedoch jetzt für wahrscheinlich, daß ein Punkt von fast centraler Lage auf der südöstlichen Küste, der Hauptplatz des den Römern befreundeten Häuptlings Tiberius Claudius Cogidumnus, Führers des Volkes der Regni (jetzt Chicheſter in Suſſex,) dazu benutzt worden ist. Die Römer, die sogleich nach ihrer Feſtſetzung den Plan für das Straßennetz entwarfen, welches die neue Provinz durchziehen sollte, führten ihre Eroberung mit 60,000 mobilen Kriegern langsam und systematisch, aber sicher und siegreich durch, und legten sofort auf allen strategisch dominirenden Punkten feſte Standlager für die Legionen an. Man gewann, so scheint es, zunächst nordwestlich von Chicheſter den Hauptort des Stammes der Belgen, Venta (jetzt Wincheſter). Hier — in der Mitte zwischen den Mündungen der Themſe und des Severn — scheint der erſte Sitz des Armee- und des neuen Provinzial-Oberkommandos angelegt zu sein. Von hier aus erfolgten weitere Vorstöße nach verschiedenen Seiten hin. Veſpaſian scheint damals namentlich gegen Süden hin operirt zu haben, wo er dann vorzugsweise den Hafenplatz Clauſentum (Southampton) und die Inſel Vectis (Wight) eroberte. Die Hauptarmee, die bereits zwei größere Kämpfe siegreich beſtanden hatte, erfocht endlich einen dritten bedeutenden Sieg auf dem nördlichen Ufer der Themſe, in der Nähe ihrer Mündung. Die Führer der brittischen Kelten, des Königs Cunobellinus Söhne Caratacus oder Cataratus und Togodumnus, waren überall geschlagen worden, der letztere schon in der zweiten Schlacht gefallen.

Nun traf Kaiſer Claudius ſelbſt auf dem Kriegsschauplatze ein. Unter seinen Augen gewann das römische Heer noch einen neuen Sieg. Cataratus flüchtete nach den Gebirgen von Wales, die Römer aber eroberten die nach dem brittischen Kriegsgott Camulus benannte Königsburg des Cunobellinus, Camulodunum (j. Colcheſter). Der Kaiſer kehrte nach sechszehntägigem Aufenthalte aus Britannien nach Gallien zurück. In Camulodunum aber, welches sieben Jahre später den Namen Colonia Victrix erhielt, wurde nachher ein Tempel des Claudius zugleich mit der Roma und der Venus erbaut, der Platz sofort zum Mittelpunkt gemacht für den Provinzialkultus. Plautius, unter dessen Legaten auch weiter Veſpaſian als siegreicher Führer sich besonders auszeichnete, behielt das Kommando in Britannien noch bis zum J. 47 n. Chr. Auf der Weſtſeite der Inſel drang er anscheinend vor bis zum Zinn- und Bleiminendiſtrikt der Mendiphügel, am östlichen Ufer der Severnmündung und südlich vom Avon, im nördlichſten Theile von Somerſet. Die Linie „Bath (Aquae Sulis), Silcheſter (Calleva), Londinium (London) und Colcheſter" gilt jetzt als die älteſte Nordgrenze der neuen römischen Provinz.

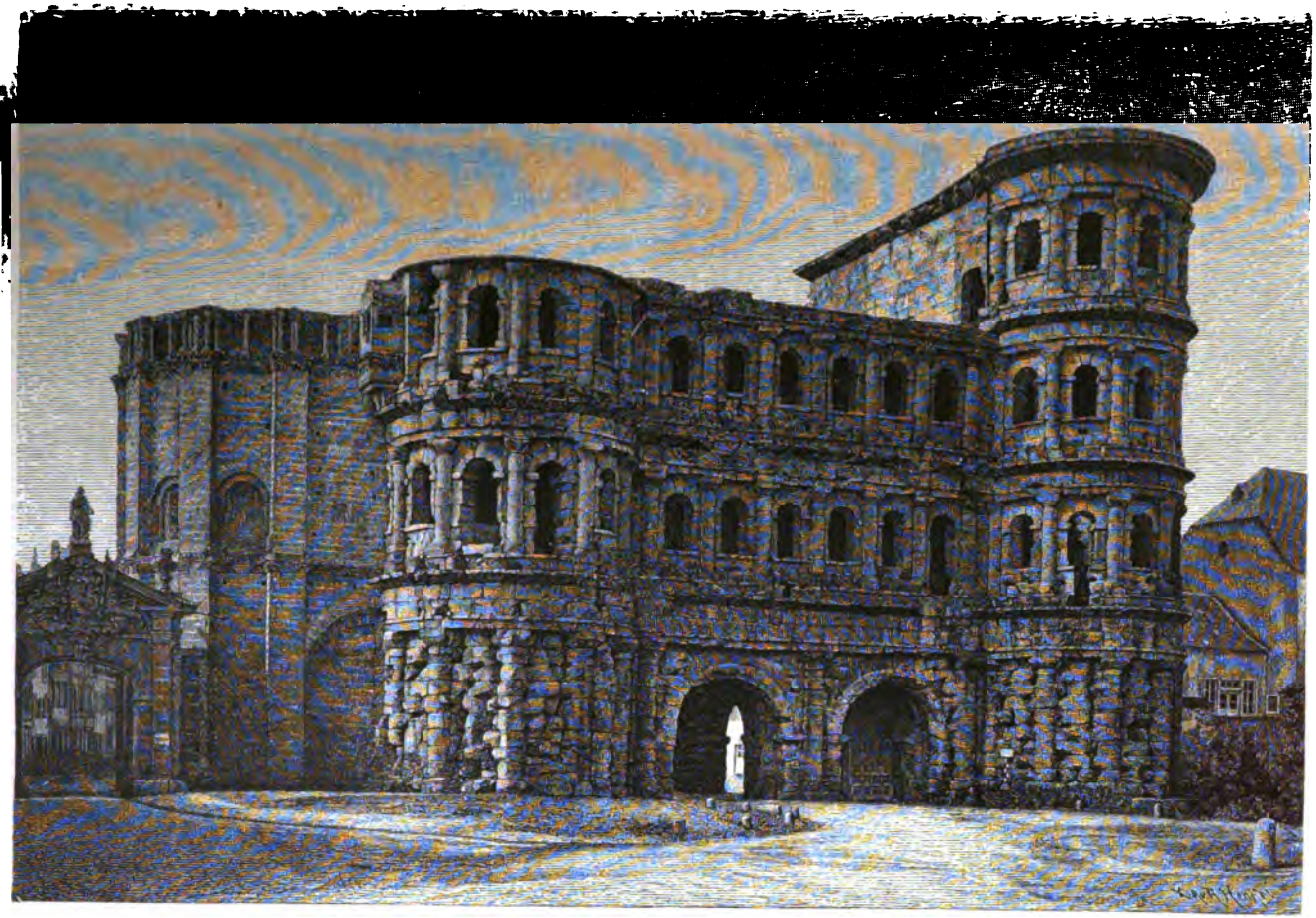
Claudius persönlich war nach halbjähriger (oder einjähriger) Abwesenheit i. J. 44 wieder in Rom eingetroffen, um hier einen glänzenden Triumph feiern zu können. Zwei Triumphbogen sollten der Nachwelt die Erinnerung an die glänzende Expedition erhalten. Der eine an der gallischen Nordküste ist spurlos verschwunden. Der andere, sechs Jahre nach der Rückkehr des Kaisers auf dem Marsfelde zu Rom errichtet, sperrte mit seinen prachtvollen Ueberresten noch im 15. Jahrhundert den Corso bei dem Palast Sciarra. Die großen Reliefs desselben, die Parade der Armee vor Claudius und seinen Feldherren darstellend, sind theilweise noch erhalten und in der offenen Eingangshalle der Villa Borghese zu sehen. Den Siegesnamen „Britannicus" lehnte Claudius für seine Person ab; dafür hat ihn sein Sohn von der Messalina seit dieser Zeit geführt, der (geboren wahrscheinlich im Februar 41 n. Chr.) bis dahin Germanicus genannt worden war.

Statue des Kaisers Claudius. (Rom, Vatican.)

Die neue Provinz wurde einige Jahre später der Ausgangspunkt neuer interessanter Kämpfe. Plautius hatte die Herrschaft der Römer im südlichen England möglichst solide begründet. Als er i. J. 47 nach Rom zurückkehrte, erhielt er zum Nachfolger den Publius Ostorius Scapula, einen ausgezeichneten Feldherrn, welcher während der nächsten fünf Jahre in Britannien den Befehl führte und sofort den Kelten zu begegnen hatte, die durch die Abreise des Plautius lebhaft erregt waren. Die Anlage fester Plätze an den Flüssen Avon und Severn, die Niederwerfung einiger Aufstände in seiner Provinz, und die Abwehr der mächtigen Briganten, welche in der nördlichen Hälfte Englands dominirten, beschäftigte ihn bis zum Jahre 50. Dann aber galt es, jenen tapfern Häuptling Caratacus, den Caradoc der Sagen von Wales, zu bewältigen, der die kriegerischen Völker dieses schwer zugänglichen Gebirgslandes, die Siluren im Süden und die Ordoviker im Norden, zu den Waffen gerufen hatte. Von Gloucester aus unternahmen die Römer ihren Vorstoß gegen Wales. Die Silurenstädte Venta (j. Caerwent) und Isca (im dritten Jahrhundert das Standquartier der zweiten Legion, daher Caerleon = Castra Legionis) in Südwales bezeichnen wohl ungefähr die erste Marschrichtung. Nach einer Reihe schwieriger Kämpfe siegte Ostorius endlich in einer Haupt-

Wahrscheinlich benutzte Plautius nun die in dem Kanal herrschenden Südostwinde, um an dessen schmalster Stelle von einer oder mehreren der nordgallischen Rheden aus so schnell als möglich die ganze Armee nach der brittischen Südküste zu führen. Von wo aus nun die Unternehmungen der vereinigten römischen Armee in Britannien begannen, ist ungewiß. Man hält es jedoch jetzt für wahrscheinlich, daß ein Punkt von fast centraler Lage auf der südöstlichen Küste, der Hauptplatz des den Römern befreundeten Häuptlings Tiberius Claudius Cogidumnus, Führers des Volkes der Regni (jetzt Chichester in Sussex,) dazu benutzt worden ist. Die Römer, die sogleich nach ihrer Festsetzung den Plan für das Straßennetz entwarfen, welches die neue Provinz durchziehen sollte, führten ihre Eroberung mit 60,000 mobilen Kriegern langsam und systematisch, aber sicher und siegreich durch, und legten sofort auf allen strategisch dominirenden Punkten feste Standlager für die Legionen an. Man gewann, so scheint es, zunächst nordwestlich von Chichester den Hauptort des Stammes der Belgen, Venta (jetzt Wincheſter). Hier — in der Mitte zwischen den Mündungen der Themse und des Severn — scheint der erste Sitz des Armee- und des neuen Provinzial-Oberkommandos angelegt zu sein. Von hier aus erfolgten weitere Vorstöße nach verschiedenen Seiten hin. Vespasian scheint damals namentlich gegen Süden hin operirt zu haben, wo er dann vorzugsweise den Hafenplatz Clausentum (Southampton) und die Insel Vectis (Wight) eroberte. Die Hauptarmee, die bereits zwei größere Kämpfe siegreich bestanden hatte, erfocht endlich einen dritten bedeutenden Sieg auf dem nördlichen Ufer der Themse, in der Nähe ihrer Mündung. Die Führer der brittischen Kelten, des Königs Cunobellinus Söhne Caratacus oder Cataratus und Togodumnus, waren überall geschlagen worden, der letztere schon in der zweiten Schlacht gefallen.

Nun traf Kaiser Claudius selbst auf dem Kriegsschauplatze ein. Unter seinen Augen gewann das römische Heer noch einen neuen Sieg. Cataratus flüchtete nach den Gebirgen von Wales, die Römer aber eroberten die nach dem brittischen Kriegsgott Camulus benannte Königsburg des Cunobellinus, Camulodunum (j. Colchester). Der Kaiser kehrte nach sechszehntägigem Aufenthalte aus Britannien nach Gallien zurück. In Camulodunum aber, welches sieben Jahre später den Namen Colonia Victrix erhielt, wurde nachher ein Tempel des Claudius zugleich mit der Roma und der Venus erbaut, der Platz sofort zum Mittelpunkt gemacht für den Provinzialkultus. Plautius, unter dessen Legaten auch weiter Vespasian als siegreicher Führer sich besonders auszeichnete, behielt das Kommando in Britannien noch bis zum J. 47 n. Chr. Auf der Westseite der Insel drang er anscheinend vor bis zum Zinn- und Bleiminendistrikt der Mendiphügel, am östlichen Ufer der Severnmündung und südlich vom Avon, im nördlichsten Theile von Somerset. Die Linie „Bath (Aquae Sulis), Silchester (Calleva), Londinium (London) und Colchester" gilt jetzt als die älteste Nordgrenze der neuen römischen Provinz.



Porta nigra in Trier.

Minder erfolgreich dagegen arbeitete die römische Politik auf dem fernsten Punkte der asiatischen Nordostgrenze, wo die niemals ruhende Rivalität zwischen Parthern und Römern um den beherrschenden Einfluß in dem armenischen Alpenlande in Wahrheit nicht eher dauernd zu Gunsten der römischen Interessen entschieden werden konnte, ehe nicht endlich ein großer siegreicher Stoß gegen die Großkönige zu Ktesiphon geführt wurde. Trotz der Erbitterung des parthischen Königs Artabanos III. gegen Kaiser Tiberius (S. 182) war auf dieser Seite unter der Herrschaft des Gajus der Friede nicht gestört worden. Aber freilich hatte dieser Imperator, so scheint es, Armenien dafür stillschweigend dem parthischen Einfluß preisgegeben. Nun aber starb Artaban im Juni 42. Sein Sohn Gotarzes machte sich als König schnell genug dermaßen verhaßt, daß ihn nicht lange nach seiner Thronbesteigung sein Bruder Vardanes I. von der Herrschaft verdrängen und auf den Besitz des östlichen Iran beschränken konnte. Diesen innern Hader aber in dem parthischen Reiche benutzte unter erheblicher Förderung von Seiten des römischen Hofes der aus Armenien vertriebene und zur Zeit in Rom lebende iberische König Mithridates, um sich mit Hilfe römischer und iberischer Truppen wieder in den Besitz der Krone von Artaxata zu setzen (42/43 n. Chr.). Die innere Zerrüttung des parthischen Reiches sicherte für mehrere Jahre die Römer wie die Armenier vor einem Angriff der iranischen Reitergeschwader. Ja, als im Jahre 48 der energische Vardanes durch die Dolche einer Anzahl vornehmer Verschwörer gefallen war, und nun Gotarzes wieder die parthische Krone trug, veranlaßte sogar eine Anzahl unzufriedener parthischer Ritter im Jahre 49 den Kaiser Claudius, den in Rom lebenden Prinzen Meherdates, des ersten Vonones Sohn, als parthischen Thronprätendenten auftreten zu lassen. Dieser scheiterte jedoch mit solchen Plänen durch seine eigene Ungeschicklichkeit vollständig. Als aber bald nachher, nicht lange nach dem Juni 51, König Gotarzes starb, und sein Nachfolger Vonones II., ein Sohn des fünften Phrahates, nach kurzer Regierung noch in demselben Jahre durch den energischen Vologäses I., seinen Sohn, ersetzt war, nahmen die Dinge eine für Rom unerfreuliche Wendung. Der iberische König Pharasmanes hatte im Jahre 51 seinen eigenen Bruder Mithridates gestürzt und ermordet, und statt dessen seinen Sohn Rhadamistos auf den armenischen Thron gesetzt. Und nun griffen hier auch die Parther zu. Es gelang ihnen unter wechselnden Kämpfen, bis gegen Ende des Jahres 54 die Iberer aus Armenien zu vertreiben, und Tiridates, des Vologäses Sohn, ergriff die Zügel der Regierung. Soweit hatte es die unzeitige Connivenz der Römer schließlich kommen lassen. Die Herstellung der römischen Interessen auf dieser Seite blieb die Aufgabe des neuen Imperators, der inzwischen in Rom die Palatinische Hofburg bezogen hatte. Denn der alte Claudius war unterdessen durch den blutigen Frevel seiner Gemahlin gefallen, — nicht jedoch der Messalina.

Die Kaiserin Messalina war bereits vor sechs Jahren dem Schicksal

erlegen, welches sie durch ihren frevelhaften Leichtsinn sich selbst bereitet hatte. Auf dem Höhepunkt ihres Uebermuthes hatte sie im Oktober des Jahres 48, von leidenschaftlicher Liebe für den schönen und hochangesehenen Gajus Silius ergriffen, es gewagt, in Abwesenheit des zu Ostia beschäftigten Claudius sich in aller Form mit ihrem Geliebten zu verheirathen. Ob wirklich, wie ihre modernen Apologeten glauben, bei diesem tollen Schritt noch andere Motive als die maßlose Keckheit eines frechen Weibes denkbar sind; ob Messalina schließlich nicht an einer unerhörten Schuld, sondern an einer dunklen Intrigue untergegangen ist, läßt sich bei dem höchst ungenügenden Material, auf welchem ihre Vertheidiger fußen, nicht entscheiden. Genug, die Kabinetsminister des Kaisers waren mit ihr zerfallen, weil sie neuerdings den Sturz des Polybios veranlaßt hatte. Narcissus zumal, der deutlich erkannte, daß der freche Schritt Messalinas nothwendig die Beseitigung des alten Princeps zur Konsequenz haben müsse, griff sofort mit Energie und Schlauheit ein, und setzte die Hinrichtung der Messalina durch.

Bei der Natur des Claudius konnte er nicht lange ohne weiblichen Anhalt leben, und die einflußreichen Männer seines Hofes dachten daran, ihm eine neue Gemahlin zuzuführen. Der Finanzminister Pallas förderte mit besonderem Geschick den Plan, den alten Herrn mit seiner schönen Nichte zu verheirathen. Von den Schwestern des Gajus war Julia durch die auf ihre Schönheit, ihre Intriguen, und ihren Einfluß auf den kaiserlichen Oheim erbitterte Messalina schon seit Jahren beseitigt. Julia war nicht lange nach ihrer Rückberufung aus dem Exil, auf Grund liederlichen Lebenswandels und politischer Intriguen wieder in die Verbannung geschickt, dann aus dem Wege geräumt worden. So blieb damals nur Agrippina übrig, die seit alter Zeit mit Messalina tief verfeindet, nun ihre Nachfolgerin werden sollte, und wahrscheinlich sehr entschieden dahin gearbeitet hat, das Bild der verbuhlten Kaiserin der Nachwelt in noch schwärzeren Farben erscheinen zu lassen, als vielleicht der historischen Wahrheit entsprach. Wir erinnern uns, daß Kaiser Tiberius (S. 186) diese Prinzessin im Jahre 28 n. Chr. mit einem dem Cäsarenhause verwandten Manne von hohem Adel, mit Gnäus Domitius Ahenobarbus vermählt hatte. Diesem hat sie am 15. December 37 n. Chr. zu Antium einen Sohn geboren, der nach einer alten Sitte des domitischen Hauses den Namen Lucius erhielt; es ist derselbe, der nachher als Nero eine so schreckliche Rolle in der römischen Geschichte gespielt hat. Agrippina wurde nicht lange nachher im Jahre 40 wegen ihrer Intriguen gegen ihren kaiserlichen Bruder Gajus (S. 196) exilirt, und auch Domitius scheint um dieselbe Zeit gestorben zu sein. So fiel die Erziehung des Knaben in die Hand seiner Tante Domitia Lepida, Messalinas Mutter, die allerdings bei ihrem Mangel an allem sittlichen Halt schlecht genug für den Knaben sorgte; ein Tänzer und ein Barbier leiteten Neros Kinderjahre. Nach ihrer Heimberufung aus der Verbannung heirathete Agrippina in zweiter Ehe einen der reichsten, liebenswürdigsten und geist-

vollſten Männer dieſer Zeit, den berühmten Redner Crispus Paſſienus. Da ſich dieſer zum Zwecke der neuen Verbindung mit der ſchönen und geiſtig ungemein bedeutenden Wittwe erſt von ſeiner geizigen und habſüchtigen Gattin Domitia, einer zweiten Schwägerin Agrippinas, ſcheiden mußte, ſo entbrannte zwiſchen dieſer und dem domitiſchen Hauſe, mit Einſchluß Meſſalinas, der bitterſte Haß. Nach einigen Jahren durch Paſſienus' Tod in den Beſitz eines enormen Vermögens gekommen, hatte Agrippina mit aller Gewandtheit ſich den Gefahren zu entziehen gewußt, die Meſſalinas Feindſchaft ihr bereiten konnte. Jetzt wo der Tod die Kaiſerin ereilt hatte, galt es durch die Hand

Die Kaiſerin Agrippina (Neapel).

des alten Oheims für ſich und ihren Sohn die Herrſchaft zu erobern. Beſonders delikat in der Wahl ihrer Mittel iſt Agrippina nicht geweſen. Ganz im Gegentheil, dieſes furchtbare Weib hat ſich niemals bedacht, der ungeſtümen Herrſchſucht, die ſie erfüllte, jedes Opfer zu bringen. Nicht nur daß die noch immer ſchöne Frau bei innerer Herzenskälte die Kunſt zu gefallen mit berückender Meiſterſchaft handhabte; nicht nur daß ſie, wo es nöthig war, ſelbſt ihre wilde Leidenſchaftlichkeit und heiße Rachſucht zu zähmen, ſich zäh in Geduld zu faſſen wußte: mit harter Ausdauer, kühler Berechnung und männlicher Entſchloſſenheit verband ſie auch, wo es ihr nöthig ſchien, vollkommene Gleichgültigkeit gegen ihre weibliche Ehre. Die ſchöne Tigerin, die nur durch ihre Mutterliebe noch die Erinnerung an die

zartere Art ihres Geschlechtes bewahrte, hat sich niemals bedacht, um der Herrschaft willen ihre Person preiszugeben. Und solche Mittel machten es ihr denn auch jetzt möglich, die starke Unterstützung des Pallas und die volle Gunst des Claudius zu gewinnen. Noch mußte erst der Senat das alte Gesetz beseitigen, welches in Rom die Verheirathung des Oheims mit der Nichte untersagte: dann wurde zu Anfang des Jahres 49 die neue Ehe vollzogen.

Die neue Kaiserin machte von ihrer Macht einen sehr ausgedehnten Gebrauch. Nicht nur daß sie mit rücksichtsloser Energie ihre Anhänger zu unterstützen, ihre Gegner und Gegnerinnen aus dem Wege zu räumen verstand: sie führte, ausdrücklich auf ihren Wunsch durch den Senat mit dem Titel „Augusta" geschmückt, mit Festigkeit, Konsequenz und Geschick die Zügel der Regierung neben und für Claudius, und auf Kosten der Kabinetsminister, und machte mit Erfolg alle möglichen Anstrengungen, um auch bei großen öffentlichen Staatsaktionen, wie bei dem Empfang fremder Gesandten und der Deputationen des Senats in aller Form als Mitregentin auftreten zu können. Die Haltung der neuen Kaiserin war streng, herrisch, voll ungezähmten Stolzes, daher nun auch, seit sie die Herrschaft führte, der äußere Ton im Palast decent, ehrbar, und ernst, im schroffen Gegensatze zu dem lustigen Treiben in Messalinens Zeit.

Als ihre Hauptaufgabe sah es Agrippina nun aber an, Messalinens Sohn Britannicus in den Hintergrund zu drängen, was ihr nicht sehr schwer wurde, um dafür ihrem eigenen Sohn Domitius die Aussicht auf die Nachfolge zu sichern, was nur schrittweise sich durchführen ließ und zuletzt noch ein furchtbares Verbrechen für die gewissenlose Dame nöthig machte. In erster Reihe kam es für sie darauf an, außer dem Minister Pallas noch andere hochstehende und populäre Männer in ihr und ihres Sohnes Interesse zu ziehen. Unter den litterarischen Persönlichkeiten lateinischer Zunge dieses Zeitalters war damals der gefeiertste Mann ein Sohn des alten derben, nüchternen, ob seiner altrömischen Strenge hochgeachteten, Rhetors M. Annäus Seneca aus Corduba (54 v. Chr. bis 39 n. Chr.), der zur Zeit des Augustus auch in Rom in Ansehen gestanden, dann in reifem Mannesalter in seiner spanischen Heimath die Helvia geheirathet hatte, die ihm drei Söhne gab. Der zweite derselben, L. Annäus Seneca, der um das Jahr 4 v. Chr. geboren ist und später zu Rom seine rhetorische und philosophische Ausbildung erwarb, gilt als die glänzendste Erscheinung unter den Trägern der prosaischen Litteratur des nach Augustus folgenden Zeitalters. Dieser hochbegabte Mann, der wegen seines Geistes, seiner formalen Gewandtheit und seines feinen Geschmackes schon jetzt in Rom hochgeschätzt wurde, war unter Kaiser Gajus Quästor und Senatsmitglied geworden; dann aber hatte ihm als Freund der Prinzessinnen Julia und Agrippina die Feindschaft der Messalina bei Juliens Sturz ein mehrjähriges Exil auf der Insel Corsika zugezogen. Kaum aber hatte Agrippina, so zu sagen, den Thron bestiegen, so veranlaßte sie

seine Zurückberufung nach der Welthauptstadt und schuf sich zunächst in diesem, an ihr Interesse geknüpften, dem alten Claudius nicht sehr wohlgesinnten, berühmten Manne eine starke Stütze. Den besten Eindruck aber machte es auf die Römer, als sie nun den Seneca, den geistvollen und gelehrten Schriftsteller, den Vertreter der edelsten ethischen Gedanken, zum Erzieher ihres Sohnes Domitius erhob. Was den letzteren anbetrifft, so war es nun allerdings sehr werthvoll, daß an Stelle seiner letzten Erzieher, zweier Freigelassenen, des Burrus, der unter Nero später die griechische Kanzlei erhielt, und des Technikers Anicetus, eines Mannes von der bedenklichsten Moralität, jetzt ein hochgebildeter, und als neu ernannter Prätor auch hochstehender Römer von eminenter geistiger Begabung trat. Aber es war sehr fraglich, ob es selbst dem Seneca noch gelingen konnte, dem immerhin gut begabten Knaben, dessen Neigungen aber ganz auf Künste verschiedenster Art hinausgingen, noch eine ernstere Richtung beizubringen, nachdem bereits zerfahrenes, zerstreutes und dilettantisches Wesen bei demselben tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Und alle Freimüthigkeit, an welcher Seneca bis zu seinem Tode es gegenüber Nero nicht hat fehlen lassen, und alle trefflichen pädagogischen Gedanken des berühmten Philosophen vermochten schließlich auf die Charakterbildung des jungen Prinzen nicht erheblich zu wirken, in dessen Naturell, Dank der Vorgeschichte seines Hauses und seiner Eltern, die gefährlichsten Elemente einstweilen noch verhüllt lagen.

Agrippina säumte indessen nicht, ihrem Sohne den Weg zur künftigen Herrschaft zu ebnen. Noch im Jahre 49 erzielte sie es, daß ihr Domitius mit des Kaisers älterer (anscheinend vor dem Jahre 41 geborener) Tochter Octavia verlobt wurde. Weit wichtiger aber war es, daß Claudius sich bestimmen ließ, seinen Stiefsohn unter dem 25. Februar 50 als „Nero Claudius Cäsar Drusus Germanicus" zu adoptiren. Von nun an versäumte die schlaue Dame nichts, was den jungen Nero im Sinne der Politik dieser Zeit bei Senat und Volk und Garde nur irgend populär machen konnte. Hatte der Senat dem jungen Prinzen im Jahre 51 bereits die sekundäre prokonsularische Gewalt im ganzen Reiche verliehen, und war zu Anfang des Jahres 53 die Ehe zwischen Nero und Octavia bereits vollzogen worden: so galt es der Kaiserin für mindestens ebenso werthvoll, daß es ihr gegen Ende des Jahres 51 gelang, nach Ersetzung vieler höherer Offiziere der Garde durch ihre Anhänger, den Kaiser zu bestimmen, zu dem seit Tiberius' Tode wieder verlassenen System zurückzukehren, und an die Spitze der Prätorianer wieder nur Einen Präfekten zu stellen. Und dieser neue Commandeur war Afranius Burrus. Er galt als ein ausgezeichneter Offizier und hatte auch als Mensch einen trefflichen Ruf. Nur daß er bei redlichem Willen und persönlicher Ehrenhaftigkeit, wie Seneca, damals in erster Linie der treue Anhänger der Kaiserin war und, wie es richtig bezeichnet worden ist, wie Seneca, bei allen guten Absichten doch „das geschehen ließ, was er glaubte nicht hindern zu können oder zu dürfen".

Nur einen Gegner vermochte Agrippina nicht zu überwinden. Es war der mächtige Kabinetsminister Narcissus, mit dem die Kaiserin bei ihrer Herrschsucht in sehr gespannte Verhältnisse gerathen war. Trotz ihrer Allianz mit Pallas vermochte sie den schlauen Politiker, der die volle Gunst des Claudius besaß und selbst den Senat gegen sie mit Erfolg zu Hilfe heranzuziehen verstand, nicht zu stürzen. Als sie ihn aber endlich zu fürchten anfing, seit Narcissus Neigung zeigte, — trotz seiner entscheidenden Mitwirkung bei Messalinas Untergang — dem Britannicus sein Erbrecht zu retten, den er dann künftig noch immer weniger zu fürchten hatte, als den Nero unter Agrippinas Leitung: da beschloß die vor Nichts zurückschreckende Kaiserin, die ihrerseits auch des Claudius nicht mehr recht sicher war, den alten Kaiser kurz und gut ebenso aus dem Wege zu räumen, wie sie schon denselben selbst listig bestimmt hatte, ihre alte Gegnerin Domitia Lepida durch Kabinetsjustiz zu verderben. Narcissus war durch die Gicht genöthigt worden, im Sommer des Jahres 54 die Bäder von Sinuessa zu besuchen. Seine Abwesenheit benutzte Agrippina, um mit der verrufenen Locusta, einer gallischen Giftmischerin, die wegen solcher schlimmen Künste in Haft saß, in Verbindung zu treten. Als auch des Kaisers Leibarzt Xenophon aus Kos und der „Vorkoster" Halotus für das Verbrechen gewonnen waren, konnte Claudius am 12. Oktober 54 bei Tische durch sein Lieblingsgericht, eine Schüssel Pilze, vergiftet werden. Der alte Fürst ist wahrscheinlich in der Frühe des 13. Oktobers gestorben. Noch hielt Agrippina die Bekanntmachung der Todesnachricht bis zur Mittagsstunde zurück, wußte auch unter geheuchelten Schmerzensausbrüchen die Kinder ihres gemordeten Gatten bei sich festzuhalten. Mittags endlich erschien Nero an der Hand des Präfekten Burrus vor der Gardecohorte, die im Schlosse Wache hielt, und dieser stellte den jungen Prinzen den Soldaten als neuen Kaiser vor. Da sich Britannicus, nach welchem doch gefragt wird, nirgends zeigt, so wird Nero jubelnd als Imperator begrüßt. Dann geht es nach der Citadelle, wo nun das Versprechen, den Truppen dasselbe Geschenk zu zahlen, wie es einst Claudius ihnen gewährt, alle Bedenken beschwichtigt. Von der Garde als Imperator proklamirt, wurde Nero vor den bereits versammelten Senat geführt, der nun ohne Weiteres auf den jugendlichen neuen Princeps alle fürstlichen Rechte und Titel übertrug. Auch in den Provinzen fand die Anerkennung des neuen Kaisers nirgends Schwierigkeiten. Die Consekration des Claudius mit allem Zubehör wurde beschlossen; für den Kult des Divus Claudius wurden die Augustalen bestimmt, die nun noch das Prädikat der Claudiales annahmen. Und bei der prunkvollen Bestattung hielt Nero die Leichenrede, die ihm Seneca verfaßt hatte; derselbe, der gleich nachher die lange genährte Abneigung gegen den Verstorbenen in einer eben so geistreichen, als gehässigen und boshaft witzigen Satire (die „Apokolokyntosis Divi Claudii") auf die neue „Gottheit" ergoß.

Viertes Kapitel.

Nero und der Untergang des julisch-claudischen Hauses.

Der Ehrgeiz der herrschsüchtigen Agrippina war für den Augenblick befriedigt. Sie glaubte vollständig ihres Sohnes sicher zu sein, der im Bewußtsein, daß er nur ihren Anstrengungen das Principat zu verdanken hatte, am Abend des Tages seines Regierungsantrittes dem Obersten der wachhabenden Cohorte auf dem Palatin das bedeutungsvolle Wort „die beste Mutter" als Parole gegeben hatte. Sie erhob nun aber auch den Anspruch, thatsächlich vollständig als Mitregentin aufzutreten. Nicht zufrieden mit einem Uebermaß äußerer fürstlicher Ehren, griff sie allenthalben ein in die Leitung der Geschäfte, suchte sie ihren Sohn, — der allerdings bei seinen künstlerischen und litterarischen Liebhabereien und bei seiner schnell heraustretenden Genußsucht nur wenig Sinn für die Last der Reichsgeschäfte hatte, — in der vollständigsten Abhängigkeit von sich zu erhalten. Aber da ihr auf der Höhe ihrer Macht Mäßigung und Klugheit gänzlich abhanden kamen, sollte ihre Rolle als Kaiserin-Regentin schnell zu Ende gehen, und endlich in schauerlichster Weise durch den eigenen Sohn die Rache für ihre Frevel an ihr sich vollziehen.

Weder die Eitelkeit und das rasch erwachende Selbstgefühl des jungen Kaisers, noch die politische Einsicht des Burrus und des Seneca, die jetzt als leitende Minister Neros auftraten, mochte sich in das Verhältniß fügen, wie es Agrippina herzustellen gedachte. Die alte Kaiserin hatte gleich nach des Claudius Tode ihren wilden Leidenschaften die Zügel schießen lassen und die Hinrichtung oder vielmehr Ermordung zweier ihr verhaßter Männer von Bedeutung verfügt; der eine war natürlich ihr gefährlicher Gegner Narcissus. Weiter aber durfte sie auf so blutigen Bahnen nicht schreiten. Denn gleich in den ersten Tagen nach dem Regierungsantritt ihres Sohnes mußte sie entdecken, daß Seneca und Burrus, die ihr bisher nur als bequeme Werkzeuge gegolten halten, auf der einen Seite durchaus nicht gewillt waren, einem solchen Blutregiment Vorschub zu leisten, und auf der andern keine Lust hatten, ihren persönlichen Ehrgeiz einem Uebergewicht der alten Regentin und ihres Günstlings Pallas unterzuordnen. So entbrannte sofort ein lebhafter Kampf im Palast um die Führung der Zügel der Regierung. Er wurde sehr schnell zu Gunsten der beiden Staatsmänner entschieden. Nicht nur, daß Seneca und Burrus einsichtig genug waren, um unter einander stets in guter Eintracht zu verharren; nicht nur, daß sie mit vieler Feinheit sich auf den Senat zu stützen verstanden: es gelang ihnen auch, den jungen Kaiser vollständig für sich zu gewinnen. Nero, so scheint es, fürchtete im Grunde seine stolze und herrschsüchtige Mutter viel mehr, als daß er sie wirklich geliebt hätte. Es war sehr begreiflich, daß er sich gern an die beiden Staatsmänner lehnte, denen er sicher vertrauen konnte, und die mit

ihm darin einig waren, eine Weiberherrschaft im Reiche nicht zu dulden. So bot er ihnen schnell die Hand, um der Regentin, — die soweit gegangen war, den nach dem Palatin verlegten Verhandlungen des Senats hinter einem Vorhange beizuwohnen, — eine öffentliche Demüthigung zu bereiten. Die durch die Parther schwer bedrängte (S. 211) römische Partei in Armenien schickte nicht lange nach Claudius' Tode eine Gesandtschaft nach Rom, um die Intervention des Kaisers zu erbitten. Bei der Audienz wollte Agrippina neben Nero auf dem kaiserlichen Throne Platz nehmen. Da ging ihr auf einen Wink Senecas Nero von dem Thron herab entgegen und führte sie auf einen andern Platz, um dann das Gesuch der Gesandten stehend entgegenzunehmen. Agrippina mußte es sich dann gefallen lassen, daß nicht wenige der mit dem Senat vereinbarten Beschlüsse ihren Ansichten entschieden widersprachen. Aber der Konflikt zwischen ihr und den beiden leitenden Ministern entwickelte sich allmählich auf eine wahrhaft unheimliche Weise. Seneca und Burrus kamen nämlich dahin, zwischen den durch sie vertretenen politischen Interessen und den Liebhabereien des jungen Kaisers einen Kompromiß zuzulassen, aus welchem unerwartet schreckliche Folgen hervorgehen sollten. Der junge Kaiser, eine oberflächliche und genußsüchtige Natur, war zunächst nur wenig geneigt, sich der schwer wuchtenden Last der Arbeiten und Pflichten seines fürstlichen Amtes zu unterziehen und überließ daher für längere Zeit sowohl nahezu Alles, was der formellen Autorität des Princeps bedurfte, wie überhaupt die wirkliche Führung der Geschäfte lediglich seinen Ministern. Diese ihrerseits legten ihm dafür keinerlei Hindernisse in den Weg, wenn er seinen persönlichen Liebhabereien folgte. Leider aber waren dieselben nicht lediglich harmloser Natur. Neben einer wahren Schwärmerei für alles griechische Wesen; neben sehr stark ausgeprägten künstlerischen Neigungen, neben der Liebhaberei, mit höchst umfassendem Dilettantismus namentlich als Rosselenker, als Sänger, in theatralischen Vorstellungen, und vor Allem bei erheblichem Talent als Dichter sich zu versuchen, — erscheint der junge Princeps nur allzufrüh als ein Mensch von unbändiger Sinnlichkeit und wilder Genußsucht. Und während seine früheren Erzieher ihm nun nach dieser Richtung freie Bahn ließen, konnten darüber Konflikte mit seiner Mutter nicht ausbleiben, die einerseits auch auf die Haltung der beiden Minister ein höchst bedenkliches Licht warfen, andrerseits aber die schauerliche

Nero (Rom, Vatican).

Familiengeschichte des Cäsarenhauses um mehr als ein blutig dunkles Blatt bereichern, diesen Kaiser endlich zu der verrufensten Gestalt unter den Trägern des Principats machen sollten.

Vorläufig war freilich von so unheilvollen Katastrophen noch gar keine Rede. Ganz im Gegentheil gehören bekanntlich die ersten fünf Jahre der Regierung Neros zu den noch später gepriesensten Episoden der römischen Kaisergeschichte. Mehr noch, wie jetzt das historische Urtheil über dieses Principat sich stellt, so wird zwar Nero nach wie vor als Mensch unbedingt verurtheilt und thürmt sich nach wie vor die Last seiner persönlichen Verbrechen bergehoch auf. Aber doch spricht ihn jetzt die Forschung von einigen schrecklichen Anklagen frei, erscheint Nero nicht mehr als der verkörperte Dämon der Zerstörung, nicht mehr als ein von unersättlicher Blutgier getriebenes Ungeheuer, dem es bewußt um das Böse zu thun gewesen, und erscheinen selbst die späteren Zeiten seiner Reichsregierung nicht als so unbedingt schlecht, wie sie früher vielfach aufgefaßt wurden. Die Sache ist diese. Die rasche Entartung des jungen Kaisers zum Schlimmen machte sich während der ersten Jahre seiner Herrschaft ganz ausschließlich innerhalb des Palastes oder doch auf dem Gebiet seiner rein persönlichen Verhältnisse bemerkbar, ohne daß die öffentlichen Zustände dadurch berührt wurden. Was dagegen diese angeht, so hatten die Schöpfungen des Augustus nach verschiedenen Seiten hin sich dermaßen bewährt, so war namentlich das System der Provinzialverwaltung, des Heerwesens und der auswärtigen Politik dermaßen gesichert, daß diese Institutionen und die hier einmal geltende Praxis, an der auch Nero nicht gerüttelt hat, gewissermaßen für ihn weiter arbeiteten. Nach dieser Richtung hin erscheint die römische Staatsleitung auch unter Nero nicht minder kraftvoll und erfolgreich, als unter Tiberius und Claudius. Der Gang aber der inneren Politik erregte bei den politischen Kreisen der römischen Welt für mehrere Jahre einfach deshalb so große Befriedigung, weil eben der Kaiser dieselbe der Hauptsache nach seinen Ministern überließ, welche letztere mit großer Gewandtheit in steter Uebereinstimmung mit dem Senat vorzugehen bemüht waren.

Der Reichsrath hatte mit großer Freude das politische Programm vernommen, welches Nero gleich nach Antritt seiner Regierung dem hohen Hause vorgetragen hatte; allerdings war Seneca der Verfasser dieser Rede, aber das scharf wieder betonte System der Dyarchie, wie Augustus dasselbe ins Leben gerufen hatte, wurde jetzt sehr ernsthaft durchgeführt. Der Senat fühlte sich vollkommen zufrieden; die leitenden Minister nahmen sich der Regierungsgeschäfte in ihrem ganzen Umfange mit Treue und Wohlwollen, mit Einsicht und Erfolg an. Nero persönlich, der zu allen verständigen Maßregeln seiner Berather bereitwillig seine Zustimmung ertheilte, ließ es keineswegs an Zügen der Milde, der Bescheidenheit und selbst des Wohlwollens fehlen. In letzterer Beziehung ist es besonders interessant zu vernehmen, daß Nero persönlich im J. 58 seine Minister und den Senat für die Durchführung eines

finanziellen Reformplanes zu gewinnen suchte. Die immer wiederkehrenden Klagen über die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der Zöllner und Steuerpächter, und wie man wohl annehmen darf, auch die Einsicht in die tiefen Schattenseiten des damals üblichen Systems der Steuerverpachtung, endlich auch die Hoffnung, durch Beseitigung namentlich der Binnenzölle den Handel und Verkehr zu steigern, brachten den Kaiser auf den Gedanken, sämmtliche indirekten Abgaben, namentlich die Zölle, mit Einem Schlage abzuschaffen. Ob dafür eine entsprechende Erhöhung der direkten Steuern in Aussicht genommen war, wissen wir nicht. Der Plan scheiterte jedoch an dem Einspruch des Senats und der Rathgeber des Kaisers, und sicherlich auch an der Gegenwehr der großen Kapitalisten, deren Mittel seit Alters großentheils in der Steuerpachtung angelegt waren. Dagegen gelang es doch, im Reiche erhebliche Verbesserungen in dieser Richtung einzuführen. Eine kaiserliche Verordnung gebot die Veröffentlichung der Beträge und Bedingungen für alle Leistungen an den Staat, und steuerte damit nachdrücklich der Willkür der Steuerpächter. Rückstände sollten schon nach einem Jahre verfallen, dagegen Klagen gegen Steuerpächter von den Staatsgerichtshöfen außer der Reihe angenommen und sofort erledigt werden. Die Gerichtsbarkeit der ärarischen Verwalter wurde so gut wie aufgehoben, die aus solchen Streitfragen entstehenden Prozesse an die ordentlichen Gerichte verwiesen. Die Soldaten wurden von allen Abgaben außer der Verkaufsaccise befreit, und auch sonst der römischen Welt manche erwünschte Erleichterung gewährt. Um den Seehandel zu heben, wurde die Bestimmung getroffen, in das „Steuervermögen" der Handelsleute die Schiffe nicht einzurechnen. Und wie Nero auch sonst mit bleibender Energie sich um die sichere Verproviantirung der Hauptstadt gekümmert hat, so wurden auch die auf der Getreidezufuhr aus den Provinzen ruhenden Lasten erleichtert.

Noch in der Zeit, wo bereits furchtbare Familienverbrechen auf seinem Gewissen lasteten, fand Nero Gelegenheit, dem Senat gegenüber als der mildere aufzutreten. Wir wissen, welchen dunklen Hintergrund das System der Sklavenwirthschaft seit den letzten Menschenaltern der Republik für die glänzende Civilisation des Römerthums abgiebt. Je zahlreicher gerade in Italien die Unfreien damals neben der sehr verdünnten freien Bevölkerung waren, um so unsicherer fühlte sich ein Theil der großen Sklavenhalter, um so mehr stieg die Neigung, die zur Bändigung der Sklavenmassen seit Alters bestehenden Blutgesetze noch zu verschärfen. Als nun im J. 61 der Polizeipräsident Pedanius Secundus aus Motiven der Privatrache durch einen seiner Sklaven ermordet wurde, setzte es trotz aller Proteste einer humaneren Minorität der berühmte Jurist Gajus Cassius, ein Hauptführer der aristokratischen, altconservativen Opposition, durch eine fanatische Rede wirklich durch, daß der Senat beschloß, das alte entsetzliche Gesetz zur Anwendung zu bringen, welches die Hinrichtung sämmtlicher Sklaven gebot, die zur Zeit des Mordes im Hause gewesen. Volle 400 Häupter mußten

jetzt fallen, darunter Frauen, Mädchen und Kinder. Die Erbitterung der jetzt großentheils aus Freigelassenen bestehenden Menge in Rom war so groß, daß das schändliche Bluturtheil nur unter Aufbietung der Besatzung vollzogen werden konnte. Nero seinerseits hatte die Abscheulichkeit geschehen lassen. Der Senat hatte allerdings nach dem immerhin greulichen, aber nun einmal bestehenden alten „Rechte" gehandelt, und es lag damals nicht im Interesse der kaiserlichen Politik, um einer Anzahl armer Sklaven willen mit dem Reichsrath zu brechen. Dagegen kassirte Nero den von der in ihrer Angst und Rachsucht wüthenden Mehrheit des Rathes verfügten, durch Cingonius Varro veranlaßten Senatsbeschluß, der auch noch die Freigelassenen im Hause des Pedanius zur Deportation aus Italien verurtheilte. „Der alte Brauch, der durch Humanität keine Milderung erfahren, sollte wenigstens keine, durch nichts bedingte, Verschärfung erhalten."

Durften die Römer bis dahin mit dem Principat des Nero immerhin zufrieden sein, so fehlte der Regierung des jungen Kaisers auch der Glanz kriegerischen Ruhmes keineswegs, der auch in dieser Zeit, wo die durch Tiberius ausgebildete Reichspolitik weitaussehende Kriege nach Möglichkeit zu vermeiden vorschrieb, noch immer seiner berauschenden Kraft für die Epigonen der alten Heldengeschlechter Italiens nicht entbehrte. Die Verhältnisse auf der allezeit schwierigen Ostgrenze des Reiches und die noch sehr unfertigen Zustände in der neuen britannischen Provinz nöthigten die Reichsregierung wiederholt zu großartigen Kraftanstrengungen, auf Grund deren die römischen Waffen von Neuem ihre Ueberlegenheit über alle Gegner des Reiches in jenen Tagen glänzend bewährten. Gleich von Anfang an machte die armenische Frage (S. 211 u. 218) größere Anstrengungen nöthig. Rom konnte Armenien um so weniger im Besitz eines parthischen Fürsten lassen, als die in dieselbe Zeit fallende Gewinnung von Medien durch des Partherkönigs Vologäses Bruder Pakoros die parthische Macht durch die ganze Ländermasse östlich des Eufrat und südlich vom Kaspi-Meere bis zu den Gebirgen Mittelasiens verstärkt hatte. Nero und seine Minister ordneten daher zu Ende d. J. 54 durchgreifende militärische Maßregeln an. Die Legionen im Orient erhielten erhebliche Verstärkungen, die Vasallenfürsten in Syrien und Commagene mußten ihre Kontingente aufbieten, und während die Streitkräfte der Römer gegen Armenien und gegen die parthische Grenze sich in Bewegung setzten, erhielt zu Anfang d. J. 55 zugleich der ausgezeichnete Feldherr Domitius Corbulo (S. 209) den Befehl, nach Asien zu gehen. Er sollte für den Fall des Kampfes zwei syrische Legionen mit den nöthigen Auxiliaren übernehmen und aus der ihm zugetheilten Doppelprovinz Kappadokien mit Galatien die Angriffe gegen Armenien eröffnen. Der Ausbruch einer der chronischen Bürgerkriege im parthischen Reiche, die Empörung des Prinzen Vardanes gegen seinen Vater, nöthigte den König Vologäses, Armenien schnell zu räumen. Mehr noch, er stellte den Römern auf ihre Forderung sogar Geiseln als Friedensbürgschaft (im

Sommer 55). Während Armenien einstweilen sich selbst überlassen blieb, in Rom aber die Erfolge des Corbulo mit lautem Jubel begrüßt wurden, war der treffliche Feldherr, der die wahre Lage der asiatischen Dinge besser erkannte, fortdauernd mit eifrigen Rüstungen beschäftigt. Die syrischen Legionen, die er jetzt kommandirte, waren — wie das bei den römischen Truppen im Orient gar nicht selten der Fall — neuerdings unter dem Legaten Gajus Ummidius Durmius Quadratus erheblich verweichlicht, und ihre Kriegszucht ließ in den Augen des eisernen Mannes, der jetzt Roms Ehre in Asien vertrat, so gut wie Alles zu wünschen übrig. Da hat nun Corbulo, um für den über kurz oder lang sicher zu erwartenden Kampf mit den Parthern recht gerüstet zu sein, nur erst mit allen Mitteln und mit zäher Ausdauer die ihm zugetheilten Truppen wieder recht kriegstüchtig gemacht. Es gelang ihm dieses aber um so eher, weil er seine Person nicht schonte und den Soldaten überall mit gutem Beispiele voranging, und dabei sich zum Besten der Krieger in jeder Hinsicht thätig und fürsorglich erwies.

Corbulos Arbeit trug ihre guten Früchte. Im J. 58 forderte Vologäses, durch die Stimmung des armenischen Volkes begünstigt, von den Römern nachdrücklich die Anerkennung seines Bruders Tiridates (S. 211) als König des schönen Alpenlandes, und so mußten die Waffen nun doch entscheiden. Da kam es den Römern nun sehr zu Statten, daß in derselben Zeit, anscheinend noch dazu durch einen Einfall der Daher und Saken secundirt, die Hyrkanier am Kaspi-Meere sich gegen den Großkönig empörten. Der Abfall dieses kriegerischen Stammes, der schon im J. 59 eine Allianz mit den Römern schloß, und den Aufstand mehrerer anderer ostiranischer Satrapien nach sich zog, beschäftigte den Partherkönig in sehr ausgiebiger Weise bis zum J. 62 oder 63, wo ein Friede zu Stande kam, der den Hyrkaniern erhebliche Vortheile sicherte. Die Folge war, daß Corbulo es bei dem im J. 58 in Armenien entbrannten Kriege nur mit den Streitkräften des Tiridates zu thun hatte. Corbulo, der inzwischen noch durch eine Legion aus Germanien verstärkt, und durch die Kontingente aus Iberien und Commagene unterstützt wurde, hatte, — nachdem der Krieg im Frühjahr 58 auf dem Plateau von Erzerum eröffnet war, — anfangs sehr erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden, zumal Tiridates sich auf keine größere Schlacht einließ, sondern einen sehr geschickten Guerillakrieg einleitete. Allmählich gewann jedoch die überlegene Strategie des Römers ein sehr fühlbares Uebergewicht, und im J. 59 wurden von ihm entscheidende Vortheile erkämpft. Die römischen Kolonnen eroberten eine Reihe fester Plätze in Armenien; am 30. April fiel sogar die alte Hauptstadt Artaxata, des Tiridates Hauptwaffenplatz, in die Hände des Corbulo, der die Stadt, die er nicht halten konnte, den Flammen übergab. Dann ging es unter großen Verheerungen südwärts, wo nun auch Tigranokerta ohne Kampf sich ergab und für den Winter als Hauptquartier bezogen werden konnte. Nur das benachbarte Kastell Legerda mußte mit stürmender Hand genommen werden.

Erfolge, die an die Thaten des großen Pompejus erinnerten und in Rom mit stürmischer Freude begrüßt wurden. Da endlich im J. 60 ein neuer Angriff des Tiridates von Medien her vollkommen scheiterte, so konnte nach gründlicher Züchtigung der parthischen Partei in Armenien, Seitens des Kaisers in diesem Lande ein römischer Vasallenkönig eingesetzt werden. Es war der in Rom geschulte Prinz Tigranes, ein Urenkel des kappadokischen Archelaos und Nachkomme Herodes des Großen, der allerdings bei der erbitterten Stimmung des armenischen Adels nur in einer starken römischen Besatzung seine Stütze fand. Corbulo seinerseits konnte im Spätjahr nach Syrien abziehen, wo er nunmehr nach des Ummidius Quadratus Ableben als Legat regierte.

Damit erreichten aber die asiatischen Konflikte noch keineswegs ihr Ende. Die römerfeindliche Ritterschaft der Parther grollte über die Austreibung des Tiridates aus Armenien so bitter, daß König Vologäses, im Jahre 61 nun auch noch durch einen Raubzug des Tigranes gegen Adiabene gereizt, sich entschließen mußte, Friedensverhandlungen mit den Hyrkaniern einzuleiten, und den Krieg gegen die Römer ins Auge zu fassen. Corbulo war indessen rascher als er. Während er persönlich mit gewohnter Meisterschaft alle Anstalten traf, um Syrien gegen einen parthischen Einfall zu schützen, warf er zwei Legionen nach Armenien, mit deren Hilfe Tigranes im Sommer 61 den Angriff eines parthischen Heeres auf Tigranokerta ruhig zurückweisen konnte. Nun kam es zu Unterhandlungen mit Vologäses, in Folge deren die römischen Truppen aus Armenien zurückgezogen wurden. Als jetzt aber Tigranes aus diesem Lande verjagt ward, blieb ein neuer großer Kampf unvermeidlich.

Der römische Feldherr L. Cäsennius Pätus, der auf des Corbulo Wunsch bei der ungeheuren Ausdehnung des eventuellen Kriegsschauplatzes im Sommer 61 das kappadokisch-galatische Kommando erhielt, wo er über die IV., V. und XII. Legion verfügte, während Corbulo in Syrien die III., VI. und X. behielt, unternahm noch im Herbst 61 einen Vorstoß nach Armenien, dessen guter Erfolg ihn zur Unzeit eine viel zu günstige Auffassung von den Chancen des Krieges in diesen Ländern gewinnen ließ. Als nun Corbulo auch im Jahre 62 so geschickt operirte, daß die Parther die Hoffnung aufgeben mußten, den Krieg nach Syrien spielen zu können, warf Vologäses seine Hauptmacht von Nisibis in Mesopotamien her im Frühling nach Armenien und stürzte sich mit großer Schnelligkeit auf den Legaten Pätus, der zur Zeit mit der IV. Legion bei Randeia am Arsanias lagerte, während die V. in Pontus stand. Nur die XII. konnte schnell herangezogen werden; aber unzeitige Beurlaubungen hatten den Präsenzstand der Römer so geschwächt, daß Pätus zur Zeit mit Reiterei und Auxiliaren kaum mehr Soldaten zur Hand hatte, als sonst eine vollzählige Legion ausmachten. Statt nun aber bis zu Corbulos und seiner eigenen übrigen Truppen Ankunft eine verständige Defensive zu behaupten, war Pätus thöricht genug, mit seiner

schwachen Macht den Parthern entgegenzugehen, um ihnen womöglich die oberen Tigrispässe zu verlegen. Der Versuch mißlang, und die völlig demoralisirten Römer wurden nun in der Festung Arsamosata und einem vor derselben verschanzten Lager blokirt. Corbulo, der zur Hilfe herbeizog, kam zu spät, um eine schimpfliche Kapitulation abwehren zu können, auf Grund deren Pätus die noch reich versehene Festung und sein Lager, sowie alle übrigen festen Plätze Armeniens den Parthern übergeben, dann aber unter dem Hohne der Sieger mit seinen Truppen das Land in fluchtähnlicher Auflösung räumen mußte. Nur die drohende Haltung des Corbulo machte es möglich, daß die Parther dann doch auch ihrerseits das Alpenland wieder verließen. Corbulo sollte nun aber die arge Schmach sühnen, welche Pätus auf die römischen Waffen gebracht hatte. Dieser wurde abberufen und Corbulo, jetzt wieder Legat von Galatien und Kappadokien, erhielt das Kommando über die sämmtlichen, nun auch noch wegen der Unbrauchbarkeit der Legionen des Pätus durch die XV. Legion aus Pannonien verstärkten römischen Streitkräfte im Orient, und für die Dauer des Krieges in Asien ein höheres und umfassendes (obwohl nicht das „sekundäre prokonsularische") Imperium, während — so scheint es, — die Civilverwaltung in Syrien nunmehr (63) dem Legaten Gajus Cestius Gallus überwiesen wurde. Nun bildete der alte Oberfeldherr ein tüchtiges Heer aus der XV., VI., V. und III. Legion. (Commandeur der letztgenannten Legion ist dann 64—70 des spätern Kaisers Antoninus Pius Großvater, Titus Fulvus (Fulvius) Aurelius gewesen.) An diese Massen schlossen sich Eliteabtheilungen aus den illyrischen und ägyptischen Legionen, eine starke Reiterei, die nöthigen Auxiliaren und die Kontingente syrischer Vasallen. Im Sommer 63 überschritt Corbulo den Eufrat bei Melitene und operirte nun, unter gleichzeitiger harter Heimsuchung des armenischen Adels, so geschickt und so glücklich, daß der wieder gegen ihn fechtende Tiridates ohne eigentliche Schlacht schnell genug militärisch vollkommen matt gesetzt wurde. So mußte der parthische Prätendent sich zum Abschluß eines sichern Friedens entschließen. Bei Randeia fanden die Verhandlungen statt, die endlich den feindlichen Mächten für lange den Frieden wieder brachten. Corbulo konnte und wollte keine Politik verfolgen, welche auf Annektirung Armeniens und wirkliche Zertrümmerung der parthischen Macht hinausgelaufen wäre. Er begnügte sich mit einem Vertrage, der die Ehre Roms und die Interessen des Reiches leidlich wahrte. Tiridates mußte in den Augen des Orients so bestimmt als möglich die römische Oberhoheit anerkennen; er mußte im römischen Hauptquartier vor den Legionen sein Diadem bei dem Standbilde Neros niederlegen. Dafür wurde er, aber als römischer Vasall, als König von Armenien anerkannt, und sollte nun noch nach Rom reisen, um dort in aller Form belehnt zu werden. Corbulo räumte im Jahre 64 Armenien wieder. Tiridates aber hat im Spätjahr 65 wirklich die Reise nach der Welthauptstadt angetreten, wo wir ihm später wieder begegnen werden.

Ganz anderer Art waren die Kämpfe, welche bis dahin die jüngste römische Provinz jenseits des Canal la Manche erschüttert hatten. Die römische Civilisation hatte auf britannischem Boden überraschend schnell sich einzubürgern begonnen. Die italische Einwanderung hatte auch hier in Masse sich ausgebreitet. Namentlich in der blühenden Kolonie Camulodunum und in den Handelsplätzen Londinium und Verulamium lebten viele Tausende römischer Kaufleute mit ihren Familien, und vermittelten den brittischen Kelten die Erzeugnisse des italischen und gallischen Handels, oder brachten die reichen Blei- und Zinnschätze der neuen Provinz in den Handel. Brittische Häuptlinge waren vollständig für die römische Herrschaft gewonnen, und während der blutige Kult der Druiden mehr und mehr verschwand, begannen die alten Einwohner immer mehr, römischen Brauch und römische Lebensweise anzunehmen. Aber es gab auch hier einen dunklen Punkt. Die Härte der militärischen Aushebungen, der Druck der römischen Steuerpächter und in noch höherem Grade die Uebermacht und der Druck des römischen Kapitals machten sich in dem damals noch armen Lande in sehr empfindlichem Grade fühlbar. Die Fürsten, der Adel und die Gemeinden des brittischen Volkes waren einer schweren Verschuldung verfallen. Leider gehörte selbst Seneca, damals einer der reichsten Männer in Rom, zu den Geldleuten, deren Kapitalien in Britannien schwere Wucherzinsen einbrachten. Aus der tiefen Erbitterung über solche Zustände, die durch die Druiden hier wie früher in Gallien lebhaft geschürt wurde, erzeugte sich denn auch jene rachgierige Stimmung der Nation, die nur eines Anstoßes bedurfte, um in schrecklichen Thaten sich Luft zu machen.

Im Jahre 59 hatte Suetonius Paullinus das britannische Kommando übernommen; ein sehr tapferer und begabter, überaus unternehmungslustiger Feldherr, der es aber zuweilen an der nöthigen Vorsicht fehlen ließ. Eifrig darauf bedacht, die starken Reste nationalen und religiösen Widerstandes zu überwältigen, die namentlich auf der Westgrenze der Provinz sich noch behaupteten, öffnete er sich im Jahre 60 die Wege nach dem Gebirgslande Wales, um dann den Hauptstoß gegen die Insel Mona (Anglesey) zu richten, wohin sich die Druiden in Menge und große Massen ihrer Anhänger zurückgezogen hatten. Im Nordwesten, an der Flußmündung des Deva, wurde ein neues Standquartier für die dritte der britannischen Legionen geschaffen (Castra, j. Chester), dann auch Segontium (Caer Seiont) verschanzt. Mit der XIV. Legion und einer Reiterabtheilung erzwang nun Suetonius im Frühjahr 61 den Uebergang über den Menay, brach den durch die Druiden und Schaaren wüthender Weiber verstärkten Widerstand der fanatisirten Gegner vollständig, und rottete das Druidenthum auf der Insel gänzlich aus.

Inzwischen aber war auf der Ostküste der Provinz ein furchtbarer Aufstand ausgebrochen, der täglich größere Dimensionen annahm. Hier hatte nämlich die schändliche Rohheit und räuberische Willkür, mit welcher der römische Procurator und seine Soldaten die Familie eines verstorbenen,

den Römern befreundeten Häuptlings der Icener, des Prasutagus, behandelten, die höchste Erbitterung hervorgerufen, nachdem bereits durch die Rückforderung ungeheurer Kapitalien (darunter solcher des Seneca) eine völlig desperate Stimmung entstanden war. Die Priester schürten das Feuer, und die Wittwe des Prasutagus, die Königin Boudicca, ein Weib von riesenhafter Gestalt und kühnem Geiste, welche persönliche Mißhandlungen und die Entehrung ihrer Töchter an den Römern zu rächen hatte, stellte sich an die Spitze des Aufstandes, den sie in einem Momente, wo der Legat und die römische Hauptmacht im fernen Westen beschäftigt war, mit grimmiger Leidenschaft entfesselte. Der Erhebung der Icener folgte schnell die der Trinobanten, und nun warf sich die Masse der Kelten auf Camulodunum. Die blühende Stadt, die zu befestigen die Römer in falscher Sicherheit bisher versäumt hatten, wurde nun zwar durch 200 Soldaten und eine Anzahl der daselbst kolonisirten Veteranen mit Löwenmuth vertheidigt, aber sie war doch nicht lange zu halten. Und nun begannen die wüthenden Kelten gegen Alles, was römisch hieß, ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes mit einer erfinderischen Grausamkeit und Mordgier Greuel zu verüben, die an die indischen Schreckensscenen des Jahres 1857 erinnern. Der tapfere Commandeur der IX. Legion, Q. Petillius Cerialis Cäsius Rufus, hatte die Stadt vergeblich zu retten gesucht. Als er mit nur 2000 Mann Linientruppen und einer Reiterschwadron in der Gegend von Wormingford, nicht weit nördlich von Colchester, erschien, war schon Alles verloren, und er selbst wurde durch die feindliche Uebermacht so wuchtig angegriffen, daß sein gesammtes Fußvolk zu Grunde ging und er selbst nur mit der Reiterei zu entkommen vermochte. Nun schwoll die Masse der Aufständischen bis auf 120,000 Mann an. Da eilte freilich Suetonius in Eilmärschen nach dem Südosten. Da er aber nur 10,000 Mann (die XIII. Legion und Abtheilungen der XX.) zur Hand hatte, so konnte er nicht daran denken, die offenen Plätze Verulamium und Londinium zu vertheidigen. Was hier fliehen konnte, entwich. Trotzdem konnten die blutigen keltischen Schaaren in diesen Städten nicht weniger als 70,000 Menschen romanischer Zunge grausam ermorden. Es waren Tage des Entsetzens, wie sie einst der pontische Mithradates den Römern in Asia bereitet hatte. Aber die römischen Ketten zu zerbrechen, vermochten die Kelten doch nicht. Mit ungeheurer Energie und Verwegenheit drang Suetonius mit seinem kleinen Heere nordwärts vor und lieferte in der Nähe von Camulodunum den Aufständischen eine mörderische Schlacht, welche deren Kraft vollständig zerbrach. Boudicca verzweifelte und tödtete sich durch Gift, die Kelten stoben nach allen Seiten auseinander, und Suetonius, — der nicht einmal seine neuen Eroberungen im Westen aufgegeben hatte, — wartete nur die Ankunft namhafter Verstärkungen von den Rheinlanden ab, um die noch bei dem Abfall verharrenden erbarmungslos mit Feuer und Schwert heimsuchen zu lassen. Die Härte, mit welcher er die Empörung strafte, so scheint es, brachte ihn aber in Konflikt mit dem neuen Procurator

Julius Classicianus. Das Ergebniß dieser Differenzen war, daß Nero unter ehrenvoller Anerkennung der kriegerischen Verdienste seines Legaten denselben im Sommer 62 durch den C. Petronius Turpilianus ersetzte, der gegenüber den Kelten eine mehr versöhnliche Politik einschlug. Eine weitere Ausdehnung der römischen Grenzen dagegen sollte erst unter der neuen Dynastie erfolgen, deren Stifter auf brittischem Boden die ersten und frischesten Kränze seines kriegerischen Ruhmes errungen hatte.

Das Zeitalter des Nero war indessen nicht bloß durch kriegerische Thaten belebt. Nach einer längeren Pause nahm in dieser Zeit auch die römische Litteratur einen neuen Aufschwung. Soweit wir bei unserer Betrachtung der römischen Geschichte und Kulturentwicklung auf die Litteratur eingehen können, treten uns für das Zeitalter seit Augustus' Ableben namentlich zwei Beobachtungen entgegen. Auf der einen Seite wird die räumliche Erweiterung und Erneuerung des Romanenthums durch Romanisirung zunächst des Westens auch in der Litteratur bereits recht fühlbar. Schon jetzt beginnen die Provinzen die versiegende Kraft der alten Hauptstadt und der Apenninenhalbinsel durch Zuführung bedeutender Talente in sehr nachhaltiger Weise zu ergänzen. Während Gallien eine Reihe namhafter Redner und Rhetoren für die Welthauptstadt stellt, kommen während des ersten Jahrhunderts n. Chr. aus Spanien vor anderen die beiden Seneca, der Dichter Annäus Lucanus, ferner Männer wie Columella und Pomponius Mela, denen sich nachmals so bedeutende Erscheinungen wie Quintilian und Martial anreihen. Auf der andern Seite hat die Litteratur nach dem Abblühen ihrer klassischen „goldenen" Zeit den Charakter angenommen, den man gewöhnlich dadurch bezeichnet, daß man das Zeitalter bis zum Antritt des Kaisers Hadrian als das der „silbernen" Latinität bestimmt. Es deutlicher auszudrücken, es ist die Periode, während welcher die Rhetorik der Schule weitaus den meisten Erzeugnissen der romanischen litterarischen Thätigkeit ihr eigenthümliches Gepräge verleiht. Das Durchdringen gerade dieser Richtung wurde durch das Zusammenwirken verschiedener Motive veranlaßt. Um von den griechisch redenden Provinzen des Reiches hier nicht zu sprechen: in der Hauptstadt wie in allen bereits römisch civilisirten oder mehr und mehr von der romanischen Civilisation erfaßten Landschaften des Westens herrschte in dieser wie in den folgenden Zeiten bis herab zu den Schreckensjahren des Einbruches der nordischen Völker ein immer mächtiger auftretender Drang nach höherer Bildung vor, dem aller Orten sehr zahlreiche Lehrer entgegenkamen. Die Krone dieses Unterrichtes bildete nun überall, soweit man nicht noch nachher eine der großen Universitäten des Reiches, wie Alexandria, Athen, Massilia, oder andere Studiensitze, namentlich in den hellenisirten Theilen Kleinasiens besuchte, die Unterweisung in den Rhetorenschulen, an deren Spitze nun schon längst nicht mehr bloß Griechen, sondern auch sehr zahlreiche Romanen standen. Hier gewann man einerseits eine Masse positiver Kenntnisse, eine gewisse encyklopädische Bildung, andrerseits aber jene Art formeller Aus-

bildung, welche die antike Welt bis in die Zeiten der Ostgothen und Byzantiner von jedem forderte, der für einen gebildeten Mann gelten und im Staatsdienst avanciren wollte. Freilich war die alte Zeit der großen Redner des Forums für immer dahin, und wenn immerhin noch in den Verhandlungen des Senates einzelne Redner von höherer Begabung sich hervorthaten, so war es doch nicht mehr die gewaltige Macht der Rede im Sinne der großen Alten, nach der das neue Geschlecht strebte. Es war jetzt die Kunst der Wohlredenheit, die Kunst gewandt zu reden und zu schreiben, die man suchte; zumal sie eben andauernd als nothwendige Vorbedingung für jeden galt, der im Civil- und im Heeresdienst des Reiches, im Senat, oder im Dienste irgend einer Gemeinde vorwärts kommen wollte. Nun aber war die Schule der Rhetoren immer mehr auf bedenkliche Abwege gerathen. Nicht das war vielleicht das übelste, daß die Schule der auf vorzeitige eigene Production gerichteten Neigung der jüngeren Welt nur zu bereitwillig entgegenkam. Weit schlimmer wirkte es, daß die Rhetoren, die großentheils dem praktischen Leben ganz fern standen, bei der Einschulung der Jugend für die Thätigkeit vor den Gerichtshöfen überaus unpraktisch zu Werke gingen. Der Unterricht dieser Männer, deren manche sich kaum in irgend einem wirklichen unbedeutenden Prozeß vor dem Prätor als Redner zu behaupten vermochten, legte das Hauptgewicht auf die Declamation. Die Vorträge und Uebungen aber drehten sich in der Regel um fern liegende historische oder selbst mythologische Fragen, oder um fingirte, möglichst verwickelte und unwahrscheinliche Prozeßfälle, bei denen sich die Schule in eine höchst bedenkliche scholastische Casuistik verlor. Namentlich spielte bei solchen rhetorischen Uebungen der Tyrannenmord mit allen möglichen und unmöglichen Situationen, in welche ein Tyrann kommen konnte, eine Hauptrolle; bei der tief oppositionellen Stimmung der römischen Aristokratie ein gar nicht unbedenkliches Spielen mit dem Feuer, dem indessen das römische Principat bis zum Ausgang des julischen Hauses mit einer heute schwer verständlichen Nonchalance zugesehen hat.

Die rhetorische Schulung der romanischen Jugend übte nun aber ihre unvermeidliche Einwirkung aus auf den litterarischen Geschmack. Unter Verhältnissen, wo sich die Schule und die Handhabung der edlen lateinischen Sprache immer mehr von den großen Interessen des Staatslebens trennte oder doch von denselben nicht mehr angeregt und bestimmt wurde, lag es nur zu nahe, die Sprache selbst zum Gegenstand kunstmäßiger Behandlung zu machen. Die alten klassischen Muster mit ihrer Strenge, Würde und grandiosen Einfachheit traten in den Hintergrund, und unter weiterer Wirkung der einerseits auf Ausbildung der Phantasie, andrerseits auf spitzfindige Deduktion gerichteten rhetorischen Schulung erhielt die Sprache und Litteratur der Römer nach Augustus ihren eigenthümlichen Charakter. Die Freude an der Pflege der alten Einfachheit, an dem schlichten, wahren und lebendigen Ausdruck für Gedanken und Empfindungen ging immer mehr verloren. Dafür dominirte das Streben, unter allen Umständen interessant und geistreich zu

schreiben, was denn bei sehr Vielen zur Wortkünstelei und zur Effekthascherei ausartete. Gesuchte Ausdrucksweise, ungewöhnliche, pikante und überraschende, oder poetische Wendungen, fernliegende Bilder und Gedanken, scheinbare Widersprüche, Wortspiele, Uebertreibungen und starkes Auftragen der Farben charakterisiren diesen Styl, während zugleich Provincialismen und Vulgärsprache ihre Bedeutung für die Schriftsprache bereits fühlbar machen. Die Art der Sprache, gewissermaßen stets auf dem Kothurn sich zu halten, entsprach dann wieder gar sehr den socialen und politischen Verhältnissen, wie sich dieselben unter den Nachfolgern des Augustus ausbildeten. Einerseits die rasende Sucht nach üppigem und rauschendem Lebensgenuß, die schließlich in Neros Zeit ihren Höhepunkt erreichte, andrerseits wieder die höchst gespannte Situation, das in den finstern Jahren des Tiberius, zur Zeit der Ausartung des Gajus, unter Claudius, und wieder in Neros späteren Zeiten vorherrschende Gefühl der Unsicherheit der Existenz für die „herrschenden" Klassen der Hauptstadt, kam auch der Unnatur des geistigen Lebens entgegen. Das macht sich denn je nach dem verschiedenen Charakter der Schriftsteller in verschiedener Weise bemerkbar. Gesuchte Kürze des Ausdruckes; kurze, „zerhackte" Sätze; alterthümliche Rauhheit der Sprache; künstliche Dunkelheit und Tiefe; epigrammatische Schärfe; grelles Kolorit, werden in solcher Weise unterschieden, überall aber die Pflege der Manier und an Stelle ruhiger Kraft die des Pathos beobachtet.

Im Allgemeinen haben sich nur die Juristen, unter denen in der Zeit des Tiberius der Schüler des Capito (S. 48), Masurius Sabinus, und ein Nachfolger des Labeo, Proculus, bedeutend hervortraten, und ferner verschiedene technische Schriftsteller von der neuen Künstelei frei erhalten. Unter den letzteren gewann einen guten Namen der Polyhistor A. Cornelius Celsus, der ein encyklopädisches Werk schrieb über Landwirthschaft, Medicin und Kriegswesen, von welchem sich acht Bücher über die Heilkunde erhalten haben. Noch in Neros Zeit hat derselbe eine taktische Schrift verfaßt. Sein und des Seneca Zeitgenosse, L. Junius Moderatus Columella aus Gades dagegen schuf in zwölf Büchern ein sehr bedeutendes Werk über die Landwirthschaft.

Sehen wir nun ab von einer Anzahl von Staatsrednern und Grammatikern, von denen uns gewöhnlich nur die Namen überliefert sind, so tritt der rhetorische Zug des Zeitalters besonders deutlich auf in den Schriften der wenigen uns erhaltenen Historiker dieser Periode, die zum Theil selbst Rhetoren waren. Von den vielen geschichtlichen Schriften derselben sind auf uns nur wenige gekommen. Ein geistreicher Dilettant war jener Vellejus Paterculus, ein Mann senatorischer Abkunft, der in den Jahren 4 bis 12 n. Chr. zuerst als Reiteroffizier, später als Commandeur einer Legion, unter Tiberius' Kommando in Deutschland und in den Donauländern gefochten hatte, nachmals in Rom rhetorische Studien trieb, und endlich im Jahre 30 n. Chr. in nur zwei Büchern seinen berühmten Abriß der römischen Geschichte verfaßt hat, welcher schließlich

in einer enthusiastischen Schilderung der Thaten des Tiberius in seinen besten Jahren gipfelt. Bei vielen schriftstellerischen Mängeln ist seine Stärke namentlich die Charakterzeichnung der historischen Personen. Wie Kaiser Tiberius, so hat auch dieser sein Bewunderer je nach der kritischen Stellung der modernen Beurtheiler zu jenem Princeps eben so bitteren Tadel wie umgekehrt eine wohlwollendere Auffassung zu erfahren gehabt. Jedenfalls steht seine loyale und preisende Darstellung des Cäsarenthums im schroffen Gegensatze zu den herben Nachklängen republikanischer Freimüthigkeit bei seinem Zeitgenossen (S. 184) Cremutius Cordus. Dagegen tritt ein ausgeprägter Servilismus zu Tage in der zu rhetorischen Zwecken während der Jahre 29 bis 32 n. Chr. von dem Rhetor Valerius Maximus angelegten, in neun Büchern uns erhaltenen, Sammlung historischer „Anekdoten". An Talent, Geschmack, Kritik, Sinn für geschichtliche Wahrheit und Genauigkeit, und an Kenntniß des praktischen Lebens bleibt dieser Zeitgenosse des Tiberius weit hinter dem Veteranen Vellejus zurück. Von den verschiedenen Historikern, die unter den nächstfolgenden Regierungen des julisch-claudischen Hauses neben und außer Kaiser Claudius selbst blühten, sind uns mit Einer Ausnahme nur die Namen erhalten. Indem wir mit Rücksicht auf den Einfluß, den nach der Meinung einiger neuerer Gelehrten diese Schrift auf die Beurtheilung namentlich des Tiberius und der Messalina ausgeübt haben soll, an die „Denkwürdigkeiten" erinnern, welche Neros Mutter Agrippina ihrer Zeit verfaßt hat; und indem wir ferner bemerken, daß auch der ruhmgekrönte Heerführer Corbulo seine Thaten und Erlebnisse in Asien, deren wir früher gedachten, in seinen Denkwürdigkeiten beschrieben hat, erinnern wir nur im Vorbeigehen, daß sich aus der Claudianischen Zeit acht Bücher von einer vielgelesenen Geschichte Alexanders des Großen erhalten haben, die der Rhetor Quintus Curtius Rufus verfaßte. Erheblich nüchterner, aber doch immer durch die rhetorische Art seiner Zeit bestimmt, arbeitete unter Gajus oder Claudius der spanische Geograph Pomponius Mela von Tingentera.

War die litterarische Produktivität überhaupt in der Zeit seit Augustus auch darum um so mehr im Steigen begriffen, weil ja wiederholt die Entwicklung des Principats zur Despotie von der gefährlichen politischen Thätigkeit abschreckte, so hat in der Neronischen Zeit die Litteratur auf den neuen Bahnen unverkennbar einen sehr erheblichen Aufschwung genommen. Einmal auf dem Gebiet der Dichtung. Auch diese ist jetzt ganz durch Rhetorik und Deklamation beherrscht; nur daß trotz der Formgewandtheit und der Pflege des in der Augusteischen Zeit festgestellten Systems des Versbaues, doch das „Formgefühl" im Schwinden begriffen erscheint. Die Zeit des Tiberius und seiner nächsten Nachfolger war gerade auf diesem Gebiete relativ arm gewesen. Hier haben sich eigentlich nur die fünf Bücher äsopischer Fabeln erhalten, welche der Freigelassene Phädrus, ein geborner Grieche, in wohlgebauten jambischen Senaren und in korrekter, von der Ausartung der Zeit minder berührter, Sprache verfaßt hat. Dagegen gab unter Nero die Vorliebe

dieses Kaisers für die Poesie und sein eigenes Beispiel den Anstoß zu dem Betrieb einer überaus lebhaften dichterischen Produktion, die sich auf allen Seiten dieses Gebietes der Litteratur bemerkbar gemacht hat. Namentlich die Pflege der sogenannten „Recitationen" (S. 50) gewann unter eifriger Theilnahme des jungen dichtenden Kaisers eine gewaltige Ausdehnung; nicht minder natürlich das Dilettantenthum und der „Ungeschmack". Die Lyrik allerdings spielte jetzt nur eine untergeordnete Rolle. Sieht man ab von den lyrischen Versuchen des Kaisers, die sich theilweise noch nach seinem Tode behaupteten, und von zerstreuten kleinen Gedichten des feinsten Stylisten dieser Zeit, des Petronius, so wird hier eigentlich nur Cäsius Bassus genannt, Nachbildner griechischer Muster in mehr oder minder eleganter Sprache und Versification, während auf dem Gebiete der Idyllendichtung Titus Calpurnius Siculus die Motive und die Art des Theokrit und der Bucolica Vergils mit leidlichem Geschmack und höfischer Gesinnung nachahmte.

Während dann das didaktische Element seine Vertretung fand in dem großen Lehrgedicht „Aetna", welches einem jüngeren Freunde des Seneca, dem Lucilius Junior, zugeschrieben wird, die „Schulbücherpoesie" dagegen durch eine korrekte und sorgfältige metrische Bearbeitung des Inhalts der Iliade für den Schulgebrauch: so sind die uns näher bekannten, eigentlich charakteristischen Vertreter der schönen Litteratur für Neros Zeitalter — Lucan für das historische Epos, Persius für die Satire, Seneca für die Tragödie, und endlich für den muthwilligen und ironisirenden Sittenroman, der den Mangel der Komödie ersetzen muß, Petronius.

Gerade das Epos wurde in dieser Epoche mit Vorliebe von Dilettanten wie von wirklichen Dichtern kultivirt. Hier war Vergil das mustergültige Vorbild; aber seine Epigonen erreichten ihn nirgends. Hohles Pathos, Künstelei in Worten, berechnete Effekte, Ueberwuchern des rhetorischen Elementes, Vernachlässigung der einheitlichen Handlung über der Ausmalung einzelner Scenen, gelten als die fatalen Züge der Epiker dieser Zeit. Dagegen folgten sie gern der Richtung des Sängers von Mantua auf nationale Stoffe. Hatte Nero, der sich als Epiker thatsächlich mit dem troischen Sagenkreise beschäftigte, wenigstens die Absicht, die römische Geschichte in einem großen Epos darzustellen, so schilderte M. Annäus Lucanus, der gefeiertste und uns allein erhaltene Epiker dieser Zeit, der Neffe des Seneca, in der einzigen seiner vielen Schriften, die auf uns gekommen, den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus. Lucan war ein junger Mann von entschiedener dichterischer Begabung, wie verschiedene Theile seines Epos beweisen, die von bedeutender Kraft der Phantasie und von der Fähigkeit zu trefflichen realistischen Schilderungen zeugen. Aber der frühe Untergang des Dichters (sein Leben fällt zwischen 39 und 65 n. Chr.) ließ sein Talent nicht zur Reife gelangen. Und so sind es doch die Schattenseiten der rhetorischen Poesie dieser Zeit, so ist es mindestens das entschiedene Ueberwiegen der Declamation, welches der „Pharsalia" (die, unvollendet wie sie ist, bis zum Beginn der Kämpfe um Alexandria

reicht), ihr Gepräge verleiht. Dazu tritt aber noch, daß in diesem Gedichte die poetische Opposition gegen das Cäsarenthum gipfelt. Der Kultus des Cato erreicht hier seinen Höhepunkt. Cäsars That und Person erscheint in dunkelster Beleuchtung, während an Pompejus alles Licht ist. Lucans ethischer Standpunkt ist jener der Stoa, zu der die Männer der idealen Opposition gegen das Principat sich damals in der Regel bekannten. Noch bestimmter ist das der Fall bei dem zweiten Dichter der Opposition dieser Tage, bei dem jugendlichen Satiriker A. Persius Flaccus von Volaterrä (34—62 n. Chr.). Persius war weit entfernt von der beschaulichen Weisheit und der heiteren Ironie des alten Weltmannes Horatius. Von dem konnte der jugendlich unreife, den öffentlichen Dingen fern stehende Dichter, sonst ein Mann von wackerer Sinnesweise und sittlicher Reinheit, nur formale Anleihen entnehmen. Die Härte der Jugend gegenüber den schweren und vielseitigen Ausartungen dieses Zeitalters, wie gegenüber den allgemeinen Fehlern und Verirrungen der Menschen; die mit tiefer Ueberzeugung, aber mit nur geringer dichterischer Begabung poetisch entwickelte Tugendlehre der Stoa, der Persius, wie sein Freund Pätus Thrasea, mit Begeisterung ergeben war; endlich die Härte, Geschraubtheit und Dunkelheit, in welcher die Manier des Zeitalters bei ihm zur Erscheinung kommt, sind für seine sechs Satiren oder moralischen Declamationen charakteristisch.

Der berühmte Schriftsteller dagegen, der in der Prosa des Zeitalters den Ton angab, der Philosoph und Staatsmann Seneca, trat seiner Zeit auch als tragischer Dichter auf. Die acht Tragödien freilich, die sich von ihm erhalten haben, erfreuen sich des Beifalls der modernen Kritik nicht. Die Stoffe sind der griechischen Mythologie und Heldensage entnommen, die Form schließt sich griechischen Vorbildern an. Rühmt die heutige Kritik diesen Tragödien des römischen Dichters ein großes Formtalent, musterhafte Verse, Fruchtbarkeit und Lebhaftigkeit der Phantasie, und Schärfe der psychologischen Beobachtung nach: so tadelt sie dagegen das Ueberwuchern des rhetorischen Elementes. Nicht nur daß philosophische Erörterungen und Sentenzen stark in den Vordergrund treten, so erscheinen Handlung, Motivirung und Entwickelung vernachlässigt, wirksame Charakterzeichnung so gut wie nicht vorhanden, die Erfindung als durch Geschmack und ästhetischen Takt nicht bestimmt. Ob diese Tragödien auch für die Bühne berechnet waren, ist zweifelhaft; desto sicherer waren sie für Recitation und Lektüre bestimmt. Die Tragödie „Octavia" dagegen, welche die schauerlichen Schicksale von Neros unglücklicher Gattin behandelt, rührt jedenfalls nicht von Seneca her; nur daß ihr Verfasser mit Sicherheit nicht ermittelt werden kann.

Als die geistvollste und bedeutendste dichterische Arbeit, die aus Neros Zeitalter auf uns gekommen, gilt jetzt allgemein der satirische Sittenroman des sogenannten Petronius Arbiter. Als Verfasser wird jetzt mit großer Wahrscheinlichkeit ein reich begabter Mann an Neros Hofe an-

genommen, der bei großer Geſchäftstüchtigkeit längere Zeit dem Kaiſer durch ſeinen überaus feinen Geſchmack bei Ausgeſtaltung von Vergnügungen und Luſtbarkeiten imponirte, endlich aber durch Neros ſchändlichen Günſtling Tigellinus, der uns demnächſt begegnen wird, bei dem Kaiſer politiſch verdächtigt und dadurch veranlaßt wurde, im Jahre 66 ſich ſelbſt den Tod zu geben. Der unter ſeinem Namen uns überlieferte Sittenroman, der ſich in Geſtalt der „Menippeiſchen" Satire in freieſter Form bewegt und Poeſie mit Proſa verbindet, iſt uns allerdings nur noch in Trümmern erhalten. Aber dieſe berühmten Fragmente (die Reſte von urſprünglich 20 Büchern), deren Verfaſſer freilich bei aller Genialität als ein Mann von tiefer Sittenloſigkeit und zugleich als Kenner und Liebhaber des feinſten und pikanteſten Genußlebens ſich giebt, ermöglichen uns die tiefſten Einblicke in das damalige italiſche Volksleben, namentlich in den griechiſch angeregten Städten des Südens, mit allen ihren Eigenthümlichkeiten bis hinab zu der äußerſten geſchlechtlichen Korruption, und bieten zugleich geiſtvolle Parodien auf gewiſſe Geſchmacksrichtungen, welche der Dichter perſifliren will. Ein Mann von ſeiner Menſchenkenntniß, überlegenem Witz, heiterem Humor, ſelbſt Muthwillen, hält ſich Petronius auch mit vollem Bewußtſein von der rhetoriſchen Manier ſeiner Zeit frei und bedient ſich einer einfachen und natürlichen Sprache.

Während nun auch in dieſer Zeit die Jurisprudenz andauernd tüchtige Vertreter in ihren verſchiedenen Schulen fand, unter denen namentlich der Proculianer Coccejus Nerva, des mit Tiberius ſeiner Zeit nahe befreundeten gleichnamigen Juriſten Sohn, als Vater des ſpäteren Kaiſers Nerva für uns von Intereſſe iſt; während ferner der gelehrte Q. Asconius Pedianus (von etwa 3 bis 88 n. Chr.) durch ſeinen ſachlich höchſt werthvollen und trefflich geſchriebenen, hiſtoriſchen Kommentar zu Ciceros Reden Ruhm erwarb, und der berühmte Grammatiker M. Valerius Probus von Berytos klaſſiſche Schriftſteller Roms in der Weiſe der Alexandriner kritiſch behandelte: ſo galt in dieſer Zeit immer entſchiedener Seneca als die glänzendſte Erſcheinung in der zeitgenöſſiſchen Litteratur. Die Urtheile freilich der neueren Beobachter über ſeinen Charakter als Menſch und Staatsmann gehen erheblich aus einander. Auch wir können und wollen durchaus nicht leugnen, daß zunächſt der Kapitaliſt Seneca (S. 225) für dieſes Zeitalter eine ebenſo unerfreuliche Erſcheinung iſt, wie früher in dieſer Richtung der „Befreier" Brutus. Und wenn Seneca eine Reihe von Jahren wirklich trefflicher Regierung durch eine verhängnißvolle Nachgiebigkeit gegen Neros perſönliche Liebhabereien erkauft hat, ſo ſind doch auch, wie wir ſehr bald ſehen werden, für ihn die Tage nicht ausgeblieben, wo ihn die Logik der Ereigniſſe gegenüber dem ſchauerlichſten Frevel des Kaiſers zu ſchlimmer ſittlicher Schwäche geführt hat. Doch mag dem gegenüber wenigſtens geltend gemacht werden, daß er von ſeiner eminenten Begabung nur ſelten, und von ſeiner mehrere Jahre lang faſt ſchrankenloſen politiſchen Macht für perſönliche Zwecke noch viel ſeltener einen wirklich verwerflichen Gebrauch gemacht hat. Freilich bleibt

immer eine beschämende Differenz bestehen zwischen der Praxis dieses glänzenden Geistes und der sittlichen Hoheit, die nicht wenige seiner Schriften athmen. Ausgehend von dem Boden der stoischen Philosophie, erhebt sich doch dieser Schriftsteller in seinen sittlichen Forderungen und in seinen tief humanen Anschauungen hoch über die gewöhnliche Moral der Stoa, ja überhaupt über Alles, was sonst die geläuterte Ethik der antiken Welt hervorgebracht hat. So berührt er sich vor allen anderen Moralisten der alten Welt bereits in auffallender Weise mit einer Reihe von Forderungen, die nachmals erst durch das Christenthum zu wirksamer Anerkennung gelangt sind.

Gegen die Form seiner zahlreichen Schriften, — die, wie auch sonst die besten oder doch die beliebtesten Produkte der Zeitgenossen, der lebhaft entwickelte Buchhandel schnell genug zum Gemeingut der Hauptstadt, Italiens und der romanisch civilisirten Landschaften des Westens machte, — erhebt allerdings die neuere Kritik viele Einwendungen. Sie gesteht dem gefeierten Schriftsteller, der mit gleicher elastischer Leichtigkeit, gewandter Beweglichkeit und Eleganz populär-philosophische Schriften über die verschiedensten ethischen Fragen, über naturwissenschaftliche Probleme mit moralisch-philosophischem Hintergrund, und als Briefsteller verfaßte, bereitwillig, ein glänzendes Talent zu. Seine Ausdrucksweise ist klar, lebendig, geistreich; seine Schriften sind überall reich an interessanten Gedanken und pikanten Wendungen. Fülle und Feinheit der Beobachtung, Reichthum des Wissens ohne den Staub der Gelehrsamkeit, edler Ausdruck der Gedanken wird ihm nicht minder zugestanden. Aber seine Sprache ist bereits sehr weit von jener des Cicero entfernt, mit dem sich sein Wesen als fruchtbarer Schriftsteller und Philosoph sonst vielfach berührt. Sie gebietet über alle Mittel der Rhetorik dieser Zeit; aber die dem Seneca eigenthümliche Art kurzer, „zerhackter" Sätze, seine ausgesprochene Manier, die er in bewußtem Gegensatze gegen Cicero festhielt und systematisch ausbildete, fand schon in der nächsten Generation erhebliche Gegner. Im Allgemeinen mehr glänzend, als gründlich und original, hat Seneca „weniger den Styl als die Phrase" kultivirt, die bei ihm oft die Wärme des Gefühls ersetzt, und weiter vielmehr das Sentiment als das Herz, viel mehr das Streben zu gefallen gepflegt, als innerlich zu ergreifen und zu überzeugen gestrebt. Auf der anderen Seite hat seine praktische Gewandtheit und sein scharfer Blick für das wirkliche Leben, verbunden mit der Richtung auf die praktische Durchführbarkeit seiner Lehren, ihn einerseits zu einer starken Ausbildung der Casuistik geführt, andererseits seine Schriften durch eine Reihe sehr wirksamer Sittengemälde bereichert. Zu seinem eigenen und der Römer Unheil aber war es gerade der ethische Einfluß Senecas, der bei seinem früheren Schüler Nero mit jedem Jahre mehr an Kraft verlor.

Parallel nämlich mit dem vielfach erfreulichen und rühmlichen Stande der politischen Verhältnisse des römischen Reiches während der ersten

Hälfte von Neros Regierung vollzog sich im Palaste die unheilvolle Entwicklung des jungen Kaisers zu einem blutbefleckten Verwandtenmörder. Den Ausgangspunkt dieser grauenhaften Entartung haben wir in seinem Verhältniß zu seiner Mutter und seiner Gemahlin zu suchen. Die Ehe Neros und Octaviens war niemals glücklich, ein inniges Verhältniß hatte zwischen den jugendlichen Gatten niemals bestanden. Nun verliebte sich Nero, für den eheliche Treue so wenig bedeutete, wie für nur zu viele seiner vornehmen Zeitgenossen, im J. 55 zum ersten Male ernstlich und zwar in ein griechisches Mädchen von großer Schönheit, die Freigelassene Akte. Er war durch ihre Reize und Liebenswürdigkeit bis zu dem Grade bezaubert, daß er selbst daran dachte, sie zu heirathen. Während nun Seneca und Burrus, wie sie ihn nicht hinderten, mit den jungen vornehmen Wüstlingen der Residenz in seiner Weise zu schwelgen, so auch diese „Liaison" ruhig hingehen ließen, die ihnen politisch völlig harmlos erschien und den jungen Kaiser von schnöden Beziehungen zu Roms edlen Damen zurückhielt, gerieth Agrippina in glühenden Zorn. Wie dunkel immer die Schatten waren, die ihr Privatleben früher befleckt hatten, als Mutter sah sie doch mit gerechtem Mißvergnügen ihren Sohn in Ausschweifungen sich verlieren, und ihr fürstlicher Stolz empörte sich gegen den Gedanken, den jungen Kaiser in wirklicher Liebe „für eine Magd" entbrannt zu sehen. Aber zu ihrem Schaden war sie unbesonnen genug, gegen Neros Liaison mit Akte sich mit einer tobenden Leidenschaft aufzulehnen, die ihr den Sohn ernstlich entfremdete und immer mehr auf die Seite seiner Minister hinübertrieb, die nun eine bequeme Handhabe gefunden hatten, die Beziehungen Neros zu der Regentin ernstlich zu stören. Bald erreichte die Spannung zwischen Nero und Agrippina eine solche Höhe, daß der junge Kaiser, ohnehin dem Uebergewicht der Freigelassenen am Hofe nicht hold, sich entschloß, den mächtigen Vertrauten seiner Mutter, den groben und hochmüthigen fiskalischen Finanzminister Pallas, kurz und gut seines Amtes zu entheben. An seine Stelle trat ein tüchtiger Fachmann, der im J. 20 zu Smyrna geborene, noch von Tiberius mit der Freiheit beschenkte Freigelassene Claudius Etruskus, der einsichtig genug war, sich in die Politik und die Intriguen des Hofes nicht zu mischen, und sich daher in seiner wichtigen Stellung bis zur Zeit des Kaisers Domitian, bis nach dem J. 84 behauptet hat. Diesen empfindlichen Schlag vermochte die alte Regentin ihrem unbotmäßigen Sohn nicht zu verzeihen. Sie erging sich in heftigen Drohungen und gab denselben dadurch einen gefährlichen Nachdruck, daß sie ganz offen für die schmählich mißachteten Rechte des Britannicus mit aller Macht eintreten zu wollen erklärte. Agrippina hatte das schwer zu bereuen. Denn nach der bestimmten Ueberlieferung der Alten antwortete Nero auf diese Drohung mit seiner ersten Blutthat: er ließ seinem Stiefbruder bei Tische ein durch Locusta (S. 216) bereitetes Gift (vermuthlich Conin) beibringen, welches den unglücklichen Prinzen sofort tödtete; (anscheinend kurz vor dem 13. Februar 55). Die überlieferten Details dieser Greuelgeschichte

haben manches Dunkle und Unwahrscheinliche; die Thatsache selbst, die neuerdings mehrfach angefochten worden, ist schwerlich zu bezweifeln. Nur das mag zweifelhaft bleiben, ob Nero bei diesem ersten Debut als Mörder in der Besorgniß, seine Herrschaft ernstlich bedroht zu sehen, nur aus eigener Bewegung gehandelt und zum ersten Male zum Schrecken des palatinischen Hofes seine schlummernde Tigernatur jäh und furchtbar momentan enthüllt hat, oder ob in dem Ringen um die Herrschaft mit Agrippina seine Minister noch mehr als passive Assistenz bei dieser unheimlichen That verschuldet haben. Jedenfalls fanden sie sich mit derselben leicht genug ab. Und wenn Nero zuerst mit Erstaunen sah, wie leicht die Römer, — die der alten Prätendentenkriege nur mit Grauen gedachten, — ihm selbst den Mord des Halbbruders aus Motiven der Staatsraison verziehen, und wie selbst Seneca nicht Anstand nahm, die blutige That zu bemänteln, oder doch deren Folgen von Nero abzuwenden: so ist es nicht sehr wunderbar, wenn bei dem jungen Fürsten mit ohnehin schwach entwickelten sittlichen Begriffen mehr und mehr das Bewußtsein reifte, daß ihm als dem Herrn der Welt eigentlich Alles zu thun erlaubt, daß für den römischen Imperator selbst der Brudermord kein Verbrechen sei.

Der Tod des Britannicus riß natürlich eine tiefe Kluft zwischen Nero und seine Mutter. Die Erbitterung der letzteren, die nicht aufhörte, sich eine Partei zu machen, erwiderte Nero durch verletzende Demonstrationen. Die Ehrenwache und die deutsche Garde wurden ihr entzogen, die alte Regentin endlich genöthigt, den Palast zu räumen und das Haus der Antonia, der Mutter des Claudius, zu beziehen. Erst als gleich nachher Agrippina die Gelegenheit fand, die frivole Beschuldigung, welche zwei ihr feindlich gesinnte schlechte alte Weiber aus den höchsten Gesellschaftskreisen Roms auf sie zu bringen versuchten, — die Beschuldigung, daß sie alles Ernstes ein Complott zum Sturze des Nero betreibe, — siegreich und überzeugend abzuwehren, erst da stellte sich für mehrere Jahre wieder ein erträgliches Verhältniß zwischen Nero und seiner Mutter her.

In der folgenden Zeit machte Nero persönlich nur durch eine Reihe übermüthiger Jugendstreiche und wilder nächtlicher Excesse in den Straßen der Residenz von sich reden, die er in Gemeinschaft mit seinen liederlichen jungen Freunden verübte, unter denen namentlich einer, sein „Lehrmeister" in allen Thorheiten und Tollheiten, der etwas über fünf Jahre ältere, geistig gut begabte, aber damals nur erst als tonangebender Dandy unter Roms „goldner Jugend" bekannte M. Salvius Otho, für die Geschichte des Reiches eine erhebliche Bedeutung gewinnen sollte. Wer aber hoffte, daß der junge Fürst endlich austoben und zu einem tüchtigen Manne reifen, daß aus dem gährenden Moste ein edler Wein sich abklären sollte, der täuschte sich. Es war wesentlich die Schuld eines weiblichen Teufels, durch den Nero schließlich rettungslos auf den Weg des Frevels geführt worden ist. Die harmlose Leidenschaft nämlich für die bescheidene Akte trat im J. 58 zurück vor der dämonischen Gluth, mit welcher Nero erfüllt wurde, als er seines Vertrauten

Otho blendend schöne, selbst erst ihrem früheren Gatten, dem Ritter Rufius Crispinus, entführte Gattin kennen gelernt hatte. Poppäa Sabina, von ihrer Mutter her vornehmer Abkunft, besaß bei erheblichem Vermögen eine ausgezeichnete Schönheit; auch ihre geistige Ausstattung war glänzend zu nennen. Aber dabei brandmarkt sie die Ueberlieferung als ein Weib von vollendeter Nichtswürdigkeit. Ihre meisterhaft ausgebildete Koketterie, ihre tiefe, unter der Maske der Sittsamkeit versteckte Unsittlichkeit, ja selbst die eisige Kälte, mit welcher sie mit ihren Reizen wucherte, war bei den großen römischen Damen dieser Zeit leider nichts Ungewöhnliches. Aber wie die üppige und verschwenderische Poppäa als unerreichte Meisterin galt in der Kunst, durch die verschiedensten Mittel ihre Schönheit zu erhalten, so war sie der Agrippina ebenbürtig an Ehrgeiz, an Gewaltsamkeit und Grausamkeit, und übertraf die Regentin noch an kalter Herzenshärte. Sie ist das rechte Weib gewesen, um das an Nero zu verderben, was an ihm noch zu verderben war.

Für Poppäa war die schnell entzündete, von ihr durch alle Künste der Koketterie gesteigerte, Leidenschaft des jungen Kaisers nur das Mittel, welches sie zur höchsten Macht führen sollte. Nur als Kaiserin wollte sie dem Nero angehören. Aus solcher Temperatur heraus entwickelte sich nun eine Reihe schauerlicher Ereignisse. Es war nur natürlich, daß Nero, der einen unbequemen Nebenbuhler aus dem Wege schaffen wollte, seinen Freund Otho (58) als Statthalter nach Lusitanien entfernte, wo dieser wider alles Erwarten sich als ein thätiger und tüchtiger Beamter des Reiches gezeigt hat. Nun aber entbrannte ein neuer und wahrhaft wüthender Kampf zwischen den beiden schändlichen Weibern, Agrippina und Poppäa, um die Herrschaft über Nero. Poppäa mußte die noch immer bedeutende Machtstellung der alten Kaiserin gründlich erschüttern, wenn es ihr gelingen sollte, endlich auch des Kaisers unglückliche, schuldlose Gattin Octavia zu stürzen, die ihren ehrgeizigen Plänen hauptsächlich im Wege stand. So säumte sie denn nicht, ihren Liebhaber durch alle Mittel listiger Koketterie, vor Allem aber durch Vorwürfe und witzigen Spott, unaufhörlich gegen den Einfluß seiner Mutter aufzustacheln. Dabei mußte Agrippina allmählich den Kürzeren ziehen. Ob es wahr ist, was die Ueberlieferung von dieser Zeit behauptet, daß die Regentin schließlich zu wahrhaft desperaten, unsagbar abscheulichen Mitteln gegriffen hat, um ihren Sohn durch eine furchtbare Schuld an sich zu fesseln, mag dahingestellt bleiben. Aber es wurde ihr Verderben, daß bei ihrer tiefen Unpopularität der gesammte Hof die Intriguen der Poppäa gegen sie begünstigte. Niemand konnte ahnen, auf welches blutige Ziel die neue Geliebte des Kaisers diesen hindrängte; man meinte, es sei nur darauf abgesehen, die alte Kaiserin durch Chikanen aller Art zur Entfernung aus Rom zu veranlassen.

Nur wenige in die letzten Geheimnisse des jungen Frevlers wirklich eingeweihte Vertraute konnten damals wissen, daß Nero unter den Ein-

wirkungen von Poppäas Reden, — die ihm stets vorhielt, Agrippina sinne auf sein Verderben, — sich jetzt alles Ernstes damit trug, seine Mutter ermorden zu lassen. Nur die Schwierigkeit, einen Weg zu finden, auf welcher die Schandthat in einer Weise verübt wurde, die sicheres Gelingen in Aussicht stellte und zugleich die Chance bot, das römische Publikum über die wahre Sachlage zu täuschen, verzögerte noch den Untergang der alten Kaiserin. Endlich fand der schuftige Anicetus, der frühere Erzieher des Kaisers (S. 215), jetzt Admiral der bei Misenum stationirten Flotte, das geeignete Mittel. Nun entwickelte Nero seine ganze Kunst schnöder Heuchelei, begab sich nach Bajä, und feierte zuerst mit seiner Mutter, als sie auf seine Einladung von Antium aus auf der Villa Bauli zwischen dem Cap Misenum und Bajä erschienen war, an letzterem Orte ein trügerisches Versöhnungsfest. Aber das Schiff, welches zu nächtlicher Stunde die furchtbar Betrogene wieder nach Bauli führen sollte, barst unterwegs auseinander. Anicetus hatte es zu diesem Zwecke künstlich einrichten lassen. Da jedoch durch unvorhergesehene Umstände der tückisch entworfene Mordplan nicht völlig gelang, so fiel Agrippina nur in das Wasser und wurde nach einer ihrer Villen an dem nahen Lucriner See gerettet. Freilich nur für wenige Stunden. Nero hatte mit Entsetzen die Botschaft von der Rettung seiner Mutter vernommen und fürchtete nun von ihrer Rache das Aeußerste. Er entdeckt sich seinen Ministern, die jetzt in der entsetzlichen Lage sich befinden, zwischen der Vernichtung des Kaisers oder seiner Mutter wählen zu sollen. Endlich entscheiden sie sich dahin, dem Anicetus die Vollendung seiner Greuelthat zu überlassen. Als ein Freigelassener der alten Kaiserin, Agerinus, vor Nero erscheint, ihm die Botschaft Agrippinens, sie sei glücklich gerettet, zu bringen, läßt Anicetus gewandt einen Dolch zwischen die Füße des Boten gleiten, um ihn dann als einen Buben verhaften zu lassen, der im Auftrage der Kaiserin ihren Sohn habe ermorden wollen. Dann eilt er mit einer Schaar seiner rohen Seesoldaten nach Agrippinens Villa, um ohne weiteren Verzug sein infames Henkerwerk zu vollenden. Die ungeheure That war um den 19. März des Jahres 59 vollzogen worden, und mit ihr begann die Zeit der Gewissensbisse für den fürstlichen Verbrecher.

Nero war nicht so sehr entmenscht, um sich nicht wenigstens jetzt durch die Furien der Gewissensangst grausam gepeinigt zu fühlen. Und ein starker Theil des rauschenden und üppigen Treibens der Folgezeit kommt offenbar auf den rastlosen Drang, sich selbst immer von Neuem zu betäuben und im Rausche der Lust die Schreckensnacht von Bajä zu vergessen. Zunächst floh er vom Schauplatz seiner Schauderthat und eilte nach Neapel. Und nun begann wieder eine Reihe jener Scenen, die dem feigen Mörder den Muth gaben, wieder in die Oeffentlichkeit zu treten und dann von einem Verbrechen zum andern zu schreiten, nachdem er das schlimmste ungestraft verübt hatte, was die Phantasie ersinnen konnte.

Der wahre Sachverhalt jener Schreckensnacht, die wirkliche Genesis und

der innere Zusammenhang der Katastrophe Agrippinens konnte damals und noch längere Zeit nachher nur wenigen bekannt sein. Nur so und nur bei tiefer Unbeliebtheit der gefürchteten alten Kaiserin, der man jede Gewaltthat und jeden Frevel zuzutrauen in Rom gar sehr geneigt war, ist es zu erklären, daß die Hauptstadt zunächst den Bericht über die Katastrophe gläubig aufnahm, den Seneca an den Senat richtete. Agrippina, so wurde jetzt die offizielle Lesart, hatte einen Mordversuch gegen Nero unternommen; der war mißlungen, nun hatte sie sich in ihrem Schuldbewußtsein selbst den Tod gegeben. Darauf hin feiert der Senat die sogenannte „Rettung" des Kaisers mit ausschweifenden Beschlüssen, dekretirt Dankfeste, und bereitet dem Nero bei seiner Rückkehr nach der Residenz mit allen Klassen des Volkes einen höchst glänzenden Empfang.

Die Zeit war unter solchen Umständen gekommen, wo Nero nichts mehr scheute und nichts mehr schonte, was seinem Willen oder auch nur seiner Laune widerstand. Zunächst ist es jenes rasende Genußleben, in welchem der Kaiser sich zu betäuben suchte. Besondere Freude an den Spielen der Gladiatoren hat er nicht gehabt. Desto leidenschaftlicher liebte er in seinem enthusiastischen Hellenismus Spiele nach griechischer Art. Was Agrippina bisher aus Rücksichten auf römischen Anstand und fürstliche Decenz verhindert hatte, das öffentliche Auftreten bald als Cirkuskutscher bei den Wagenrennen, bald im tragischen Kostüm als Schauspieler, als Citherspieler und Sänger, das wollte Nero sich jetzt nicht länger mehr wehren lassen. Daß gerade dieses Auftreten ihn in den spezifisch römischen Kreisen in hohem Grade unpopulär machen mußte, bedachte er um so weniger, je mehr er nur griechische Sitte im Auge hatte. Seneca und Burrus machten ihm zunächst die Concession, daß sie zustimmten, als er sich im Vatikanischen Thale einen Privatcirkus einrichten ließ, wo er seine Künste zunächst vor auserlesenen Zuschauern zeigte. Nur daß der Wunsch des Kaisers, sich bewundern zu lassen, und die Neugier des Volkes sehr bald auch Schaaren anderer Zuschauer dahin führte. Wahrscheinlich erbaute der Kaiser in der Nähe auch ein Privattheater zur Vorbereitung auf sein öffentliches Auftreten. Demnächst stiftete er für scenische Spiele das Fest der „Juvenalia", welches er im Palast oder in seinen Gärten, soweit gymnische Spiele in Betracht kamen, auch in der Septa (S. 66), halten ließ. Das Beispiel des Kaisers wirkte bei Roms „goldener Jugend" überaus ansteckend. Nicht nur Wunsch und Befehl des Fürsten, sondern offenbar auch sein Beispiel führten ihm zahlreiche Theilnehmer zu, und mit Staunen, oft gewiß mit tiefem Unwillen, sah das gewählte Publikum, welches Nero zu diesen Festen lud, den Kaiser und seine Genossen um die hier ausgesetzten Preise nach allen Regeln der Kunst ringen. Bald bildeten sich nach alexandrinischem Muster förmliche Zünfte von Claqueurs, Augustaner genannt, welche kunstmäßig geschult, Neros Stimme, Gestalt und Kunst feierten. Die Pflege solcher künstlerischer Geschäfte, die wie gesagt den Respekt vor dem bisher durchaus populären Kaiser in allen Kreisen zuerst tief erschütterte, wo

noch ernsthaft auf römische Sitte gehalten wurde, gestaltete sich bei Nero immer mehr zu einer Lebensaufgabe, und wird für den gesammten Rest seiner Regierung vorzugsweise charakteristisch. Der nächste Schritt in dieser Richtung war die Stiftung der „Neronien" (im Jahre 60), die nach Art der Olympien von fünf zu fünf Jahren gefeiert werden sollten. Diese erhielten allerdings einen feineren Charakter, als sonst der römischen Festlust eigenthümlich war. Gymnastik und Wagenrennen traten mehr zurück; die Hauptrollen sollten Wettkämpfe in Musik und Gesang, Beredtsamkeit und Poesie einnehmen.

Zum Unheil des römischen Volkes aber waren es nicht diese Liebhabereien allein, in denen der Kaiser seine Kraft erschöpfte. Die Tage waren gekommen, wo der Frevelmuth des Nero seinen vollen schrecklichen Aufschwung nehmen sollte. Die ersten Majestätsprozesse dieser Regierung, welche man im Jahre 62 erlebte, beunruhigten nicht allzusehr, weil man sah, daß die angeklagten und überwiesenen Pasquillanten nicht zum Tod verurtheilt, sondern durch Verbannung und Güterkonfiskation bestraft wurden. Aber die Römer hatten allen Grund zu erschrecken, als zu Anfang dieses Jahres der Präfekt Burrus starb. Mit diesem Manne sank — trotz aller Konzessionen, die er seither dem Kaiser gemacht, — die stärkste Schutzwehr hin, die noch immer Neros Wildheit aufgehalten hatte. Zunächst wurde die Stellung seines Freundes Seneca dadurch so gut wie unhaltbar. Das Kommando über die Garde nämlich verlieh der Kaiser zwei Offizieren, die sich ihm bereits in anderen Stellungen werth gemacht hatten. Fänius Rufus, ein Mann von gutem Rufe, aber schwachem Charakter, war bisher mit Auszeichnung Chef des hauptstädtischen Proviantamts, Sofonius Tigellinus dagegen ein tüchtiger Commandeur der Feuerwehr-Gensdarmerie gewesen. Es war der letztere, der jetzt den bestimmenden politischen Einfluß auf Nero gewann. Zu allem Unheil war er nicht nur von früher her durch die massivsten und schnödesten Ausschweifungen mit Nero verbunden, sondern auch sonst ein Mann von dem schlechtesten Charakter, ein echter Bluthund, in seiner Weise von nicht minder schlimmem Einfluß auf den Kaiser, wie von der andern Seite Poppäa. Hatte die letztere schon längst ihren Liebhaber gegen Seneca aufgehetzt und nicht ohne Erfolg des Kaisers Eitelkeit als Dichter gegen den alten Lehrer mobil zu machen gewußt: jetzt wurde Tigellinus ihr treuer Gehilfe. Als die beiden neuen Berather des Nero es durchgesetzt hatten, daß dieser auf dem Wege der nackten Kabinetsjustiz die Beseitigung von zwei namhaften Römern verfügte, welche zu ihrem Unheil als mögliche Prätendenten der römischen Krone betrachtet werden konnten, so gab Seneca seine jetzt völlig erschütterte Stellung zum Hofe auf und trat zugleich in die Stille und Einsamkeit eines akademischen Privatlebens zurück. Und nun führte die schöne Megäre Poppäa den letzten Schlag gegen die unglückliche Octavia. Tigellinus versuchte zuerst, die junge Kaiserin des Ehebruchs zu verdächtigen. Als der infame Anschlag an der Treue ihrer Umgebung scheiterte, verfügte Nero kurzweg die Scheidung auf Grund ihrer Unfruchtbarkeit, und verwies sie

dann, weil ihr Loos die ungetheilte Theilnahme der Residenz erweckte, nach Campanien, um gleich nachher die Poppäa als seine Gemahlin in die Palatinische Hofburg einzuführen. Als aber nicht lange darauf das Gerücht, Nero habe die Octavia zurückberufen, das Volk der Hauptstadt zu lärmenden Demonstrationen verlockte, die bis zur Vernichtung aller Büsten der Poppäa sich steigerten, endlich aber durch die Kaisergarde gedämpft wurden: da ward Octavias Tod beschlossen. Der Schurke Anicetus gab sich dazu her, sich selbst des Ehebruches mit ihr zu bezichtigen. Während er reich belohnt, zum Scheine nach Sardinien verwiesen wird, trifft das arme Opfer, — als des Ehebruches, und wegen der Verbindung mit dem Admiral auch des „Hochverrathes" schuldig, — die Strafe der Verbannung nach der Insel Pandataria. Und hier wird die schuldlose Tochter des Claudius am 9. Juni 62 endlich hingerichtet, oder vielmehr ermordet. Das feige Verbrechen war vollendet; „der Teufel hatte wieder einmal Recht behalten".

Wer in Rom nicht ganz servil geschult, oder nicht gänzlich betäubt war durch die üppige Festlust, in welcher Nero unter Aufgebot enormer Mittel das Volk unablässig berauschte, wandte sich schaudernd von dem furchtbaren Menschen ab, der von Frevel zu Frevel mit entsetzlicher Kaltblütigkeit weiter schritt. Nur ist es nicht nöthig anzunehmen, daß Nero das Böse gerade systematisch und aus satanischer Freude an seinen Freveltaten verübt habe. Die Regierung als solche bot nach wie vor ganz achtbare Seiten dar. Nach Außen hin stand das Reich andauernd imponirend da. Der Organismus der Verwaltung und selbst der Justiz wurde in der Regel nicht gestört. Die Maschinerie des Cäsarenthums arbeitete nun schon lange mit ruhiger Sicherheit, sobald nur nicht muthwillige Eingriffe in ihr Gefüge und Räderwerk erfolgten. Was aber ein Gajus an bedauerlichen Thorheiten in dieser Richtung wohl that, das fiel Nero doch nicht ein. Persönlich hatte Nero für das Proviantwesen und die gesicherte Verpflegung der Residenz zu allen Zeiten ein ganz spezielles Interesse und eine glückliche Hand. Auch die Pflege des Verkehrs, die Erhaltung und die Sorge für die großen Heerstraßen des Reiches beschäftigte ihn bis zu Ende seiner Regierung. Die enorme Baulust gerade dieses Kaisers richtete sich doch sehr vielseitig auch auf großartige Nutzbauten, von denen hier namentlich die ausgedehnten Hafenbauten bei der von Nero speziell begünstigten Stadt Antium erwähnt sein mögen. Die Verschwendung dieses Kaisers war nicht so sinnlos, und er selbst nicht so herzlos, um nicht auch bei großen Kalamitäten im Reiche erhebliche Summen zu spenden. So erhielt die Stadt Lyon, die im J. 57/8, oder nach anderer Berechnung erst im J. 64/5, fast gänzlich niederbrannte, noch im J. 65 zu ihrer Herstellung die Unterstützung von 870,084 Mark. Wirklich verderblich dagegen ist dieser Princeps dem Reiche namentlich auf einem Punkte geworden, von dem wir noch nachher genauer reden, nämlich auf dem Gebiet des Finanz- und Münzwesens. Was nun aber seine persönliche Stellung angeht, so werden wir die Sache etwa so aufzufassen haben. Nero

war kein finstrer, blutgieriger Tyrann, der nur Grauen und Schrecken um sich zu verbreiten suchte, und als dessen stete Begleiter etwa mordgewohnte Henker fungirten. Im Gegentheil scheint er bis zuletzt eine persönliche Liebenswürdigkeit entwickelt zu haben, die nicht nur seine unmittelbare Umgebung an ihn fesselte. Natürlich war und blieb er dabei doch ein grundschlechter Mensch; aber so daß die Frivolität seiner Reden die seiner Thaten wahrscheinlich erheblich übertraf, und daß seine meisten Frevel mehr aus einer gewissen furchtbaren sittlichen Indifferenz und Lässigkeit sich erzeugten, als etwa, wie bei Gajus, aus dem bewußten Streben und brennenden Kitzel, alle Schranken des Rechts und des Anstands zu zertrümmern. Es stimmt zu solcher indifferenten Art die kühle Gleichgültigkeit Neros gegen persönlich gegen ihn gerichtete Schmähungen und Angriffe, sobald nur seine Eitelkeit als Künstler nicht verletzt wurde, — während dagegen seine blutige Hand unbedenklich Alles aus dem Wege räumt, was ihm und jetzt auch seinen nichts-

Cirkusspiele; Sarkophagrelief. (Rom, Vatican.)

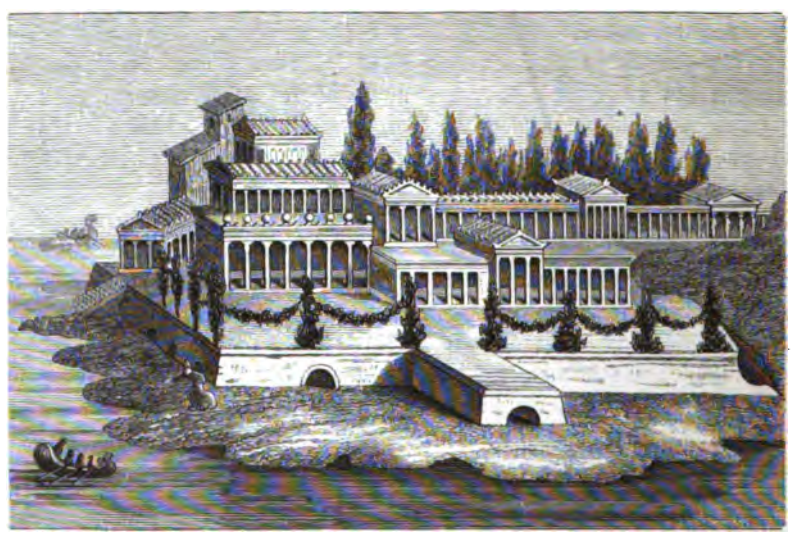
nutzigen Rathgebern politisch gefährlich, unter Umständen auch nur unbequem erscheint. Und damit geht zusammen die immer höher sich steigernde Neigung zu üppigen Festen und wüsten Ausschweifungen jeder Art, bei denen dieser Princeps immer tiefer in den Schlamm schnöder Lust und Unzucht versinkt.

Am auffälligsten trat zunächst die wachsende Gleichgültigkeit Neros gegen die römische und die fürstliche Art der Decenz und der Etikette hervor in der Art, wie er nun sich nicht weiter bedachte, zuerst in dem griechischen Neapel, dann aber auch in der Reichshauptstadt selbst auf der öffentlichen Schaubühne als Schauspieler (ja selbst in weiblichen Rollen) und als Sänger, im Cirkus Maximus aber als Wagenlenker aufzutreten. Dieser abenteuerliche Einfall des Kaisers, persönlich für die Unterhaltung seines Volkes sich zu bemühen, machte ihn im Gegensatze zu den entrüsteten Elementen der oberen Stände bei den Massen durchaus populär. Diese konnten wohl ab und zu, wie bei Octavias Katastrophe, in zornige Aufwallung gerathen. Aber im Ganzen hielten sie bis über seinen Untergang hinaus fest an Nero, der ihnen an öffentlichen Gastmahlen und festlichen Spielen auch sonst

Alles bot, was ihre kühnste Phantasie nur immer begehren konnte. Nero überbot alle seine Vorgänger durch die Pracht und die Ausstattung seiner „Spiele". Namentlich gab die neue Manier, diese Festlichkeiten auch bei Nacht fortzusetzen, den erwünschten Anlaß, durch eine wahrhaft feenhafte Beleuchtung den Reiz dieser Schauspiele zu erhöhen. Die verwöhnten Zuschauer fingen nun bereits an, auch noch Bewirthung und Geschenke aller Art zu erwarten. Bei seiner Begeisterung für das Treiben des Cirkus war Nero, wie einst Gajus, mit besonderer Vorliebe der „grünen" Faktion zugethan. Auch die Spiele des Amphitheaters, die sonst nicht zu seinen persönlichen Liebhabereien gehörten, erhielten durch ihn neue und glänzende Ausstattungen; namentlich trieb er bei den Thierhetzen ungemeinen Luxus mit Thieren der seltensten Art, und bei der Gladiatur in Sachen kostbarer Bewaffnung der Fechter, deren Rüstungen unter Anderem mit Bernstein ausgelegt wurden. Dagegen war es dieser Kaiser, welcher die Kampfspiele der griechischen Athleten wenigstens für seine Epoche zu gleichem Ansehen mit den römischen nationalen Liebhabereien erhob.

Kam auf diesem Gebiet das Volk dem Fürsten nur allzu bereitwillig entgegen, so war auch sonst der unerhörte Luxus dieses Kaisers nur ein Erzeugniß der Sinnesweise seines Zeitalters. Doch soll ihm die Schuld nicht verkürzt werden, daß sein und seines Hofes Vorgang nach dieser Richtung wieder in allen Stücken antreibend und steigernd gewirkt hat. Luxus und raffinirte Verschwendung, wie wir sie in dem Leben der Römer bereits wiederholt kennen gelernt haben, erreichten wahrscheinlich in dieser Zeit ihren Höhepunkt. In erster Reihe der Tafelluxus. Freilich dürfen wir nicht nach einzelnen Erscheinungen die gesammte Zeit färben, dürfen auch nicht außer Acht lassen, daß die steigende Kultur und der überaus lebhafte Handelsverkehr alle möglichen fremden Speisen und Getränke nach Rom führte. Es würde nicht schwer fallen, für unsere eigene Zeit das Bild eines Menschen zu entwerfen, der sich mit Weizen aus Odessa, mit Schinken aus Westfalen, Austern aus Colchester oder Holstein, Rum aus Curaçao, Kaffee aus Brasilien gütlich thut, und dabei doch nur ein einfacher Matrose oder Hafenarbeiter in Hamburg oder Liverpool ist. Aber für Rom gilt in Sachen der Tafel die zum höchsten Raffinement entwickelte Kochkunst, und weiter die über alles Maß hinaus kostbare Ausstattung des Tafelgeräthes, nicht minder die Verwerthung der verschiedensten Künste zur Steigerung des Genusses bei Tische, als charakteristisch. Weiter aber hatte damals das Villenleben, die Kunst in der Anlage solcher prachtvoll eingerichteter Landhäuser auf den reizendsten Punkten Italiens, inmitten herrlicher Gärten, nicht minder der Aufwand bei den Reisen der Großen in Italien, und das Badeleben bald auf den beliebtesten Seeplätzen, wie Bajä oder Aedepsos, bald zu Sinuessa und Cutiliä, eine Ausdehnung gewonnen, wie es selbst in den letzten Zeiten der Republik noch unbekannt war. Nur nach Seiten der Anlage großartiger Thermen sollten hier noch weitere Fortschritte gemacht werden. In der

Privatarchitektur gewann der Gebrauch aller möglichen edlen Marmorarten ungeheure Ausdehnung; nicht minder die Kostbarkeit des Mobiliars. In entsprechender Weise war der Kleiderluxus gewaltig gestiegen, und mit demselben der massenhafte Gebrauch des Bernsteins, der Perlen und kostbarer Steine. In allen solchen Stücken standen nun Nero und Poppäa oben an, und wie wir schon bemerkten, Nero für seine Person auch auf dem Gebiete aller Gattungen natürlicher und unnatürlicher Wollust, wie sie damals in ausgedehnten Kreisen gerade der vornehmen römischen Gesellschaft, im engen Zusammenhange mit schlechter oder lässiger sittlicher Erziehung der Jugend, mit leichtfertigen und liebeleeren Ehen und frivolen Scheidungen, mit der Epidemie des Ehebruches und anderen Krebsschäden des Zeitalters, nur allzu schlimme Verbreitung gefunden hatten.



Eine römische Villa am Meeresufer. Pompejanische Wandmalerei.

Dieses wilde Genußleben des Kaisers und der Hauptstadt aber wurde im Jahre 64 jäh und schrecklich durch eine entsetzliche Katastrophe unterbrochen. Die regellose Art, in welcher die große Welthauptstadt nach der furchtbaren keltischen Zerstörung des 4. vorchristlichen Jahrhunderts wieder aufgebaut war, noch mehr aber die Höhe der Häuser, die Enge der Straßen, und die feuergefährliche Anlage ihrer Miethskasernen, deren obere Stockwerke gewöhnlich aus Holz oder schlechtem Fachwerk bestanden, machten trotz der trefflichen kaiserlichen Feuerwehr gefährliche Brände in Rom zu überaus häufigen Ereignissen. Jetzt aber brach über die üppige Residenz eine Zerstörung herein, wie keine seit den Schreckenstagen nach der Schlacht an der Alia. Am traditionellen Jahrestage des gallischen Brandes, in der Nacht vom 18. zum 19. Juli 64 entstand in der Nähe des Cirkus Maximus,

— da wo derselbe an den palatinischen und den cälischen Berg stieß — in den hier in Menge vorhandenen, großentheils mit Oel gefüllten, aus Holz erbauten Kaufmannsbuden eine schreckliche Feuersbrunst. Die Trockniß der heißen Sommerzeit und ein heftiger Wind steigerten die Wuth des Brandes, der schnell genug alle Gebäude am Cirkus und diesen selbst verzehrte, und nun in der XI. und XII. Region der ungeheuren Stadt (S. 64), in der Niederung, wo sich große Miethsquartiere befanden, unaufhaltsam um sich griff. Mit wachsender Schnelligkeit und Energie, die aller Lösch- und Rettungsversuche spottete, verbreiteten sich dann die Flammen über den Palatin, die Velia und den Esquilin; auf der Nordostseite konnte man erst in den Gärten des Mäcenas in der V. Region an der alten Servianischen Mauer das Feuer

Innere Ansicht des Tepidarium in den Thermen zu Pompeji.

bewältigen. Im Westen und Südwesten hatte der Brand, der hier das Velabrum, den Rindermarkt und den Aventin überfluthete, an dem Kapitolinischen Berge, an der Tiber und der Stadtmauer seine Grenze gefunden. Nach einem Kampfe von sieben Nächten und sechs Tagen glaubte man endlich des Unheils Meister zu sein. Da loderten die Flammen noch einmal im Nordwesten, in der Nähe des Marsfeldes auf. Die Bauten in den ämilischen Gärten (Eigenthum des Tigellinus), und nun namentlich die VII. und IX. Region, am nordwestlichen Abhange des Kapitols und des Quirinals wurden in drei neuen Schreckenstagen, mit Ausnahme der mächtigen Steinbauten der öffentlichen Gebäude, fast gänzlich vernichtet.

Es war ein ungeheures Unglück. Mochte immerhin der kolossale Brand auf den Höhen mit ihren solideren Bauwerken und größeren offenen Räumen

minder verheerend gewirkt haben: in den Thälern zwischen den Hügeln und in den Niederungen war die Vernichtung möglichst vollständig. Der gesammte Kern des alten Rom, das unversehrte Kapitol ausgenommen, war so gut wie vernichtet. Von den 14 Regionen der Weltstadt waren nur vier auf den Außentheilen gänzlich verschont geblieben, die I. im Südosten, die V. und VI. im Osten und Nordosten, und die XIV. jenseits des Flusses. Von den übrigen lagen drei (XI., X. und III.), vom Cirkus bis zum Südabhange des Esquilin, gänzlich in Asche, und die andern hatten ebenfalls mehr oder minder erheblich gelitten.

Die Verluste an Menschenleben, an Eigenthum, an Alterthümern waren jedenfalls ganz außerordentlich. Wir vernehmen, daß namentlich auf und an dem Palatin zugleich mit der Burg der Cäsaren und dem Prachttempel des Apollon auch die ältesten Denkmäler der Königszeit untergingen; dasselbe Schicksal hatten auch die übrigen Monumente aus jener altersgrauen Vergangenheit der Nation in andern Theilen der Altstadt getroffen. Mit ihnen waren viele der edelsten Werke der griechischen Kunst, wie der griechischen Poesie und Wissenschaft, die im Laufe der Jahrhunderte ihren Weg nach der Tiber gefunden hatten, für immer zu Grunde gegangen. Unmittelbar aber wurde die schreckliche Noth des Volkes am tiefsten und schmerzlichsten empfunden. Und nun machte Nero die für ihn höchst bedenkliche Erfahrung, daß die Stimmen immer lauter wurden, die das ungeheure Unglück unmittelbar auf ihn zurückführten, ihn persönlich als frevelhaften Brandstifter anklagten.

Die Forschung der Gegenwart hat die Frage wiederholt geprüft, ob wir wirklich ein Recht haben, auch mit diesem ungeheuren Frevel die ohnehin schon entsetzliche Schuldrechnung Neros zu belasten. Der Streit ist noch nicht endgültig ausgefochten; indessen schließen auch wir uns den Forschern an, die es für höchst wahrscheinlich erklären, daß der Kaiser von dieser Schuld freizusprechen sein wird. Es ist sehr möglich, daß irgend eine frühere frivole Aeußerung, wie Nero sie liebte, der verzweifelnden Menge, die rachgierig nach Schuldigen suchte, den Anstoß gab, den Kaiser des schauderhaften Planes zu bezichtigen, die alte häßliche Stadt niederzubrennen, um sie nach seinem Geschmack neu zu erbauen. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß die Führer der ausgebreiteten Verschwörung, die sich damals gegen des Kaisers Leben vorbereitete, die entsetzliche Anklage unter das Volk warfen, um dasselbe gegen Nero zu erbittern. Sicher ist nur, daß aus den überlieferten Nachrichten ein Beweis für Neros Schuld durchaus nicht geführt werden kann; dieselbe ist vielmehr in hohem Grade unwahrscheinlich.

Es ist indessen in dieser Sache dem Nero damals und namentlich bei der Nachwelt nicht anders gegangen, als seiner Zeit dem Tiberius nach dem Tode des Germanicus. Die unheimlichen Gerüchte waren nicht auszurotten, obwohl der Kaiser, der zur Zeit des Ausbruches der Feuersbrunst sich in Antium befunden hatte, nach seiner Rückkehr Alles aufgeboten hat, das Feuer

zu bewältigen, und nach Erlöschen des Brandes mit ungeheurem Eifer und vieler Einsicht alle möglichen Maßregeln traf, um die schreckliche Noth der abgebrannten Bevölkerung einigermaßen zu lindern. Es gelang auch nicht, das Volk zu überzeugen, daß die Brandstifter unter der orientalischen Bevölkerung der Residenz zu suchen seien. Daß die römische Polizei ihren Verdacht namentlich auf die Juden warf, war in einem Moment begreiflich, wo — wie wir demnächst sehen werden — der Ausbruch eines blutigen Krieges in Jerusalem sich ersichtlich vorbereitete. Welche Motive es aber im Einzelnen ermöglicht haben, bei der polizeilichen Untersuchung und Aburtheilung die Schuld den Mitgliedern der stillen christlichen Gemeinde in Rom zuzuwälzen, bleibt streitig und unaufgeklärt. Sicher ist nur, — und noch heute ist es ein grandioses Motiv moderner Malerei —, daß Nero nach der entsetzlichen römischen Praxis dieses Zeitalters die Hinrichtung dieser angeblichen Verbrecher zu einem Schauspiel für die grausame Lust der Massen machte. Die entsetzliche Scene der „lebendigen Fackeln", welche ein circensisches Spiel beleuchteten, gehört für uns zu den schauerlichsten Momenten dieser Zeit des Grauens. Diesmal erregte ihr Schicksal bei der Stimmung der Menge ausnahmsweise selbst das Mitleid der abgehärteten Römer.

Dagegen konnten selbst die erbittertsten Gegner des Kaisers nicht bestreiten, daß seine Maßregeln zum Wiederaufbau der Stadt ausgezeichnet tüchtig waren. Nero besaß zwei wirklich geniale Architekten, Severus und Celer, welche schon sonst ihre Kunst und technische Tüchtigkeit in seinen Diensten vielfach bewährt, und ihm außer vielen anderen Anlagen namentlich auch in imposanten Bogenbauten die hochgelegene Aqua Claudia nach dem Cälius und Aventin geführt hatten. Diese Baumeister mußten zunächst einen festen und umfassenden Plan entwerfen, in Folge dessen die Hauptstadt nunmehr eine der schönsten und feuersichersten Städte der alten Welt werden sollte. Das Areal der Stadt wurde bedeutend erweitert, die neuen regelmäßigen Straßen sehr verbreitert, die Störungen des Verkehrs beseitigt. Der Brandschutt wurde auf kaiserliche Kosten rasch in der Art entfernt, daß alle Getreideschiffe, die in Rom ihre Ladung gelöscht hatten, denselben aufnahmen und nach den Sümpfen bei Ostia brachten. Der Neubau wurde mit großer Energie und Raschheit betrieben, Baulustige von Staatswegen unterstützt. Die neuen Häuser durften die Höhe von 60 Fuß nicht überschreiten, und mußten in den unteren Stockwerken aus Peperin, ohne Holzverbindung, aufgeführt werden. Diente die Errichtung starker Brandmauern zwischen den einzelnen Wohnungen und eine neue Regulirung der Wasservertheilung zu wesentlicher Minderung künftiger Feuergefahr, so sollte auch die Schönheit der Häuser durch Anlage von Säulenhallen auf der Straßenseite, deren Kosten der Kaiser trug, erheblich gefördert werden.

Dabei pflegte Nero jedoch auch seine persönlichen Interessen in erstaunlicher Weise. Wie bei seinen Plänen in dieser Richtung alles auf das Neue und Ungewöhnliche gerichtet war, so nahm er bei dem Neubau einen erheb-

lichen Theil des alten Stadtbodens zur Anlage eines neuen Palastes mit einem prachtvollen Park in Anspruch. Dieser Raum dehnte sich vom Palatin bis weit hinauf nach den Höhen des Cälius und des Esquilinus und der Gärten des Mäcenas aus. Das berühmte Hauptgebäude, Neros „Goldenes Haus", auf der nach Südwest gewandten Höhe des Esquilin errichtet und mit einer Säulenhalle von 1478,70 Meter Länge umgeben, übertraf durch die Kostbarkeit des dabei verwandten Materials alles bis dahin Bekannte. Dazu soll die malerische Dekoration der inneren Räume überaus reich gewesen sein. Vor der Fronte des goldenen Hauses stand der von Zenodoros gearbeitete, 110 Fuß hohe Koloß des Kaisers.

Die Kosten des Neubaues der Stadt Rom und der Herstellung dieses Palastes müssen außerordentlich groß gewesen sein; sie irgend annähernd zu berechnen, ist nicht mehr möglich. Wohl aber erkennen wir, daß dieselben in Verbindung mit der furchtbar verschwenderischen Art, in welcher Nero sich vorher wie nachher gefallen hat, zwei sehr schlimme Folgen nach sich gezogen haben. Während der ersten, besseren Zeit seiner Regierung waren auch die Finanzen in guter Ordnung gewesen; auch davon abgesehen, daß Kaiser Claudius im Stande gewesen war, einen ansehnlichen Schatz seinem Nachfolger zu hinterlassen. Wiederholt hatte Nero dem senatorischen Aerar aus dem Fiscus sehr erhebliche Zuschüsse zufließen lassen können. Und bei der geschäftlichen, durch konstitutionelle Schwierigkeiten wiederholt gesteigerten, Unbeholfenheit der meisten jungen senatorischen Quästoren, — (wie sie Kaiser Claudius im Jahre 44 mit dreijähriger Amtsdauer anstatt der durch Augustus vorgeschriebenen zwei Prätoren über das Aerar gesetzt hatte,) — galt es als eine entschiedene Verbesserung, daß die kaiserliche Regierung im Jahre 56 sich entschloß, die Oberaufsicht über die Verwaltung des Aerars nunmehr an zwei Präfekten zu verleihen, welche mit wahrscheinlich dreijähriger Amtsdauer nicht mehr vom Senat, sondern durch den Princeps aus der Zahl der Prätorier ernannt wurden. Mittelbar und thatsächlich aber hatte damit zugleich das Principat in Sachen der Finanzwirthschaft eine neue Eroberung gemacht. Die gute Lage der römischen Finanzen erfuhr aber sehr fühlbare Erschütterungen, seit Nero nicht mehr durch Burrus und Seneca bestimmt wurde, und seinen über alles Maß hinaus verschwenderischen Neigungen ungestört sich hingeben konnte. Mochte immerhin das Reich sich damals wieder eines großen Wohlstandes erfreuen, der für die zu wahrhaft staunenswerther neuer Blüthe mit 500 Städten gediehene Provinz Asia damals ausdrücklich bezeugt wird; mochten immerhin die kurzen Kriege in Britannien und Armenien leicht ertragen werden können: die Art, wie Nero im Bauwesen, in öffentlichen Lustbarkeiten, in der Ueppigkeit seines Privatlebens, im Würfelspiel, als Kunstenthusiast, und in freigebiger Laune das Geld geradezu wegwarf, mußte im Verein mit der Habgier mächtiger Hofbeamten und Minister die unter Claudius gesammelten Baarbestände rasch verzehren und es dem ungewöhnlich tüchtigen Finanzminister Claudius Etrus-

cus schwer genug machen, Ausgaben und Einnahmen im Gleichgewicht zu erhalten. Wird doch allein die Summe der unter dieser Regierung für Freunde und Anhänger verausgabten Gelder auf 2200 Millionen Sesterzen oder 478,696,200 Mark angegeben. Und auch nach dem Brande der Hauptstadt und während der kostspieligen Bauten, die sich daran knüpften, setzte sich dieses System fort. Für diese spätere Zeit war namentlich der Aufwand ungemein bedeutend, der durch die Huldigungsreise und den Aufenthalt des armenischen Königs Tiridates (S. 224) in dem römischen Reiche veranlaßt worden ist. Tiridates nämlich erschien endlich im Spätjahre 65 mit einem Gefolge von nahezu 3000 Personen am Eufrat bei Corbulo, der ihn nun durch ein starkes bewaffnetes Ehrengeleite durch Asien führen ließ. Ueberall gastlich, ja festlich aufgenommen, und mit offenbar sehr imponirenden Eindrücken von der Macht der Römer erfüllt, wurde der asiatische Fürst in Neapel, in Puteoli, dann in Rom von Nero in der liebenswürdigsten und freundschaftlichsten Weise aufgenommen. Die Belehnung mit der armenischen Krone fand (66) auf dem Forum statt in Gegenwart des Senats, der Garde und einer ungeheuren Volksmenge, und daran knüpften sich überaus prachtvolle Feste; schließlich gewährte der Kaiser dem neuen Vasallen die Erlaubniß, die Residenz Artaxata (S. 222) wieder aufzubauen, die nun „Neronia" genannt wurde, und machte ihm auch persönlich ungeheure Geschenke. Der neunmonatliche Aufenthalt des parthischen Prinzen kostete den römischen Staat vielleicht mehr als 400 Millionen Sesterzen oder über 87 Millionen Mark. Doch mag man zugeben, daß diese Ausgabe wenigstens gut angelegt war, da sie wahrscheinlich dazu mitgewirkt hat, daß seit dieser Zeit auf der Ostgrenze des Reiches der Friede nahezu 50 Jahre lang erhalten blieb.

Gute Finanzverwaltung, gesteigerter Gewinn durch die Einfuhrzölle bei dem blühenden Verkehr, starke Ausbeutung der fiscalischen Domänen mit Einschluß von Aegypten und der Goldbergwerke, Heimfall großer Testamente, und weiter das schändliche Mittel ausgedehnter Konfiskationen bei den namentlich in Neros letzten Jahren sich häufenden Hinrichtungen, mochten immerhin nothdürftig das Gleichgewicht zwischen Ausgabe und Einnahme erhalten. Aber die riesigen Kosten der römischen Neubauten konnten durch die gewöhnlichen Mittel nicht bestritten werden. Nero schritt vielmehr zu dem Ausweg, für die Herstellung der Residenz und seines Palastes außerordentliche Leistungen von Italien und dem Reiche zu fordern. Wurde jetzt auch in Rom selbst das Tempelgut nicht geschont, so sahen sich die Gemeinden des Reiches und die verbündeten Völker zu erheblichen Zahlungen genöthigt, die formell als freie Geschenke gelten sollten. Nur Gallien wurde geschont; die (so scheint es) hier aufgebrachten (S. 241) vier Millionen Sesterzen nahm der Kaiser nicht an, sondern bestimmte sie als Beitrag zu den Kosten für die Wiederherstellung von Lyon. Dagegen wurden außer anderen namentlich Achaja und Asia stark herangezogen; diese speziell, um aus ihrer ungeheuren Masse edler Kunstwerke neuen Schmuck für die Residenz zu holen. Doch

nahm man dabei keinen Anstand, kostbare Weihegeschenke und Götterbilder aus edlem Metall in Münzen zu verwandeln.

Dazu aber trat unter dieser Regierung eine neue überaus bedenkliche Praxis, die allmählich die schlimmsten Folgen nach sich gezogen hat, nämlich die beginnende Verschlechterung der Silbermünze. Bis auf die schlimmeren Jahre des Kaisers Nero hatten die kaiserlichen Münzstätten die Gold- und Silbermünzen ebenso ehrlich als verständig stets vollwichtig ausgeprägt. Bis auf Nero war daher das Silber so gut Werthmünze geblieben, wie das Gold. Jetzt änderte sich das. Den ersten Anstoß gab jedoch anscheinend nicht sogleich eine finanzielle Verlegenheit, sondern ein anderes Motiv, nämlich der immer bemerkbarer hervortretende, ungeheure Abfluß des Silbers nach Ostasien. Unter den Einwirkungen des gewaltigen Handelsverkehrs mit dem innern Orient und dem immer höher sich steigernden Luxus der Römer nämlich gewann der Verbrauch der Schätze und Luxuswaaren des fernsten asiatischen Ostens ganz erstaunliche Dimensionen. Wie römische Kaufleute und römisches Silbergeld, der allbeliebte Denar, unter dem imponirenden Schutze der römischen Reichsmacht weit nach dem deutschen Norden vordrangen, wie überhaupt in diesem Zeitalter der römische Land- und Seehandel nach allen Seiten hin die großartigste Ausdehnung gewonnen hatte, so waren auch nach dem fernsten Orient hin zwei Hauptlinien eröffnet worden. Einerseits nach dem „Sererland", um chinesische Waaren zu gewinnen. Karawanen, die den Seidenhandel betrieben, gingen über Balkh nach Badachschan, erreichten den sogenannten „steinernen Thurm" (den Hauptplatz der Landschaft Sarikol, Taschkurgan), kamen dann nach „Issedon" (Yarkand oder Kaschgar) und gewannen endlich die „serische Hauptstadt", vielleicht das heutige Tschhangngonhan in Schensi oder das damalige Hianjang. Andererseits nach Indien. Die Vereinigung Aegyptens mit dem römischen Reiche hatte den alten Verkehr mit dem südöstlichen Asien, wie ihn seiner Zeit die Ptolemäer eröffnet, neu belebt. Die Fahrt der römischen und griechischen Kaufleute ging von Alexandria aus den Nil aufwärts bis Koptos. Hier wurden die Waarenballen auf Kameele geladen, und die Karawanen gingen theils nordöstlich nach Myoshormos, theils nach der sehr belebten Seestadt Berenike südöstlich. Von diesen Häfen aus gingen dann ganze Flotten von Kauffahrern durch das Rothe Meer nach den indischen Gewässern. Nicht nur die indische Westküste, sondern auch die Insel Ceylon, von der aus unter Claudius eine Gesandtschaft nach Rom gelangte, gehörte zum Bereich einer Indienfahrt, die vom Delta aus in der Regel binnen 6 oder 7 Monaten vollendet wurde, während ein anderer Zug der Handelsreisenden noch weiter am Nil und am Rothen Meere hinauf Aethiopien und Südarabien besuchte. Die Insel Sokotora (Dioskorides) war von einem Gemisch arabischer, indischer und griechischer Handelsleute bewohnt. Gediehen als Hauptemporien für den orientalischen Verkehr Alexandria und Puteoli in ganz erstaunlicher Weise, so wurden aber nun

durch den indisch-chinesischen Handel enorme Summen von Silber mit bedenklicher Regelmäßigkeit aus dem Reiche herausgezogen. Plinius berechnete den Ankaufspreis der orientalischen Luxuswaaren, der chinesischen Seidenstoffe, der indischen Edelsteine, Farbewaaren und anderer Gegenstände des Luxus, wie der arabischen Spezereien und Wohlgerüche, auf jährlich etwa 100 Millionen Sesterzen oder 21,752,100 Mark. Während dagegen nur die italischen Weine bis nach Indien verführt wurden, gingen die nach Ostasien abströmenden Silbermassen dem Reiche in der Regel so gut wie ganz und für immer verloren. Dieselben wurden im Orient, namentlich in China und Indien, theils aufgespeichert, theils zu ganz unproduktiven Anlagen verwendet. Die indischen Fürsten nämlich ließen dieses feine römische Silber mit wachsender Vorliebe einschmelzen und bald zur Bedachung ihrer Pavillons, Baldachine und Verandas, bald zur Herstellung silberner Löwen, Tiger, Elefanten, eines seltsamen Schmuckes ihrer Herrensitze, verwenden.

Unter Nero kam man nun in Rom, seit 60 n. Chr., zuerst auf den verfehlten und erfolglosen Versuch, durch eine stärkere Legirung, also durch minderwerthige Ausprägung der Denare dieser Abströmung des Silbers Schranken zu ziehen. Der ursprüngliche Zweck wurde damit nicht erreicht; wohl aber wurde durch dieses Verfahren bei Beibehaltung des Nominalwerthes ein höchst gefährlicher Weg betreten, es wurde die Silbermünze zur Creditmünze herabgedrückt, und wider das alte System des Augustus die Betheiligung der Kaiser an der Ausgabe von Creditmünze ermöglicht. Seit dieser Zeit hatte das Principat für Momente der Geldnoth ein ebenso verführerisches wie gefahrvolles Auskunftsmittel zur Hand.

Wir werden später sehen, zu welchen schauerlichen Folgen das neue System nachmals geführt hat. Die Geldnoth aber unter Nero seit dem Brande hat zunächst es dahin gebracht, daß nunmehr in der römischen Welt faktisch das Silbergeld in analoger Weise dem Golde gegenüber zur Scheidemünze wurde, wie sich dieser Prozeß früher dem Silber gegenüber aus andern Motiven mit dem Kupfergelde vollzogen hatte. Nero verringerte nun weiter seinerseits, ohne den Nominalwerth zu verändern, das Gewicht des Denars von $^1/_{84}$ auf $^1/_{96}$ Pfund (von 3,90 auf 3,41 Gramm), und suchte am Silber bereits durch eine so starke Legirung mit Billon (5 Procent und mehr) zu sparen, daß der Silberwerth desselben von 68 bis auf 51 R.-Pfennige sank. Wenn früher 25 Silberdenare vollauf denselben wirklichen Werth wie ein Aureus dargestellt hatten, so erreichten sie jetzt denselben noch bei Weitem nicht. Alle größeren Zahlungen mußten, streng genommen, wenn der Empfänger nicht benachtheiligt werden sollte, von nun an in Gold geleistet werden. Im Kleinverkehr, und so lange überhaupt der Credit des Reiches noch unerschüttert war, wurde einstweilen das Zurückstehen des Metallwerthes der Denare hinter deren Münzwerth noch nicht empfunden.

Damit dominirte denn im römischen Reiche die reine Goldwährung. Aber seit 60 n. Chr. hat Nero, wohl gleichzeitig mit der veränderten Aus-

münzung des Denars, auch den Aureus erheblich niedriger als bisher üblich ausgebracht. Bis dahin wog auch noch unter ihm das Goldstück 7,80 Gramm, aber seit dieser Zeit geht das Gewicht bis auf 7,28, ja bis auf 7,4 Gr. herab, ohne daß jedoch der Münzfuß bereits verändert wurde. Der in dieser Weise verringerte Aureus hatte nur noch den Werth von 20 Mark und 70 Pf. Es gelang den folgenden Kaisern nicht mehr, zu der alten Höhe zurückzukehren. Denn die Zeit war nahe, wo die finanzielle Ordnung des Reiches, welche Nero durch seine unerhörte Verschwendung so schwer gefährdet, auch durch gewaltige dynastische Kämpfe und auswärtige Kriege auf das tiefste erschüttert werden sollte.

Es versteht sich von selbst, daß dem System des Nero namentlich seit dem Ableben des Burrus eine sehr bestimmte Opposition gegenüberstand, welcher dieser Princeps schließlich erlegen ist. Zu suchen haben wir dieselbe aber weder bei den Massen des römischen Volkes, und noch weniger bei denen der Provinzialen; bei diesen ist Nero der Hauptsache nach doch immer populär geblieben. Wir finden sie vielmehr, und zwar aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt, im Wesentlichen beschränkt auf die großen aristokratischen Kreise der römischen und romanischen Welt und deren Anhang. Die systematische Opposition, die nach wie vor nur wenig praktischen Gebrauch von den ihr noch immer zu Gebote stehenden Mitteln machte, ist dem Kaiser unmittelbar nur wenig gefährlich geworden. Während sie sehr wesentlich die Litteratur beherrschte, und damit bis auf unsere Tage sehr entschieden das Urtheil über die spätere Geschichte der Republik, wie über den politischen Werth oder Unwerth der verschiedenen Kaiser nach ihrem Ableben bestimmt hat, war sie insofern mit Unfruchtbarkeit geschlagen, als ihre Ideale lediglich in der Vergangenheit lagen. Wer noch immer das Principat nur zwangsweise und nur als ein zufälliges, womöglich bei erster Gelegenheit wieder abzuschüttelndes Institut anerkannte; wer voller Sehnsucht nur nach der Zeit der im goldenen Schimmer leuchtenden Republik zurückblickte, und über den Kultus wie des Cato von Utica, so aller Einrichtungen der Alten, nicht hinauszukommen vermochte, der kam leicht von selbst dahin, auf eine kräftige Mitwirkung am Staatsleben der Gegenwart zu verzichten und sich einer sehr bitteren Resignation oder unfruchtbarer Kritik zu ergeben. Weit praktischer waren dagegen jene, welche das System der Dyarchie zur Wahrheit zu machen, aber das Schwergewicht in den Senat zu legen suchten. Und für die gespannte Lage und die politische Unsicherheit des Principats charakteristisch war es endlich, daß es zu keiner Zeit an aristokratischen Verschwörern gefehlt hat, welche den gerade regierenden Princeps nicht mochten, und sich selbst an die Stelle desselben zu setzen gedachten.

Die Zeit des Nero zeigt uns alle diese Erscheinungen in vollster Schärfe. Es war bis zum Tode des Burrus und zum Rücktritt des Seneca in ganz anderer Weise, als zeitweise unter Claudius, für eine Reihe von Jahren

gelungen, dem Senat einen sehr bedeutenden Einfluß zu verschaffen. Als das nachher wieder aufhörte; als das Principat des Nero seine wilden und unheimlichen Züge zu entfalten anfing; als der persönlich mit schwerer Blutschuld belastete und schlimm berathene Kaiser nach den verschiedensten Richtungen hin ein schlimmes Regiment führte: da machten sich auch die anderen Formen der Opposition sehr bestimmt geltend. Am wenigsten wirksam war ihrer Natur nach die Opposition einer Reihe von Männern senatorischen Ranges dieser Zeit, die wegen ihrer sittlichen Reinheit und hohen persönlichen Ehrenhaftigkeit den Zeitgenossen und der Nachwelt besonders werth gewesen sind. Persönlichkeiten wie der edle P. Fannius Thrasea Pätus von Patavium, wie sein altrepublikanisch gesinnter Schwiegersohn Helvidius Priscus, und viele andere ihrer Freunde und Freundinnen, gewöhnlich Schüler und Vertreter der Stoa, haben indeß in dieser wüsten Zeit wenigstens Eines erreicht: was auch die Schwäche ihrer politischen Stellung sein mochte, sie repräsentirten doch eine sittliche Opposition, die allmählich dem Kaiser und seinem wüsten Hofe schon durch ihr Dasein überaus unbequem geworden ist.

Daneben aber sammelte sich in der Residenz eine andere Gruppe, die sehr ernsthaft auf den Sturz des letzten Juliers ausging und dem Reiche ein anderes Haupt zu geben wünschte. Hochstehende Männer von altem Adel, unzufriedene Offiziere und Beamte, Damen der Demi-Monde, und verschiedene Leute, die aus persönlichen Motiven mit Nero zerfallen waren. Die Verschwörung gegen Neros Leben, die für das Jahr 65 epochemachend geworden ist, war darauf berechnet, den sonst mit Nero befreundeten Gajus Calpurnius Piso, einen Mann aus altem Adel, zum Princeps zu erheben. Ob die Römer durch den Sieg dieses schönen und glänzenden Mannes, der bei großer Liebenswürdigkeit und manchen schätzbaren Eigenschaften, bei fürstlicher Freigebigkeit und bedeutender Redegabe, sich doch nicht sehr weit von der eleganten Corruption seiner Standesgenossen entfernte, viel gewonnen haben würden, steht dahin. Historisch bedeutsam ist aber dieses Complott vor anderen dieser Zeit nach mehreren Richtungen. Einerseits hatte dasselbe neben vielen andern Männern bürgerlichen Standes, unter denen Senecas Neffe, der Dichter Lucanus (S. 231), — früher mit Nero befreundet, später aus Motiven dichterischer Eifersucht sein eifriger Gegner geworden, — der namhafteste war, sich auch auf die Garde ausgedehnt. Eifersucht auf die Uebermacht des Tigellinus führte den Fänius Rufus und verschiedene seiner Offiziere, in die Reihen der Verschworenen. Andererseits zeigt aber der Verlauf dieser Verschwörung die moralische Nichtigkeit der meisten dieser Männer in einem sehr traurigen Lichte. Als sie durch den Freigelassenen eines der Verschworenen verrathen waren, zeigten nicht wenige der Verhafteten eine klägliche Neigung, durch Verrath ihrer Genossen sich selbst zu retten. Fänius Rufus zumal entwickelte, so lange er noch nicht entlarvt war, als Untersuchungsrichter einen verächtlichen Eifer gegen seine bisherigen Mitverschworenen, bis auch ihn sein Schicksal erreichte.

Nero, der sich auf das Schwerste bedroht sah, säumte nicht, die Lebensgefahr, in der er geschwebt hatte, durch zahlreiche, meist summarisch verfügte Bluturtheile zu rächen. Der Untergang aber der Verschworenen (im April 65) zog nun auch den des alten Seneca nach sich. Es ist eine vielbestrittene und mit Sicherheit gar nicht zu entscheidende Frage, ob der alte Staatsmann in seinem Groll über das wüste Regime der Poppäa und des Tigellinus und die Entartung seines kaiserlichen Schülers in der That in irgend welche bestimmte Beziehungen zu mehreren der Verschworenen getreten ist. Für Nero und wahrscheinlich noch mehr für die blutigen Dämonen an seiner Seite war kein Zweifel, daß die Gelegenheit zu benutzen sei, um den noch immer mit Scheu betrachteten alten Politiker mit seinem enormen Vermögen jetzt ein für allemal unschädlich zu machen. Eine juristisch jedenfalls überaus schwache Spur einer Verbindung zwischen Piso und Seneca wurde daher zur Handhabe genommen, um den alten Staatsmann zum Selbstmord zu zwingen, den der Greis nach einer damals üblichen Praxis durch Oeffnung der Adern vollzog. Seine Gattin Paulina, die mit ihm zu sterben sich entschlossen hatte, wurde auf des Kaisers Befehl am Leben erhalten. Auch scheint ihr Nero wenigstens einen Theil des großen Vermögens ihres Gatten gelassen zu haben, welches die Höhe von 300 Millionen Sesterzen (65,256,300 Mk.) erreicht haben soll und nun der Konfiskation verfiel.

Während nun auf der einen Seite Kaiser Nero die Garde, die in ihrer großen Masse doch treu zu ihm gehalten hatte, überreich belohnte, und namentlich jedem Mann 2000 Sesterzen (435 Mark) schenkte, und diesem Corps für die Zukunft auch (S. 107) freie Naturalverpflegung gewährte, gewann bei der neu erwachten Besorgniß des Kaisers um seine Sicherheit, und unter Mitwirkung der Blutgier des Tigellinus, sein Regiment einen immer blutigeren Charakter. Wie der Entdeckung der pisonischen Verschwörung noch manche Verbannungen folgten, so wurden Hinrichtungen Verhafteter oder Verdächtiger immer häufiger, oft genug mit Konfiskationen verbunden. Dabei tritt uns immer charakteristischer für diese Zeit die Entschlossenheit entgegen, mit welcher diese Opfer der Blutgier des Nero, unter dessen Herrschaft die Erscheinung ihren Höhepunkt erreichte, sich selbst den Tod gaben. Die edelsten Naturen, wie Männer gemeineren Charakters, zeigen nach dieser Seite hin noch immer die alte, ohnehin durch die blutige Gladiatur stets an Mordscenen geschulte, und gegen Blut abgehärtete Kraft römischen Wesens. Dazu trat aber, daß die Philosophie des Zeitalters, namentlich die der Stoa mit ihrem Fatalismus und ihrer Todesverachtung, mit höchster Bestimmtheit den Tod als die Befreiung von allem Uebel feierte, und mit allen Blumen der Rhetorik die Möglichkeit schmückte, durch freiwillige That nach eigener Wahl aus der Welt scheiden zu können. Die gebildete Gesellschaft der römischen Welt fand in dem Selbstmord durchaus nichts Tadelnswerthes, und dem Beispiel Catos folgte man um so lieber, weil man im Falle solcher Katastrophe sich die Aussicht gewann, persönlich einer Hinrichtung zu entgehen und unter Um-

ständen der Familie das Vermögen oder doch einen Theil desselben zu erhalten. Einen Namen aber wie Cato gewannen in dieser Zeit zwei Männer vom edelsten Rufe, die Nero im J. 66 zur Zeit der Anwesenheit des Tiridates aus dem Wege räumte, weil selbst ihre sittliche Opposition ihm allmählich unerträglich wurde. Es waren jener treffliche Thrasea Pätus und der gewesene Proconsul in Asia, Barea Soranus, der seiner Zeit den Uebergriffen der kaiserlichen Kommissarien nach dem Brande der Hauptstadt vielfach Einhalt gethan hatte. Den letzten pragmatischen Zusammenhang des gegen diese Männer veranlaßten Verfahrens kennen wir nicht näher. Wir wissen nur, daß im Senat auf Betrieb mehrerer in Neros Sinne auftretender Ankläger ein Todesurtheil erzielt wurde, dessen Vollziehung sie (speziell ist es allerdings nur von Thrasea überliefert) mit heiterem Heldenmuth durch freiwilligen Tod zuvorkamen. Zu den Motiven, welche den Kaiser immer mehr namentlich gegen den Thrasea erbittert hatten, gehörte auch sein stiller Protest, seine Abneigung, sich an den Beschlüssen des Senats zu betheiligen, als das hohe Haus auf Neros Betrieb die Konsekration der Poppäa beschloß. Auch diese Persönlichkeit war im J. 65, nicht gerade zum Bedauern der Zeitgenossen, aus der Reihe der Lebenden geschieden; ob in Folge einer Brutalität des Kaisers, steht dahin. Nero hatte ihr eine überaus prachtvolle Leichenfeier veranstaltet und ihre Vergötterung erzielt: beides Momente, an denen Thrasea in seiner stolz ablehnenden, würdevollen Haltung sich nicht betheiligen mochte. Dagegen ist des Kaisers geistreich liederlicher Freund Petronius (S. 232) kurz vor des Thrasea Ausgang durch Tigellinus' tückische Intriguen zum Selbstmord gedrängt worden.

Die wirklich wirksame Erhebung gegen das wüste Regiment des Nero ging nun nicht aus stadtrömischen Kreisen hervor, sondern bereitete sich in den westlichsten Theilen des Reiches zu einer Zeit vor, wo einerseits im fernsten Osten ein höchst bedenklicher religiös-politischer Aufstand ausgebrochen war, andrerseits aber der Kaiser im Dienste seiner immer maßloser entwickelten künstlerischen Liebhabereien sich auf altgriechischem Boden befand. Enthusiastischer Hellenismus, sowie großartige Schmeicheleien und direkte Einladungen der Griechen hatten ihn nämlich bestimmt, endlich einen alten Plan auszuführen und eine großartige Kunstreise nach der Provinz Achaja anzutreten. In der zweiten Hälfte des J. 66 war Nero mit einem starken Gefolge von Hofleuten, Gardetruppen unter Tigellinus, und Claqueurs über die Adria gezogen, um sich durch sein Auftreten als Kämpfer bei sämmtlichen, wider alle uralte Ordnung diesmal in Ein Jahr zusammengedrängten, griechischen Nationalspielen und bei den zahlreichen lokalen Festspielen der einzelnen griechischen Städte als Wettfahrer, Sänger und Schauspieler eine Masse solcher Trophäen zu holen, wie er sie liebte. Sein Zweck wurde nach dieser Richtung hin vollständig erreicht. Während ihm in Rom des Fänius Rufus Nachfolger Numpidius (oder Nymphidius) Sabinus als Gardepräfekt, und für die öffentlichen Angelegenheiten sein vertrauter Freigelassener Helios die

Ordnung in seinem Sinne sicherten, wurde Achaja der Schauplatz eines rauschenden Freudenlebens, wie dasselbe auf diesem Boden lange nicht gesehen worden war. Nur daß es nach Art Neros durchaus nicht an Scenen schmutziger und empörender Wollust, und eben so wenig an blutigen Thaten und an Kunstraübereien fehlte, welche wiederholt auf den trügerischen, heitern Glanz dieser Zeit festlichen Rausches finstere Schatten warfen. Wie viel an solchen Nachrichten später übertrieben oder auch erfunden sein mag, läßt sich schwer sicher bestimmen. Die unheilvollste That aber für das Wohl des Reiches, welche der Kaiser auf griechischem Boden gefrevelt hat, war es, daß er den ruhmgekrönten Feldherrn Domitius Corbulo, — der bei ihm, wir wissen nicht aus welchen Gründen, verdächtigt, aus Asien abberufen, und nach dem kaiserlichen Hoflager citirt worden war, — bei seiner Ankunft in Griechenland nöthigte, sich selbst den Tod zu geben; (zu Ende des J. 66 oder zu Anfang 67). Was dagegen die Hellenen angeht, so waren sie — Alles ins Auge gefaßt — mit Nero ebenso zufrieden, wie dieser mit ihnen. Geschmeidig und seit Alters in elegantem Servilismus geschult, wie sie damals erscheinen, versagten sie dem fürstlichen Künstler weder den erwarteten enthusiastischen Beifall, noch die von ihm erwarteten Ehrenauszeichnungen als Sieger. Und Nero war ihnen dafür überaus dankbar. Abgesehen von den Geschenken, die an die Kampfrichter, an einzelne Personen, und an verschiedene Heiligthümer ausgetheilt wurden, so nahm Nero während seines langen Aufenthaltes unter den Hellenen die Gelegenheit wahr, einen vielleicht schon früher gefaßten Plan zur Ausführung zu bringen. Er erklärte nämlich die Provinz Achaja für „frei". Thatsächlich bestand der größte Gewinn der Griechen darin, daß sie nunmehr keine römischen Reichssteuern mehr zu entrichten hatten; zur Entschädigung für die hieraus dem Aerar erwachsende Einbuße überwies der Kaiser die Provinz Sardinien (S. 83) wieder dem Senat. Staatsrechtlich wurde dagegen die Stellung der Griechen von Achaja anscheinend so geordnet, daß der von Mummius bis auf Augustus bestehende Zustand wieder eintrat und das aus der Verwaltungsform einer eigenen Provinz gelöste Gebiet nur unter die Oberaufsicht des makedonischen Statthalters kam. Griechen und Philhellenen dieses Zeitalters waren noch immer enthusiastisch genug, um über dieser neuen Freiheit Griechenlands die furchtbaren Züge des Princeps zu vergessen, der die Wege der alten Diadochen in Hellas betreten hatte. Sehr werthvoll hätte für Griechenland noch immer die Durchführung einer zweiten Wohlthat werden können, die Nero dem Lande zugedacht hatte, nämlich die Durchstechung des korinthischen Isthmos. Die Arbeiten an diesem wichtigen Werke, welche Nero im J. 67 persönlich eröffnet hatte, und durch die Prätorianer, wie durch zahlreiche Strafgefangene mit Eifer betreiben ließ, stießen indessen allmählich auf starke Terrainschwierigkeiten. Ihre Ueberwindung wurde dann nicht weiter versucht, weil inzwischen im Westen des Reiches die lange drohende Revolution ausbrach.

Wenn wir nun hören, daß gegen Ende des J. 67 aus Palästina eine

Schaar von 6000 jüdischen Kriegsgefangenen nach Griechenland geschickt wurde, um die Kanalarbeiten zu fördern, so bemerken wir hier eine der merkwürdigen Rückwirkungen des blutigen Krieges, der damals mit unerhörter Wuth im südlichen Syrien tobte. Die Zustände im Orient hatten sich, wie wir sahen, Dank der tüchtigen Leistungen Corbulos für die Römer sehr befriedigend gestaltet. Noch vor dem Abschluß der armenisch-parthischen Streitigkeiten sind auch die unmittelbaren Besitzungen des Reiches in Kleinasien noch einmal erweitert worden. Im Jahre 63 n. Chr. nämlich ist nach dem Ableben des Königs Polemo II. (letzter Nachfolger des Polemo I., der 8/7 v. Chr., und seiner Gattin Pythodoris, die als Regentin etwa 19 n. Chr. gestorben war,) dessen pontisches Gebiet als „Pontus Polemoniacus" dem Reiche einverleibt, und als prokuratorische Provinz zunächst mit Galatien verbunden worden. Seiner Zeit hatte im J. 41 Kaiser Claudius diesem Polemo die Herrschaft über das bosporanische Reich entzogen, welches einem Nachkommen des alten Mithradates zufiel, und ihn dafür durch das kilikische Fürstenthum Olbe entschädigt.

Dagegen hatten sich in Palästina, wo schon Kaiser Gajus die tiefste Erbitterung der Juden entzündete, sehr schlimme Zustände ausgebildet. Der mächtige Günstling der Römer, König Agrippa (S. 195), war im J. 44 gestorben, und nun hielt die Reichsregierung bei der Jugend seines Sohnes es nicht für angemessen, demselben die ganze Macht seines Vaters zu überlassen. Dieser Fürst, Herodes Agrippa II., auch Marcus Agrippa genannt, erhielt zunächst (48/9) nur seines Oheims alten Besitz, das Fürstenthum Chalkis, und mußte dasselbe im J. 53 wieder mit der Tetrarchie des Philippos (S. 194 fg.) vertauschen, jetzt mit dem königlichen Titel geschmückt. Nero hat ihm im J. 55 dann noch die Städte Tiberias und Tarichea in Galiläa und Julias in Peräa verliehen.

Während dieser Agrippa andauernd den Römern treu und gewärtig blieb, war die Stimmung der Juden in Palästina, die seit 44 n. Chr. nunmehr unmittelbar durch römische Prokuratoren verwaltet wurden, gegen die Fremdherrschaft überaus gereizt geworden. Auf diesem Punkte des Orients lebte ganz vorzugsweise eine tiefe nationale Abneigung gegen das römisch-griechische Wesen fort, die ihre rechte und nachhaltige Kraft und Leidenschaft aus der Religion zog, welcher namentlich die Massen des Volkes mit alter Treue und leidenschaftlicher Gluth ergeben waren. Und zwar hatten die feurigen und fanatischen Pharisäer gegenüber den aristokratischen Sadducäern unter den Massen immer mehr an Terrain gewonnen, und beherrschten auch das einflußreiche „Schriftgelehrtenthum" sehr bestimmt. Jeden Augenblick gab es Momente, wo aus religiösen Motiven heftige Konflikte zwischen Römern und Juden ausbrachen. Dazu trat nun, daß die römischen Prokuratoren, durch den Trotz und die Hartnäckigkeit des Volkes erbittert, immer mehr dahin kamen, ihr Amt mit Härte und ohne Schonung zu verwalten, und die schweren, den Juden aufgelegten Steuern rücksichtslos einzutreiben.

Aus diesen unaufhörlichen, für den Wohlstand des Volkes höchst schädlichen, Reibungen zwischen den Juden und den römischen Beamten erwuchs nun ein immer stärkerer Zuwachs für die revolutionären Elemente in Palästina. Neben den mehr theoretischen Gegnern der Römerherrschaft bildete sich allmählich die auf Abfall und rücksichtsloses Losschlagen zielende Partei der „Zeloten", die namentlich bei der fanatisirten, durch messianische Hoffnungen schwärmerisch aufgeregten, Landbevölkerung großen Anhang hatte, und für den Fall eines Aufstandes auf die vielen Banditen und Räuber namentlich der rauhen östlichen Striche des Landes zählen konnte. Die Sicherheit des Verkehrs war schon längere Zeit vor Ausbruch des Krieges auf dem Lande so gut wie aufgehoben. Und in den Städten arbeiteten die Sicarier, die wildeste Revolutionspartei, mit Hilfe ihrer Dolche erfolgreich gegen ihre Gegner. Politisch unfähige, mindestens der Lage nicht gewachsene, und raubgierige Prokuratoren, wie des Finanzministers Pallas Bruder Antonius Felix, der 52—60 zu Cäsarea residirte, vermochten der hoffnungslosen Verhältnisse nicht Meister zu werden. Endlich unter dem Prokurator Gessius Florus (seit 64/5 n. Chr.) kam es zum entscheidenden Bruche. Wie weit die Anklagen gegen dessen maßlose Härte, Grausamkeit und bodenlose Schlechtigkeit wirklich begründet sind, steht dahin. Genug, im J. 66 nahm die jüdische Frage einen akuten Charakter an. Die wüthende Rivalität zwischen den Juden und den Heiden um den herrschenden Einfluß bei der Verwaltung der Stadt Cäsarea, der schon zu blutigen Kämpfen geführt hatte, wurde von Rom aus zu Ungunsten der Juden entschieden. Erbitterte Klagen der Juden über Gessius Florus bei dem syrischen Legaten (S. 224) Cestius Gallus führten zu nichts. Der Legat kam zwar zum Passahfest des J. 66 nach Jerusalem, wo er eine Volkszählung vornahm, die eine runde Zahl von etwa drei Millionen jüdischer Bewohner des Landes ergab, sonst aber keine verständige oder genügende Entscheidung zu treffen vermochte. Als nun nicht lange nachher der Prokurator als Abschlagszahlung auf die schuldige Tributsumme von 40 Talenten sofort 17 Talente zu entrichten, und nöthigenfalls diese Summe dem Tempelschatze zu Jerusalem zu entnehmen befahl: da loderte die Wuth der Juden hoch auf. Noch einmal konnte Gessius Florus unter furchtbaren Gewaltthaten (16. Mai) seine Autorität in der jüdischen Hauptstadt zur Geltung bringen. Aber am folgenden Tage entbrannte bei dem Einmarsch von zwei neuen römischen Cohorten zuerst ein Kampf, dann ein furchtbarer Aufstand. Der Versuch des Florus, sich des strategisch so sehr wichtigen Tempels zu bemächtigen, scheiterte, und nun kam er in die klägliche Lage, mit der jüdischen Aristokratie unterhandeln und die Stadt räumen zu müssen, wo nur eine Cohorte in der Citadelle „Antonia" zurückblieb.

Florus also hatte die Zügel aus der Hand verloren. Cestius Gallus hoffte, durch friedliche Mittel die Ruhe herstellen zu können. Aber das zeigte sich bald als unmöglich. In Jerusalem hatten jetzt die Zeloten das Uebergewicht. Der Versuch des Königs Agrippa, durch seinen Einfluß die

Bewegung zu beschwichtigen, scheiterte vollkommen, und nun eilte die Revolutionspartei, nicht nur das Schloß Masada am todten Meere, 8 Meilen südlich von Jerusalem, zu überrumpeln, sondern auch — als Signal unversöhnlichen Bruches — die römische Besatzung desselben zu ermorden, und in Jerusalem das Opfer für den Kaiser und Rom zu verweigern. Die Kriegspartei, welche sofort Tempel und Unterstadt beherrschte, schlug dann am 14. August ein Reitercorps von 3000 Pferden aus Jerusalem heraus, mit welchem König Agrippa jetzt die Oberstadt zu besetzen versuchte. Dann erstürmten die Juden die Citadelle Antonia (im nordwestlichen Winkel des Tempelberges), vertrieben am 6. September die sonst noch in Jerusalem stehenden Truppen des Agrippa, und nöthigten die römische Besatzung, sich in drei Castelle auf dem Berge Zion zurückzuziehen. Als die Römer sich endlich ergeben mußten, brachen die wilden Fanatiker unter Eleazar die Kapitulation und ermordeten die entwaffneten Soldaten. Am 17. September 66 war hier die Macht der Römer vorläufig beseitigt.

Während nun aber an diesen Vorfällen in dem ganzen südlichen Syrien ein fürchterlicher Volkskrieg sich entzündete, der in allen Städten zwischen Damaskos, Tyros und Askalon zu entsetzlichen Metzeleien führte, bei denen je nach dem Uebergewicht oder der Minderzahl der Juden bald die hellenistischen, bald die jüdischen Einwohner zu Tausenden ermordet wurden, während selbst in Alexandria Aegypter, Griechen und römische Soldaten die Juden in Masse todtschlugen, — rückte Cestius Gallus mit starker Macht gegen Jerusalem vor. Mit einem Heere von 25 bis 30,000 Mann, — darunter gegen 16,000 römische Soldaten, die übrigen Kontingente syrischer Vasallen, namentlich des Agrippa, — drang er von Ptolemais aus unter furchtbaren Verheerungen nach Eroberung von Galiläa und Zerstörung von Joppe und Lydda bis in den Rayon von Jerusalem vor. Ein Angriff Eleazars auf das römische Lager bei Gibea (23. Oktober) wurde nur mühsam abgeschlagen. Dann aber gelang es, am 30. Oktober unter gewaltigem Kampfe von der Nordseite her mit stürmender Hand in Jerusalem einzudringen und die Juden auf den Tempel und die Unterstadt zurückzudrängen, obwohl man kein Belagerungsgeschütz zur Hand hatte. Als dem Legaten aber sechs Tage später ein Sturm auf die von den Juden jetzt besetzten starken Stellungen mißlang, wollte er sich nach einer Stellung im Norden von Jerusalem zurückziehen. Aber auf diesem Marsche seit dem 5. November hingen sich die Juden wüthend an seine Fersen und brachten ihm demnächst, namentlich bei Bethhoron, furchtbare Verluste bei. Erst bei Antipatris (zwischen Joppe und Cäsarea) fanden die Römer Ruhe. Aber damit war auch der Muth der Juden aufs Höchste gestiegen. Palästina war für das Reich einstweilen verloren, und ein Krieg im großen Styl nöthig geworden.

Als Kaiser Nero im November 66 in Griechenland diese unheilvollen Nachrichten erhielt, ergriff er sofort die zweckmäßigsten Maßregeln. Der unfähige Legat Cestius Gallus wurde sogleich aus Syrien abberufen. Statt

seiner sollte ein sehr tüchtiger Verwaltungsbeamter, der Consular Gajus Licinius Mucianus die syrische Statthalterschaft übernehmen. Den Krieg aber gegen die Juden sollte nunmehr einer der erprobtesten Offiziere dieser Zeit führen, nämlich der schon früher (S. 206) in Britannien bewährte Titus Flavius Vespasianus. Dieser Feldherr, der mit dieser Ernennung in den Vordergrund der großen Politik des Reiches trat und wenige Jahre später — der erste Plebejer — das uralte Adelsgeschlecht der Julisch-Claudischen Familie im Principat ablösen sollte, war am 18. November des Jahres 9 n. Chr. auf einem Landgute zu Phalacrine in der Nähe der alten Sabinerstadt Reate geboren. Die Geschichte seines Hauses konnte nur bis zu dem Großvater zurück verfolgt werden, welcher, des Namens Titus Flavius Petro, Abkömmling eines Transpadaners von sehr niedriger Lebensstellung, in dem großen Pompejanischen Bürgerkriege als Centurio unter Pompejus gefochten, nach der Schlacht bei Pharsalos von Cäsar Amnestie erlangt, und in seiner Heimat Reate die Stellung eines Auctionskommissars gewonnen hatte. Sein Sohn Titus Flavius Sabinus hatte in Asia als Zollpächter sich ein Vermögen erworben, und später bis zu seinem Tode in der Schweiz einträgliche Bankiergeschäfte getrieben. Von seiner Gattin Vespasia Polla (aus Nursia), der Tochter eines Obersten und Lagerpräfekten, und Schwester eines Prätoriers, stammten zwei Söhne. Der ältere, Flavius Sabinus, eine ehrgeizige Natur und ein tüchtiger Mann, diente lange mit Auszeichnung als Offizier, war später sieben Jahre lang (vor dem Jahre 57) kaiserlicher Legat in Mösien, und bekleidete bereits unter Nero (S. 220) seit dem Jahre 61, nach des Pedanius Secundus Tode, in milder und ehrenhafter Haltung die wichtige Stellung des Polizeipräsidenten der Hauptstadt.

Vespasianus (Rom, Vatican).

Titus, der jüngere Sohn, der anfangs von seiner väterlichen Großmutter Tertulla auf einem Landgute bei Cosa in Etrurien erzogen wurde, war nur durch die ehrgeizige Mutter bestimmt worden, ebenfalls den Staatsdienst zu suchen. Geistig entschieden bedeutender als sein trefflicher Bruder, und als Beamter nicht minder tüchtig denn als Offizier, machte er seine Laufbahn mit gutem Erfolge, und wußte unter den sehr schwierigen Zeiten des Gajus, der Frauenherrschaft unter Claudius, und nachher unter Nero mit vieler Vorsicht den Klippen auszuweichen, an denen so viele hochstehende Römer damals zu Falle kamen. Unter Claudius förderte ihn namentlich die Gunst des mächtigen Kabinetsministers Narcissus, der er auch das Kommando der zweiten Legion verdankte. An der Spitze dieser Truppe hatte er (S. 206) sich bei der Eroberung des südlichen Britannien einen großen Namen gemacht. Im Jahre 51 Consul, und am Hofe so sehr in Gunst, daß sein jugendlicher Sohn Titus mit dem Prinzen Britannicus erzogen wurde, trat er aus Besorgniß vor der ihm abgeneigten Regentin Agrippina vorsichtig für längere Zeit ins Privatleben zurück, als durch deren Blutbefehl sein Gönner Narcissus gefallen war. Wahrscheinlich erst nach 61 n. Chr. hatte er als Proconsul die Provinz Afrika zu verwalten. Kaiser Nero schätzte seine bedeutende Begabung, obwohl Vespasian nicht gerade als geschmeidiger Hofmann sich zeigte. Nur einmal, anscheinend im Jahre 65, loderte der Zorn des Kaisers gegen ihn heftig auf. Nero, sonst gegen persönliche, namentlich mit Witz belebte, Angriffe auf seine Person indifferent, vertrug keinerlei Verletzungen seiner Eitelkeit als Künstler. Als daher Vespasian damals es gewagt hatte, als gelangweilter Zuschauer und Zuhörer bei des Kaisers theatralischen und poetischen Produktionen einzuschlafen, schien es räthlich, vor der gefährlichen Ungnade des despotischen Künstlers sich in Verborgenheit zurückzuziehen. Doch zog diesmal das Gewitter vorbei; ja Vespasian mußte den Kaiser auf der Reise nach Griechenland begleiten. Und als nun die Unfähigkeit des Cestius Gallus klar zu Tage trat, übertrug Nero dem bewährten Offizier, der als Plebejer und als finanziell nichts weniger denn glänzend situirter Mann auch politisch ihm keinerlei Bedenken an der Spitze eines großen Heeres einflößen konnte, den Oberbefehl in Judäa.

Es zeigte sich bald, daß Nero für den schweren jüdischen Krieg den rechten Mann gefunden hatte. Die Juden, soviel ihrer nicht als Anhänger der Römer nach des Cestius Rückzug die Hauptstadt Jerusalem und das Land verließen, beschäftigten sich eifrig mit Rüstungen. Wirklich von todesmuthiger Entschlossenheit erfüllt war doch nur die Partei der Zeloten, die unter dem Landvolke und den Banditen der Gebirge weit mehr Anhang hatten, als in Jerusalem selbst. Doch wußten sie sich einstweilen mit dem energischeren Theile der gemäßigteren Pharisäer und mit den Sadducäern noch zu gemeinsamer Thätigkeit zu verbinden. Nur daß sie selbst dabei vorläufig den Kürzeren zogen. Denn die neue revolutionäre Regierung in Jerusalem, der Sanhedrin, welcher zur Organisation des Krieges das ganze Land in fünf

Militärbezirke theilte, schickte den thatkräftigen Eleazar, Ananias' Sohn, nach dem zur Zeit gar nicht bedrohten Idumäa, und verlieh die übrigen Führerstellen an junge vornehme Männer von noch unerprobten soldatischen Fähigkeiten. Für das wichtige, fruchtbare und volkreiche, mit seinen kräftigen Einwohnern und seinen vielen festen Städten als Vormauer für Jerusalem überaus werthvolle Galiläa bestimmte man im argen Mißgriff als Statthalter den jungen Josephus, einen feurigen, glänzenden Pharisäer, einen Verwandten des alten hasmonäischen Fürstenhauses, der zwar bisher als Schriftgelehrter und eifriger Orthodoxer einen großen Namen erworben, aber als Soldat nur über dilettantische Fähigkeiten zu verfügen hatte. Schlimmer noch, Josephus bei seiner Einsicht in die Lage der Dinge, bei seiner Weltbildung und Kenntniß der römischen Uebermacht, hatte gar kein rechtes Herz und keine Zuversicht zu diesem Kriege, und zu der Aufgabe, die er dann doch übernahm. So konnte denn auf diesem bedeutungsvollen Punkte nichts Rechtes geschehen. Wohl bot Josephus seit dem Spätjahr 66 eine Miliz von mehr als 60,000 Mann auf, die er dann aber nur sehr unvollkommen zu organisiren verstand; nur 4500 Söldner waren wirklich kriegstüchtig. Dabei legte er viel zu zahlreiche Verschanzungen an, ohne sie überall vollenden zu können, und wußte sich dabei weder mit den wilden und rohen, aber militärisch sehr brauchbaren, einheimischen Bandenführern zelotischer Richtung zu verständigen, noch auch die römisch Gesinnten und die dem Agrippa befreundeten Elemente in seiner Provinz ernsthaft niederzuhalten. Es war wahrlich nicht sein Verdienst, wenn nachher der Todeskampf der jüdischen Nation einen wahrhaft heroisch-grauenhaften Charakter angenommen hat.

Mucianus und Vespasian waren im Frühling 67 in Antiochien eingetroffen, wo sie den Cestius Gallus nicht mehr am Leben fanden, und der neue Oberfeldherr eilte, den schweren Waffengang mit den Juden sofort zu versuchen, — sehr zufrieden mit der Kunde, daß noch vor seiner Ankunft der Römer Antonius mit nur einer Cohorte und einer Schwadron einen Angriff jüdischer und idumäischer Massen auf Askalon brillant abgeschlagen hatte. Vespasian, der zunächst über das Kontingent des Königs Agrippa und die XV. Legion (Apollinaris), die seit 63 unter ihrem Legaten Marius Celsus aus Pannonien nach Syrien detachirt war, verfügte, zog über Tyros nach Ptolemais, wo er sein Hauptquartier aufschlug, und warf sofort 6000 Mann und tausend Reiter unter Placidus nach der wichtigen römisch-gesinnten Stadt Sepphoris in Galiläa, deren Besitz sich Josephus durch seine unsichere Haltung hatte entgehen lassen. Während nun der energische römische Offizier durch kecke Streifzüge die Juden zur Einschließung in ihre festen Plätze nöthigte, vollzog sich zu Ptolemais die Sammlung des großen römischen Heeres. Vespasian nämlich, der durch Kleinasien nach Syrien abgereist war, hatte seinen ältesten Sohn Titus (geb. zu Rom am 30. December 40 oder 41 n. Chr.,) als seinen Legaten nach Aegypten geschickt, um aus dieser Provinz die ihm zugetheilten zwei Legionen abzuholen, die daselbst vorüber-

gehend gestanden hatten, nämlich die V. Macedonica und die X. Fretensis, unter den Legaten Cerealis und Trajanus. Diese Linientruppen, dazu 23 Auxiliarbataillone und sechs Reiterschwadronen, und aus Syrien die Kontingente der Vasallen von Commagene und Emesa, dazu arabische Schaaren, sammelten sich bei Ptolemais. An der Spitze von nahezu 60,000 Mann, von denen etwa ein Drittel römische Kerntruppen waren, konnte Vespasian nun bald genug kräftig vorgehen. Ohne übertriebene Härte brachte er die Kriegszucht wieder auf einen tüchtigen Fuß, zumal er den Offizieren durch seine überlegene Einsicht und sichere Führung, den Soldaten durch sein schlichtes, anspruchsloses, einfaches Wesen und seine persönliche Tapferkeit erheblich imponirte. Als er von Ptolemais aus im Mai ostwärts vorrückte, stoben die Milizen von Galiläa überall auseinander. Bald konnte der römische Feldherr eine Masse jüdischer Krieger, darunter viele trotzige und waghalsige Gesellen, in der Festung Jotapata einschließen, zwei Stunden nördlich von Sepphoris (j. Dschifat bei Sefurieh), wo Josephus selbst kommandirte. Die außerordentlich feste Lage dieser Stadt, der todesmuthige Enthusiasmus der Juden, und die erstaunliche Zähigkeit, mit welcher semitische Völker zu allen Zeiten feste Plätze zu vertheidigen verstanden, stellte Vespasians Ausdauer und Gewandtheit auf eine schwere Probe. Am 24. Mai 67 begann die Belagerung. Erst nach 47 Tagen gelang es, die Stadt im nächtlichen Angriff mit Sturm zu nehmen. 40,000 Juden waren gefallen, nur zwei Gefangene kamen in die Hände der Römer. Einer derselben war Josephus selbst, welcher nun zuerst als Gefangener, später als Freigelassener und Klient des flavischen Hauses, das römische Lager begleitete und den Römern durch seine Kenntnisse gegen seine eigenen Glaubensgenossen diente. Als daneben Trajan und Titus mit der X. Legion das benachbarte Japhia (25. Juni), Cerealis mit der V. am 27. Juni die Gebirgsstellung des Garizim in Samaria erobert, und eine Streifschaar die Reste von Joppe, jetzt ein Nest jüdischer Korsaren, zerstört hatte, sistirte Vespasian für drei Wochen die Kämpfe, um der Gluth des syrischen Sommers einigermaßen auszuweichen. Mit Ende August schickte er sich wieder an, Galiläa stück- und städteweise zu unterwerfen. Wiederholt kam es dabei zu entsetzlichen Metzeleien. So namentlich nach der Einnahme von Tiberias bei der Erstürmung von Tarichea am See Genezareth (8. September), der ein Seegefecht auf diesem Gewässer folgte, und am 23. Oktober bei der von Gamala, östlich vom See. In Tarichea wurden 1200 Aelteste hingerichtet, mehr als 30,000 Juden als Sklaven verkauft, und 6000 als Kanalarbeiter (S. 257) nach Korinth geschickt. Die Einnahme von Gischala vollendete die Eroberung von Galiläa.

Daneben arbeitete in Jerusalem die schauerlichste gegenseitige Vernichtungswuth der Parteien an der Selbstzerstörung der jüdischen Nation mit unerhörter Heftigkeit, ehe noch die römischen Adler sich wieder vor Zion zeigten. Je mehr die Partei der Gemäßigteren und der Besitzenden die Neigung verrieth, den Kampf gegen die Römer nicht bis zu einem Kampfe

um die Existenz der jüdischen Nation zu treiben, sondern womöglich auf erträgliche Bedingungen hin sich wieder zu unterwerfen: um so schroffer traten die Zeloten auf, die durch das Zuströmen massenhafter Flüchtlinge immer stärkeren Anhang fanatisirter und selbst kommunistisch gefärbter Blutgesellen erhielten. Ein zweiter Eleazar, Simons Sohn, organisirte den grimmigsten Terrorismus, stürzte die pharisäische Regierung, verfügte Haft und Mord der Gegner, verschanzte sich im Tempel, und versuchte es endlich in weitergreifendem Radikalismus auch die Ernennung der obersten Priester zu demokratisiren. Da griff der Hoheprieſter Ananos noch einmal mit Hilfe der Bürger kräftig zu, und war so glücklich, die Zeloten endlich im Tempel blokiren und schwer bedrängen zu können. Da gab der wilde galiläische Bandenführer Johannes von Giſchala, der Ende Oktober 67 nach dem Fall seiner Stadt sich nach Jerusalem gewendet und anfangs zu den Pharisäern gehalten hatte, — wüthend über die Absicht der Gemäßigten, sich mit Vespasian zu vergleichen, — den Belagerten den Rath, die Idumäer zu Hilfe zu rufen: das tapfere Gebirgsvolk im Süden von Palästina, welches seit 150 Jahren sich mit großem Enthusiasmus zum Judenthum bekannte. Zu Anfang des Jahres 68, so scheint es, erschienen 20,000 Idumäer vor Jerusalem, drangen Nachts in die Stadt ein, entsetzten die Zeloten, und begannen nun mit denselben die Stadt zu plündern und unter den Anhängern der Friedenspartei ein fürchterliches Blutbad anzurichten. 12,000 Gegner der Zeloten wurden todtgeschlagen, darunter Ananos, noch andere nachher auf dem Wege des gerichtlichen Mordes beseitigt. Die Herrschaft der Radikalen in Jerusalem war jetzt nicht mehr zu erschüttern; nur daß jetzt Eleazar mit dem Tempel, und Johannes von Giſchala, der wenigstens an dem Gemetzel sich nicht betheiligt hatte, in der Stadt einander als Rivalen gegenüberstanden.

Vespasian sah dieser Selbstvernichtung der jüdischen Parteien mit großer Reserve zu. Anstatt vorschnell gegen Jerusalem loszuschlagen, gedachte er zunächst das wiedergewonnene Land neu zu organisiren, und zugleich Jerusalem erst vollständig zu isoliren, ehe er die jüdische Hauptstadt zum Verzweiflungskampf herausforderte. Die Idumäer hatten zu Ende Januar 68 sich wieder in ihre Berge zurückgezogen, als im Februar die Römer den Krieg wieder aufnahmen und in dem Lande östlich des Jordan zuerst die Hauptfestung Gadara (j. Omkeis) eroberten. Placidus und Trajan hatten dann mit ihren Kolonnen das östliche Land, die Peräa, bis zum todten Meere zu verheeren. Vespasian selbst kehrte noch einmal nach Cäsarea zurück, bis der flehentliche Ruf der überall durch die Zeloten und Banditen mit Mord und Brand heimgesuchten besitzenden Bevölkerung des inneren Landes ihn bestimmte, mit Eintritt der besseren Jahreszeit direkt auf Jerusalem zu marschiren. Während zahllose Flüchtlinge aus Peräa nach ihrer bereits mit Menschen überfüllten Hauptstadt retirirten, drangen die Römer unter ihrem Oberfeldherrn von Samaria aus unaufhaltsam bis nach Idumäa vor, und überall richtete nun Vespasian die tiefer im Lande an den Aus-

gängen des Gebirges liegenden Punkte von Philistäa, — wie Antipatris, Jamnia, Azotos, Lydda, Emaus, — und ebenso die Städte des unteren Idumäa, wie Betaris, zu römischen Militärstationen ein. Dadurch wurde einerseits für die Zukunft auch auf diesen Stellen die zähe semitische Nationalität zersetzt, andererseits unmittelbar Judäa völlig gebändigt. Mit der Eroberung von Jericho zu Ende Mai 68 war, einige Felsenschlösser ausgenommen, das jüdische Land wieder unterworfen, — nur die Hauptstadt blieb noch zu erobern. Da veranlaßte der Ausbruch der Revolution in Gallien, Spanien und Rom noch einmal für längere Zeit einen Aufschub des grausigen Todeskampfes der Juden von Jerusalem.

Während Kaiser Nero nämlich in Achaja vergnügte Tage verlebte, zog an dem westlichen Horizonte ein schweres Unwetter langsam herauf. Sein bevollmächtigter Vertrauter in Rom, Helios, der mit Treue und Einsicht in des Kaisers Abwesenheit dessen Interessen wahrnahm, täuschte sich darüber nicht, — so scheint es, — daß in Gallien eine gewaltige Bewegung in vollem Anzuge war. Voller Sorgen eilte er endlich selbst nach dem fürstlichen Hoflager und bestimmte den Nero, vielleicht erst zu Anfang d. J. 68, zur Rückreise nach Italien. Noch schien diesem jedoch die Gefahr nicht so gar dringend zu sein. Nero konnte noch eine Zeit lang seinem phantastischen Hellenismus huldigen und seine Rolle als heimkehrender Olympionike und Periodonike bis zu Ende spielen. In Neapel hielt er durch eine Bresche in den Ringmauern seinen Einzug mit weißen Rossen. In Rom aber gab es einen vollständigen Triumphzug, der durch den großen Cirkus und das Forum nach dem Palatin ging. Die 1808 in Griechenland errungenen Siegeskränze ließ der Kaiser an dem Obelisken im Cirkus Maximus aufhängen, und seine Siege durch Münzen und Standbilder verherrlichen. Aber in dieses wüste Taumelleben sollte plötzlich Gottes Blitz rächend und zerschmetternd hineinschlagen.

Nero befand sich bereits wieder in Neapel, um theils neue Triumphe zu gewinnen, theils sich an griechischen Spielen zu ergötzen. Da erreichte ihn am 19. März 68, — gerade zehn Jahre nach Ermordung seiner Mutter, — die Botschaft von einem großen Aufstande in Gallien. Gajus Julius Vindex, der Abkömmling einer alten aquitanischen Häuptlingsfamilie, die frühzeitig romanisirt und mit römischem Bürgerrechte begabt, bereits auch durch des Vindex Vater in den Senat eingetreten war, hatte vollständig die römische Beamtenlaufbahn durchgemacht und stand im J. 68 als kaiserlicher Legat an der Spitze von Gallia Lugdunensis. Ein rechter Vertreter der im südlichen Gallien immer bestimmter sich entwickelnden Mischung römischer und keltischer Bildungen, Sinnesweise und Interessen, reich begabt, an Geist und Körper kraftvoll, ehrgeizig und ein kühner Soldat, so war er, wie gar mancher der Männer jüngerer romanischer Schichtung, ein Anhänger der alten republikanischen Ordnung. Er glaubte die Zeit gekommen, um die Herrschaft der Cäsaren, die nun, so schien es gründlich abgewirthschaftet hatten, zu stürzen, und hielt sich für den rechten

Mann zu solcher That. Er theilte seinen Entschluß mehreren der Statthalter der westlichen Provinzen schriftlich mit, und rief im März 68 seine Untergebenen, wie überhaupt seine Landsleute auf, dem Kaiser Nero den Gehorsam aufzusagen und dem römischen Senat und Volk den Eid der Treue zu schwören. Dieser Aufruf hatte bedeutenden Erfolg. Weithin folgten die Kelten diesem Anstoß, viele freilich weit weniger auf Grund des republikanischen Zuges, den das Auftreten des Vindex unleugbar trug, als aus Motiven derberer Art. Der Einfluß der erbitterten Druiden auf das Volk; der noch immer vielfach fühlbare finanzielle Druck der römischen Besteuerung und des italischen Kapitals; und bei der Ritterschaft noch ganz besonders der alte keltische Zug zum verwegenen Abenteuer und zur Veränderung, spielten auch hier eine erhebliche Rolle. Lugdunum freilich, die römische Hauptstadt, hielt sich schroff ablehnend; auch das Rheinland unter der Herrschaft der Legionen, dann die Trevirer und Lingonen blieben ruhig. Dafür aber wurde Vienna ein Hauptwaffenplatz des Aufstandes. Einige Theile der Narbonensis, dann die Arverner, die Häduer, die Sequaner fielen dem Vindex voller Enthusiasmus zu, und bald stand das ganze weite Land von den Pyrenäen bis nach Belgien in Flammen. So wurde es dem Vindex nicht schwer, mehr als 100,000 gallische Milizen auf die Beine zu bringen.

Galba (Neapel).

Damit war freilich nur wenig erreicht; die Hauptsache für ihn blieb die Frage, wie sich die großen Legaten des Reiches mit ihren Legionen

zu der Revolution stellen würden. Zunächst fand sich nur einer dieser Männer bereit, dem Vindex die Hand zu bieten. Es war der Statthalter der spanischen Nordprovinz, der alte Servius Sulpicius Galba. Dieser Staatsmann, der sowohl von väterlicher Seite, wie durch seine Mutter Mummia Achaica den namhaftesten Geschlechtern des Patriciats wie der Nobilität angehörte, war am 24. Decbr. d. J. 5 v. Chr. geboren. Durch Adoption von seiner Stiefmutter Livia Ocella in verwandtschaftliche Beziehungen zu der alten Augusta Livia gestellt, die ihm sehr wohlgesinnt war, stand er andauernd in nahen Verhältnissen zu der Palatinischen Hofburg. Zuerst Statthalter in Aquitanien, dann im J. 33 n. Chr. Consul, ist er auch nachmals wiederholt als Statthalter in verschiedenen Provinzen beschäftigt gewesen, namentlich (39—41) am Ober-Rhein, dann als namhafter Offizier im Stabe des Claudius (S. 205) bei der Eroberung Britanniens, und wieder in Afrika, 45 und 46, als Proconsul. Ueberall hatte er sich durch seine Tüchtigkeit als Feldherr bewährt; die strenge Mannszucht, die stramme Verwaltung, die knappe und sparsame Art seiner Wirthschaft hatte ihm einen geachteten Namen verschafft. Seit 60 n. Chr. nun regierte Galba das tarrakonensische Spanien, jetzt im Besitze großer Reichthümer und eines außerordentlichen persönlichen Ansehens. Bei seinen hohen Jahren war es nur natürlich, daß er nicht sogleich auf die ersten Aufforderungen des Vindex hin zu einem bestimmten Beschlusse kam. Aber sein Schwanken schon mußte ihn in Rom verdächtig machen, und zu Anfang April glaubte er mit Bestimmtheit zu wissen, daß Nero seinen Prokuratoren in Spanien den Befehl zugeschickt, den Legaten zu ermorden. Genug, in den ersten Tagen des April 68 „pronuncirte" sich Galba gegen Nero, kündigte dem Kaiser den Gehorsam auf, und forderte nach dem Vorgange des Vindex seine Truppen auf, dem Senat und dem Volke zu schwören. Da wurde es nun aber gleich charakteristisch für die Stimmung der römischen Truppen und bestimmend für die Richtung, welche die Ereignisse nehmen sollten, daß die Soldaten zwar dem Anstoße gegen Nero folgten, aber nicht gegen das Principat, sondern einfach den Galba zum Augustus ausriefen. Galba selbst gab indeß dieser Aufforderung zunächst noch kein Gehör, sondern hielt fest an dem Programm des Vindex. Dann aber eröffnete er erhebliche Rüstungen. In seiner Provinz, wo damals nur Eine Legion, (die VI. Victrix), drei Auxiliarcohorten und zwei Reitergeschwader standen, formirte er zwei neue Legionen (zum Theil aus Seesoldaten), und aus nicht romanisirten Provinzialen die nöthigen leichten Truppen, berief ferner aus Leuten von senatorischem Census eine Versammlung von Notabeln, und schuf sich aus Männern vom Ritterstand eine Garde. Zugleich forderte er die übrigen Provinzen auf, sich ihm anzuschließen; ein Ruf, welchem Otho in Lusitanien (S. 237) und der Quästor Cäcina in Bätika sofort folgten. Auch der Legat von Afrika, L. Clodius Macer, schlug diese Richtung ein, nannte sich „Proprätor" und gab seiner Legion den Namen der „Befreierin".

Die erste Botschaft von der Erhebung des Vindex hatte die Zuversicht des Kaisers Nero noch keineswegs erschüttert. Eine lediglich durch keltische Milizen getragene Revolution war in der That nicht allzu bedrohlich. Man begnügte sich zunächst, den Vindex zu ächten und verschiedene Truppentheile zurückzurufen, die vom Rhein, von Britannien und von der Donau her auf dem Marsche nach Osten zu einem Feldzuge gegen Sarmaten oder gegen Albaner am Kaukasus sich befanden. Als dann Mitte April durch die Erhebung auch des Galba die Sache ein bedenklicheres Aussehen annahm, gerieth Nero in große Unruhe, und verlor offenbar Sicherheit, Klarheit des Entschlusses, und Haltung. Wohl wurde auch Galba geächtet, wohl übernahm der Kaiser das Consulat, wohl ordnete er Rüstungen verschiedener Art an, organisirte eine Flottenlegion, zog Seesoldaten nach der Hauptstadt, — schwankte aber dabei unablässig zwischen den verschiedensten Entschließungen, und trug sich dabei mit den wunderlichsten und armseligsten Einfällen. Es mag sein, daß nachmals der tiefe Haß gegen Nero ihm viel mehr Tollheiten und Thorheiten in dieser Zeit seines Lebens aufgebürdet hat, als in Wahrheit vorgekommen. Sicher aber ist es, daß jetzt die Nemesis ihn faßte. Der unwürdige und blutbefleckte Träger des Lorbeerkranzes der Cäsaren fühlte das Herannahen seines verdienten Schicksals. Er war nicht der Mann, sein Schicksal zu wenden oder demselben mit männlicher Kraft zu begegnen. So erlag er dem Drucke der Angst, und namentlich der düstern Gerüchte, welche in so aufgeregter Zeit in Masse aufschossen, und sicherlich von seinen Gegnern eifrig kolportirt wurden. Und so konnte es geschehen, daß er sich selbst vorschnell aufgab, — in einem Moment, wo wider alles Erwarten der gallische Aufstand jäh zusammenbrach, und Galba seinerseits in tödtlicher Angst schwebte.

Für Vindex und Galba kam natürlich Alles darauf an, wie sich die große Rheinarmee zu der Revolution stellen würde. Nun führte damals in Cöln der Legat Fontejus Capito (seit 59), am Oberrhein dagegen seit 63 n. Chr. der edle, grundbrave, hochgesinnte L. Verginius Rufus den Oberbefehl. Der letztere war durch die Lage seiner Provinz in erster Reihe berufen, einem gallischen Aufstand die Spitze zu bieten, und er eilte, das zu thun. Mit der oberrheinischen Armee, die durch starken Zuzug aus Niedergermanien verstärkt wurde, marschirte er ungesäumt mit 30,000 Mann nach dem Lande der Sequaner, und schickte sich an, deren Hauptstadt Besontio (Besançon) zu belagern. Auf diese Nachricht hin brach nun Vindex, der inzwischen Lyon belagert hatte, mit starker Macht auf, um die wichtige Stadt am Doubs zu entsetzen. Unter den Mauern von Besontio kam es zu Unterhandlungen zwischen beiden Heerführern. Als aber die Centurionen und Soldaten der Rheinarmee, — die einerseits dem Nero persönlich so wenig wie dem Principat überhaupt abgeneigt, andrerseits von tiefem und verachtungsvollem Widerwillen gegen die keltische Bewegung erfüllt waren, — die Ueberzeugung gewannen, daß zwischen Rufus und Vindex sich ein Ein-

verständniß ausbilde, und gewahr wurden, daß die keltischen Milizen sich anschickten, in Vesontio einzurücken; da stellten sie sich auf eigene Hand den Kelten bewaffnet entgegen, und nun entbrannte (im Mai 68) eine furchtbar erbitterte, „reine Soldatenschlacht", welcher weder Rufus noch der Führer der Revolution Einhalt zu thun vermochte. Das Heer des Vindex wurde vollständig vernichtet. 20,000 keltische Leichen bedeckten das Blutfeld, und dem unglücklichen Vindex blieb nichts übrig, als sich selbst den Tod zu geben.

Damit schien die Sache der Revolution völlig hoffnungslos geworden zu sein. Galba selbst gab sich verloren; in seiner eigenen Provinz und Armee zeigte sich die Geneigtheit, die Gnade Neros zu suchen, und der Legat persönlich zog sich nach Clunia zurück, wo er in halber Verzweiflung seinen Untergang erwartete. Nur sein Heer ließ er unter seinem Vertrauten T. Vinius an den Pyrenäen halten, und beschickte den Verginius Rufus noch einmal mit der Aufforderung, mit ihm gemeinsame Sache zu machen.

Aus dieser verzweifelten Lage rettete ihn einerseits die Unschlüssigkeit und Haltlosigkeit des Nero, andrerseits die Haltung des Verginius Rufus. Die Schlacht bei Vesontio konnte der Sache des julisch-claudischen Hauses nicht mehr zu Gute kommen, weil die Truppen des Verginius nach ihrem Siege, als es galt, zwischen Nero und ihrem durch seinen Verkehr mit Vindex kompromittirten Feldherrn sich zu entscheiden, den letzteren zum Augustus ausgerufen hatten. Verginius aber, ein Mann niederer ritterlicher Abkunft, persönlich bescheiden, vielleicht auch republikanisch gesinnt, lehnte das Imperium ab, erklärte sich aber auf Galbas Ruf dafür, daß die Herrschaft des Senates hergestellt, und es dann dem Senat überlassen werden solle, wenn es ihm nothwendig erscheine, nach Ermessen einen neuen höchsten Militärchef zu bestellen.

Damit war Nero verloren. Der ganze Westen des Reiches von Afrika bis zum Delta des Rheines war thatsächlich von ihm abgefallen. Die Legionen an der Donau standen bereits durch ihre Boten mit Verginius in Verbindung, und der Orient war durch den jüdischen Krieg beschäftigt. Die Truppen, welche der Kaiser in Italien zur Hand hatte (darunter die XIV. Legion aus Britannien), die er noch durch Abtheilungen von der Donau verstärkte, waren an Zahl für den Fall des Krieges den westlichen Legionen nicht entfernt gewachsen. Noch schlimmer war es, daß von den nach der Alpengrenze vorgeschickten Abtheilungen ein batavisches Corps sich trennte, um auf eigene Hand seine britannischen Quartiere wieder zu erreichen. In Rom selbst wuchs die Hoffnung des Senats, den Kaiser zu stürzen. Selbst die Massen zürnten ihm, — es war eine Theurung eingetreten, und der Umstand, daß ein aus Aegypten eintreffendes Schiff nicht, wie man hoffte, Getreide, sondern Nilsand für die Athleten des Kaisers führte, machte das Volk momentan wüthend. Es schien jetzt wirklich so, als sollte die Zeit der alten Senatsherrschaft zurückkehren. Und dennoch kam Alles anders, ein kecker Offizier schlug dem Kaiser, wie dem Reichsrath die Entscheidung einfach aus der Hand.

In der Hauptstadt kam Alles auf die Haltung der Garde an. Obwohl

die Prätorianer über die Gunst, welche Nero der deutschen Garde erwies, etwas verstimmt, vielleicht auch in der letzten Zeit der Geldknappheit nicht immer regelmäßig bezahlt waren, hielten sie doch treuer zu dem Kaiser, als ihre Chefs. Der elende Tigellinus versagte jetzt vollständig und ließ mindestens allen Intriguen gegen Nero freien Lauf. Sein Kollege dagegen, der wilde Rumpidius Sabinus, der für einen Abkömmling des Kaisers Gajus galt, intriguirte jetzt direkt gegen Nero. Er sah es voraus, daß unter den jetzigen Umständen der Senat, wenn Nero durch die Generale der Provinzen gestürzt wurde, die Republik proklamiren würde. Das wollte er aber verhindern, sei es um bei einem neuen Kaiser sofort die dominirende Stellung zu gewinnen, sei es selbst, um nachher persönlich die Herrschaft an sich zu reißen. In Verbindung mit mehreren vornehmen senatorischen Gegnern des Kaisers, namentlich mit Cingonius Varro, benutzte er die Idee des verzweifelnden Nero, nach Alexandrien zu entweichen, zu dessen Verderben. Er bestimmte den Kaiser, sich in die Servilianischen Gärten zu begeben (an der Straße nach Ostia, nahe der Tiber), eilte dann mit einer senatorischen Deputation in die Citadelle und erbitterte die Soldaten auf das äußerste durch die Botschaft, daß Nero sie und Rom verlassen habe. Dann riß er sie dazu fort, sich für Galba zu erklären und versprach in dessen Namen jedem Manne ein Donativ von je 30,000 Sesterzen (6525 Mark). Er hoffte wohl, bei dem alten Prätendenten am leichtesten Einfluß zu gewinnen, den er zugleich durch so unsinnige Geldversprechungen in die heikelste Lage brachte.

Der Senat hatte sich mit dem Moment, wo die Garde den Galba als neuen Kaiser proklamirte, seiner republikanischen Träume stillschweigend begeben, und erkannte ohne Widerrede den spanischen Legaten als Imperator an. Inzwischen wurde Nero von Allen verlassen, und als in der kommenden Nacht auch die letzten Schildwachen der Garde abgezogen waren, fand er sich zu seiner tödtlichsten Angst allein in seinem Asyl mit wenigen treuen Sklaven und Freigelassenen. Nun dachte er nur noch auf schnelle Flucht. Noch wußte er nicht, daß der rachedurstige Senat ihn sofort als Feind des Vaterlandes geächtet und zu der schimpflichen und grausamen Todesstrafe „nach Art der Alten" (furchtbare Geißelung am Pfahl und Enthauptung) verurtheilt hatte. Aber er entwich in finsterer Nacht, während welcher sein Todesritt nur durch fahle Blitze beleuchtet wurde, nach der Villa eines treuen Freigelassenen, des Phaon, welche vier römische Meilen nordöstlich von der Hauptstadt an der Patinarischen Straße (einer Querstraße zwischen der Salarischen und Nomentanischen Chaussee) belegen war. Vermummt erreichte Nero mit Phaon und drei andern Freigelassenen die Villa, um nur zu schnell zu vernehmen, welches Schicksal die Rache des Senates ihm zugedacht hatte. Schon waren die Gardereiter hörbar, welche im Auftrage des hohen Hauses ihn aufjagen sollten: da entschloß er sich (am Morgen des 9. Juni 68, dem Todestage der Octavia), mit Hilfe des Freigelassenen Epaphroditus sich einen Dolch in die Kehle zu stoßen. Das julisch-claudische Haus hatte aufgehört zu regieren.

Zweiter Abschnitt.

Das Römische Reich von Galba bis Marc Aurel.

Erstes Kapitel.

Die Episode der dynastischen Kriege.

Nero also war gefallen. Die Welthauptstadt nahm ohne Widerspruch die Proklamirung eines neuen Imperators hin, und zu den Ausbrüchen der leidenschaftlichen Freude Aller, die unter der blutigen Despotie des todten Kaisers gelitten, traten die racheathmenden Verfügungen des Senats, die auf Beseitigung aller Erinnerungen an sein Regiment gerichtet waren. Wenn dann doch die Asche des Nero in allen Ehren bestattet und in der Grabstätte der Domitier (auf dem Mons Pincius, über der Kirche S. Maria del Popolo) beigesetzt werden durfte, so geschah das bereits unter Genehmigung eines neuen Machthabers, des Freigelassenen Icelus, eines mächtigen Günstlings des neuen Imperators.

Gleich nachher eilte derselbe Icelus, um mit erstaunlicher Schnelligkeit, binnen nur sieben Tagen nach Clunia zu reisen und dem neuen Kaiser Galba die große Kunde aus der Hauptstadt des Reiches zu bringen, deren Wahrheit zwei Tage später auch der Legat Vinius bestätigen konnte. Nun griff der neue Imperator mit fester Hand nach den Zügeln der Regierung und rüstete sich, so schnell als möglich nach Italien aufzubrechen, wo man seiner Ankunft mit höchster Spannung entgegensah. Es war ein gewaltiges Wagniß, jetzt der neue Imperator der römischen Welt zu werden. Noch immer war es unentschieden, wie sich die übrigen Theile der römischen Welt, wie sich Asien und Illyrikum, wie sich Afrika und vor Allem die Rheinarmee zu den Beschlüssen der Garde und des Senats stellen würden. Hier zuerst mußte Galba zeigen, ob er ein Mann von großer Seele und staatsmännischem sicherem Takte war. Zu seinem Unheil ließ er schnell genug erkennen, daß seine politische Begabung nur untergeordneter Art, daß sein Charakter recht kleinlich war.

Es mußte von vornherein als ein Unheil für Galba wie für das Reich angesehen werden, daß der neue Kaiser seine Erhebung keiner kühnen und imponirenden That, sondern nur der Achtung vor seinem Namen und vor seinen

früher erworbenen Verdiensten, schließlich eigentlich nur der Gunst des Zufalls verdankte. Durchaus keine Persönlichkeit von cäsarischem Zauber; durchaus nicht der Mann, um Gegner zu gewinnen und Freunde zu begeistern, sondern ein bis zum Erschrecken nüchterner und trockener Geschäftsmann und strenger alter Soldat, — so kannte er zunächst, wo es nun galt, sich im Sattel festzusetzen, kein anderes Princip, als das eine: die Leute belohnen, welche seine Erhebung gefördert hatten, und jene bestrafen oder unschädlich machen, welche bis zuletzt zu Nero gehalten hatten oder auch nur mit Anerkennung der neuen Ordnung der Dinge zauderten. So begann seine neue Herrschaft mit Hinrichtung neronischer Prokuratoren in Spanien und mit strengen Maßregeln gegen solche spanische Städte, die mit dem Abfall von dem Hause der Cäsaren gezögert hatten. Höchst bedenkliche Folgen zog schon jetzt die Praxis nach sich, welche Galba, der im Juli 68 den Marsch nach Rom antrat, gegenüber den Zuständen in Gallien verfolgte. Nicht nur, daß er das Andenken des Vindex, der für ihn gefallen war, durch eine öffentliche Leichenfeier ehrte, so verfügte er zu Gunsten aller jener gallischen Kantone, die sich an dem Aufstande des Vindex betheiligt hatten, die werthvollsten Belohnungen. Er erließ ihnen den vierten Theil der Staatssteuern und verlieh den Gemeinden, wo bisher nur der Adel (S. 204) das römische Bürgerrecht besaß, dasselbe vollständig. Ganz besondere Gunst erfuhr die Stadt Vienna. Dagegen wurden die Gegner des Vindex, namentlich Lyon, und die Stämme der Lingonen und Trevirer, durch strenge Edikte und zum Theil durch Konfiskation eines Theiles ihrer Besitzungen bestraft. Rief dieses Verfahren den unverhohlenen Uebermuth der Kelten hervor, so entzündete es, — was für Gallien verhängnißvoll werden sollte, — den tiefsten Unmuth der rheinischen Legionen. Umsonst hatten sie gehofft, Verginius Rufus werde sich dem Galba nicht fügen, sondern das Principat an sich reißen. Er setzte nicht ohne Gefahr für sein Leben die Vereidigung seines Heeres für Galba durch; damit war die Sache auch für die niederrheinischen Truppen entschieden, bei denen übrigens Fabius Valens, Commandeur der I. Legion (Germanica), ihm mit dieser schon etwas zuvorgekommen war. Als Verginius sich dann zu Galba begab, hielt der neue Kaiser aus sehr unzeitigem Mißtrauen gegen den tüchtigen Mann diesen Legaten unter ehrenvollen Formen bei sich zurück, und ersetzte ihn im Kommando am Oberrhein durch den alten und schwachen Hordeonius Flaccus. Damit säete er sofort bei der Rheinarmee eine Saat des Grolles aus, die schnell genug blutig aufgehen sollte. Denn die Soldaten, — ohnehin schon wüthend darüber, daß Galba, als Freund des Vindex wie als Mann strengster Disciplin, ihren ohne Befehl erkämpften Sieg bei Besontio, durch den sie, nach ihrer Ansicht, das Reich gerettet hatten, gewissermaßen als verwerflich hinstellte, — verziehen ihm die Abberufung des Verginius nicht und schenkten unbedenklich den aufregendsten Gerüchten Glauben, die über seine feindseligen Absichten gegen ihr Corps ausgestreut wurden.

Einstweilen lächelte indeß das Glück dem neuen Imperator. Auch die Legionen der Donauprovinzen, auch die in Syrien huldigten ihm ohne Widerstand. Vespasian persönlich schickte sogar seinen Sohn Titus auf die Reise nach Rom, um ihn zu beglückwünschen und seine Absicht wegen des jüdischen Krieges zu vernehmen. Lediglich der republikanische Statthalter in Afrika, Clodius Macer, hielt noch nach der Entscheidung des Senats an der Gegnerschaft gegen Galba fest, bildete neue Truppen und machte Miene, die Reichshauptstadt durch Sperrung der afrikanischen Kornzufuhr zu bedrängen. Aber sein Regiment erwies sich als so nichtsnutzig, daß sich keine Hand regte, als (noch vor Ablauf des Jahres 68) Galba die Möglichkeit fand, ihn durch den zweiten Beamten der Provinz, den Procurator Trebonius Garutianus, und dessen Offiziere ermorden zu lassen. Die von Clodius neu formirten Truppen wurden sogleich wieder aufgelöst.

Während Galba sich von Gallien her in langsamen Märschen der Reichshauptstadt näherte, war die Lage in Rom keineswegs zufriedenstellender Art. Hier gingen die Stimmungen wirr durch einander. Während die Massen bald genug wieder zu der alten Vorliebe für den freigebigen und Alles durch seine üppige Festlust bezaubernden Nero zurückkehrten und sich leidenschaftlich nach seiner Wiederkehr sehnten, dazu aber die durch des Clodius Macer Sperrungsmaßregeln veranlaßte Theurung schwer empfanden, fühlte sich der Senat sammt der sonstigen vornehmen Welt völlig als Herr der Lage, und nährte finstere Racepläne gegen Alle, die man als Urheber der vielen Blut- und Verbannungsurtheile der Neronischen Zeit ansah, während die Exilirten sich bereits anschickten, wieder nach ihrer Heimath zurückzukehren. Eine neue Katastrophe aber führte der Ehrgeiz des Numpidius herbei. Dieser hatte den Tigellinus vollständig aus der Macht verdrängt und suchte nun durch große dienstliche Nachsicht die Garde vollständig an seine Person zu fesseln. Gleichzeitig schickte er seinen Freund Gellianus dem Galba entgegen, um die Absichten des neuen Cäsars auszuforschen. Als dieser Mann ihm die sehr unerwünschte Mittheilung brachte, daß Galba keinen andern Rath annehme, als von Icelus, von Vinius und von Cornelius Laco, welcher letztere auch bereits zum Commandeur der Garde designirt sei, da beschloß Numpidius, durch einen kühnen Handstreich noch in letzter Stunde das Imperium an sich zu reißen. Aber seine Agitation fiel bei der Garde jetzt auf unfruchtbaren Boden, — die Soldaten hieben den kecken Prätendenten einfach in Stücke. Galba aber, der noch unterwegs erfuhr, daß auch diese Schwierigkeit sich ohne sein Zuthun geebnet hatte, verfügte sofort, daß auch des Numpidius Freund, jener Cingonius Varro, und der dem Nero bis zuletzt treu gebliebene General Petronius Turpilianus (S. 227), der zum Führer der neronischen Armee gegen Galba bestimmt gewesen, kurzweg hingerichtet werden sollten.

Endlich erschien der neue Kaiser vor seiner Hauptstadt (Ende September oder Anfang Oktober 68). Gleich sein Einmarsch erweckte unangenehme

Stimmungen. Denn als Galba, etwa fünf Viertelstunden nördlich von Rom, die Tiber auf der Milvischen Brücke überschritten hatte, stellten sich ihm die von Nero zu einer Legion formirten Seesoldaten entgegen und baten um ordnungsmäßige Aufnahme in den Verband der kaiserlichen Linientruppen. Als Galba nicht sofort auf ihr Gesuch einging und die Zusage vertagte, entstand ein Tumult: da ließ der Kaiser seine Reiterei einhauen, die nun ein böses Blutbad anrichtete. So zog Galba über Haufen von Leichen in die Reichshauptstadt ein. Ein Theil seiner eigenen Truppen, die in Spanien aus Seesoldaten durch ihn formirte Legion (Adjutrix), die in den jetzt vor Roms Thoren Erschlagenen ihre alten Kameraden beklagte, grollte tief über diese Scene. Und zu seinem wie des Reiches Unheil verstand es der Kaiser nicht, nunmehr sicher Fuß zu fassen.

Sollte die Revolution wirklich geschlossen werden und das Reich wieder zur Ruhe kommen, so bedurfte es auf dem Palatin eines Kaisers, der bei tiefem Einblick in die furchtbaren Schäden des neronischen Regiments einen bestimmten Plan zum Neubau verfolgte; der mit sicherer Hand das Steuer ergriff, und überall zu rechter Stunde und am rechten Orte überlegene Einsicht, fürstliches Wohlwollen und imperatorische Kraft und Strenge zu entfalten verstand. Nun aber war Galba den furchtbaren Schwierigkeiten der inneren Lage in keiner Weise gewachsen. Er war nichts, als ein strenger Offizier, der immerhin das Beste des Reichs suchte, der auch nach Gerechtigkeit und nach Sühnung der schwersten Unthaten seines Vorgängers strebte. Aber ihm fehlte die Geschicklichkeit, die Lage zu beherrschen, die Gemüther zu gewinnen, und vor Allem die nöthige Menschenkenntniß. Es fehlte keineswegs an Maßregeln, die von dem guten Willen des neuen Kaisers Zeugniß gaben, in erster Reihe die Sorge für die Verpflegung der Hauptstadt, und unter manchem anderen auch die später bedeutsam gewordene Berufung des gelehrten Spaniers M. Fabius Quintilianus nach Rom. Dazu war es seine entschiedene Sorge, die furchtbar zerrütteten Finanzen wiederherzustellen. Wie so manche Mitglieder seines Hauses war auch er ein sparsamer, knapp wirthschaftender Herr; aber die Art, wie er jetzt nach dieser Seite hin auftrat, ist ihm schließlich verderblich geworden. Wenn er es durch sein sparsames Auftreten mit den verwöhnten Massen verdarb und sich nicht um den bissigen Klatsch kümmerte, der nach römischer Weise sofort an seine soldatisch nüchterne Hofhaltung sich hing, so macht das ihm wohl Ehre. Auch die Härte, mit welcher in Griechenland und Italien ein Theil der ungeheuren, durch Nero verschleuderten Geldgeschenke zurückgefordert wurde, erklärte sich aus der Lage der Finanzen. Nun aber gedieh es dem Kaiser zum Unheil, daß er einerseits sich ganz in die Hände von unwürdigen und zum Theil unfähigen Günstlingen gab, die auch nach der finanziellen Seite ihn diskreditirten. Der schon erwähnte Freigelassene Icelus Marcianus, der zur Ritterwürde gelangte, galt als ein schlimmerer Räuber, denn Neros Freigelassene. T. Vinius aber, zwar als Offizier tüchtig, aber mit argen Flecken auf seinem

persönlichen Rufe, und ein schlechter Menschenkenner, verkaufte so schlimmen Blutgesellen des Nero, wie Tigellinus, für schweres Geld vollkommene Straflosigkeit.

Das verletzte aber um so mehr, weil Galba in seiner Gegnerschaft gegen das neronische Regiment veranlaßte oder zuließ, daß verschiedene andere besonders verhaßte Werkzeuge des Nero, wie namentlich die Locusta und die einst mächtigen Freigelassenen Helios und Polyklit hingerichtet wurden, ja selbst einen anerkannten Ehrenmann, des Generals Vespasian Bruder Sabinus seines Amtes als Polizeipräsident entsetzte. Daneben machte es auf die Römer einen nichts weniger als günstigen Eindruck, daß Galba den jungen M. Antonius Primus, einen romanisirten Gallier aus Tolosa, der im Jahre 61 vor dem Senatsgericht als Gehilfe bei einer Testamentsfälschung zur Deportation und Konfiskation verurtheilt worden, zum Commandeur der in Spanien neu errichteten VII. Legion (Galbiana, später Gemina genannt) ernannt hatte, — blos militärisch angesehen freilich ein glücklicher Griff.

Auf der andern Seite verdarb es Galba durch seine Sparsamkeit mit den Truppen. Daß er des Kaisers Nero treue germanische Garde ohne Weiteres auflöste und ohne jede Entschädigung nach Hause schickte, wurde ihm nicht verübelt; waren es doch nur deutsche Barbaren! Es war auch unmöglich, die unerhörten Summen, die Numpidius der Garde (und weiter auch den Legionen) in Aussicht gestellt hatte, zu bezahlen. Aber Galba, der unumwunden äußerte, daß er seine Soldaten nicht kaufe, sondern aushebe, that daneben gar nichts, um die Garde zu gewinnen, und legte dadurch, immerhin aus achtungswerthen Motiven, bei diesen Truppen den Grund zu einer bösen Verstimmung, die sich unheilvoll genug in dem Augenblicke geltend machte, wo am Rhein ein drohendes Unwetter gegen ihn sich zusammenballte.

Gerade die Rheinische Armee war von der neuen Regierung mit besonderem Ungeschick behandelt worden. Offenbar lediglich in der Absicht, dieses starke Armeekorps für Galba ungefährlich zu machen, war — ohne Rücksicht auf die Interessen der auswärtigen Politik — für den Oberrhein der unfähige Hordeonius zum Legaten ernannt worden. Nun aber hatte im September 68 auch der Legat in Cöln, Fontejus Capito, plötzlich den Untergang gefunden. Seine Unterfeldherren Cornelius Aquinus und Fabius Valens, so war die offizielle Lesart, hatten sich seinem Plane, gegen Galba sich zu erheben, widersetzt, ein Centurio ihn getödtet. Der Kaiser hielt es für weise, den etwas dunkeln Fall nicht näher zu prüfen. Um aber die niedergermanischen Legionen zu captiviren, beschloß er, ihnen nunmehr einen consularischen Legaten zu schicken. Sein thörichter Rathgeber Vinius vergriff sich aber in der Wahl des für diesen so sehr bedeutungsvollen Posten bestimmten Corpsführers vollständig. Er veranlaßte nämlich seinen Kaiser, den Aulus Vitellius als Commandeur nach Cöln zu schicken, den er als einen ausgemachten Schlemmer der massivsten Art für politisch unbedenklich hielt.

Dieser Offizier entstammte einer Familie durchaus plebejischer Art zu Luceria in Apulien, die zuerst mit dem Ritter Publius Vitellius, der unter Augustus kaiserlicher Prokurator war, in die Geschichte eintritt. Einer seiner Söhne, Publius, war ein vertrauter Legat des Germanicus, ein anderer dagegen, Lucius, ein angesehener Großbeamter unter Tiberius und Claudius, zugleich einer der geschmeidigsten und gesinnungslosesten Höflinge des letzten Kaisers, und massiver Schmeichler seiner Frauen und Kabinetsminister. Diesem Lucius gab seine treffliche Gattin Sextilia in seinem Palast auf dem Aventinus zwei Söhne. Der älteste war nun Aulus. Geboren am 24. September 15 n. Chr., war dieser am Hofe des Tiberius aufgewachsen, und hatte es nach dem Vorbilde seines Vaters wohl verstanden, sich den Neigungen der verschiedenen Kaiser anzuschmiegen; speziell die Gunst des Nero war ihm zu Theil geworden, weil er gern auf dessen musikalische Liebhabereien einging. Nur daß seine Neigung zu den derbsten und massenhaftesten Tafelgenüssen trotz der zahlreichen Ehrenstellen, die er durch die Gunst des Hofes erreichte, — unter anderem war er im Jahre 48 Consul, und 59 Proconsul von Afrika — ihn so stark in Schulden hatte gerathen lassen, daß er, kaum durch die Gläubiger aus Rom fortgelassen, Mühe hatte, das Reisegeld nach Cöln aufzutreiben, wo er gegen Ende November d. J. 68 eintraf.

Vitellius.

Vinius und Galba hatten sich stark vergriffen. Die Stimmung am Rhein war sehr bedenklich. Die Truppen, seit Monaten ohne eine feste, und von ihnen mit Liebe und Achtung anerkannte, obere Leitung hatten sich immer tiefer in ihre Abneigung gegen Galba verbissen. Dazu hörte die Aufhetzung von Seiten der ihren Festungen benachbarten keltischen Völker nicht auf, die Galba wegen ihrer Gegnerschaft gegen Vindex gestraft hatte. Die Legionen sehnten sich nach Abfall, und namentlich nach einem für sie möglichst rentabeln und bequemen Bürgerkriege, wo sie statt mit harten Germanen und deutschen Wildnissen mit den schlaffen keltischen Milizen und den reichen gallischen Quartieren zu thun hätten. Rache an der Partei des Vindex, Rache an Galba zu nehmen; ergiebige Plünderungen; und endlich die Vortheile, wie sie die Sieger in Roms früheren Bürgerkriegen den Veteranen zu spenden pflegten, — das waren die Lieblingsgedanken dieser rheinischen Kriegsgesellen. Niemand aber konnte sich besser für die Rolle eines Prätendenten schicken, als dieser Vitellius, der Freund des Nero, der sofort die Chancen erkannte, die sich ihm hier boten. Der Mann einer schlaffen und bequemen Gutmüthigkeit; stets zu einem derben oder rohen Spaße geneigt; voller plebejischer Manieren, und sehr geschickt, auf den Comment der Kasernen einzugehen, so zeigte er sich als ein rechter „Freund der Soldaten". Das heißt, er milderte oder beseitigte auf Kosten der Disciplin die Härte der Militärstrafen und bewilligte ohne Bedenken alle Bitten. Und überraschend schnell reifte seine Saat.

Am Abend des 1. Januar 69 erhielt Vitellius, als er gerade in Cöln zechte, die Botschaft, daß die beiden damals in Mainz stehenden oberrheinischen Legionen, die IV. Macedonica und die XXII. Primigenia, an diesem Tage, — wo nach altem Herkommen sämmtliche Truppen dem regierenden Imperator den Eid der Treue zu erneuern hatten, — die Bildsäulen Galbas zertrümmert, den Schwur aber nicht mehr diesem Manne, sondern dem Senat und Volk geleistet hatten. Er theilte das seinen eigenen Truppen mit, und schon am folgenden Tage erschien Fabius Valens, der hier vorzugsweise eifrig für den Thronkrieg agitirte, mit der Reiterei der ersten Legion (Germanica) in Cöln und begrüßte den Vitellius als neuen Imperator. Das übrige unterrheinische Heer folgte, und am 3. Januar stellte sich auch die IV. und die XXII. Legion unter sein Imperium. Bald war die gesammte Rheinarmee, zur Zeit sieben Legionen, für Vitellius, der nun als Kaiser den Namen „Germanicus" annahm, in Bewegung, und dieser selbst rüstete, durch Ubier, Trevirer und Lingonen eifrig unterstützt, mit aller Energie zum Kriege.

Otho (Rom, Vatican).

Nicht aber dem alten Galba war es bestimmt, diesen entsetzlichen Thronkrieg auszufechten. Als die erste Botschaft von dem Abfall der Legionen in Mainz nach Rom kam, entschloß sich Galba, seine Stellung durch die Adoption eines tüchtigen Mannes zu verstärken, der mit jugendlicher Kraft als Mitregent auftreten konnte. Unter den Anhängern des Kaisers rechnete auf diese Auszeichnung mit großer Sicherheit jener alte Genosse des jungen Nero, M. Salvius Otho, der als lusitanischer Statthalter die Erhebung Galbas bisher aus allen Kräften unterstützt hatte. Aber obwohl namentlich

Vinius in einem Conseil seiner Vertrauten und mehrerer anderer angesehener Männer lebhaft für Otho plädirte, entschied sich Galba endlich doch für einen unleugbar viel besseren Mann, nämlich für den dreißigjährigen Piso Licinianus, einen Abkömmling des großen Pompejus und des Triumvirs Crassus, der einst von Nero verbannt, von ihm aber zurückgerufen war, und allgemein in dem Rufe großer Charaktertüchtigkeit und Sittenstrenge stand. Am 10. Januar 69 stellte er seinen Adoptivsohn den Prätorianern vor, um zunächst diese für die neue Ordnung zu gewinnen. Aber auch hier hielt er an seiner jetzt unzeitigen Sparsamkeit und disciplinaren Strenge fest, und verweigerte trotz der Zureden der Offiziere den Soldaten selbst ein kleines Geschenk. So antwortete ihm denn seitens der letzteren ein finsteres und verdrießliches Schweigen. Desto wohlwollender nahm der Senat die Reden des alten Kaisers und des Piso auf.

Um so zorniger war Otho, der theils aus glühender Herrschsucht, theils auch, weil er bei tiefer Verschuldung und verschwenderischen Neigungen nur als Kaiser weiter bestehen zu können meinte, sich jetzt dahin entschied, das hohe Spiel um die Krone zu wagen. Populär bei den Massen, die in ihm Neros alten Genossen kannten; nicht minder bei den Soldaten beliebt, die er durch seine persönliche Leutseligkeit und große Freigebigkeit schon früher gewonnen hatte, wurde es ihm nicht schwer, — in einer Zeit, wo die Nachrichten vom Rhein auch in Rom auflösend auf die Disciplin wirkten, unter den Truppen ein Complott zu Galbas Sturze herzustellen. Wie es scheint, so hatte Galba seine zuverlässigen spanischen Legionen nicht mehr in Rom zur Hand. Die eine, so scheint es, war auf dem Wege nach Spanien; die andere unter Antonius Primus war nach Pannonien detachirt. Was sonst außer der Garde und der Garnison sich noch von Neros letzten Wochen her an der Tiber befand, illyrische und rheinische Abtheilungen, und Seesoldaten, — dann aber Galbas eigene Flottenlegion, war durchaus unzuverlässig, endlich die Garde, über welche der Präfekt Cornelius Laco gar nichts vermochte, für Otho geradezu begeistert. Am Morgen des 15. Januar wurde Otho durch einen für das blutige Werk gewonnenen Soldatenhaufen nach der Citadelle geführt, dort von der Masse der Prätorianer und der Flottenlegion als Kaiser begrüßt, und nun ging es gegen Galba. Der alte Kaiser und Piso, von einer dichten Schaar des Volkes, der Ritter und der Senatoren umgeben, und von der im Schlosse wachhabenden Gardecohorte begleitet, waren von dem Apollotempel auf dem Palatin, wo Galba ein Opfer verrichtete, nach dem Forum hinabgestiegen, um die Bewegung womöglich noch zu dämpfen. Aber hier erschienen die bewaffneten Feinde. Die Gardereiter trieben das Volk auseinander, die Cohorte des Galba schwenkte ab zu Othos Partei, Galba wurde aus seiner Sänfte geworfen und niedergehauen, und Piso fliehend an dem Portale des Vestatempels ermordet. Auch Vinius fand in der Verwirrung den Tod. Damit hörten indessen die nächsten Greuel auf, und der siegreiche Führer der Mordgesellen, Otho, wurde von dem Senat

ohne Widerstand als Imperator anerkannt. Nur daß es für ihn sich sofort um weit schwierigere Dinge handelte, als um die Ueberlistung und schändliche Ermordung eines fürstlichen Greises.

Otho war der Abkömmling einer vornehmen etruskischen Familie zu Ferentinum. Sein gleichnamiger Großvater, ritterlichen Standes, war durch die Gunst der Augusta Livia Senator geworden; sein Vater Lucius hatte unter Tiberius und Claudius eine glänzende Laufbahn durchgemacht, und war durch den letzteren Kaiser selbst in das Patriciat aufgenommen worden. Sein Sohn von Albia Terentia, der ephemere Imperator des 15. Januar 69, war im Jahre 32 n. Chr. geboren. Es war nur natürlich, wenn die besseren Elemente der römischen Welt von einem Manne, der auf so schnöde Weise das Principat an sich gerissen hatte, nichts Gutes erwarteten. Doch nahmen die Dinge einen besseren Verlauf, als man zunächst fürchtete. Begreiflicherweise konnten die senatorischen Kreise, die Ritter, und die besitzenden Klassen in Rom und Italien einem Machthaber nur wenig Vertrauen entgegenbringen, der in jüngeren Jahren nur als liederlicher Elegant, als lustiger Verschwender und Mentor des jugendlichen Nero bei allen Thorheiten bekannt gewesen war, und jetzt — nach einer Zeit ungleich achtbarerer Haltung in Lusitanien — die Krone durch Mord erobert hatte, von den nach Neros lustigen Tagen sich sehnenden Massen aber als ein neuer Nero begrüßt wurde. Nichts desto weniger überraschte Otho die Residenz durch seine Haltung als Princeps. Man sah mit Erstaunen, daß dieser den meisten nur als üppiger Weichling bekannte Machthaber jetzt mit Eifer und Geschicklichkeit seiner neuen Pflichten sich annahm. Mehr aber, er zeigte sich als ein Mann von Milde, Besonnenheit und Enthaltsamkeit. Von Gewaltthaten, von Verfolgungen früherer Gegner war keine Rede. Gegen den Senat bewies er sich rücksichtsvoll und war bemüht, tüchtige und bedeutende Männer in sein Interesse zu ziehen. Es war sehr geschickt, daß er des einflußreichen Generals Vespasian Bruder Flavius Sabinus (S. 275) wieder zum Polizeipräsidenten der Hauptstadt ernannte; nicht minder fand es Beifall, daß Otho einen der tüchtigsten Freunde Galbas, den Marius Celsus, in den Kreis seiner Vertrauten zog. Dagegen wurde jetzt der Untergang des allverhaßten Tigellinus beschlossen; der alte Bösewicht gab sich dann in den Bädern von Sinuessa selbst den Tod.

Dagegen konnte Otho nur sehr schwer und sehr unvollkommen dem Verfall der militärischen Disciplin begegnen. Die Prätorianer waren ihm persönlich mit wahrer Schwärmerei ergeben; aber sie waren jetzt auch durch seine Schuld ihrer Bedeutung nur zu sehr bewußt geworden, und beuteten das dahin aus, daß sie nicht bloß die Ernennung ihrer Präfekten durch ihre eigene Wahl durchsetzten, sondern auch jeden Augenblick in ihrem Uebermuth sich die schnödesten Excesse erlaubten. Namentlich die senatorische Aristokratie, die sie mit mehr oder minder Grund ihrem Otho tief abgeneigt glaubten, sah sich durch diese bewaffneten Schaaren bedroht. Aber auch für die kriege-

rischen Operationen, zu denen Otho demnächst schreiten mußte, wurde die Lockerung der Disciplin, an welcher in den Rheinlanden und in Gallien Vitellius inzwischen in seiner Weise arbeitete, höchst gefährlich, und wirkte allmählich weithin ansteckend.

Otho mußte schnell genug sich überzeugen, daß er nicht ohne schweren Krieg sich als Kaiser würde behaupten können. Wohl erkannten ihn die Legionen der Donauprovinzen als Imperator an, und auch die großen Statthalter des Orients, Mucianus und Vespasian, versagten ihm ihre Huldigung nicht, wie auch das gesammte römische Afrika vom Nil bis zum atlantischen Ocean diesem Beispiel ruhig folgte. Dagegen war es umsonst, daß Otho den Versuch machte, mit Vitellius zu einem friedlichen Abkommen zu gelangen, oder sonst auf irgend eine Weise die vom Rheine her heraufziehende Gefahr zu beschwören. Die Rheinarmee, die das Geheimniß entdeckt und in die Welt hinausgetragen hatte, daß die Erhebung eines neuen Kaisers kein Vorrecht der Reichshauptstadt und der Garde war, sondern auch an den fernsten Grenzen des Reiches und von den Linientruppen vollzogen werden konnte, wollte auf ihren Bürgerkrieg und dessen für sie hoffentlich rentable Ergebnisse nicht verzichten. Ebensowenig freilich war die Garde zu Rom gewillt, den Aufreizungen Vitellianischer Agenten zu folgen und ihren Kaiser fallen zu lassen. So trieb denn die römische Welt rettungslos einer neuen Aera der Bürgerkriege entgegen, die an Furchtbarkeit nicht weit hinter denen zurückbleiben sollten, unter deren Toben die alte Republik zusammengestürzt war.

Kaiser Otho hatte manche verständige Maßregel versucht, um die Wucht des drohenden Stoßes zu schwächen. Er hatte die Rheinarmee zu kaptiviren gesucht, indem er bei der Gruppirung der Consulate für das laufende Jahr — deren Dauer bei der seit Augustus üblich gewordenen Praxis, möglichst viele vornehme Männer im Jahre das in seiner Bedeutung stark geschwächte Amt führen zu lassen, jetzt oft nur je zwei Monate für jedes Consulnpaar betrug —, dem Verginius Rufus für Mai und Juni diese Würde verschaffte. Unter den zum Abfall zu Vitellius gestimmten Kelten suchte er die Lingonen (S. 272) durch Ertheilung des römischen Bürgerrechts zu gewinnen. Aber er fand bald, daß ihn nur kraftvolle Rüstungen würden retten können.

Jede aus Gallien nach Rom kommende Depesche brachte nur neue Schreckensbotschaften und für den Frieden des Reiches unheilvolle Kunde. Auch Britannien erklärte sich für Vitellius und stellte einige Abtheilungen, namentlich 8000 Legionäre, für den Kriegszug der Rheinarmee nach der Tiber. Als alle Rüstungen fertig waren, ließ Vitellius auf der Rheinlinie unter Hordeonius Flaccus einige Abtheilungen zurück: schwache Cadres, die als die Rahmen für die schnelle Bildung neuer Grenzlegionen dienen sollten. Die zum Bürgerkriege bestimmte Armee theilte er in drei starke Heersäulen. Auf der einen Linie über Lugdunum sollte der Legat Fabius Valens, den skrupelloser Ehrgeiz und Unzufriedenheit über zu geringe Belohnung durch Galba zum revolutionären Agitator gemacht hatte, mit

40,000 Mann vorrücken, deren Kern unter Massen von Auxiliaren eine Elite des unterrheinischen Heeres, namentlich der V. Legion bildete. Ein ähnlich formirtes, um die XXI. Legion gruppirtes Heer führte der Legat Allienus Cäcina, der seiner Zeit als eifriger Anhänger des alten Galba von der Quästur in Bätica zum Kommando über eine oberrheinische Legion befördert, später aber wegen Unterschleifes bei diesem strengen Herrscher in Mißkredit gekommen und mit Strafe bedroht gewesen war. Dieses Heer sollte durch Helvetien vorgehen. Das durch starke Anwerbungen namentlich deutscher Auxiliaren erheblich verstärkte Hauptheer wollte Vitellius persönlich auf dem Wege des Valens nach Italien führen. Der Druck dieser Bewegungen wirkte im Westen weithin. Das gesammte Gallien und dann auch die spanische Armee folgten natürlich dem von Cöln und Mainz aus gegebenen Anstoße. Die Römer sollten aber in den verschiedensten Provinzen und endlich in der Welthauptstadt es ausreichend erfahren, was es zu bedeuten hatte, daß jetzt die wilden Grenztruppen, die seit Jahrzehnten den erbarmungslosen, mörderischen Krieg hier mit deutschen, dort mit pannonischen oder dakischen „Barbaren" zu führen gewohnt waren, nunmehr über das Reich sich ergossen und ihre Waffen theils gegen die wehrlosen Einwohner, theils in grimmigem, landschaftlich gefärbtem, Corpshaß gegen einander kehrten.

Valens und Cäcina waren zwar tüchtige Offiziere, dabei aber ausgemachte Schurken, die außerdem in Raub- und Blutgier ihren Soldaten mit schlimmem Beispiel vorangingen. Daher litten denn auch Helvetien und das südöstliche Gallien gar schwer unter dem Durchmarsch ihrer Heere, die jeden Anlaß gern ergriffen, um „Feinde" zu finden. Cäcina, der seinen Marsch nach dem Großen Bernhard richtete, gerieth sehr bald mit den tapferen helvetischen Bergvölkern, die wie ihre Gegner noch von Galbas Tode keine Kenntniß hatten, daher treu zu diesem Princeps hielten, in blutigen Kampf. Endlich sammelte sich der Widerstand des Volkes zu Aventicum (j. Avenches), östlich vom Neuenburger See, auf der Straße von Augusta Rauricorum nach Augusta Prätoria. Erst vor den furchtbarsten Vernichtungsdrohungen des Römers ergab sich die Stadt. Cäcina ließ dann den Führer der Helvetier, den Julius Alpinulus, hinrichten und schickte zahlreiche Gefangene an Vitellius, der schließlich die Helvetier unter erheblichen Rechtsschmälerungen „begnadigte".

Auf der gallischen Seite dagegen begannen die bequemen Metzeleien zu Metz. Valens, der an der obern Mosel die Botschaft von Galbas Tode erhielt, drang ohne Aufenthalt, von den seiner Zeit für Vindex engagirten Häduern durch äußerste Geschmeidigkeit und große Opfer beschwichtigt, zuerst nach Lyon vor, wo die noch von den Bewegungen her, die sich an Neros Ausgang knüpften, hier befindliche erste Legion (Italica) sich dem Zuge anschloß. Die Romanen von Lyon stachelten jetzt die Armee auf jede Weise zur Verwüstung ihrer verhaßten Nachbarstadt Vienna an, und nur

die tiefste Demüthigung derselben, noch mehr aber enorme Geschenke an Valens, der seinerseits wieder den Soldaten große Summen zufließen ließ, rettete die Stadt damals vor dem Untergange. Dann ging es unter kräftigen Erpressungen und ergiebigen Plünderungen weiter durch das Gebiet der Allobroger und Vocontier. Durch die Thäler der Drome und der Durance erreichte Valens endlich die Alpen, die er auf dem Mont Genèvre oder auf dem Mont Cénis überschritt. Im März d. J. 69 standen die rheinischen Heersäulen des Valens und des Cäcina, (letzterer war der erste gewesen,) auf dem Boden des nordwestlichen Oberitalien.

Bald aber mußten sie erkennen, daß ihnen ein heißer Kampf bevorstand. Otho zeigte in der Einleitung der Gegenwehr Einsicht und Thatkraft. Es galt, den Vitellianern, denen er die Alpenpässe nicht sperren konnte, auf zwei Punkten zu begegnen. Einerseits nämlich sollte die Flotte die gallische Südküste beunruhigen und durch ihre Landungstruppen den Feind womöglich im Rücken bedrohen. Das ist denn auch geschehen, aber ohne rechten Erfolg. Auch die Flotte und ihre Besatzung folgte dem Zuge dieser Tage, und plünderte zunächst auf den befreundeten Küsten von Italien und Ligurien; dann wurden wirklich mehrere erfolgreiche Landungen an der Küste von Narbonensis gemacht, die dortigen Milizen und selbst ein Trupp Soldaten aus dem Felde geschlagen, den Valens auf Bitten der Stadt Forum Julii dahin detachirte. Erhebliches aber wurde hier doch nicht erreicht.

Die Hauptentscheidung mußte in Oberitalien fallen. Es ist dieses Land, welches von jetzt an bis zu den Zeiten des Romulus Augustulus mit Ausnahme einiger weniger Episoden die große Arena wird, auf welcher, — sobald der Krieg sich in Italien koncentrirt, — die großen Kämpfe um die Herrschaft im römischen Reiche ausgefochten werden. Machte das außer der strategischen Lage des Padusgebietes die überreiche Fruchtbarkeit dieses Landes und (S. 70 ff.) die Menge der auf diesem Boden neu erblühten reichen und haltbaren Städte an sich nur natürlich, so konnte Otho bei dem schnellen Vordringen der Vitellianer und bei der Unfertigkeit seiner Rüstungen gar nichts Besseres thun, als zunächst mit seinen noch schwachen Kräften den Versuch machen, die Linie des Padus zu halten, deren eminente militärische Bedeutung seit jener Zeit bis auf unsere Tage bei allen Kriegsverständigen anerkannt gewesen ist. Hier galt es auszuhalten, bis es möglich wurde, die Legionen der untern Donauländer heranzuziehen, welche den Rheintruppen militärisch wirklich gewachsen waren.

Otho verfügte in Rom, als der Bürgerkrieg unvermeidlich sich zeigte, einerseits über die Garde und über die gewöhnliche Besatzung der Stadt, andererseits über die Linientruppen, welche zur Zeit von Galbas Tode sich noch an der Tiber befanden, und über den Rest der ihm persönlich ganz ergebenen Seesoldaten des Nero (S. 274), die er zu einem für den Landdienst bestimmten Corps umgeformt hatte. Außerdem aber organisirte er auch 2000 Gladiatoren für den Dienst im Felde. So sehr aber alle diese

Streitkräfte für ihn persönlich begeistert waren, das Beste hatte er doch von der wuchtigen Masse der damals sieben Donaulegionen zu hoffen, von denen damals die XI. und XIV. in Dalmatien, die XIII. und die VII. Galbiana in Pannonien, die III. Gallica, die VIII. Augusta, und die VII. Claudia, in Mösien standen. Während nun der Marschbefehl nach Italien an diese Soldatenmasse ergangen war, setzte Otho auch die römische Armee rasch in Bewegung, um unter allen Umständen die Paduslinie zu retten.

Der nun entbrennende Kampf ist nach verschiedenen Seiten hin charakteristisch. Einmal entfaltete Otho, — wie er in der Residenz, wo man noch immer seine Mäßigung für Verstellung halten wollte, die schonendste Rücksicht für die persönliche Sicherheit der Familie seines Gegners Vitellius an den Tag legte, — als Heerführer eine Raschheit, Kraft und Thätigkeit, persönlich auch eine Fähigkeit, sich den Anstrengungen des Dienstes zu unterwerfen, die niemand von ihm erwartet hatte. Andrerseits aber trat die tiefe Unsicherheit der römischen Dinge und das allgemeine gegenseitige Mißtrauen doch darin recht deutlich ans Licht, daß der Kaiser die Magistrate und die Consularen aufforderte, ihm ins Lager zu folgen, um sich vor ihren Intriguen in der Hauptstadt hinter seinem Rücken zu schützen. Die Truppen ihrerseits zeigten sich allerdings sowohl dem Vitellius, wie dem Otho und ihrer Sache in beiden Heerlagern mit großer Treue und Zähigkeit ergeben. Aber in diesem Bürgerkriege, wo nicht, wie einst zur Zeit des Cäsar und Pompejus, oder selbst der blutigen Triumvirn, auf beiden Seiten imposante Feldherrngestalten wenigstens im Felde die Soldaten zu bändigen verstanden, gewann die Masse der Soldaten einen höchst unheilvollen Einfluß auf die Führung des Krieges. Der Geist der Meuterei, der Insubordination, und namentlich des Mißtrauens gegen die Generale lag wie ein Alp auf diesem fluchwürdigen Kriege. Im Glück voller Uebermuth, nachlässig und zuchtlos, waren die Truppen jeden Augenblick zur Meuterei bereit, wenn sie ein Mißgeschick betraf. Jedes Unheil aber sollten natürlich die Führer verschuldet haben, und das Geschrei über Verrath wurde schon jetzt in einer Intensivität in den Lagern vernommen, wie nur je wieder in dem letzten Jahrhundert des untergehenden römischen Reiches. Freilich trug auch das sehr viel zu solcher inneren Auflösung bei, daß einerseits der beste der othonianischen Feldherren, der in Britannien bewährte alte Suetonius Paullinus, zu den italischen Soldaten nur wenig Zutrauen hatte und zu vorsichtiger Kriegführung rieth, während die übrigen Führer, Marius Celsus, Annius Gallus, und ein Günstling Othos, der Gardepräfekt Licinius Proculus, die sich um des Kaisers Gunst bewarben, sowohl auf ihn, wie unter einander höchst eifersüchtig waren. Otho, der selbst als Oberfeldherr wenig bedeutete, konnte sich im Felde endlich nur dadurch helfen, daß er seinen Bruder Titianus aus Rom berief, und ihn über die andern setzte.

Von Seiten des Otho wurde der Kampf durch rasche Vorausendung des Annius Gallus und des Vestricius Spurinna mit einem Theile der

stadtrömischen Truppen nach dem mittleren Padus eröffnet. Gallus, so scheint es, ging über den untern Padus, um mit den aus Pannonien und Dalmatien bereits anrückenden vier Legionen Fühlung zu gewinnen. Spurinna dagegen warf sich in die alte Festung Placentia, um diese zu vertheidigen, weil Cäcinas vitellianische Truppen sich nördlich des Padus bereits bis zur Adda ausgebreitet hatten. Cäcina, dessen Veteranen die städtischen Soldaten ihres Gegners mit stolzer Verachtung betrachteten, drängte zum Angriff. Seine Bataver öffneten ihm den Uebergang über den Padus; aber der rasch und übermüthig versuchte Sturm auf die Verschanzungen von Placentia endigte mit einem so entschiedenen Mißerfolge, daß er über den Strom zurückweichen mußte und sich zu Cremona setzte, um erst die Ankunft der Colonne des Valens zu erwarten, der auf seinem Marsche dahin durch eine furchtbare Meuterei zu Ticinum und durch die Detachirungen nach Narbonensis (S. 282) aufgehalten wurde. Während nun die Gladiatoren des Spurinna unter Marcius Macer es wagten, den Padus zu überschreiten und in kühnem und siegreichem Ueberfall die Auxiliaren des Cäcina anzugreifen, wandte Annius Gallus sich hilfsbereit westwärts. Als er hörte, daß die Gefahr für Placentia abgewandt war, setzte er sich fest zu Bedriacum, einem Platze zwischen Cremona und Verona. Hier sammelten sich dann auch die übrigen aus Rom nachgerückten italischen Truppen des Otho, unter Suetonius und Celsus; dann Kaiser Otho selbst, der am 24. März die Residenz verlassen hatte, und — so scheint es — die dalmatinischen und pannonischen Legionen. Als nun Cäcina es noch einmal wagte, die Othonianer von Bedriacum in einen Hinterhalt bei Cremona zu verlocken, gelang es der Gewandtheit des Paullinus und Celsus, denen der Plan verrathen war, ihm einen tüchtigen Schlag beizubringen, der in seinem Lager nachher eine wilde Meuterei hervorrief. Auch als nun Valens endlich mit ihm zusammentraf, entbrannte bei der wüthenden Eifersucht zwischen beiden Feldherren die heftigste persönliche Gegnerschaft. So standen Othos Chancen durchaus nicht schlecht, und Paullinus hatte allen Grund, von einer Verzögerung der Hauptschlacht, — bis erst die mösischen Legionen in Italien angelangt und bei den Vitellianern Proviantmangel eingetreten, — das Beste zu hoffen. Nun aber drängte Otho persönlich so lebhaft zur Entscheidungsschlacht, wie die Soldaten. Wider Paullinus' und Celsus' Rath setzten Proculus und Titianus den Beschluß durch, diesen Kampf unverzüglich zu wagen, dem Otho selbst, fehlerhaft genug, auf Rath der Generale sich persönlich entzog, indem er sich nach dem benachbarten Brixellum (j. Brescello) am rechten Ufer des Padus mit einer starken Bedeckung zurückzog. Der Versuch der Vitellianer, durch Ueberbrückung des Padus unterhalb Cremona die Armee des Otho zu überflügeln, führte schnell genug zu dem gewünschten Kampfe. Weil aber Othos Heer auf dem Marsche nach diesem Punkte, ohne schnell zur Schlachtordnung übergehen zu können, auf den gerüsteten Feind stieß, auch mehrere der Heerführer sich schlecht hielten,

— nur Celsus und Titianus hielten bis zu Ende aus, — so konnte trotz der wüthenden Tapferkeit, mit welcher Othos Krieger stritten, der Ausgang der Schlacht nicht zweifelhaft sein. Am andern Morgen kapitulirten die Truppen von Bedriacum.

Nun war zwar Othos Sache noch nicht verloren. Noch hatte er außer den der Schlacht und der Ergebung entronnenen Kriegern die Truppen zu Placentia und zu Brixellum, die lebhaft die Fortsetzung des Kampfes wünschten; dazu waren die mösischen Truppen bereits in Aquileja angekommen. Da entschied sich aber der Kaiser anders. Otho war das gewesen, was man heute „blasirt" nennt; der Kampf um die Weltherrschaft hatte ihn über seine persönliche Unzulänglichkeit bei dem Ringen um die ungeheure Entscheidung belehrt. Nun nach der Mordschlacht erwachten die besten Gefühle, die in seiner Seele lebten: er wollte wenigstens, so weit er es noch konnte, seinem Vaterlande den Frieden wiedergeben, — so machte er denn am Morgen des 16. April 69 durch einen Dolchstoß seinem Leben ein schnelles Ende.

Zunächst freilich verfiel das Reich unter diesen Umständen der nichts weniger als Glück verheißenden Herrschaft des Vitellius. Auf die Kunde von der Schlacht bei Bedriacum und Othos Tode huldigte der Senat auf der Stelle dem Vitellius und überhäufte die rheinischen Truppen und ihre Führer mit Ehrenauszeichnungen. Der Polizeipräsident Sabinus ließ die städtische Besatzung für Vitellius vereidigen. In Afrika erklärte sich Mauretanien für ihn. Inzwischen war der neue rheinische Imperator mit einer für römische Verhältnisse gewaltigen Armee vom Rhein südwärts marschirt; sein Aufbruch war etwa mit den Kämpfen bei Bedriacum gleichzeitig. In Lyon traf er mit seinen Legaten Valens und Cäcina, deren Schaaren inzwischen Oberitalien ausraubten, wie auch mit den Häuptern der besiegten Partei zusammen. Hier zeigte er sich im Allgemeinen gutmüthig. Paullinus und Proculus, Titianus und Celsus erhielten volle Amnestie; dagegen wurde eine Anzahl tüchtiger Offiziere des othonischen Heeres zum Tode bestimmt. Dann aber galt es, die geschlagene Armee zu zerstreuen. Die mösischen Legionen, wie die dalmatinischen und die pannonischen erhielten nach einander den Befehl, in ihre alten Standquartiere zurückzugehen; nur die besonders trotzige XIV. sollte nach Britannien zurückkehren, wo sie in früheren Zeiten gestanden hatte. Die alte Kaisergarde wurde beschenkt, dann aber entlassen. Die aus Seesoldaten durch Galba in Spanien gebildete Legion erhielt den Befehl, nach diesem Lande abzuziehen.

Vitellius persönlich zeigte weder Grausamkeit, noch finanzielle Raubgier, ja selbst in seinem Benehmen eine gewisse Mäßigung, die von seiner Familie in noch weit höherem Grade geübt wurde. Aber grundverderblich für das Reich wurde einerseits seine verrufene Schlemmerei, die alles bis dahin Bekannte überbot, wie noch mehr seine stumpfe Lässigkeit und Gleichgültigkeit gegen die höheren Interessen des Reiches und gegen das Treiben

seiner Umgebung, gegen die Raubgier seiner Offiziere, die Gewaltthaten seiner Soldaten, die gefährlichen Ausbrüche des Hasses zwischen verschiedenen Corps seiner Armee, und die fühlbare Erschlaffung der Disciplin.

Die siegreiche Armee, 60,000 Mann, der noch eine Masse von Unbewaffneten folgte, wälzte sich indessen zu schwerer Belastung des Landes durch Mittelitalien der Tiber zu. Der Krieg schien zu Ende, auch aus Syrien war endlich die Zustimmung der Legaten zu dem fait accompli von Bedriacum angelangt. So erreichte der neue Kaiser, nicht lange vor dem 18. Juli 69, die Reichshauptstadt, die mit ihm zugleich vier vollständige Legionen, eine gleiche Anzahl Legionäre aus verschiedenen anderen Legionen, zwölf Reitergeschwader und 34 Auxiliarbataillone in vollem Waffenschmucke betraten. Hier endlich nahm Vitellius auch den Namen Augustus an.

Auch Vitellius versuchte es, sich als Kaiser in Rom populär zu machen. Er zeigte sich gern öffentlich, namentlich im Cirkus, wo er, wie früher Vinius, im Gegensatz zu mehreren der früheren Herrscher, die „blaue" Partei der Rennbahn patronisirte. Sein Benehmen gegen den Senat war nicht ohne Rücksicht und Mäßigung. Dem Volke zumal wurde er durch seine Pflege der Neronischen Erinnerungen nicht unwerth. Nichts desto weniger ging es mit ihm entsetzlich schnell abwärts. Seine Trägheit und sein Hang zur Völlerei trugen es bei ihm in kläglichster Weise davon. Während er die Geschäfte im Wesentlichen dem Valens und dem Cäcina überließ, die nur auf Füllung ihrer Kassen und auf Bereicherung ihrer Anhänger bedacht waren und dabei stets wider einander intriguirten, schwelgte der naive Princeps mit so staunenswerther Receptivität, daß es ihm, so lautet die Angabe, gelungen ist, während der wenigen Monate seiner Herrschaft volle 900 Millionen Sesterzen (195,768,900 R. Mark) zu verzehren und zu vertrinken. Bei dieser Art völlig gedankenloser Wirthschaft wurden nun aber auch gefährliche militärische Fehler begangen. Es war nur natürlich, daß bei der ohnehin so schlaffen Zucht des Bürgerkrieges und speziell des Vitellianischen Heeres, die Truppen, die jetzt in Rom lagerten, militärisch in sehr kurzer Zeit erheblich schlechter wurden. Die Legionen der Rheinfestungen, wie die keltischen und die rauhen deutschen Auxiliaren huldigten mit vollen Zügen dem Genuß des üppigen Wohllebens der Residenz. Aber die ewigen Gelage und der ewige schlaffe Müßiggang entnervten die Soldaten; das für den Nordländer namentlich im Hochsommer so gefährliche Klima der Reichshauptstadt decimirte ihre Reihen. Noch mehr, der Kaiser selbst hatte den Organismus der nach Rom geführten Truppen zerrissen. Nach Entlassung nämlich der alten Kaisergarde hatte Vitellius auch die der bisher fungirenden städtischen Cohorten verfügt. Bei deren Neubildung wollte er sich nun einerseits eine sichere Stütze in Italien schaffen, andererseits die Rheinlegionen belohnen, und zugleich als echter Soldatenkaiser die Garde aus den Legionen formiren. Er gab also das System des Augustus (S. 105 ff.)

nach dieser Richtung auf, und formirte die neue Garde, wie die neue Garnison der Stadt aus seinen Legionssoldaten. Die neuen Prätorianer, (die Garde war vielleicht schon unter Gajus oder Claudius bis auf zwölf Cohorten vermehrt worden,) bildeten ein viel stärkeres Corps als früher; sie zählten jetzt sechszehn Cohorten. Auch die neue Garnison der Stadt wurde aus den Rheintruppen entnommen. Auf diese Weise entzog der Kaiser zunächst etwa 20,000 der besten Leute seinen Linientruppen, war nun aber viel zu indolent, um sich der Herstellung des alten festen Gefüges bei seinen Legionen ernsthaft anzunehmen. Er sollte sehr bald erfahren, wie gefährlich das war. Denn während er in der Residenz zechte und schmauste, entbrannte am fernen, jetzt fast schutzlosen Niederrhein ein schwerer Krieg, und brach ziemlich gleichzeitig in Illyricum und in Syrien eine neue militärische Revolution aus, die ganz unmittelbar gegen seine Person gerichtet war.

Die im Orient kommandirenden Statthalter des Reiches hatten bis zur Schlacht bei Bedriacum den immer wilder sich gestaltenden Bewegungen im Westen und im Centrum des Reiches zwar mit Ruhe, aber mit wachsender Spannung und Unbehagen zugesehen. Anders aber verhielt sich das mit ihren Legionen. Mucianus freilich und namentlich der bei seiner Armee überaus beliebte Vespasian waren Mannes genug, um hier die epidemisch über das Reich sich ausbreitende Zuchtlosigkeit der Soldaten zu bannen. Aber hindern konnten auch sie nicht, daß die Soldaten bitter darüber grollten, daß die starke, zur Zeit aus Kerntruppen bestehende, syrische Armee bei den wiederholten Erhebungen neuer Imperatoren absolut gar nicht berücksichtigt wurde. Sie erwogen auch, wie tief Otho und nun gar Vitellius an Mannes- und Feldherrnwerth unter ihrem Vespasian standen, und prüften bereits die Chancen eines Krieges, bei dem ihnen die Hilfsmittel des ganzen Orients zu Gebote stehen würden.

Vespasian war mit dieser Stimmung der Armee sehr wohl bekannt. Allein, gemäßigt, bescheiden und vorsichtig, wie der bereits bejahrte General war, lockte ihn der Gedanke an einen dynastischen Krieg und an das glänzende Elend des Principats nicht sehr, während man bereits in Rom selbst, und noch weit mehr im Orient von diesem Plebejer die Rettung des Reiches aus seiner zerrütteten Lage und von der wüsten Herrschaft des Vitellius hoffte. Es war dann auch Mucianus, der Statthalter Syriens, der an amtlicher Autorität und höherem Kommando ihm voranstand, — der zuerst sich ernsthaft bemühte, den Vespasian zur Erhebung gegen Vitellius zu bestimmen. Allerdings hatten früher zwischen beiden Männern ziemlich kühle Verhältnisse bestanden. Jetzt aber hielt Mucianus, dessen Popularität nicht derart war, um selbst nach der Herrschaft greifen zu können, — der dagegen sich gegen die höhere Tüchtigkeit Vespasians nicht verschloß, und seinen Ehrgeiz als erster Rathgeber des künftigen neuen Imperators befriedigt fand, — die Zeit für gekommen, seinen Kollegen zum Abfall von dem Trunkenbold in Italien zu veranlassen. Dabei kam ihm seine Sympathie sehr zu

statten für den liebenswürdigen Titus, des Vespasian Sohn, der auf der Reise zu Galba (S. 273) schon in Korinth die Nachricht von der Ermordung des alten Kaisers erhalten und sofort die Rückreise nach Palästina angetreten hatte.

Es gelang dem Mucianus wirklich, bei einer Zusammenkunft an den Grenzen ihrer Provinzen seinen Kollegen fortzureißen. Er versprach ihm, seine ganze Macht für ihn einzusetzen, und konnte ihn auch von der Sympathie seiner Legionen für den Plan überzeugen. Der entscheidende Beschluß wurde gefaßt, und nun eilten Mucian nach Antiochien, Vespasian nach Cäsarea, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Da geschah es, daß der in Alexandria regierende, noch von Neros Zeit her im Amte befindliche Präfekt Tiberius Alexander noch weiter ging, und am 1. Juli 69 seine beiden Legionen aufforderte, den Vespasian zum Imperator zu proklamiren. Dieser Tag galt nachher als der Geburtstag des neuen Principats. Die Nachricht wirkte wie ein elektrischer Schlag. Schon am 3. Juli riefen die Truppen in Palästina ihren Vespasian zum Imperator Cäsar Augustus aus. Und nun eilte auch Mucian, sein Heer für den neuen Prätendenten in Eid und Pflicht zu nehmen. Mit arger List warf er die Rede unter das Volk und die Truppen, daß Vitellius beschlossen habe, die gefürchtete wilde Rheinarmee nach dem üppigen Syrien, die syrischen Legionen aber nach den rauhen Ufern des Rheines zu verlegen. Bis zum 15. Juli war Vespasian überall, vom Nil bis zum Tauros, anerkannt, — also in derselben Zeit, wo Vitellius endlich die Tiber erreicht hatte; der gesammte Orient folgte dieser Bewegung, die Vasallenfürsten, ja selbst der Partherkönig Vologäses, boten ihre Dienste an. Nun schienen die Omina und Prophezeiungen jeder Art zu ihrem Rechte gekommen zu sein, die sich, — wie das durch die gesammte Kaisergeschichte bis zu der christlichen Zeit hindurchgeht, — in Masse als glänzender Nimbus um den neuen Prätendenten und dessen Vorgeschichte sammelten.

Nun hielten die Feldherrn zu Berytos einen großen Kriegsrath. Den Krieg gegen die Juden sollte Titus übernehmen. Vespasian hatte seit Sommer 68 durch Vollendung der Eroberung des aufständischen Landes, wenige Schlösser ausgenommen, Jerusalem langsam isolirt, und sich im Hinblick auf die römischen Zustände wohl gehütet, sich zur Zeit zu tief in diesen Kampf zu verstricken. Nun wollte er selbst nach Aegypten gehen, um für alle Fälle der ägyptischen und womöglich auch der karthagischen Kornausfuhr sich zu bemächtigen und dadurch auf Rom einen Druck ausüben zu können. Mucianus sollte mit einer genügenden Macht den Marsch zu Lande durch Asien und Illyricum nach Italien antreten, und brachte zunächst in Asien, theils aus eigenen Mitteln, theils aus Tempeln und durch neue Auflagen, erhebliche Geldmittel zusammen.

Während der neue Prätendent und seine Freunde, ohne die großen Reichsinteressen im Osten leichtsinnig aus den Augen zu lassen, langsam und systematisch vorgingen, nahm die neue dynastische Krisis, die ihr Auf-

treten herbeiführte, wider ihr Erwarten einen ungemein akuten und jähen Charakter an. Die Kunde von Vespasians Erhebung nämlich wirkte auf einem Hauptpunkte des Reiches geradezu zündend. Die drei mösischen Legionen, die (S. 284) dem Otho zu Hilfe gezogen waren, hatten in Aquileja die Kunde von der Niederlage und dem Tode dieses Kaisers erhalten, und darauf hin voller Schmerz und Wuth die schwersten militärischen Excesse verübt. Allmählich aber war Furcht vor der künftigen Strafe durch Vitellius an die Stelle jener wilden Aufregung getreten. Als sie nun wieder in ihrer Provinz lagen, und die große Kunde aus Syrien zu ihnen drang, war es zuerst die III. Legion (Gallica), die — noch nicht lange aus Syrien (68, zum Schutz Mösiens gegen die Sarmaten[1]) nach der Donau zurückverlegt, jetzt sich für Vespasian erklärte. Jetzt konnte man sich durch Aufnahme des Kampfes gegen Vitellius ein Verdienst um den neuen Prätendenten erwerben, und jeder Strafe entgehen. Bald waren alle mösischen Truppen für die neue Revolution entflammt. Es dauerte nicht lange, so schlossen sich auch die pannonischen und dalmatinischen Legionen ihnen an, die — durch Vitellius nach ihren Quartieren zurückgeschickt, durch die Hinrichtung mehrerer ihrer Offiziere noch besonders erbittert, darauf brannten, die Niederlage bei Bedriacum zu rächen. Sofort wurden Briefe nach Gallien, Britannien und Spanien geschickt, um auch dort zur Erhebung gegen Vitellius aufzufordern.

Dabei blieben die Insurgenten von Illyricum aber nicht stehen. Die illyrischen Generale, die von Vespasian brieflich in Eid und Pflicht genommen waren, hielten zu Poetovio einen Kriegsrath. Hier waren die meisten derselben der Ansicht, man solle die östlichen Alpenpässe den Vitellianern sperren und zunächst die Ankunft des Mucianus erwarten. Das war aber nicht die Meinung des kühnen und hochbegabten Antonius Primus, des (S. 275) Commandeurs der VII. Legion Galbiana. Dieser feurige Tolosaner war, was auch die Fehler seiner jüngeren Jahre und seines Privatlebens sein mochten, ein Soldat von rechter Energie, und als Führer wie gemacht, um als Bahnbrecher in einem solchen Revolutionskriege siegreich die Spitze zu nehmen. In feuriger Rede überzeugte er seine Kollegen, daß bei dem Zustande der Vitellianischen Armee ein rascher Angriff die besten Chancen verspreche, und übernahm es, für seine Person mit einem Theile des Fußvolkes und der Reiterei den ersten Vorstoß gegen Italien zu versuchen. Neben diesem verwegenen und hochstrebenden Manne waren zur Zeit in der illyrischen Armee nur noch zwei Offiziere, die sich ein ähnliches Ansehen zu erwerben vermochten. Der eine, Arrius Varus, hatte von unten auf gedient, und war unter Corbulo in Asien Präfekt einer Auxiliarcohorte gewesen. Durch Verdächtigung dieses Feldherrn bei Nero hatte er sich die Stelle eines Cen-

1) Gegen diese hatte unter Nero (nach d. J. 58, etwa 62 und nachher) der Legat Ti. Plautius Silvanus Aelianus glücklich gefochten, auch 100,000 derselben unter römischer Hoheit in Mösien angesiedelt.

turio Primipilaris erworben, und erscheint jetzt als einer der Hauptführer der flavischen Partei, wie neben ihm der bisherige Prokurator Cornelius Fuscus.

Unbekümmert darum, daß Vespasian und Mucian als vorsichtige Feldherren mit so ungestümem Vorgehen durchaus nicht sehr zufrieden waren, und daß Mucian, der auch die ihm zu Gebote stehenden Kriegsschiffe nach dem Bosporus beordert hatte, mit der von ihm geführten VI. Legion und 13,000 auserlesenen Soldaten aus drei anderen Legionen, nicht so schnell zu seiner Unterstützung herankommen konnte, überschritt Antonius Primus an der Spitze seiner Legion, vieler leichter Truppen und einer zahlreichen Reiterei wirklich im Herbst 69 die julischen Alpen und breitete sich unter täglich wachsenden kleineren Erfolgen siegreich bis zur Etsch aus, um dann sein Hauptquartier in Verona zu nehmen. Die Führer der übrigen flavischen Abtheilungen in Illyricum, die sich inzwischen durch neue Auxiliaren verstärkt hatten, folgten ihm allmählich nach. Und nun sollte die blutige Entscheidung nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Vitellius war gegenüber der neuen Gefahr von Osten her bedenklich lange unthätig geblieben. Während ein viele Wochen hindurch wehender Nordwestwind die Ankunft aller durch die Postschiffe vermittelten Nachrichten aus dem Osten aufhielt oder doch verzögerte, war in Rom zuerst nur der Abfall der III. Legion in Mösien sicher bekannt geworden. Als dann die Botschaft von der Erhebung sämmtlicher illyrischer Legionen die Gefahr ebenso gewaltig als drohend nahe erscheinen ließ, sollten nun in aller Eile aus der Westhälfte des Reiches Verstärkungen herangezogen werden. Damit aber sah es übel aus. Nur in Afrika war man zur Hilfe bereit. In Spanien hielt man sich in kühler Reserve, und noch schlimmer sah es im Norden aus. Was seit dem dritten Jahrhundert n. Chr. bei den späteren inneren Reichskriegen sich immer wieder in stets gefahrvolleren Dimensionen wiederholen sollte, lernten die Römer jetzt zuerst kennen. Der ungeheure Zerfleischungskampf im Centrum des Reiches und die Entblößung verschiedener Grenzen von zuverlässigen römischen Streitkräften lockte auf mehreren Stellen, namentlich auf der brittischen und der unteren Donaugrenze die benachbarten Barbaren, Angriffe auf das Reich zu versuchen. So konnten aus Britannien keine Hilfstruppen kommen. Weitaus die größte Gefahr aber drohte am Rhein. Nach dem Abmarsch des Vitellius hatten die auf der Rheinlinie zurückgelassenen römischen Offiziere sich bemüht, die gefährlichen Lücken in der Grenzhut wieder zu schließen und die Cadres der Legionen wieder zu neuen vollständigen Legionen auszugestalten. Das war aber nach zwei Seiten hin nur sehr unvollkommen gelungen. Einerseits nämlich blieben die neuen taktischen Formationen weit hinter der üblichen Sollstärke zurück, so daß beispielsweise die V. und XV. Legion zusammen höchstens 5000 Mann zählten. Andrerseits aber hatte man in der Eile unter den den Rheinfestungen benachbarten keltischen und deutschen Völkern rekrutirt. Sollte es nöthig werden, gegen Deutsche oder gegen einen keltischen Aufstand Gewalt zu brauchen, so waren diese neu eingestellten

Leute jedenfalls eine sehr zweifelhafte Hilfe, zumal der alte General Hordeonius Flaccus durchaus nicht der Mann war, seinen Soldaten wirklich persönlich zu imponiren. Unter diesen Umständen gab die Erhebung des Vespasian gegen Vitellius einem kühnen Abenteurer den Anlaß, mit den verwegensten Plänen gegen die römische Herrschaft im nordwestlichen Europa hervorzutreten. Zwei Brüder aus einem fürstlichen Geschlecht der seit Alters mit den Römern verbündeten Bataver, Julius Paulus und Claudius Civilis, waren nach vieljährigem Dienste unter den Auxiliaren des Reiches mit den Machthabern in Konflikt gerathen. Paulus war noch unter Nero auf Befehl des Fontejus Capito getödtet, Civilis aber nach Rom geschickt, dort später von Galba entlassen worden, um nachher am Rhein von den Soldaten, als der Mitschuld an des Capito Tode verdächtig, am Leben bedroht zu werden. Nur aus Rücksicht auf die Bataver hatte ihn dann Vitellius durchschlüpfen lassen. Präfekt einer Auxiliarcohorte, durch 25jährigen Dienst mit römischen Verhältnissen vollkommen vertraut, dabei ein Deutscher von damals noch seltener Geistesschärfe, an kluger Voraussicht, List, Berechnung und Führungstalent seinen Landsleuten erheblich überlegen, glühte er jetzt vor Begier sich zu rächen, und da der ganze germanische Freiheitsdrang in ihm wieder erwacht war, so trug er sich mit der kühnen Idee, die römische Macht am Rhein gänzlich zu vernichten. Als nun sein alter Waffengefährte Vespasian als Prätendent auftrat; als nun von Seiten der flavischen Partei, namentlich von Antonius Primus, ja heimlich selbst von Hordeonius Flaccus, ihm Aufforderungen zukamen, die Römer am Rhein durch einen Aufstand zu beschäftigen, bot sich ihm von selbst die Chance, seine Pläne zunächst mit dem Namen des Vespasian zu decken. Es wurde ihm nicht schwer, in Folge der mit vielen Mißbräuchen verbundenen römischen Aushebung unter den Batavern die einflußreichsten Männer seines Volkes für seine Pläne zu gewinnen. Er läßt den Aufstand durch die benachbarten Caninefaten unter dem Häuptling Brinno beginnen, die sofort die Friesen gewinnen, und mit diesen die römischen Stellungen in ihrem Gebiet überrennen. Und als sich die römischen Truppen nach dem oberen Theile der „Insel der Bataver", nach dem Winkel zurückziehen, der durch Waal und Rhein bei ihrer Trennung gebildet wird, vereinigt Civilis seine Schaaren mit denen der Insurgenten, und bringt jenen, — unterstützt durch den Verrath einer belgischen Cohorte und der batavischen Matrosen auf den römischen Rheinschiffen, — zu Wasser und zu Lande eine schwere Niederlage bei, die ihm als Siegespreis 24 römische Schiffe in die Hände wirft. Dieser Sieg entschied zunächst über die Zukunft des Aufstandes. Der Ruf dieses Erfolges führte die beuteluſtigen Germanen nunmehr in Massen zu Civilis' Fahnen. Die gefangenen keltischen Soldaten entließ dieser, der sie sehr geschickt zu behandeln wußte, nach ihren Kantonen, um daselbst überall für die Empörung zu agitiren. Als jetzt Hordeonius Flaccus, um vor Vitellius wenigstens den Schein zu retten, den Legaten Munius Lupercus mit der V. und XV. Legion und den Auxiliaren von

Vetera aus gegen Civilis schickte, wurde dieses Heer nach Ueberschreitung der Waal ebenfalls geworfen. Ein batavisches Reiterregiment fiel sofort ab, die ubischen und treviriſchen Auxiliaren stoben auseinander, und Lupercus mußte nach Vetera retiriren. Gleich darauf durch den Uebertritt von acht batavischen Cohorten zu seiner Sache, die vorher in Italien mit Auszeichnung für Vitellius gefochten hatten, nachher wieder nach Deutschland geschickt, und jetzt abermals nach Italien gerufen waren, erheblich verstärkt, und weiter durch starke Massen der Brukterer und Tencterer unterstützt, — ließ Civilis sein ganzes Heer für Vespasian schwören. Unter dieser Flagge wandte er sich nun gegen die römische Rheinarmee und griff in erster Reihe die stolze Festung Vetera an, wo ihn jedoch die ausdauernde Tapferkeit der Besatzung zur Eröffnung einer langwierigen Belagerung nöthigte.

So stand denn auch der Nordwesten des Reiches im Herbst 69 in vollen Flammen, und Vitellius war lediglich auf die Truppenmacht in Italien angewiesen, mit der allein er, mochte ihr Zustand jetzt sein wie er wollte, den Kampf gegen die illyrische Armee aufzunehmen hatte. Noch immer konnte er, wie wir wissen, über das Material von acht, obwohl in ihrer numerischen Stärke nicht mehr dem Sollstand entsprechenden Legionen und über viele Auxiliaren verfügen, die ihm noch immer treu ergeben waren, soweit es auf den gemeinen Mann ankam. Noch zu rechter Zeit wurden diese Streitkräfte nach dem Norden Italiens geworfen; aber zum Unheil des Vitellius war auf die Führung kein Verlaß mehr. Da Valens durch Krankheit gefesselt wurde, so führte Cäcina die Armee; dieser aber, unzufrieden über die größere Gunst seines Kollegen bei dem Kaiser, sann auf Verrath und begann gleich nach seiner Ankunft am Padus, wo er sich zwischen Cremona und Ravenna aufstellte, im Verein mit dem Präfekten der Flottenstation zu Ravenna, dem Lucilius Bassus, einerseits die ihm unterstellte Armee zum Abfall zu verführen, andrerseits mit Antonius Primus in Verona, der damals noch über nur wenige Truppen verfügte und leicht hätte überrannt werden können, von Hostilia aus Briefe zu wechseln. Als endlich Bassus mit seiner Flotte wirklich zu der flavischen Partei übergegangen war, wollte Cäcina die bei Hostilia stehenden sechs Legionen bestimmen, diesem Beispiele zu folgen. Da erhob sich jedoch die Masse der Soldaten ungestüm gegen solchen Verrath an Vitellius, warf den Cäcina in Ketten, wählte sich neue Führer, und brach auf, um sich mit den zwei zu Cremona stehenden Legionen zu vereinigen.

Als Antonius Primus, der die Führung des flavischen Krieges jetzt vollständig an sich gerissen hatte, von diesen Zuständen im feindlichen Lager Kenntniß erhielt, brach er ungestüm aus Verona heraus, um die beiden Hälften des feindlichen Heeres getrennt nach einander anzufallen. In zwei Gewaltmärschen erreichte er das unheilvolle Bedriacum. Und (gegen Ende des Oktobers 69) in der Nähe dieses Ortes kam es demnächst mit der Besatzung von Cremona zu einem mörderischen Kampfe, in welchem die Vitellianer endlich geschlagen und nach der Stadt zurückgeworfen wurden.

Nun erreichten aber die andern sechs Legionen doch ebenfalls Cremona, und begannen sofort, mit den eben zurückgeworfenen Kameraden vereinigt, noch mit Anbruch der nächsten Nacht den unüberlegten Angriff auf das illyrische Heer. So entbrannte eine entsetzliche nächtliche Schlacht, die endlich durch die überlegene Taktik des Antonius zu Gunsten der flavischen Partei sich entschied. Dann wurde noch das Lager der Vitellianer genommen, und auch die Stadt Cremona mußte kapituliren. Und nun begann, — mindestens unter Zulassung des Antonius, — eine schauderhafte viertägige Plünderung, die endlich mit völliger Zerstörung der blühenden Stadt Cremona und Niedermetzelung ihrer Bewohner schloß. Auch Cäcina fiel in die Hände des Antonius und wurde von ihm an Vespasian ausgeliefert.

Die kriegsgefangenen vitellianischen Truppen wurden sofort nach verschiedenen Theilen der illyrischen Provinzen verlegt. Auf die Kunde aber von der entsetzlichen Schlacht bei Cremona fielen die westlichen Provinzen des Reiches ohne Widerstand zu Vespasian ab. Der Legat Valens, der mit frischen Truppen aus Rom nach Oberitalien gekommen war und auf die Nachricht von dem Untergang von Cremona sich nach Pisä gewendet hatte, um in Gallien neue Truppen zu organisiren, fiel auf den Stöchaden in die Hände der Flavianer. Antonius Primus hat ihn dann zu Urbinum hinrichten lassen.

Nun schützte nur noch der Wall der Apenninen den unseligen Vitellius vor den blutigen illyrischen Schaaren. Noch hoffte er, mit den zu Rom ihm zu Gebote stehenden Kerntruppen in Garde und Besatzung, und mit einer Flottenlegion dem Antonius widerstehen zu können, zumal die Annäherung eines schneereichen Winters die Vertheidigung der Apenninenpässe zu erleichtern schien. Er stellte sich selbst an die Spitze der Truppen und führte — während sein Bruder Lucius den Befehl in der Residenz übernahm — 14 Bataillone der neuen Garde, die Flottenlegion und mehrere Reiterhaufen, nach Mevania am Clitumnus, nördlich von Spoleto, einer strategisch sehr wichtigen Stellung in Umbrien. Nun aber hörte er, daß in seinem Rücken die Flotte zu Misenum sammt der Stadt Puteoli von ihm abfiel. Die Seesoldaten besetzten bereits für Vespasian auch Tarracina, und von Campanien zuckte der Aufruhr hinüber bis zu den Marsern und Pälignern. In solcher Noth verlor Vitellius völlig den Kopf. Er verließ Mevania, führte die Truppen nach Narnia, ließ einen Theil hier stehen, eilte mit den übrigen nach Rom, und suchte hier noch einmal durch Aufbietung der Volksmassen sein Heer zu verstärken.

Inzwischen handelte Antonius Primus, der sich bereits vollständig als Repräsentant des neuen Kaisers fühlte, rasch und entschieden. Er hatte den Troß und das Gepäck seines Heeres und einen großen Theil der Linientruppen in Verona zurückgelassen, und sich dann mit etwa zwei Legionen und den Auxiliaren gegen Süden wieder in Bewegung gesetzt. Trotz der erheblichen Schwierigkeiten, welche Nässe, Kälte und hoher Schnee seinem

Marsche bereiteten, konnte er im December 69 die Apenninen, die Vitellius aufgegeben hatte, ohne Widerstand überschreiten, und nun gingen die vitellianischen Truppen bei Narnia, völlig entmuthigt und führerlos wie sie waren, mit fliegenden Fahnen zu ihm über. Dann aber ließ Antonius Primus, der doch kein gedankenloser und blutdürstiger Bataillenr, sondern ein feiner Politiker war, dem Vitellius Vergleichsvorschläge machen, die auch die Zustimmung des damals bereits durch Illyricum nachrückenden Mucianus fanden. Er forderte die freiwillige Abdankung des Kaisers, der dafür mit hoher Pension sich nach irgend einer campanischen Villa in das Privatleben zurückziehen möge.

Vitellius so gut wie die besitzenden Bürger der Hauptstadt, die von gewaltsamer Einnahme Roms durch die Mordgesellen von Cremona das Schlimmste fürchteten, waren sehr erfreut über die Aussicht, den Bürgerkrieg in solcher Art schnell beendigt zu sehen. Der Kaiser säumte nun auch nicht, sofort mit Flavius Sabinus, den (wie auch Vespasians in Rom befindlichen jüngeren Sohn Domitian) er bisher freundlich behandelt hatte, sich in Verbindung zu setzen, und schloß mit demselben am 18. December 69 in aller Form den Abdankungsvertrag. Man hoffte in Rom nun den Frieden gesichert; aber wider alles Erwarten brach eine entsetzliche Katastrophe herein.

Als Vitellius die Hofburg verließ und auf das Forum hinabstieg, um den Akt der Abdankung vor Volk und Senat förmlich zu vollziehen, machte die klägliche Erscheinung des von seiner hohen Stellung freiwillig zurücktretenden Kaisers auf das leicht bewegliche Volk einen so ergreifenden, auf die Truppen in der Stadt, zu denen noch Massen aus dem Norden und von Narnia geflüchteter, wüthender Soldaten kamen, einen so erbitternden Eindruck, daß man ihn nöthigte, wieder nach dem Schloß zurückzukehren. Nur daß Vitellius seine Rücktrittserklärung nicht zurücknahm. Bei so schwüler Temperatur führte der nächste Anlaß zu wilden Greuelscenen. Senat und Ritter, Behörden und Polizei sammt ihren Leuten, namentlich die Feuerwehr-Gensdarmerie, machten nach Abdankung des Vitellius dem Repräsentanten des neuen Kaisers eifrig den Hof und veranlaßten ihn, als man die Kunde von der unruhigen Haltung der alten Truppen des Vitellius erhielt, bewaffnet nach dem Palatin zu ziehen. Unterwegs aber stieß man mit den wilden Kriegsgesellen zusammen. Die Begleitung des alten Sabinus wurde zersprengt, er selbst genöthigt, mit seinen Anhängern sich auf das Kapitol zu flüchten. Hier wurde er nun von den wüthenden Vitellianern blokirt. Während der Nacht fand er unter dem Schutze eines gewaltigen Schneefalls die Möglichkeit, Eilboten zu Antonius Primus zu schicken, die möglichst schnelle Hilfe forderten. Diese Reiter fanden den illyrischen Feldherrn im Lager zu Ocriculum am linken Ufer der Tiber, noch 44 Miglien von der Hauptstadt entfernt, wo seine Soldaten seit dem 17. December behaglich das Fest der Saturnalien feierten. Nun brach er in wilder Hast auf, den Bruder seines Kaisers zu retten; aber als er am Abend des 19. Decembers die

Station Saxa Rubra, noch acht Miglien von Rom, erreichte, hörte er mit Entsetzen, daß er zu spät kam. Vitellius hatte den Sabinus nicht retten können. Im Laufe des Tages hatten die wüthenden Soldaten des abgedankten Kaisers unter wildem Kampfe das Kapitol mit Sturm genommen, und während dabei der herrliche Tempel in Flammen aufging, hatten sie die Vertheidiger in Menge getödtet, den Sabinus aber nach dem Palatin geschleppt und vor den Augen des verzweifelnden Vitellius ermordet. Nur Domitian war als Isispriester verkleidet dem Gemetzel entronnen. Die Vitellianer aber rüsteten sich mit Hilfe des Pöbels und der Sklaven zum Verzweiflungskampfe gegen die illyrische Armee.

Am Morgen des 20. December erschien eine Gesandtschaft der Vestalinnen mit einer Botschaft des Vitellius bei Antonius Primus. Jener begehrte nur einen Tag der Waffenruhe zum Zwecke der Unterhandlungen. Von einem Vertrage konnte aber nicht mehr die Rede sein. Aber auch einen Tag des Aufschubes konnte Antonius, der selber durch die furchtbare Wuth seiner Truppen in schwere Besorgniß gerieth, diesen nicht mehr abhandeln. Sie erzwangen den sofortigen Vormarsch gegen die Hauptstadt. In drei Kolonnen gingen sie zum Sturme vor; das Centrum auf der Via Flaminia direkt gegen das Kapitol, der rechte Flügel an der Tiber hinab, der linke Flügel gegen die Porta Collina. Nur am Mons Pincius kam der Kampf zeitweise zum Stehen. Ueberall sonst erlagen die Vitellianer dem furchtbaren Stoße der illyrischen Soldaten, und nun setzte sich das Gemetzel bis zum Nachmittag in allen Gassen fort. Der durch die Gladiatur völlig entmenschte Pöbel der Welthauptstadt aber sah voll trunkener Lust mit scheußlicher Freude diesen Schlächtereien zu, die ihm als großartige Kampfspiele zur Feier seiner Saturnalien erschienen. Als endlich auch die Citadelle mit Sturm genommen und die Garde des Vitellius in Stücke gehauen war, wurde der im Palatin entdeckte Vitellius unter dem bestialischen Hohne des Pöbels und der Soldaten mit einer viehischen Grausamkeit ermordet, die nachmals nur in dem schauderhaften Ausgang des Byzantiners Andronikos Komnenos ihres Gleichen gefunden hat. Dann aber eilten die siegreichen Flavianer noch an demselben Abend den jungen Domitian als Cäsar zu proklamiren und nach dem Palatin zu führen.

Erst am folgenden Tage (21. December) konnte der Senat zusammentreten und dem noch abwesenden Vespasian die Reichsherrschaft in aller Form übertragen. Ruhe aber kehrte nach Rom noch nicht zurück. Wohl waren am 20. December gegen 50,000 Menschen gefallen, aber die Flavianer hörten nicht auf, mit Raub und Plünderung die Stadt heimzusuchen, während Antonius, der sich sofort eng an Domitian anschloß, mit argem Cynismus aus der Beute der Hofburg sich bereicherte, und Arrius Varus die Präfektur der Garde an sich riß. Diesem wüsten Chaos machte erst die Ankunft des strengen Mucianus ein Ende. Dieser kraftvolle Stellvertreter Vespasians war auf dem Zuge durch Illyricum genöthigt gewesen, in der Zeit gleich nach

der Schlacht bei Cremona momentan in den unteren Donauländern Halt zu machen und einen räuberischen Einbruch dakischer Schwärme blutig von Mösien abzuwehren. Als er nun endlich in Rom ankam, wurde sein Erscheinen als eine Wohlthat empfunden, obwohl er sich keineswegs einzelner Grausamkeiten enthielt und gegen den Senat herrisch genug auftrat. Aber er bändigte mit starker Hand den Uebermuth der illyrischen Soldaten, stellte die Disciplin der Armee allmählich wieder her, und machte der Uebermacht des Antonius Primus ein Ende, indem er die besten Legionen theils nach Syrien, theils nach dem Rhein detachirte, zugleich auch aus den siegreichen Truppen eine neue prätorianische Garde herzustellen anfing.

Während Vespasianus persönlich noch längere Zeit im Osten des Reiches verweilte, und nun mit großer Anstrengung für die Zufuhr aus Aegypten nach der fast ausgehungerten Hauptstadt sorgte, loderte, als in Italien endlich die Ruhe wieder zurückkehrte, am Rhein wie in Judäa die Flamme der auswärtigen Kriege mit neuer Heftigkeit auf.

Die Nachricht von der Schlacht bei Cremona erschütterte die Stellung der Vitellianer am Rhein außerordentlich und warf nun auch in die Reihen der Römer, die gegen Civilis im Kampfe standen, arge Verwirrung und Unsicherheit. Schon vorher hatte die römische Sache dadurch schwer gelitten, daß die Soldaten der Gesinnung des Hordeonius ernstlich zu mißtrauen begannen. Noch aber gab es einen Halt für dieselbe. Die Rheinarmee besaß in Dillius Vocula, dem Commandeur der XXII. Legion, einen ausgezeichnet tüchtigen Führer. Dieser hatte aus Mainz den Kern der IV. und XXII. Legion gezogen, mit dem sich dann zu Bonn die I. und zu Novesium (Neuß) die XVI. Legion, sammt keltischen Auxiliaren, verbanden, und dieses Heer rheinabwärts geführt, um (S. 292) Vetera zu entschütten. Das war endlich auch unter großen Schwierigkeiten gelungen. Nun aber wirkte die Kunde von Cremona verderblich. Die Führer hatten sich jetzt für Vespasian erklärt, aber die Soldaten grollten bitter, und der meuterische Geist wirkte, obwohl aus verschiedenen Motiven, bei den römischen wie bei den nichtrömischen Soldaten immer unheilvoller, und lähmte die Kraft der Armee, während Civilis, der jetzt seine Maske fallen lassen mußte, den Kampf mit erhöhter Energie fortsetzte, und die Kelten immer erfolgreicher zum Abfall von Rom bearbeitete.

Unter diesen Umständen drehte sich der Kampf am Rhein jetzt längere Zeit wesentlich um die Behauptung von Vetera, welches Civilis seit Anfang des Jahres 70 wieder blokirte, während Vocula, als die meuterischen Soldaten den alten Hordeonius zu Novesium ermordet hatten, nach Mainz hatte zurückgehen müssen. Inzwischen erschütterte die Kunde von der Zerstörung des Kapitols in Rom im nördlichen Gallien weithin die Treue der keltischen Völker. Die Druiden predigten überall, daß damit das Palladium der römischen Macht verloren, dieselbe nunmehr auf die keltische Nation übergegangen sei! Dazu kamen falsche Nachrichten über römische

Niederlagen in Britannien und Mösien. Da waren es denn drei Männer, die als römische Offiziere bisher Auxiliaren ihrer Kantone geführt hatten, nun aber nach des Hordeonius Tode unter Mitwirkung noch anderer Freunde zu Cöln mit Civilis konferirten und den Plan der Gründung eines großen und freien keltischen Reiches entwarfen. Es waren die Trevirer Julius Classicus und Julius Tutor, und der Lingone Julius Sabinus, der sich rühmte, von einem Bastard des großen Cäsar abzustammen. Als nun der tapfere Vocula im Frühling des Jahres 70 noch einmal den Versuch wagte, von Mainz aus Vetera zu retten, fielen Tutor und Classicus endlich offen ab. Auf Novesium gedrängt, konnte der tapfere römische Legat seine Soldaten, die, durch die Kunde von Vitellius' gräßlicher Ermordung neu erbittert, nun Seitens der Kelten durch Geld und alle Mittel der Verführung bearbeitet wurden, nicht mehr zusammenhalten. Der wackere Mann wurde schändlich ermordet; dann huldigte sein Heer dem neuen gallischen Reiche. Cöln und alle übrigen Plätze der Rheinlinie schlossen sich der neuen Bewegung an. Auch Vetera ergab sich endlich; die Besatzung wurde bei dem Abzug unter Bruch der Kapitulation von den Germanen niedergehauen, die Festung zerstört.

So war ganz Belgien und Germanien momentan für Rom verloren. Aber bald zeigte es sich, daß nur eine seltene Ungunst der Umstände solches Mißgeschick möglich gemacht hatte, und daß die deutschen und keltischen Sieger zu positiven Schöpfungen unfähig waren. Die abgefallenen Legionen begannen sehr bald ihrer miserabeln Rolle und Lage sich zu schämen. Die überrheinischen Deutschen, aber auch die Bataver, die Nervier und andere belgische Völker mochten sich nicht den Trevirern, diese wieder sich nicht den Bätavern unterordnen. Mehr noch, die keltischen Völker im centralen Gallien hatten weder das Gemetzel von Besançon, noch die schrecklichen Heerfahrten des Cäcina, Valens und Vitellius vergessen, und verhielten sich jetzt gegenüber den Trevirern ebenso ablehnend, wie einst diese gegen Vindex. Während die Ubier von Cöln Mühe hatten, sich der zudringlichen Aufforderung der Tencterer zu erwehren, die am liebsten die stolze Stadt zerstört hätten, mußte sich Civilis in Belgien mit einem Todfeinde aus seinem Volke, dem Bataver Claudius Labeo, herumschlagen, und Niemand dachte daran, die Alpenpässe den römischen Truppen zu sperren, die auf Mucianus' Befehl bereits im Anmarsche waren, um die römischen Adler in Belgien und am Rhein wieder aufzurichten. Eine unnütze und unglückliche Fehde des Julius Sabinus gegen die Sequaner hatte diesen Führer bereits außer Gefecht gesetzt.

Mucianus hatte zum Führer des nordischen Krieges den Petillius Cerialis bestimmt, einen ausgezeichneten Stabsoffizier, der zwar einen bedenklichen Hang zu galanten Abenteuern besaß, aber bei großer, unter Umständen bis zum Leichtsinn sich steigernder Kühnheit und Gewandtheit, zugleich ein kluger Diplomat, und dabei wohl geschickt war, auf diesem Kriegsschauplatze Versöhnlichkeit und Milde da zu zeigen, wo diese zum Ziele

führen konnte. Während aus Britannien die XIV. Legion gegen Belgien aufbrechen sollte, wurden zwei Legionen aus Spanien und die Auxiliaren aus Rätien gegen den Heerd des Aufstandes in Bewegung gesetzt. Cerialis selbst führte vier Legionen aus Italien (die VI., VIII., XXI. und II.) über die Alpen nach dem Oberrhein. Unter dem Eindrucke dieser Nachrichten entschied sich eine große, durch die Remer berufene, keltische Tagsatzung für Unterwerfung und Frieden mit Rom, nur die Lingonen und Trevirer beharrten bei dem Aufstande.

Nun aber führte Petillius seine Schläge schnell und mit Nachdruck, und brachte einfach schon durch sein Erscheinen an der Spitze eines römischen Heeres am Rhein einen starken Rückschlag hervor in der Stimmung der vom Reiche abgefallenen römischen Truppen. Schon in dem ersten Gefecht am Oberrhein, welches der Trevirer Tutor einem Theile des römischen Heeres, der XXI. Legion und den Auxiliaren aus Rätien lieferte, gingen die römischen Soldaten seiner Armee sofort zu ihren alten Kameraden über. Und während er nun in Eile nordwärts hinter die Nahe retirirt, erklären sich zwei abgefallene, nach Trier geführte Legionen für Vespasian und ziehen ab zu den römisch gesinnten Mediomatrikern (bei Metz). Gleich nachher wird Tutor bei Bingen durch den Legaten Sextilius Felix aufs Haupt geschlagen. Und nun bringt Petillius mit immer noch schwacher Macht von Mainz aus nach der Mosel vor, zieht die Legionen von Metz heran, und bringt bei Trier den unter Tullius Valentinus verschanzten Trevirern und Lingonen die entscheidende Niederlage bei, welche der gallischen Empörung ein schnelles Ende bereitete. Die kluge Schonung der Besiegten, namentlich der Stadt Trier, die er vor Plünderung schützt, und die gewandte und freundliche Behandlung der Kelten wie der wiedergewonnenen Legionen vollendet diesen glänzenden Gewinn.

Noch aber blieb Civilis zu bekämpfen. Dieser Feldherr, unermüdlich wie er war, sammelte mit Tutor und Classicus ein starkes Heer aus batavischen, ubischen, tencterischen und brukterischen Schaaren, zu denen noch die Lingonen kamen, und überfiel nun eines Nachts das Lager der Römer bei Trier, auf dem linken Ufer der Mosel, mit solchem Ungestüm, daß Cerialis nur nach langem, höchst schwierigem Kampfe den Sieg zu erfechten vermochte. Nun mußte der batavische Häuptling um so mehr nach dem Rheindelta retiriren, als einerseits die XIV. Legion aus England auf der belgischen Küste gelandet war, und nun auch die tief verwälschten Ubier in Cöln wieder von ihm abfielen und ihre batavische Besatzung und andere deutsche Truppen grausam ermordeten.

Noch einmal war in einer Reihe kleinerer Kämpfe dem Civilis, der mit deutscher Hilfe von Vetera aus seines Volkes Vertheidigung leitete, das Glück günstig. Aber eine dreitägige Hauptschlacht in der Nähe von Vetera entschied nach langem Ringen den Kampf zu Gunsten des Cerialis. Und als es der Ausdauer, der Gewandtheit und der unermüdlichen Thätigkeit

des Römers endlich gelungen war, trotz aller natürlichen, durch die Arbeiten des Civilis und der Bataver noch verstärkten, Hindernisse die Waal zu überschreiten, im Inselande der Bataver selbst festen Fuß zu fassen, und unter mörderischen Gefechten diese Stellungen zu behaupten: da erlahmte der Kriegseifer der Bataver, zumal Cerialis nun auch die Kunst der Unterhandlungen zu entfalten anfing. Während Cerialis sich der batavischen Insel bemächtigte, war Civilis nach dem rechten Ufer des Rheines ausgewichen. Da alle Theile des Kampfes satt, die Römer des gefährlichen Aufenthaltes in dem Sumpflande müde waren; da ferner die Diplomatie des Cerialis es verstanden hatte, die einflußreiche germanische Prophetin Veleda, die von ihrer Burg an der Lippe im Bructererlande bisher für den Krieg der Deutschen gegen die Römer gewirkt hatte, jetzt für den Frieden zu gewinnen: so kam es in der That im Herbste des Jahres 70 zwischen dem römischen Legaten und dem batavischen Häuptling zu einem Vergleich, welcher letzterem Amnestie brachte, und nun auch dem Norden des Reiches die Ruhe wiedergab, und dabei einfach das alte Verhältniß zwischen Römern und Batavern wiederherstellte.

Der jüdische Krieg dagegen war schon mehrere Monate früher unter schrecklichen Zerstörungen und ungeheurer Menschenverwüstung zu Ende geführt worden. Auf die Steigerung des siegessicheren Enthusiasmus und des schwärmerischen Fanatismus der jüdischen Kriegspartei hatte der Abzug des Vespasian im Jahre 69 und die neue Suspendirung des großen römischen Stoßes gegen das unbezwungene Jerusalem sehr fühlbar gewirkt. Diese Leute hatten eben keinen Begriff von den großen bewegenden Faktoren der römischen Weltpolitik. Dabei war aber der innere Hader unter dieser Partei in der Zunahme. Unter dem Druck der vespasianischen Einschnürung hatte sich auch der wilde Bandenführer Simon Bar-Giora aus der Burg Masada am todten Meere nach der Hauptstadt gezogen. Und jetzt, wo Eleazar (S. 264) die Stellung im Tempel, der etwas gemäßigtere Johann von Gischala mit seinen Galiläern die Außenlinien, und jener Simon den Berg Zion inne hatten, terrorisirten diese drei Führer einerseits mit zusammen nur 24,000 Mann Soldaten die gewaltige Stadt, andererseits aber standen sie gegen einander beständig in Fehde, so lange die Römer ihnen dazu Zeit ließen. Darüber gingen namentlich viele der Vorräthe zu Grunde, die für den Fall der Belagerung der Hauptstadt hier aufgehäuft waren.

Als nun im Frühjahr 70 n. Chr. aus Rom die Nachricht kam, daß allenthalben die neue flavische Herrschaft gesichert sei, und Cerialis mit Erfolg im Rheinlande operire, eilte auch Prinz Titus, in Judäa den Stier bei den Hörnern zu fassen. Zu Cäsarea hatte er das Heer gesammelt, welches mit Einschluß einer schon bei Jericho stehenden Legion, mit Zuziehung von einigen Abtheilungen der beiden ägyptischen Legionen, sowie von 20 Auxiliarbataillonen, acht Reiterschwadronen, und mit den Kontingenten syrischer Vasallen endlich die Stärke von nahezu 80,000 Kriegern erreichte. Den Kern

bildeten die V., X., XII. und XV. Legion. Im April also des Jahres 70 rückte der römische Heerführer mit seiner Gesammtmacht von Cäsarea her vor die jüdische Hauptstadt, die nur von der Nordseite her einem Angriffe zugänglich, auf den drei übrigen Seiten schon durch ihre Lage auf Höhen, die jäh und steil abfielen, sehr geschützt war. Von dem Berge Skopos aus (21 Minuten von der nördlichen Mauer entfernt) konnte er die kolossale militärische Aufgabe übersehen, die er jetzt lösen sollte. Das damalige Jerusalem bildete ein Festungssystem von zwei Wegesstunden Umfang, welches im Innern wieder in eine Anzahl selbständiger, ausgezeichnet vertheidigungsfähiger Theile zerfiel. Unmittelbar vor Augen hatte Titus im Norden die sogenannte Neustadt, die Bezetha, die seit König Herodes Agrippa durch eine mit 90 Thürmen besetzte Mauer von 25 Ellen Höhe und 10 Ellen Dicke gehütet wurde. Hinter der Neustadt aber stiegen imposant zwei Berge auf, die durch einen großartigen Viadukt mit einander verbunden, und beide auf ihren Höhenrändern überall durch mächtige, thurmreiche Mauern gedeckt waren: im Südwesten Zion, der die Oberstadt und die mächtigen Paläste des alten Herodes (dieser selbst wieder eine Art Citadelle) und des Agrippa trug, und mehr im Nordosten Moriah, in seinem südlichen Theile bedeckt durch den seit Herodes des Großen Zeit in unvergleichlichem Marmorglanze strahlenden Tempel, der auf der Nordseite noch durch die auch von Herodes erbaute Citadelle „Antonia" geschützt war. Der minder hohe Hügel Akra endlich, welcher nördlich von Zion, westlich von Moriah, südlich von der Neustadt, die „Unterstadt" trug, und jetzt den topographischen Mittelpunkt der Stadt ausmachte, war ebenfalls durch eine mächtige Mauer umschlossen, so daß die Römer einen dreifachen Schanzengürtel zu durchbrechen hatten, ehe sie bis zum Tempel gelangten. Hinter diesen Wällen aber lag eine Bevölkerung von noch immer 600,000, zum großen Theil waffenfähigen Einwohnern, die — freilich unheilvoll genug für sie selbst — gerade bei dem letzten Passahfest noch neuen, gewaltigen Zuzug durch fromme jüdische Wallfahrer erhielten.

Die Ankunft der Römer führte die drei jüdischen Chefs, unter denen aber bald nachher Johannes von Gischala den Eleazar durch Meuchelmord aus dem Wege räumte, zu gemeinsamer Vertheidigung zusammen, und Titus hatte heiße Gefechte zu bestehen, bis er die ausfallenden Juden überall in die Stadt zurückwerfen, und dann die wirkliche Belagerung eröffnen konnte. Nur unter den größten Schwierigkeiten und im Kampfe mit der wüthendsten und zähesten Gegenwehr der Juden gelang es der Ausdauer der Römer, nach fünfzehn Tagen im Mai 70 die große Nordmauer zu erobern und sich in der Neustadt dauernd festzusetzen. Mit wachsender Erbitterung vertheidigten die Juden die zweite Riesenmauer, die das Quartier Akra, die Unterstadt, deckte; erst nach fünf Tagen wurde dieselbe erobert. Als nun aber die Römer in die schmalen Gassen eindrangen, wurden sie durch den ungestümen Anprall der jüdischen Colonnen noch einmal aus diesem Stadttheil geworfen,

und es bedurfte noch drei neuer blutiger Tage, bis Titus auch die zweite Mauer wirklich zu behaupten vermochte.

Noch aber war weder der Fanatismus der Kriegspartei erlahmt, noch ihre grimmige Entschlossenheit, mit der sie einerseits alle Ergebungsvorschläge der Römer abwiesen, andererseits mit den Mitteln eines immer verstärkten Terrorismus die bereits durch Noth und Mangel schwer heimgesuchte Bevölkerung unter ihrer blutigen Faust zusammenhielten. Dabei war ihre Tapferkeit und Kriegsgewandtheit höchst achtbar. Die Werke, welche Titus während einer Zeit von 17 Tagen gegen Zion und Moriah aufführen ließ, wurden durch ihre Minen und wuchtigen Ausfälle wieder zu Grunde gerichtet. Nun entschlossen sich die Römer, die trotzige Stadt auszuhungern, und zogen rings um den belagerten Platz in einer Ausdehnung von zwei Stunden eine dreifache Sperrungslinie. Nun allerdings nahm die Hungersnoth in Jerusalem einen unbeschreiblich furchtbaren Charakter an, und die Kraft der unglücklichen Juden begann allmählich zu erlahmen, während Titus mit entsetzlicher Härte einige Zeit lang auch alle jüdischen Ausreißer kreuzigen ließ. Inzwischen schritten die Römer wieder zu nachdrücklichen Angriffen. Binnen 21 Tagen wurde ein gegen die Citadelle Antonia gerichteter Wall mit Angriffsthürmen vollendet, und nun gelang es zu Anfang Juli, durch eine Ueberrumpelung diesen überaus wichtigen Platz mit Sturm zu nehmen. Sieben Tage verwandten die Römer dazu, diese Burg mit Ausnahme eines Thurmes zu zerstören. Dann schufen sie sich, während auch Akra geschleift wurde, durch umfassende weitere Zerstörungen den Raum zu den Hauptangriffen gegen den Tempel. Als die fanatische Entschlossenheit der zelotischen Vertheidiger des Tempels und der Oberstadt nach wie vor alle Aufforderungen des Titus zur Ergebung abwies, begann endlich unter des Prinzen persönlicher Leitung der große Angriff auf das stark verschanzte Heiligthum der jüdischen Nation. Nur unter furchtbar hartnäckigem Kampfe, gewaltiger Mitwirkung der Artillerie, endlich auch der Feuerbrände konnten die Römer die Gegenwehr der Juden brechen und nach mehrtägigem schrecklichem Ringen den Tempel erstürmen. Das ganze Quartier Moriah, und — wie es doch scheint, auf ausdrücklichen Beschluß des Titus, auch der eigentliche Prachttempel des Jehovah, — wurde durch die Flammen vollständig zerstört.

Noch aber hielten Johannes von Gischala und Simon die feste Oberstadt. Selbst der Untergang des nationalen Heiligthums und der entsetzliche Jammer, den dieses schreckliche Unheil unter den Juden veranlaßte, vermochte den zähen Fanatismus noch nicht zu erschüttern. Noch einmal versuchte es Titus vergeblich, wie bisher schon so oft, die Gegner durch Vorstellungen zur Unterwerfung zu bestimmen; nur den völlig freien Abzug der Zeloten mit ihren Familien nach der Wüste wollte er nicht zugestehen. So mußten denn neue lange Tage der schwersten Belagerungsarbeit wieder eintreten. Noch lange währte der grimmige und mörderische Terrorismus der

Zeloten auf Zion fort, während doch nun auch Massen der Belagerten, unter denen der Hunger immer grimmiger wüthete, austraten und sich den Römern ergaben. Erst nach achtzehn Tagen gelang es den Belagerern, die Mauern zu brechen und (2. oder 8. Septbr. 70) den letzten Sturm mit Erfolg zu versuchen. Auch noch nach dem Untergange vieler Hunderttausende von Juden durch die Greuel des Krieges war die Zahl der Gefangenen enorm. Sie verfielen einem elenden Schicksal. Ein Theil, alte und schwache Leute, wurden noch nachträglich kaltblütig todtgeschlagen, viele andere elend vernachlässigt. Die stattlichsten Leute sollten den Triumphzug des Titus in Rom schmücken, mit ihnen Johannes und Simon, die es ertragen hatten, den Untergang ihrer Nation zu überleben. Die jungen Leute unter 17 Jahren wurden zu Haufen als Sklaven verkauft, wer älter war, zur Arbeit in den Bergwerken Aegyptens oder zum Tode im Amphitheater, bei der Gladiatur und den Thierhetzen, bestimmt. Die Stadt Jerusalem blieb in Ruinen liegen; nur in drei erhaltenen Kastellen sollte die X. Legion garnisoniren. Der Sieger Titus seinerseits wandte sich nach Cäsarea, um von hier aus während des Winters die syrische Provinz zu bereisen und im Frühling 71 über Aegypten nach Rom zurückzukehren, wo er dann mit seinem Vater seinen prachtvollen Triumph feierte. Nach diesem Feste wurde der wilde Simon hingerichtet, Johannes zu ewiger Haft verurtheilt, in Judäa aber Veteranenkolonien angesiedelt, (wie es schon Claudius zu Ptolemais gethan,) nämlich zu Emmaus (Nikopolis) im Jahre 71 und zu Cäsarea. Judäa aber blieb seit dieser Zeit eine von Syrien getrennte eigene Provinz, deren Statthalter jetzt gewöhnlich ein prätorischer Legat des Kaisers war, welcher über die X. Legion und verschiedene Auxiliaren verfügte, und neben sich einen Prokurator hatte.

Zweites Kapitel.

Die Flavische Dynastie und die „Goldene" Zeit des Reiches.

Vespasian, der neue Herr des römischen Reiches, hatte die Reise nach Italien von Alexandria aus (S. 288) zu Ende Mai des Jahres 70 angetreten und war über Rhodos, Jonien, Achaja und Kerkyra langsam nach Brundisium gekommen, ohne noch der Grundlegung des neuen kapitolinischen Tempels (21. Juni 70) beiwohnen zu können. In Brundisium durch Mucianus und die angesehensten Männer des Staates, in Benevent durch seinen Sohn Domitian, in Rom von dem gesammten Volke mit Jubel begrüßt, ergriff er bei seiner Ankunft in der Residenz im Spätsommer 70 mit kraftvoller Hand die Zügel der Regierung, und begann sofort mit aller Kraft die Wiederherstellung des furchtbar zerrütteten Reiches.

Seine Aufgabe war in manchen Stücken allerdings leichter als die des Galba. Die über alle Beschreibung entsetzlichen Leiden, welche der grimmige

Bürgerkrieg und die brutalste Soldatenherrschaft über Rom, Italien und Gallien gebracht hatten, waren derart gewesen, daß jetzt alle revolutionären und republikanischen Ideen weithin verabscheut wurden. Wie nach Actium, so ersehnte die todtmüde romanische Welt nur den Frieden und kam einem Manne mit voller Hingebung entgegen, der zwar nur aus plebejischem Blute stammte, der aber in dem wohlbegründeten Rufe stand, so gewillt wie befähigt zu sein, als Imperator mit klarem Blicke und fester Hand dem Reiche den inneren Frieden zurückzugeben, die Armee wieder zur Ordnung zu bringen, und auf allen Grenzen die alte Autorität des römischen Namens kraftvoll wiederherzustellen.

Auf der andern Seite war die Lage Vespasians weit schwieriger, als sie Neros erster Nachfolger gefunden hatte. In erster Reihe erschien als ganz besonders unheilvoll die schlimme Auflösung der Armee. Nicht nur daß der grimmigste Haß der verschiedenen Armeekorps gegen einander zum Vorschein gekommen; nicht nur daß es zum Entsetzen klar ans Licht getreten war, wie schnell bereit die Großoffiziere auch des kaiserlichen Heeres waren, alle Frevel abermals zu verüben, wie sie die Annalen Roms den schaudernden Lesern von den rohen Landsknechten der marianischen und sullanischen Zeit und den blutigen Tagen der letzten Triumvirn berichteten: bei vollen zwei Dritteln der Reichsarmee, bei den Rheinischen und Illyrischen Legionen, bei den Besiegten wie bei den Siegern mußte die alte Zucht und Disciplin als vollständig erschüttert gelten. Zu der schwierigen Aufgabe nun für den selbst durch das Pronunciamento seines Corps auf den Thron erhobenen Kaiser, die Armee aus der Herrin des Reiches wieder zu einem Werkzeuge der Staatsgewalt, wieder zu einem dienenden Gliede des Reichsorganismus zu gestalten, kam die furchtbare Lage der Finanzen. Die Verwüstung und Ausraubung des Rheinlandes, der Hälfte von Gallien und zweier Drittel Italiens durch den Krieg; die unmittelbaren Kosten der inneren und der auswärtigen Kämpfe; endlich die Schleuderwirthschaft des Vitellius, hatten auf der schlimmen Grundlage der Neronischen Art zu verschwenden, ein kolossales Deficit erzeugt, zu dessen Ueberwindung selbst des Titus reiche jüdische Kriegsbeute nur zum kleinen Theil ausreichen konnte. Vespasian selbst hat die Summe (so wird man es anzusehen haben), die nöthig sei, um einerseits das unmittelbare finanzielle Deficit zu überwinden und ein regelrechtes Budget herzustellen, andrerseits die ungeheuren Lücken in dem Staatsvermögen wieder zu ergänzen, die durch Neros wüste Verschwendung und die seinem Sturze folgenden Kalamitäten veranlaßt waren, auf die Höhe von sechs Milliarden R.-Mark berechnet.

Zum Glück für das Reich war aber der neue Kaiser der rechte Mann, um die ungeheure Arbeit durchzuführen, die das Schicksal in seine Hand gelegt hatte. Abermals trug jetzt ein Greis, wie vor zwei Jahren der unglückliche Galba, den Lorbeerkranz der Cäsaren. Aber Vespasian hatte durch das Alter und ein reiches Leben nur Weisheit und Besonnenheit gelernt

und stand in allen Stücken hoch über dem Sulpicier. Der neue Princeps erscheint überall als ein Mann von klarem und nüchternem Verstande, der dabei der persönlichen Liebenswürdigkeit und der Kunst zu gewinnen keineswegs entbehrte. Mit einem scharfen und sicheren Blicke für die Bedürfnisse der Zeit und des Reiches verband er bei großem Wohlwollen und seltenem Pflichtgefühl eine eminente praktische Tüchtigkeit und ungemeine Befähigung für die Verwaltung. Sein Charakter hatte nicht die kleinliche Anlage des alten Galba, und alle nothwendige Strenge ging doch Hand in Hand mit einer großen Auffassung seiner Stellung und seiner Aufgaben. Die Persönlichkeit des Flaviers trat bei ihm vollkommen zurück hinter der Arbeit und den Aufgaben des Imperators.

Die neubauende Thätigkeit Vespasians mußte gleich nach seiner Ankunft in Rom sich nach allen Seiten geltend machen. Lag es in seinem wackeren Charakter, daß er gegen frühere persönliche Gegner Milde zeigte und es namentlich vermied, die besiegte Vitellianische Partei irgendwie durch unnöthige Strenge zu reizen, so verstand es sich von selbst, daß sofort wieder für geordnete Rechtspflege und kräftige Handhabung der Polizei gesorgt wurde. Die Hauptaufgabe aber blieb es, Armee und Finanzen herzustellen. Zuerst mußten daher alle überflüssigen Truppen beseitigt werden. Außer einigen unter Claudius nothwendig gewordenen militärischen neuen Formationen war nun aber, wie wir sahen, seit Neros Zeit die Armee durch eine Masse neuer Legionen ziemlich regellos vermehrt worden, von der Garde gar nicht zu reden. Der Kaiser ließ daher einen Theil derselben wieder eingehen, entließ namentlich die früheren Vitellianischen Soldaten und siedelte viele derselben in den durch den Bürgerkrieg entvölkerten Kolonien an. Es gelang ihm allmählich, den Bestand der Linientruppen auf dreißig Legionen zu fixiren. Von den oft erwähnten Legionen ist unter ihm die I. Germanica mit der VII. (bisher Galbiana) zu einer Gemina combinirt worden. Statt dieser und der aufgelösten IV. Macedonica und der XVI. Gallica erscheinen seit seiner Zeit als neu die II. Adjutrix, die IV. Flavia und die XVI. Flavia Firma: Neugestaltungen, die namentlich durch die völlige Zerrüttung des Rheinheeres nöthig geworden waren. Politische Einsicht wie finanzielle Sparsamkeit gaben ferner den Anlaß, in der Einrichtung der Garde wieder zu dem System des Augustus zurückzukehren. Unter Vespasian bestanden die Prätorianer wieder aus neun Cohorten, zählten die „Garnisontruppen" der Hauptstadt vier Cohorten. Erst später, (zwischen den Jahren 76 und 112, wahrscheinlich unter Kaiser Domitian), wurde der Garde eine neue, zehnte Cohorte zugetheilt, diese Zahl aber seitdem nicht mehr überschritten. Gleichzeitig hat damals auch die Besatzung eine neue, fünfte, Cohorte (Nr. XIV) erhalten, und fanden hier nun auch nicht-italische Soldaten Zutritt. Die alten wie die neuen Truppen aber wußte Vespasian, der populäre Heerführer, der vielbewährte und bewunderte Feldherr, systematisch und mit gutem Erfolge allmählich wieder in die Schranken der alten sicheren Disciplin zu bannen.

Sehr große Schwierigkeiten dagegen machte die Herstellung der finanziellen Ordnung des Reiches, und es konnte nicht ausbleiben, daß unter den nach dieser Seite hin nöthigen Maßregeln der historische Ruf Vespasians bis auf diesen Tag gelitten hat. Die jüdische Beute und die sparsamste und gewandteste Verwaltung allein konnte hier begreiflicherweise nicht ausreichen. So mußten denn noch andere Mittel flüssig gemacht werden. Vespasian wollte sich weder auf künstliche oder gewagte Finanzunternehmungen einlassen, noch von Erpressungen und Bedrückungen hören. Aber er konnte nicht umhin, seiner Finanzpolitik den Charakter einer fiskalischen Strenge zu geben, die ihm den Vorwurf der nichts weniger als delikaten Habgier und des Geizes zugezogen hat: ein Vorwurf, der ihn jedoch nicht mit Recht treffen kann, da er für seine Person so gut wie Nichts in Anspruch nahm, und die Einkünfte nur für die Interessen des Reiches verwendete. Aber den unmittelbar dadurch Betroffenen erschien es besonders sehr hart, daß unter Zurücknahme Sardiniens für den Kaiser die Provinz Achaja (73 oder 74) wiederhergestellt wurde. Und in entsprechender Weise steigerte der Kaiser die unmittelbaren Einnahmen des Reiches, indem er, (ohne daß wir überall die politischen Vorwände oder Veranlassungen für diese Verfügungen kennen,) nicht nur die Inseln Rhodos und Samos und die Stadt Byzantion, diese mit ihrem einträglichen Sundzoll, zu fiskalischen Zwecken ihrer Autonomie beraubte und den benachbarten Statthalterschaften zutheilte, sondern auch im J. 74 Lykien (welches schon 43 n. Chr. durch Claudius mit Galatien kombinirt, unter Nero oder Galba aber noch einmal „frei" geworden war) definitiv zur Provinz machte. Schon i. J. 72 dagegen war es zu einem Konflikt mit dem letzten König von Commagene, Antiochos IV. (S. 166), gekommen, der mit der Absetzung dieses Fürsten und Annexion seiner Besitzungen, des letzten Restes der alten Seleukidenmacht, abschloß. Von allen diesen Ländern hat nur Rhodos, vielleicht schon unter den folgenden Flaviern, seine alte freie Stellung, und Byzantion seinen Antheil an dem Sundzoll wieder erlangt.

Neben solchen Erwerbungen wurden die großen Domänen des Reiches mit Einschluß namentlich Aegyptens möglichst stark ausgebeutet. Dazu aber trat noch vieles Andere. Vielleicht das Bedenklichste war es, daß der Kaiser selbst den Verkauf von manchen Aemtern für Geld durch Personen seiner Umgebung duldete. Vespasian trug weder Bedenken, die während der Revolution rückständig gebliebenen Abgaben mit Strenge einzutreiben, noch auch scheute er sich, um den „üblen Geruch" mancher Maßregel unbekümmert, vor Erhebung neuer oder Herstellung abgeschaffter Auflagen, wenn sie praktisch und rentabel waren. Allein, die Römer haben ihm das Alles gern nachgesehen. Weil er ihnen den ersehnten Frieden zurückbrachte; weil sein System der Regierung ihnen eine seit langen Jahren nicht mehr gekannte Sicherheit und Ordnung schuf, und namentlich weil der sonst milde und nachsichtige Mann in seinem Hofleben die schlichte Einfachheit eines gut situirten Privat-

mannes entfaltete, die, vereint mit dem sittlichen Ernst des Kaisers, jetzt höchst wohlthätig dahin wirkte, auch die höhere Gesellschaft der Residenz von den schlimmen Wegen abzulenken, auf denen alle Welt in Neros Tagen sich bewegt hatte, so versagten sie ihm niemals den Zoll der Dankbarkeit, ja der lauten Bewunderung.

In der Finanzverwaltung aber hat Vespasian seinen Zweck wirklich erreicht. Eines freilich ist auch ihm nicht gelungen: es war nicht möglich, die Goldmünzen wieder erheblich über den durch Nero (S. 251 f.) eingeführten Fuß auszubringen, und dasselbe war mit dem Denar der Fall.

Das Kolosseum.

Dagegen wurde es nicht allein möglich, ein regelrechtes Budget herzustellen, sondern es konnte auch wieder ein namhafter Schatz gespart werden. Mehr aber, Vespasian sah sich in der Lage, nicht bloß bei großen Kalamitäten im Reiche, wie sie durch Feuersbrünste und Erdbeben heibeigeführt wurden, reiche Geschenke gewähren, sondern selbst durch großartige Neubauten zur Freude des Volkes der Welthauptstadt einen neuen Schmuck verleihen, dadurch zugleich Tausende brodloser Menschen beschäftigen zu können. Nicht nur mußte der Kapitolinische Tempel mit dem Glanze, wie ihn die Zeit verlangte, wieder aufgerichtet werden. Vespasian beschränkte die Hofburg wieder auf den Palatin, ließ den größten Theil von Neros „Goldenem

Hause" niederreißen, und schuf sich und seinen Nachfolgern dadurch den Raum, um neue Bauten errichten zu können. Auf den Fundamenten des zerstörten Theiles, am westlichen Abhange der Velia, wurde als edles Symbol seiner Politik der Tempel des Friedens (der Pax) erbaut, der mit goldnen Gefäßen aus dem Tempel zu Jerusalem geschmückt und (S. 64) mit einem eigenen Forum umgeben wurde. Eine neue Basilika auf diesem Platze wurde mit einer Bibliothek ausgestattet. Als diese Bauten im Jahre 75 vollendet waren, begann der Kaiser, obwohl kein Freund der Gladiatur, — da er nicht umhin konnte, auch den alten Liebhabereien des Volkes seinen Tribut zu zollen, — in dem Thale zwischen dem Palatin, der Velia, dem Esquilin und dem Cälius, die Anlage des ungeheuren „flavischen Amphitheaters", von dem noch heute gewaltige Reste, die bedeutendsten der uns erhaltenen Denkmäler in Rom, vorhanden sind. Dieser auf 87,000 Zuschauer berechnete Riesenbau, den allerdings erst Kaiser Domitian vollendet hat, heute „Das Kolosseum" genannt, gehörte an Größe, Festigkeit und architektonischer Schönheit zu den vollendetsten Schöpfungen der römischen Kunst dieser Zeit. Aus Travertin aufgeführt, — nur die Sitze und die innere Ausschmückung waren von Marmor, — zeigte er die Gestalt einer Ellipse mit 185 M. im größeren und 156 im kleineren Durchmesser, und hatte auf der Außenseite bei vier Geschossen eine Höhe von 48½ Metern.

Es gab endlich noch eine andere Richtung, in welcher der knappe Haushalter des Reiches eine bis dahin unbekannte Freigebigkeit an den Tag legte, nämlich nach Seiten der höheren Jugendbildung. Nicht nur daß er Dichter und Künstler durch Geschenke oder Ehrengehalte auszeichnete, so war er auch der erste römische Princeps, der seine Aufmerksamkeit auf die Ausbildung der Jugend richtete und die auch politisch bedenkliche Gleichgiltigkeit aufgab, mit welcher die früheren Kaiser die Praxis der griechischen und lateinischen Rhetoren betrachtet hatten. Die Geschichte des zweiten Jahrhunderts wird uns zeigen, welche interessanten und theilweise sehr werthvollen Folgen die Anregungen des Palatinischen Hofes nach dieser Richtung für die Blüthe verschiedener großer Bildungsanstalten des Reiches nach sich gezogen haben. Bei Vespasian war zunächst das politische Moment das bestimmende. Es galt, die einflußreiche Klasse der hochgebildeten Jugendlehrer in das Interesse des Principats zu ziehen, und von dieser Seite her die zähe Opposition zu durchbrechen, welche andauernd in den litterarischen Kreisen der römischen Welt gegen das Kaiserthum genährt wurde. Die Einführung öffentlicher, natürlich je nach den Verhältnissen verschieden bemessener, immer aber reichlicher Gehalte für die Grammatiker und Rhetoren, zunächst in Rom, that in der That ihre Wirkung. Die Schule begann seit dieser Zeit allmählich den Kaisern zu gehören, und die hartnäckige Opposition sah sich mehr und mehr auf die Stoa und einige kynische Philosophen beschränkt.

Die umfassende Thätigkeit Vespasians durfte jedoch die Lage des gesammten Reiches keinen Augenblick aus dem Auge verlieren. Im Ganzen

blieb es ihm hier jedoch möglich, nach Herstellung des Friedens in Judäa und am Rhein es bei einer Reihe neuer Organisationen bewenden zu lassen. Der Orient machte verschiedene neue Formationen in dem Bestand der Provinzen nöthig. Nach der Auflösung des Königreiches Commagene wurde dessen syrischer Theil mit der Hauptstadt Samosata „Flavia", wo nun die neue XVI. Legion (Flavia firma) ihr Lager erhielt, zu Syrien geschlagen. Die kilikischen Besitzungen des letzten Königs von Commagene dagegen wurden im J. 74 mit dem kilikischen Niederlande verbunden, und das gesammte Kilikien, jetzt von Syrien getrennt, als eigene Provinz unter einem kaiserlichen Legaten konstituirt. Wahrscheinlich in derselben Zeit ist Lykien mit Pamphylien zu einer kaiserlichen neuen Provinz kombinirt worden, während seit 70 n. Chr. die Osthälfte von Kleinasien neu organisirt wurde. Vespasian legte nämlich die XII. Legion (fulminata) nach Melitene und machte Kappadokien, mit welchem auch Galatien bis zum Jahre 99 n. Chr. bleibend verbunden wurde, zu einer großen Militärprovinz, die nun an Bedeutung für die asiatische Politik der Römer neben Syrien rangirte. Der hier regierende konsularische Legat hatte auch wie Pontus Galaticus, Polemoniacus und Cappadocicus, so Kleinarmenien, Isaurien und Lykaonien zu verwalten.

Dagegen scheint Thrakien schon i. J. 46 durch Kaiser Claudius, und nicht erst durch Vespasian zu einer prokuratorischen Provinz gemacht worden zu sein. Wohl aber machte unter dem neuen flavischen Kaiser die Romanisirung im Reiche neue fühlbare Fortschritte. Für Spanien galt dieselbe formell als vollendet, als Vespasian i. J. 75 der gesammten pyrenäischen Halbinsel das latinische Recht ertheilt hatte; zum Dank für die rasche Anerkennung des neuen Principats nach der Schlacht bei Cremona. Nicht minder lebhaft wurde auch außerhalb Judäas für die Romanisirung durch neue Kolonien oder Verstärkung alter gearbeitet, für welche (vgl. S. 101 und 304) vielfach die Veteranen der verschiedenen Heere verwendet wurden. Sehen wir ab von der Vertheilung vieler solcher Kolonisten nach einigen Theilen Italiens, so gründete außer andern der Kaiser in Thrakien neben Apri, der Schöpfung des Claudius, namentlich die Kolonien Develtus und Flaviopolis, und erhob in Pannonien das wichtige Siscia ebenfalls zur Kolonie. Blühte unter seiner Dynastie überhaupt das romanische Leben in den Provinzen zwischen Alpen und Donau immer stärker auf, derart daß auch Orte wie Sirmium (Mitrowic), Scarbantia (S. 210), Noviodunum (Dernovo bei Gurkfeld an der Save) und die Stadt der Latoviker (Treffen bei Laibach) und weiter im östlichen Noricum nördlich der Drau Flavia Solva (bei Leibnitz), Stadtrecht erhielten, so entschädigte Vespasian persönlich auch die Helvetier für die Leiden, die ihnen (S. 281) Cäcina zugefügt hatte, und erhob unter andern Aventicum zu der römischen Kolonie „Pia Flavia Constans Emerita Helvetiorum".

Alle solche Arbeiten konnten im Ganzen unter friedlichen Verhältnissen

ausgeführt werden. Indessen war das Reich viel zu groß und die Zahl barbarischer Grenznachbarn zu bedeutend, als daß die Waffen überall hätten vollständig ruhen können. Aber neben der energischen Abwehr und Bändigung der wilden Sarmaten und Daker, welche das untere Mösien verheerten, durch Fontejus Agrippa (Ende 69) und nach dessen Tode durch Rubrius Gallus (70), waren von höherer Bedeutung nur die Kämpfe in Britannien. Diese Provinz war durch die Bürgerkriege nur wenig berührt worden; nur daß des Turpilianus (S. 227) schlaffer und habgieriger Nachfolger Trebellius Maximus (64—69) zuletzt durch die Truppen genöthigt worden war, das Land zu verlassen. Sein Nachfolger Vettius Bolanus, dem als Chef der XX. Legion der ausgezeichnete Forojulienser Gnäus Julius Agricola zur Seite stand, sah ruhig zu, wie die Legionen sich bei erster passender Gelegenheit für Vespasian erklärten. Als sich aber Chancen boten, die gefährlichen Nachbarn auf der Nordgrenze der Provinz, die Briganten, den mächtigsten und kriegerischsten Stamm Britanniens, erfolgreich anzugreifen, eilte der neue Kaiser, den der Lage nicht recht gewachsenen Bolanus abzurufen, und schickte noch im Jahre 70 nach Abschluß des Friedens mit Civilis den bereits in England geschulten (S. 262) Q. Petillius Cerialis nach Colchester, der nun an Stelle der für den Rhein bestimmten XIV. Legion die II. Adjutrix zur Verstärkung erhielt. Petillius vermochte in der That die Macht der Briganten zu zertrümmern, und machte auf der Ostküste dann, mit Chester parallel, Lindum (j. Lincoln) zur neuen Grenzfestung des Reiches. Als er im Jahre 74 durch einen der besten Offiziere seines Kaisers, Sextus Julius Frontinus, den gelehrten Verfasser kriegswissenschaftlicher und technischer Schriften, ersetzt wurde, gelang es diesem, nun auch das Gebirgsland Wales definitiv zu unterwerfen.

Und nun erhielt Agricola, (der inzwischen drei Jahre lang Aquitanien verwaltet, dann im Jahre 77 das Consulat bekleidet hatte,) im Jahre 78 die britannische Statthalterschaft, der als ausgezeichneter Verwalter und wackerer Mann mit Erfolg sich bemühte, durch gerechte und verständige Regierung und leutseliges Auftreten die Gemüther der Britten zu gewinnen und mit dem inneren Frieden die Romanisirung energisch zu fördern, der andererseits aber sehr entschieden dahin strebte, womöglich die gesammte Insel zu erobern.

Noch im Spätsommer 78 wurde der gefährliche Aufstand der Ordoviker im nördlichen Wales kraftvoll niedergeschlagen und nun sogleich auch die Insel Anglesey wieder erobert, die seit Suetons Zeit wieder verloren gegangen war. Im zweiten Jahre seiner Regierung setzte Agricola das Werk der Sicherung der römischen Provinz mit gutem Erfolge fort. Es scheint, daß er schon damals (79) bis zu dem Frith of Solway vorgedrungen ist. Und nun begannen seine Operationen gegen Schottland, die er jedoch erst unter der Regierung der Söhne Vespasians auszuführen vermochte.

Der alternde Kaiser hatte inzwischen nach wie vor sein Regiment in ehrenfester Weise weiter geführt. Seine leutselige Haltung, die Würde seines Auftretens, mit welcher er nach altrömischer Weise einen stets schlagfertigen, kaustischen Witz und eine fast bürgerliche Einfachheit in der Art seines Verkehrs und seiner Umgangsformen zu verbinden wußte; seine unermüdliche Thätigkeit und die große Achtung und Rücksicht, die er dem Senate erwies, erhielten ihn andauernd in großer Beliebtheit bei allen Klassen der römischen Welt. Dabei fehlte es indessen doch unter Umständen nicht an Zügen einer herben Strenge. Einerseits nämlich waren die beiden Männer, denen der Kaiser sein spezielles Vertrauen schenkte, nicht der Meinung, daß Milde unter allen Umständen die beste Politik sei. Der eine war der alte Mucianus, der andere sein Sohn Titus. Dieser Sohn des Kaisers und der Flavia Domitilla war nach seiner Rückkehr aus dem jüdischen Kriege von dem Vater zum Cäsar und Mitregenten, später auch zum Commandeur der Garde ernannt worden, und hatte ihm seit dieser Zeit in den Geschäften energisch beigestanden, ohne jedoch den Vater an klarer Einsicht und ruhiger Festigkeit zu erreichen. Populär aber war der schöne und reich begabte, hochgebildete junge Prinz damals so wenig, daß man in manchen, namentlich aristokratischen Kreisen Roms „einen neuen Nero" in ihm erwachsen zu sehen fürchtete. Sein Talent, seine militärischen Fähigkeiten, seine persönliche Tapferkeit bestritt freilich Niemand; aber sein Hang zu Schwelgereien und bedenklichen Liebschaften machte Viele stutzig, und es war kein Geheimniß, daß Titus überall, namentlich auch als Gardepräfekt, zur Härte neigte.

Titus (Rom, Vatican).

Die Beseitigung des vitellianischen Generals Cäcina (S. 293), dem er hochverrätherische Pläne beimaß, war nicht ohne Tücke erfolgt. Und alle harten Maßregeln unter Vespasians Regierung, — so bei Gelegenheit des Census, den Vespasian und sein Sohn im Jahre 74 oder 75 abhielten und mit einer neuen Läuterung und Ergänzung des Senats schlossen, — wurden auf ihn zurückgeführt. Indessen auch der Kaiser selbst war wenigstens nicht geneigt, die trotzige principielle Opposition gegen das Principat unter allen Umständen zu dulden, die noch immer durch die Stoa und einige Kyniker genährt wurde. Hier hat Vespasian selbst seine Hand mit Blut befleckt durch die in einem Moment der schwer gereizten Leidenschaft veranlaßte Hinrichtung des Senators Helvidius Priscus, (Schwiegersohn des Pätus Thrasea,) der freilich sein vielbeklagtes Schicksal durch überlange und schroffe Feindseligkeit herausgefordert hatte. Die Masse dagegen jener Philosophen

wurde auf des Mucianus Rath aus der Hauptstadt verwiesen, nur den maßvollen Musonius Rufus ausgenommen.

Nichts desto weniger begleitete die öffentliche Sympathie den Vespasian bis zu seinem Tode am 23. Juni 79 (in den Bädern zu Cutiliä bei Reate), und als nun Prinz Titus die Zügel der Regierung ergriff, sahen die erstaunten Römer, daß ein Mann an ihre Spitze getreten war, der Alles aufbot, um den Ruhm der höchsten fürstlichen Milde zu gewinnen. Der Charakter des neuen Kaisers ist einigermaßen problematisch, und von den modernen Beurtheilern sehr verschieden aufgefaßt worden. Wir versuchen es in der Kürze

Reste der Thermen des Titus zu Rom.

unsere Ansicht zu entwickeln. Gegenüber der historischen Erfahrung, daß mehrfach hochpopuläre Thronerben als Fürsten nachher den auf sie gesetzten Erwartungen keineswegs entsprochen haben, steht wieder eine Reihe anderer Erscheinungen entgegengesetzter Art, wo Prinzen von sehr zweifelhaftem Rufe nach Annahme des Diadems wie mit Einem Schlage zum Besseren umgewandelt auftreten. Dieses, so scheint es, war der Fall des Titus. Die Uebernahme des Principats erweckte offenbar in seiner edlen Seele mit dem vollen Gefühl der Verantwortlichkeit seiner imposanten Stellung alle tüchtigen Züge seines Wesens zu neuer Kraft, ließ die guten und hochherzigen Elemente in voller Stärke in den Vordergrund treten. Der junge Kaiser war von Natur aus stark sinnlich veranlagt; seine Leidenschaften waren stark, sein

blieb es ihm hier jedoch möglich, nach Herstellung des Friedens in Judäa und am Rhein es bei einer Reihe neuer Organisationen bewenden zu lassen. Der Orient machte verschiedene neue Formationen in dem Bestand der Provinzen nöthig. Nach der Auflösung des Königreiches Commagene wurde dessen syrischer Theil mit der Hauptstadt Samosata „Flavia", wo nun die neue XVI. Legion (Flavia firma) ihr Lager erhielt, zu Syrien geschlagen. Die kilikischen Besitzungen des letzten Königs von Commagene dagegen wurden im J. 74 mit dem kilikischen Niederlande verbunden, und das gesammte Kilikien, jetzt von Syrien getrennt, als eigene Provinz unter einem kaiserlichen Legaten konstituirt. Wahrscheinlich in derselben Zeit ist Lykien mit Pamphylien zu einer kaiserlichen neuen Provinz kombinirt worden, während seit 70 n. Chr. die Osthälfte von Kleinasien neu organisirt wurde. Vespasian legte nämlich die XII. Legion (fulminata) nach Melitene und machte Kappadokien, mit welchem auch Galatien bis zum Jahre 99 n. Chr. bleibend verbunden wurde, zu einer großen Militärprovinz, die nun an Bedeutung für die asiatische Politik der Römer neben Syrien rangirte. Der hier regierende konsularische Legat hatte auch wie Pontus Galaticus, Polemoniacus und Cappadocicus, so Kleinarmenien, Isaurien und Lykaonien zu verwalten.

Dagegen scheint Thrakien schon i. J. 46 durch Kaiser Claudius, und nicht erst durch Vespasian zu einer prokuratorischen Provinz gemacht worden zu sein. Wohl aber machte unter dem neuen flavischen Kaiser die Romanisirung im Reiche neue fühlbare Fortschritte. Für Spanien galt dieselbe formell als vollendet, als Vespasian i. J. 75 der gesammten pyrenäischen Halbinsel das latinische Recht ertheilt hatte; zum Dank für die rasche Anerkennung des neuen Principats nach der Schlacht bei Cremona. Nicht minder lebhaft wurde auch außerhalb Judäas für die Romanisirung durch neue Kolonien oder Verstärkung alter gearbeitet, für welche (vgl. S. 101 und 304) vielfach die Veteranen der verschiedenen Heere verwendet wurden. Sehen wir ab von der Vertheilung vieler solcher Kolonisten nach einigen Theilen Italiens, so gründete außer andern der Kaiser in Thrakien neben Apri, der Schöpfung des Claudius, namentlich die Kolonien Develtus und Flaviopolis, und erhob in Pannonien das wichtige Siscia ebenfalls zur Kolonie. Blühte unter seiner Dynastie überhaupt das romanische Leben in den Provinzen zwischen Alpen und Donau immer stärker auf, derart daß auch Orte wie Sirmium (Mitrowic), Scarbantia (S. 210), Noviodunum (Dernovo bei Gurkfeld an der Sawe) und die Stadt der Latoviker (Treffen bei Laibach) und weiter im östlichen Noricum nördlich der Drau Flavia Solva (bei Leibnitz), Stadtrecht erhielten, so entschädigte Vespasian persönlich auch die Helvetier für die Leiden, die ihnen (S. 281) Cäcina zugefügt hatte, und erhob unter andern Aventicum zu der römischen Kolonie „Pia Flavia Constans Emerita Helvetiorum".

Alle solche Arbeiten konnten im Ganzen unter friedlichen Verhältnissen

ausgeführt werden. Indessen war das Reich viel zu groß und die Zahl barbarischer Grenznachbarn zu bedeutend, als daß die Waffen überall hätten vollständig ruhen können. Aber neben der energischen Abwehr und Bändigung der wilden Sarmaten und Daker, welche das untere Mösien verheerten, durch Fontejus Agrippa (Ende 69) und nach dessen Tode durch Rubrius Gallus (70), waren von höherer Bedeutung nur die Kämpfe in Britannien. Diese Provinz war durch die Bürgerkriege nur wenig berührt worden; nur daß des Turpilianus (S. 227) schlaffer und habgieriger Nachfolger Trebellius Maximus (64—69) zuletzt durch die Truppen genöthigt worden war, das Land zu verlassen. Sein Nachfolger Vettius Bolanus, dem als Chef der XX. Legion der ausgezeichnete Forojulienser Gnäus Julius Agricola zur Seite stand, sah ruhig zu, wie die Legionen sich bei erster passender Gelegenheit für Vespasian erklärten. Als sich aber Chancen boten, die gefährlichen Nachbarn auf der Nordgrenze der Provinz, die Briganten, den mächtigsten und kriegerischsten Stamm Britanniens, erfolgreich anzugreifen, eilte der neue Kaiser, den der Lage nicht recht gewachsenen Bolanus abzurufen, und schickte noch im Jahre 70 nach Abschluß des Friedens mit Civilis den bereits in England geschulten (S. 262) Q. Petillius Cerialis nach Colchester, der nun an Stelle der für den Rhein bestimmten XIV. Legion die II. Adjutrix zur Verstärkung erhielt. Petillius vermochte in der That die Macht der Briganten zu zertrümmern, und machte auf der Ostküste dann, mit Chester parallel, Lindum (j. Lincoln) zur neuen Grenzfestung des Reiches. Als er im Jahre 74 durch einen der besten Offiziere seines Kaisers, Sextus Julius Frontinus, den gelehrten Verfasser kriegswissenschaftlicher und technischer Schriften, ersetzt wurde, gelang es diesem, nun auch das Gebirgsland Wales definitiv zu unterwerfen.

Und nun erhielt Agricola, (der inzwischen drei Jahre lang Aquitanien verwaltet, dann im Jahre 77 das Consulat bekleidet hatte,) im Jahre 78 die britannische Statthalterschaft, der als ausgezeichneter Verwalter und wackerer Mann mit Erfolg sich bemühte, durch gerechte und verständige Regierung und leutseliges Auftreten die Gemüther der Britten zu gewinnen und mit dem inneren Frieden die Romanisirung energisch zu fördern, der andererseits aber sehr entschieden dahin strebte, womöglich die gesammte Insel zu erobern.

Noch im Spätsommer 78 wurde der gefährliche Aufstand der Ordoviker im nördlichen Wales kraftvoll niedergeschlagen und nun sogleich auch die Insel Anglesey wieder erobert, die seit Suetons Zeit wieder verloren gegangen war. Im zweiten Jahre seiner Regierung setzte Agricola das Werk der Sicherung der römischen Provinz mit gutem Erfolge fort. Es scheint, daß er schon damals (79) bis zu dem Frith of Solway vorgedrungen ist. Und nun begannen seine Operationen gegen Schottland, die er jedoch erst unter der Regierung der Söhne Vespasians auszuführen vermochte.

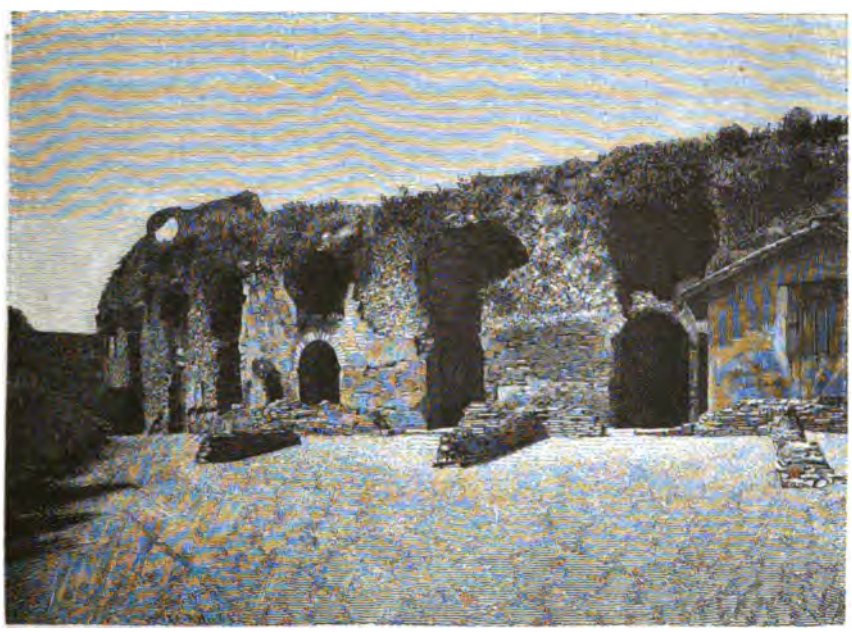
Der alternde Kaiser hatte inzwischen nach wie vor sein Regiment in ehrenfester Weise weiter geführt. Seine leutselige Haltung, die Würde seines Auftretens, mit welcher er nach altrömischer Weise einen stets schlagfertigen, kaustischen Witz und eine fast bürgerliche Einfachheit in der Art seines Verkehrs und seiner Umgangsformen zu verbinden wußte; seine unermüdliche Thätigkeit und die große Achtung und Rücksicht, die er dem Senate erwies, erhielten ihn andauernd in großer Beliebtheit bei allen Klassen der römischen Welt. Dabei fehlte es indessen doch unter Umständen nicht an Zügen einer herben Strenge. Einerseits nämlich waren die beiden Männer, denen der Kaiser sein spezielles Vertrauen schenkte, nicht der Meinung, daß Milde unter allen Umständen die beste Politik sei. Der eine war der alte Mucianus, der andere sein Sohn Titus. Dieser Sohn des Kaisers und der Flavia Domitilla war nach seiner Rückkehr aus dem jüdischen Kriege von dem Vater zum Cäsar und Mitregenten, später auch zum Commandeur der Garde ernannt worden, und hatte ihm seit dieser Zeit in den Geschäften energisch beigestanden, ohne jedoch den Vater an klarer Einsicht und ruhiger Festigkeit zu erreichen. Populär aber war der schöne und reich begabte, hochgebildete junge Prinz damals so wenig, daß man in manchen, namentlich aristokratischen Kreisen Roms „einen neuen Nero" in ihm erwachsen zu sehen fürchtete. Sein Talent, seine militärischen Fähigkeiten, seine persönliche Tapferkeit bestritt freilich Niemand; aber sein Hang zu Schwelgereien und bedenklichen Liebschaften machte Viele stutzig, und es war kein Geheimniß, daß Titus überall, namentlich auch als Gardepräfekt, zur Härte neigte.

Titus (Rom, Vatican).

Die Beseitigung des vitellianischen Generals Cäcina (S. 293), dem er hochverrätherische Pläne beimaß, war nicht ohne Tücke erfolgt. Und alle harten Maßregeln unter Vespasians Regierung, — so bei Gelegenheit des Census, den Vespasian und sein Sohn im Jahre 74 oder 75 abhielten und mit einer neuen Läuterung und Ergänzung des Senats schlossen, — wurden auf ihn zurückgeführt. Indessen auch der Kaiser selbst war wenigstens nicht geneigt, die trotzige principielle Opposition gegen das Principat unter allen Umständen zu dulden, die noch immer durch die Stoa und einige Kyniker genährt wurde. Hier hat Vespasian selbst seine Hand mit Blut befleckt durch die in einem Moment der schwer gereizten Leidenschaft veranlaßte Hinrichtung des Senators Helvidius Priscus, (Schwiegersohn des Pätus Thrasea,) der freilich sein vielbeklagtes Schicksal durch überlange und schroffe Feindseligkeit herausgefordert hatte. Die Masse dagegen jener Philosophen

wurde auf des Mucianus Rath aus der Hauptstadt verwiesen, nur den maßvollen Musonius Rufus ausgenommen.

Nichts desto weniger begleitete die öffentliche Sympathie den Vespasian bis zu seinem Tode am 23. Juni 79 (in den Bädern zu Cutiliä bei Reate), und als nun Prinz Titus die Zügel der Regierung ergriff, sahen die erstaunten Römer, daß ein Mann an ihre Spitze getreten war, der Alles aufbot, um den Ruhm der höchsten fürstlichen Milde zu gewinnen. Der Charakter des neuen Kaisers ist einigermaßen problematisch, und von den modernen Beurtheilern sehr verschieden aufgefaßt worden. Wir versuchen es in der Kürze



Reste der Thermen des Titus zu Rom.

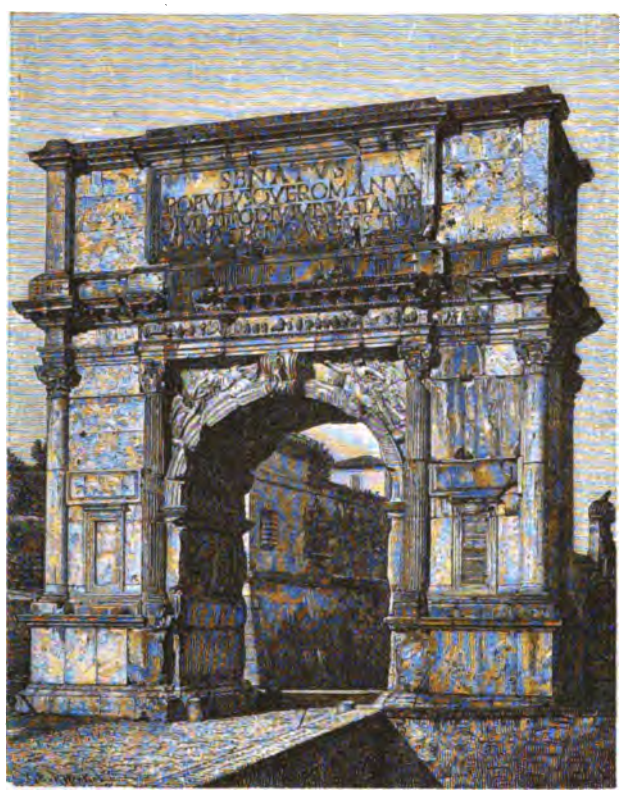
unsere Ansicht zu entwickeln. Gegenüber der historischen Erfahrung, daß mehrfach hochpopuläre Thronerben als Fürsten nachher den auf sie gesetzten Erwartungen keineswegs entsprochen haben, steht wieder eine Reihe anderer Erscheinungen entgegengesetzter Art, wo Prinzen von sehr zweifelhaftem Rufe nach Annahme des Diadems wie mit Einem Schlage zum Besseren umgewandelt auftreten. Dieses, so scheint es, war der Fall des Titus. Die Uebernahme des Principats erweckte offenbar in seiner edlen Seele mit dem vollen Gefühl der Verantwortlichkeit seiner imposanten Stellung alle tüchtigen Züge seines Wesens zu neuer Kraft, ließ die guten und hochherzigen Elemente in voller Stärke in den Vordergrund treten. Der junge Kaiser war von Natur aus stark sinnlich veranlagt; seine Leidenschaften waren stark, sein

Wesen von großer, fast weiblicher, nervöser Erregbarkeit. Aber unter der Zucht und Leitung seines ausgezeichneten Vaters, und in der Schule der schwersten Kriegsarbeit und der nüchternsten Verwaltungsgeschäfte hatte Titus es gelernt, sich zu beherrschen. Nun endlich zum Principat nach des Vaters Tod berufen, streift er in der That mit Einem Ruck Alles von sich ab, was ihn bei den Tüchtigsten der Römer bisher in ein bedenkliches Licht hatte stellen können. Sein Entschluß ist es, nicht nur die Römer durch Güte zu bezaubern, sondern auch wirklich tüchtig zu regieren. Wenn nun die Alten einmüthig seine Regierung preisen, so muß allerdings theils scharf unterschieden, theils Verschiedenes nicht außer Acht gelassen werden. Volle

Relief vom Triumphbogen des Titus.

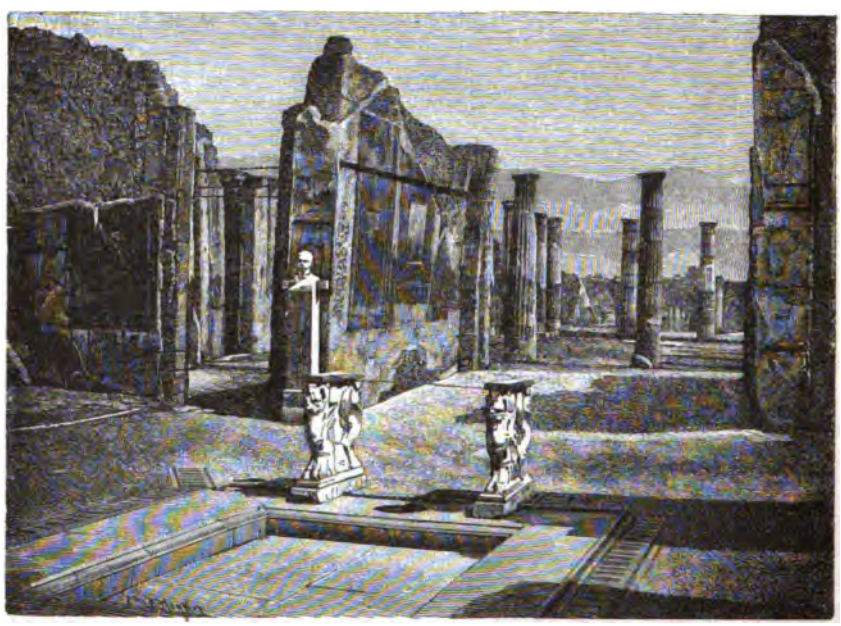
und rechte Freude an Titus konnten allerdings nur Römer dieses Zeitalters haben: denn nur für diese gehörte ein reiches Maß von Spielen im Amphitheater und daneben die rücksichtslose Strenge gegen die verhaßten Delatoren, zu den Vorzügen einer fürstlichen Regierung. Auch das dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß einerseits der Gegensatz der tief unpopulären Herrschaft seines Nachfolgers zu seiner kurzen und glücklichen Regierung den Glanz derselben in den Augen der sehnsüchtig zurückblickenden Zeitgenossen noch mehr hervortreten ließ, daß andererseits aber die sparsame Wirthschaft des Vaters den Titus in den Stand gesetzt hatte, seiner Neigung zur Freigebigkeit, mit der jedoch Sparsamkeit für seine Person sich verband, vollkommen freien Raum zu geben.

Ob nun Titus bei längerem Leben und gegenüber persönlichen und politischen bitteren Erfahrungen, wie sie keinem Fürsten erspart bleiben, dauernd das System gnadenreicher Milde hätte durchführen können, zu dem er seit Antritt seiner Herrschaft sich bekannte: ob ferner ein Versiegen seiner reichen Geldmittel, oder auch nur die Versuchungen seiner Machtstellung, nicht über kurz oder lang doch zu einer bedenklichen Aenderung in seiner Haltung als Kaiser hätten führen mögen, — das steht allerdings dahin. Es bleibt eben mindestens fraglich, ob die Ausdauer und namentlich die Charakterkraft des jungen Princeps solchen Proben sich gewachsen gezeigt haben würde. Sicher ist dagegen, daß seine ganze Regierung reich war an Beweisen echt fürstlichen Wohlwollens, rein menschlicher Güte, großer Regententüchtigkeit und wirklicher Selbstüberwindung; mag immerhin zuweilen seine Liebenswürdigkeit und Milde das Kolorit der Schwäche, sein leidenschaftlicher Wunsch, Wohlthaten zu spenden, das der Uebertreibung angenommen haben. Aber die Art, wie der edle Princeps frivole adelige Mordverschwörer gegen sein Leben auch moralisch besiegte, und noch mehr die Selbstüberwindung, mit welcher er — dem Vorurtheil der Römer gegen ägyptische, syrische und jüdische Frauen als Herrscher der Römer einfach sich fügend, — sein romantisches Verhältniß zu der schönen Prinzessin Berenike, des Königs Agrippa II. Schwester, einfach, obwohl mit schwerem Herzen, abbrach, spricht doch auch sehr entschieden für die sittliche Kraft seines Charakters. Sicher ist es, daß es ihm gelang, der angebetete Liebling nicht nur des Volkes, sondern auch des Senates zu werden.



Triumphbogen des Titus zu Rom.

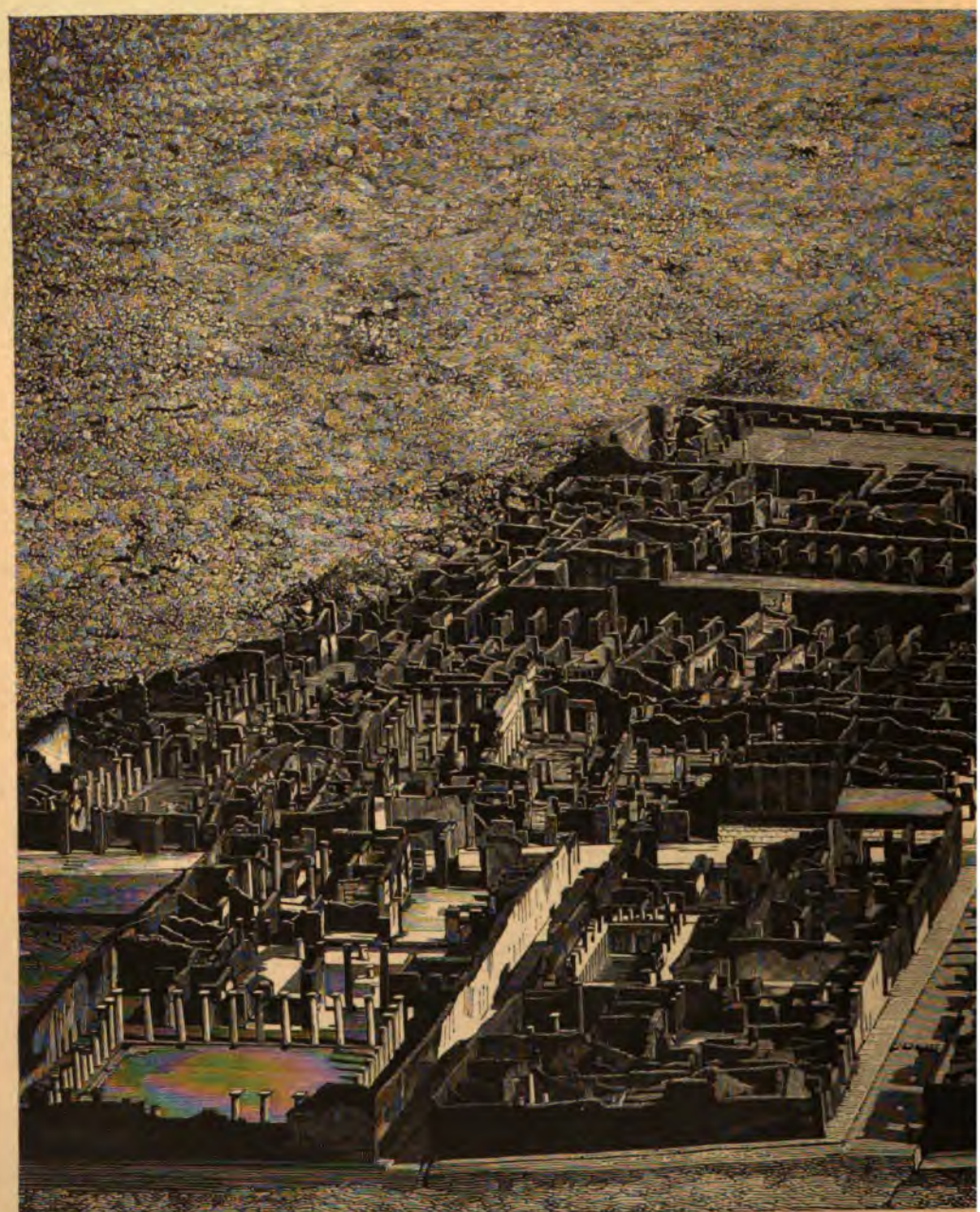
Die Geschichte seiner Regierung läßt sich dagegen ziemlich kurz zusammenfassen, da die schottischen Kriege des Agricola besser unter Domitian im Zusammenhange erzählt werden. Titus, der die Praxis seines Vaters in Rechtspflege, Gesetzgebung und Verwaltung, nur in etwas milderer Form fortsetzte, führte die Bauten Vespasians weiter und errichtete selbst neue, die noch heute in Ruinen erhalten sind. Die Einweihung des großen Amphitheaters gab (80) den Anlaß zu einer Reihe von „Spielen" im Geschmack der Römer, die mit wahrhaft verschwenderischer Pracht und Freigebigkeit



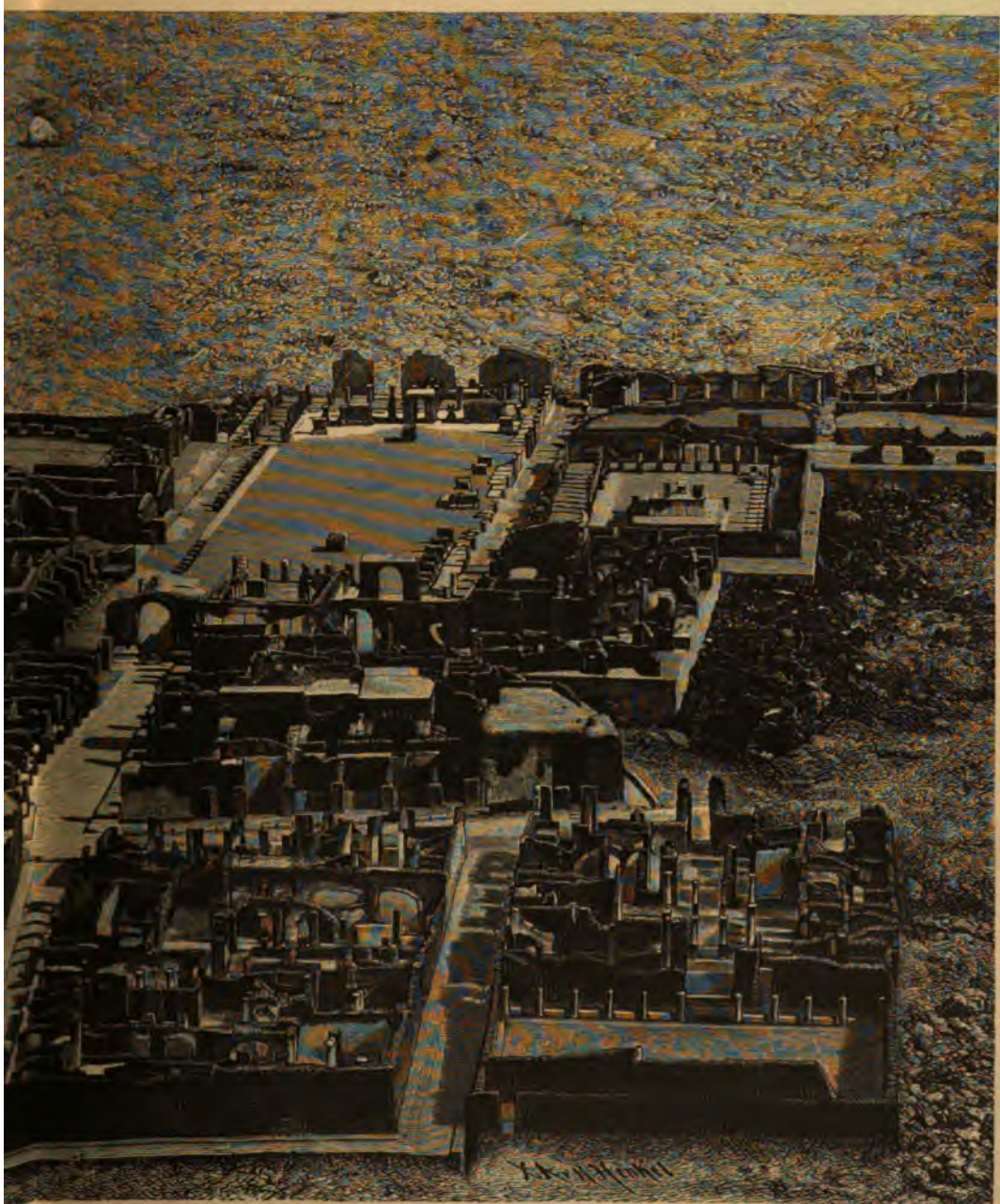
Aus dem ausgegrabenen Pompeji (Casa di Cornelio Ruffo).

ausgestattet wurden. Zu bleibender Freude dagegen für den gemeinen Mann schuf dieser Fürst neue große Thermen oder öffentliche Bäder, die an Pracht, Umfang und Bequemlichkeit alles Frühere weit übertrafen, und mit allen möglichen Mitteln zu behaglicher Erholung verbunden, dem Volke ohne jegliches Eintrittsgeld geöffnet waren. Titus erbaute sie östlich vom Kolosseum auf dem Fundamente und aus dem Material eines Theils des Neronischen Palastes am Esquilin. Der prachtvolle, mit herrlichen Hochreliefs geschmückte Triumphbogen aus penteliſchem Marmor dagegen, der noch heute auf der Höhe der alten Velia sich erhebt, und dem Andenken an Titus' jüdische Siegesthaten galt, ist erst nach des Kaisers frühem Tode vollendet und (81 n. Chr.) ein neuer Schmuck der Residenz geworden.

Daneben aber waren es schwere Kalamitäten, welche diesem Kaiser den Anlaß gaben, in umfassender und großartiger, wahrhaft väterlicher Weise



Ueberblick über einen Theil der an



r ausgegrabenen Quartiere von Pompeji.

die Noth seines Volkes zu lindern. Neben einer schrecklichen Epidemie, welche im Jahre 80 die Hauptstadt decimirte, und neben einem großen Brande, der in demselben Jahre vom nördlichen Theile des Marsfeldes her drei Tage und drei Nächte lang Rom verheerte und auch das neu erstehende Capitol wieder verwüstete, hat den furchtbarsten Ruf gewonnen die Katastrophe in Campanien, nicht lange nach Antritt von Titus' Regierung. Wir meinen den berühmten vulkanischen Ausbruch des bis dahin seit unvordenklicher Zeit für harmlos geltenden Vesuvs seit dem 24. August 79, der nicht allein einen der fruchtbarsten Schriftsteller und thätigsten Forscher dieser Zeit, den damals als Admiral der Flotte bei Misenum fungirenden Plinius den Aelteren das Leben kostete, sondern namentlich über drei blühende campanische Städte und deren Bewohner grenzenloses Elend brachte. Bekanntlich ist damals Pompeji mit Stabiä durch einen Bimsstein- und Aschenregen völlig verschüttet worden. Unter einer solchen Decke von 18 bis 20 Fuß Dichtigkeit blieb die einst so lebhafte Stadt Jahrhunderte lang verborgen

Menschlicher Körper, wie er im verschütteten Pompeji gefunden.

und vergessen, bis sie nach mehr als anderthalb Jahrtausenden wieder entdeckt wurde, um nunmehr für die moderne Alterthumswissenschaft eine unerschöpfliche Fundgrube zu werden. Noch dichter war die Aschendecke, die Herculaneum bedeckte; und über diese fluthete dann noch ein glühender Lavastrom hinweg.

Die römische Welt sollte sich nicht lange der milden Herrschaft des Titus zu erfreuen haben. Seine Gesundheit war nicht sehr fest, und so wankte er schon im Jahre 81 dem Tode entgegen, der den fieberkranken Kaiser endlich am 13. September dieses Jahres auf den Gütern seiner Familie, in den Bädern zu Cutiliä erreichte. Die Trauer um den edlen Princeps war bei allen Klassen des italischen Volkes tief und aufrichtig. Nur Ein Mann theilte diesen Schmerz nicht. Es war sein eigener Bruder Titus Flavius Domitianus, der in seiner wüthenden Eifersucht auf den älteren

Bruder und in seiner glühenden Gier nach dem Principat nicht aufgehört hatte, dem Titus während seiner Regierung durch bösartige Intriguen das Leben schwer zu machen, seine Geduld und Sanftmuth auf schwere Proben zu stellen. Nun stand Domitian endlich auf der ersehnten Höhe der Macht. Aber die römische Welt begrüßte von Anfang an mit finsterem Groll und tiefem Mißtrauen und Gerüchten der schlimmsten Art den jungen Mann, der nicht einmal die letzten Augenblicke des Titus abgewartet hatte, um nach Rom zu eilen und sich mit Hilfe der Garde die Nachfolge in der Herrschaft zu sichern, die ihm sein edler Bruder in unveränderlicher Güte trotz Allem zugetheilt hatte.

Der neue Princeps war, wie Titus, zu Rom geboren, und zwar am 24. October 51 in dem Quartier „ad malum Punicum" in der VI. Region (am Quirinal). Keineswegs ohne Begabung, war Domitian doch unter minder günstigen Umständen als sein Bruder Titus zum Manne gereift. Der frühe Tod der Mutter, die häufige Entfernung des Vaters und des Bruders von Rom, hatten ihn der Wohlthaten einer strengen und planmäßigen Erziehung beraubt, und sein sinnliches und leidenschaftliches Naturell war nicht der strengen Zucht des Lagers unterworfen worden. Erst als Vespasian seit dem Spätsommer 70 bleibend in Rom verweilte, kam der junge Prinz, der seit dem Einmarsch des Antonius Primus seine schwelgerische und herrschsüchtige Sinnesweise nur zu deutlich verrathen hatte, unter die strenge Leitung des kaiserlichen Vaters. Jetzt für lange Zeit zu einem ihm sehr unerwünschten Stillleben verurtheilt, wandte Domitian seine sehr achtungswerthe Begabung den Studien zu. Aber er betrieb sie ohne innere Freude, und nährte in seinem Herzen bitteren Groll und heiße Eifersucht auf die beiden erlauchten Träger des Ruhmes seiner Familie: eine Eifersucht, die bei seiner lebhaft entwickelten Eitelkeit auch später wiederholt gegen ausgezeichnete Zeitgenossen sich richtete, deren Thaten ihn in Schatten stellten.

Von der Leutseligkeit und dem heiteren Humor des Vaters und Bruders war nichts auf ihn gekommen. Vielmehr erscheint Domitian als ein Mann von einsiedlerischer und grübelnder Natur, der stets übler Laune war und dessen Späße eine starke Neigung hatten, für die davon Betroffenen sehr unangenehm zu werden. Nichts desto weniger hatten die gefährlichen Züge seines Charakters damals noch keineswegs das Uebergewicht bei ihm gewonnen, und bei großer natürlicher Klugheit war er sehr entschieden gewillt, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, die unter dem Eindruck der Erinnerung an die schönen Zeiten seiner beiden Vorgänger sich ihm gegenüber sehr mißtrauisch verhielt, und eine tüchtige Regierung zu führen. Sein Benehmen als Princeps war würdig; eine Reihe von Verordnungen sehr verständiger und nützlicher Art machte einen guten Eindruck; auch an Zügen der Freigebigkeit und selbst des Wohlwollens fehlte es nicht. Die durch die letzte große Feuersbrunst (S. 315) in Rom zerstörten Gebäude, namentlich das Kapitol, wurden auf Kosten des Fiskus hergestellt, und der noch nicht

erschöpfte Schatz seines Vaters ließ bei Domitian noch keine habsüchtigen Regungen aufkommen. Daneben hielt der Kaiser andauernd mit heilsamer Strenge auf feste Kontrolle des Benehmens der Provinzialstatthalter. In Rom aber suchte er, — freilich in seltsamem Kontraste zu seiner persönlichen Lebensweise, die nichts weniger als sittlich zu nennen war, — öffentlichen Anstand und Sitte mit Kraft aufrecht zu erhalten, die öffentliche Moral zu verbessern, die Epidemie des Ehebruches zu bekämpfen. Als Pontifex Maximus aber schritt er, wie er überhaupt die alten Kulte und die alten sakralen Einrichtungen mit Eifer pflegte, seit dem dritten Jahre seiner Herrschaft gegen unkeusche Vestalinnen und deren Verführer mit Nachdruck ein. Nur daß zunächst die letzteren nur exilirt wurden, die jungen Priesterinnen aber anstatt des entsetzlichen Schicksals, lebendig begraben zu werden, die Todesart sich selbst wählen konnten. Bei der starken Beimischung von Aberglauben in seinem Naturell mochte bei der Wiederaufnahme gerade solcher Untersuchungen der Gedanke lebhaft mitwirken, daß den nationalen Gottheiten gegenüber auf Grund des zweimaligen Brandes des Kapitols eine außerordentliche Sühne unumgänglich sei.

Statue des Kaisers Domitian (Rom, Vatican).

Die schlimme Ausartung des Domitian zu dem furchtbaren habsüchtigen, finsteren und grausamen Despoten, als welchen die Nachwelt diesen Flavier vorzugsweise anzusehen sich gewöhnt hat, vollzog sich nur allmählich. Zuerst hat sich bei ihm aus eintretender Finanznoth die Habgier und fiskalische Raubsucht entwickelt. Im Gegensatz zu seinem Vater wirthschaftete Domitian nach mehreren Seiten hin sehr verschwenderisch. In erster Reihe war er überaus baulustig. Die noch nicht völlig verwischten Spuren des Neronischen Brandes, noch mehr die Feuersbrunst des Jahres 80, gaben den ersten Anstoß zu einer rastlosen Bauthätigkeit, die dieser Kaiser, der nicht ohne Kunstsinn und Interesse für Architektur war, während seiner ganzen Regierung in großartiger Weise entfaltet hat. Neben dem mit außerordentlicher Pracht bis zum Jahre 86 hergestellten Kapitolinischen Tempel und vielen anderen im-

posanten Prachtbauten versäumte er aber auch wichtige Nutzbauten nicht. Außer der Erneuerung der alten Via Latina wurde noch gegen Ende seiner Regierung in Italien die neue Via Domitiana von Sinuessa nach Puteoli, und in Lusitanien die Chaussee von Emerita nach Capara angelegt. Daneben ging nun aber auch unter dieser Regierung her eine große Freigebigkeit gegenüber den Massen, die zu gewinnen Domitian um so mehr bemüht war, je weniger es gelang, ein anderes als ein sehr kühles Verhältniß zu dem Senat und der Aristokratie herzustellen. Die beliebten Vergnügungen des Volkes, namentlich die „Spiele", die Wettkämpfe im Cirkus und die Gladiatur, wurden mit außerordentlichem Eifer gefördert. Wirkliche Geldverlegenheit erwuchs aber dem Kaiser erst seit dem Jahre 84 v. Chr. auf Grund neuer militärischer Ausgaben.

Domitian besaß einen brennenden militärischen Ehrgeiz, der theils durch die Erinnerung an die großen Kriegsthaten seiner beiden Vorgänger, theils durch die frischen Siegesbotschaften geschärft wurde, die gerade damals täglich neu aus den schottischen Quartieren seines Legaten Agricola nach Rom gelangten. So schien es ihm geboten, endlich selbst zum Schwert zu greifen, zumal er persönlich die Gefahr nicht scheute, wenn sie ihm offen und bewaffnet gegenüberstand, — obwohl er sonst in seiner argwöhnischen und mißtrauischen Art der Furcht sehr zugänglich war. Er beschloß daher, sich gegen die Germanen zu versuchen, die sich zur Zeit des Civilis als gefährliche Nachbaren gezeigt hatten. Namentlich den Katten, die anscheinend neuerdings wieder einen Raubzug ausgeführt hatten, oder vielleicht erst planten, sollte ein Angriff heimgezahlt werden, der zur Zeit des batavischen Krieges von ihnen gegen Mainz versucht worden war. Die Erfolge nun, die Domitian mit der Rheinarmee im Jahre 84 gegen dieses Volk erkämpfte, waren, wie man jetzt meint, keineswegs unbedeutend. Große Kriegsthaten allerdings wurden nicht ausgeführt; aber der Feind hielt doch den Römern nirgends Stand, und die Thatsache, daß die Legionen wieder auf dem rechten Ufer des Rheines erschienen waren und das Land weithin gründlich verheert hatten, schüchterte die Katten fühlbar ein. Domitian selbst freilich scheint des harten Lagerlebens bald überdrüssig geworden zu sein, zumal er auf schnelle und glänzende Siege nicht rechnen konnte. Dagegen knüpfte sich, so scheint es, an diesen Feldzug der Anfang einer neuen und sehr wichtigen Ausdehnung des römischen Reichsgebietes.

Domitian nämlich, so wird man annehmen dürfen, machte in dieser Zeit den Anfang zu einer Veränderung des Systems der Vertheidigung an der oberen Rhein- und Donaugrenze. Es galt, die ungeheure Linie zwischen dem Mittelrhein und der mittleren Donau zu verkürzen, und so wurde jetzt ein Verfahren eingeleitet, welches den tiefen deutschen Keil zwischen diesen Theilen der deutschen Stromlinien abschneiden sollte. Die jetzt eingeleiteten Arbeiten sind allerdings erst unter Trajan und Hadrian zu ganzer Vollendung gelangt. Aber der Gedanke, das deutsche Gebiet bis zu einer

Linie von Aschaffenburg bis Regensburg zu annektiren und durch eine Kette von Verschanzungen gegen Angriffe der deutschen Völker zu sichern, gehört offenbar schon der domitianischen Zeit an. Schon unter Claudius, so scheint es, war der alte Limes des Tiberius (S. 151) weiter fortgeführt worden. Unter Domitian wurde wahrscheinlich im Anschluß an den kattischen Krieg der nördliche Theil der Verschanzungen, von der unteren Lahn bis zum Main und weiter südlich ausgeführt, ein namhafter Theil der Gebirge im südwestlichen Deutschland schon jetzt in den Bereich dieser Schanzen gezogen, und die Linie bestimmt, welche später die seit der Claudianischen Zeit stärker besetzte obere Donau mit ihren Festungen erreichen sollte. Das auf diese Weise neu zum Reiche gezogene Stück deutschen Landes, welches die Römer dann gegen zweihundert Jahre lang mit Erfolg behauptet haben; diese neue Vorlandschaft der obergermanischen Provinz (nur der spätere östliche Theil gehörte zu Rätien), führte den Namen der „agri decumates", des Zehntlandes, der wahrscheinlich auf den, von den hier sich ausbreitenden neuen Ansiedlern, namentlich in Menge einwandernden romanisirten Kelten, wie von deutschen Einwohnern, zu entrichtenden Zehnten zu beziehen sein wird. Der Name der Stadt Arä Flaviä (j. Rotweil) weist bereits auf das flavische Kaiserhaus hin.

Wir kommen bei der Geschichte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts noch einmal auf diese Vertheidigungslinien und ihre Bedeutung, auf die endliche systematische Verbindung und den vollständigen Ausbau der Main-, Neckar- und Donaulinie zurück, und geben hier nur erst eine Skizze von dem Laufe dieser, für die spätere Geschichte der Kaiserzeit so bedeutungsvollen Schanzenkette. Am Einfluß der Altmühl in die Donau bei Kelheim beginnt dieses System der Befestigungen. Es erstreckt sich zunächst westlich über Kipfenberg (nördlich von Eichstädt), Weißenburg, Gunzenhausen, nördlich von Oettingen, Bopfingen und Aalen, ungefähr bis nach Lorch (Lauriacum) in Würtemberg, in einer Bogenlinie von 23 deutschen Meilen. Vor dem hier noch weithin erhaltenen Walle, mit einem gemauerten Kerne von Gußwerk, lag ein Graben, durchschnittlich 10 Fuß breit, und vor demselben zog sich die Palissadenreihe hin, welche dem Werke den (zuerst im 4. Jahrhundert vorkommenden) deutschen Namen „die Pfähle", heute meist des Pfahlgrabens, verliehen hat. Hinter dieser dreifachen Vertheidigungslinie lagen Wachtthürme, kleine Kastelle und größere feste Lager, deren auf dieser Strecke sechs gezählt werden.

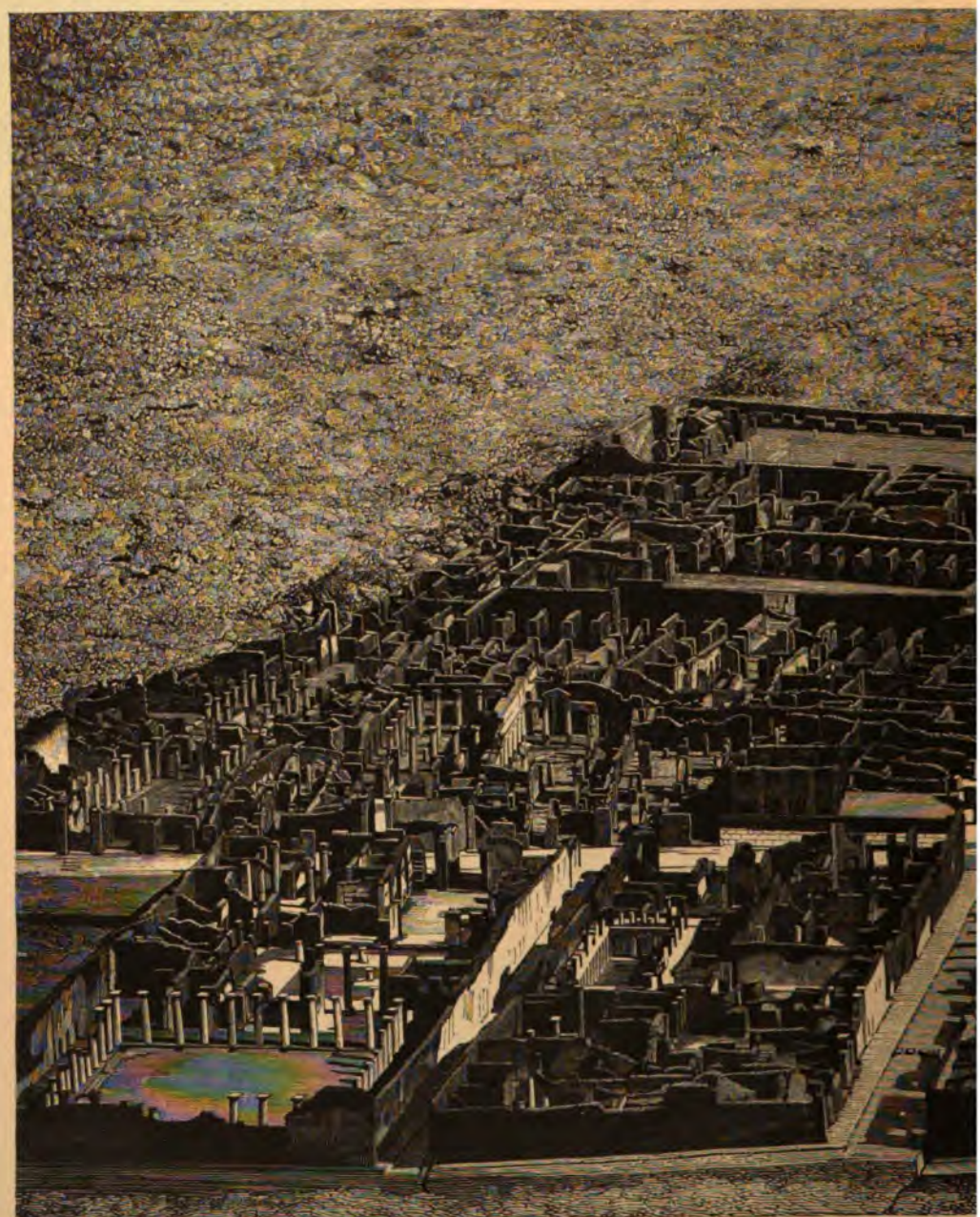
Bei Welzheim im Remsthale, oberhalb Lorch, nicht weit vom Hohenstaufen, bildet die Linie des Walles beinahe einen rechten Winkel und wendet sich, ungefähr von der alten Grenze der rätischen und der obergermanischen Provinzen an, auf einer Strecke von 14 deutschen Meilen in fast schnurgerader Richtung von Süden nach Norden (mit geringer Abweichung nach Nordwest), quer durch Würtemberg über Murhardt, Mainhardt, Oehringen (Vicus Aurelius), nach Jagsthausen, tritt von da auf badisches

Gebiet und schneidet den Odenwald in der Richtung von Osterburken und Walldürn, um dann wieder im bayrischen Speßhardt bis zum Mainstrom zu gehen, den sie bei Freudenberg, unweit Wertheim und Miltenberg erreicht. Wie auf bayrischem Gebiet zwischen Kelheim und Weißenburg, und wie weiter westlich zwischen dem bayrischen Freudenberg und Jagsthausen, ist westlich von der Strecke Osterburken-Walldürn, nämlich im Odenwald, durch die Grafschaft Erbach, auf den Höhen von Mümlingsbach, eine innere Reihe von römischen Kastellen beobachtet worden.

Die große Linie zieht sich weiter von Freudenberg am Main, östlich von dem Kastell bei Miltenberg, auf der Wasserscheide des Speßhardt, östlich vom Laufe des Mainstroms, ungefähr bis Wirtheim an der Kinzig, östlich von Gelnhausen. Auch hier zeigen die modernen Specialuntersuchungen mehrfache, hinter und neben einander angelegte Wälle, zum Abschluß von Schluchten und Thälern. Am südlichen Abhange des Vogelsberges, zwischen diesem und dem nördlichen Abhange des großen Feldbergs, beginnt ein neuer Abschnitt der Wallanlage. Sie verläßt die südnördliche Richtung und wendet sich nach Westen, zum Theil selbst nach Süden einbiegend. Von der Kinzig bis zur Wetterau, dann auf dem nördlichen Abhang des Taunus hinlaufend, erreicht sie, von Langenschwalbach aus wieder mehr nach Norden gerichtet, die Lahn oberhalb Ems (damit anscheinend die nördliche Grenze von Ober-Germanien). Hier wie bei den römischen Standlagern am Rhein und Donau ist die Form der römischen Kastelle überall dieselbe. Ueberall die gleiche quadratische oder oblonge Form mit abgerundeten Ecken, die zwei sich rechtwinklig schneidenden Hauptstraßen, und die vier Thore an ihren Endpunkten. In ihrem Schneidepunkt das Quartier des Kommandanten und die Fahnenkapelle; in dem übrigen Raume die verschiedenen Truppengattungen, je nach Größe des Lagers und Stärke der Garnison dislocirt, ursprünglich und bei vorübergehendem Aufenthalte in Zelten und Baracken, bei dauerndem in festen Holz-, Ziegel- und Steinbauten. Als solche sind auf dieser Strecke außer der Saalburg (S. 126) namentlich die „Alteburg", dann die „Schanze auf der Libbacher Haide" (auf der Heerstraße von Wiesbaden nach Limburg), und die „alte Schanze" bei Adolfseck im Aarethal zu erkennen.

Die Länge des Walles von Donau bis Main betrug rund 36, vom Main bis zur Lahn rund 24 deutsche Meilen. Jenseits der Lahn aber traf der Wall auf (S. 151) die südlichsten Theile des schon seit Tiberius' Zeit bestehenden niederrheinischen Limes.

Zum Schaden jedoch des römischen Reiches waren nicht alle weiteren militärischen Schritte und Verfügungen des Domitian so verständig, wie der Plan dieser neuen Arrondirung der Rhein- und Donaugrenze. Es war nicht das schlimmste, daß der eitle Mann sich vom Senat für seine Kriegsthaten in Deutschland einen Triumph dekretiren ließ, der dann in Rom mit großer Pracht gefeiert wurde. Freilich sagten ihm die Spötter der Residenz nach,



Ueberblick über einen Theil der au

führen wird, durch die spanische VI. Victrix, die damals in Vetera stand, ersetzt worden ist.

Agricola persönlich wurde in Rom von dem Kaiser sehr kühl empfangen, und trat seitdem vollständig aus dem Staatsdienste. Obwohl er erst im Jahre 93 gestorben ist, so hat Domitian doch von seiner großen militärischen Begabung aus tückischer Eifersucht niemals wieder Gebrauch gemacht, obgleich nicht lange nachher die Verhältnisse an der unteren Donau einen Charakter annahmen, der gerade die Kraft jenes ausgezeichneten Feldherrn wieder auf den Kampfplatz rufen zu sollen schien. Während nämlich in Niederdeutschland die Katten ihre cheruskischen Nachbarn, deren Häuptling Chariomer mit Rom in Freundschaft stand, mit Krieg überzogen und unter Vertreibung jenes Fürsten 88 n. Chr. in Abhängigkeit von sich und ihrer römerfeindlichen Politik brachten, ohne daß die anderweitig stark beschäftigten Römer hier eingriffen, hatte sich zwischen Theiß, Dnjestr und Donau dieselbe Gefahr für das Reich neu zusammengeballt, wie schon einmal (S. 109) zur Zeit des Burvista. Der alte dakische König Duras und wahrscheinlich die übrigen Häuptlinge der dakisch-getischen Stämme im Norden der unteren Donau hatten neuerdings die Herrschaft über das gesammte Volk einem ausgezeichneten Manne überlassen oder überlassen müssen, der mit ungewöhnlicher Intelligenz und mit sehr bedeutenden Talenten als Regent große Verwegenheit und eine ungemeine Begabung als Heerführer verband. Die Römer, die seit Alters mit Eifersucht darüber wachten, daß auf ihren Reichsgrenzen sich nirgends eine nur einigermaßen ebenbürtige fremde Macht ausbildete, fanden nur allzuschnell Anlaß, den neuen dakischen Oberkönig zu fürchten. Decebalus, wie er gewöhnlich genannt wird — (dieser Name war jedoch wahrscheinlich oder vielleicht nicht Eigenname, sondern königlicher Titel, der wirkliche Eigenname möglicherweise Diurpaneus), — bildete nicht bloß aus der Masse der dakisch-getischen Völker eine koncentrirte Macht. Er schuf sich auch aus seinem kriegerischen, bereits stark von griechischer und römischer Civilisation berührten Volke mit Hilfe von römischen Ueberläufern ein starkes Heer, und übte eine starke Anziehungskraft aus auf die stammverwandten Völker südlich der Donau unter römischer Herrschaft. Wahrscheinlich mit den Schwächen Domitians und mit der Abneigung eines namhaften Theils der römischen Welt gegen diesen Kaiser wohl bekannt, ging er zuerst zum Angriff über, überschritt die Donau, brach im Jahre 86 in Mösien ein, vernichtete das Heer des consularischen Legaten Oppius Sabinus, und verheerte das ganze Land bis zum Balkan.

Jetzt mußte Domitian mit Kraft einschreiten. Er sammelte denn auch mit großer Anstrengung ein bedeutendes Heer, stellte nun aber thörichter Weise nicht den Agricola an die Spitze, sondern einen seiner Freunde, den Gardepräfekten Cornelius Fuscus, einen Feldherrn von nur mittelmäßiger Begabung, der der gewandten und schlauen Strategie des Decebalus nicht gewachsen war. Während der Kaiser in einer mösischen Grenzstadt zurückblieb und später nach

denkmäler und festliche Spiele zu verherrlichen, und durch seine Hofdichter auch poetisch verherrlichen zu lassen. Und doch war der mit Decebalus abgeschlossene Vertrag für die Römer ebenso unrühmlich, als materiell nachtheilig. Allerdings blieben die Grenzen unverändert; aber der Kaiser mußte sich verpflichten, außer einer sofort gezahlten Summe dem dakischen Könige jährlich eine bestimmte Rate von Geschenken oder Subsidien zu zahlen, was die tief verletzten Römer nicht mit Unrecht als einen Tribut bezeichneten. Besonders nachtheilig aber im Sinne der römischen Politik, die keine kräftigen Nachbarvölker duldete, war es, daß Domitian auf Grund dieses Vertrages dem intelligenten Decebalus eine Menge von Künstlern und Handwerkern zu friedlichen wie zu militärischen Arbeiten schickte, welche dem letzteren nur dazu dienen konnten, sich für neue Kämpfe mit den Römern möglichst gut vorzubereiten. Denn daß diese unausbleiblich waren, erkannte keiner besser, als Decebalus selbst. Er durfte sich sagen, daß dieser Friede eben nur so lange Bestand haben könne, bis der jetzige Träger des cäsarischen Lorbeerkranzes wieder durch einen Kaiser von echter Römergröße ersetzt sein würde.

Diese Wendung der Dinge ist nun auch schon nach ziemlich kurzer Zeit eingetreten. Die wenigen Jahre jedoch, während welcher Domitian nach der Heimkehr von der Donau noch das Principat führte, galten in der Erinnerung der höheren Kreise der römischen Welt als ganz besonders schwer und schrecklich. Der Kaiser, ohnehin schon mehr und mehr der Ansicht, daß nur die Soldaten und die Massen des Volkes, die er darum unaufhörlich hätschelte, und andauernd durch Geschenke und Lustbarkeiten erfreute, für ihn zuverlässige Stützen abgäben, fuhr immer bestimmter fort, seine gewaltsame Stellung zu den höheren Kreisen der Gesellschaft auszubilden. Schon längst war neben der Raubgier, die jetzt auch vor offenbaren Erpressungen sich nicht mehr scheute, bei ihm die Blutgier entfesselt worden. Der Kaiser hatte noch als junger Prinz, vor der Rückkehr seines Vaters aus Aegypten, sich in die kluge und schöne Domitia Longina, des alten Helden Corbulo leichtfertige Tochter, verliebt, sie damals ihrem Gatten L. Aelius Lamia Aemilianus entführt, später aber zu seiner Gemahlin gemacht. Nun aber blieb diese Dame, — vielleicht das einzige Wesen, welches der finstere Princeps wirklich liebte, — auch ihm nicht treu. Seine Gefühle und seine Eitelkeit wurden gleich schwer verletzt, als die Kaiserin sich nicht schämte, einen vertrauten Liebling des Domitian, den einflußreichen Schauspieler und Pantomimen Paris, zu verführen. Als der Kaiser das erfuhr, gerieth er in solche Wuth, daß er (gegen 84) den Künstler ohne Weiteres auf offener Straße niederstechen ließ, und im Zusammenhange damit noch andere Gewaltthaten verübte. Nur auf den dringenden Rath seines edelgesinnten Freigelassenen Flavius Ursus schonte er das Leben der Kaiserin, die damals nur aus Rom verbannt und später wieder zu Gnaden angenommen wurde. Aber der Tiger, der jetzt Blut gekostet hatte, war in Domitian erwacht, und seit dieser Zeit zieht sich ein

Bruder und in seiner glühenden Gier nach dem Principat nicht aufgehört hatte, dem Titus während seiner Regierung durch bösartige Intriguen das Leben schwer zu machen, seine Geduld und Sanftmuth auf schwere Proben zu stellen. Nun stand Domitian endlich auf der ersehnten Höhe der Macht. Aber die römische Welt begrüßte von Anfang an mit finsterem Groll und tiefem Mißtrauen und Gerüchten der schlimmsten Art den jungen Mann, der nicht einmal die letzten Augenblicke des Titus abgewartet hatte, um nach Rom zu eilen und sich mit Hilfe der Garde die Nachfolge in der Herrschaft zu sichern, die ihm sein edler Bruder in unveränderlicher Güte trotz Allem zugetheilt hatte.

Der neue Princeps war, wie Titus, zu Rom geboren, und zwar am 24. October 51 in dem Quartier „ad malum Punicum" in der VI. Region (am Quirinal). Keineswegs ohne Begabung, war Domitian doch unter minder günstigen Umständen als sein Bruder Titus zum Manne gereift. Der frühe Tod der Mutter, die häufige Entfernung des Vaters und des Bruders von Rom, hatten ihn der Wohlthaten einer strengen und planmäßigen Erziehung beraubt, und sein sinnliches und leidenschaftliches Naturell war nicht der strengen Zucht des Lagers unterworfen worden. Erst als Vespasian seit dem Spätsommer 70 bleibend in Rom verweilte, kam der junge Prinz, der seit dem Einmarsch des Antonius Primus seine schwelgerische und herrschsüchtige Sinnesweise nur zu deutlich verrathen hatte, unter die strenge Leitung des kaiserlichen Vaters. Jetzt für lange Zeit zu einem ihm sehr unerwünschten Stillleben verurtheilt, wandte Domitian seine sehr achtungswerthe Begabung den Studien zu. Aber er betrieb sie ohne innere Freude, und nährte in seinem Herzen bitteren Groll und heiße Eifersucht auf die beiden erlauchten Träger des Ruhmes seiner Familie: eine Eifersucht, die bei seiner lebhaft entwickelten Eitelkeit auch später wiederholt gegen ausgezeichnete Zeitgenossen sich richtete, deren Thaten ihn in Schatten stellten.

Von der Leutseligkeit und dem heiteren Humor des Vaters und Bruders war nichts auf ihn gekommen. Vielmehr erscheint Domitian als ein Mann von einsiedlerischer und grübelnder Natur, der stets übler Laune war und dessen Späße eine starke Neigung hatten, für die davon Betroffenen sehr unangenehm zu werden. Nichts desto weniger hatten die gefährlichen Züge seines Charakters damals noch keineswegs das Uebergewicht bei ihm gewonnen, und bei großer natürlicher Klugheit war er sehr entschieden gewillt, die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, die unter dem Eindruck der Erinnerung an die schönen Zeiten seiner beiden Vorgänger sich ihm gegenüber sehr mißtrauisch verhielt, und eine tüchtige Regierung zu führen. Sein Benehmen als Princeps war würdig; eine Reihe von Verordnungen sehr verständiger und nützlicher Art machte einen guten Eindruck; auch an Zügen der Freigebigkeit und selbst des Wohlwollens fehlte es nicht. Die durch die letzte große Feuersbrunst (S. 315) in Rom zerstörten Gebäude, namentlich das Kapitol, wurden auf Kosten des Fiskus hergestellt, und der noch nicht

ihm das gelungen iſt. Hier mag nur an Statius, an Martialis, und an den Spanier Quintilian erinnert werden, welcher letztere der Erzieher mehrerer jüngeren Verwandten des Kaiſers war.

Sah ſich nun der Senat wieder, wie ſo oft vor Neros Untergang, in die elende Lage gedrückt, ſeinen glühenden Haß gegen Domitian nur mühſam unter der Maske der Servilität zu verhüllen; und wurden die Mitglieder des hohen Hauſes überall gedemüthigt, theils indirekt durch die Strenge, mit welcher dieſer Kaiſer allen ihren Vergehungen erbarmungslos folgte, theils durch die ſyſtematiſche Zurückdrängung der Senatoren zu Gunſten der Ritter und der Freigelaſſenen, ſo machte damals auch Domitian einen ſehr erheblichen konſtitutionellen Fortſchritt in ſeiner Macht. Was bisher nicht geſchehen war: Domitian nahm im J. 84 die Cenſur auf Lebenszeit an. Damit gewann er nun einerſeits das Recht, den Senat zu jeder Zeit und in jeder beliebigen Weiſe zu ergänzen. Den Namen dieſer dauernden Cenſur hat allerdings ſchon ſein Nachfolger wieder fallen laſſen. Aber die daraus entwickelten Rechte hielten doch auch die ſpäteren Kaiſer feſt, und wir finden von da an die Plätze im Senat von dem Kaiſer in Form der eigentlich cenſoriſchen „Adlection“ willkürlich vergeben. Domitian bediente ſich des neuen Rechtes namentlich dazu, um jeden ihm mißliebigen Senator mit demſelben freien Ermeſſen, wie es früher die Cenſoren durften, beſeitigen zu können. Es gab fortan für den Senator einen wirklichen Rechtsſchutz vor willkürlicher Abſetzung nicht mehr. Andererſeits benutzte Domitian auch die ſittenrichterlichen Rechte der Cenſur mit Vorliebe zur Demüthigung der ſenatoriſchen Familien, wozu ihm freilich die Gelegenheit nur zu häufig geboten wurde.

Den Höhepunkt erreichte das harte, mißtrauiſche und blutige Regiment des Domitian ſeit dem J. 93. Der in Obergermanien kommandirende Legat L. Antonius Saturninus, der ſich der Abkunft ſowohl von dem alten Triumvir M. Antonius, wie von dem Tribunen des J. 100 v. Chr. rühmte, hatte ſich, durch den Kaiſer tief verletzt, zur Empörung entſchloſſen und ſein Armeecorps für den Abfall gewonnen. Da er in Folge der Kriege an der unteren Donau nur über zwei Legionen verfügte, ſo hatte er auch mit den Katten ein Bündniß geſchloſſen. Auf die Kunde von dieſen höchſt bedenklichen Vorgängen rüſtete Domitian in Rom und bot auch die ſpaniſchen und pannoniſchen Legionen gegen Antonius auf. Ehe er jedoch noch den Rhein erreichen konnte, war der pannoniſche Legat L. Appius Maximus Norbanus auf dem Kampfplatze erſchienen. Ein plötzlich eintretender Eisgang auf dem Rheine hinderte die Katten, ihrem Freunde zu Hilfe zu kommen, und ſo konnte Norbanus den Antonius, der ſelbſt im Gefecht fiel, vollſtändig überwinden.

Dieſe Ereigniſſe entfeſſelten die ganze Tigernatur Domitians. Der Kopf des Antonius wurde in Rom öffentlich ausgeſtellt, und nun begannen grauſame Unterſuchungen und Hinrichtungen angeblich Verdächtiger in un-

heimlicher Menge. Mehr aber, jetzt erhielten die Delatoren vollen und freien Spielraum. Wer nur irgend dem furchtbaren Imperator verdächtig oder durch unabhängige Gesinnung widerwärtig war, gerieth in große Gefahr, darunter nicht wenige der edelsten und angesehensten Männer. Dabei entfaltete der Despot eine dämonische Freude an den Qualen und an besonders grausamen Hinrichtungen der Verurtheilten, nicht minder in seiner ganzen Haltung einen eiskalten Hohn gegen den Senat wie gegen seine Opfer. Persönlich wurde er immer unzugänglicher. Von einer Günstlingsherrschaft war keine Rede. Die achtungswerthen Männer, die außer jenem Flavius Ursus noch zu seinem geheimen Rathe gezogen wurden, hatten weder im Guten noch im Bösen ernsthaften Einfluß auf ihn; selbst die Werkzeuge seiner Gewaltthaten mußten sehr vorsichtig mit ihm umgehen. Er hat es wirklich in allem Ernst versucht, aus dem persönlichen Regiment für das ungeheure Reich eine Thatsache zu machen.

Auch unter Domitian war das Schicksal der Provinzen, deren Statthalter von diesem Kaiser auf das strengste überwacht wurden, immerhin erträglicher, als das der eigentlichen Römer besserer Situation. Und so geschah es, daß auch dieser Kaiser, wie einst Gajus, durch seine nächsten Umgebungen gefallen ist. Er hatte die unerhörte Nichtswürdigkeit verübt, den alten Freigelassenen Epaphroditus (S. 270) hinrichten zu lassen, weil dieser einst den verzweifelnden Nero auf dessen Bitte hatte erdolchen helfen. „Es sollte Niemand unter irgend welchen Umständen sich an der geheiligten Person des Princeps vergreifen!" Seitdem und unter dem Drucke noch anderer erschreckender Gewaltthaten fühlte sich selbst die Umgebung Domitians unsicher. Und so bildete sich endlich im Palaste eine Verschwörung der Haus- und Hofbeamten, die auch durch die Mitwissenschaft der Kaiserin Domitia, sowie der beiden Gardepräfekten und anderer hochstehender Männer sanktionirt wurde. Wahrscheinlich kam dem Kaiser doch eine dunkle Warnung zu vor einer ihm drohenden Gefahr; aber seine Vorsicht und bange Sorge um sein Leben sollten ihn nicht mehr retten. Am 18. September 96 stieß ihm einer der Verschwornen, der Haushofmeister Stephanus, bei einer Audienz den Dolch in die Seite. Und in dem nun entbrennenden Ringen wurde der blutige Imperator durch die übrigen Verschwornen mit Hilfe eines kaiserlichen Gladiators endlich völlig erwürgt. Die zu spät eindringenden Soldaten der Palastwache konnten ihn nicht mehr retten, sondern nur noch den Stephanus niederhauen.

Die höher stehenden Mitwisser des Komplotts, welchem Domitian endlich erlag, hatten diesmal nicht, wie einst die Mörder des Gajus, die Zukunft außer Acht gelassen, sondern bei Zeiten an die Ernennung eines Nachfolgers gedacht. Es war schwer gewesen, einen Mann zu finden, der die gefährliche Ehre übernehmen wollte. Endlich hatte sich ein älterer Senator bereit finden lassen, der selbst allen Grund hatte, von Domitian das Schlimmste für seine

Person zu befürchten. Es war M. Coccejus Nerva, ein Abkömmling (S. 233) der berühmten Juristenfamilie dieses Jahrhunderts. Bereits 64 Jahre alt, und schon zweimal (71 und 90) Träger des Consulates, und ein in den Geschäften erfahrener, milder, wohlwollender Mann, so schien er wohl geeignet, bessere Zeiten für Rom zu bringen. Aber er hat diese nur vorzubereiten vermocht. Es war für ihn nicht leicht, festen Fuß zu fassen. Das Volk allerdings in der Residenz nahm die Nachricht von Domitians Tode gleichgiltig auf. Der Senat, der ihn gern anerkannte, ergoß seine furchtbare Erbitterung gegen den todten Princeps in den leidenschaftlichsten Beschlüssen gegen dessen Andenken. Dagegen kostete es wahrscheinlich Mühe, die bei der Wahl übergangenen Soldaten zu beruhigen, und das Verhältniß des neuen Kaisers zu der Garde sollte nachmals die Quelle der größten Schwierigkeiten werden.

Nerva. Goldmünze mit der Umschrift: IMP. NERVA CAES. AVG. P. M. TR. P. COS. III P. P.

Da Domitian anders als der von ihm bewunderte Tiberius höchst verschwenderisch regiert und durch seine Solderhöhung wie durch den Vertrag mit Decebalus das Budget mit neuen Lasten beschwert hatte, so machte namentlich die Herstellung eines einigermaßen erträglichen Finanzzustandes viele Mühe. Indessen gelang es doch, durch die Veräußerung des Domitianischen Nachlasses erhebliche Summen zu gewinnen und selbst den Massen die Beschränkung der allzu ausgedehnten Ausgaben für „Spiele" aller Art plausibel zu machen. Den meisten und unmittelbarsten Dank aber erwarb sich der treffliche Nerva, indem er sich bemühte, — soweit das überhaupt noch möglich war, — die Wunden zu heilen, welche das furchtbare Wüthen Domitians der römischen Gesellschaft geschlagen hatte. Sistirung der politischen Prozesse, umfassende Zurückberufung der Verbannten und Ausgewiesenen, Zurückgabe der konfiscirten Güter, und analoge versöhnliche Maßregeln bezeichneten den Gang der neuen Regierung.

Wirkliche Schwierigkeiten bereitete aber sehr bald die furchtbare Rachgier der senatorischen Kreise gegen die verhaßten Delatoren. Die Wuth der höheren Klassen Roms gegen die freiwilligen kriminellen Ankläger und blutigen Werkzeuge Domitians, die sich in allen Ständen fanden, überstieg alle Grenzen. Indessen war der neue Kaiser viel zu verständig, um der tobenden Leidenschaft mehr als unvermeidlich war die Wege zu öffnen. Positiv beschränkte er sich darauf, die Zulassung von Zeugnissen der Sklaven gegen ihre Herren, der Freigelassenen gegen ihre Patrone zu verbieten, und weiter das Edikt des Titus gegen falsche Anklagen zu erneuern und durch vermehrte Strafe zu schärfen. Dann aber gab er in seiner großen Rücksicht gegenüber dem Senat den Mitgliedern des Reichsrathes die bestimmte Zusage, daß unter seiner Regierung kein Senator anders als durch das hohe Haus selbst verurtheilt werden sollte. Freilich hatte die große Nachgiebigkeit gegen die Aristokratie die üble Folge, daß die Statthalter, die jetzt von Domitians harter und rücksichtsloser Kontrolle befreit

waren, nur zu schnell die Neigung zeigten, wieder in ihre alten Sünden zu verfallen.

Nerva, der verständig und maßvoll genug war, trotz des wilden Geschreies gegen Domitian doch die nützlichen und wohlberechneten Verfügungen des ermordeten Princeps einfach beizubehalten, und für seine Person sich bereits mit neuen und wohlthätigen Unternehmungen trug, deren Durchführung dann seinem großen Nachfolger vorbehalten blieb, konnte gerade wegen seiner verständigen und milden Art zu regieren sich nicht lange seiner Herrschaft freuen. Es verstand sich von selbst, daß auch gegen ihn eine Verschwörung angestiftet wurde. Der Kaiser begnügte sich damit, den thörichten Prätendenten Calpurnius Crassus nach Tarent zu verweisen. Aber viel schlimmer war die Gefahr, mit welcher die meuterischen Garden ihn bedrohten. Die tückische Aufhetzung des Präfekten Casperius Aelianus brachte im Oktober des Jahres 97 die Prätorianer dazu, daß sie, unzufrieden über die nothwendige Sparsamkeit des neuen Kaisers, in offenem Tumult den Palast blokirten und die Hinrichtung der Mörder Domitians forderten. Nerva widerstand trotz seiner physischen Schwäche mannhaft. Aber er konnte nicht hindern, daß der bewaffnete Pöbel alle Mörder seines Vorgängers, die er fassen konnte, vor seinen Augen niedermetzelte, und mußte unter dem Drucke des brutalen Präfekten noch nachher vor dem Senat der blutigen That eine Entschuldigung abgewinnen.

Trajanus (Rom, Kapitol).

Der tief empörte Kaiser war jedoch nicht gewillt, ohne Widerstand das Schicksal des alten Galba über sich kommen zu lassen. Rasch entschlossen, sich aus seiner unwürdigen Lage zu befreien, gedachte er, durch die Adoption eines ausgezeichneten Feldherrn zugleich sich selbst einen Rächer und eine mächtige Stütze, und dem Reiche die Aussicht auf einen neuen großen Imperator zu gewinnen. Er war so glücklich, — vielleicht nicht ohne Einfluß des L. Licinius Sura, eines Mannes aus den vornehmsten Kreisen, — die

damals denkbar beste Wahl zu treffen, und erhob in feierlicher Erklärung auf dem Kapitol vor dem Volke gegen Ende des Oktobers 97 den am Rhein kommandirenden Legaten Trajanus zu seinem Adoptivsohn und Mitregenten.

Die Erhebung des Marcus Ulpius Trajanus bezeichnet eine neue Phase in der Entwickelung des römischen Principats. Mit dem flavischen Kaiserhause war in Rom eine plebejische Familie zur höchsten Macht im Reiche gelangt. Jetzt aber begann die Zeit, wo der „Thron" auch durch Provinzialromanen besetzt wurde. Der Adoptivsohn des Nerva entstammte einer spanischen Familie, allerdings von unzweifelhaft italischer Herkunft, und war am 18. September 53 n. Chr. zu Italica in der Provinz Bätica geboren. Sein gleichnamiger Vater war unter Nero nach Rom gekommen und hatte hohe bürgerliche und militärische Aemter bekleidet; als Legionslegaten lernten wir ihn (S. 263 ff.) während des jüdischen Krieges kennen, wo er mit Auszeichnung gefochten hat. Im Jahre 79 ist er dann Proconsul von Asia gewesen, und nachher vor dem Jahre 100 n. Chr. gestorben. Sein ausgezeichneter Sohn, den also Nerva auf die höchste Stufe im Reiche erhob, war unter seiner Leitung militärisch geschult worden, wie denn überhaupt die vorwiegende Neigung und Begabung desselben nach der militärischen Seite sich richtete. Zehn Jahre lang war dieser Trajan als Legionsoberst in verschiedenen Provinzen, namentlich im Orient und am Rhein beschäftigt. Gründlich militärisch durchgebildet, aber auch für die Verwaltungsgeschäfte durchaus tüchtig, besaß er eine unverwüstliche Gesundheit und hatte sich in den Lagern unter verschiedenen Himmelsstrichen gegen Entbehrungen und klimatische Beschwerden bis zur Unempfindlichkeit abgehärtet. Nachmals im Jahre 85 Prätor, dann im Jahre 91 Consul, verwaltete er zuerst das tarraconensische Spanien (S. 327), nachher (nach dem Jahre 93) Obergermanien als Legat.

Als der ausgezeichnete Mann zuerst durch eigenhändiges Schreiben des greisen Nerva die Nachricht von seiner Adoption erhalten hatte, die der Senat zu bestätigen nicht zögerte, kehrte er keineswegs sogleich nach der Hauptstadt zurück. Das große Ansehen, welches er bei der Armee besaß, bändigte auf der Stelle den Uebermuth der Garde. Und Trajan konnte sich noch geraume Zeit anderen Aufgaben an den Grenzen hingeben, ehe er die Residenz als Kaiser betrat, — konnte sogar den Casperius Aelianus und die Genossen seiner Meuterei nöthigen, nach dem Rhein zu kommen, wo sie niedergehauen wurden. Es galt überall die deutschen Grenzen zu sichern, und den seit 84 und 93 n. Chr. mehrfach aufgeregten deutschen Stämmen nachdrücklichen Ernst zu zeigen und zu imponiren, ehe die Reise nach Italien angetreten wurde. Trajan befand sich gerade in Cöln, als er die Botschaft erhielt, daß Nerva am 27. Januar 98 das Zeitliche gesegnet hatte. Des neuen Imperators Vetter Hadrian, damals Oberst der XXII. Legion in Obergermanien (wo nun des letzteren Schwager L. Julius Ursus Servianus mit dem Oberkommando betraut war), hatte die große Kunde nach dem Rheinland gebracht.

Trotzdem unterbrach der neue Kaiser seine höchst wichtige, von ihm bereits als Legat begonnene, defensive Thätigkeit durchaus nicht. Seine Arbeit war hauptsächlich darauf gerichtet, sich sicher und solide in den Besitz des „Zehentlandes" zu setzen, und die von Domitian eingeleitete Befestigung der neuen Grenzlinie (S. 319 ff.) östlich vom Oberrhein möglichst weit südöstlich durchzuführen. Dazu traten noch andere Schöpfungen, wie die Erweiterung des keltischen Platzes Lupodunum (j. Ladenburg) am Neckar, welcher Ort nachmals als römische Stadt den Namen Civitas Ulpia erhalten, und die Anlage einer romanischen, durch Abtheilungen der I. Legion Adjutrix und der XI. Claudia gedeckten, Ansiedlung bei den Schwarzwaldthermen, die als Aquä Aureliä (j. Baden-Baden) sehr bald bei der römischen Gesellschaft einen großen Ruf gewinnen sollte. Endlich die Gründung einer neuen starken Festung am Niederrhein an Stelle des durch Civilis (S. 297) zerstörten Vetera. Die neue Anlage hieß später Colonia Trajana und lag eine römische Meile unterhalb der Ruinen von Vetera, das eigentliche Kastell nördlich von dem jetzigen Xanten, auf beiden Seiten der Straße nach Kleve. Sie wurde das Standlager der durch diesen Kaiser neu formirten XXX. Legion Victrix. Während des Winters 98 auf 99 wurde auch eine Rekognoscirungsreise nach den Donauländern unternommen, um die Verbindung zwischen Germanien und diesen Provinzen sicher zu stellen.

Statue des Kaisers Trajan (Neapel).

Endlich im Spätsommer oder Herbst 99 konnte Trajan, anscheinend von Pannonien her, seinen Einzug in Rom halten, wo man ihn mit Sehnsucht erwartete. Er wurde mit lautem Jubel begrüßt. Entzückte die Römer der würdige Ernst und das einfache und schlichte Auftreten des neuen Kaisers, der seinen Einzug in die Hauptstadt ohne blendenden Pomp und zu Fuß gehalten hatte, so gefiel ihnen nicht minder die hohe, kraftvolle, imponirende Erscheinung Trajans, der feine Anstand seiner Haltung und der Ausdruck ruhiger Entschlossenheit und sicheren Kraftbewußtseins in seinen männlichen Zügen. Es waren in der That ausgezeichnete Vertreter der Provinzialromanen, die jetzt in die Hofburg ein-

zogen. Denn auch die Damen des neuen kaiserlichen Hauses, Trajans treffliche Schwester Marciana und seine edle Gattin Pompeja Plotina, waren Zierden ihres Geschlechtes: ganz anders als die meisten jener fürstlichen Römerinnen, die seit drei Generationen das palatinische Schloß mit Akten der Grausamkeit oder mit pikanten Liebesabenteuern erfüllt hatten.

Plotina, Gemahlin Trajans. Goldmünze mit der Umschrift: PLOTINA AVG(usta) IMP(eratoris) TRAIANI (uxor).

Senat und Volk erkannten sehr schnell, daß ihr alter Nerva eine glückliche Hand gehabt hatte, als er den Legaten von Obergermanien zum Principat berief. Bisher kannten die meisten Römer den Trajan nur erst als einen tüchtigen Soldaten und ausgezeichneten Offizier. War das seit Galbas Sturze in erster Reihe von großer Wichtigkeit wegen der Stimmung der Legionen, so sollten sie bald genug zu ihrer Freude erkennen, welches eminente Feldherrntalent der neue Imperator besaß. Aber der neue Herr des Reiches war weit mehr als nur ein großer Kriegsmann. Obwohl seine persönlichen Neigungen vorzugsweise dem Heerwesen galten, so hatte er doch, ohne gerade selbst tiefere Bildung zu besitzen, Sinn und Verständniß für die Wissenschaft und die höchste Achtung vor seiner, namentlich litterarischer Bildung, und bewegte sich bei großer Neigung zur Geselligkeit mit Vorliebe in gebildeter, selbst in litterarischer Gesellschaft. Was aber die Hauptsache war, das Reich hatte jetzt wieder einen Princeps gefunden, der mit echt fürstlicher Milde, redlichem Wohlwollen und strenger Rechtsliebe eine klare Einsicht in die Bedürfnisse Italiens wie der Provinzen, und eben so großes Interesse an der Verwaltung, wie andererseits klaren und scharfen Verstand, Gewandtheit und praktischen Takt verband. Namentlich Trajans Finanzwirthschaft wurde sehr bestimmt gerühmt. Freilich ist es auch ihm nicht mehr gelungen, bei der Ausmünzung des Goldes dauernd über (S. 251) das neronische Gewicht von 7,4 Gr. hinauszukommen, und das setzten auch seine beiden nächsten Nachfolger so fort. Der Denar aber erhielt eine Legirung mit Billon sogar bis zu 15 Procent, so daß sein Silberwerth bis auf 46 R.-Pfennige sank. Dagegen war Trajan im Stande, — in einer Zeit, wo das römische Reich noch immer an produktiven Kräften unermeßlich reich erscheint —, durch eine knappe und sparsame Wirthschaft zunächst die schlimmen Schäden der Domitianischen Art der Verwaltung zu überwinden. Persönlich schlicht, ohne fiskalische Habsucht, ohne kostspielige Bedürfnisse, konnte er sofort unter Veräußerung der Reichthümer seines Vorgängers verschiedene drückende Steuern erlassen und die Erbschaftssteuer mildern. Und während seiner ganzen Regierung konnten sowohl die schweren dakischen, wie der parthische Krieg geführt und überaus zahlreiche Bauwerke aller Art errichtet, dazu noch andere gemeinnützige Schöpfungen ins Leben gerufen werden, ohne daß von finanziellem Drucke oder gar von niedrigen und gemeinen Finanzmaßregeln irgendwie die Rede gewesen wäre. Allerdings werden wir finden, daß die dakischen Siege

ihm nachmals ganz neue finanzielle Mittel in reicher Fülle in die Hand gaben.

Man darf wohl annehmen, daß Trajan von Anfang an mit dem Plane sich getragen hat, die schlimme Erbschaft zu reguliren, die ihm Domitian an der dakischen Donau hinterlassen hatte. Aber ehe er dazu schreiten konnte, mußte er erst sich ganz fest im Sattel setzen, und namentlich sein Verhältniß zu Senat und Volk in Rom sicherstellen. Sehr schwer konnte das einem Manne von Trajans liebenswürdigem Charakter nicht werden. Allerdings hatte das Blutregiment Domitians noch einmal zwischen Senat und Principat eine tiefe Kluft gerissen. Dagegen war doch der alte principielle Gegensatz der Aristokratie gegen das Kaiserthum allmählich abgestumpft, das Uebergewicht des Princeps allseitig ausgearbeitet, die Lage jetzt so geartet, daß einfach das loyale Auftreten eines tüchtigen Mannes und ein ehrlicher Friedensschluß zwischen den beiden Trägern der römischen Staatsgewalt sofort wirklich versöhnend wirken konnte. Wer es jetzt ernstlich versuchte, „Freiheit und Herrschaft mit einander auszugleichen", und die klare Herrschaft der Gesetze an die Stelle persönlicher Willkür zu setzen, der konnte sicher sein, die volle Gunst des Senats zu gewinnen. Trajan aber war durchaus der Mann, nach dieser Seite das Rechte zu treffen. Ist es unter allen Umständen seinem Andenken zu Gute gekommen, daß die finstern, blutigen Schatten der jüngsten Vergangenheit zu seiner glänzenden Regierung die Folie abgaben, so war seine gerade, frische und leutselige Natur vorzugsweise geeignet, die Gemüther des Senates schnell zu gewinnen. In der That konnte kaum ein größerer Gegensatz gedacht werden, als jener zwischen dem finstern, in die Welt des Olymps hineingreifenden, fürstlichen Stolze des letzten Flaviers, der sich scheu mit einer Zone von Eis umpanzerte, und dem einfachen, offenen und umgänglichen Wesen dieses Soldaten, dieses Zöglings der Feldlager, der nur dann, wenn und wo es das Herkommen forderte, die Formen der Majestät zur Geltung brachte, und in dem ungezwungensten Verkehr namentlich auch mit den Senatoren sich gefiel. Mehr aber, Trajan hielt es auch für die angemessenste Politik, nicht als schlauer Rechner, sondern im Sinne verständiger Politik, in seinen Beziehungen zu dem hohen Hause das Beispiel des Augustus wieder zur Geltung zu bringen. Er war als erster provinzialromanischer Kaiser gegenüber den alten und den neuen, den altitalischen wie den jüngeren provinziellen Geschlechtern des Reichsrathes noch in ganz anderem Sinne, als vor dreißig Jahren der alte Vespasian, als homo novus anzusehen. So galt es, die schwere ihm zugefallene Stellung durch aufrichtige Befreundung mit dem Senat zu sichern und zu stärken. Die überaus rücksichtsvolle Art nun, mit welcher der neue Princeps den Reichsrath als politischen Faktor behandelt hat, erinnert vielfach an die ersten Jahrzehnte der neu geschaffenen Dyarchie. Trajan hat gleich damit begonnen, den Senatoren dieselben Zusagen für ihre Sicherheit zu geben, wie einst (S. 329) Nerva; nur jener armselige Calpurnius Crassus, der schon gegen den alten Nerva (S. 329) seine

Intriguen gesponnen hatte, verfiel auf Grund einer neuen, gegen Trajans Leben gerichteten Verschwörung nach Urtheil der übrigen Senatoren dem Untergange. Die Herstellung der vollen Freiheit in den senatorischen Verhandlungen, die strenge Beobachtung aller alterthümlichen politischen Etikette und republikanischer Formen, die starke Betonung der Herrschaft des Gesetzes allein, endlich auch die harte Strenge gegen die kompromittirtesten Delatoren der domitianischen Zeit, die nach öden Inselklippen des ägäischen Meeres deportirt wurden, sicherten die Popularität des Kaisers in den senatorischen Kreisen.

Während nun Trajan theils im Verein mit dem Reichsrath, theils auf dem Wege kaiserlicher Konstitutionen und Reskripte andauernd eine große Anzahl durch tüchtige Juristen empfohlener, zweckmäßiger und humaner Rechtsbestimmungen aller Art ins Leben rief, überhaupt nachdrücklich die Herstellung eines festen und gesicherten Rechtszustandes förderte, die unheilvollen Anklagen auf die sogenannten Majestätsverbrechen verbot, endlich auch einen eigenen Gerichtshof schuf für fiskalische Prozesse, der ohne Rücksicht auf den Kaiser nach Recht und Billigkeit zu entscheiden hatte, gewann er auch die Gunst des Volkes. War seine leutselige, jedermann zugängliche, Art und seine ebenso milde wie edle Erscheinung, die in den Augen der Römer sehr bald auch noch durch frischen Kriegsruhm verklärt werden sollte, an sich schon den Bürgern der Hauptstadt sehr sympathisch, so gewann er bei der Menge auch dadurch, daß er, auch abgesehen von seinem Eifer für die regelmäßige Verproviantirung der Residenz, ihren derben Neigungen sich nicht verschloß. Wir haben ja schon wiederholt gefunden, daß die Popularität auch wirklich ausgezeichneter Kaiser damals leider nicht nur von ihrer Regententüchtigkeit abhing, und daß auch solche Imperatoren, die nicht auf den schrecklichen Pfaden eines Nero oder Domitian wandelten, es nicht vermeiden konnten, der Reichshauptstadt, in welcher noch immer das Bewußtsein ihrer früheren dominirenden Weltbedeutung fortlebte, ihren Tribut zu zahlen. Die Congiarien und andere Geschenke, namentlich aber die blutige Lust des Amphitheaters, die Gladiatur und die Thierhetzen, gewannen auch unter Trajan eine gewaltige Ausdehnung.

Da ist es aber auch für unser modernes Empfinden erfreulich zu sehen, daß dieser Kaiser eine Einrichtung ins Leben gerufen hat, die sehr bestimmt von dem Durchdringen neuer und humanerer Sinnesweise bei den gebildeten Kreisen der Römer Zeugniß giebt. Was Nerva bereits in Aussicht genommen hatte, führte Trajan wirklich aus, nämlich ein großartiges System zur „Alimentation" unbemittelter Kinder von freier Geburt in Italien. Die Freude an dem Durchbrechen eines in Rom sonst nicht gerade übermäßig häufigen humanen Sinnes und menschenfreundlicher Wohlthätigkeit wird unseres Bedünkens dadurch nicht geschmälert, daß Trajan und seine Nachfolger bis auf Pertinax, die dieses System verfolgten, damit zugleich sehr bestimmte praktische Zwecke zu erreichen suchten. Trotz der wieder-

holten Kolonisationen auf der Halbinsel wurde in jener Zeit doch die Abnahme der freien italischen Bevölkerung recht fühlbar. Die furchtbaren Wunden, welche die Bürgerkriege der Halbinsel geschlagen, waren niemals wieder ganz zu heilen, und auf der einen Seite das Abströmen überaus zahlreicher Leute italischen Blutes nach den verschiedenen Provinzen des Reiches, auf der anderen der leidige Hang zur Ehelosigkeit wirkten andauernd zur Verdünnung der freien Bürgerbevölkerung auf italischem Boden. So galt es für Trajan, durch eine großartige finanzielle Maßregel einerseits dürftigen Familien die Erziehung ihrer Kinder nach Kräften zu erleichtern, andererseits aber durch die Eröffnung solcher Aussichten namentlich bei den minder begüterten Klassen der Schließung von neuen Ehen erheblichen Vorschub zu leisten.

Ob Trajan zu diesem Zwecke in Rom eine spezielle neue Behörde für die Oberleitung des neuen Instituts geschaffen hat, ist zweifelhaft; sicher aber, daß dafür in den verschiedenen Städten und Landschaften Italiens bestimmte Beamte bestellt wurden. Während der Kaiser in der Residenz 5000 Kinder einfach durch Aufnahme in die Reihen der Getreideempfänger versorgte, stiftete er aus dem Fiskus in den italischen größeren und kleineren Städten, — selbst in so kleinen, wie Veleja in den Vorhöhen der nördlichen Apenninen, nicht fern von Placentia, aus deren Ruinen bei Montepolo i. J. 1747 die große, in die Zeit zwischen 103 und 114 n. Chr. gehörende, Inschrift ausgegraben wurde, die uns sehr wesentlich über die neue Einrichtung belehrt, — Kapitalien, die auf Kommunalgütern oder auf Grundstücken von Privatleuten hypothekarisch versichert waren. Die Zinsen derselben wurden für monatliche Unterstützungen einer sehr erheblichen Anzahl von (größtentheils ehelich geborenen) Knaben und einer allerdings viel kleineren Zahl von Mädchen verwendet, derart daß die jungen Leute, beziehentlich deren Eltern oder Vormünder, entweder freies Getreide oder eine bestimmte Geldsumme erhielten. Um den Bestand der Einrichtung zu sichern, wurde einerseits der Zinsfuß verhältnißmäßig niedrig angesetzt, andererseits darauf gehalten, daß der Werth der verpfändeten Grundstücke das darauf empfangene Kapital weit überstieg. Die Knaben erhielten diese Unterstützung bis zum 18., die Mädchen bis zum 14. Lebensjahre. Die in die Alimentationslisten aufgenommenen Kinder wurden zugleich einer bestimmten römischen Tribus zugetheilt. Wie weit der Kaiser diese Einrichtung ausgedehnt, welches Grundkapital er für seine Person darauf verwendet hat, ist uns allerdings nicht näher bekannt. Aber seine Anregung hat lange nachgewirkt. Nicht nur daß seine nächsten Nachfolger das Institut befördert und erweitert haben, so folgten schon unter Trajan verschiedene reiche Privatleute dem edlen Beispiele ihres Princeps. So namentlich sein berühmter Freund Plinius, des alten Admirals (S. 315) Neffe, der zu Comum eine Alimentarstiftung für freigeborene Kinder ins Leben rief, — dieser vielleicht schon durch Nerva dazu angeregt. So spendete eine reiche Dame, Cälia Macrina, zu Tarracina eine Million Sesterzen (217,521 Mark), aus deren Zinsen hundert Kinder unterstützt werden sollten.

Die Brücke besteht aus zwei verschiedenen Theilen, deren zweiter weniger lang als der erste ist. Dieser Umstand gestattet die Vermuthung, daß sie eine Insel kreuzt. Die Kähne sind mit einem festen Boden bedeckt, der von einer kleinen durchbrochenen Balustrade eingefaßt wird. Man unterscheidet den doppelten Riemen des Steuerruders und vor dem Steuermannssitze das ausgeschnittene Holzwerk, auf dem der Brückenboden ruht. Um an der Insel und dem festen Lande anzulegen, hat man einiges Pfahlwerk in das Bett des Flusses eingerammt.

Auf die Brücke mündet das Hauptthor der Festung; es ist so eng, daß zwei oder höchstens drei Soldaten in der Front es passiren können. Trajan hat mit einem Theil seiner Streitmacht schon auf dem feindlichen Territorium Fuß gefaßt, während die Spitzen der Colonne (principia) eben erst aus der Stadt abzumarschiren beginnen.

Die Legionare haben alle Bart und Schnurrbart. Kopf, Beine und Arme tragen sie nackt; sie sind bekleidet mit einer Tunica mit kurzen Aermeln, welche über den Knieen aufhört, und gerüstet mit einem Panzer von Metall, dessen zwei Platten über dem Rücken mittelst Charnieren, und auf der Brust durch mehrere Haken verbunden sind. Der Leib und die Schultern sind durch nebeneinandergelegte Streifen von Kupfer (lora) geschützt. Das Schwert hängt an der rechten Seite und der Helm, mit dem sich der Legionar erst im Angesicht des Feindes bedeckte, an der Schulter. Am linken Arm trägt der Soldat einen länglichen Schild, dessen Emblem ein Kranz ist, der eine sternähnliche Figur umgiebt.

Das Gepäck, die Lebensmittel und Koch-Utensilien sind an der Spitze einer Stange aufgehängt (furca, furcilla); man sieht an derselben bei den verschiedenen Legionaren einen Schlauch, eine vermittelst sich kreuzender Schnuren zusammengebundene und mit Ringen zum Aufhängen versehene Tasche, ein Netz, einen Kochtopf und ein Schöpfgefäß. Das Pilum, welches man in der rechten Hand trug, ist von dem Bildhauer nicht mit ausgeführt worden.*)

Die fünf Fahnenträger (signiferi, imaginarii), welche der Truppe voranschreiten, haben den Kopf und die Schultern mit einem auf einem Bronzeringe getragenen Bärenfell bedeckt; dieser wilde Kopfschmuck, mit den beiden unter dem Hals zusammengehaltenen Tatzen, verleiht ihnen einen martialischen Anblick. Ihre Bekleidung besteht ebenfalls in einer kurzen Hose, einer Tunica und einem Wamms mit ausgezackter Kante; an der rechten Seite tragen sie ein Schwert, am linken Arm einen ovalen Schild. Die beiden in eine Hand auslaufenden Feldzeichen sind sicherlich Manipelzeichen. Die Hand, welche von einem Lorbeerkranze umgeben ist, ist auf einer Art von Gabel aufgerichtet, an deren Zinken sich Knöpfe, ähnlich den Kleeblättern, befinden; man pflegte an ihnen Bänder zu befestigen. Der Schaft des Feldzeichens ist mit sechs nabelförmigen Opferschalen, einem Halbmond und einem jener Kränze von Gras geschmückt, welche den Soldaten verliehen wurden, die sich durch eine Waffenthat ausgezeichnet hatten. Die Ausrüstung der drei anderen Fahnenträger (der Cohorte?) ist reicher und mannigfaltiger. Außer den Metallgabeln und Grasbrängen sieht man hier schwalbenschwanzförmig endigende Täfelchen; den römischen Adler, eine Opferschale und lorbeerumkränzte Kaiserbüsten (sowohl eine einzige, als auch zwei an einem Feldzeichen); ferner ein Zierath, welches die Form einer umgekehrten Halbkugel hat und außen mit Laubwerk in Relief verziert ist; dann hoch oben, auf einem länglichen Täfelchen, anscheinend das Figürchen eines Gottes, der im linken Arme ein Schwert oder eine Fackel trägt. Zwischen den beiden Manipel-Fahnenträgern marschiren, unbedeckten Kopfes, ein vexillarius und der aquilifer, im selben Costüme wie die anderen, nur ist an Stelle des Bärenfelles ein auf der Brust zusammengefaßter Mantel getreten. Der erste trägt ein Cavalleriefähnlein mit gefranztem Rande. Der Adler ist auf einen Schaft gestellt, und zwar auf eine viereckige Basis, welche sich nach unten verengert. Die gehobenen Flügel des Vogels sind von einer Mauerkrone umgeben, ein Zeichen, daß die Legion an der Einnahme einer Stadt Theil genommen hat. Ein anderer Fahnenträger trägt nur einen Adler. Ein neunter Fahnenträger endlich, ebenfalls ohne Kopfbedeckung, trägt ein vexillum mit der geflügelten Siegesgöttin, welche ihre gewöhnlichen Attribute, Palme und Kranz, hält.

Die beiden bärtigen Figuren, die eine beim Anfang der Insel, die andere am äußersten Ende der Brücke, müssen höhere Offiziere sein. Ihr Costüm erinnert an die gepanzerten Kaiserstatuen. Der Thorax, aus Bronze, den Formen der menschlichen Brust nachgebildet, ist mit einer doppelten Reihe wehender schmaler Riemen (πτέρυγες) aus gepreßtem Leder geschmückt, welche die Beine und die Schultern schützen. Ein kunstvoll geknüpfter Gürtel umgiebt den Leib; der Mantel wird durch einen Haken auf der rechten Schulter gehalten. Außerdem tragen diese Offiziere kurze, enganliegende Beinkleider, und halten in der linken Hand einen nicht näher bestimmbaren Gegenstand (Rolle oder kurzen Stab).

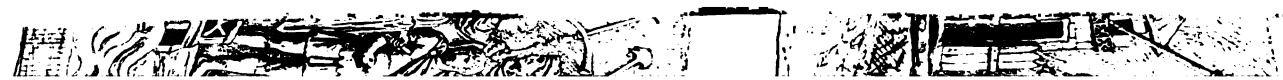
Auf dem anderen Ufer angelangt, bemerken wir in der zweiten Reihe zwei Hornbläser (cornicines) mit Bärenfellen. Ihr Instrument ist ein großes halbkreisförmiges Horn (cornu, aes curvum), getragen durch eine sehr lange das Horn selbst zwei Mal kreuzende Stange. Eine Gruppe von Reitern, wobei mehrere unbärtige, führt Pferde. Nur bei fünf von ihnen sind im Relief die Lanzen noch erhalten, mit denen diese Reiter bewaffnet waren (cunti); aber man sieht an den Bewegungen ihrer Arme, daß sie einst alle Speere hatten.

Die Pferde sind mit gestickten Schabracken bedeckt; das eine von ihnen ist auch mit einem ovalen Schilde belastet.

Trajan selbst (leider ist gerade sein Kopf schwer beschädigt) marschirt zu Fuß an der Spitze der Colonne. Den linken Arm vorgestreckt, zeigt er seinem Heere den Weg zum Siege.

---

*) Aehnliche Auslassungen kommen in verschiedenen Partieen der Reliefs vor: der Künstler scheint geglaubt zu haben, daß, da die Sculpturen nur aus ziemlicher Entfernung angeschaut werden konnten, solche feinere Gegenstände nicht erkennbar sein würden und daher ihre Ausführung überflüssig sei.



G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

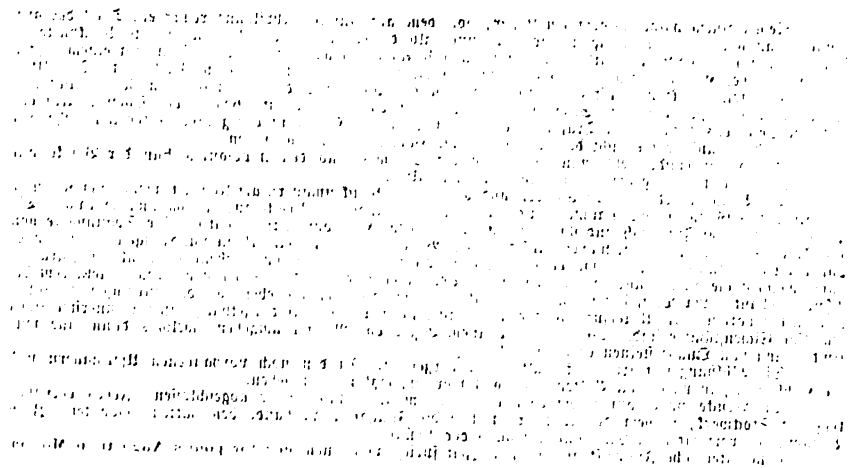
Legionen den römischen Kern der Feldarmee, an welchen sich dann starke Massen deutscher, sarmatischer, pannonischer, dalmatinischer, mauretanischer Auxiliaren aller Waffengattungen anschlossen. Den Kaiser umgab ein glänzender Stab. Als Generaladjutant ohne bestimmtes Kommando fungirte L. Licinius Sura (S. 330), als Chef der Gardetruppen Claudius Livianus. Der pannonische Legat Q. Glitius Atilius Agricola und der mösische M.' Laberius Maximus führten zwei große Corps; unter den Reitergeneralen war der mauretanische Scheich Lusius Quietus besonders namhaft.

Von der pannonischen Centralfestung Siscia aus wandte sich der Kaiser zunächst nach Singidunum, wo die Feldarmee, etwa 60,000 Mann stark, gemustert wurde. Von hier aus ging es nach dem Standlager der VII. Legion, Viminacium, einige Stunden unterhalb der Mündung des Margus (j. Morawa) in die Donau, da wo jetzt Kostolatz liegt. Hier überschritt Trajan persönlich mit einem Theile des Heeres auf einer Schiffbrücke den gewaltigen Strom, während die andere Kolonne mehrere Meilen tiefer unten (bei Columbina) nach dem linken Ufer übersetzte. Auf den beiden Wegen, von Lederata (j. Uj-Palanka, Rama gegenüber), und von Alt-Orsowa an der Tscherna hinauf, drangen die römischen Heersäulen energisch nordwärts vor und trafen bei Tibiscum zusammen, das (in der Nähe des j. Karanschebesch) am Zusammenfluß der Temes und der Bisztra lag, — nur noch wenige Stunden westlich von dem „Eisernen Thore" entfernt, also in bedrohlicher Nähe der dakischen Residenz (S. 324). Vorsichtig wie er war, drang der Kaiser nicht sofort tiefer in das sehr schwierige Terrain ein, sondern schuf sich durch Herstellung möglichst sicherer Verbindungen mit der Donau eine überaus starke neue Operationsbasis für das nächste Jahr. Als der harte Winter überstanden war, wurde der Angriff mit erhöhter Energie wieder aufgenommen, und nun gelang es, im Frühling d. J. 102 die Daker in einer mörderischen Schlacht bei Tapä nach schwerem und verlustvollem Kampfe aufs Haupt zu schlagen. Die Unterhandlungen, welche Decebalus hierauf eröffnete, führten zu keinem Ergebniß, weil der dakische König dadurch nur Zeit zu gewinnen suchte. Als aber die dakischen Truppen trotz der wüthenden, allmählich in wirkliche Barbarei ausartenden Erbitterung, mit der sie fochten, in einer Reihe neuer Gefechte überall den kürzeren zogen; als auch das „Eiserne Thor" verloren, dicht vor Sarmizegethusa die Armee des Königs abermals geschlagen, endlich auch die Hauptstadt und seine Schwester in die Hände der Römer gefallen war: da mußte Decebalus sich persönlich vor Trajan demüthigen und einen höchst nachtheiligen Frieden schließen. Materiell verlor er alles Land, was die Römer bereits erobert hatten; dazu sollte er alles Kriegsmaterial ausliefern, seine Festungen schleifen, alle Gefangenen, und alle in seinen Diensten befindlichen Römer zurücksenden, und keine römischen Krieger jemals wieder in sein Heer aufnehmen. Staatsrechtlich aber wurde das dakische Reich zu einem römischen Klientelstaate degradirt.

Als Trajan nach so glänzenden Erfolgen, für welche der begeisterte

Senat ihm den wohlverdienten Ehrennamen „Dacicus" ertheilte, noch vor Ablauf d. J. 102 in der Reichshauptstadt seinen prächtigen Triumph feierte, glaubte er selbst wohl schwerlich, daß die stolzen Daker schon jetzt für immer sich in ihre neue Lage fügen würden. Er vernahm denn auch sehr bald, daß der erbitterte Decebalus gar nicht daran dachte, die harten Bedingungen des Friedens auszuführen. Der König stellte zerstörte Schanzen wieder her, nahm nach wie vor römische Ueberläufer bei sich auf, belästigte die jetzt unter römischem Schutze stehenden Jazygen an der Theiß, und suchte namentlich Verbindungen mit anderen Gegnern der Römer, vor Allen mit dem parthischen Hofe zu Ktesiphon anzuknüpfen. Unter diesen Umständen beschloß Trajan, die dakische Frage gründlich zu erledigen und unter vollständiger Vernichtung des dakischen Reiches Dakien in eine römische Provinz zu verwandeln. Wer die Art der Römer kannte, wußte sofort, was es zu bedeuten hatte, als der Kaiser (anscheinend i. J. 104) den Befehl gab, Mösien mit dem linken Ufer der Donau durch eine große stehende Brücke zu verbinden: die erste, welche der gewaltige Strom jemals getragen hat. Die neu zu gewinnende Provinz sollte nach altbewährter römischer Praxis auf diese Weise so fest als möglich an das Reich gekettet, die Verbindung mit dem walachischen Tiefland und den siebenbürgischen Gebirgsthälern von dem Eisgang und den Ueberschwemmungen der Donau unabhängig gemacht werden. Trajans berühmter Architekt, der hochbegabte Apollodor von Damaskos, hat binnen 18 Monaten die mächtige, durch zwei Brückenköpfe gedeckte Brücke erbaut, welche — um es nach der heutigen Geographie zu bezeichnen — unterhalb der Stromschnellen von Orsowa, zwischen dem heutigen rumänischen Platze Turnu-Severinu (bei der Stadt Tschernetzi) auf dem linken, und der serbischen Stadt Kladova (oder Fetislan) auf dem rechten Ufer, über die Donau gezogen wurde. Sie ruhte auf 20 kolossalen Steinpfeilern (jeder 150 Fuß hoch und 60 Fuß breit), von denen noch jetzt Reste übrig sind, und hatte eine Länge von 3570 römischen Fuß. Die Bogen mit einer Spannweite von 110 Fuß waren von Holzkonstruktion. Strategisch war die Stelle der Ueberbrückung trefflich gewählt, weil sie den Römern den Weg sowohl nach dem Thale der Tscherna öffnete, wie nach den weiten Ebenen der heutigen Walachei und den Pässen, die aus diesem Lande von Süden her durch die siebenbürgischen Karpathen führen.

Trajan für seine Person begab sich im Spätjahr 104 n. Chr. nach der Donau und blieb während des Winters in Mösien. Decebalus, der auf einen irgend leidlichen Frieden nicht mehr rechnen konnte, und vergeblich zu unredlichen Mitteln schritt, — ein gegen Trajan versuchter Mordanschlag scheiterte, und Longinus, ein Freund des Kaisers, den der dakische König durch Verrath zum Gefangenen machte, um für dessen Auslösung erhebliche Vortheile zu erlangen, tödtete sich selbst und befreite Trajan dadurch von allen weiteren Rücksichten, — rüstete noch einmal mit aller Macht, so daß die Römer nachher in Dakien überall auf den hartnäckigsten Wider-



Neben einem halbkreisförmigen Lager, von dem auf unserer Abbildung rechts ein Theil der aus Quadern aufgeführten Umfassungsmauer und innerhalb derselben eine aus Bohlen gebaute Blockhütte zu sehen ist, hat sich eine Legion mit ihren Tribunen und Fahnenträgern aufgestellt. Sie wohnt einem Opfer bei, welches der Kaiser Trajan, die Donaubrücke einweihend, den Göttern feierlich darbringt. Der Altar ist mit Früchten bedeckt und mit Guirlanden geschmückt; Opferdiener, der eine mit einem Räucherkästchen, ein anderer den zu opfernden Stier haltend, erwarten das Zeichen zum Beginn des Opfers. Auf der anderen Seite des Altars steht Trajan, die Opferschale in der Hand; in der gerade hinter ihm stehenden Figur hat der Künstler vielleicht des Kaisers Vetter Hadrian darstellen wollen.

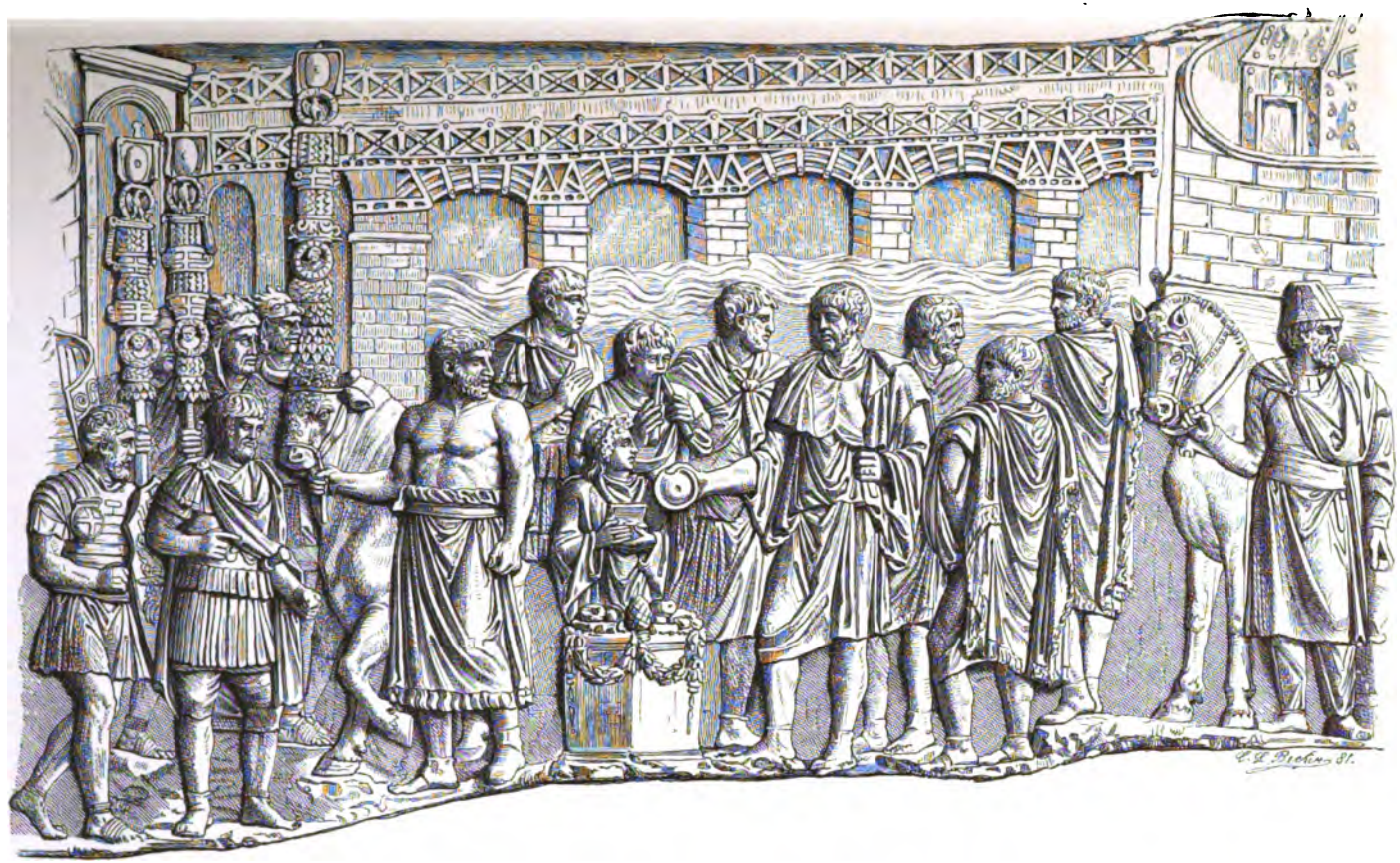
Im Hintergrunde sieht man die Wellen des Stromes und den imposanten Bau der Brücke mit ihrer Eingangsthüre am gegenüberliegenden (rechten) Ufer.

Die Brücke wurde von 20 Pfeilern und den beiden Brückenmauern am Ufer getragen. Der Künstler hat also, aus Gründen des Raumes, nicht die ganze Länge der Brücke zur Anschauung gebracht. Die Pfeiler waren 150 Fuß hoch und 60 Fuß dick, die Bogen (Holzkonstruktion) hatten eine Spannweite von 110 Fuß. — Die ersten Pfeiler wurden auf dacischem Boden gebaut, wo eine kleine Landzunge als Ausgangspunkt dienen konnte. Danach wurde ein zwischen diesen Pfeilern hindurchgehender Kanal ausgegraben, durch welchen die Donau aus ihrem natürlichen Bette abgeleitet wurde. Sodann wurden in letzterem die Pfeiler gebaut. Der Platz für jeden wurde mit hölzernen Wänden umgeben, die das zudringende Wasser abzuhalten hatten. Die Untersuchung der noch existirenden Pfeiler hat dargethan, daß ihr innerster Kern mächtige Eichenstämme sind. Diese sind mit einem Lager von Mörtel umgeben, welches dann eine feste Umkleidung von Quadersteinen erhalten hat.

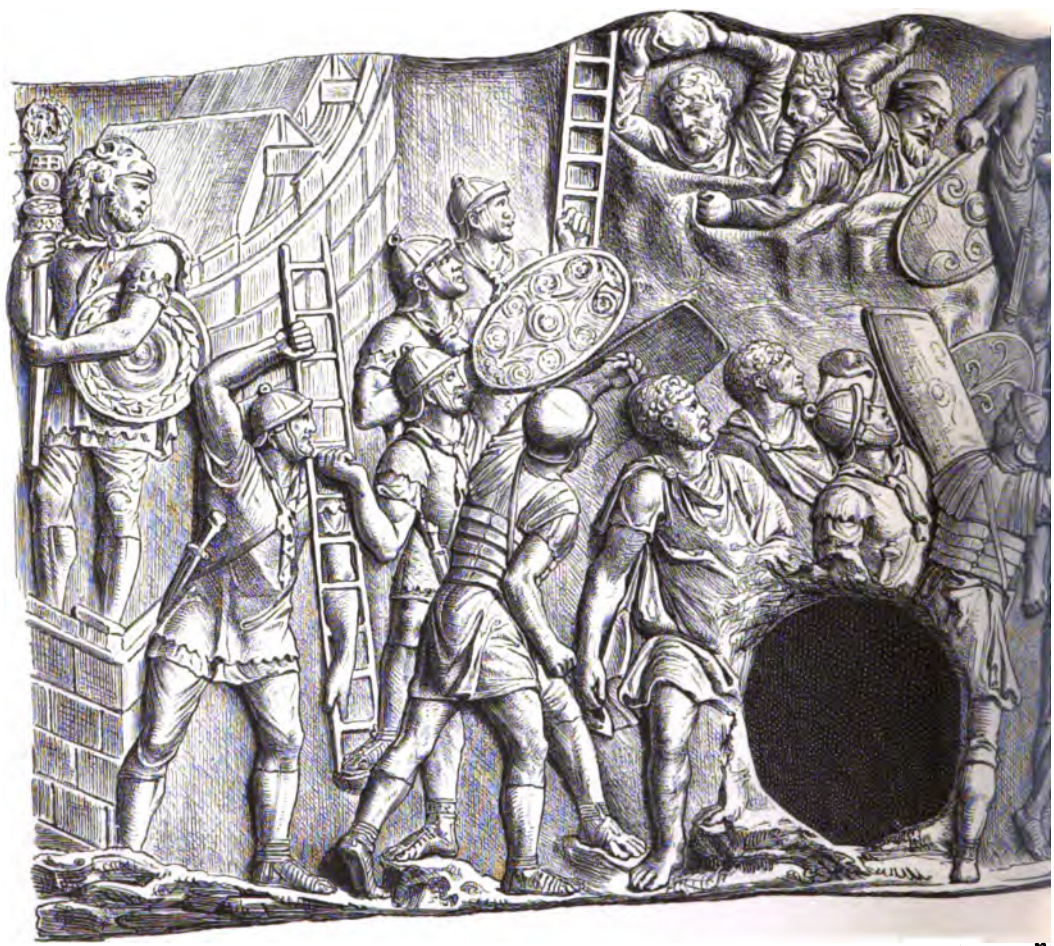
Die Wölbungen waren aus Balkenwerk hergestellt. In den noch vorhandenen Ufermauern sind die Höhlungen, in welche die Balken eingelocht worden, jetzt noch zu sehen.

Die Brücke wurde auf jedem Ufer durch ein monumentales Thor abgeschlossen. Jedes derselben trug ein Stockwerk, in dem die Wächter, welche die Fallgatter zu handhaben hatten, wohnten. Zwei Brückenköpfe vertheidigten Ein- und Ausgang der Brücke.

Eine lateinische Inschrift aus Trajans Zeit spricht von einem curator pontis Augusti in Moesia.



Relief an der Siegesſäule Trajans zu Rom: Die Donaubrücke.



Relief an der Siegesſäule Trajans zu R

Die römiſche Armee befindet ſich vor den Mauern der Hauptfeſtung des Feindes, (die Ruinen derſelben bedecken noch
mehr als die Hälfte einer Spiralwindung der Säule ein: es iſt hier nur das Anfangsſtück abgebildet worden. — Die Mauern der
Daran ſchließt ſich eine von großen Felsblöcken aufgeführte Mauer, zwiſchen deren unterer und oberer Hälfte eine Lage von Bau
Dieſe Verbindung von Holz und Stein iſt ein ſehr altes techniſches Verfahren, von dem man auch in Gallien und Germanien
Die Soldaten Trajans ſchreiten zum Sturm: Die Schleuderer werfen ihre Geſchoſſe nach den Vertheidigern, währen
Die Dacier werfen Geſchoſſe aller Art, (die in den Reliefs meiſt abgebrochen oder vom Künſtler wohl auch gar nicht
die Anſtürmenden; aus den Armbewegungen kann man ſchließen, ob ſie mit Pfeil und Bogen, Wurfſpeer oder Schwert kämpfen.
ihn als Trophäe in der linken Hand und der lebloſe Körper des Feindes hängt ſchlaff über die Mauer herab. (Die ausgezackten

: Erſtürmung der Hauptſtadt der Dacier.

ıre alle Höhen, welche das Dorf Barhély, Gradiſchtje, Bezirk von Hatzeg, umgeben). Die Darſtellung dieſer Befeſtigungen nimmt
adt ſind auf verſchiedene Weiſe errichtet: Das erſte Stück iſt der lebendige Felſen des Gebirges, der zum Walle ausgehauen iſt.
ımmen ſich befindet; das Steinwerk der dann folgenden Mauern iſt ſogar durch zwei Lagen eingefügter Baumſtämme unterbrochen.
en gefunden hat. Die daciſchen Mauern ſind von Zinnen gekrönt und mit hölzernen Thürmchen hin und wieder beſetzt.
ie Legionare, von den Schilden gedeckt, auf Leitern die Mauern zu erſteigen ſuchen.
ıegeführt ſind, weil er glaubte, daß ſie bei dem entfernten Standpunkte des Beſchauers doch nicht zu erkennen ſein würden), auf
ın Römer iſt auf einer Leiter bereits bis zur Mauerhöhe emporgeklommen und hat einem Gegner den Kopf abgehauen. Er hält
ımmſer der Römer ſind in einigen beſonders gut erhaltenen Theilen der Reliefs als Panzerjacken von Drahtgeflecht zu erkennen.)

stand stießen und die größten künstlichen Hindernisse mit ungeheurer Anstrengung überwältigen mußten. Trajan dagegen stellte wieder etwa dieselbe mobile Streitmacht ins Feld, wie bei dem ersten Feldzuge. Nur befand sich unter den fünf Legionen diesmal eine neue, die aus Unter-Germanien herbeigezogene I. Legion „Minervia", welche letztere wahrscheinlich an Stelle der unter Domitian zu Grunde gegangenen V. Legion „Alaudä" errichtet war, und jetzt von des Kaisers Vetter Hadrian kommandirt wurde. Von den übrigen Führern dieses Krieges ist uns namentlich L. Minicius Natalis bekannt.

Die Römer eröffneten den neuen Angriff auf das dakische Reich noch i. J. 105 n. Chr. (vielleicht im August) und drangen diesmal mit ihrer Hauptmacht von der walachischen Seite her nordwärts vor. Zwei starke Heersäulen operirten, die eine aufwärts an dem Flusse Shiul, um den Vulkanpaß, die andere an der Aluta, um den Rothethurmpaß zu gewinnen. Vielleicht drang auch von Westen her eine dritte Kolonne wieder durch den Eisenthorpaß gegen Decebalus vor. Der blutige, überaus hartnäckig geführte Kampf zog sich sehr lange hin. Endlich aber trug es doch die Feldherrngröße und persönliche Tapferkeit des Kaisers und die hingebende Tapferkeit und vorzügliche Schulung der römischen Armee überall davon. Die edelsten Führer des dakischen Volkes endigten ihr Leben verzweifelnd durch Gift. Decebalus selbst stürzte sich in einem der letzten Gefechte in sein Schwert, um der Gefangenschaft zu entgehen. Massen der alten Einwohner verließen das Land mit ihrer fahrenden Habe, um der römischen Herrschaft sich zu entziehen. Anscheinend gegen Ende d. J. 106 war die große Entscheidung gefallen. Die Herrschaft der Legionen reichte jetzt im Norden bis zur oberen Theiß, im Nordosten bis zu der Kammhöhe der Karpathen, und im Osten bis zum Tyras (Dnjestr).

Bei der gefürchteten Rauhheit des dakischen Landes und der altbekannten Tapferkeit des Decebalus und seiner massenhaften, mit ihren schrecklichen Sichelmessern bewehrten, Schaaren imponirte der großartige Sieg des Trajanus und der durch ihn dem Reiche zugewandte ungeheure Gewinn den Römern im höchsten Grade. Der neue Ruhmesglanz, der seit dieser Zeit die Adler der Legionen bestrahlte, machte jetzt das Kaiserthum wirklich populär, und ein frischer Luftzug ging durch das Reich und die romanische Welt. Trajan selbst, der Senat und das Volk wetteiferten, den großen Sieg großartig zu feiern und sein Andenken zu verewigen. Der neue Triumphzug war einer der glänzendsten, welchen die Welthauptstadt jemals gesehen hat; leider nur wurde auch der Kopf des Decebalus als blutiges Siegeszeichen dabei mit aufgeführt. Die Hauptstadt durfte sich in einem Siegesfeste von unerhörter Ausdehnung berauschen. Der Kaiser gab dem Volke 123 Tage hinter einander Schauspiele wie die Römer sie begehrten. Zehntausend Gladiatoren traten auf, darunter ohne Zweifel zahlreiche dakische Kriegsgefangene, und gegen 11,000 Thiere aller Art fanden in der Arena ihren Unter-

gang. Dauernder verewigte der Kaiſer die Erinnerung an die dakiſchen Siege theils durch Prägung von Münzen mit bildlichen Darſtellungen, theils durch die Gründung der neuen Stadt Nikopolis im unteren Möſien an den Vorhöhen des Balkans (jetzt das Ruinenfeld Stari-Nikup). Mehr aber, der

Triumphbogen des Trajan (Rom).

glorreiche dakiſche Krieg rief damals eine ganze Litteratur ins Leben. Trajan ſelbſt ſchrieb wie einſt Cäſar ſeine Commentarien. Dichter feierten die großen Thaten des Kaiſers, und während Apollodor ſelbſt die von ihm erbaute Rieſenbrücke beſchrieb, hörten Griechen und Römer bis zur Zeit des Caſſius Dio nicht auf, Trajans Kriegsthaten beredt zu ſchildern. Aber der Unſtern, der über der Tradition von dieſem großen Manne gewaltet hat, ließ von

allen diesen Schriften so gut wie nichts auf uns kommen. Von allen zeitgenössischen Denkmälern, die sich an den dakischen Krieg knüpften, hat eigentlich nur die große steinerne Bilderchronik des Kaisers den Untergang des römischen Reiches überlebt.

Trajan hat nämlich die Reihe friedlicher Jahre, die dem dakischen Kriege folgten, außer anderen Geschäften auch einer überaus umfassenden Bauthätigkeit gewidmet. In der Hauptstadt Rom erbaute ihm sein Freund Apollodor, der in der That ihm kongenial war und zu den bedeutendsten Baumeistern des Alterthums zählte, einen Prachtbau (107—113), der sehr wesentlich zur Verherrlichung der dakischen Siege dienen sollte. Der Kaiser nämlich

Relief vom Triumphbogen Trajans.

schuf ein neues Forum, welches an Ausdehnung und Pracht alle von den früheren Kaisern errichteten Anlagen dieser Art in jeder Beziehung übertraf. Während die älteren Fora der Kaiserzeit in Wahrheit mehr als Denkmäler kaiserlicher Macht und Herrlichkeit erschienen, wollte Trajan bei seiner Anlage fürstliche Pracht mit dem öffentlichen Nutzen und der Brauchbarkeit zu geschäftlichen Zwecken aller Art in rechten Einklang bringen. Um für die neue Anlage, bei welcher römische Kunst und Architektur ihren Höhepunkt erreichten, neuen freien Raum zu gewinnen, ließ der Kaiser den Höhenrücken abgraben, der sich von dem quirinalischen nach dem kapitolinischen Hügel hinzog; so brachte er zugleich die südöstlich angrenzenden alten Fora Cäsars und Augusts mit dem Marsfelde in bequeme Verbindung. Von jenen her gelangte man durch einen Triumphbogen nach einem großen freien Platze, der von Säulenhallen umgeben war, links und rechts halbkreisförmige Seiten-

bauten zeigte, und in seiner Mitte des Kaisers Reiterstandbild trug. Von diesem Platze erreichte man auf drei Treppen von Giallo antico die mächtige, querlaufende, fünfschiffige, prachtvoll geschmückte Basilica Ulpia, die zwei Stockwerke hoch aufstieg und mit Bronze bedacht war. Hinter diesem etwa 112 n. Chr. vollendeten Bauwerke erhoben sich links und rechts zwei Bibliotheksgebäude für griechische und lateinische Werke. Den Abschluß auf der Nordwestseite gewann dieses imposante System durch den Tempel, den nachher Kaiser Hadrian dem „Divus Trajanus" errichtet hat. Auf dem kleineren Platze nun hinter der Basilica und zwischen diesen Gebäuden, 20 Meter lang und 17 Meter breit, erhob sich die noch heute erhaltene gewaltige Trajanssäule. Diese riesige dorische Säule stieg von einem Marmorsockel empor, der 5,04 Meter in der Höhe, 5,50 Meter in der Breite mißt und auf drei Seiten mit Trophäen in Basrelief bedeckt ist. Auf der vierten Seite führt eine Thüre zum Innern der Säule. Die letztere selbst mit Basis und Kapitäl mißt 29,9092 Meter. Der herrliche Schaft der Säule, — im Innern hohl, so daß man auf einer im Material selbst ausgesparten Wendeltreppe zur Spitze steigen kann, — besteht aus 23 Blöcken von weißem Marmor, unten 3,70, oben 3,30 Meter im Durchmesser. Dieser Schaft ist in 22 spiralförmigen Windungen, mehr als 200 Meter lang, von einem fortlaufenden Relief umzogen, welches in langer Kette eine große Anzahl von Scenen aller Art aus den dakischen Feldzügen darstellt. Die Reliefbilder zeigen etwa 2500 menschliche Figuren und geben als höchst schätzenswerthe Ergänzungen zu den uns erhaltenen Resten der historischen Ueberlieferung sehr anschauliche Bilder von der Art der dakischen Kämpfe, namentlich auch von den Kostümen und der Bewaffnung der Krieger verschiedener Stämme auf beiden Seiten. Die Säule ist laut einer Inschrift auf der vierten Seite des Sockels im J. 113 vom Senat und Volke dem Kaiser dedicirt worden. Seine Asche sollte künftig in einer Kammer unter dem Sockel beigesetzt werden. Auf dem Gipfel der Säule dagegen wurde später die Kolossalstatue Trajans (4 Meter hoch) in vergoldeter Bronze aufgestellt. Nach Verlauf langer Jahrhunderte in unbekannter Zeit zerstört, ist sie dann im J. 1587 unter dem Papst Sixtus V. durch das Standbild des Apostels Petrus ersetzt worden. Trajans Nachfolger aber wählte gern sein prachtvolles Forum zu Akten öffentlicher Gerechtigkeit und Gnadenerweisungen, und zur Sitte ist es geworden, daß die je neuen Consuln am ersten Tage des Jahres hier die Freilassung von Sklaven verkündigten. Die gewaltigen Kosten dieser Bauten bestritt Trajan aus der unermeßlichen dakischen Beute. Auch die Schätze des Decebalus, welche der König bei seinem Untergange den Römern zu entziehen versucht hatte, waren in des Kaisers Hand gefallen.

Kaiser Trajan konnte während einer ganzen Reihe von Jahren seit seiner Rückkehr aus dem dakischen Kriege sich den Geschäften und Künsten des Friedens hingeben. Seine erste und größte Sorge galt der Organisation

E. Krell. X. J.

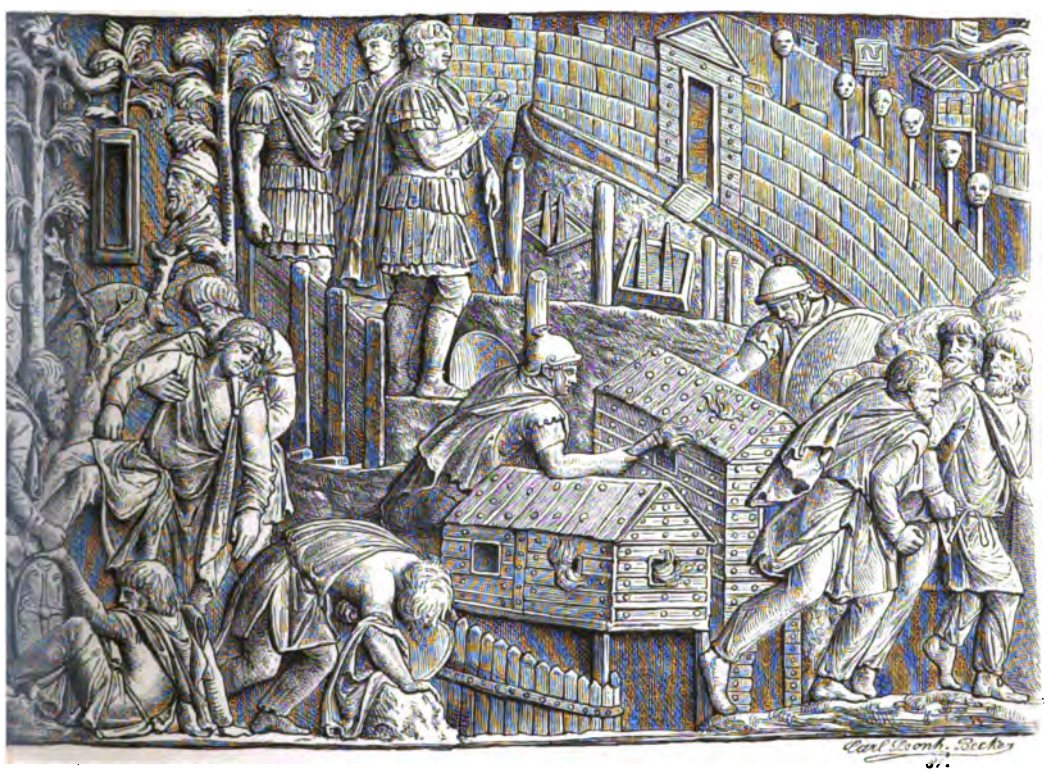
Relief an der Siegessäule Trajans zu 2

Die Römer sind mit den Dakern in heftigem Kampfe begriffen. Einzelne römische Krieger sind bis in die Mitte der Feinde vorgedrungen und beweisen größte Tapferkeit. Der eine hat den Kopf eines Dakers abgehauen, hält ihn an den Haaren zwischen seinen Zähnen und dringt mit dieser schreckhaften Trophäe auf die Gegner ein. Ganz links sieht man auch einen germanischen Auxiliaren, der mit der Keule auf die Feinde einschlägt; sein Oberkörper ist nackt; er ist nur mit einer bis zum Knie reichenden Hose und einem um die Hüften geschlungenen Mantel bekleidet; Keule, Schwert und ein ovaler Schild bilden seine Bewaffnung. Der Römer gerade über dem Germanen braucht aus nächster Nähe Pfeil und Bogen.

Die Bewaffnung der Römer ist die übliche; ihre Schilde zieren die verschiedensten Embleme; jeder Krieger hat ein Tuch um den Hals geschlungen.

Das Relief schildert deutlich den heroischen Widerstand der Barbaren, doch zeigt es auch deren Niederlage schon entschieden: Der Boden ist mit todten und sterbenden Dakern bedeckt, ein Verwundeter wird von zwei Genossen unter einem Gebüsche niedergelegt, einer (rechts im Vordergrunde vor der Palissadenwand) giebt sich, in sein Schwert stürzend, selbst den Tod.

Die dakischen Führer tragen Mützen (pilophores) und zwei von ihnen ausgezackte Panzerhemden und mit Franzen besetzte Kriegsmäntel. Die gewöhnlichen Krieger sind barhaupt, im Uebrigen zeigt aber ihre Costume nicht weniger wie die Ansicht ihrer Stadt, daß die Daker auf einer weit höheren Culturstufe, als die gleichzeitigen Germanen, stehen. Ihre kleinen Schilde sind gleich denen der Römer mit verschiedenartigen Emblemen versehen. Die Daker kämpfen mit dem römischen Kurzschwert, werfen (im Relief abgebrochene oder vom Künstler gar nicht ausgeführte) Wurfspieße; der eine, ziemlich in der Mitte der Abbildung, wirft Steine. Eine ihrer vorzüglichsten Waffen ist Pfeil und Bogen: im Hintergrunde am Stamme der Eiche zielt eben ein Daker seinen Pfeil (das sonst sichtbare Stückchen des Bogens ist abgebrochen) auf einen Römer. Der mitten in dem Kampfgewühl befindliche dakische Bogenschütze trägt den Köcher auf dem Rücken. — Im Hintergrunde in einem Gehölze von Eichen und Kiefern ist zweimal das Nationalzeichen der Daker, die Schlange (draco), zu sehen: Auf einer langen Stange befestigt, wird der von verschiedenfarbigen



um: Schlacht — Zerſtörung einer Stadt.

Zeugen zuſammengeſetzte phantaſtiſche, den Rachen weit öffnende Körper vom Winde aufgebläht und ahmt ſo die drohenden Windungen eines lebenden Reptils nach. Dem einen flattert ein vexillum zur Seite.

Die Schlacht findet während eines Sturmes ſtatt und aus den Wolken ſchleudert der Donnergott (Iupiter tonitrualis) den Blitzſtrahl gegen die Barbaren, ſo nicht wenig zur Niederlage derſelben beitragend. —

Die Barbaren ſind beſiegt worden, die Ueberbleibſel ihres Heeres fliehen (ſ. die Gruppe in der rechten Ecke der Abbildung) in die Wälder. Eine bedeutend befeſtigte Stadt hat in Folge der Niederlage den Römern überlaſſen werden müſſen. Mit Fackeln legen die römiſchen Soldaten Feuer an die Häuſer. — Trajan beſichtigt perſönlich den feſten Platz, er hält einen Wurfſpeer in der Hand und iſt von zwei Offizieren begleitet.

Die Anlage der dakiſchen Stadt iſt eine ſehr merkwürdige. Auf der Höhe des Felſens ſteht die feſte Burg, eine doppelte, mit Zinnen beſetzte Mauer ſchließt ſie ein; unmittelbar vor derſelben iſt ein breiter Graben gezogen. Ueber dieſen iſt eine (Zug-)Brücke geworfen, die zu dem in der Mauer befindlichen hölzernen Eingangsthore führt. Zwiſchen den beiden Umfaſſungsmauern ſind ſechs auf Stangen geſteckte, abgehauene Köpfe und ein vexillum aufgepflanzt. Die auf der Böſchung des Felſens ſichtbaren zugeſpitzten und umfriedigten Pfähle ſind unerklärbar; vielleicht muß man ſich darunter fußangelartige, die Annäherung erſchwerende Hinderniſſe vorſtellen. Ganz unten am Abhange des Felſens (über dem in ſein Schwert ſtürzenden Daker) ſieht man eine in den Felſen gehauene Treppe, von der ſich offenbar ein Fußweg den Felſen hinaufſchlängelt. Dieſer Weg wird durch eine Wand von Bohlen vertheidigt und mit einem gleichen Zwecke werden wohl auch die weiterhin befindlichen ſtarken Pfähle in Zuſammenhang ſtehen.

Die Hütten der Daker (im weiteren Verlaufe des Reliefs kommen auch aus Stein gebaute dakiſche Häuſer vor) ſind, wie die alten Pfahlbauten, auf im Viereck in den Boden gerammte Baumſtämmen gebaut; Dächer und Wände ſind aus Bohlen hergeſtellt; in den Wänden befinden ſich nur Fenſteröffnungen; die Eingangsthür war im Fußboden: eine Fallthüre.

der neuen Erwerbungen des Reiches. Gleichzeitig mit der Eroberung von Dakien waren die römischen Waffen auch im Orient mit Erfolg thätig gewesen. Seit dem Jahre 105 n. Chr. nämlich unterwarf der syrische Legat Aulus Cornelius Palma auf des Kaisers Befehl das idumäische oder peträische Arabien, d. h. den Landstrich, welcher östlich von Palästina von Damaskos bis zum Rothen Meere sich hinabzieht, und zwei reiche Städte, Bostra und Petra, wie auch Philadelphia und Gerasa, enthielt. Es galt namentlich Palästina vor den Raubfahrten der arabischen Beduinen zu sichern, und die Handelsverbindungen zwischen dem Eufrat, Syrien und den auch für den indischen Handel so bedeutsamen Häfen des Rothen Meeres zu schützen. Nun hatte das römische Reich auch eine Provinz „Arabia" gewonnen, die ihre Aera seit dem 22. März 106 datirte, und anfangs von Petra, später von Bostra aus, wo die III. Legion „Cyrenaïca" ihr Hauptquartier hatte, durch einen prätorischen Legaten verwaltet wurde. In demselben Jahre 106, wo in dieser Weise der Herrschaft der nabatäischen Häuptlinge zu Petra aus der Familie des Aretas oder Harethath für immer ein Ende gemacht wurde, annektirte Palma auch deren syrische Besitzung Damaskos, die seit dieser Zeit mit der Provinz Syria verbunden blieb.

Die Hauptsorge des Kaisers galt jedoch für lange den Ländern an der unteren Donau. Die Verlegung der Reichsgrenze nach der Theiß, den Karpathen und dem Dnjestr führte zu mehrfachen Veränderungen in den alten Nachbarprovinzen. Das nunmehr bis zur Donau ausgedehnte Pannonien erscheint seit 107 n. Chr. in zwei neue Provinzen getheilt: in das obere oder westliche, dem jetzt Carnuntum zugetheilt war, mit drei Legionen, und in das untere oder östliche, mit nur einer Legion, deren Hauptquartier damals zu Acumincum (an der Donau in der Nähe der Theißmündung) sich befand. Hier regierte der bisherige Legionskommandeur Hadrian i. J. 107 als prätorischer Legat. Ganz besondern Vortheil zogen die beiden mösischen Provinzen daraus, daß dieses Land nun aufgehört hatte, die blutgetränkte Grenzmark des Reiches zu sein. Die 164 Jahre bis auf Kaiser Aurelian, während deren dieses Gebiet zwischen Balkan und Donau zu den Binnenprovinzen des Reichs gehörte, sind in der That während des langen Zeitraumes von Trajan bis zum Berliner Frieden i. J. 1878 die einzige Periode, während welcher dieses Land eines rechten Friedens sich erfreuen, zu reicher Kultur emporblühen konnte, und (mit Ausnahme auch noch der Zeit seit 250) nicht unaufhörlich der Schauplatz furchtbarer Menschenvernichtung gewesen ist. Die Donaufestungen von Singidunum bis nach Troesmis (j. Iglizza) wurden jetzt blühende Städte, manche allmählich auch römische Kolonien. So Singidunum selbst; dann Aelium Viminacium, ein Municipium Hadrians und Kolonie seit Gordian III., Ulpia Ratiaria (j. Artschar), Trajans Kolonie, und weiter unten an der Donau die Plätze Oescus oder Ulpia Oescensium (j. Gicen), Novi (j. Sistow) und im innern Lande neben dem früher erwähnten Nikopolis das unter Trajan nicht fern vom Schwarzen Meere

entstandene Marcianopolis, wozu dann noch die alten griechischen Städte an der Küste traten. Das pontische Gestade jenseits des Donaudelta bis zum Dnjestr war schon seit 56/7 unter Nero zu Niedermösien gezogen worden.

Trajans große Aufgabe aber war es, das ungeheure dakische Land, welches mit Ausnahme des östlichen und nordöstlichen Theiles entvölkert und verödet zu seinen Füßen lag, nicht nur durch Festungen und Straßenbauten militärisch zu sichern, sondern auch so schnell und so energisch als möglich zu romanisiren, und auch materiell für das Reich recht nutzbar zu machen. Der Kaiser ist hier sehr schnell und mit großer Kraft und glücklichem Erfolge vorgegangen. Bei der sehr exponirten Lage der neuen Provinz, die auf ihrer ganzen Nord- und Ostseite von fremden, feindlichen und durch das Vordringen der Legionen tief erregten Völkern umgeben war, fiel das Schwergewicht zunächst auf die starke militärische Sicherung. Daher entstanden sofort mehrere sehr starke militärische Kolonien. Die alte Landeshauptstadt Sarmizegethusa in dem reizenden Hatzeger Thale wurde zu der Kolonie „Ulpia Trajana Augusta Dacica". Die nöthigen Bauten führten die Soldaten der V. Legion aus unter dem Kommando des Terentius Scaurianus, des ersten Statthalters der neuen Provinz. Neben diesem Platze, der für die Zukunft der bürgerliche und sakrale Mittelpunkt und der Sitz der kaiserlichen Verwaltung von Dakien werden sollte, entstand zunächst noch an der Mündung der Tscherna in die Donau als Kolonie italischen Rechts die Stadt Dierna oder Tsierna (Alt-Orsowa). Dazu traten sogleich die unmittelbaren militärischen Sicherheitsmaßregeln. Der von Natur überaus starke Kern der neuen Provinz, das heutige Gebirgsland von Siebenbürgen, wurde in eine große Bergfestung verwandelt, indem man alle strategisch bedeutsamen Stellungen und Flußdurchbrüche durch ein Netz von Kastellen und verschanzten Lagern deckte, die namentlich die großen Heerstraßen von Mösien nach dem Norden des Landes mit ihren Verzweigungen zu sichern bestimmt waren. Der ganze Norden des heutigen Siebenbürgen zeigt noch zahlreiche Reste solcher römischen Schlösser, bis in die Gegend südlich von dem jetzigen Bistritz. Zu Napoca (j. Klausenburg) blieb noch längere Zeit ein verschanztes Lager stehen. Und in derselben Weise erhielt die XIII. Legion (Gemina) ein Standlager in der Gegend des heutigen Heviz bei Reps, im Südosten des Berglandes, dem heutigen Szeklerdistrikte zu. Die große Heerstraße von Tibiscum nach Sarmizegethusa war durch ein Schloß am Eisenthorpaß gedeckt. Ein anderes Kastell hütete ihren Eintritt in das Thal der Marosch (Marisus), durch welches die Chaussee sich dann hinaufwand nach dem Thalgebiet der nordwärts zur Theiß strömenden Szamosch (Samus). Im Nordwesten der Provinz war diese Straße von Napoca bis zu dem Grenzplatz Porolissum ebenfalls durch Burgen gehütet. In derselben Weise zogen sich verschanzte Militärstationen hinauf an der Chaussee von Sarmizegethusa über Germisara (j. Czikmo bei Broos) nach Apulum (j. Karlsburg). Von hier aus liefen solche geschützte Heerstraßen weiter

ostwärts nach dem Quellgebiet der Maroſch und der Kokel. Die von dem jetzt walachischen Süden her kommende Heerstraße ging durch den Rothenthurmpaß und zog sich dann von Pons Vetus an der Aluta nordostwärts, überall durch Forts geschützt, über Kleinschenk nach Reps.

Das Land sollte nun aber nicht bloß militärisch besetzt, sondern eben energisch und schnell romanisirt werden. Daher setzte der Kaiser eine großartige Kolonisation ins Werk. Aus den verschiedensten Theilen des römischen Reiches wurden große Massen von Ansiedlern nach der neuen Provinz geführt. Soweit es sich bis jetzt hat erkennen lassen, so ist das namentlich für die westliche und südwestliche Hälfte Dakiens gelungen. Die Moldau, ein Theil der nördlichern und östlichern Gebirge Siebenbürgens, und die östliche Walachei unterlagen der Romanisirung durch fremde Ansiedler nur in relativ geringerem Grade, so daß im Osten des Landes noch unter Antoninus Pius und Commodus Aufstände vorkommen konnten, die jedoch schnell gedämpft wurden. Dagegen wurde die Hauptmasse Siebenbürgens und das Niederland südwestlich zwischen Maroſch, Theiß und Donau, wie auch die „kleine Walachei", sehr schnell zu einem neuen Sitze blühender romanischer Kultur.

Abgesehen von den fortlaufenden Ansiedlungen römischer Veteranen in verschiedenen Theilen der Provinz, so wurden sehr erhebliche Massen aus Asien nach Dakien geführt. Ob eigentliche Orientalen, ob — was vielleicht wahrscheinlicher — griechisch-römische Mischlinge, steht dahin; aber aus allen Theilen Syriens, aus Galatien, Asia, Karien, Bithynien, strömten die Ansiedler über die Donau und brachten, in ihrer landsmannschaftlichen Gliederung noch lange erkennbar, ihre heimathlichen Kulte mit nach der neuen Provinz. Dazu kamen nun aber eigentliche Romanen in Menge aus Lucanien, Apulien, Gallien, Rätien, Noricum und speziell auch aus Dalmatien. Besonders die Ansiedlung der letzteren wurde überaus werthvoll. Die Römer entdeckten oder wußten vielleicht schon, daß ein Theil der siebenbürgischen Gebirge reich war an Goldlagern, an Silberminen und an Eisenerz. Der Bergbau erhielt nunmehr hier eine ganz außerordentliche Bedeutung; und als Bergleute kamen große Massen dalmatinischer Piruster nach Dakien, die nach dieser Richtung seit Alters einen Namen hatten. Dalmatiner dieses und anderer Stämme waren namentlich die Bergleute bei Abrud-Banya (Alburnus major) und Zalathna am Flüßchen Ompoly (Ampelum, im Gebirge westlich von Apulum) und bei Verespatak.

Die neuen Ansiedler, soweit sie nicht den Bergbau trieben, siedelten nun zunächst überall an den großen Heerstraßen; hier findet die heutige Alterthumsforschung weitaus die meisten Ortschaften, welche später in der Geschichte dieses neuen Theiles der römischen Welt eine Rolle gespielt haben. Anfangs nur erst Dörfer oder auch Ansiedlungen bei den römischen Lagerstädten, sind die meisten verhältnißmäßig schnell, wie wir noch später sehen werden, zu Städten emporgeblüht und zu Municipien, oft auch zu „Kolonien" erhoben und vielfach durch werthvolle Privilegien ausgezeichnet worden.

entstandene Marcianopolis, wozu dann noch die alten griechischen Städte an der Küste traten. Das pontische Gestade jenseits des Donaudelta bis zum Dnjestr war schon seit 56/7 unter Nero zu Niedermösien gezogen worden.

Trajans große Aufgabe aber war es, das ungeheure dakische Land, welches mit Ausnahme des östlichen und nordöstlichen Theiles entvölkert und verödet zu seinen Füßen lag, nicht nur durch Festungen und Straßenbauten militärisch zu sichern, sondern auch so schnell und so energisch als möglich zu romanisiren, und auch materiell für das Reich recht nutzbar zu machen. Der Kaiser ist hier sehr schnell und mit großer Kraft und glücklichem Erfolge vorgegangen. Bei der sehr exponirten Lage der neuen Provinz, die auf ihrer ganzen Nord- und Ostseite von fremden, feindlichen und durch das Vordringen der Legionen tief erregten Völkern umgeben war, fiel das Schwergewicht zunächst auf die starke militärische Sicherung. Daher entstanden sofort mehrere sehr starke militärische Kolonien. Die alte Landeshauptstadt Sarmizegethusa in dem reizenden Hatzeger Thale wurde zu der Kolonie „Ulpia Trajana Augusta Dacica". Die nöthigen Bauten führten die Soldaten der V. Legion aus unter dem Kommando des Terentius Scaurianus, des ersten Statthalters der neuen Provinz. Neben diesem Platze, der für die Zukunft der bürgerliche und sakrale Mittelpunkt und der Sitz der kaiserlichen Verwaltung von Dakien werden sollte, entstand zunächst noch an der Mündung der Tscherna in die Donau als Kolonie italischen Rechts die Stadt Dierna oder Tsierna (Alt-Orsowa). Dazu traten sogleich die unmittelbaren militärischen Sicherheitsmaßregeln. Der von Natur überaus starke Kern der neuen Provinz, das heutige Gebirgsland von Siebenbürgen, wurde in eine große Bergfestung verwandelt, indem man alle strategisch bedeutsamen Stellungen und Flußdurchbrüche durch ein Netz von Kastellen und verschanzten Lagern deckte, die namentlich die großen Heerstraßen von Mösien nach dem Norden des Landes mit ihren Verzweigungen zu sichern bestimmt waren. Der ganze Norden des heutigen Siebenbürgen zeigt noch zahlreiche Reste solcher römischen Schlösser, bis in die Gegend südlich von dem jetzigen Bistritz. Zu Napoca (j. Klausenburg) blieb noch längere Zeit ein verschanztes Lager stehen. Und in derselben Weise erhielt die XIII. Legion (Gemina) ein Standlager in der Gegend des heutigen Heviz bei Reps, im Südosten des Berglandes, dem heutigen Szeklerdistrikte zu. Die große Heerstraße von Tibiscum nach Sarmizegethusa war durch ein Schloß am Eisenthorpaß gedeckt. Ein anderes Kastell hütete ihren Eintritt in das Thal der Marosch (Marisus), durch welches die Chaussee sich dann hinaufwand nach dem Thalgebiet der nordwärts zur Theiß strömenden Szamosch (Samus). Im Nordwesten der Provinz war diese Straße von Napoca bis zu dem Grenzplatz Porolissum ebenfalls durch Burgen gehütet. In derselben Weise zogen sich verschanzte Militärstationen hinauf an der Chaussee von Sarmizegethusa über Germisara (j. Czikmo bei Broos) nach Apulum (j. Karlsburg). Von hier aus liefen solche geschützte Heerstraßen weiter

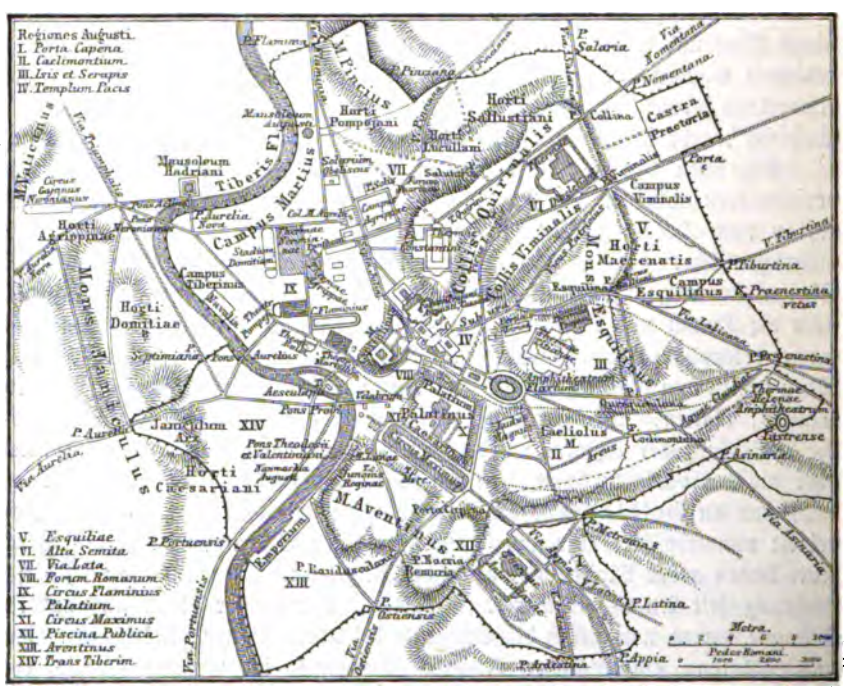
ostwärts nach dem Quellgebiet der Maroſch und der Kokel. Die von dem jetzt walachischen Süden her kommende Heerstraße ging durch den Rothenthurmpaß und zog sich dann von Pons Vetus an der Aluta nordostwärts, überall durch Forts geschützt, über Kleinschenk nach Reps.

Das Land sollte nun aber nicht bloß militärisch besetzt, sondern eben energisch und schnell romanisirt werden. Daher setzte der Kaiser eine großartige Kolonisation ins Werk. Aus den verschiedensten Theilen des römischen Reiches wurden große Massen von Ansiedlern nach der neuen Provinz geführt. Soweit es sich bis jetzt hat erkennen lassen, so ist das namentlich für die westliche und südwestliche Hälfte Dakiens gelungen. Die Moldau, ein Theil der nördlichern und östlichern Gebirge Siebenbürgens, und die östliche Walachei unterlagen der Romanisirung durch fremde Ansiedler nur in relativ geringerem Grade, so daß im Osten des Landes noch unter Antoninus Pius und Commodus Aufstände vorkommen konnten, die jedoch schnell gedämpft wurden. Dagegen wurde die Hauptmasse Siebenbürgens und das Niederland südwestlich zwischen Maroſch, Theiß und Donau, wie auch die „kleine Walachei", sehr schnell zu einem neuen Sitze blühender romanischer Kultur.

Abgesehen von den fortlaufenden Ansiedlungen römischer Veteranen in verschiedenen Theilen der Provinz, so wurden sehr erhebliche Massen aus Asien nach Dakien geführt. Ob eigentliche Orientalen, ob — was vielleicht wahrscheinlicher — griechisch-römische Mischlinge, steht dahin; aber aus allen Theilen Syriens, aus Galatien, Asia, Karien, Bithynien, strömten die Ansiedler über die Donau und brachten, in ihrer landsmannschaftlichen Gliederung noch lange erkennbar, ihre heimathlichen Kulte mit nach der neuen Provinz. Dazu kamen nun aber eigentliche Romanen in Menge aus Lucanien, Apulien, Gallien, Rätien, Noricum und speziell auch aus Dalmatien. Besonders die Ansiedlung der letzteren wurde überaus werthvoll. Die Römer entdeckten oder wußten vielleicht schon, daß ein Theil der siebenbürgischen Gebirge reich war an Goldlagern, an Silberminen und an Eisenerz. Der Bergbau erhielt nunmehr hier eine ganz außerordentliche Bedeutung; und als Bergleute kamen große Massen dalmatinischer Piruster nach Dakien, die nach dieser Richtung seit Alters einen Namen hatten. Dalmatiner dieses und anderer Stämme waren namentlich die Bergleute bei Abrud-Banya (Alburnus major) und Zalathna am Flüßchen Ompoly (Ampelum, im Gebirge westlich von Apulum) und bei Verespatak.

Die neuen Ansiedler, soweit sie nicht den Bergbau trieben, siedelten nun zunächst überall an den großen Heerstraßen; hier findet die heutige Alterthumsforschung weitaus die meisten Ortschaften, welche später in der Geschichte dieses neuen Theiles der römischen Welt eine Rolle gespielt haben. Anfangs nur erst Dörfer oder auch Ansiedlungen bei den römischen Lagerstädten, sind die meisten verhältnißmäßig schnell, wie wir noch später sehen werden, zu Städten emporgeblüht und zu Municipien, oft auch zu „Kolonien" erhoben und vielfach durch werthvolle Privilegien ausgezeichnet worden.

Die siebenjährige Zeit des Friedens nach der Unterwerfung Dakiens war jedoch nicht bloß der Sorge für die neue transdanubische Provinz zugewandt. Rom, Italien und sämmtliche Provinzen empfanden es unablässig, daß jetzt in der Hofburg ein intelligenter und unermüdlich thätiger Herrscher regierte, der nichts für sich begehrte und völlig in der Arbeit für das Wohl des Reiches aufging. Von den meisten Details freilich ist uns nur wenig bekannt. Nur das wissen wir genau, daß Trajan Dank seiner tüchtigen Wirthschaft und den neuen, aus den dakischen Bergwerken ihm zuströmenden Mitteln im Stande war, eine überaus umfassende Bauthätigkeit auszuüben, die neben der Schöpfung neuer und Herstellung alter Prachtbauten sehr wesentlich der Anlage neuer und der Restauration verfallener Nutzbauten gewidmet war.

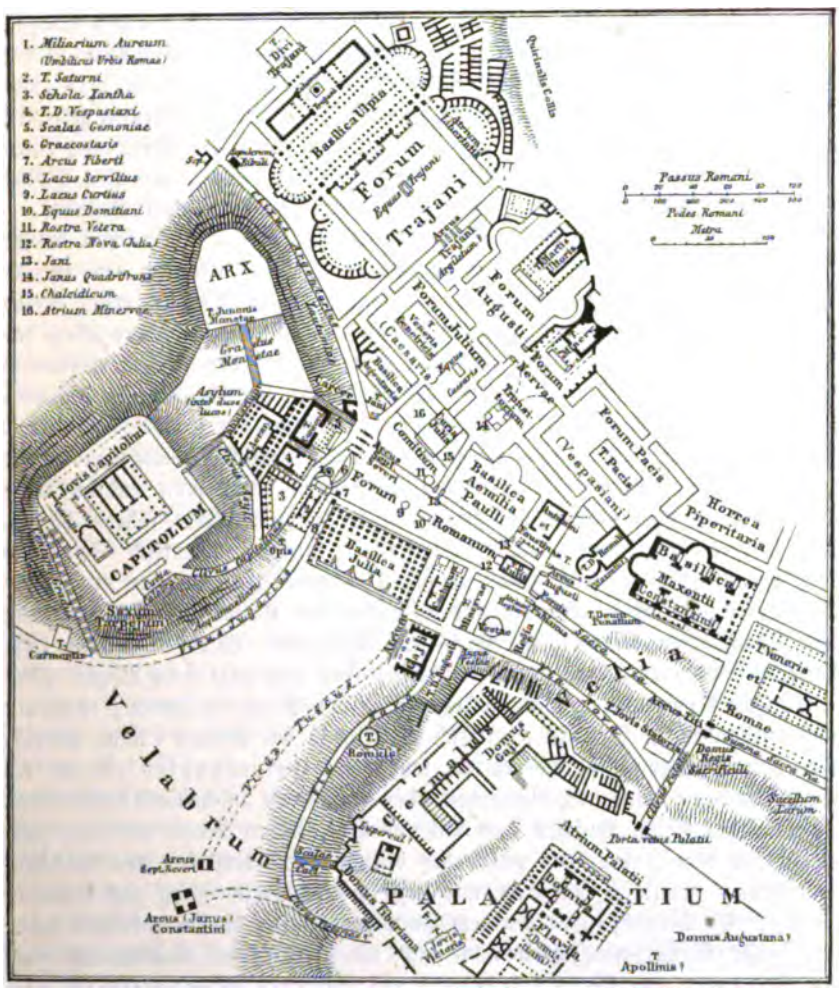


Plan der Stadt Rom in der Kaiserzeit.

Die Hauptstadt sah Trajans Arbeiten nicht auf die Anlage seines neuen Forums beschränkt. Neben einer Anzahl anderer neuer Bauwerke diente er namentlich nach drei Richtungen den Interessen und Lieblingsgewohnheiten des Volkes. Neue Thermen auf dem Esquilin in der Nähe jener des Titus, (die vielleicht nur restaurirt und erweitert wurden,) waren für Frauenbäder bestimmt. Die bereits von Nerva eingeleitete gründliche Verbesserung einer der älteren Wasserleitungen, der Aqua Marcia, wurde unter ihm vollendet. Und

Forum Romanum.

durch die Leitung der Wasser des Sabatiner-Sees nach dem Janiculum schuf der Kaiser die nunmehr zehnte der Wasserleitungen der Residenz, die Aqua Trajana, die noch heute zu den bestversehenen Leitungen der Hauptstadt des



Plan des Forums der Stadt Rom in der Kaiserzeit.

Königreichs Italien gehört. Endlich aber vollendete er die Herstellung des bei dem Neronischen Brande erheblich beschädigten Circus Maximus, und erweiterte zugleich die Ausdehnung der Sitzreihen für Zuschauer in sehr erheblicher Weise.

Italien empfing sehr werthvolle Beweise von dem Eifer, mit welchem Trajan den Verkehr zu fördern bemüht war. Ueberall wurden die verfallenen Glieder der großen Chausseen auf der Halbinsel solide wiederhergestellt, Fehler

in der älteren Anlage nach Maßgabe der jetzt hochentwickelten Technik verbessert, zahlreiche neue Brücken erbaut. Eine neue, im Jahre 109 vollendete Chaussee, die Via Trajana, verband Benevent mit Brundisium. Von noch anderem Werthe endlich waren mehrere großartige Hafenanlagen. Der Kaiser ließ nicht allein an der Küste der Adria den Hafen von Ancona neu ausbauen. Er erweiterte auch die älteren Anlagen des Claudius an der Tibermündung, und gestaltete namentlich die Bucht von Centumcellä (jetzt Civita vecchia) an der Küste Etruriens durch starke, von Leuchtthürmen gekrönte, Dammbauten auf beiden Seiten der Einfahrt und durch die Errichtung eines noch heute vorhandenen, zum Schutze wider die Brandung vorgelegten Molos zu dem wichtigsten Hafenplatze auf diesem Theile des italischen Gestades.

Was nun aber die Provinzen angeht, soweit wir nicht schon bisher die Thätigkeit des Kaisers für das Rheinland und das alte und neue Gebiet der untern Donau behandelt haben, so dominirte auch hier in erster Reihe die Sorgfalt Trajans für den großen Verkehr. Mußte die besondere Pflege des Postwesens, wie wir wissen, nach der leidigen Art der Römer wesentlich nur den Staatsinteressen im engsten Sinne dienen, so war dagegen die ausgedehnte Pflege der großen Heerstraßen im Reiche ein spezielles Verdienst seiner Regierung. Im Zusammenhange mit den dakischen Feldzügen wurde namentlich die Donaustraße dermaßen ausgedehnt, daß man endlich ohne Unterbrechung von Gallien bis nach dem Schwarzen Meere fahren konnte. Was andere Theile des Reiches betrifft, so wurde namentlich Spanien stark berücksichtigt. Noch heute ist die 104 oder 105 erbaute prachtvolle Tajobrücke bei Alcantara vorhanden, welche der Kaiser unter Mitwirkung der benachbarten Municipien durch den Architekten Lacer aufführen ließ. Dieselbe hatte eine Länge von 670 Pariser Fuß und zeigt sechs Bögen, jeder zu 80 Fuß Spannweite. Ein ähnlicher Bau von kleinerem Umfang ist ferner noch vorhanden in Gallicien; nämlich die Brücke bei Chaves (Aquä Flaviä) über den Tomago. In anderer Art wurde für Unterägypten gesorgt, wo der Kaiser den damals noch schiffbaren, aber neuerdings anscheinend versandeten, ptolemäischen Kanal zwischen dem Nil und dem Rothen Meere herstellen ließ. Schon vor dem Jahre 109 wurde der östliche Theil desselben von Bubastis nach Arsinoë gründlich restaurirt, und zugleich eine Verzweigung nach Babylon bei Memphis hinaufgeführt, die dem Hauptkanal mehr Wasser zuführen sollte. Auf dieser Wasserlinie kamen nun auch die prachtvollen Granitblöcke nach dem Mittelmeer, welche in den damals neu entdeckten Granitlagern auf dem Mons Claudianus bei Myoshormos am Rothen Meere gebrochen wurden.

Die berühmte Korrespondenz endlich zwischen Trajan und seinem Freunde, dem „jüngeren" Plinius ist von ganz besonderem Interesse für die Art, wie der große Kaiser das Reich verwaltete. Plinius war im Jahre 111 als außerordentlicher Legat Trajans in die bisher senatorische Provinz „Bithynien und Pontus" geschickt worden, welche bei dem leidigen jährlichen Wechsel der senatorischen Statthalter bei inkonsequenter und mangelhafter

Regierung mehrfach in Verwirrung gerathen war. Plinius hat diese Provinz vom 17. September 111 bis Ende Januar 113 verwaltet. Nach ihm hat unter Trajan noch einmal ein Legat des Kaisers, Gajus Julius Cornutus Tertullus, dieses Land regiert. Die Korrespondenz nun zwischen Plinius und dem Kaiser ist von hohem Interesse für die Erkenntniß des fürstlichen Wohlwollens, der Gewissenhaftigkeit, der detaillirten Sorgfalt und der administrativen Befähigung, mit welcher Trajan der verwirrten Lage abzuhelfen suchte, in welche die Provinz damals offenbar verfallen war. Namentlich die schlimm zerrütteten Finanzen der Provinzialstädte und ihre Bauwirthschaft wurden sehr sorgsam überwacht.

Dieser Briefwechsel ist aber auch nach mehreren anderen Seiten hin von Bedeutung. Tritt es uns recht deutlich entgegen, wie human und gerecht, und von wie gewaltiger Arbeitskraft und Arbeitslust für das Reich Trajan war, und wie hoch er an Humanität und Einsicht seinen Statthalter überragte: so zeigt es sich auf der andern Seite recht klar, daß die römische Reichsregierung unter den großen Kaisern der sogenannten Goldenen Zeit den Charakter ausgebildet hat, den man „intelligenten Despotismus" zu nennen pflegt. Nach verschiedenen Seiten hin hat ihr System viele Aehnlichkeit mit dem der großen Regenten und Staatsmänner des 18. Jahrhunderts; mag man immerhin in Anschlag bringen, daß nicht alle Statthalter in ihrer Haltung so unselbständig gewesen sein, und den Kaiser in der Art mit Anfragen geplagt haben werden, wie Plinius, und daß bis zu einem gewissen Grade in Bithynien damals Ausnahmezustände bestanden. Der Charakter der kaiserlichen Regierung nimmt trotz aller Rücksicht, die Trajan gegenüber dem Senat zeigt, immer mehr den der absoluten Monarchie an. Der eigenthümliche mißtrauische Zug des römischen Principats tritt bei Trajan in der Abneigung zu Tage, mit welcher er den Versuchen widersteht, die in den Städten der Provinz auf die Bildung von neuen Korporationen, Gesellschaften oder Clubbs aller Art abzielen; selbst der Formirung freiwilliger Feuerwehrgenossenschaften, wie sie Plinius befürwortete, versagte er seine Zustimmung. Leider wissen wir nicht näher, welche spezielle Motive außer dem politischem Mißtrauen bei diesen Verboten, und bei dieser Negation des Vereins- und Versammlungsrechtes etwa sonst noch mitgewirkt haben.

Parallel aber mit diesem Auftreten der kaiserlichen Politik in den Provinzen geht seit Trajan auch noch eine wesentliche Beschränkung der italischen municipalen Selbständigkeit. Der Einfluß der Straßenkuratoren als Alimentarpräfekten und wahrscheinlich auch als Oberaufseher der Getreidemärkte der italischen Städte war an sich wohl nicht sehr drückend. Dagegen griff in die municipale Autonomie und Selbstverwaltung, welche seit dem Verlust der staatlichen Selbständigkeit den größeren Städten Italiens unter der Herrschaft der alten Republik und im Ganzen auch während des ersten nachchristlichen Jahrhunderts unter dem Principat für eben diesen Verlust einen reichen Ersatz gewährt hatte, eine neue Einrichtung

Trajans empfindlich ein. Da die italischen Städte, — und ebenso die denselben gleichstehenden Gemeinden in den Provinzen, wie die „freien" und bundesgenössischen Städte guten Rechtes im Reiche, ohne jede höhere Kontrolle sich selbst verwalteten, so waren allmählich sehr zahlreiche Mißbräuche ausgebildet, namentlich auch ihre Finanzwirthschaft vielfach in Zerrüttung gerathen. Wie nun seit der Domitianischen Zeit die Ernennung der Senatoren Roms mit dem Principat verbunden worden war, so begann seit Trajan die kaiserliche Aufsicht über die italische Gemeindeverwaltung in umfassender Weise sich geltend zu machen. Neue Kuratoren treten für die Städte Italiens in Menge auf. Es wird nämlich nunmehr in den italischen Gemeinden die Aufsichtsführung theils speziell über das städtische Bauwesen und das städtische Zinsbuch, theils allgemein über das Gemeindevermögen und die Gemeindekasse einem angesehenen Manne ritterlichen oder senatorischen Standes aus einer benachbarten Gemeinde von dem Kaiser übertragen: so daß die Gemeindeverwaltung vor Allem ihre Rechnungen ihm vorzulegen hat, Veräußerungen nicht anders vornehmen kann, als nach Bericht an ihn und unter seiner Zustimmung, und in Rechtsstreitigkeiten dieser Art ihm die Jurisdiktion zukommt. Auch bei andern wichtigen Angelegenheiten, zum Beispiel bei Abänderung der Wahlordnung, wird der Kurator um seine Einwilligung ersucht. Dagegen hat er kein Strafrecht. Ob diese Kuratoren von Anfang an stetig waren und ob sie allen italischen Gemeinden gegeben wurden, oder nur wenn und so lange es nöthig erschien, ist nicht bekannt. Doch mögen sie wenigstens für die bedeutenderen derselben schon früh stehend geworden, zuweilen auch mehrere demselben Kurator unterstellt gewesen sein.

Schon seit Nerva, soweit bis jetzt bekannt, begann das Principat dasselbe System auch auf die „freien" Städte der Provinzen anzuwenden; nur mit dem Unterschiede, daß der kaiserliche Auftrag für den Kurator (oder „Logisten", wie er in den griechischen Provinzen hieß,) die sämmtlichen Gemeinden solcher Art in Einer Provinz umfaßte. Mit solchen Legationen, die in die Hände von Männern senatorischen Ranges gelegt wurden, begann das Principat seit Nerva und Trajan zuerst in außerordentlicher Weise. Aber allmählich wurden sie regelmäßig, und der mit solchen Geschäften in Sachen der Verwaltung und Verwaltungsjurisdiktion (nicht der allgemeinen Rechtspflege) betraute fürstliche Beamte führt im dritten Jahrhundert den Titel eines „Korrektors der freien Städte". Die bis zu Ende des ersten Jahrhunderts von Seiten der Kaiser beobachtete Rücksicht, den senatorischen Statthaltern in ihren Provinzen keine kaiserlichen Beamten gleichen Standes zur Seite zu stellen, war damit nun ebenfalls über Bord geworfen worden. Indessen ist wohl nur in der Provinz Achaja schon vor Diocletian das Amt jenes „Korrektors" ein stehendes geworden, derart daß in dieser Landschaft der senatorische Provinzialstatthalter und der kaiserliche Inspektor der befreiten Städte längere Zeit neben einander standen.

Um noch etwas näher ins Detail zu gehen, so ist zu bemerken, daß die Regierung diese Gaben nicht den Städten als solchen, sondern den daselbst angesessenen Grundbesitzern lieh. Die fälligen Zinsen gehörten dem Kaiser, und strömten zunächst in jeder Ortschaft in eine neu errichtete (von der Gemeindekasse getrennte) kaiserliche Alimentarkasse, die aber von den municipalen Beamten verwaltet wurde. Zur Ueberwachung nun dieser Beamten theilte der Kaiser Italien in eine Anzahl von „Alimentarbezirken", wobei man, soweit das möglich war, die durch die großen Chausseen von selbst sich ergebende Eintheilung zu Grunde gelegt zu haben scheint. Es wurde daher die Aufsicht über die verschiedenen großen Heerstraßen mit der über die Alimentarbezirke kombinirt, und die von dem Kaiser als dem obersten Aufseher des Staßenwesens eingesetzten Kuratoren gleichzeitig mit der Aufsicht über das Alimentarwesen in ihren Bezirken betraut. So gab es Präfekten dieser Art für die Bezirke Clodia, Flaminia, Aemilia, Salaria, Tiburtina, Valeria, Appia. Ergänzend sind daneben, namentlich in den nicht durch kaiserliche Chausseen durchschnittenen Landschaften (wie in der Transpadana, in Histria, in Liburnia, in Apulien, Calabrien, Lucanien, Bruttium), als Präfekten dieser Art Prokuratoren vom Ritterrange verwendet worden.

Daß dieser treffliche Kaiser daneben über der Sorge für Italiens Wohlfahrt das Wohl und die Interessen der Provinzen durchaus nicht zurückstellte, wird sich noch später vielfach zeigen. So kann es uns auch nicht Wunder nehmen, wenn die Zeitgenossen leicht über gewisse Schattenseiten Trajans hinwegsahen, die sein Privatleben entstellten, ohne jedoch bei dem Regenten und für dessen fürstliche Arbeit nachtheilig zu wirken. Es war ja nicht zu leugnen, daß der heitere Gesellschafter unter Umständen dem Weine nur zu sehr ergeben war, und leider auch mit anderen namhaften Männern der alten Welt die derbsinnliche Neigung für schöne Knaben theilte. Wenn aber Trajan, wie schon bemerkt wurde, durch diese Schwächen immerhin manchen persönlichen Anstoß geben mochte: in den Augen der Römer sühnte er auch das durch die großen Ruhmesthaten, welche nach zwei Seiten hin endlich die letzten militärischen Aufgaben lösten, die einst der große Cäsar unmittelbar vor seinem Ende sich gestellt hatte. Jener Glanz neuen kriegerischen Ruhmes, den Augustus einst durch Eroberung von Deutschland bis zur Elbe für die Waffen des Kaiserthums zu gewinnen vergeblich gehofft hatte, sollte jetzt das Haupt des spanischen Imperators beleuchten. Diesem ist es vergönnt gewesen, die seit Cäsars Tagen auf den Römern lastende, seit Domitians schmählichem Friedensschluß neu gesteigerte, Besorgniß vor den dakischen Völkern für immer zu zerstreuen, und nachher auch die alte Schuld der Blutrache an den Parthern gründlich zu zahlen.

Im Geiste der römischen Politik mußte Trajan es als eine ganz unumgängliche Aufgabe betrachten, so bald als möglich dem dakischen Reiche einen zerschmetternden Schlag beizubringen. Die römische Politik in ihrer furchtbaren, kalten, selbstsüchtigen Härte duldete keine nur irgend

ebenbürtige Macht an ihren Grenzen, — am wenigsten eine so gefährliche, wie die des Decebalus, an einer so schwachen Stelle des Reiches, wie damals die mittlere Donau noch war. Und bei geringer Stärke der mobilen Armee des Reiches durfte der Nimbus der Unbesiegbarkeit der römischen Waffen nicht ohne die höchste Gefahr geschädigt werden. Wie aber die Dinge seit zehn Jahren an der mittleren und unteren Donau sich entwickelt hatten, so mußte Trajan zu den Waffen greifen, um möglichst bald Roms Waffenehre wiederherzustellen und den Interessen des Reiches auch auf dieser Seite zu ihrem Rechte zu verhelfen. Niemand wußte das auch besser, als der kluge und scharfblickende Decebalus selbst, der seit dem letzten Kriege mit Domitian mit aller Kraft weiter gerüstet und die höchste Sorge um die Verstärkung der Defensivkraft seines Reiches getragen hatte.

Die letzten Vorbereitungen zu dem dakischen Kriege wurden während des Jahres 100 n. Chr. getroffen. Wahrscheinlich schon vor Trajans Einzug in Rom war endlich (98 auf 99 n. Chr.) das gesammte Pannonien in Besitz genommen, die römischen Legionen von der Linie der Drau nach der pannonischen Donau vorgeschoben worden, nachdem die Römer bereits unter Vespasian die Stellungen von Carnuntum und Vindobona militärisch besetzt hatten. Seit dieser Zeit war die Donau selbst auf der Linie von Wien bis zur Savemündung der eigentliche Grenzgraben für die pannonische Provinz geworden, und nun entstanden auch neue Grenz- und Lagerfestungen auf strategisch dominirenden Punkten, wie namentlich Brigetio (bei Komorn) und Aquincum (Alt-Ofen). Den großen Angriff dagegen auf das dakische Reich wollte Trajan von der mösischen Provinz aus eröffnen. Mösien war seit Domitian in zwei Provinzen zerlegt worden: in das obere (das jetzige Serbien), westlich von dem Flusse Ciabrus, und das untere, östlich von diesem Gewässer, — die jede unter einem besondern Legaten standen. Zur Erleichterung der Bewegungen auf den inneren Linien hatte der Kaiser die schon unter Tiberius begonnene Heerstraße auf dem rechten Ufer der unteren Donau weiter führen lassen. Der Bruch mit Decebalus wurde durch die Einstellung der Tributzahlungen signalisirt. Trajan persönlich verließ die Reichshauptstadt am 25. März 101 n. Chr. und eilte nach den illyrischen Provinzen, wo ihn die Soldaten, die der Führung des trefflichen Feldherrn, des treuen Kameraden, — der mit ihnen alle Beschwerden des Dienstes zu theilen und für ihr Wohl auf dem Marsche, im Lager, im Lazareth väterlich zu sorgen gewohnt war, — mit vollem Vertrauen folgten, bereits erwarteten. Es stand damals auf der Linie von Carnuntum bis nach Troesmis (in der Dobrudscha) die gewaltige Macht von acht Legionen vertheilt; die X. Gemina und die XIV. Gemina zu Vindobona und Carnuntum, die XIII. Gemina in Poetovio, die II. Adjutrix in Aquincum, die VII. Claudia zu Viminacium, die IV. Flavia zu Singidunum, die I. Italica und die V. Macedonica zu Durostorum und Troesmis. Der Kaiser war jedoch nicht gesonnen, dieses ganze Heer über die Donau zu führen. Wie es scheint so bildeten fünf

Die Verwaltung des Plinius in Bithynien und seine officielle Korrespondenz mit Trajan gab endlich diesem Kaiser auch noch Veranlassung, in Sachen des Christenthums eine Entscheidung von höchst einschneidender, principieller Bedeutung zu treffen, mit der wir uns jedoch erst etwas weiter unten in einem andern Zusammenhange zu beschäftigen haben werden. Ihr Gewicht selbst trat ohnehin in jener Zeit zurück vor dem neuen, schweren Kriege, welchen Trajan, diesmal auf der Ostgrenze des Reiches, zu führen hatte.

Die Zeit nämlich war gekommen, wo nach langen, im Allgemeinen friedlich, wenn auch nicht ohne manche Momente der Gereiztheit verlaufenen Jahrzehnten ein Bruch mit dem Hofe von Ktesiphon dem Kaiser die Gelegenheit bot, an den Parthern die römische Blutrache endlich zu vollziehen, die ihnen seiner Zeit Cäsar und Marcus Antonius zugedacht hatten. Trajan war schwerlich ohne Kenntniß der Beziehungen geblieben, welche seiner Zeit der kühne dakische Decebalus mit dem (seit 78 n. Chr. regierenden) Partherkönig Pakoros II. eingeleitet hatte. Nun folgte diesem im Jahre 112 sein Bruder Chosroes als König auf dem Throne der Arsakiden. Um seinen Neffen Parthamasiris, Pakoros' Sohn, zu entschädigen, vertrieb er den Exedares, einen andern Sohn des Pakoros, der — ungewiß wann — von den Römern als ihr Vasall in Armenien anerkannt worden war, aus diesem Lande und machte jenen zum Herrn des Reiches von Artaxata. Als Trajan von dieser Verletzung des alten mit Nero geschlossenen Vertrags (S. 224) hörte, beschloß er sofort, mit aller Kraft loszuschlagen, nunmehr unter allen Umständen mit den Parthern abzurechnen, und im Orient die Grenzen ebenso gründlich neu zu sichern, wie er es an der Donau und den Karpathen gethan. Mit gewohnter Energie reiste der alte Held im Herbste des Jahres 113 von Rom nach Syrien ab. Umsonst suchte der Partherkönig ihn zu beschwichtigen. Die parthische Gesandtschaft, welche dem Kaiser in Athen begegnete und die Bestätigung des Parthamasiris erbitten sollte, wurde schroff abgewiesen. Im December 113 landete Trajan in dem syrischen Seleukia, zog am 7. Januar 114 in Antiochia ein und machte diese Stadt zum Ausgangspunkt seines großen asiatischen Krieges.

Der Orient war damals stark mit römischen Truppen besetzt. In Judäa, Syrien und Kappadokien standen zur Zeit sieben Legionen, von denen einige für den neuen, zunächst gegen Armenien zu führenden Krieg verwendet werden konnten. Indessen durften einerseits keineswegs alle Legionen aus Syrien, ohne die Grenzen im Süden und Osten gefährlich zu entblößen, fortgezogen werden. Andererseits durften verschiedene der syrischen Legionen nicht ohne neue Schulung und ohne Verbindung mit europäischen Truppen in den Kampf geführt werden, weil sie bei der entnervenden Wirkung des Klimas und der Quartiere in Syrien stets zur Erschlaffung neigten. Nahmen, so viel bis jetzt aus Inschriften bekannt, namentlich die VI. Legion Ferrata und die (S. 304) XVI. Flavia Firma unter den asiatischen Divisionen an dem Kriege

Theil, so hatte Trajan zunächst mehrere Bataillone der Garde und der römischen Besatzung und die XXX. Legion Ulpia Victrix mit nach Syrien gebracht. Doch haben jedenfalls noch andere Legionen an den späteren Feldzügen theilgenommen. In der Umgebung des Kaisers war jetzt Hadrian sein Generaladjutant ohne bestimmtes Kommando; der mauretanische Lusius Quietus führte diesmal eine Legion. Die eigentliche Basis des ersten, gegen Armenien bestimmten Feldzuges, den Parthamasiris vergeblich durch neue Unterhandlungen abzuwehren suchte, waren Commagene und Kappadokien. Die letztere Provinz hatte seit Ablauf des Jahres 99 n. Chr. eine neue Gestalt gewonnen. Trajan hatte Galatien wieder (S. 308) unter einen eigenen prätorischen Legaten gestellt, mit einem eigenen Prokurator, und diese Provinz bestand seit dieser Zeit aus den alten Kantonen der Galater, aus dem östlichen Phrygien mit Pisidien, aus dem ihr schon 7 v. Chr. zugetheilten paphlagonischen Binnenlande um den Berg Olgassys, und nachher, nämlich seit Antoninus Pius, auch aus dem nördlichen Küstengebiet von Cytorus bis nach Amisus, das von Bithynien getrennt wurde. Kappadokien dagegen war seit Trajan mit Lykaonien, mit den drei Kantonen „Pontus" Galaticus, welcher letztere seit 7 v. Chr. mit Galatien verbunden gewesen war, Polemoniacus und Cappadocicus, und mit dem durch Vespasian einverleibten Klein-Armenien verbunden und wurde von einem konsularischen Legaten, namentlich durch die XII. Legion Fulminata zu Melitene, welches Trajan noch sehr stark verschanzt hat, (und später auch durch die XV. Apollinaris in Satala, j. Sadagh) gehütet.

Trajan nun eröffnete im Frühling des Jahres 114 n. Chr. den armenischen Feldzug von Commagene aus. Er überschritt den Eufrat bei Zeugma und ging auf dem linken Ufer hinauf, bis er die Gegend zuerst bei Samosata, dann die von Elegia erreichte. Hier fand der parthische Prinz Parthamasiris unerwartet sein Ende. Dieser unglückliche Mann war von seinem Oheim Chosroes im Stiche gelassen worden und wußte keinen andern Rath, als zu Elegia vor Trajan zu erscheinen, um sich in orientalischer Weise durch Niederlegung seines Diadems zu Füßen des Kaisers zu demüthigen. Er war ebenso überrascht wie erbittert, als ihm nichtsdestoweniger Trajan kurz und bündig eröffnete, daß es Roms Beschluß sei, Armenien von nun ab durch römische Statthalter regieren zu lassen. Als er dann mit seiner parthischen Begleitung das römische Lager wieder verlassen durfte, muß ihn seine sehr begreifliche Erbitterung zu irgend einer Gewaltthätigkeit hingerissen haben, die den Kaiser, — der als echter Römer von Großmuth gegen besiegte Ausländer nichts wußte, — bestimmte, ihn nun auch noch tödten zu lassen. Nun wurde Armenien wirklich für eine römische Provinz erklärt und unter die Verwaltung eines Legaten und eines Prokurators gestellt. Zu wirklicher Sicherung aber der Grenzen der höchst schwierigen neuen Annexion des Reiches führte der Kaiser die Armee in Gestalt einer großen Rekognoscirung noch bis zum schwarzen Meere und bis zu den Marken der einst durch Pompejus gedemüthigten Heniocher, Albaner und

Iberer, Kolcher und anderer Stämme, deren Häuptlinge nun eilten, von dem gefürchteten Imperator Frieden und Bündniß zu erbitten.

Die armenische Expedition war schon vor dem 1. September 114 zum Abschluß gebracht. Nun aber galt es für den kühnen römischen Eroberer, die eigentlichen Außenwerke des parthischen Reiches zu zertrümmern und Mesopotamien zu gewinnen, wo damals eine größere Anzahl von kleinen Häuptlingen regierte, die alle unter der Oberhoheit des Hofes von Ktesiphon standen, zur Zeit aber bei der momentanen Schwäche und der durch innere Schwierigkeiten veranlaßten Verwirrung der parthischen Führung gegenüber den Römern nun in eine sehr unbequeme Lage geriethen. Der erste dieser Fürsten, gegen den Trajan sich noch im Herbst 114 von Samosata oder Zeugma aus wandte, war der seit 99 n. Chr. regierende Häuptling oder „Abgaros" (eigentlich Maanu VII. Bar-Ajazeth) von Osrhoëne zu Edessa, der zwar bereits mit dem Kaiser in Unterhandlungen stand, jedoch bei seiner arsakidischen Abkunft noch nicht offen von den Parthern abzufallen sich entschlossen hatte. Als jetzt die Römer vor Edessa erschienen, blieb ihm nichts übrig, als sich ihnen vollständig zu unterwerfen. Der Fürbitte des jugendlichen Prinzen Arbandos, der durch seine Schönheit dem Kaiser in seiner Weise Wohlwollen abgewann, für seinen Vater, gelang es, diesem seine Herrschaft unter römischer Hoheit zu retten. Dagegen wurden die übrigen kleinen Machthaber im nördlichen Mesopotamien, die zum Theil Widerstand zu leisten versuchten, überall von der römischen Armee siegreich niedergeworfen, ihre Landschaften zum Reiche gezogen. In dieser Weise gewannen die Römer im Laufe des Jahres 115 nach einander Anthemusias und Batnä. Und als sie den östlichen, zum Tigris abfallenden Theil Mesopotamiens erreichten, welcher unter der Herrschaft des in Adiabene (oder Nord-Assyrien zwischen dem Lykos und dem Tigris) gebietenden Häuptlings Mebarsapes stand, wurde Nisibis von Trajan erobert, Singara durch Lusius Quietus ohne Kampf besetzt, auch die starke Festung Abenysträ leicht gewonnen. Der Senat ertheilte zu Anfang des J. 116 dem sieggekrönten Kaiser den Ehrennamen „Parthicus". Trajan aber erweiterte das Reich durch die neue Provinz Mesopotamien.

Vorsichtig wie er war, stürmte er jedoch nicht sogleich ungestüm weiter vorwärts, sondern kehrte erst für den Winter 115 auf 116 von dem oberen Tigris aus Mesopotamien nach Antiochia zurück, doch wohl um zu neuen und entscheidenden Schlägen gegen die Parther methodisch zu rüsten. Diese Thätigkeit aber und das Behagen der Winterquartiere wurde furchtbar unterbrochen durch ein schreckliches Erdbeben, welches am 13. December 115 zu wüthen begann, mehrere Tage hindurch sich wiederholte, und außer gewaltigen Zerstörungen auch sehr zahlreiche Verluste an Menschenleben herbeiführte. Der Kaiser, der selbst nur mit Mühe dem Verderben entronnen war, fand reiche Gelegenheit, durch Herstellung zahlreicher öffentlicher Gebäude sein Wohlwollen und seine Bauluft zugleich zu befriedigen. Nur die Christen hatten allen Grund, an diese Zeit mit tiefer Bitterkeit sich zu erinnern. Denn da-

mals — wie es doch scheint am 20. December 115 — erlitt ihr Bischof Ignatios den Märtyrertod, weil er, so heißt es, den Kaiser durch Schmähungen beleidigt hatte.

Nach einem viermonatlichen Aufenthalte verließ Trajan Antiochia abermals, um im Frühling 116 den Partherkrieg neu aufzunehmen. Ein rascher Marsch führte ihn jetzt wieder durch das nördliche Mesopotamien nach dem Tigris. Mit Hilfe einer aus den Forsten bei Nisibis erbauten Flotte überschritt er diesen mächtigen Strom und eroberte unter harten Kämpfen nun auch Adiabene. Von da kehrte er nach dem Eufrat zurück, um nun den großen Stoß gegen die parthische Residenz zu führen. Eine Stromflotte trug sein Heer auf dem Eufrat ohne Widerstand hinab nach Babylon, und von hier aus wurden die nöthigen Schiffe auf Rollen über die schmale Strecke zwischen beiden Flüssen nach dem Tigris geschleppt, um nach der Besetzung von Seleukia die Römer zum zweiten Male auf das linke Ufer dieses großen Grenzgrabens der Parther zu schaffen. Nun wurde noch im Sommer 116 die berühmte parthische Residenz Ktesiphon erobert, der goldene Thron der Arsakiden erbeutet, eine Tochter des Großkönigs gefangen genommen. Chosroes selbst entkam, von römischen Abtheilungen bis in die Gegend von Susa verfolgt. Trajan seinerseits, der hier an der Pforte des inneren Orients immer mächtiger von Erinnerungen an den noch immer in der antiken Welt unvergessenen Alexander ergriffen wurde, und nur sein Alter beklagte, welches ihm ein Verfolgen der Wege des großen Griechenfürsten verbot, fuhr wenigstens mit der Flotte auf dem Tigris bis zum persischen Golfe hinab. Mindestens aber sollten Assyrien und Babylonien die neuen Grenzlandschaften des römischen Reiches werden.

Es sollte jedoch dem großen Kriegsfürsten nicht gelingen, am Eufrat und Tigris so sichere Vormauern des Reiches aufzurichten, wie vor zehn Jahren an den Karpathen. Als Trajan nämlich nach Ktesiphon und Babylon zurückkehrte, fand er, daß hinter seinem Rücken ein furchtbarer Brand aufgelodert war, der durch das Zusammentreffen mit einem entsetzlichen Aufstande der Juden wahrhaft ungeheure und höchst bedrohliche Dimensionen annahm.

Der organisirte Widerstand nämlich der Parther war bei der inneren Zerrüttung des Reiches und der Zwietracht im Hause der Arsakiden verhältnißmäßig schnell zu brechen gewesen. Nun aber trat die nationale Abneigung der Ritter und des Volkes gegen die Römer auf den Kampfplatz. In Armenien war der Arsakide Meherdates, des Chosroes Bruder, mit starker Macht eingefallen und breitete sich erobernd aus; und als er durch einen Sturz mit dem Pferde seinen Tod fand, setzte sein Sohn Sanatrukios den Kampf in der Richtung auf Commagene und Mesopotamien fort, den nun auch ein neues parthisches Heer unter des Chosroes Sohn Parthamaspates unterstützte. Im Zusammenhange damit war in Osrhoëne, wo seit dem April 116 (bis 139) ein neuer Abgaros, Maanu VIII., regierte, und weit-

hin östlich bis nach Adiabene, ein allgemeiner Aufstand ausgebrochen. Namentlich die mesopotamischen sehr zahlreichen Juden betheiligten sich dabei sehr lebhaft, diese in Zusammenhang mit der ausgedehnten Konspiration alles jüdischen Volkes in Cypern, Aegypten und Kyrene. Weithin am Eufrat bis zum Tigris wurden die römischen Besatzungen überall niedergehauen oder aus den Städten vertrieben. Auch der arabische Häuptling in der Oase von Hatra in Mesopotamien (südwestlich von dem Ruinenfeld von Niniveh) empörte sich.

Als Trajan diese höchst gefahrvolle Situation überschaute, die mit dem Schwerte allein nicht wieder gut zu machen war, mußte er sich entschließen, den bedenklichsten Theil der neuen Eroberungen aufzugeben. Gegen die mesopotamischen Empörer allerdings ging er mit entsetzlicher Energie zu Werke. Der Legat Lusius Quietus mußte Nisibis und Edessa wieder erobern und mit Feuer und Schwert furchtbar heimsuchen, und Seleukia am Eufrat wurde durch Erucius Clarus und Julius Alexander zerstört. Dagegen erlitt der Legat Maximus eine erhebliche Niederlage, bei welcher er selbst den Tod fand. Nun aber hatte Trajan den parthischen Prinzen Parthamaspates durch das Versprechen, ihm die parthische Krone zu verleihen, zum Abfall von seinem Vater bestimmt. Der Prinz überwältigte zuerst seinen Vetter Sanatrukios in Armenien und wandte sich dann nach Ktesiphon, wo er mit dem Kaiser zusammentraf und von diesem das Diadem erhielt.

Noch aber war die Gefahr nur erst zur Hälfte beschwichtigt. Es galt zunächst nach Antiochien zurückzukehren, um von hier aus die Verhältnisse des Ostens mit neuer Kraft sicher zu ordnen. Aber Trajans Versuch, auf diesem Marsche Hatra zu erobern, scheiterte. Die Oasenstadt war durch den Mangel an Wasser und Proviant in der Umgegend und durch ihr glühendes Klima geschützt, und der schon kränkelnde Kaiser vermochte sie nicht zu überwältigen. Als nun aber der Kaiser im Vorsommer 117 in Antiochien anlangte, sah er mit Entsetzen, daß ein Ocean von Blut sich über den Südosten des Reiches ergoß. Auf Cypern, in Judäa, in Unterägypten, in der Provinz Kyrene waren die Juden in Massen aufgestanden, und auch in Mesopotamien erhoben sie sich jetzt erst recht mit voller Wuth. In ihrer Wildheit verübten sie an Griechen und Römern fürchterliche Greuel; die Zahl der von ihnen Ermordeten auf Cypern und in Kyrene wird in einer grauenhaften Höhe angegeben. Am Nil hatten die Römer alle Mühe, Alexandria zu halten. Da mußte das Schwert im Inneren des Reiches arbeiten, und so ging des großen Kaisers Herrschaft unter Schauderscenen zu Ende. In Mesopotamien würgte Lusius Quietus die Juden schonungslos nieder. Auf Cypern ist dieser Zweig der Semiten damals gänzlich ausgetilgt worden. Und in Aegypten und Kyrene konnte der Legat Marcius Turbo erst nach langen Kämpfen die blutigen Banden des kyrenäischen Juden Lukuas überwältigen.

Trajan persönlich kam nicht mehr in die Lage, im Orient kriegerisch oder friedlich durchzugreifen. Seine Krankheit, es war die Wassersucht, zeigte sich in Antiochien so bedenklich, daß er den Beschluß faßte, das Kommando über die asiatische Armee seinem Vetter Hadrian zu übergeben und für seine Person zunächst zu Schiffe nach Italien zurückzukehren. Er sollte Rom nicht wiedersehen. Sein Leiden nöthigte ihn, an der Küste von Kilikien Halt zu machen, und in den Quartieren zu Selinus traf ihn ein Schlagfluß. In den Armen seiner Gattin Plotina ist er (wahrscheinlich) am 7. oder 8. August d. J. 117 gestorben.

Es war das erste Mal, daß unter geordneten Zuständen des Reiches ein Kaiser fern von der Residenz starb. Die Frage wegen der Neubesetzung des römischen „Thrones" war bei der gefährlichen Praxis, von einer principiellen Feststellung der Nachfolge im Principat Abstand zu nehmen, unter diesen Umständen nicht sofort zu entscheiden. Man wußte, daß der verstorbene Kaiser sehr bestimmt gewillt gewesen war, das Principat nicht ohne Mitwirkung des Senats zu vergeben. Nach dem gewaltsamen Sturze des flavischen Hauses war es, da weder Nerva noch Trajan Söhne hinterließen, noch nicht möglich gewesen, daß sich wieder ein neuer dynastischer Zug ausgebildet hatte, — mochte immer der monarchische Gedanke stärker in den Vordergrund getreten sein. Man glaubte zu wissen, daß Trajan als Nachfolger den Senator Neratius Priscus, einen tüchtigen Juristen und erfahrenen Verwaltungsbeamten, am liebsten gesehen hätte. Jedenfalls war es sein Wunsch gewesen, vor seinem Ende die Hauptstadt zu erreichen und seine letzten Pläne durch den Reichsrath sanktioniren zu lassen. Aber ehe in Rom der Senat, in dem Lager die etwa vorhandenen ehrgeizigen Generale, die nach dem Principat trachteten, zur Besinnung kamen, erfuhr man, daß der Mann die Zügel der Regierung ergriffen hatte, der nach dem Vorgang des julisch-claudischen Hauses die meisten Ansprüche auf die Nachfolge hatte, nämlich Hadrian.

Marmorbüste des Kaisers Hadrian. (Rom, Vatican.)

Der neue Herr des römischen Reiches war ein naher Verwandter Trajans, und gehörte wie dieser einer Familie spanischer Provinzialromanen an. In Scipios Tagen hatte sich ein Mann des älischen Geschlechts aus der italischen Stadt Hadria in Picenum mit andern Ansiedlern in der

Kolonie Italica in Spanien niedergelassen. Dieser galt als der Ahnherr des neuen Imperators. Des letzteren Großvater Aelius Marullinus hatte zuerst senatorischen Rang erlangt; seine Gattin Ulpia war Trajans Tante, der große Kriegsfürst also der leibliche Vetter des Aelius Hadrianus Afer. Diesem letzteren nun wurde, als er als Senator und Prätorier in Rom sich aufhielt, von seiner Gattin Domitia Paulina aus Gades, am 24. Januar 76 n. Chr. Publius Aelius Hadrianus geboren: derselbe, der jetzt die spanische Dynastie auf dem römischen Throne fortsetzen sollte. Der junge Hadrian verlor seinen Vater schon mit zehn Jahren; dann wurden sein Vetter Trajan und ein anderer Landsmann, der römische Ritter Cälius Attianus, seine Vormünder. Seine Schwester Paulina war einem älteren Römer von großem Ansehen, dem L. Julius Ursus Servianus, verheirathet.

Der junge Hadrian blieb bis zu seinem 15. Jahre in der Reichshauptstadt und erhielt eine ausgezeichnete wissenschaftliche Ausbildung. Von Natur überaus reich begabt, körperlich vortrefflich geschult, und speziell der Jagdlust mit Leidenschaft ergeben, besaß er eine ebenso große Empfänglichkeit als Beweglichkeit des Geistes, und ein erstaunliches Gedächtniß. Bei zähem Fleiße sehr vielseitig angeregt, in gewissem Sinne ein „Polyhistor", eignete er sich bei ungewöhnlichem Wissensdurste eine umfassende griechische Bildung an, hatte aber auch für andere Zweige menschlicher Geistesthätigkeit, wie namentlich für die plastischen Künste, für Architektur, Mathematik und Medicin, ein lebhaftes Interesse, zum Theil auch eine achtbare Begabung. Sein Schicksal sollte es aber nicht sein, unter den Künstlern, Gelehrten oder Schriftstellern des Zeitalters einen großen Namen zu erwerben. Seine Laufbahn erhielt unter der Einwirkung zuerst seiner Verwandten, dann der politischen Ereignisse zum Heil für das römische Reich die Richtung auf den Staat.

Mit dem J. 91 hatte er, zuerst unter Trajans Leitung, seinen Kriegsdienst begonnen, und befand sich zur Zeit der Adoption seines Vetters durch Nerva als Oberst bei der V. Legion Macedonica, um dann als solcher im Herbst 97 dem neuen Machthaber die Glückwünsche des mösischen Armeecorps zu überbringen. Trajan versetzte ihn dann (S. 341) in eine der oberrheinischen Legionen. Seit dieser Zeit ist er immer rascher emporgekommen. Die neue Kaiserin Plotina, die selbst kinderlos war, wandte dem tüchtigen und hochbegabten jungen Manne ihre Freundschaft zu; wie sich von selbst versteht, nicht ohne daß Neid und boshafter Klatsch der Zeitgenossen auch diesem Verhältniß einen zweideutigen Charakter beimaßen. Aber auf ihre Veranlassung trat Hadrian dem neuen Kaiserhause noch näher, indem er im J. 100 die Enkelin von Trajans Schwester Marciana, der Prinzessin Matidia Tochter Julia Sabina heirathete. Auf der andern Seite hat er nunmehr nach einander einerseits die höheren Staatsämter alter Art in Rom verwaltet (im J. 109 das Consulat), andrerseits, wie wir sahen, unter Trajan wiederholt bedeutende militärische Stellungen eingenommen. Trajan war

durchaus nicht gleichgültig gegen die eminente geistige Bedeutung, die hohe administrative und militärische Begabung seines Vetters. Nichtsdestoweniger war Hadrian ihm persönlich nicht gerade sehr sympathisch. Die Charaktere beider Männer waren in der That grundverschiedener Art. Der gerade, einfache und derbe Soldat Trajan mit seinen großen Eigenschaften wie mit seinen Schattenseiten konnte auf die Dauer mit dem aus großartigen und aus kleinlichen Zügen, aus gelehrten, ästhetischen, fürstlichen und kriegerischen Neigungen höchst eigenthümlich zusammengesetzten Wesen seines Vetters sich nicht recht befreunden, und so schob er wohl den Beschluß, den Hadrian endlich doch zu adoptiren und ihm damit die bestimmte Aussicht auf die Nachfolge zu eröffnen, immer wieder hinaus, obwohl namentlich seine letzten Verfügungen nach der Rückkehr aus Babylonien die Einführung Hadrians in das Principat vorbereiten zu sollen schienen. Dagegen arbeitete des alten Kaisers Umgebung andauernd zu Hadrians Gunsten. Licinius Sura, so lange er am Leben war, der alte Attianus, und die Kaiserin Plotina vertraten sein Interesse, und so ist es endlich geschehen, daß der in Antiochien residirende Hadrian am 9. August 117 aus Selinus die Botschaft erhielt, Trajan habe ihn adoptirt.

Julia Sabina, Gemahlin Hadrians. Goldmünze mit der Umschrift: SABINA AVGVSTA HADRIANI AVG(usti) P(atris) P(atriae).

Es ist niemals mit voller Bestimmtheit festgestellt worden, wie weit der sterbende Trajan bei diesem Beschlusse noch selbstthätig mitgewirkt hat. Aus den zum Theil recht bösartigen Gerüchten über die Anfänge des neuen Principats ist vielleicht das zu entnehmen, daß Plotina ihrem schnell dem Ende entgegensiechenden Gatten die Adoption Hadrians „halb wider Willen" abgedrungen hat. Zwei Tage lang scheint die Kaiserin den Tod ihres Gatten den Umgebungen verheimlicht zu haben, um alles Weitere zu ordnen. Am 11. August erhielt Hadrian die Botschaft von des großen Kaisers Ableben. Das asiatische Heer rief ihn sofort zum Imperator aus, und nun war es seine Aufgabe, sich mit Kraft und Gewandtheit im Sattel festzusetzen.

Es kam dem neuen Kaiser offenbar zu Statten, daß in dem Augenblicke seiner Erhebung die auswärtige Lage des Reiches erhebliche Schwierigkeiten bot. Die entsetzlichen Schreckniſse, welche der jüdische Aufstand über den Südosten des Reiches verbreitet hatte, und die unentschiedenen Verhältnisse zu den Parthern, bei denen König Parthamaspates sich nicht zu behaupten vermochte, machten es nicht gerade lockend, gerade jetzt dem Hadrian das Principat zu bestreiten. Es kam dazu, daß — vielleicht zufällig, vielleicht auch angeregt durch die Unglücksnachrichten aus dem Orient, — noch andere feindliche Grenznachbarn der Römer, Sarmaten an der dakischen, Kelten an der nordbritannischen, afrikanische Stämme auf der mauretanischen Grenze das Reich beunruhigten. Da griff nun Hadrian überall mit erstaunlicher Sicherheit, Ruhe und Kraft ein.

Dem Senat in Rom gegenüber hielt er fest an Trajans rücksichtsvoller Politik. Ein Schreiben entschuldigte die unregelmäßige Art der Uebernahme der Herrschaft; die Legionen hätten nicht ohne Imperator bleiben können. Die Bestätigung und Anerkennung des neuen Principats wurde erbeten: sie erfolgte natürlich ohne weiteren Verzug. Das Volk der Residenz erhielt glänzende Geschenke, — die Armee dagegen, auf deren Stimmung in diesem Augenblicke das meiste ankam, wurde mit einem Donativ beschenkt, welches die Höhe der bei einem Wechsel der Regierung üblichen Schenkung um das Doppelte überstieg. Dann übertrug Hadrian die Präfektur der Kaisergarde zwei zuverlässigen Freunden, dem alten Attianus und dem Similis. Das syrische Kommando wurde in die Hände des Catilius Severus gelegt, Marcius Turbo mit dem Oberbefehl über das schwierige Judäa betraut, und der zwar als Heerführer erprobte, aber dem neuen Kaiser persönlich höchst verdächtige General Lusius Quietus von der Armee entfernt und als Statthalter nach Mauretanien geschickt. Nun aber galt es, die orientalische Politik des Reiches auf eine neue und solide Basis zu stellen.

Der Privatcharakter dieses neuen Kaisers, wie er namentlich später sich entwickelt hat, muß sehr bestimmt von seinem Charakter als Imperator unterschieden werden. Man kann allerdings nicht leugnen, daß das Bild des „Menschen" Hadrian durch manche unschöne Züge entstellt wird. Aber wenn wir ihn als neidisch und zur Eifersucht neigend geschildert finden, so tritt das nachweislich immer nur auf solchen Gebieten hervor, wo seine Stärke nicht lag, namentlich bei seinen künstlerischen und ästhetischen Liebhabereien. Sein Auftreten dagegen im Interesse des Reiches zeigt überall die Hand und die durchdringende Einsicht, den klaren politischen Blick und die Kraft eines ganz ausgezeichneten Staatsmannes. Wenn ihm also nachgesagt wird, seine neue Politik in der orientalischen Frage sei nur das Resultat eines armseligen Neides auf seinen großen Vorgänger gewesen, so ist das ohne Zweifel nur die Idee sehr kleinlicher Beurtheiler gewesen. Hadrian hatte Zeit genug gehabt, die Wirkungen des trajanischen Systems der auswärtigen Politik zu beobachten. Er hatte sich überzeugt, daß die Parther recht wohl in Schlachten und Belagerungen von den Römern niedergeworfen werden, daß römische Heere ohne allzugroße Schwierigkeit bis zu dem iranischen Randgebirge vordringen konnten. Aber die wirkliche Behauptung des armenischen Alpenlandes und des Stromgebietes des Eufrat und Tigris auch nur bis nach Babylon hinab mußte andauernd Millionen von Denaren und viele Tausende römischer Soldaten verzehren, und zwar ohne jedes nützliche Ergebniß für das Reich. Mochte immer das parthische Reich durch seine chronische innere Zerrüttung jetzt für Rom weit ungefährlicher geworden sein, als einst zur Zeit des Marcus Antonius, so war doch der seit seiner Aufrichtung neu erwachte iranische Nationalgeist in ungeschwächter Kraft lebendig, und dieser Geist war den Römern allzeit tief feindselig. Eine dauernde Behauptung also der Trajanischen Eroberungen im Osten, die doch niemals wirklich romanisirt

werden konnten, hätte den Kriegszustand mit dem inneren Orient in Permanenz erklärt, — und der kluge Hadrian sah sofort, daß das römische Reich in seiner Zeit nicht mehr im Stande war, diese unaufhörliche Anspannung und Absorbirung seiner Kräfte zu ertragen. Man mußte also zu der Politik des Augustus zurückkehren. Es mußte bei der Lektion sein Bewenden haben, die Trajan den Parthern beigebracht hatte, und im Uebrigen brauchte ein Kaiser von so imponirender Kraft wie Hadrian sich nicht zu scheuen, die römische Ostgrenze wieder an den mittleren Eufrat und an die Cantonnements von Melitene und Satala zu verlegen. Assyrien und Mesopotamien also wurden einfach geräumt, Parthamaspates durch eine kleine Herrschaft unter römischer Hoheit entschädigt, Chosroes als Großkönig anerkannt. Die Ansprüche des Reiches auf die Suzeränetät über Armenien wurden festgehalten, dagegen an Stelle eines Legaten wieder ein einheimischer Vasallenkönig eingesetzt.

Damit leitete der neue Kaiser in der That die Politik ein, die auch sonst bei seiner auswärtigen Haltung principiell maßgebend blieb. Es galt für ihn, — immerhin in weit frischerer und imposanterer Weise, als es der alternde August und Tiberius gethan, — auf die brillante, stürmische Episode der Eroberungen nun wieder eine Zeit folgen zu lassen, wo die Defensivkraft des Reiches so gewaltig als möglich entwickelt, neue Eroberungen möglichst vermieden werden sollten. Hadrian schwankte selbst für einen Augenblick, ob nicht auch die dakische Provinz wieder zu räumen sei. Der bedeutende Werth jedoch dieses neuen, schon sehr stark mit römischen Ansiedlern bevölkerten Landes ließ ihn aber von der Idee absehen, die Legionen wieder nach der Donau zu verlegen.

Als die Zustände im Orient wieder leidlich geordnet waren, eilte der Kaiser zu Anfang November 117 nach Rom*), wo die Feier des parthischen Triumphes, — bei welchem Hadrian jedoch nicht selbst als Sieger auftrat, sondern des Trajanus Bildniß nach dem Kapitolinischen Tempel tragen ließ, — nun eine Reihe populärer Maßregeln einleitete, durch welche das neue Principat die Gunst des römischen Volkes sich zu sichern bemüht war. Hadrian hat sich nicht nur während seiner ganzen Regierung als ein vortrefflicher und glücklicher Verwalter der Finanzen bewährt: er war auch zur Zeit im Besitze so bedeutender Mittel, daß er außer andern wohlberechneten Gnadenerweisungen mit einem Akte auftreten konnte, der wie kein anderer in solcher Richtung einen Regenten volksbeliebt zu machen pflegt, und daher nach seinem Vorbilde von späteren Kaisern unter Umständen wiederholt worden ist. Der Kaiser erließ nämlich den Bewohnern von Italien für einen Zeitraum

*) Das neue, treffliche, für die Chronologie Hadrians neuen Grund legende Buch von Julius Dürr, „Die Reisen des Kaisers Hadrian", Wien 1881, welches uns während des Druckes zugeht, führt dagegen aus, daß Hadrian wahrscheinlich zuerst aus dem Orient gegen die Roxolanen aufgebrochen, und erst am 7. oder 8. August 118 in Rom angekommen sei.

von 16 Jahren (wahrscheinlich für die Zeit von 98—114 n. Chr.) alle noch ausstehenden, großentheils streitigen oder schwer einzutreibenden, Schulden an den Fiskus und ließ die bezüglichen Schuldverschreibungen auf dem Forum des Trajan verbrennen, — ein Gnadenakt der den Erlaß einer Schuldenlast von etwa 195,768,900 R.-Mark bedeutete. Und in analoger Weise wurde der Bevölkerung der Provinzen ein sehr beträchtlicher Theil rückständiger Steuern an den Fiskus, wie an das Aerar, einfach erlassen. Gegenüber diesen mehr negativen Geschenken an das Volk des Reiches nahm Hadrian ferner eifrig darauf Bedacht, Trajans großartige Stiftung zur Alimentation armer italienischer Kinder durch neue Zuwendungen erheblich zu erweitern.

Lange konnte Hadrian jedoch nicht in der Reichshauptstadt verweilen. Die Zustände an der dakischen Grenze bedurften seiner persönlichen Anwesenheit. Mochte auch die alte große Gefahr für das untere Donauthal durch Zertrümmerung der dakischen Macht dauernd beseitigt sein, so waren doch die Römer jetzt auf eine weite Strecke Grenznachbarn der nomadischen Völker sarmatischen Stammes geworden, die damals die weiten Ebenen und Stromthäler des heutigen südlichen Rußland erfüllten, und sich wiederholt sehr unbequem machten. Eines dieser Völker, die Roxolanen zwischen Don und Dnjepr, die seit 69 n. Chr. die römische Donaugrenze mit ihren Zügen erreicht hatten, war neuerdings dadurch gezähmt worden, daß man ihre Häuptlinge durch Geschenke an das römische Interesse kettete. Was ein Mann wie Domitian bei bewährter militärischer Unfähigkeit einem Decebalus gegenüber nicht ohne Schimpf und Nachtheil für das Reich thun konnte, war unbedenklich, sobald das durch neuen Kriegsruhm gestärkte Reich von Kaisern beherrscht wurde, welche jeden Augenblick mit zerschmetternder Kraft loszuschlagen vermochten, dafür aber gern es vermieden, weitläufige und kostspielige Feldzüge gegen Stämme zu führen, deren Bekämpfung und Unterwerfung nur neue und unerwünschte Erweiterungen der Reichsgrenzen zur Folge gehabt haben würde. Die Roxolanen nun hatten, so scheint es, — das Nähere ist nicht bekannt, — eine Verringerung solcher Geschenke übel vermerkt und sehr lästige Raubzüge gegen das östliche dakische Flachland unternommen. Da hielt es denn Hadrian für nöthig, mit bedeutender Heeresmacht nach dem Pruth aufzubrechen. Die Entfaltung der römischen Streitkräfte unter der kaiserlichen Führung that ihre Wirkung, und es wurde nicht schwer, unter Herstellung der alten Verhältnisse die Roxolanen zur Rückkehr in friedliche Beziehungen zu nöthigen. Dagegen gab Hadrian es auf, gegen die übrigen Sarmaten persönlich zu Felde zu ziehen. Aus Rom nämlich erhielt er die sehr unerfreuliche Nachricht, daß während seiner Abwesenheit eine durch die Bedeutung der Personen an ihrer Spitze sehr gefährliche Verschwörung gegen sein Leben entdeckt worden war. Das alte Uebel des Principats, die Unsicherheit der Erbfolge, die Eifersucht einiger hoch stehender Männer, und die Meinung, daß der neue Kaiser nur einer Intrigue Plotinens seine Stellung verdanke, hatten es dahin gebracht, daß der ehrgeizige und erbitterte

Lusius Quietus, neuerdings in Mauretanien durch Marcius Turbo ersetzt, und die Consularen Domitius Nigrinus, A. Cornelius Palma und L. Publilius Celsus sich zum Sturze Hadrians mit einander verbanden. Das Komplott wurde entdeckt. Die beiden Präfekten der Garde, so scheint es, griffen energisch zu, und die vier großen Verschworenen, die sich durch die Flucht zu retten versuchten, wurden in verschiedenen Theilen Italiens verhaftet und getödtet. Die Sache machte in Rom ein sehr fatales Aufsehen. Man schrieb den Kaiser die schnelle Beseitigung der vornehmen Herren ohne großen Staatsprozeß zu, und namentlich der Senat, dem Hadrian die alte Sicherheitszusage (S. 334) ertheilt hatte, sah mit unwilliger Besorgniß der weiteren Entwickelung des neuen Principats entgegen.

Unter diesen Umständen hielt Hadrian es für geboten, zu Anfang August 118 nach der palatinischen Hofburg zurückzukehren und seine Stellung erst noch sicherer zu gestalten. Der für ihn unbedingt zuverlässige und seit dem Auflodern des jüdischen Aufstandes schon vielfach verwendete Marcius Turbo erhielt das Kommando der dakischen Armee. Der Kaiser dagegen that nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt Alles, um die Gunst der Römer sich wieder zu sichern. Die Menge kam in dieser Frage nur in zweiter Reihe in Betracht: reiche Geldgeschenke und glänzende Spiele im Circus und Amphitheater (obwohl sonst nicht die besondere Liebhaberei des fein gebildeten Fürsten) waren hier das nicht leicht versagende Zaubermittel. Anders stand es mit dem Senat. Die feierliche Erklärung, daß jene vier Senatoren ohne seinen Befehl den Untergang gefunden hätten, genügte schwerlich zur Beruhigung des mißtrauisch gewordenen Reichsrathes. Des Kaisers „Kingscraft" machte es ihm räthlich, — auf die Gefahr hin, darum von seinen Gegnern nachmals der selbstsüchtigen Undankbarkeit geziehen zu werden, — seine Gardepräfekten in aller Form zu desavouiren und sie zum freiwilligen Rücktritt von ihrem Amte zu bestimmen. In der That wurde Similis durch Septicius Clarus, der alte Attianus dagegen durch Marcius Turbo ersetzt. Weiter wiederholte Hadrian dem Senat das Sicherheitsversprechen, und gab demselben noch durch die Verfügung Nachdruck, daß die konfiscirten Güter verurtheilter Verbrecher nicht mehr dem Fiskus, sondern dem Aerar zufallen sollten. Damit war allerdings ausgesprochen, daß das neue Principat die Bahnen eines Domitian und seiner Delatoren grundsätzlich perhorrescire. Dazu trat nun die konsequent festgehaltene Rücksicht, mit welcher Hadrian das hohe Haus behandelte. Auch diese Regierung hat, wie wir nachher noch näher ausführen, den monarchischen Charakter des Principats um einen starken Schritt weiter geführt. Aber dem Senat gegenüber verfolgte dieser Kaiser, wie in vielen anderen Beziehungen, die alten Maximen des Augustus. Die immer stärker ausgebildete Abhängigkeit des Reichsrathes von der Hofburg sollte durch die würdevolle äußere Stellung desselben verdeckt werden. Hadrian hielt den Rang der Senatoren in hohen Ehren, und war sehr sparsam und vorsichtig in der Zuführung neuer Mitglieder, setzte andererseits

arme Senatoren durch Geschenke in den Stand, ihren Rang zu behaupten. Mit dem hohen Hause als solchem verkehrte er in den achtungsvollsten und ehrerbietigsten Formen, und ist in Gemeinschaft mit demselben legislativ ungemein thätig gewesen. Dagegen bewegte er sich für seine Person in durchaus schlichten und anspruchslosen Formen, hielt sich wie einst Augustus mit einer gewissen Befliſſenheit durchaus wie ein Bürger des römischen Volkes, und unterhielt unter Beschränkung der lästigen Staatsbesuche am Hofe mit seinen Freunden im Senat, in der Armee, und unter den Gelehrten und Künstlern der Welthauptstadt und seiner Umgebung einen durchaus freien und ungezwungenen Umgang, der durch seine Abneigung gegen steife Würde, durch seine Leutseligkeit und durch sein damals noch glückliches Temperament einen eigenthümlich interessanten Charakter gewann.

Die Geschichte der großen Männer Roms während des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts leidet für uns unter dem doppelten Uebelstande, daß sie uns nur trümmerhaft erhalten ist, und daß die erhaltenen Schriften von Männern sehr sekundären Berufes zum Historiker verfaßt sind. Bei Hadrian geht das soweit, daß die meisten Ereignisse seiner überaus inhaltreichen Regierung chronologisch gar nicht bestimmt fixirt werden können, und daß bei dem wesentlich friedlichen Charakter seiner Regierung leider auch das anekdotenhafte Element erheblich in den Vordergrund geschoben worden ist. Nichtsdestoweniger treten aus der Masse des über sein Zeitalter uns überlieferten Stoffes drei Momente sehr bestimmt heraus. In erster Reihe seine wiederholte Bereisung der verschiedenen Provinzen des ungeheuren Reiches; weiter seine zahlreichen und großartigen Bauten; endlich aber seine sehr bedeutungsvollen politischen organisatorischen Arbeiten.

Seinen Zeitgenossen und der römischen Nachwelt hat vorzugsweise die Energie imponirt, mit welcher Hadrian, sobald er nicht zur See sich befand, gewöhnlich zu Fuße während des größten Theiles seiner Regierung und oft unter erheblichen Beschwerden alle Theile des römischen Reiches als Reisender durchwandert hat. Die bei ihm unaufhörlich rege und niemals zu sättigende Wißbegierde machte ihm es jedenfalls noch besonders angenehm, in solcher Weise das bunte Mosaik der Länder und Völker, über die er gebot, in unmittelbarer Nähe kennen zu lernen. In der That aber hat namentlich diese Praxis, die seit dem Ableben des Augustus in friedlichen Tagen nicht mehr zu den Gewohnheiten der römischen Kaiser gehörte, und bereits an die rastlose kaiserliche Thätigkeit auf deutschem Boden in guten Zeiten des Mittelalters und wieder in unseren Tagen anklingt, seine Herrschaft für das Reich so werthvoll gemacht. Abgesehen also von allen persönlichen Interessen Hadrians, so waren diese Wanderungen des Kaisers in erster Linie großartige politisch-wirthschaftlich-militärische Inspektionsreisen. Es kam für ihn darauf an, den politischen und socialen Zustand der verschiedenen Provinzen, den Charakter ihrer Bewohner, ihre Hilfsquellen und ihre Leistungsfähigkeit, dazu aber das Personal der römischen Reichsbeamten aus eigener

Anschauung kennen zu lernen; weiter aber sich über den Stand der Dinge an allen Grenzen und über den Zustand der verschiedenen großen Armeecorps an den nassen und an den trockenen Grenzlinien des Reiches genau zu unterrichten. Die unmittelbare Berührung mit Menschen aller Art; der persönliche Einblick in die Bedürfnisse der verschiedenen Völker, Städte, Lager; die wiederholte Gelegenheit, die Gewohnheiten und die Praxis seiner Reichsbeamten und Offiziere zu kontrolliren, ist ohne allen Zweifel von ganz außerordentlichem Gewinn für das Reich gewesen. Denn Hadrian war, wie Trajan, ein wohlwollender Regent, ein Fürst von ungemein scharfem, klarem und sicherem Blick, und von außerordentlichem Interesse und praktischer Begabung wie für die großen Linien, so auch für das feinere Detail der Verwaltung. Nicht wenige Spuren in den verschiedensten Theilen des Reiches zeigen, wie unter seinem Anstoße das romanische Leben in neuen Städten und Kolonien noch einmal einen neuen Aufschwung genommen hat. Es war des Kaisers Absicht, wo das nur irgend möglich, unmittelbar anregend und helfend einzugreifen; und damit hängt wenigstens ein Theil der ganz außerordentlichen Bauthätigkeit zusammen, die Hadrian in nahezu allen Theilen des Reiches entfaltet hat. Soweit dabei nicht die Arbeit der Legionen in Anspruch genommen wurde, bediente er sich bei seinen neuen Schöpfungen und Restaurationen eines kleinen Heeres von Bauleuten, Zimmer-, Maurer- und Werkmeistern, die — militärisch in Cohorten und Centurien eingetheilt, — auf seinen Reisen ihn zu begleiten hatten. Wir bemerken noch, daß die Kaiserin Sabina wiederholt auf diesen Reisen die Begleiterin Hadrians gewesen ist. Freilich war das Verhältniß zwischen den beiden Gatten kein glückliches zu nennen. Die Ehe war mehr aus politischen oder Konvenienzmotiven geschlossen worden. Sabina war nicht gerade schön zu nennen, und von Natur kalt angelegt, mürrischer und reizbarer Art, und ihr kaiserlicher Gemahl, bei seiner jugendlichen Schönheit und Anmuth, bei der stolzen Würde, die er sich zu geben wußte, und bei persönlich scharf ausgeprägter Selbstsucht gar sehr geneigt, sie zu vernachlässigen. Derart daß eigentlich nur die Rücksicht auf ihre kaiserliche Stellung und auf die Dehors dieses sehr ungleiche Paar zusammenhielt, und der römische Klatsch von bitterbösen Worten zu erzählen wußte, die man beiden wider einander zuschrieb.

Die Chronologie dieser Reisen, mit welchen das Meiste in Verbindung steht, was wir sonst von Hadrian wissen, ist sehr streitig. Ohne hier auf dieses in der modernen historischen Litteratur wiederholt behandelte Problem uns näher einzulassen, bemerken wir nur, daß der Kaiser die Residenz bei Antritt seiner ersten großen Reise nach früherer Ansicht gegen Ende d. J. 119 oder zu Anfang d. J. 120, — nach neuerer Darlegung jedoch erst nach dem 21. April 121, — verlassen, zuerst die nördlichen und nordwestlichen Provinzen des Reiches, später Spanien und Mauretanien, endlich den Orient und Griechenland zu jedesmal längerem Aufenthalt besucht hat, und von Griechenland über Sicilien wahrscheinlich zu Ende d. J. 126 nach Rom zurückgekehrt ist.

Der Aufenthalt in Gallien und Germanien mit Einschluß der oberen Donauländer ist wahrscheinlich für die Vollendung der Schanzbauten, welche (S. 319 fg.) die neue römische Erwerbung auf beiden Seiten des Schwarzwaldes schützen sollten, von abschließender Bedeutung gewesen. Dieses großartige System, ein weites Land durch fortlaufende militärische Linien zu decken, sollte demnächst noch auf einem andern Grenzpunkte des Reiches sich wiederholen. Von Gallien nämlich wandte sich Hadrian im Frühjahr 122 nach Britannien, wo er längere Zeit verweilte, um für den nächsten Winter dann nach Spanien zu gehen.

Der Aufenthalt des Kaisers in Britannien also ist für diese Provinz sehr bedeutsam geworden. Wir erinnern uns (S. 322), daß weder durch Agricola, noch unter Trajan die nördlichsten Striche des bereits okkupirten britischen Landes weit über York hinaus zu behaupten gewesen waren. Und nun war auf der Scheide der Regierung Trajans und seines Nachfolgers offenbar ein neuer erheblicher Aufstand der Briganten ausgebrochen, der zwar niedergeworfen wurde, aber die IX. Legion vollständig verbraucht hat. Diese letztere nun ersetzte Hadrian, indem er die VI. Victrix vom Rhein aus Vetera nach Eburacum zog. Nun aber faßte er den Entschluß, die strategische Lage der britannischen Provinz sehr erheblich zu verstärken. Der nördlichste Theil des Landes, südlich von Agricolas Linie Edinburgh-Glasgow, wurde einstweilen militärisch aufgegeben. Dafür sollte quer durch die britische Insel, nämlich (nach heutiger Geographie) von der Mündung des Tyneflusses östlich von Newcastle-upon-Tyne in Northumberland bis zum Frith von Solway, dem Meerbusen westlich von Carlisle in Cumberland, ein gewaltiges zusammenhängendes System von Festungswerken geschaffen werden, unter einander durch eine römische Heerstraße verbunden, — welches (heute noch in sehr bedeutenden Resten vorhanden,) gleichzeitig defensiv und offensiv wirken konnte. Sowohl die unruhigen Briganten im Süden der „Hadriansmauer" sollten von hier aus im Zaume gehalten werden, wie anderseits die Thore und Straßen nordwärts über den Wall hinausführten, und noch verschiedene Kastelle nordwärts vorgelegt worden sind. Auf des Kaisers Befehl nun hat sein Legat Aulus Platorius Nepos das kolossale Werk in den Jahren 122 bis 124 n. Chr. mit aller Energie in Angriff genommen; es ist wahrscheinlich bald darauf im Wesentlichen vollendet worden. Ausgeführt wurde der Bau durch die drei damals in England stehenden Legionen, die II., VI. und XX., während Abtheilungen dreier anderer, (der VII., die in Spanien stand, und der beiden Mainzer, der VIII. und der XXII.) inzwischen den Dienst in der Front thaten. Außerdem arbeitete ein großer Theil der Auxiliarkohorten und Alen (Reiterschaaren), die in den Kastellen ihren Aufenthalt nehmen sollten, mit an der Aufrichtung der Schanzen. Zahlreiche große und kleine Inschrifttafeln bezeugen den Antheil jedes einzelnen Truppentheiles an dem Bau, nicht selten mit Angabe des Maßes der von ihnen ausgeführten Strecke. Dieses System nun, (welches nachher unter Kaiser

Septimius Severus noch einmal in umfassender Weise restaurirt und neu verstärkt worden ist,) stellt sich jetzt so dar. Es beginnt nahe der Mündung des Flusses Tyne, östlich von Newcastle, und zieht sich dann in einer Ausdehnung von rund 80 römischen oder etwa 74 englischen Meilen über Höhen und Thäler westlich bis Bowneß am südlichen Ufer des Solway. Die Anlage ist in ihrer ganzen Länge in drei verschiedene Theile gegliedert: an der Südseite der Erdwall, auf der Nordseite die steinerne Mauer mit kleinen Kastellen und zahlreichen Thürmen, und zwischen beiden 17 große Kastelle (für eine oder mehrere Cohorten berechnet) und eine sie unter einander verbindende Straße. Der kunstvoll durchgeführte, auf sumpfigen Stellen vielfach an Mauerwerk gelehnte Erdwall im Süden ist ein dreifacher, zur Vertheidigung sowohl gegen Süden wie gegen Norden eingerichtet. Diese Linie ist von der steinernen Mauer im Norden durchschnittlich 180 bis 200 Fuß, nur an einer Stelle erheblich weiter entfernt. Die Mauer selbst war sechs bis acht Fuß breit und wahrscheinlich in ihrer zinnengekrönten Höhe bis zu 20 Fuß emporsteigend; heute nur noch stellenweise 8 bis 10 Fuß. Ihren Kern bildet ein felsenharter Guß aus kleinen und großen, durch Mörtel verbundenen Steinblöcken, die Fronten sind mit Sandsteinquadern belegt. Etwa 320 viereckige Thürme von etwa zehn Fuß im Quadrat lehnten sich in ungleichen Zwischenräumen an die Mauer, die außerdem auf allen wichtigen Punkten des Terrains durch kleine vierseitige Kastelle (80 an der Zahl) von etwa 60 Fuß im Quadrat verstärkt wurde. Nördlich von der Mauer läuft, wo das Terrain es irgend erlaubt, ein Graben von 30 Fuß Breite und 8 bis 9 Fuß Tiefe. Wo Flüsse, wie der Tyne, den Lauf der Mauer durchbrechen, verbinden vorzüglich gebaute Brücken, an beiden Ufern durch brückenkopfartige Vorbauten geschützt, den Straßenzug längs der Mauern. An zwei Stellen, im Osten und im Westen, durchschneiden die nordwärts führenden Heerstraßen die Verschanzungen. An denselben, in Northumberland und im südlichen Schottland lagen in passenden Abständen je zwei, etwa in der Mitte davon noch ein vorgeschobenes Kastell.

Die 17 großen Kastelle endlich, (Stationen oder Prätenturen genannt,) lagen, im Durchschnitt fünf englische Meilen von einander entfernt, in der Art vertheilt, daß drei südlich von dem Erdwalle, die übrigen alle zwischen Wall und Mauer sich erhoben. Von den erhaltenen Namen derselben weist einer deutlich auf Hadrian als Gründer hin. Newcastle nämlich mit seiner römischen Brücke über den Tyne hieß nach ihm Pons Aelius. Diese Kastelle sind alle von der bekannten quadratisch-oblongen Form dieser über die halbe Welt verbreiteten römischen Forts. Ihre Größe wechselt je nach der Natur des Terrains zwischen fünf und neun Morgen Landes; sie sind mit Mauern von etwa fünf Fuß Dicke, mit Erdwällen und Gräben umgeben worden. An mehrere dieser Kastelle schlossen sich allmählich auch vorstädtische Anlagen an, Bäder, kleine Heiligthümer, einmal sogar ein Amphitheater. Das besterhaltene hieß Borcovicium, und gilt für die dortige antiquarische Forschung als eine Art „englisches Pompeji".

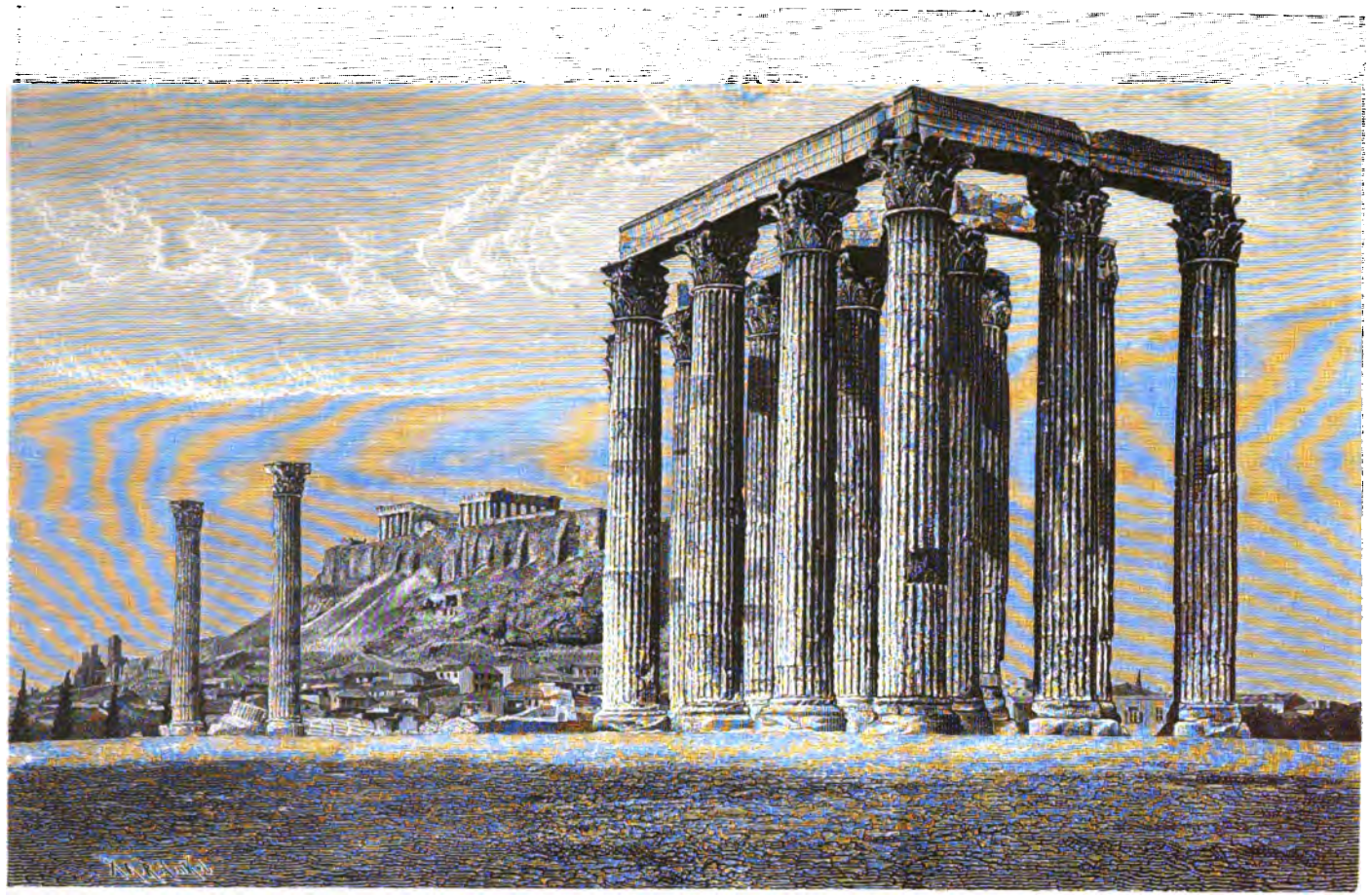
Folgen wir nach dieser Mittheilung über die Schöpfungen Hadrians auf brittischem Boden wieder dem Laufe seiner Reisen, so finden wir ihn nach der Abreise aus England namentlich in Spanien, wo er zu Tarraco während des Winters 122/23 verweilte, dann aber in Mauretanien längere Zeit thätig, wo es für ihn wahrscheinlich nöthig war, auf Grund der zur Zeit des Regierungswechsels ausgebrochenen Unruhen und wohl auch im Hinblick auf die durch des Lusius Quietus Tod veranlaßte Mißstimmung, in seiner Weise zugleich kräftig durchgreifend und versöhnlich aufzutreten. Damals wurde auch das Hauptquartier der III. Legion Augusta nach Lambaese verlegt. Dieselbe Praxis erprobte er mit großem Erfolge nachher im Orient, wo es ihm gelang, den Ausbruch eines neuen Partherkrieges (ungewiß ob schon 123 n. Chr., oder erst 130) durch eine persönliche Unterhandlung mit König Chosroes abzuwenden. Der Parther erhielt jetzt auch seine kriegsgefangene Tochter zurück, und die beiden großen Militärstaaten durften wieder für eine lange Reihe von Jahren in friedlichen Beziehungen neben einander sich bewegen.

Ganz besonders wohlthätig aber empfanden während der letzten Jahre der ersten Hauptreise des Kaisers die griechischen Provinzen des Reiches seine Anwesenheit. Als Hadrian, der 123 und 124 Kleinasien bis zum Eufrat systematisch durchwanderte, Bithynien erreichte, scheint er auch persönlich die erste Bekanntschaft mit jenem anmuthigen und naiv frischen bithynischen Griechenjüngling von Claudiopolis gemacht zu haben, mit jenem Antinoos, der seitdem — nach allen Seiten hin der Liebling des Kaisers — als Page sein beständiger Begleiter wurde, und dessen anmuthige Züge für uns den Idealtypus der jugendlichen Männerschönheit in einer Periode darstellen, wo nach der Meinung guter zeitgenössischer Beobachter in der Griechenwelt schöne Männer selten zu werden begannen, während sie eine auffallende Zunahme weiblicher Schönheit bemerken wollten. Für seine Landsleute ist Antinoos erst nach seinem Tode bedeutsam geworden. Damals aber fand Hadrian nicht nur Veranlassung, in den durch Erdbeben verwüsteten Städten Nikomedia und Nikäa, und weiter in Kyzikos, bedeutende Restaurationen und imposante Neubauten einzuleiten, es begann auch die Zeit, wo er der größte Wohlthäter der alten Hellenen geworden ist, den die spätere Geschichte des Römerthums kennt.

Antinoos.
Bronzemünze mit der Umschrift: *HPΩOΣ ANTINOOΣ.*

Bei Hadrians ganzer Bildung und Sinnesweise mußte ihm vor Allem das alte Land der Hellenen interessant und sympathisch sein. Daher erfreute sich denn auch keine Stadt in so hohem Grade seiner Gunst, als Athen, wohin er von Asia aus durch Thrakien, Makedonien, Epirus und Thessalien gelangte, und wo er Ende August 125 eintraf. Athen wurde für die letzte Zeit dieser ersten Reise sein Hauptquartier, von wo aus er die nächsten Kantone und Inseln Griechenlands durchwandert hat. Indessen, so groß die Theilnahme des Kaisers

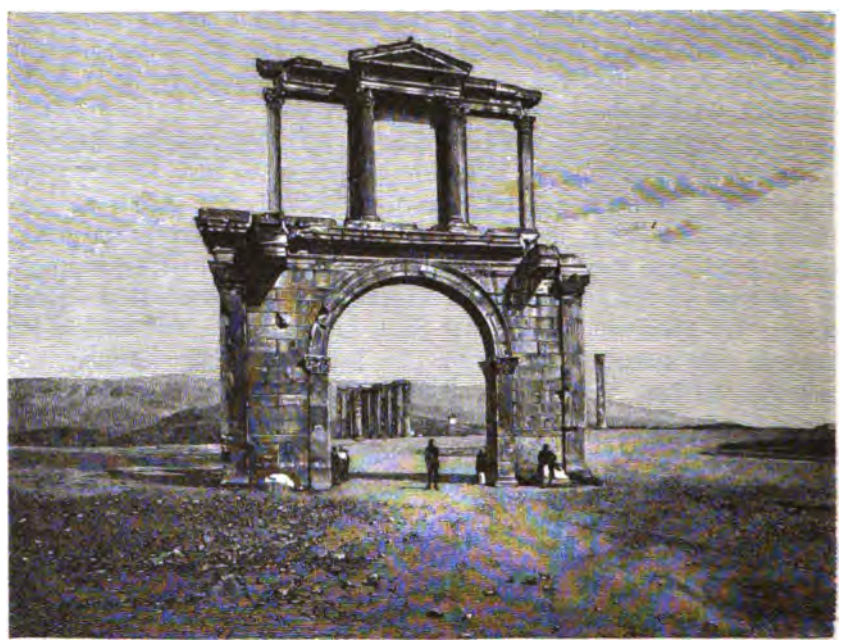
war für diese Stadt und für dieses Land uralten historischen, künstlerischen, litterarischen Ruhmes; so leidenschaftlich ihn das Interesse erfüllte für alle Schauplätze denkwürdiger Ereignisse namentlich der griechischen Geschichte diesseits und jenseits des ägäischen Meeres, die durch ihn wiederholt mit neuen Denkmälern geschmückt wurden; so mächtig den wissensdurstigen, ewig prüfenden und grübelnden Mann der persönliche Verkehr mit den zu Athen lehrenden Philosophen fesselte, nach deren Art er auch einen Bart trug: seine philhellene Gesinnung ging nicht auf in müßigem Behagen an den ästhetischen und geistigen Seiten des Griechenthums. Er ist sehr ernsthaft bemüht gewesen, der Provinz Achaja, die vor allen anderen unter den gräßlichen Zerstörungen der römischen Bürgerkriege bis Actium gelitten hatte, und noch immer nur erst sehr, sehr langsam sich zu erholen vermochte, wieder aufzuhelfen, soweit das damals überhaupt noch möglich war. Allerdings sind uns von seiner umfassenden Thätigkeit für Griechenland neben Zuwendung von Geld und Getreide, und neben zahlreichen praktisch wichtigen Verordnungen nur einige Momente im Detail bekannt. Auch hier begegnen wir überwiegend der Anlage großer Restaurationen und neuer Bauten, von denen viele kleinere und mehrere große ganz unmittelbar als gewaltige Nutzbauten sich darstellen: Bauten, die dann auch höchst anregend auf die Thätigkeit reicher Privatleute einwirkten. Konnte beinahe jede nur irgend namhafte Stadt Griechenlands nachmals die Wohlthaten rühmen, die sie in irgend einer Weise von Hadrian empfangen hatte, so imponirte — weniger den an solche Riesenwerke längst gewöhnten Römern, als vielmehr — den Griechen namentlich die Anlage der soliden und prachtvollen Heerstraße über den korinthischen Isthmos, welche zum ersten, und leider auch bis auf diesen Tag zum letzten Male in der Geschichte dieses Landes, die gefährlichen Pässe dieser Strecke und namentlich die Skironische Klippenstraße auch für Wagen praktikabel machte und endlich den Peloponnes wirksam mit dem Kontinent verband. Nicht minder großartig war die ungeheure Wasserleitung, welche auf einer mit erstaunlicher Geschicklichkeit ermittelten Linie von zehn Meilen Länge ohne Bogenstellungen und mit nur Einem Durchstich die Wasser einer mächtigen Gebirgsquelle aus dem Hochthale von Stymphalos am Südfuße des Kyllene nach Korinth führte. Ganz besondere Ausdehnung aber gewannen neben der eifrigen Förderung und Pflege der philosophischen und rhetorischen Studienanstalten zu Athen die neuen Bauten des Kaisers in dieser Stadt, deren Vollendung jedoch erst in eine spätere Zeit fällt. Wahrscheinlich in dieser Zeit gab Hadrian auch den Befehl, in einer reizenden Landschaft und auf einem auch militärisch höchst wichtigen Punkte, nämlich im Herzen von Thrakien, — da wo der Tonzos von Norden und die Arda von Westen sich mit dem Hebros vereinigten, — die alte thrakische Ansiedelung Uskudama zu einer großen Stadt auszubauen. In der späteren Zeit des Römerthums eine der blühendsten Gemeinden, erinnerte Hadrianopolis Jahrhunderte lang vor allen übrigen nach ihm benannten Orten des Reiches an den großen Aelier, ihren Stifter.



Reste des Tempels des Olympischen Zeus zu Athen.

Als Hadrian, der Mitte 126 Athen verließ, um den Peloponnes und Sicilien zu besuchen, zu Ende des Jahres 126 wieder in Rom eingetroffen war, verweilte er mehrere Jahre in und in der Nähe der Hofburg; nicht ohne auch diesen Aufenthalt durch eine kürzere Reise nach Afrika (128) zu unterbrechen. Dagegen unternahm er April 129 n. Chr. eine neue große Reise nach den östlichen Provinzen des Reiches, von welcher er erst im Jahre 134 nach der Tiber zurückkehrte. An diese zweite große Expedition knüpften sich abermals verschiedene Ereignisse von sehr bedeutendem Interesse. Der Kaiser trat im Jahre 129 wieder für längere Zeit in Athen auf, und feierte diesmal die Vollendung eines gewaltigen Werkes, welches seit unvordenklicher Zeit seinem Abschluß vergeblich entgegengesehen hatte, und nun gleichmäßig dem Kultus des Zeus, dem Ruhme der Stadt Athen, und der fürstlichen Eitelkeit des großen Philhellenen dienen sollte. Die Zahl der prächtigen Neubauten, mit denen Hadrian seine Lieblingsstadt am Fuße der alten Kekropia geschmückt hat, ist außerordentlich groß. Aber bis auf diesen Tag erhalten haben sich nur die Reste seiner bedeutendsten Schöpfung südöstlich vom Schloßberge, in der Richtung auf den Ilissos. Wir haben in dem Buche „Hellas und Rom" bei der Geschichte der Peisistratiden der großartigen Anlage eines „Olympieion", eines Riesentempels des olympischen Zeus gedacht, der aber nach dem Sturze jenes attischen Fürstenhauses von den Athenern nicht ausgebaut worden ist. Die späteren Versuche asiatischer, hellenistischer Fürsten, den ungeheuren Bau zu Ende zu führen, reichten nicht sehr weit. So blieb es dem Kaiser Hadrian eine willkommene Aufgabe, ein ebenso großartiges als prachtvolles Werk zum Abschluß zu bringen, an dessen imponirende Ausdehnung heutzutage freilich nur noch wenige, in den Kunstbeilagen zu diesem Buche nachgebildete, mächtige Säulen erinnern. Der Peribolos dieses Heiligthums hatte ein Areal von 668 Meter Umfang. Der prachtvoll ausgeführte, innerlich und in seiner Umgebung reich geschmückte Tempel selbst, der ein Areal von 59,000 Quadratfuß einnahm, war ein Dipteros Dekastylos, dessen hypäthrale, mit einem kolossalen Kultbilde aus Gold und Elfenbein geschmückte, Cella von 120 Säulen (jede 16,79 Meter hoch) umgeben war. Der Anblick des Tempels war majestätisch. Bei einer Länge von 354 und einer Breite von 171 Fuß war er von den Säulen auf den beiden Fronten in einer dreifachen (mit je 10), an den Langseiten mit den übrigen Säulen in einer Doppelreihe umgeben. Hadrian aber hatte in dem Tempel, dessen Umgebung mit Standbildern des Kaisers gefüllt war, auch für sich einen Altar geweiht; ein und derselbe Priester pflegte hier den Kultus des Zeus und des philhellenen Kaisers. Und wie bei dem prachtvollen Opfer zur Einweihung des Tempels, im Herbst 129, der größte Prunkredner des Zeitalters, Polemon aus Smyrna, die Festrede hielt, so war einer der ersten (vielleicht selbst der erste) dieser jährlich wechselnden Priester der nachmals kaum minder gefeierte Professor der Rhetorik in Athen, der reiche Herodes von Marathon.

Daran reihte sich aber noch mehr. Hadrian sorgte auch für die passende Umgebung dieses Wundertempels. Athen war in jener Zeit, nach der Sullanischen Periode des Schreckens und des späteren Verfalls, auch äußerlich vielfach herabgekommen, und neben alten und neuen Prachtbauten zeigte wahrscheinlich die Stadt die Spuren der Armuth der meisten ihrer Bewohner recht deutlich, während die Neigung der Reicheren die südöstliche Seite des Terrains am Fuße des Schloßberges jetzt mehr bevorzugte. Mit Durchbrechung eines Theiles der alten Ringmauer schuf nun der Kaiser



Bogen Hadrians zu Athen; im Hintergrund der Zeustempel.

im Südosten nach dem Ilissos hin, wo sich viele Gärten und leere Räume fanden, ein neues elegantes Quartier für römische Villen, von deren Pracht noch jetzt hinlänglich die verstreuten Trümmer in dieser Gegend reden, für Thermen und elegante Hallenpromenaden. Es hieß „das neue Hadrianische Athen" oder auch nur „Neu-Athen". Auf der alten Grenze zwischen Alt- und Neu-Athen wurde, — es steht noch heute —, nicht weit entfernt von der nordwestlichen Ecke des Peribolos des neuen Tempels, ein zwanzig Fuß weites, nach beiden Seiten hin mit korinthischen Säulen und Pilastern verziertes, im Bogen überwölbtes Prachtthor aufgestellt, über welchem eine in gleicher Weise dekorirte Attika sich erhebt. Der Architrav über dem Thorbogen dieses 55 Fuß hohen Denkmals trug auf der nordwestlichen Seite die Inschrift: „Das ist Athen, die alte Theseusstadt", und auf der andern: „Das

ist des Hadrianos, nicht des Theseus Stadt". Eine fühlbare Wohlthat endlich für das allezeit an frischem Trinkwasser arme Athen war es, daß der Kaiser nach dem neuen Quartier aus der quellenreichen Gegend bei Kephissia am südwestlichen Fuße des Brilessos eine große Wasserleitung führte, die aus Marmorquadern erbaut wurde und auf Bogen ruhte. Diese Anlage ist jedoch erst durch Hadrians Nachfolger i. J. 140 vollendet worden.

Die bedeutungsvollste Schöpfung aber, welche Hadrian damals in Athen ins Leben rief, war der Bau eines Panhellenions, nämlich eines Tempels des panhellenischen Zeus. Dieses Heiligthum bestimmte der Kaiser zum Mittelpunkte eines neuen, von ihm eingeführten panhellenischen Nationalfestes, der „Panhellenien" an welchem die Griechen des alten Landes und der Kolonien gleichmäßig theilnahmen. Sie beschickten seit der ersten, anscheinend auch schon in den Herbst 129 fallenden Feier periodisch die „Synode der Panhellenen" durch Gesandtschaften, feierten bei dieser Gelegenheit ein glänzendes, mit Wettkämpfen jeder Art ausgestattetes Fest, und zahlten Beiträge zu einer für Kultuszwecke dienenden Kasse, die nun wieder von „Hellenotamien" verwaltet wurde. Der Priester des „Gottes" Hadrian war immer auch „Helladarch" oder „Archon" der Panhellenen und Agonothet des panhellenischen Festes. Herodes von Marathon hat zuerst diese Würde bekleidet. Auf diese Weise sollte an Stelle der zu leerem Schatten gewordenen delphischen Amphiktyonie ein neues Motiv treten, um das Nationalgefühl und die religiösen Stimmungen der Griechen neu zu beleben; Athen aber erhielt noch einmal einen Schimmer seiner alten führenden Stellung zurück. Die „Panhellenien" sind noch tief im dritten Jahrhundert der Kaiserzeit gefeiert worden. In solcher Weise war Athen vor Allem wieder mit neuen Motiven ausgestattet worden, welche auch materiell der Stadt erhebliche Vortheile gewährten, indem sie den Fremden- und Reiseverkehr in sehr verstärktem Maße nach diesem Punkte griechischer Erde lenkten. Endlich aber hatte der Kaiser auch die Einkünfte von der Insel Kephallenia der atheniſchen Stadtkasse zugewiesen.

Die Griechen und namentlich die Athener säumten nun auch nicht, den Dank für solche Wohlthaten, durch welche Griechenland in der That fühlbar gehoben worden ist, auf jede nur ersinnliche Art durch dauernde Ehrenauszeichnungen des Kaisers auszudrücken. Namentlich aber wetteiferte die griechische Welt mit dem Orient und den Romanen, als es sich i. J. 130 darum handelte, einem Lieblingswunsche des großen Philhellenen entgegenzukommen.

Von Athen aus begab sich nämlich der Kaiser im März oder April 130 über die Südküste Kleinasiens und über Syrien nach der zweiten griechischen Stadt des Ostens, die sein ganz besonderes Interesse in Anspruch nahm, nämlich nach Alexandria. Das Wunderland der Pyramiden und der uralten Riesenbauten von Theben mit seinen alterthümlich fremdartigen Kulten und der geheimnißvollen Weisheit seiner Priester fesselte die Wiß-

begier Hadrians in demselben Grade, wie diese Provinz als hochwichtige Kornkammer des Reiches und ergiebigste Domäne des Fiskus ihm als weisem Staatswirth von höchster Bedeutung sein mußte. In Alexandria endlich traf Alles zusammen, was ihn als Kaiser, wie als vielseitig gebildeten Menschen bezauberte: die rastlose Thätigkeit der gewaltigen Welthandelsstadt, die bunte Mischung der charaktervollsten Stämme des großen Reiches, endlich die Fülle wissenschaftlichen Materials und rein griechischer gelehrter, wie praktisch exakter Studien. Nur daß der stark in das Kolorit unverschämter Unart hinüberspielende Hang der Alexandriner zu boshaftem Witz auch diesen Imperator keineswegs verschont hat, obwohl er nicht verfehlte, auch ihre Stadt durch Wohlthaten, Privilegien und neue glänzende Bauten auszuzeichnen.

Während dieses ägyptischen Aufenthaltes nun (anscheinend am 30. Oktober 130) ist es geschehen, daß sein Liebling Antinoos bei Besa im Nil ertrank. Nach der geläufigsten Meinung, (die noch jüngst die Phantasie zweier geistvoller zeitgenössischer Dichter zur Schöpfung höchst interessanter, dieses psychologische Problem behandelnder, litterarischer Darstellungen angeregt hat), hatte er sich selbst den Tod gegeben, um Hadrian zu retten, dessen Leben, so heißt es, nach einem Spruche der Götter nur durch die freiwillige Aufopferung eines Andern erhalten werden konnte. Der Schmerz Hadrians war sehr groß, und so rief er, um sich zu trösten, einen neuen Kultus für den todten Liebling ins Leben. Die nach ihrer Lokalgottheit Besa benannte Stadt in Mittelägypten, in deren Nähe die Katastrophe erfolgt war, am östlichen Ufer des Nil, wurde zu dem prachtvollen Antinoopolis umgebaut, und hier zuerst der Jüngling in einem schönen Tempel als neuer Gott verehrt. Die antike Welt kam der Anregung Hadrians, der ihn in zahlreichen Gestalten durch Standbilder verewigte, sehr gefügig entgegen. Der neue Kultus griff mit merkwürdiger Schnelligkeit um sich, während überall die plastischen Künstler mit einander wetteiferten, die sinnig melancholischen Züge des unglücklichen Jünglings in einem Idealbilde zur Darstellung zu bringen. In Italien wurde Antinoos als Bacchus verehrt. Sonst erhielt dieser Kultus außer in Bithynien nun namentlich in Griechenland einen bedeutenden Aufschwung. Einen Dienst und Priester des Antinoos gab es in dem epirotischen Nikopolis, in Argos und Korinth, und außer Athen, wo festliche Spiele, Opfer und Heroenehren ins Leben gerufen wurden, namentlich in Mantineia. Hadrian ehrte in dieser arkadischen Stadt, (die nun auch als Nebenform des Namens ihrer mythischen Gründerin Autonoë — die Lesart Antinoë betonte,) die angebliche Mutterstadt von Bithynion (Claudiopolis) in Bithynien, der Heimath seines Günstlings, und schuf hier einen neuen prächtigen Tempel des Antinoos, wo dieser als „Pan-Antinoos" eingeführt wurde, während er in dem Gymnasium der Stadt als Dionysos dargestellt war. Damit verband sich theils ein jährlich wiederholtes Fest, theils Kampfspiele, die von fünf zu fünf Jahren wiederkehrten, und bis tief in das dritte Jahrhundert fortdauerten.

Während aber Hadrian, der seit Anfang 131 sich längere Zeit in Alexandria aufhielt, neben seiner unermüdlichen Regententhätigkeit sich in dieser Weise momentan vollständig in die Pflege einer Apotheose verlor, die nur auf dem Boden des sinkenden Heidenthums möglich war, flammte noch einmal die leidenschaftliche Gluth der monotheistischen Juden in schrecklicher Empörung auf. Die Reste dieses tief unglücklichen Volkes auf syrischem Boden nährten damals mit der furchtbarsten Rachsucht wegen der Schreckniſse des letzten Judenkrieges und mit dem intensivsten Hasse gegen den immer höher gesteigerten Druck der Römer mehr denn je phantastische messianische Hoffnungen. Während nun die Rabbinenschulen zu Tiberias an Stelle des zerstörten Tempels von Jerusalem alle geistigen und religiösen Mittel aufboten, um ihr Volk innerlich zusammenzuhalten, war die Zahl der Juden in Palästina wieder sehr erheblich gewachsen. Die entsetzlichen Lücken, welche einst der Vespasianische Krieg gerissen hatte, waren wenigstens theilweise wieder geschlossen. Dazu fanden unter der Regierung des Kaisers Hadrian wahrscheinlich sehr zahlreiche Juden in dem Lande ihrer Ahnen eine Zuflucht, die sich in jenen Provinzen des Reiches nicht mehr halten konnten, wo der Trajanische Judenkrieg getobt hatte.

Zwei Verfügungen Hadrians brachten endlich die immer wilder, fanatisch-enthusiastischer, kampflustiger sich erhitzende Stimmung der Juden zum bewaffneten Ausbruch. Einerseits nämlich soll der Kaiser ihnen die Anwendung des alten Gebrauches der Beschneidung untersagt haben. Andrerseits aber verfügte er die Anlegung einer neuen Kolonie, Aelia Capitolina, auf den Ruinen von Jerusalem, mit welcher der Bau eines Tempels des Capitolinischen Jupiters auf dem Platze des alten Jehovatempels verbunden werden sollte. An diesen letzten Bestimmungen entzündete sich nun zu Ende 131, oder zu Anfang 132 n. Chr. der neue furchtbare Aufstand der Juden. Als ihr kriegerischer Befreier und Messias trat an die Spitze der Insurgenten ein kühner Held von ungestümer Tapferkeit und erheblichem Führungstalent, den man „Bar-Chochbah“ (Sohn des Sternes) nannte: ein Mann von brausender, feuriger Kraft der Rede, und nach Sitte der Zeit und des Stammes auch Wunderthäter. Den ernannte der alte große Rabbi Akiba jetzt zum Führer der Nation, umgürtete ihn mit dem Schwerte Jehovas, hielt ihm den Steigbügel, als er sich in den Sattel schwang. Der stürmische Aufruf des neuen Messias setzte nur allzuschnell das ganze Land in Flammen; und aus allen Theilen ihrer Diaspora zogen den kämpfenden Juden von Judäa Helfer zu. Der zur Zeit hier regierende harte und grausame Statthalter, der prätorische Legat Q. Tineius Rufus vermochte der furchtbaren Empörung auch dann nicht Meister zu werden, als Hadrian ihm ein Heer zu Hilfe schickte. Er erlitt so erhebliche Einbuße, daß Hadrian sich entschloß, den besten Feldherrn nach Judäa zu rufen, den er damals besaß. Es war dieses Sextus Vinicius Faustinus Gajus Julius Severus, der 127 n. Chr. Consul, dann niedermösischer Legat gewesen war, und jetzt als kaiserlicher Legat in

Britannien kommandirte. Severus nahm in Judäa das alte System des Vespasian wieder auf, zerstampfte den Aufstand Schritt für Schritt mit kaltblütiger, methodischer Energie, und drängte endlich die Massen der Juden in ihre Hauptfestung Bethar. Als i. J. 135 dieser Platz unter schrecklichem Blutvergießen mit Sturm genommen und der jüdische Feldherr selbst gefallen war, herrschte in Judäa die Ruhe des Kirchhofs. Auch die Römer hatten überaus harte Verluste erlitten. Der Kampf war von beiden Seiten mit dämonischer Grausamkeit geführt worden, und Hunger und Seuchen hatten das Werk der Vernichtung unter den Juden vollendet, deren gefangene Massen schließlich auf den Märkten von Gaza und Terebinthos in die Sklaverei verkauft wurden. Die Geschichte des Volkes Israel nach alter Art war unter Blut und Flammen zu Ende gegangen. Die Juden, die wir schon jetzt auf den verschiedensten Punkten diesseits und jenseits der römischen Reichsgrenze angesiedelt finden, werden jetzt in eminentem Sinne ein Volk der Diaspora; aber in Judäa dominirte jetzt die römisch-griechische Art ohne Widerspruch. Die Kolonie Aelia Capitolina wurde i. J. 135 in der von Hadrian angeordneten Weise ausgeführt und mit griechischen Ansiedlern besetzt. Juden sollten hier überhaupt gar keinen Zutritt wieder haben; wohl aber die Christen, die während des wilden Krieges von den Insurgenten nicht weniger feindlich behandelt worden waren, als die Römer.

Reste des Venus- und Romatempels zu Rom.

Viel friedlicher als die Arbeit des Gajus Julius Severus war gleich nachher die des Tiberius Julius Severus, welcher (wiederholt mit dem Sieger von Bethar fälschlich verwechselt) 135—137 in analoger Weise wie seiner Zeit Plinius (S. 351) als außerordentlicher kaiserlicher Kommissar nach Bithynien geschickt wurde. Diese Provinz ist dann ganz in kaiserliche Verwaltung übergegangen, dem Senat dafür zum Ersatz Pamphylien überlassen worden.

Kaiser Hadrian, der während des jüdischen Krieges in der Osthälfte des Reiches geblieben war, kehrte (bis Anfang Mai 134) nun dauernd nach

Rom zurück. Hier setzte er die architektonische Thätigkeit mit Energie fort, von welcher noch heute imposante Reste übrig sind. Schon seit mehreren Jahren waren einige großartige Unternehmungen zum Schmucke der Reichshauptstadt vorbereitet, die nunmehr während d. J. 135 und 136 v. Chr. und weiter zu ihrem grandiosen Abschluß gelangten. Den Kern der römischen Altstadt, die vierte Region, hatte der Kaiser durch den neuen prächtigen „Tempel der Venus und Roma" geschmückt, der 121 n. Chr. begonnen und am 21. April 128 eingeweiht worden war. In der Nähe des Titusbogens an der alten Via Sacra, und westlich von Vespasians großem Amphitheater (südwestlich von der jetzigen Kirche S. Francesca Romana,) — auf der Stelle, wo früher das Atrium von Neros Goldenem Hause sich befunden hatte, — stieg der ungeheure neue Bau empor. Der noch heute erhaltene gewaltige Unterbau aus Gußmassen, die auf den Seiten mit Travertinquadern bekleidet wurden, zeigt eine Länge von 167 und eine Breite von 103 Metern. Oben an dem Rande dieses Unterbaues lief zunächst ringsum eine langgestreckte Halle; innerhalb desselben und zwar 7 oder 8 Stufen über der Plattform der Substruction erhob sich nun der eigentliche Tempel. Es war eine Doppelcella: der Bau ein „Pseudodipteros Dekastylos", also ringsum mit einer Säulenreihe umgeben, die an den beiden zehnsäuligen Fronten gedoppelt war; „den zehn Säulen der Stirnseite aber entsprachen nach den gegebenen Maßverhältnissen zwanzig in der Länge". Granit und farbiger, wie prokonnesischer Marmor waren reichlich verwendet. Der der Venus geweihte Theil ist später mit der silbernen Bildsäule des Kaisers Marc Aurel und seiner Gemahlin Faustina, und mit einem Altar ausgestattet worden, auf welchem jedes römische Brautpaar opfern sollte.

In viel großartigerer Weise jedoch als durch die Ruinen dieses Tempels wird noch in der Gegenwart das Gedächtniß Hadrians repräsentirt durch einen gewaltigen Gräberbau, der unter den Stürmen des Mittelalters und der modernen Jahrhunderte aus einem stillen Mausoleum die gefürchtete Citadelle der Siebenhügelstadt geworden ist. Nach Bestattung nämlich des alten Nerva bot das Mausoleum des Augustus auf dem Marsfelde an der Tiber keinen Raum mehr für neue Beisetzungen. Trajans Asche hatte unter seiner Säule (S. 344) ihren Platz gefunden. Unter diesen Umständen schuf Hadrian etwas weiter abwärts an der Tiber, aber auf dem rechten Ufer des Stromes, ein neues Mausoleum von den großartigsten Dimensionen. Dasselbe hat für ihn und seine Familie, wie für seine Nachfolger gedient; ob auch Septimius Severus hier beigesetzt worden ist, bleibt zweifelhaft. Wahrscheinlich datirt jedoch aus dessen Zeit die Benutzung eines dritten Kaisergrabes, an der Via Appia.

Es war aber Hadrians Mausoleum das prachtvollste des gesammten römischen Alterthums. Der jetzt verschüttete quadratische Unterbau aus parischen, ohne Bindemittel zusammengefügten Marmorquadern überragte die Stadtmauer; jede seiner Seiten war 104 Meter lang. Die Plattform war

mit herrlichen, wohl sämmtlich kolossalen Bildwerken von Männern und Rossen geschmückt. Der cylindrische Mittelbau — heute die Engelsburg — gibt uns von den gewaltigen Dimensionen des Ganzen eine Vorstellung; über die architektonische Gestaltung und sonstige Ausführung der höheren Theile ist nichts Gewisses bekannt. Die Plattform verlor bekanntlich im Jahre 537 den größten Theil ihres plastischen Schmuckes, als die Römer im Kampfe gegen die Ostgothen die Bildwerke als Wurfwaffen benutzten. Ein einziges derselben ist, obwohl verstümmelt, noch erhalten: der sogenannte Barberinische schlafende Faun, der bei dem Aufräumen des die Engelsburg umgebenden Grabens gefunden wurde, und jetzt zu den Zierden der Glyptothek in München gehört. Der cylindrische Mittelbau, der also (nachdem schon Alarichs Westgothen das Grabmal geplündert hatten) seit dem ostgothischen Kriege als Kastell diente und seit der Mitte des 10. Jahrhunderts das Castellum S. Angeli genannt wird, ruht auf einem gewaltigen quadratischen Unterbau aus Gußmasse, die äußerlich mit Travertin bekleidet ist, und auf jeder Seite 90 Meter lang und 31 Meter hoch sich zeigt. Von dieser Höhe ist indessen jetzt der größte Theil unter dem modernen Boden begraben. Der Cylinder dagegen besteht aus Travertinblöcken (äußerlich einst mit parischem Marmor bekleidet) und hat bei 22 Meter Höhe einen Durchmesser von 67 Meter. Zur Verbindung endlich seines Mausoleums mit dem linken Ufer der Tiber baute Hadrian die prächtige Aelische Brücke, die — jetzt Ponte S. Angelo genannt — aus Travertinquadern geformt wurde und auf sechs Pfeilern ruht. Von den ursprünglichen sieben Bogen sind jetzt die zwei äußeren auf dem Uferrand verschüttet.

In derselben Weise endlich, wie Hadrian durch sein Mausoleum alle ähnlichen Bauten überbot, übertraf seine Tiburtinische Villa die Anlagen seiner Zeitgenossen auch in dieser Richtung. Die Spuren dieser hochinteressanten Schöpfung sind noch heutzutage in einem Umkreise von etwa drei Wegstunden zu verfolgen. Hier hatte Hadrian, um sich als alternder Regent inmitten seiner liebsten Erinnerungen zu bewegen, verschiedene der berühmtesten Scenerien und Lokalitäten der hellenischen Welt, unter anderen das Thal Tempe, und aus dem Bereich von Athen das Lyceum, die Akademie, das Prytaneum, die Poikile, nachbilden lassen.

Die späteren Römer hatten aber allen Grund, mit voller Achtung auch auf die zahlreichen administrativen Einrichtungen zu blicken, die Hadrian während seiner langen und segensreichen Regierung geschaffen hat. Dieser Kaiser war ein tüchtiger Offizier gewesen, und wenn er es auch für nöthig erachtete, die Eroberungspolitik seines Vorgängers wieder zu sistiren, so that er dagegen Alles, die Armee so kraftvoll und schlagfertig als nur immer möglich zu gestalten. Hadrian hat nach dieser Richtung vor Allem dadurch erfolgreich gewirkt, daß er nicht von der Hofburg aus durch Dekrete regierte, sondern jeden Augenblick selbst in den Cantonnements erschien. Die Truppen kannten sein Feldherrntalent und seine persönliche Tapferkeit; sie wußten, wie

Die Engelsbrücke und Hadrians Grab.

tief er mit allen Details des Dienstes vertraut war; sie sahen auch, daß er bis in seine späteren Jahre hinein keinerlei Anstrengungen und Strapazen für seine Person scheute. Dabei wurde seine Strenge theils durch sein leutseliges Wesen und seinen Witz, theils durch die unverkennbare Zweckmäßigkeit und das Wohlgemeinte seiner Anordnungen gemildert. So gelang es diesem Kaiser, der immer wiederkehrenden Neigung der Offiziere und Soldaten, dienstliche Mißbräuche einreißen zu lassen, ernsthaft zu begegnen, und nicht minder die wiederholt auftretenden Versuche abzustellen, die strenge Sitte und Zucht der Grenzlager durch Luxus und Genüsse mancherlei Art abzustumpfen. Wenn Hadrian bei irgend einem Armeecorps erschien, so untersuchte er unablässig die Zustände des Lagers und der Festungen, prüfte die Waffen, die Bestände an Kriegsmaterial, und nicht minder die Kleidung und Rüstung der Soldaten, kostete selbst das Brod und den Käse, die Rüben und die Mehlsuppe, den Wein und den Essig seiner Krieger, und prüfte vor Allem die Spitäler und besuchte die Kranken. Die Besetzung der Offizierstellen wurde nur durch die Rücksicht auf persönliche Tüchtigkeit und wirkliches Verdienst bestimmt. Die mobilen Streitkräfte wurden immer von Neuem gemustert und geprüft, und zur Erhöhung der Wehrhaftigkeit verschiedene neue Einrichtungen eingeführt, die sich durchaus bewährten. Das System des Hadrian, speziell auch sein Exerzierreglement, erwies sich als so zweckmäßig, daß die Späteren bis in die Zeit der Severianischen Dynastie hinein nichts daran zu ändern fanden; ja daß selbst die Militärverhältnisse der Konstantinischen Zeit nachmals großentheils auf der Hadrianischen Ordnung beruhten.

Für die Kriegführung ist seit Hadrians Auftreten namentlich eine Veränderung von hoher Bedeutung geworden. Die Eintheilung freilich der Linientruppen in Legionen zu durchschnittlich 6000 Mann Fußvolk, mit ihrer Reiterei, Artillerie und Auxiliarabtheilungen ist im Wesentlichen damals nicht umgestaltet worden. Auch die neue Reitergarde der „Singularen" des Kaisers, die nach der durch Galba (S. 275) verfügten Abschaffung der deutschen Garde für den kaiserlichen Dienst aus der Elite der tüchtigsten Auxiliarschwadronen aller Provinzen gebildet und in der Reichshauptstadt kasernirt war, und namentlich seit Trajan wiederholt erwähnt wird, ist hier nicht mit in Betracht zu ziehen. Sie stand ebenfalls unter den Gardepräfekten, wurde durch mehrere Obersten kommandirt und war mehrfach ausgezeichnet. Diese Reiter mußten allerdings volle 25 Jahre dienen, wurden aber sofort zu Offizieren befördert, wenn sie in die Linie übertreten wollten. Dagegen ist für die neue Zeit des Römerthums sehr charakteristisch eine bemerkenswerthe Umgestaltung der Schlachtentaktik. Trajan hatte noch einmal die römische Praxis alter Art durchschlagend zur Geltung gebracht. Aber einerseits der seit der Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. lebhaft aufblühende, an griechische Studien sich lehnende, wissenschaftliche Betrieb der Taktik, andrerseits die sehr zahlreichen blutigen Erfahrungen, die man mit barbarischen

Grenzvölkern in Europa und mit den Reiterheeren des Orients gemacht hatte, führten zu neuen Organisationen für den Kampf. Für die römische Reiterei veranlaßte Hadrian, daß sie nunmehr gewöhnt wurde, die sämmtlichen taktischen Bewegungen der parthischen, armenischen, sarmatischen und keltischen Geschwader einzuüben. Das Fußvolk dagegen der Legionen, dieses kostbare, nicht leicht zu ergänzende, romanische Material, sollte möglichst geschont werden. Hatte man schon sonst in deutschen und schottischen Feldzügen mit Vorliebe die Auxiliaren in erster Linie ausgenutzt und die Legionen mehr in der Reserve gehalten, dagegen auf dakischem und mesopotamischem Boden auch Tausende von Römergräbern zurücklassen müssen: so galt es nunmehr, eine Gefechtsordnung zu schaffen, welche bei Festhaltung des alten Systems wohlgesparter Reserveabtheilungen, gegenüber den Massen tapferer Barbaren einerseits schnellen Erfolg verbürgte, andererseits den Kampf für die Römer gefahrloser machte. Man gab daher das so lange behauptete System auf, welches wesentlich auf Schwert und Pilum und auf ausgiebigster Ausnutzung der Kräfte der einzelnen Legionssoldaten beruhte, und kehrte zurück zu der früheren antiken Praxis, zu der Aufstellung in wohlgeordneten geschlossenen Gliedern, also zu der Aufstellung in „Phalangen". Was vielleicht schon sonst mehrfach sich vorbereitet hatte, wurde jetzt systematisch durchgeführt. Die Gefechtsordnung gestaltete sich jetzt so: die Fronten der Legionstruppen sind nicht mehr durch offene Zwischenräume unterbrochen. Die „Phalanx" der Legion hat die Tiefe von acht Gliedern. Mit seiner Verbindung der verschiedenen Waffen stehen in den vier ersten Reihen die mit dem Pilum bewaffneten Krieger; hinter denselben vier andre Glieder, diese mit Speeren gerüstet. Ein neuntes Glied endlich besteht aus Auxiliaren, welche Pfeile schießen. Die Reiter und die Artillerie finden ihren Platz auf den Flügeln und im Rücken der Phalanx. Weiter rückwärts aber hält eine Reserve auserlesener Truppen, um nach allen Seiten hin an bedrängten Stellen Hilfe leisten zu können.

Noch ausgedehnter war Hadrians Arbeit auf dem Gebiete der Civilverwaltung. Auch nach dieser Richtung sind ihm sehr bedeutende Verdienste beizumessen. Nach der finanziellen Seite war Hadrian weitaus der beste Haushalter, den das Reich seit Tiberius gehabt hat. Als schwacher Punkt blieb freilich auch unter ihm lediglich die Unmöglichkeit bestehen, in der Ausprägung der Münzen wieder zu der Praxis zurückzukehren, wie sie bis auf Nero bestanden. Man hatte sich bereits so sehr gewöhnt, den Denar als Kreditmünze zu betrachten, daß selbst dieser intelligente Regent sich nicht bedachte, hier die Legirung bis auf fast zwanzig Procent zu steigern. Das Alles war jedoch bei der glänzenden Lage des Reiches unbedenklich. Und Hadrian hat eben noch einmal zu zeigen vermocht, was bei tüchtiger rationeller Finanzwirthschaft und verständiger Sparsamkeit mit den gewaltigen Mitteln dieses Reiches theils produktiv, theils dekorativ und monumental zu schaffen war. Anders als Tiberius war Hadrian ja eben nicht nur

Haushalter, und bei viel reicherer geistiger Begabung und Elasticität auch sehr wohl geschickt, auf dem finanziellen Gebiet überall reformatorisch aufzutreten, zahlreiche Härten aus dem Wege zu räumen, und bis in sehr feines Detail hinein die Leistungen der Steuerpflichtigen nach humanen und billigen Grundsätzen zu reguliren. Ein Beispiel solcher Praxis in Sachen der freien Bauern und Pächter auf den kaiserlichen oder fiskalischen Domänen in Afrika werden wir noch später kennen lernen. Sonst förderte Hadrian die Einkünfte des Fiskus namentlich durch direkte Bewirthschaftung vieler fürstlicher Besitzungen, anstatt des Systems der Verpachtung der Revenüen. Durch die Einsetzung eigener Advokaten zur Vertretung der fiskalischen Interessen vor Gericht wurden endlich die Prokuratoren auf ihr eigentliches Gebiet, die Verwaltung, beschränkt.

Entsprechend war die ausgedehnte Thätigkeit dieses Kaisers für die Rechtspflege. Abgesehen von seiner persönlichen Arbeit in Sachen der Rechtsprechung, so wurden auf seinen Befehl i. J. 131/2 n. Chr. die bisher nur nach der Zeitfolge geordneten prätorischen Edikte durch den großen Juristen Salvius Julianus, (Urgroßvater des späteren Kaisers Didius Julianus) planmäßig zusammengefaßt. In Verbindung damit veranlaßte nun Hadrian einen Senatsbeschluß, nach welchem die jedesmal im Amte befindlichen Justizbeamten selbst keine neuen Zusätze zu dem Edikt mehr machen, sondern nöthig werdende Ergänzungen nur durch analoge Anwendung des Vorhandenen und durch kaiserliche „Konstitutionen" (S. 15 fg.) gewonnen werden sollten. Auch aus den verschiedenen Provinzialedikten wurde, so scheint es, in Hadrians Zeit ein allgemeines Edikt zusammengestellt. Mehr und mehr wurden jetzt neben den Rechtsauslegungen der gelehrten Juristen die kaiserlichen Konstitutionen die wesentlichste Rechtsquelle. Dazu nun auch die „Reskripte" der Kaiser. Denn seit dieser Zeit wurde es üblich, dem Princeps auch konkrete Rechtsfälle vorzutragen und von ihm ein Reskript oder schriftliches Gutachten zu erbitten. Diesem wurde dann natürlich die Kraft einer „authentischen Interpretation" beigelegt, und dasselbe entschied — soweit eben die Entscheidung von der Auffassung des einzelnen Rechtssatzes abhing — nicht blos den eben schwebenden Prozeß, sondern allgemein die bezügliche Kontroverse. (Zu einer offiziellen Zusammenstellung und Veröffentlichung der kaiserlichen Dekrete und Reskripte ist jedoch das Principat nicht gekommen. Zur Notorietät gelangten dieselben damals nur durch die Privatthätigkeit der juristischen Schriftsteller.)

Für die humane Sinnesweise des Kaisers sind namentlich seine Entscheidungen in Sachen der Sklaverei von hohem Interesse. So streng es Hadrian mit der Verpflichtung der Sklaven gegen ihre Herren nahm, so hat er dabei das Verdienst, eine der schlimmsten Barbareien auf diesem düstersten Gebiet des antiken Lebens endlich aus dem Wege geräumt zu haben. Alle üppige Blüthe der griechisch-römischen Civilisation vermochte nicht zu hindern, daß nicht selbst noch in diesen Zeiten die stete Besorgniß

der dünn gewordenen Schicht großer und freier Eigenthümer vor ihren überzahlreichen Sklaven in Rom, wie selbst in manchen Theilen Griechenlands, (wie Thessalien,) zu schauerlichen Scenen führte. Grausame Behandlung von Sklaven, furchtbar entsetzliche Bestrafung verbrecherischer Knechte kam noch immer vor. Und noch der jüngere Plinius hatte einen Fall mit erlebt, wo das schon von Nero (S. 200) mit Schrecken betrachtete Blutgesetz wieder zur Anwendung kam, welches die Hinrichtung sämmtlicher Sklaven verfügte, die zu einem Hause gehörten, wo der Herr ermordet gefunden wurde. Dieses System feiger Grausamkeit sollte jetzt zu bestehen aufhören, und die Untersuchung nur auf solche Sklaven ausgedehnt werden, die möglicherweise bei dem Morde betheiligt sein konnten. Ebenso wurde die Tödtung der Sklaven durch ihre Herren verboten und dieselbe vom Spruche des Richters abhängig gemacht.

Auf der anderen Seite bildete sich der monarchische Zug der römischen Dyarchie und die nivellirende Richtung des Kaiserthums unter Hadrian immer bestimmter heraus. Positiv hat Hadrian, wie bisher kein Kaiser vor ihm, die Gleichstellung der Provinzialen mit den italischen Romanen in erstaunlicher Weise gefördert. Kein Cäsar seit Actium hatte mit solcher Ausdauer und Energie die Interessen der Provinzen bis in das feinere Detail hinein im Auge behalten und auf alle Weise gepflegt. Die Statthalter und die Finanzbeamten in den Provinzen standen unter seiner strengsten Aufsicht, und daneben ebnete er, zunächst durch Verleihung der Latinität an viele Städte, immer bestimmter den Weg, um für die Zukunft die Ausdehnung des römischen Bürgerrechts über das gesammte Reich vorzubereiten. Parallel damit lief eine neue Einrichtung in Italien, die auf der einen Seite einer zu starken Centralisation entgegenwirken sollte, auf der andern aber schon die Reihe der Schritte einleitete, durch welche die Stellung des alten Kernlandes des Reiches allmählich jener der Provinzen sich annäherte. Hadrian nämlich bestellte in Italien eine Anzahl kaiserlicher Rechtspfleger (iuridici) consularischen Ranges, deren Kompetenz sich namentlich auf das Fideicommißwesen, auf die Ernennung von Vormündern, und auf die Streitigkeiten über die Fähigkeit zum Decurionat (S. 72) erstreckte. Namentlich der letztgenannte Punkt fing in dieser Zeit an bedeutsam zu werden. Wie bei den „freien" Städten der Provinzen (S. 352), so waren auch bei vielen italischen Gemeinden die Finanzen ein wunder Punkt geworden; und da die Verantwortlichkeit für dieselben auf den Magistraten und Decurionen lastete, so wurde allmählich deren Stellung eine lästige und selbst gefährliche. Schon des Trajan Freund Plinius wußte, daß der alte Lokalpatriotismus zu schwinden, daß eine fühlbare Abneigung gegen die Uebernahme des Decurionats sich bemerkbar zu machen begann. Ob die neuen kaiserlichen Rechtspfleger noch weiter in die eigentliche Civil-, oder gar auch in die Kriminaljurisdiktion einzugreifen hatten, ist sehr zweifelhaft und streitig. Ihre Kompetenz aber wurde nicht den Municipalbehörden,

sondern (mit Ausnahme ganz besonders wichtiger Fälle) den hauptstädtischen Gerichten entzogen, vor welche die betreffenden Prozeßkategorien bisher gehört hatten; namentlich die Streitfragen über das Decurionat waren bisher durch den Polizeipräsidenten der Hauptstadt entschieden worden. Das neue Institut Hadrians hat sich dauernd behauptet; sein erster Nachfolger allerdings suspendirte es wieder, aber die Kaiser Marc Aurel und Verus erneuerten die Einrichtung mit der Maßgabe, daß Männer prätorischen Ranges als solche Rechtspfleger zu fungiren hatten. Territorial blieb Rom und seine Umgebung, — in Bezug auf die Kompetenz des Polizeipräsidenten ein Umkreis von 100 römischen oder 20 deutschen Meilen, — natürlich den hauptstädtischen Gerichten. Die Sprengel aber der Rechtspfleger, (so ist gegenwärtig der Stand der Forschung,) wurden nicht ein für allemal, sondern immer nur für den einzelnen Fall abgegrenzt, und scheint bei der jedesmaligen Abgrenzung nicht nur die Rücksicht auf die Regionen, sondern auch auf andere Gruppirungen (wie nach Alimentar- und Erbschaftssteuerbezirken) mitgewirkt zu haben. Hadrian hatte zuerst vier Rechtspfleger ernannt; später müssen deren mehrere gewesen sein, wir wissen aber nicht, ob immer gleich viele und wie viele bestellt wurden.

Gegenüber der Beschränkung der Kompetenz hauptstädtischer Gerichte in der eben bezeichneten Weise macht sich nun aber immer bemerkbarer der Fortschritt der Macht der neuen kaiserlichen Beamtungen auf dem Gebiet der Strafgerichtsbarkeit. Ohne daß immer die einzelnen Stadien und Phasen derselben bestimmt zu bezeichnen sind, zeigt es sich eben doch, daß (S. 173 fg.) auf Kosten der alten Gerichte die Kompetenzen des Polizeipräsidenten von Rom und der Präfekten der Garde sich immer weiter ausdehnten. Sie erscheinen allmählich immer bestimmter im Auftrage des Kaisers bei der Pflege des Strafrechts in Italien regelmäßig betheiligt. Das gestaltete sich nachher dahin, daß ihr Gebiet getheilt wurde, vielleicht seit Marc Aurel (sicher seit Severus). In Rom und zwanzig geographische Meilen ringsum dominirt die Justiz des Polizeipräsidenten, jenseits dieser Grenzen in Italien die der Gardepräfekten, welche letztere, die sich zu stellvertretenden Organen für das persönliche Eingreifen des Kaisers ausbildeten, nun immer mehr auch namhafte Juristen sein mußten.

Das wachsende Uebergewicht des monarchischen Elements über das senatorische trat auch sonst mehrfach zu Tage. Das Consulat, formell noch immer das höchste Amt des alten Staates, war dadurch immer mehr um seine Bedeutung gekommen, daß man schon seit Augustus die Amtsdauer der Consuln, zunächst aus praktischen Motiven, erheblich verkürzt hatte, um für die zahlreichen kaiserlichen, für Männer consularischen Rangs vorbehaltenen, Legationen die nöthige Zahl der Consularen zu gewinnen. Schon um die Zeit vor Christi Geburt war die Dauer des Consulates auf sechs Monate verkürzt worden; um die Zeit von Neros Ausgang kam es auf, die Consuln nur zwei bis vier Monate im Amte zu belassen. Dagegen ist es in anderer

Weise bedeutsam geworden, daß Hadrian den alten Brauch der Kaiser (S. 31), zu ihren Rechtsentscheidungen Freunde und Berather als „Consilium" hinzuzuziehen, in aller Form fixirte und ausbildete. Seit seiner Zeit nämlich treten die Mitglieder des kaiserlichen Consiliums, (welches in der Zeit nach Diocletian „Consistorium" genannt worden ist,) als angestellte, titulirte und besoldete Räthe des Kaisers auf, vor deren Anstellung der Kaiser auch wohl den Senat befragte. Wahrscheinlich war mit der festen Anstellung eine gewisse Verpflichtung verbunden, sich für diesen Dienst in der Hofburg, beziehentlich in der Umgebung des Kaisers, gegenwärtig zu halten. Der neue Staatsrath war für die Rechtspflege im allerweitesten Sinne bestimmt. Vollständig ist er wahrscheinlich erst durch Marc Aurel ausgebildet worden, und erhielten nun die Räthe einen regelmäßigen Jahresgehalt von 21,753 Mark, die zugezogenen Hilfsarbeiter den von 13,051 Mark. Bei der Berufung wurden vorzugsweise Juristen von Fach ins Auge gefaßt; namentlich auch solche ritterlichen Standes. Dazu hoch stehende Senatoren, (die jedoch nicht honorirt wurden,) und neben den wichtigsten Haus- und Hofbeamten, namentlich den Abtheilungschefs der fürstlichen Kanzlei, auch die Gardepräfekten. Als diese später, nach Marc Aurel, den Vorsitz im Consilium erhielten, hatte sich bereits eine neue bedeutende Erweiterung ihrer Machtstellung vollzogen.

Parallel damit hatte Hadrian eine andere Reform in der großen Verwaltung zu vollziehen vermocht. Die politische Schulung, in welche das Principat seit Augustus den Ritterstand genommen, hatte ihre Früchte getragen. Mochte immerhin der alte und neue senatorische Adel mit eifersüchtigem Mißbehagen auf die wachsende politische Bedeutung des zweiten Standes im Reiche blicken: in den Rittern hatte sich allmählich ein reichliches Material gefunden, aus welchem sich mit zunehmender Regelmäßigkeit eine kaiserliche Bureaukratie entwickelte. Auf der andern Seite ging es seit Galbas Sturze mit der alten Uebermacht der Freigelassenen am Hofe zu Ende. Je mehr das Principat in dem Leben der römischen Welt einwurzelte; je mehr die großen Hofämter thatsächlich den Charakter von Reichsämtern annahmen, um so weniger bedachten sich nun auch die freigeborenen Römer, in diese Aemter einzutreten, so daß nach dieser Seite sich neue Ehrenplätze für ritterliche Beamte öffneten. Schon Otho und Vitellius hatten damit begonnen; unter Domitian noch hatte die Praxis geschwankt. Hadrian endlich führte das System durch, daß nunmehr die drei alten großen „Hofämter" regelmäßig durch Ritter besetzt wurden. Der Verwalter des Fiskus, in Wahrheit jetzt Reichsfinanzminister, der Prokurator „a rationibus", nimmt jetzt die oberste Stellung unter den Prokuratoren, dem Range wie dem Gehalte nach ein. Auch die wichtigeren der unteren finanziellen Stellungen sind schrittweise zu Aemtern geworden und wurden durch Ritter besetzt, so daß endlich nur die niederen Kassenbeamten Sklaven des Kaisers blieben. Die kaiserliche Kanzlei wurde jetzt endgültig in eine lateinische und eine griechische Abtheilung mit besonderen Chefs zerlegt; namentlich die griechischen

Sekretäre gehören seit dieser Zeit für lange oft zu den litterarischen Berühmtheiten des Zeitalters. Dieser Platz war bis in die Mitte des dritten Jahrhunderts ein Hauptziel des Ehrgeizes griechischer „Sophisten", zumal bei demselben die formelle Seite, die stylistische Ausführung, sehr wesentlich in Betracht kam. In analoger Weise kam jetzt das Amt der Bittschriften und Beschwerden in die Hände ritterbürtiger Beamten. Die Erledigung der in Masse eingehenden Bittschriften erfolgte in der Regel in Gestalt einer kurzen „subscriptio" auf der Eingabe selbst, die der Kaiser eigenhändig zu schreiben pflegte. Diese Entscheidungen gewannen seit Hadrian dadurch höhere Wichtigkeit, daß sie als Normen für spätere Entscheidungen in ähnlichen Fällen eine Art von Gesetzeskraft erlangten.

Lucius Verus (Rom, Vatican).

Eine weitere Veränderung endlich in der bisher bestandenen Praxis des Principates knüpfte sich an die Versuche Hadrians, die „Thronfolge" zu bestimmen. Der Kaiser hatte keine Nachkommen. Er gedachte daher die Nachfolge im Principat einem ihm sehr werthen jungen Römer von großer Schönheit und edler Abkunft zuzuwenden. Es war L. Aurelius Cejonius Commodus Verus, der i. J. 130 die Prätur bekleidet, danach die Provinz Pannonien regiert, endlich zweimal nach einander, i. J. 136 und 137, das Consulat geführt hat. Es ist streitig, ob Hadrian diesen Mann schon 130 oder erst 136 n. Chr. adoptirt hat. Dagegen erhielt „L. Aelius Verus" erst i. J. 136 den Titel „Cäsar", der aber nunmehr eine neue Bedeutung gewinnt. In bestimmtem Gegensatze zu der bis dahin bestehenden Praxis (S. 8) beschränkte der Kaiser diesen Beinamen auf seinen neuen Adoptivsohn, während er dessen Sohne versagt blieb. Damit bürgerte sich die Sitte ein, durch den Namen „Cäsar" nur denjenigen Descendenten des regierenden Herrschers auszuzeichnen, der ihm zunächst stand und ihm voraussichtlich in der Herrschaft nachfolgte. Seitdem stand es fest, daß diese Be-

nennung nicht mehr durch Geburt und Adoption erworben, sondern durch Beilegung derselben die Aussicht auf die Nachfolge formell eröffnet wurde. Es war damit durch Hadrian ein wesentlicher Schritt in der legalen Ausgestaltung des Principats zur Monarchie gemacht worden, als mit dem Namen „Cäsar" keinerlei Macht- oder Amtsbefugniß verknüpft, und der Cäsar als solcher nur Nachfolger, nicht aber Mitregent war, und dieser Rang auch schon unmündigen Kindern beigelegt werden konnte. Mit staatsrechtlicher Nothwendigkeit allerdings war auch noch jetzt nicht die Erhebung zum Augustus an die zum Cäsar gebunden. Vielmehr mußten bei wirklicher Erledigung des „Thrones" die zur Führung des Principats gehörigen Rechte erst noch auf gewöhnlichem Wege auch dem Cäsar durch Volks- oder Senatsbeschluß beigelegt werden. Die Vergebung des Cäsartitels war rechtlich nur erst der feierliche, aber für die entscheidenden Machtelemente des Reiches nicht juristisch verbindliche, Vorschlag des regierenden Princeps zur künftigen Wiederbesetzung seiner Stelle: immer aber wenigstens ein Versuch, dieselbe dem reinen Zufall zu entziehen.

Statue des Lucius Verus (Rom, Vatican).

Der neue „Cäsar" Verus, dem gegen Ende d. J. 136 auch die tribunicische Gewalt verliehen wurde, ist nicht in die Lage gekommen, den Purpur zu tragen. Schon am 1. Januar 138 ist er nach längerem Siechthum plötzlich gestorben. Viel Bedauern erweckte sein Tod in Rom nicht. Die Schilderung, welche die römische Ueberlieferung von ihm giebt, ist ihm nicht sehr günstig. Seine elegante Weichlichkeit, seine Neigung zu raffinirten Genüssen, seine vielen Liebschaften werden uns sehr drastisch geschildert. Bekannt war aller Welt die charakteristische Antwort, die der schöne Mädchenjäger seiner Frau gab, als sich dieselbe über seine zahlreichen Akte der Untreue bei ihm beklagte. „Gattin" sei „ein hoher Ehrenname, kein Rechtstitel des Genusses!" Nichtsdestoweniger scheint Verus mehr werth gewesen zu sein, als die ziemlich untergeordneten Sammler von historischen Nachrichten über diese Zeit ihm zugestehen wollen. Er scheint doch frei von wirklich bösartigen Eigenschaften gewesen zu sein; und mit der Anmuth und der guten Bildung des jungen römischen Adels dieser Tage verband er auch die Fähigkeit, wenn es nöthig wurde, sich aus dem tändelnden Genußleben aufzuraffen, und vermochte — wie während seiner pannonischen Statthalterschaft —

in Civil- und Kriegsgeschäften recht Achtbares zu leisten. Moderne Beobachter haben gefunden, daß der Ausdruck seiner zahlreichen Büsten eben so männlich als schön sei, und Geist, Offenheit und Freiheit von Vorurtheilen verrathe.

Wahrscheinlich hatte Hadrian recht ernsthafte Gründe, um diese Persönlichkeit zum Cäsar zu bestimmen, die zwar an Trajan und an ihn nicht heranreichte, aber immerhin einen erträglichen Regenten versprochen haben wird. Nun aber war der große Kaiser persönlich damals in seiner Hauptstadt so unpopulär, daß ein starker Reflex solcher Verstimmung auf Verus zurückgefallen und reiche Blüthen boshaften Klatsches gezeitigt zu haben scheint. Der gewaltige Imperator, den Millionen von Provinzialen hoch verehrten, wurde während der letzten Jahre seiner Regierung in der Residenz vielleicht nicht sehr viel freundlicher angesehen, als einst Tiberius. Auch er zählte damals zu jenen großen Gestalten der Geschichte, die die Zeitgenossen in dem Grade höher schätzen, je weniger sie mit ihnen persönlich zu thun haben. Namentlich die nähere Umgebung des Kaisers und die römische vornehme Gesellschaft betrachtete ihn zuletzt mit nur schlecht verhehlter Abneigung. So weit sich das erkennen läßt, so war allerdings der persönliche Charakter Hadrians ziemlich „problematischer" Natur, und keiner von der Art, die mit dem Alter sich zu edler Milde abklären. Derselbe Hadrian, der als Regent unsere Bewunderung verdient, konnte als „Mensch" recht kleinlich sein. Wie manche andere große Persönlichkeiten suchte auch er gern seinen Ruhm auf Gebieten, namentlich auf denen der Kunstübung, in denen er immer nur Dilettant blieb, und gerade hier war seine Eitelkeit, seine Empfindlichkeit, sehr leicht zu verletzen, und leider auch Eifersucht und Neid leicht erweckt. Und mit der Gewohnheit der Alleinherrschaft verlor er immer mehr die Fähigkeit, auf solchen Seitenpartien seiner ausgebreiteten Thätigkeit Verletzungen oder auch nur pikanten Widerspruch mit Großmuth zu ertragen. Mit zunehmenden Jahren fürchtete seine Umgebung immer mehr den jähen und unberechenbaren Umschlag seiner Stimmung, die gefährliche Launenhaftigkeit des Kaisers, der auch eine gewisse Herbigkeit des Wesens, ohne seine Neigung zu bissiger Ironie zu schmälern, nicht fern blieb. Innerlich bei seiner wissensdurstigen, forschlustigen, und über die höchsten Probleme grübelnden Art niemals zu rechter Ruhe und Harmonie gelangt, blieb ihm zuletzt auch ein herbes Mißtrauen nicht fremd. Dazu seit Anfang 136 unter den marternden Einwirkungen schwerer körperlicher Leiden, der Wassersucht, die ihm die Ruhe des Grabes erwünscht machten, fehlte es auch zuletzt nicht an einigen blutigen Thaten, die ihm der Senat nicht verzeihen mochte. War es nur eine schnöde Böswilligkeit, die ihm den Tod seiner ungeliebten Gattin zur Schuld rechnete, so konnte doch die Hinrichtung seines ihm verhaßt gewordenen neunzigjährigen Schwagers Servianus, der die des Fuscus (Servians Enkel), und einiger anderer hochstehender Männer folgte, nicht bestritten werden, — ohne daß uns die näheren Umstände bekannt sind.

Nichtsdestoweniger bewies der Kaiser durch seine letzte große Handlung als Regent, daß sein klarer Blick und sein großsinniges Interesse für die Wohlfahrt des Reiches nicht erloschen war. Der Tod des Verus und die Ueberzeugung, daß der erwünschte Tod ihm selbst nahe sei, bestimmten den Hadrian, einen neuen „Cäsar" zu ernennen. Und seine glückliche Wahl fiel auf einen der ausgezeichnetsten unter seinen Zeitgenossen. Titus Aurelius Fulvus Bojonius Arrius Antoninus, den Hadrian am 25. Februar 138 als „T. Aelius Hadrianus Antoninus" adoptirte, war, wie seine beiden Vorgänger, der Abkömmling einer Familie vornehmer Provinzialromanen. Aus dem gallischen Nemausus stammte sein väterlicher Großvater T. Aurelius Fulvus (S. 224), den wir bereits als Kommandeur einer Legion kennen lernten, und welcher nachher das Consulat führte (85 n. Chr.), auch Polizeipräsident der Hauptstadt gewesen ist. Dem Sohne dieses vornehmen Mannes, dem Aurelius Fulvus (Consul i. J. 89), wurde am 19. September 86 n. Chr. von seiner Gemahlin, Arria Fadilla, (Tochter der Bojonia Procilla und des mit Nerva und dem jüngeren Plinius befreundeten Consularen Arrius Antoninus,) auf einer Villa bei dem latinischen Lanuvium der spätere Kaiser Antoninus geboren. Da dieser den Vater frühzeitig verlor, die Mutter aber sich wieder verheirathete, so fiel seine Erziehung den Großeltern zu, unter deren Leitung er auf derselben etruriſchen Villa aufwuchs, die auch später sein Lieblingssitz blieb und der Schauplatz seines Todes wurde. Es war Lorium an der Via Aurelia, nur zwölf römische Meilen nordwestlich von Rom entfernt. Antoninus verfolgte die gewöhnliche Beamtenlaufbahn der jungen vornehmen Römer, bis er im Jahre 120 mit Catilius Severus das Consulat bekleidet hatte. Seine weitere Entwicklung wurde durch die große Gunst Hadrians bestimmt, die ihm seine reiche Begabung und sein trefflicher Charakter gewann. Der Kaiser übertrug ihm für eine bestimmte Zeit eine der Stellen der für Italien bestimmten kaiserlichen Rechtspfleger; sein Bezirk war Campanien mit Einschluß von zwei andern Regionen. Nachmals bewährte Antoninus sich in Asia als einer der wackersten und intelligentesten Provinzialchefs, um dann während der folgenden Jahre als politischer Rathgeber, und als kluger und humaner juristischer Rath im kaiserlichen Consilium dem Princeps wie den Römern in gleicher Weise sich werth zu machen.

Antoninus Pius. Goldmünze mit der Umschrift: IMP. T(itus) AEL(ius) CAES. ANTONINVS.

Als nun der Cäsar Verus vor der Zeit gestorben war, entschloß sich Hadrian, zugleich dem Reiche in dem besten Manne seiner Umgebung einen neuen ausgezeichneten Princeps vorzuschlagen, und nach Möglichkeit die fürstliche Zukunft zweier jugendlicher Römer zu sichern, die ihm persönlich sehr nahe standen. Der eine war des todten Cäsars Verus Sohn L. Aurelius Verus (eigentlich L. Cejonius Commodus). Der andere dagegen war ein Verwandter sowohl des Kaisers wie des neu in Aussicht genommenen Cäsars, und nachmals als Kaiser unter dem Namen Marc Aurel hochberühmt. Annius

Verus, ein spanischer Provinzialromane aus Succubo, war um die Mitte des ersten kaiserlichen Jahrhunderts Prätor und Mitglied des Senats geworden. Seinen Sohn Marcus hatte Vespasian um das Jahr 74 in das Patriciat aufgenommen. Aus dessen Ehe mit Rupilia Faustina ging außer anderen Kindern hervor eine Tochter, Annia Galeria Faustina, die um das Jahr 110 die Gattin des Antoninus wurde, und ein Sohn, Annius Verus, der es bis zur Prätur brachte, aber nicht lange nach dem Jahre 129 starb. Diesem nun gab seine Gattin Domitia Lucilla (des Catilius Severus Enkelin) in seinem Hause auf dem Mons Cälius in Rom am 26. April 121 einen Sohn, der anfangs Catilius genannt wurde. Später von dem väterlichen Großvater adoptirt und als Marcus Annius Verus in dessen Hause erzogen, gewann er sehr früh die Liebe des Kaisers Hadrian, der ihn schon als achtjährigen Knaben unter die „Salier" aufnehmen ließ. Nach seines Vaters Tode ist er an den Hof gekommen, und auf Veranlassung Hadrians, dem die hohe geistige Begabung des Knaben und dessen hochsinniger Charakter imponirte, in den Stand gesetzt worden, sich unter den damals namhaftesten Lehrern der Philosophie und Rhetorik auszubilden. Dieser jugendliche Neffe von Antonins Gattin Faustina wurde schon im Jahre 136 auf des Kaisers Wunsch mit des Cäsars Verus Tochter Fabia verlobt. Und als nun des Cäsars unerwarteter Tod die Aussichten des Annius zu trüben schien, eilte Hadrian, ihm wieder eine neue zu eröffnen. Denn er verabredete mit Antoninus, daß dieser, — der also am 25. Februar 138 von Hadrian adoptirt und zum Cäsar erhoben wurde, — nun seinerseits sowohl den jungen Sohn des Verus, wie den trefflichen Annius adoptirte. Der junge Cejonius führte jetzt den Namen „L. Cejonius Aelius Aurelius Commodus" (er ist als Kaiser später gewöhnlich als Lucius Verus bezeichnet worden); der Annier dagegen hieß nunmehr „Marcus Aelius Aurelius Verus".

Faustina, Gemahlin von Antoninus Pius. Goldmünze mit der Umschrift: DIVA FAVSTINA.

Der neue Cäsar Antoninus erhielt dann auch die tribunicische Gewalt und das proconsularische Imperium zugetheilt, und erwarb sich sofort dadurch den Dank der Römer, daß er die Ausführung mancher blutiger und gewaltsamer Befehle zu hintertreiben wußte, welche Hadrian unter den Leiden seiner Auflösung, bei zunehmender furchtbarer Gereiztheit, und anscheinend auf Grund hochgesteigerten Mißtrauens gegen ehrgeizige politische Prätensionen namhafter Römer, (darunter der Polizeipräsident Catilius Servus, der wegen seiner Begierde nach dem Purpur sein Amt verlor,) — ertheilt haben soll. Als endlich der lebensmüde, unglückliche Princeps am 10. Juli 138 zu Bajä starb, und Antoninus nun die Zügel der Regierung selbst ergriff, hatte er in der That alle Mühe, um den schwer gereizten Senat zur Genehmigung der Konsekration Hadrians und der Anerkennung der Giltigkeit seiner Regierungshandlungen zu bestimmen. Die

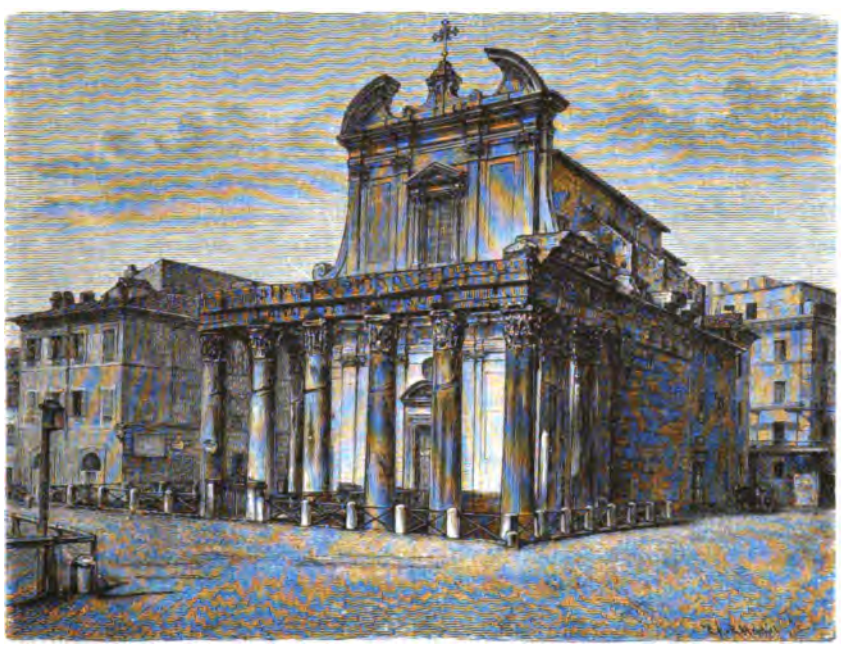
Energie aber, mit welcher der neue, von Pietät gegen den Adoptivvater erfüllte, Princeps das Andenken des großen Vorgängers in Ehren hielt, ist Anlaß geworden, daß ihm, dessen milde, liebenswürdige, gottesfürchtige Art auch sonst zu solcher Auszeichnung sehr wohl stimmte, der Ehrenname „Pius" beigelegt wurde, der schon gegen Ende d. J. 138 auf mehreren seiner Münzen erschien.

Faustina die jüngere, Gemahlin von M. Aurelius. Goldmünze mit der Umschrift: FAVSTINAE AVG(ustae) PII AVG(usti) Fil(iae.)

Die neue Regierung konnte in vielen Stücken als die Fortsetzung der vorigen gelten, obwohl Antoninus, der mit 52 Jahren die fürstliche Gewalt erhielt, keineswegs unselbständig gegenüber dem Nachlaß des geistig ungleich bedeutenderen Vorgängers sich verhielt. Antoninus zog sofort den trefflichen Marc Aurel noch näher an sich heran, erhob ihn zum Cäsar, vermählte ihn 146 mit seiner Tochter Faustina, dem einzigen seiner Kinder, welches die Erhebung des trefflichen Kaisers zum Principat erlebt hat, und verlieh ihm dreimal (140, 145 und 161) das Consulat. Je bedeutender die fürstlichen Eigenschaften des ausgezeichneten Zöglings sich entwickelten, der mit dem Schwiegervater allezeit in ungetrübter Harmonie lebte, um so entschiedener wurde Antonins Wille, Marc Aurel, dem thatsächlichen Mitregenten, den Weg zur Nachfolge zu ebenen. Schon 147 hat er ihm die tribunicische und die proconsularische Gewalt verliehen. Der wackere Schwiegersohn mußte ihm manche Lücke in der Familie ergänzen. Denn das Haus des Kaisers war früh verödet; auch die Kaiserin ist schon i. J. 141 gestorben. Obwohl nach der leidigen Art der großen römischen Damen auch dieser Zeit ihre Treue nicht zweifelfrei gewesen war, hatte Antoninus sie doch sehr geliebt. Er erbaute daher zu ihrem Andenken jenseits der Ostecke der nördlichen Langseite des Forums einen stattlichen Tempel, der nach seinem eigenen Tode auch seinem Kultus gedient hat. Von dem schönen Bauwerk sind noch heute bedeutende Reste übrig: die Ruine mit sechs Säulen in der Fronte, und außer den Eckſäulen mit zwei Säulen und einem Antenpilaster an jeder Seite (Prostylos Hexastylos). Die Basen und Kapitäler der Säulen sind aus weißem, die Schäfte aus karystischem Marmor (Cipollino). Der Fries des Tempels ist an den Langseiten mit einem schönen Relief verziert, welches symmetrisch schreitende Greife darstellt, die durch phantastisch reiche Kandelaber und Vasen getrennt sind. Für unsere Auffassung ansprechender endlich ist es, daß der Kaiser das Andenken seiner Gattin noch in anderer Weise ehrte. Er fand nämlich in seinem milden Sinne Anlaß, die Alimentarstiftung seiner Vorgänger abermals zu erweitern. Und die dadurch bedachten Mädchen führten den Namen der „Faustinianen".

Der Grundzug des ganzen Systems dieser Regierung war ruhige Kraft und Sicherheit. Das machte sich zunächst nach Seiten der auswärtigen Politik recht deutlich bemerkbar. Antoninus hielt mit sicherem Blick fest an Hadrians Programm. Die Armee wurde überall in guter

Zucht und Schlagfertigkeit erhalten. So konnte das Reich seine imponirende Stellung ungestört behaupten. Es wurde möglich, eine durchaus friedliche Haltung zu bewahren, die bei Antonins Biographen oft die Erinnerung an die goldene Zeit des mythischen Friedenskönigs Numa lebendig gemacht hat. Und doch fiel das Schwert das Kaisers mit zerschmetternder Wucht auf die Gegner nieder, die es wagten, die Ruhe des Reichs zu stören.



Tempel des Antoninus und der Faustina zu Rom.

Wie wir schon wiederholt fanden, so war das römische Reich zu groß und berührte sich mit zu vielen fremden Völkern und feindlichen Interessen, als daß es nicht wiederholt zu Konflikten hätte kommen sollen, wo die Legionen arbeiten mußten. Aber größere Kriege zu führen, war Antoninus nicht genöthigt. Selbst mit den Parthern, die nur widerwillig die römische Suzeränetät über Armenien ertrugen, konnte er bis zu den letzten Tagen seiner Herrschaft erträgliche Verhältnisse erhalten. Dagegen wurde es (anscheinend i. J. 139) nöthig, die Angriffe mauretanischer Stämme an den Grenzen der Provinz dieses Namens mit Waffengewalt zurückzuweisen.

Wichtiger waren die Kämpfe an der entferntesten nördlichen Grenze des Reiches. Die Zustände in der britannischen Provinz hatten allerdings, wie wir später noch finden werden, einen für die Ausbreitung der römischen Civilisation überaus günstigen Charakter angenommen. Nichts-

deſtoweniger gab es noch immer zwei Stellen, die von den zu Eburacum regierenden Legaten mit geſpannter Aufmerkſamkeit beobachtet werden mußten, nämlich das Gebirgsland von Wales, und der nördliche Theil des Gebietes der Briganten. Dieſe letzteren, und andere keltiſche Maſſen nördlich von der Mauer Hadrians, ſcheinen ſich ſeit 140 n. Chr. wieder in bedenklicher Weiſe gerührt zu haben. Der zwiſchen 140 und 145 hier geführte Krieg war der bedeutendſte unter der Herrſchaft dieſes Kaiſers. Auch diesmal zeigten ſich die Römer den Kelten entſchieden überlegen, und es ſtand nichts im Wege, die Nordgrenze der britanniſchen Provinz weiter hinauszuſchieben, als es Kaiſer Hadrian ſeiner Zeit für zweckmäßig gehalten hatte. Auf die mächtigen Werke Hadrians geſtützt (S. 368), entſchloß man ſich nämlich jetzt, das nördliche Gebiet bis zu der einſt durch Agricola (S. 321) beſetzten Linie Clota-Bodotria (jetzt „Glasgow-Edinburgh") wirklich zu annektiren. Gerade 20 Jahre nach dem Beginn des Hadrianswalles wurde nun nach deſſen Muſter eine Verſchanzung über die ſchmalſte Strecke der großen Inſel gezogen, die — von dem Volke der ſpäteren ſchottiſchen Zeiten „Grahams (Graemes) oder Grymes Dyke" genannt — bis in das 18. Jahrhundert hinein in deutlichen Reſten ſich erhalten hat. Von Carriden bei Borrowſtowne am Frith of Forth, nördlich von Edinburgh, bis nach Weſt-Kilpatrick am Clyde bei Dunbarton erſtreckt ſich in einer Länge von rund 40 römiſchen oder 37 engliſchen Meilen durch das faſt durchgehends ebene Terrain, deſſen Verſchiedenheit er überall folgt, der mächtige römiſche Wallgraben, der auf der ſüdlichen Seite in einer Entfernung von durchſchnittlich 15 bis 20 Fuß den Erdwall begleitet, welcher wie der Hadrianiſche faſt überall einen gemauerten Kern enthielt und daher den ſpätern Zeitaltern als Steinbruch gedient hat. Von den Thürmen und kleinen Kaſtellen dieſes Walles ſind nur noch wenig Spuren erhalten. Dazu kamen auf der inneren Seite des Walles noch 10 große Kaſtelle, in ungleichen Entfernungen von einander vertheilt, im Umfange von rund 500 zu 300 bis auf 300 zu 200 Fuß variirend. Sie waren durch eine Straße mit einander in Verbindung geſetzt. Der Legat des Kaiſers Antoninus Pius, der die Briganten mit Glück bekämpfte und den Bau i. J. 142 n. Chr. in Angriff nahm und wahrſcheinlich auch zu Ende führte, hieß Quintus Lollius Urbicus. Er iſt aus den Denkmälern ſeiner vor die britanniſche fallenden Verwaltung von Afrika bekannt, hatte auch unter Hadrian glücklich gegen die Juden gekämpft, und Niedergermanien verwaltet. Nachweislich iſt dann noch ein Kaſtell weiter nordwärts vorgeſchoben worden; es lag bei Ardoch nördlich von Stirling. Der hier gefundene Grabſtein eines Soldaten der erſten ſpaniſchen Kohorte, die gegen Ende des zweiten Jahrhunderts hier eine Zeit lang in Garniſon ſtand, gilt „als das am weiteſten nördlich gefundene Denkmal lateiniſcher Zunge, welches wir kennen".

Andere Bethätigungen der römiſchen Waffenkraft auf der Linie von Dakiens Oſtgrenze bis nach Armenien hin, theils um unruhige Bewegungen

innerhalb wie außerhalb der Marken des Reiches zu beschwichtigen, theils um die griechischen Olbiopoliten gegen die barbarischen Tauroskythen zu schützen, und die Dämpfung einiger isolirter, offenbar rein lokaler Unruhen, störten im Ganzen die Ruhe des Reiches durchaus nicht in irgend fühlbarer Weise.

Antoninus konnte wirklich seine volle Kraft der Verwaltung widmen. Die Alten sind einstimmig in dem Lobe seines Charakters und seiner Regierungsgrundsätze. Dieser Kaiser war im besten Sinne des Wortes ein liebenswürdiger, ein durchaus edler, hochsinniger Regent. Die Härte und die Schattenseiten, die den Verkehr mit dem alternden Hadrian vielfach so bedenklich gemacht hatten, fehlten vollständig. Antoninus war einer der seltenen Männer, die auch im Vollbesitz der höchsten Macht die schwere Kunst zu üben verstanden, sich selbst zu beherrschen und zu überwinden; für ihn kam überall und in allen Dingen nur das Interesse des Staates in Betracht. So ist er, wie nur wenige, der gefeierte Liebling des Senats wie des Volkes geworden. Seine edle Gestalt zeigt uns einen Princeps, dessen Milde niemals zur Schwäche wurde, und dessen Wohlwollen sich mit der höchsten Einsicht in die Bedürfnisse des Reiches und seiner Völker und mit einer durchaus verständigen Energie verband. Antoninus glaubte bemerkt zu haben, daß selbst des für das Wohl der Provinzen so besorgten Hadrian Reisen nicht ohne mehrfache Belastung der Provinzialen hatten ausgeführt werden können. So zog er, — einer der letzten Kaiser, denen es noch möglich geworden ist, bei dieser Praxis zu beharren, — es vor, dauernd im Centrum des Reiches zu verharren. Aber er war auf das eifrigste bemüht, in der Weise seines Vorgängers die genaueste Kenntniß von der Lage des Reiches zu gewinnen. Ein Mann der strengsten Rechtsliebe, und persönlich eifrig um die Rechtspflege bemüht, führte er strenge Kontrolle über die Haltung der Reichsbeamten. Parallel mit der eingreifendsten Strenge gegen Unwürdige, ging bei ihm das System, tüchtige Männer, die er mit glücklichem Blicke zu finden wußte, vorzugsweise lange in ihren Stellungen zu belassen. So war unter Andern Gavius Maximus während der ganzen Zeit von 140 bis 159 Kommandeur der Prätorianer. Dabei verstand Antoninus sehr gut die bei mächtigen Menschen so seltene Kunst, auf andere zu „hören", und bei aller reichen persönlichen Erfahrung und Selbständigkeit den abweichenden Rath tüchtiger Männer zu ertragen und verständig zu benutzen.

Wir wissen, daß für die Wohlfahrt des Reiches die geordnete Lage der Finanzen vom höchsten Gewicht war. Gerade nach dieser Seite hin wird Antoninus einstimmig gerühmt. Eine knappe und sparsame Verwaltung, — die es möglich machte, einen Schatz von 2700 Millionen Sesterzien (587,306,700 Mark) zu hinterlassen, verband sich mit durchaus humaner Praxis in der Erhebung der Steuern. Wie Hadrian war auch Antoninus durchaus frei von der leidigen fiskalischen Sinnesweise so vieler vornehmer Römer und hielt seine Prokuratoren von allen Uebergriffen kräftig zurück,

was bei deren mächtiger und versuchungsreicher Stellung allerdings sehr nöthig war. Die glückliche Friedensruhe seiner Zeit und die Fülle der Mittel setzten nun den Kaiser, der persönlich für sich nichts begehrte und bei aller Würde seiner Hofhaltung mit schlichter Einfachheit lebte, überall in den Stand, ein höchst wohlthätiges Regiment zu führen. Die Zeit der ungeheuren und massenhaften Bauten war allerdings mit Hadrians Ausgang zu Ende. Antoninus begnügte sich im Wesentlichen damit, verschiedene durch seinen Vorgänger noch nicht vollendete Werke zu Ende zu führen, und manche Bauten zu restauriren, die der Erneuerung bedurften; so von Nutzbauten der Leuchtthurm auf der Insel Pharos bei Alexandrien, und die italischen Häfen von Puteoli, Tarracina und Cajeta. Dagegen wurden außerordentliche Mittel aufgewandt, um in Rom und in den Provinzen den Folgen schwerer, zerstörender, durch Elementargewalten hervorgerufener, Unfälle mit Nachdruck zu begegnen, wie sie in dem gewaltigen Reiche natürlich nicht allzu selten vorkamen. Wir hören, daß der Kaiser unter Anderm die Noth gelindert hat, wie sie eine gewaltige Ueberschwemmung der Tiber, dann wieder eine furchtbare Feuersbrunst in Rom, nicht minder große Brände in Karthago, Narbo und Antiochien hervorgerufen hatten. Noch mehr nöthigten ihn solche Verwüstungen zu rettendem Einschreiten, wie sie die Folgen der schrecklichen Erdbeben zu sein pflegten, die seit dem Beginn der Kaiserzeit bis tief in die byzantinische hinein so oft als grausame Geißeln des Ostens auftraten. Eines der furchtbarsten dieser Erdbeben erschütterte (etwa) im J. 155 n. Chr. die Länder auf der Südostseite des ägäischen Meeres, und zerstörte in Griechenland den Wohlstand von Sikyon. Am grausamsten jedoch waren die Insel Kos, das herrliche Rhodos, und die Landschaften Karien und Lykien betroffen worden. Da hat Antoninus mit überreichen Mitteln geholfen. Besonders Rhodos wurde nachdrücklich unterstützt, und für das Festland so ausgiebig gesorgt, daß unter anderen die eine Stadt Stratonikeia die Summe von Einer Million Sesterzien (217,521 Mark) erhielt. Es versteht sich von selbst, daß nach der Praxis des Kaiserthums daneben speziell das Volk der Reichshauptstadt durch reiche Getreidespenden, Spiele im Amphitheater, weiter aber i. J. 147 auch durch eine neue glänzende Säkularfeier (des angeblich neunhundertsten Jahres der Stadt) erfreut wurde. Die Pflege der öffentlichen Bildung, wie sie (S. 307) Vespasian eingeleitet hatte, lag dem trefflichen Manne nicht minder am Herzen. Wir finden nachher in einem andern Zusammenhange, daß Antoninus auch namhafte Städte des Reiches, wie besonders Athen, zu solider Ausgestaltung ihrer großen Bildungsanstalten mit Erfolg angeregt hat.

Die Milde und das Rechtsgefühl dieses Kaisers veranlaßte ihn auch, nicht nur die Christen so schonend wie Hadrian zu behandeln, sondern selbst den verhaßten Juden wieder die Praxis der Beschneidung zu erlauben; doch blieb ihnen verboten, Judäa zu betreten.

Das Verhängniß des Principats und der wüthende Ehrgeiz gewissen-

loser Abenteurer hat es freilich dahin gebracht, daß auch gegen diese edelste aller Persönlichkeiten, die den Lorbeerkranz der Cäsaren getragen haben, zweimal Verschwörungen sich bildeten. Aber im Großen hat doch dieser Imperator, der die besten Grundsätze seines großen Vorgängers mit Energie pflegte, dabei aber in seiner ruhigen, klaren, harmonischen Weise, in seiner schlichten, treuen, beständigen, frommen und gewissenhaften Art, die gefährlichen und bedenklichen Züge Hadrians (mit Einschluß der Knabenliebe) nicht besaß, den Römern außerordentlich imponirt. Unter den inneren und äußeren Stürmen der folgenden Zeiten konnte vor Allem die Epoche des Antoninus ihnen als ihr goldenes Zeitalter erscheinen. Das liebevoll ausgeführte Charakterbild, welches sein trefflicher Nachfolger von ihm entworfen hat, war den Zeitgenossen aus der Seele geschrieben, und noch im dritten Jahrhundert kannte man ein Epos, aus der Feder des späteren Kaisers Gordianus, in welchem dieser, allerdings in jugendlichen Jahren, Antonins Leben beschrieben hatte. Aber die Hauptsache war doch, daß sein Andenken nach seinem Tode in Rom fortlebte, wie früher das des Augustus, und daß eine ganze Reihe seiner Nachfolger, — auch die ihm nicht mehr verwandten, — sich mit seinem hochpopulären Namen schmückte.

Der alte Princeps ist nach kurzer Krankheit am 7. März 161 zu Lorium gestorben. Die Herrschaft ging ohne Weiteres auf Marc Aurel über, der sich dann beeilte, seinen Adoptivbruder Lucius Verus zum Augustus und Mitkaiser zu erheben, und ihm seine Tochter Lucilla zu verloben.

Drittes Kapitel.

Die Zustände der antiken Welt im zweiten Jahrhundert n. Chr.

Indem wir uns der Darstellung des Zeitalters nähern, wo sich die Schicksale des römischen Reiches in sinkender Linie entfalten, ist es unsere Aufgabe, zuvor noch in umfassender Uebersicht die Zustände zu schildern, wie sie die nunmehr auf ihrem Höhepunkt angelangte römisch-griechische Civilisation unter dem Principat ausgestaltet hat.

Das römische Reich hatte jetzt, nämlich seit Vorschiebung der Grenzen in Britannien bis zu dem neuen Wall des Antoninus, seine größte Ausdehnung erreicht. Nur die späteren Kämpfe mit Parthern und Neu-Persern haben noch einmal zur Gewinnung mesopotamischer Gebietstheile geführt, die später selbst in einer Periode noch zäh behauptet worden sind, wo Rom auf den europäischen Nordgrenzen bereits an vielen Stellen erhebliche Einbuße erlitten hatte. Das gewaltige Reich wurde durch sein noch immer ausreichendes Defensivheer vortrefflich gehütet; nur die alten Schattenseiten des syrischen Armeekorps traten, wie sich bald zeigen wird, immer wieder in den Vordergrund. Die Linientruppen des Reiches sind bis zur Zeit des

Septimius Severus nach wie vor in 30 Divisionen oder Legionen geordnet. Allerdings hat es an Veränderungen nicht gefehlt. Manche der altbekannten Legionen sind entweder eingegangen, oder mit anderen kombinirt, dafür wieder neue formirt worden. Noch nach Hadrians Zeit, vielleicht erst unter Marc Aurel, verschwinden die IX. Hispana und die XXI. Rapax, statt welcher dann die II. und III. Italica neu erscheinen. In Marc Aurels Zeit und vor den mit Septimius Severus eintretenden Veränderungen erscheinen die 30 Legionen in folgender Weise vertheilt. Britannien wurde durch die II. Augusta, die VI. Victrix und die XX. Valeria Victrix gehütet. Die Ruhe an der Rheingrenze und die Verkürzung der Vertheidigungslinie durch die süddeutsche Schanzenkette machte es jetzt möglich, Nieder- und Obergermanien nur noch durch 50,000 Mann zu decken; dabei befanden sich vier Legionen, nämlich die I. Minervia und die XXX. Ulpia, ferner die VIII. Augusta und die XXII. Primigenia. Um so stärker waren die Provinzen an der mittleren und unteren Donau besetzt; zum Theil im Zusammenhange mit den schweren Kämpfen, die Marc Aurel an der mittleren Donau zu führen hatte. In die Alpenländer Rätia und Noricum sind die III. und II. Italica verlegt worden. Pannonien wurde durch die I. und II. Adjutrix, und durch die X. und XIV. gehütet. Mösien und Dakien hatten als Besatzung die IV. Flavia, die VII. Claudia, die I. Italica, die V. Macedonica, die XI. Claudia und die XIII. Gemina. Der gleich nach des Antoninus Tode entbrannte siegreiche Partherkrieg gab Anlaß, auch den Orient sehr stark zu verwahren. Es finden sich also aufgestellt in Kappadokien die XII. Fulminata, und die XV. Apollinaris; in Phönikien die III. Gallica; in Syrien die IV. Scythica und die XVI. Flavia; in Judäa die VI. Ferrata und die X. Fretensis, in Arabien endlich die III. Cyrenaica. So blieb die Südfronte des Reiches der Hut von nur drei Legionen überlassen; derart daß in Aegypten die II. Trajana, in Afrika die III. Augusta, in Spanien endlich die VII. Gemina ihr Standquartier hatten.

Die römische Armee war noch immer in hohem Grade waffentüchtig; selbst während des furchtbaren Markomannenkrieges, den nicht allzulange nach des Antoninus Ableben Marc Aurel auszufechten hatte, ist der eiserne Rahmen, der das Reich umschloß, nur vorübergehend durchbrochen worden. Wohl aber macht sich jetzt immer deutlicher bemerkbar, daß große Theile der Linientruppen mit Einschluß der Offiziere immer ausschließlicher aus den kraftvollen jüngeren Schichten neu romanisirter Provinzen sich ergänzten, die noch merkbar hinter der Kultur der alten Provinzen zurückblieben. Fand doch schon Marc Aurel zu seiner Ueberraschung, daß selbst unter seinen Stabsoffizieren die Kenntniß des Griechischen selten zu werden anfing.

Einstweilen aber hütete diese Armee, wie sie Augustus einst geschaffen und Hadrian neu organisirt hatte, nicht allein das große Reich mit solider Kraft: unter ihrem Schutze blühte auch in den neuen Ländern des Westens und des Nordens, die seit Cäsars Tagen dem Reiche gewonnen

waren, die römische Kultur immer reicher empor, und bildeten sich neue Glieder des romanischen Volksthums aus, die allmählich berufen wurden, die alternden Völker des inneren Reiches in der historischen Arbeit abzulösen. Freilich ist die Art außerordentlich verschieden, in welcher Britannien, Gallien, Spanien, Afrika, Obergermanien, die Alpenländer, Dalmatien, Pannonien, Dakien und Mösien romanisirt worden sind. Davon nicht näher zu reden, daß mit Italiens Kultur und Civilisation auch deren faule Seiten über die neuen Länder sich verbreiteten, in erster Reihe die Greuel des Amphitheaters zu nennen: so wurden allerdings manche dieser Landschaften nur sehr äußerlich romanisirt, nur mit einem Firniß römischer Civilisation überzogen, der nachmals den großen Erschütterungen, die seit der Mitte des dritten Jahrhunderts das Reich heimsuchten, nicht Stand hielt, während manche der neuen Romanenvölker, wie bis zu der slawischen Ueberfluthung die der Donau- und Balkanländer, wie bis zum fünften Jahrhundert die in Gallien und Spanien, als neue Grundsäulen der Widerstandskraft des späteren Römerthums gelten können.

Auffallend schnell und in manchen, namentlich in den südlichen und in den ebenen Theilen der Provinz nicht bloß äußerlich, hatte die römische Civilisation in Britannien Wurzeln geschlagen. Namentlich während der Zeit seit dem Mauerbau des Antoninus Pius (S. 392) bis herab zu der Grenze des 2. und 3. Jahrhunderts, herrschte in Britannien Friede und materieller Wohlstand. In dem vergleichsweise milden Süden der Provinz blühten Ackerbau und Handel. Zahlreiche römische Villenanlagen, mit allem südlichen Komfort von warmen Bädern und weiten Hallen ausgestattet, mit Mosaikfußböden so groß und mannichfaltig, wie sie im Rheinland, im südlichen Gallien und in Spanien auftraten, sind daselbst gefunden worden. Die Thermen der Göttin Sulis-Minerva (S. 208) zu Bath und Clifton waren von den Provinzialen eifrig besucht; ebenso waren die warmen Quellen entdeckt und benutzt, die noch heute zu Cheltenham und Matlock besucht werden. Gar manches Kunstwerk von zierlicher Arbeit, das in jenen Gegenden gefunden worden ist, zeugt von dem gebildeten Kunstgeschmack seiner damaligen Besitzer. In der That machte die Civilisirung dieses Landes erstaunliche Fortschritte. Wohl blieben die alte Stämme in Wales und im Norden noch immer ungebeugt. Aber im größten Theil des eroberten Landes, welches sich, namentlich im Süden und auf der Ostseite, mit Städten bedeckte, gingen die alten Einwohner jetzt gern auf römische Kultur und die Künste des Friedens ein. Die Söhne des brittischen Adels sprachen lateinisch und suchten römische Bildung, die sie nun schon in reichem Maße in Galliens Studiensitzen finden konnten. Noch stärker war der Eifer erwacht, die materiellen Hilfsquellen dieses Landes zu erschließen. Britannien erzeugte große Massen von Getreide, und führte Korn, Vieh und Sklaven nach den Märkten des Festlandes aus. Bereits waren eigene Töpfereien im Betriebe, und schon wurden die Zinn-, Kupfer- und Silbererze von Devon mit Methode und Ausdauer bearbeitet,

und das Eisen von Gloucestershire und Sussex, das Blei von Yorkshire, Derbyshire und Salop, und die Kohlen von Wales, Staffordshire und Durham gefördert, um die wesentlichen Bedürfnisse einer an Zahl und Wohlstand zunehmenden Bevölkerung zu befriedigen. Auch die Austern der Ostküste fanden ihren eifrigen Vertrieb. Allerdings war die intensive Kultur des Landes nicht überall gleich. Nicht nur Cornwall und Devonshire, sondern auch Theile von Sussex und Kent blieben noch unter der Herrschaft des Urwaldes, während London und Verulamium zu hoher Handelsblüthe gediehen, und im Norden von York aus die Provinzialregierung die Ausbeutung der benachbarten Kantone lebhaft förderte. Noch im Jahre 1880 ist endlich auf der reizenden Insel Wight (auf Morton-Farm unweit Brading) der ausgedehnte Ruinenkomplex einer römischen Villa mit trefflichen Mosaiken neu entdeckt worden.

Erheblich anders stand es natürlich mit dem gewaltigen Komplex von Provinzen, den die Römer Gallien nannten. Hier war nach den furchtbaren Erschütterungen, die sich an die Episoden des Vindex und des Claudius Civilis knüpften, der nationale Gegensatz gegen die Romanen der Hauptsache nach überwunden. Nur in der westlichsten Landschaft Aremorica behauptete sich das Keltenthum so gut wie ungemischt, und große Theile von Belgien nahmen den römischen Firniß nur oberflächlich an. Dagegen konnte jetzt das weite Land bis zur Loire, ja selbst bis zur Seine, als romanisirt gelten. Auch hier allerdings fehlte es nicht an verschiedenen Schattirungen. Die alte Narbonensis konnte jetzt für ein Stück Italien gelten, so gut wie nur immer das reiche Thalgebiet des Padus. Auch die Auvergne, auch das Land der Häduer, und der durch die Garonne bestimmte südwestliche Theil des großen Landes waren bereits tief romanisirt, während dieser Prozeß mit jedem großen Terrainabschnitt nordwärts sich nur erst in langsameren Schritten weiter fortsetzte. Schon jetzt aber zeigt uns das feinere Detail der Kaisergeschichte nicht wenige Männer im Kriegs- und Civildienste des Reiches theils Abkömmlinge italischer Ansiedlerfamilien, theils Leute keltischer und aquitanischer Abkunft, welche in sehr interessanter Art die Reihen der italischen Romanen ergänzten. Weiter macht sich allerdings die Mischung romanischen Wesens mit keltischen Zügen recht wohl bemerkbar. Nicht nur bei den Massen des niederen Volkes, die ihrer Natur nach langsamer sich zu Romanen umbildeten, sondern auch bei vielen hochstehenden Männern, von jenem verwegenen Antonius Primus (S. 289) bis zu dem vielgeschmähten Rufinus, dem gefürchteten Machthaber am Hofe des ersten oströmischen Kaisers Arcadius, bemerken die Zeitgenossen, wie unter römischer Hülle keltische Charakterzüge im Guten, wie im Schlimmen zum Vorschein kommen: Esprit, Leichtlebigkeit, Hang zu gewagten Abenteuern, bis zur Tollkühnheit sich steigernde Verwegenheit, Eleganz und Gewandtheit, aber auch Eitelkeit, Windbeutelei, Leichtfertigkeit, um nur das Wesentlichste zu berühren. Die tiefsten Wurzeln hatte das Römerthum natürlich in der alten Provinz und in deren Nachbar-

kantonen auf gallischem Boden geschlagen, die von Massilia und Narbo, aber auch von Lugdunum aus andauernd die stärksten Berührungen erfuhren, und durch die Alpenstraßen fest an Italien geknüpft waren. Lyon vor Allem war zuerst wieder unter der Herrschaft der Flavier rasch neu emporgeblüht, und schon unter den Antoninen wieder die größte und reichste Stadt des Nordwestens geworden, die vielleicht 250,000 Einwohner zählte. Heute noch sind zahlreiche inschriftliche Zeugnisse und mancherlei monumentale Reste übrig, — diese zum Theil an denselben Stellen, wo noch heutzutage das öffentliche Leben fluthet, — die von der Bedeutung der großen Römerstadt bis zu ihrer Katastrophe unter Septimius Severus Zeugniß geben. Vor Allem waren Handel und Gewerbe in glücklichem Gedeihen begriffen. Inschriften zeigen uns wiederholt die Korporation der Rhone- und Saoneschiffer, sowie in Verbindung damit die der Loire, als „sehr geehrte" auf; nur die Männer die sonst alle Ehrenstellungen in der Stadt bekleidet, die in der Staatsverwaltung eine höhere Stellung einnahmen, sind mit dem Patronat derselben betraut. Die drei gallischen Provinzen setzen ihnen Ehrentafeln, die Korporation selbst hat ihre Fest- und Feiertage. Unter den Gewerben waren Glasbereitung, Papierfabrikation, Tuchbereitung besonders in Aufnahme. Und schon damals spielte in Lyon der Weinhandel eine bedeutende Rolle, obwohl jenseits der Alpen der Weinbau, das Gebiet von Massilia ausgenommen, nur erst seit Mitte des ersten kaiserlichen Jahrhunderts an der Rhone aufwärts im Lande sich ausbreitete, und erst seit Kaiser Probus sich rasch und mit mächtigem Erfolge nach der Garonne, Loire, Seine und Mosel recht intensiv ausgedehnt hat.

Der weitere Lauf unserer Darstellung wird sich später mit manchen römisch-gallischen Metropolen zu beschäftigen haben, die, wie Trier, Paris, Arelate, erst in den Zeiten des Niederganges der römischen Macht zu rechter Bedeutung gekommen sind. Für das zweite Jahrhundert indessen der Kaiserzeit haben wir noch immer die meisten wirklich glänzenden Sitze der neuen Kultur in der kleineren südlichen Hälfte Galliens, und zumeist auf dem Boden der Narbonensis zu suchen. Die zähe Gegnerin von Lyon, Vienna, die übrigens mit der Centralstadt des kaiserlichen Galliens das kostbare Privilegium des (S. 86) ius italicum theilte, war nach der Vitellianischen Nothzeit wieder höchst stattlich emporgewachsen, und jetzt im Gegensatze zu dem wesentlich römischen Lyon ein Hauptsitz reicher und vornehmer keltischer, namentlich allobrogischer, nun aber völlig in das Römerthum übergegangener Familien. Ein Rest alter Selbständigkeit erhielt sich aber hier noch längere Zeit. Es ist doch ein Zeichen achtbarer Sinnesweise, daß die Bürger von Vienna damals noch wohl die griechisch-römische Wissenschaft und Kunst, nicht aber die faulen Elemente antiker Civilisation bei sich aufnehmen wollten. Noch vor Kaiser Trajan focht diese Bürgerschaft, an ihrer Spitze Trebonianus Rufus, einen Rechtsstreit wegen eigenmächtiger Abschaffung der Gladiatorenspiele mit Glück durch. Freilich gehörte nachmals doch ein imposantes Amphi-

theater zu den stattlichsten Römerbauten auch dieser Stadt. Gegenüber solchen jüngeren Schöpfungen behauptete die alte, ehrenfeste Griechenstadt Massilia nach wie vor ihre Bedeutung. Ihr Handel war in steter Zunahme; nicht minder ihr Schiffbau und ihre Industrie, die sich jetzt mit Eifer auch auf Fabrikation von Waffen gewendet hatte. Dabei war die alte ionische Metropole, die noch im dritten Jahrhundert der Kaiserzeit ihre edle griechische Sprache festhielt, ein belebter Studiensitz. Hier trafen sich zahlreiche junge Römer mit den Söhnen des keltischen Adels, die sich darnach sehnten, griechisch-römische Bildung unmittelbar an der Quelle sich anzueignen. Rhetorik, Philosophie und Medicin wurden hier vorzugsweise betrieben. Und mit jedem neuen Schritt, den die gallischen Kantone vorwärts thaten auf

Der korinthische Tempel (sogen. Maison carrée) zu Nimes.

dem Wege zur Romanisirung, mehrte sich die Zahl der Aerzte, und der Lehrer höherer und niederer Art, die von Massilia aus sich über das keltische Land verbreiteten. Dazu aber war und blieb Massilia die große Werkstätte der bildenden Künste, von welcher aus die erwachende Neigung der romanisirten Gallier für die Schöpfungen der Plastik in immer wachsendem Maße befriedigt werden konnte. Ueberwiegend als blühende Handelsstadt und als Industrieplatz für Tuch, Purpur und Eisen dagegen wirkte die jüngere, romanische Rivalin von Massilia, nämlich Narbo, deren Hafen damals noch nicht durch die Alluvionen des Atax bedroht wurde. Zahllose Architektur- und Skulpturfragmente und Inschriftsteine, die erst unter dem französischen König Franz I. als Baumaterial für die Mauern des neueren Narbonne verwendet sind, geben von der alten Größe dieser Stadt deutlich Zeugniß. Aehnlich, wie uns die Inschriften aus Aquä Sextiä, wo sonst

nur wenige römische Denkmäler sich erhalten haben, über die Existenz mancher für den Verkehr wichtiger Korporationen belehren; so namentlich über die der Seeschiffer, ja selbst der Schiffer auf der Durance. In höchst imposanter Weise aber hat die ältere Kaiserzeit der Stadt Nemausus (S. 98) ihren Charakter aufgeprägt. An Größe und Volkszahl die zweite Stadt der alten Provinz, — so ausgedehnt, daß das moderne Nimes den alten Umfang der Ringmauer durchaus nicht ausfüllt, — zeigte diese von Romanen, Römern und griechischen Ansiedlern bewohnte jugendliche Metropole schon frühzeitig die mächtigen Monumente, die zum großen Theil noch jetzt erhalten sind. Dieser alte Hauptplatz des Stammes der Volcä Arecomici, dessen Wohlstand auf dem Reichthum der reich gesegneten Landschaft vor den Cevennen beruhte, hatte sich einst der besonderen Gunst des Augustus und des großen Agrippa erfreut. Jetzt hatten Hadrian und sein Nachfolger sich wieder als spezielle Wohlthäter der Stadt gezeigt, die nunmehr nicht als Verwaltungssitz, sondern als reiche Provinzialstadt mit moderner Bildung blühte. Hadrian hatte zu Ehren der von ihm konsekrirten Plotina eine Basilika von großer Schönheit errichtet. Heute noch bewahrt Nimes dicht an den modernen Boulevards ein stolzes Amphitheater von 133 Meter Länge mit fast 18,000 Sitzplätzen, und außer zwei altrömischen Thorbauten und einem Tempel der Diana die Reste einer mächtigen Wasserleitung, von welcher namentlich die drei über einander gethürmten Bogenstellungen berühmt sind, welche (Pont du Gard) den benachbarten Fluß Vardo überschreiten. Als Juwel aller römischen Monumente zu Nemausus endlich gilt ein antikes Forum, in dessen südlichem Theile auf einer 1,10 Meter erhöhten Plattform ein korinthischer Tempel (Maison carrée) mit 3,33 M. aufsteigendem Unterbau sich erhebt. Ein Bau von italischer Anlage und reicher Durchbildung, während der (von Einigen mit Hadrians Basilika identificirte Dianentempel) die mächtige Anordnung eines römischen Tonnengewölbes in Verbindung mit hellenistischen dekorativen Einzelheiten zeigt.

Unter den übrigen größeren Städten des gallischen Südens waren noch zwei andere mehr westlich belegene in ganz entschiedenem Gedeihen. Einerseits innerhalb der Narbonensis die stattliche Tolosa, die Heimath des Antonius Primus, wo römisch-griechische Bildung und Freude an den Schöpfungen der antiken plastischen Kunst sich so entschieden als möglich einbürgerten, und die gebildeten Einwohner ihren Wohnsitz gern „die Stadt der Pallas" nannten. Hier bildete sich namentlich auch eine kunstgerechte gerichtliche Beredtsamkeit aus, so daß schon zu Neros Zeit der Tolosaner L. Statius Ursulus als gefeierter Rhetor galt. Auf aquitanischem Boden dagegen gedieh im Mündungsgebiete der Garonne Burdigala schnell zu der Stellung des bedeutendsten Handelsplatzes der atlantischen Küste von Gallien, als End- und Umladepunkt für die Flußschifffahrt bis hinüber zu der Gegend von Tolosa, wo die Frachtwagen die Waaren von und nach dem Mittelmeere brachten. In Burdigala begann auch für die südlichen Gallier die

Seefahrt nach Britannien. Neben Römern und zahlreichen griechischen Kaufhäusern erhielt sich hier ein bedeutender Theil reicher alteinheimischer Familien. Dagegen datiren die großen Monumente und die höchste Blüthe der Stadt erst aus den letzten Jahrhunderten des Reiches; ähnlich hat erst seit den späteren Zeiten des dritten Jahrhunderts der Weinbau, den man hier aber doch schon zu Plinius des Aelteren Zeiten kannte, einen sehr bedeutsamen Aufschwung genommen. Dem üppigen materiellen Genußleben dieser Stadt, die auch die Austern sehr wohl zu würdigen wußte, und ihrer reichen Kaufleute und Villenbesitzer, deren Prachtgondeln neben den Frachtschiffen den Spiegel der Garonne belebten, ist aber auch hier ein reges litterarisches Treiben zur Seite getreten, von dessen eigentlichem Glanze wir jedoch erst in den späteren Zeiten des Reiches zu sprechen haben, wo die Fluthen der Völkerwanderungen die Grenzprovinzen bereits in die höchste Gefahr gebracht haben.

Können wir neben solchen glänzenden Erscheinungen des städtischen Wesens und der städtischen Kultur im römischen Gallien für ganze keltische Stämme nun namentlich noch die Arverner und die Häduer heranziehen, von denen jene schon zu Neros Zeit nicht nur nach Art ihrer südlichen Landsleute sich aus Massilia mit Bronzen, Metallarbeiten, Marmorwerken und Mosaiken versahen, sondern auch durch Zenodoros sich einen riesigen Koloß herstellen ließen, diese aber in ihrer Hauptstadt Augustodunum, die einen Mauerumfang von $1\frac{1}{2}$ Wegstunden und in ihrer Ringmauer (von der noch zwei dreibogige Thore erhalten sind) 220 Thürme zeigte, einen Studiensitz höherer Gattung besaßen, an welchem von Generation zu Generation der jüngere keltische Adel der mittleren und nördlichen Kantone sich sammelte, so drang dagegen, das Rheinthal wieder ausgenommen — weiter nordwärts, wie gesagt, das Römerthum nur erst langsamer vorwärts. Auch in Helvetien sind es noch immer die römischen Städte, in deren Umkreis die Romanisirung wirklich durchgedrungen war. Abgesehen von Genava (Genf), welches zu der alten Provinz gehörte, (mit der es auch die römische Tribus Voltinia gemein hatte,) so war das Rhonethal seit Eröffnung der Heerstraße über den großen St. Bernhard von Aosta und Martigny (Forum Claudii) aus vollständig in Sitte und Brauch romanisirt worden. Ebenso war die Kolonisirung von Nyon, Raurica und Aventicum (auch hier, wie zu Raurica, entstand seiner Zeit ein Amphitheater mit 17,000 Sitzplätzen), und die dauernde Aufstellung der starken Besatzung zu Vindonissa jedenfalls von erheblicher Wirkung auf die Latinisirung der Sprache und Sitte der Ureinwohner. Der Erfolg war indessen ungleicher Art. Im heutigen Waadtland bis nordwärts nach Avenches und Solothurn hinauf finden sich römische Inschriften in einer Anzahl, wie sie dem vorauszusetzenden Bevölkerungsstand der Landschaft entspricht. Dagegen nordwärts von Solothurn, in den heutigen Kantonen Basel, Aargau, Zürich, Thurgau, nimmt die Zahl der Inschriften wie der baulichen Trümmer aus römischer Zeit in merklicher Weise ab, und erhalten sich auch auf den Grabschriften die Namen der Urein-

Dionyſus-Altar. (Muſeum zu Lyon.) Original: Marmor, 94 Centimeter hoch, zu Lyon (auf dem linken Rhoneufer) gefunden. Wahrſcheinlich ſpätgriechiſche nach dem alten Lugdunum überführte Arbeit.

Kleine Bronze-Statue einer Victoria (Muſeum zu Lyon); 22 Centimeter hoch, innen hohl. Gefunden im Jahre 1806 in der Saône bei Lyon. Vermuthlich ſtammt dieſe reizende Bronze von einem **vexillum** her; die erhobene rechte Hand hat wahrſcheinlich einen (abgebrochenen) Kranz gehalten. Vgl. S. 339 auf der Beilage „Reliefs an der Trajansſäule zu Rom" das **vexillum** des dritten Fahnenträgers.

Antike Bronze-Büchſe, mit Silber eingelegt (zu Valſon); $\frac{3}{4}$ der natürlichen Größe. Den Mittelpunkt der, in dem unteren Streifen abgewickelt gezeigten, Darſtellung bildet die auf einem Ruhebett ſitzende Figur der Venus; drei Tauben und zwei Grazien, deren eine einen Sonnenſchirm hält, umgeben ſie. Nach links wird die Gruppe abgeſchloſſen durch die an eine Leichen-Stele gelehnte und an der **taenia** kenntliche Geſtalt des Adonis. Rechts iſt eine Gruppe von ſechs Amoretten, nach welcher Venus den linken Arm wie heranwinkend ausſtreckt. Die nackten Theile der Figuren ſind von eingelegtem Silber. – Rechts von der Büchſe iſt der Boden, links der Deckel abgebildet; der Mittelbeil des letzteren iſt leider nicht erhalten.

Denkmäler römiſcher Civiliſation in Gallien.

wohner in wesentlich unrömischer Form; hier also war es dem Lateinischen nicht gelungen, das keltische Patois zu verdrängen. Es hängt dies wohl auch damit zusammen, daß in Folge der Annektirung des südwestlichen Deutschlands unter Domitian und Trajan die römischen Truppen aus Vindonissa nach der neuen deutschen Eroberung, und in weiterer Folge auch die große Militärstraße, die von Vindonissa an den Rhein lief, von Zurzach aus nach Rottenburg am Neckar (Sumelocenna) und von da am linken Donauufer nach Regensburg geführt wurden. Dagegen machte in diesen Theilen des alten keltischen Landes, wo alte Ansiedlungen (wie das schon zu Tacitus' Zeiten als Badeort blühende Aquä oder Baden bei Zürich) sich immer reicher städtisch entwickelten, in ähnlicher Weise wie in Gallien der Uebergang der keltischen Distrikte aus der Gauverfassung zur Stadtverfassung stete Fortschritte. Die kleinen Gaue des Rhonethals erhielten schon durch Claudius Stadtrecht nach italischem Muster und latinisches Recht. Als nun Hadrian den gallischen Städten latinischen Rechtes das volle römische Bürgerrecht verlieh, werden auch die Latinerstädte des oberen Rhonethals daran Theil genommen haben. Die auf viele Ortschaften vertheilten Gaugemeinden dagegen, in deren Mitte Raurica und Aventicum als römische Kolonien bestanden, wurden von den Senaten derselben regiert.

Der Verkehr endlich zwischen Helvetien und den Nachbarlanden war sehr bedeutend. Immerhin mögen für den Transit die andern großen Alpenstraßen erhebliche Konkurrenz gemacht haben. Aber die große Chaussee, die vom oberen Rhein und von Vindonissa her nach Solodurum, dann über Aventicum nach der Gegend des j. Vevey lief, und weiter nach dem großen St. Bernhard führte, sah sich dauernd belebt durch die Wagenzüge, die einen wesentlichen Theil der deutschen und gallischen Einfuhr nach Italien brachten: Sklaven, marsische und menapische Schinken, treffliches Pelzwerk, belgische Tuche, und namentlich auch helvetische Produkte, Massen des in Rom überaus beliebten Alpenkäses, Wachs, Honig, Tannenholz, Harz und Pech, und Rheinfische. Dagegen waren das helvetische Land und speziell die reich entwickelten römischen Städte, in denen sich nicht nur asiatische Goldschmiede, sondern auch öffentlich angestellte Lehrer fanden, ein reicher Markt für die Austern, den Wein, das Oel, die Kunst- und Modewaaren, das Töpfergeräth, welches aus und über Italien nach den nördlichen Glacislandschaften der Alpen gebracht wurde.

Einen ganz anderen romanischen Typus als in den eigentlichen keltischen Ländern brachte die Kolonisirung und italische Civilisirung in Spanien hervor. In der That ist aus der Durchsetzung der iberischen und keltiberischen Völker, die neben einigen griechischen, von sehr massenhaften phönikischen und karthagischen Berührungen seit Alters angeregt waren, mit sehr starken italischen Elementen, und aus der energischen Einschmelzung der alten Stämme in dem großen römischen Mischkessel ein durchaus kernhafter Zweig des antiken Romanenthums hervorgegangen, der sich im Allgemeinen mit beinahe noch

mehr Glück als die romanisirten Gallier, auf dem Throne, in der Armee, in den Wissenschaften, auf der Rednerbühne, den italischen Romanen ebenbürtig gezeigt hat. Da die pyrenäische Halbinsel weit länger, als die große keltische Hauptprovinz des Reiches und als die Donauhalbinsel von den furchtbaren deutschen Ueberfluthungen frei geblieben ist, so ist sie später auch vorzugsweise lange eine Hauptsäule des Reiches gewesen. Für die Zeit der Antonine gilt noch von Spanien etwas Aehnliches wie von Gallien: je größer die Entfernung der einzelnen Kantone des Landes von Italien war, um so langsamer drang die wirkliche Romanisirung durch. Bätica allerdings, die Süd- und Ostküste und das nordöstliche Spanien, die Turdetaner und die keltiberischen Völker, waren schon zu Augustus' Zeiten so vollständig latinisirt, wie die alte Narbonensis, und den Antheil namentlich der südlichen Spanier an der litterarischen Entwicklung der Römer haben wir schon mehrfach beobachten können. Im Ganzen aber ist die pyrenäische Halbinsel allmählich viel vollständiger, als Gallien, ein neues Römerland geworden. Die lateinische Sprache dominirte schon zu Neros Zeit in den Städten durchaus; die auf das platte Land hinausgedrängte alte Volkssprache starb allmählich ab. In den höchst intensiv romanisirten östlichen und südlichen Theilen hatte schon seit Augustus' Zeit der Kultus der römischen Kaiser in stärkster Weise Wurzeln geschlagen. Die spanischen Städte übertrafen die gallischen und die anderer Provinzen in dem Eifer, mit welchem sie den Kult des Augustus und der Roma, und der übrigen „Divi" angenommen hatten, und ihnen prächtige Tempel erbauten. Die Priesterschaft bei dem Tempel des Divus Augustus zu Tarraco galt als die höchste Ehre, welche der Landtag der Provinz seinen vornehmsten und verdientesten Mitbürgern verlieh. Das städtische Leben, das municipale Wesen stand in voller Regsamkeit, wie nur in Italien und Narbonensis, — zur Zeit nur noch den Nordwesten ausgenommen. Namentlich die Centralplätze der spanischen Provinzen, Tarraco, Corduba und Emerita, mit ihren Kaisertempeln und den zugehörigen Opferfesten wurden für das Durchdringen der romanischen Art der Civilisation immer wichtiger. Ihre Amphitheater, ihre Spiele, ihre Bauten, die Fülle ihrer Genüsse, auch ihr geistiges und künstlerisches Leben, boten den Bewohnern der kleineren Landstädte unwiderstehliche Lockungen. Die vielen trefflichen Straßen des Landes mit großartigen Brücken und die Kanalbauten öffneten dem Vordringen der landwirthschaftlichen, der bergmännischen Thätigkeit, dem Handel und der Spekulation und damit den Erzeugnissen und den Bedürfnissen der Civilisation immer weitere Wege nach dem Innern wie nach dem Westen und Nordwesten. Dazu kamen auch hier als Ausfuhrartikel Wolle, Getreide, Metalle verschiedener Art, Fische, und speziell die in der römischen Küche hochgefeierten Fischsaucen. Neben Gades, dem Sitze des Großhandels, und neben Tarraco galten als wichtige spanische Handelsplätze Orte wie Neu-Karthago, dieses namentlich für gesalzene Fische, Malaca, Senisirmum u. a. m. Die Flüsse Bätis und Anas wurden mit Erfolg von Handelsschiffen befahren.

Dazu traten treffliche Schulen für den Unterricht der Jugend, und zu Corduba, Bilbilis und Tarraco bestanden höhere, sehr achtungswerthe Bildungsanstalten, die namentlich für die jungen Leute aus den höheren Ständen die Schule abgaben, wo sie in die feinere griechisch-römische Bildung eingeweiht wurden.

Wieder eine andere Art des Romanenthums erwuchs auf afrikanischem Boden, wo neben den Abkömmlingen römischer Ansiedler theils die alte libyphönikische Race, theils die numidischen und libyschen Ureinwohner, theils selbst die mauretanischen Elemente sich unter lateinischer Bildung und lateinischen Namen zusammenfanden. Die eingeborenen Stämme des tieferen Innern freilich hielten sich bis zu der Zeit Belisars in ihrer nationalen Art selbständig, obwohl sie durch die römische Art sehr stark beeinflußt erscheinen. Aber die Masse der seßhaften Bevölkerung, soweit sie eine politische Rolle spielte, und soweit sie aus den gerade hier sehr eigenthümlich ausgeprägten (s. unten) agrarischen Verhältnissen herauszutreten vermochte, also namentlich das Stadtvolk im römischen Karthago und den zahlreichen alten und neuen Städten des weiten Landes von den Syrten bis über den Molochat hinaus, hatte sich der Romanisirung sehr entschieden hingegeben und verband das eigenthümlich herbe Wesen und das düstere Feuer der Afrikaner mit der hier gesteigert auftretenden Lebhaftigkeit und den schwelgerischen Neigungen der Römer dieses Zeitalters. Thatsächlich war der Osten von Karthago her vollständig romanisirt; von hier aus sind die Römer auch südöstlich bis Ghadames und bis Djerma in Fezzan mit Ansiedlungen vorgerückt. Das mittlere Land (westlich von Cirta), der Kern des j. Algerien, blieb mehr Kolonialgebiet; südlich von der Festung Lambäse war hier noch die Oase von El-Kantara, die große Station von El-Outhaia mit einem Amphitheater, und die Oase von Biskra durch die Römer besiedelt. Der mauretanische Westen endlich blieb mehr nur militärisch besetzt. In entsprechender Weise nimmt gegen Westen die Zahl der Inschriften und der römische Charakter der hier erhaltenen Namen ab. Denn neben dem Lateinischen erhielten sich doch sowohl das Punische wie die alten Landessprachen dauernd in Gebrauch. Noch war die Zeit nicht gekommen, wo die Afrikaner römischer Zunge auch in der antiken, wie in der christlichen Litteratur vorwiegend sich geltend machen, obwohl es schon jetzt namhafte Rhetoren, Sachwalter, selbst Dichter unter ihnen gab; wo die antike Civilisation hier noch eine spätere Nachblüthe treiben sollte. Im zweiten Jahrhundert traten mehr noch die materiellen Momente in den Vordergrund. Nicht nur daß der Fiscus und die großen Besitzer der Latifundien hier aus der plantagenmäßigen Landwirthschaft in Korn, Oel, Wein, edlen Südfrüchten, Vieh u. dgl. sehr erheblichen Gewinn zogen, und daß Afrika eine der Kornkammern des Reiches war, so hatte sich die Spekulation allmählich auch auf Ausbeutung anderer Vortheile gewendet. Jagdeifer und Gewinnsucht führten die Römer immer tiefer südwärts der Sahara zu. Die wilden

Thiere der Einöde wurden in Maſſe für die blutige Luſt der Amphitheater gefangen. Die Wälder der inneren Landſchaften wurden durchſtreift, um Elfenbein, Sklaven und andere Beute des Südens zu holen. Mit Vorliebe ſuchte man das koſtbare Holz der Thuia, um den Bedarf der Reichs-

Aus dem Hildesheimer Fund: Schale der Dea Roma (Silber mit theilweiſer Vergoldung). Gewicht 2 Kilogr.; Tiefe 5½, oberer Durchmeſſer 25, unterer 18 Centimeter. (Berlin, Muſeum.)

hauptſtadt zu decken. Die Vorliebe für Purpurgewänder ließ auch die afrikaniſchen Küſten nach der koſtbaren Schnecke, die dieſe edle Farbe gab, durchſuchen. Römiſch Karthago vor Allem wurde ein Abbild der Hauptſtadt auch in der wilden Gier des leidenſchaftlichen Volkes nach aufregenden Schauſpielen aller Art. Auch in Afrika endlich hatte der römiſche Kultus die alteinheimiſchen Kulte großentheils zurückgedrängt oder mit ſich amalgamirt, und der Dienſt der Kaiſer und der Roma die übrigen an Einfluß bereits überwuchert.

Ganz andrer Art ist dagegen die Ausbildung des Romanismus auf der Nordgrenze und auf der Nordostseite des Reiches in Europa, nämlich im Rheingebiet und in den Donaulandschaften. Bis zur Zeit des Kaisers Caracalla war das germanische Volksthum auf der rheinischen Seite und auf der oberen Donaulinie den Römern nicht mehr bedrohlich. Am Niederrhein hatte Rom die Offensive fallen lassen, und das seit Trajan nun vollständig annektirte und durch die starke Schanzenkette gedeckte südwestdeutsche Römergebiet hatte damals noch keine gefährlichen Nachbarn. Roms Diplomatie und alle Lockungen des Verkehrs und der Civilisation übten unablässig ihre Wirkungen auf die deutschen Völker in der Nachbarschaft aus. Während der langen Friedenszeit bildeten sich vielfach freundschaftliche Beziehungen aus. Nur daß (die Hermunduren ausgenommen, die völlig freien Zutritt zu dem römischen Augsburg hatten), die rechtsrheinischen Deutschen nur bestimmte Plätze besuchen, und wenn sie dahin, z. B. nach Köln kamen, nur bei Tage eintreten und ihre Waffen nicht mit in die Stadt bringen durften, sich auch die Begleitung römischer Soldaten gefallen lassen mußten. Kauf und Geschenke führten manche kostbare Stücke italischen oder griechischen Kunstfleißes nach den Herrensitzen deutscher Häuptlinge. Auf solchem Wege mögen gar manche der Kostbarkeiten in die Schätze und Schatzkammern der nach „rothem Golde" und gleißendem Silber so begierigen Söhne des deutschen Wald- und Haidelands gelangt sein, wie sie in unserer Zeit eine glückliche Entdeckung uns in dem „Hildesheimer Silberfund" wieder gezeigt hat. Wir bemerken dabei,

Hydria (Silber, theilweise vergoldet). Gewicht nicht ganz 9 Kilogr., Höhe 40 Centimeter. (Berlin, Museum.)

Becher mit sechs Masken (Silber, theilweise vergoldet); oberer Durchmesser 15, Höhe 10 Centimeter. (Berlin, Museum.)

Aus dem Hildesheimer Fund.

daß nach dem Urtheil erfahrener Alterthumsforscher ein Theil der unter diesem Namen uns jetzt bekannten Schätze aus der Zeit des Augustus, ein anderer Theil dagegen aus der Mitte des zweiten kaiserlichen Jahrhunderts zu stammen scheint.

Bei so friedlichen Verhältnissen war nun unter dem Schutze des durch den Limes und die lange Festungskette vortrefflich gehüteten Rheinstromes das linke Ufer des Rheines, das Moselthal, das untere Maingebiet, und das üppige Land zwischen Wasgau und Oberrhein von den Römern sehr stark civilisirt worden; jedenfalls erheblich stärker, als das belgische Hinterland. Es traf zur Erreichung dieses Resultates mancherlei zusammen. Dieser Landstrich, der damals als vollkommen sicher gelten konnte, ist durch alle Reize der Natur, zum Theil auch des Klimas, begünstigt. Die beständige Anwesenheit der mobilen Legionen und die Ansiedlung vieler Veteranen wirkte sehr bestimmt dahin, die Nachfrage nach allen Bedürfnissen des romanischen Lebens zu steigern. Die meisten der festen Plätze der Rheinlinie waren so trefflich ausgewählt, daß sie auch Sammelpunkte des internationalen Verkehrs jener Tage werden konnten. Der Austausch zwischen den einfachen Produkten der deutschen Länder jener Tage und den auf materiellen Genuß und auf die praktische Civilisation bezüglichen Produkten des Südens und den Erzeugnissen des romanischen Gewerbfleißes machte das Rheinthal überaus belebt. Im Laufe des ersten Jahrhunderts hatten sich unter dem Schutze und zum Theil in unmittelbarer Nähe der römischen großen Festungen und Kastelle am linken Rheinufer von Raurica bis zu der Grenze des Bataver eine Menge blühender städtischer Anlagen entwickelt, die in der weiteren Reichsgeschichte großentheils eine wichtige Rolle spielen. Am Niederrhein war Colonia Agrippinensis mit seinen römischen Creolen und den romanisirten Ubiern der herrschende Mittel- und Ausgangspunkt römischen Lebens geworden, an der Mosel Trier, dem noch eine Zukunft von ungeahnter Größe vorbehalten war, am Mittelrhein aber das wichtige Mainz, dessen rechtsrheinischer Brückenkopf Castellum Mattiacorum (Kastel) durch Trajan oder Hadrian zur Kolonie erhoben wurde. Die friedlich gewordene Provinz gedieh zu reichem Anbau. Auch die Schätze des Bodens wurden gehoben, in dem überrheinischen Vorterrain von Mainz wurden bereits die Thermen von Wiesbaden, die Aquä Mattiacä, eifrig benutzt, und bis zu dem Schloß Saalburg (S. 126) hin auch die Eisenlager des Bodens nutzbar gemacht. Das Villenleben der Romanen setzte sich auch an den malerischen Ufern der Mosel und des Rheinstromes fort. Der romanische Luxus der Mosaikfußböden war, wie in Britannien, Gallien, Spanien, so auch in diesem deutschen Grenzstriche wohlbekannt. Noch heute zeigen uns die Museen von Köln und Mainz erhebliche, oft ganz achtungswerthe Reste plastischer Kunst, mit denen die Städte, die Häuser, und namentlich die Heiligthümer dieser Landschaft einst geschmückt waren. Namentlich der Dienst des Jupiter hatte hier eine große Ausdehnung gewonnen. Noch i. J. 1878 sind zu

Trier und dann zu Igstadt bei Wiesbaden zwei Statuetten des Jupiter von guter Arbeit gefunden worden, jene aus Muschelkalk, diese aus Sandstein, die wahrscheinlich dem zweiten Jahrhundert angehören. Und der Trajanischen Zeit gehört die berühmte Igelsäule bei Trier an, das prächtige Grabdenkmal, welches die hier an der Mosel angesessene reiche Familie der Secundiner einem ihrer jüngeren, im Flusse ertrunkenen, Mitglieder hatte errichten lassen.

Secundiner- oder Igelsäule bei Trier.

Der Natur nach langsamer folgte dieser Entwicklung die jüngste deutsche Erwerbung des römischen Reiches, das als Agri Decumates erst seit Ausgang des ersten Jahrhunderts n. Chr. annektirte südwestliche Deutschland. Die gewaltige Schanzenkette zwischen der Wetterau, dem unteren Mainthal und der Regensburger Donau, hatte durch Hadrian ihre abschließende Vollendung erhalten. Noch die neuesten Lokaluntersuchungen in der Gegend von Hanau zeigen uns bis in das feinste Detail hinein, mit welcher Sorgfalt und Kunst die Römer dieses ausgedehnte Festungssystem ausgeführt, wie sie namentlich am unteren Main noch innerhalb der Verschanzungen die verschiedenen Furten dieses Stromes mit wahrhaft künstlerischem Raffinement militärisch zu schützen bemüht gewesen sind. Innerhalb nun des großen Schanzengürtels, innerhalb der verschiedenen, wohl zu vertheidigenden Terrainabschnitte, welche dann noch durch die eingeschlossenen deutschen Gebirge, die schwäbische Alp, den Odenwald und den Schwarzwald, gebildet wurden, blühte nun ebenfalls romanisches Leben auf. Die größeren Kastelle und Besatzungsstädte, die auf der Linie des schwäbischen Limes lagen, sind sämmtlich noch jetzt bewohnte Ortschaften, — wir nennen (S. 320) Welzheim, Murhardt, Mainhardt, Oehringen, Jagsthausen, Osterburken, Walldürn, Burgstadt am

Main, — und wichtige Fundorte für römische Inschriften, Münzen, Geräthe und sonstige Alterthümer. Die Fülle solcher Alterthümer ist wirklich erstaunlich, darunter auch (zu Vilbel bei Frankfurt a. M.) eine prachtvolle Mosaikarbeit, der Fußboden eines Bades; so daß auch hier auf eine sehr intensive römische Civilisation zu schließen ist. Tempel, Bäder, Mühlen, gewerbliche Anlagen aller Art, wurden angelegt. Vor Allem die Bauhandwerker und Waffenschmiede, Weberei, Gerberei und Töpferei gewannen Boden. Die hochentwickelte Land- und Gartenwirthschaft der Romanen fand auch hier neuen Raum zu reicher gewinnbringender Ausbreitung. Namentlich „das deutsche Italien", die Gegend von Baden-Baden, war bei den Römern beliebt. Wir erwähnten bereits, daß (S. 332) Trajan die Thermen von Aquä Aureliä der seinen romanischen Welt erschlossen hat. Dieser Platz, der auch Civitas (Colonia) Aurelia Aquensis genannt wurde, war übrigens die einzige Stadt im Sinne des römischen Reiches auf badischem Boden. Außerdem aber gab es noch verschiedene andere blühende Ansiedelungen. Außer der Stadt Sumelocenna am Neckar und der neuen römischen Militärstraße (S. 402), und der Civitas Alisinensis (Benfeld, südlich von Heilbronn) waren auch das schon früher erwähnte Lupodunum (Ladenburg); dann der Punkt, wo jetzt Badenweiler liegt; Tarodunum (Zarten bei Freiburg), und namentlich das als Knotenpunkt mehrerer Straßen des Neckargebiets wichtige Clarenna (Cannstadt oder Köngen) zu großer Blüthe erwachsen, während mehr nach der rätischen Seite zu Aquileja (Aalen) als bedeutendster Ort galt. Alle diese Schöpfungen erwuchsen unter dem Schutze des Grenzwalles, der allerdings für den Fall des Ernstes unmittelbar nur die Einfälle kleinerer Raubschaaren aufhalten konnte, aber auch in Momenten größerer Gefahr die Möglichkeit für die Truppen der Provinz bot, sich schnell zur Abwehr zu sammeln, — und der für die Friedenszeiten das System ausführbar machte, den Verkehr mit den freien Deutschen auf bestimmte Plätze zu beschränken.

Die uns erhaltenen historischen Nachrichten über das römische Süddeutschland und über die Alpenprovinzen östlich von der Schweiz sind meist zu dürftig, um mehr als nur wenige allgemeine Schilderungen zu geben, während dagegen der Typus jener neuen romanischen Gruppe uns sehr deutlich entgegentritt, welche auf Grund der Romanisirung der Pannonier, Dalmatiner, und des mösisch-dakischen Landes in dieser Zeit sich deutlich auszuprägen begann. Die Provinz Rätien hatte unverkennbar einen sehr frischen Aufschwung genommen. Hier hatte sich die schon in Augusts Zeit entstandene Ansiedlung Augusta Vindelicorum (Augsburg) am Einfluß des Virdo (Wertach) in den Licus (Lech) als Hauptknotenpunkt mehrerer großer Straßen besonders reich entwickelt. Anfangs wahrscheinlich nur ein „Forum" ohne Stadtrechte, im zweiten Jahrhundert (seit Hadrian) dagegen ein Municipium mit römischer Gemeindeverfassung, von dessen altem Glanze zahlreiche auf die Gegenwart gekommene Skulptur- und Inschriftenreste zeugen. Hier blühte Handel mit Tuch, Leinwand, Purpur, Töpferwaaren; hier waren auch

Fremde aus Trier, Avaricum und Lyon ansässig. Seit der Zeit, wo die römischen Truppen die Donaulinie unmittelbar besetzt hatten, waren hier ähnliche Verhältnisse entstanden, wie am Rhein. Wie im innern Lande alte keltische Gründungen, Brigantium und Cambodunum, zu Sitzen der römischen Civilisation wurden, so entstanden auf alten keltischen Plätzen, die jetzt befestigte Standquartiere römischer Truppen aufnahmen, neue städtische Ansiedelungen, deren manche dann bis zur Gegenwart sich weiter entwickelt haben. Hier nennen wir unter diesen Orten, die allerdings von der uns erhaltenen römischen Geschichtsüberlieferung nur sehr selten berührt werden, namentlich seit Marc Aurel Radasbona oder Regina Castra (Regensburg), welches als Festung wie als wohlgelegener Handelsplatz demnächst erhebliche Wichtigkeit gewonnen hat; Sorbiodurum (Straubing), und endlich die strategisch so wohlgewählte Station einer batavischen Abtheilung, Castra Batava an der Mündung des Inn in die Donau, neben dem älteren Bojodurum (Passau mit Innstadt).

Ungleich energischer als die niemals wieder zu der alten Dichtigkeit der Bewohnung zu bringenden rätisch-vindelicischen Länder wurde Noricum, dessen wir bereits wiederholt zu gedenken hatten, von der Romanisirung ergriffen und mit immer neuen städtischen Ansiedelungen besetzt. Die Ausbeutung der schon vor der römischen Zeit bekannten großen Steinsalzlager am Nordabhange der norischen Alpen, der Goldschätze des Landes, und des in Italien besonders hochgehaltenen norischen Eisens gab hier der römischen Civilisation ihren starken Anhalt. Und neben den uns schon sonst bekannten südlicheren römischen Städten dieser Provinz wurde für die folgende Zeit auch der nördliche Streifen an der Donau wichtig. Hier lag an dem Strome, östlich von Castra Batava, das Kastell Lentia (jetzt Linz), und nicht sehr fern südlich von diesem Platze der volkreichste Ort dieser Gegend, Ovilava (jetzt Wels) an der Traun, durch Hadrian zur Stadt, durch Marc Aurel zur Kolonie erhoben, und weiter östlich an der Donau und der Mündung des Anisus (jetzt Enns) seit Marc Aurel die starke Festung Lauriacum, mit bedeutenden Waffenfabriken, die als Standquartier einer Abtheilung der bewaffneten Donauflotte namentlich in den folgenden stürmischen Zeiten wichtig wurde. Tiefer in einer stark romanisirten Gegend des inneren Landes an der Salzach das Municipium (seit Hadrian) Juvavum, da wo heute Salzburg sich erhebt.

Die neuen Provinzen dagegen zwischen Wien und dem Balkan, zwischen den Karavanken und den Karpathen, das große römische Gebiet der unteren Donau ist im Laufe der Jahrhunderte allerdings sehr vollständig romanisirt worden; aber die Natur des Landes, wie der hier angesessenen illyrischen und dakischen Völker ließ diesen Theil der neuen „Romanen" zu allen Zeiten viel rauher erscheinen, als die afrikanischen, spanischen und gallischen Römer. Mit Ausnahme der reichen Ausbeute der dakischen Bergwerke, beruhte die Bedeutung dieser Länder einerseits auf ihren landwirthschaftlichen Leistungen, andrerseits aber, — und zwar in imposantem Grade, — auf der mili-

tärischen Kraft ihrer Bewohner. Es ist nicht zufällig, daß seit der Wiedererhebung der römischen Kraft nach der schrecklichen Nothzeit des Reiches unter Gallienus die lange Reihe der kraftvollen Herrschergestalten von Claudius II. bis auf Valentinian I. aus Söhnen dieser Provinzen sich ergänzt hat. Und noch Aëtius, der letzte Held des Reiches, ist ein Römer aus Mösien. Britannien, Belgien, Vindelicien, Rätien sind für die Römer allezeit sehr wichtige Aushebungsplätze gewesen. Aber die harten, mordlustigen, ausdauernden Menschen aus Pannonien, die feurigen und dabei zähen Dalmatiner, und die rauhen alten und neuen Bewohner von Dakien, Auxiliaren und Linienſoldaten, gewannen in der römischen Armee immer mehr das Uebergewicht. Das zweite Jahrhundert war das Zeitalter, wo hier die Romanisirung der Hauptsache nach überall durchdrang. Für die Folgezeit ist bis zu dem Verlust Dakiens und bis zu Attilas Zeit, — soweit nicht später die Römer ihre Heere durch deutsche Krieger ergänzen müssen, — „Illyricum" der Theil des Reiches geworden, welcher als Wiege der römischen Kerntruppen die Stelle einnahm, die bis zu den Bürgerkriegen nach Cäsars Tode einst Italien behauptet hatte.

Pannonien ist ebenso schrittweise civilisirt worden, wie es nur gliederweise hatte okkupirt werden können. Nicht nur die Rauhheit des pannonischen Volkes machte große Schwierigkeiten; weit mehr noch die Natur des Landes. Noch heutzutage nehmen in der Nordwestecke dieses Gebietes (in dem Comitat Wieselburg) Sumpf und Haide, in Slawonien ausgedehnte Moräste ein sehr bedeutendes Areal ein. In der älteren Kaiserzeit aber war dieses Verhältniß noch unvergleichlich ungünstiger. Das innere Sawegebiet war Ein gewaltiger Sumpf und Urwald, und nördlich an der Drau sah es nicht anders aus. Noch Kaiser Galerius arbeitete mit ungeheurer Energie um 300 n. Chr., durch Entwaldung und theilweise Entsumpfung des Beckens am Plattensee Raum für den Anbau zu erobern. Zwischen Plattensee und Drau hat sich auch nur eine bedeutende Gemeinde, nämlich Sopianä, entwickeln können. Dazu war der pannonische Winter wegen seiner Strenge mit Recht gefürchtet; selbst die Donau fror hier so „kieselhart" zu, daß sie schwere Lastwagen zu tragen vermochte. Unter so schwierigen Verhältnissen drang die römische Kultur eben nur schrittweise in diesem Lande vor, um dasselbe endlich so gut wie vollständig zu erobern. Das Lateinische herrschte in dem Duab der Sawe und Drau vollständig, und galt im dritten Jahrhundert als Volkssprache. Dasselbe Gebiet ist auch materiell durchaus civilisirt worden, und nahm als ein wohlhabendes Land von reicher Fruchtbarkeit allmählich ein Aussehen an wie die mittleren Striche Galliens. Marmortrümmer, Mosaikböden, Reste von Thermen und Theatern fehlen auch auf diesem Boden nicht. Sonst aber drang die römische Civilisation der Geschichte der Provinz entsprechend vom Süden her sowohl auf der norischen Grenze wie an der Donaulinie vor, um erst allmählich das Binnenland zu überwältigen. Noch in Hadrians Zeit hatte das Städtewesen wieder

neue Fortschritte gemacht. Neben Vindobona, welches wahrscheinlich zuerst Vespasian seine Entstehung verdankt, hatte Hadrian die Lagerstädte bei Carnuntum, Bregetio, und Aquincum (Alt-Ofen) zu Municipien erhoben (letzteres seit Septimius Severus auch Colonia Aelia Septimia), und an der unteren Drau die Kolonie Aelia Mursa (Essegg) gegründet, während im tieferen Süden das in späterer Zeit zu ganz besonderer Blüthe und militärischer Wichtigkeit berufene Sirmium und die alte Schöpfung des Augustus, Siscia, um die sich auch noch Hadrian und Septimius Severus verdient machten, schon durch Vespasian zu Kolonien erhoben waren. Unter den sonst noch wiederholt genannten Orten Pannoniens war das feste Municipium Bregetio (Uj-Szöny) an der Donau, gegenüber der Waagmündung, von besonderer militärischer Wichtigkeit. Die Stadtgemeinde Colonia Ulpia zu Poetovio hatte schon Trajan gegründet. In gleicher Weise für die Romanisirung wie für die militärische Sicherung dieses Landes diente das große Straßennetz, welches — ähnlich wie das unter Marc Aurel noch näher zu schildernde Wehrsystem an der Donau — in der Periode von diesem großen Herrscher bis zu Caracalla noch immer solider vollendet wurde. Die alte große Chaussee, die von Aquileja nach Emona geführt war, überschritt die Karavanken, erreichte Celeja und schickte einen Hauptstrang ostwärts nach Siscia und dann weiter. Der andere führte über Poetovio nach Savaria, und von hier einerseits nach Arrabona (Raab), andrerseits nach Scarbantia, Carnuntum und Vindobona. Auf allen diesen Punkten gewann man dann die große, den Orient mit dem Westen verbindende Donaustraße, deren Vollendung auf dem norischen Ufergebiet erst unter Marc Aurel fällt.

Neben diesen pannonischen und den sehr ausgedehnt im Detail ausgeführten norischen Chausseen hatte sich auch der Flußverkehr lebhaft entwickelt. Abgesehen von der durch eine Kriegsflotte geschützten Donau wurde auch der Inn viel befahren. Noch in der Zeit des tiefsten Verfalls, selbst noch im fünften Jahrhundert n. Chr., wählte sowohl der Personenverkehr, wie der Getreidetransport den Wasserweg auf Inn und Donau. Ebenso war die Sawe eine vielbenutzte Wasserstraße, und wurde sammt der von ihrer Quelle an schiffbaren Laibach stark befahren; dasselbe gilt von der Drau. Es gab Tempel des Neptun zu Emona und Laibach. Der Handel aus Noricum und Westpannonien ging theils nach Italien, theils nach den deutschen Ländern der Quaden und Markomannen. Seitdem ein römischer Ritter unter Nero den direkten Handelsweg von Carnuntum nach der preußischen Bernsteinküste gefunden hatte, drang römisches Geld und römischer Schmuck längs dieser Linie durch Mähren, Schlesien und Posen bis nach der unteren Weichsel vor. Nach den Ländern des Mittelmeeres dagegen kamen aus Noricum und Pannonien durch den Handel im Austausch mit dem Wein, dem Oel und den Produkten der Industrie des Südens, namentlich die Produkte der pannonischen Landwirthschaft, Vieh, Häute, Sklaven, und die Ausbeute wie der Bergwerke, so der Metallindustrie von Noricum, zu welcher nachmals die

Erzeugnisse der Waffenfabriken von Lauriacum, Carnuntum, Aquincum und Sirmium getreten sind. Allmählich ist neben alteinheimischer Töpferei, Ziegelfabriken, Anbau der steirischen und untersberger Marmorbrüche, auch eine Fabrikation wollener Stoffe, aus denen besonders Kapuzenmäntel verfertigt wurden, ins Leben getreten.

Rein äußerlich betrachtet, so unterlag Pannonien mehreren territorialen Veränderungen. Anscheinend seit Vorschiebung der Legionen nach Vindobona und Carnuntum war der Strich zwischen Wienerwald und Leitha von Noricum getrennt und mit Pannonien verbunden worden. Dagegen ist wahrscheinlich unter Hadrian das obere Sawegebiet mit Emona (Ober-Krain) zu Italien geschlagen und mit römischem Bürgerrecht begabt worden. Die Binnengrenze zwischen Ober- und Niederpannonien (S. 345) lief Anfangs von der Mündung der Raab in die Donau südwärts zur Sawe; anderthalb Jahrhunderte später dagegen auf dem Höhenzuge, der von Nordost nach Südwest streifend gegenüber Waitzen die Donau berührt, und dann an dem Plattensee östlich vorüber nach der Sawe. Die Hauptkassen beider Departements befanden sich zu Poetovio und zu Sirmium, während ihre Landtage in Savaria und Aquincum zusammentraten.

Von den übrigen Donauländern ist nur noch von Dakien Näheres zu erzählen, als von der letzten großartigen Kolonie des Reiches. In Dalmatien hatten sich aus den alten Wohnplätzen der einheimischen Stämme eine Reihe von Municipien entwickelt, um deren schließliche Konstituirung namentlich das Flavische Kaiserhaus sich große Verdienste erworben hat. Unter diesen Municipien war Scardona, Centralplatz von Liburnia, das wichtigste. Als römische Kolonien dagegen, die — unterstützt durch den steten und lebhaften Verkehr mit dem hier so nahen Italien, höchst erfolgreiche Träger und Förderer der Latinisirung Dalmatiens waren, sind uns namentlich die alte julische Gründung Salonä, Aequum, eine Schöpfung des Claudius, Epidaurus, Narona und Jader als zukunftsreiche Gemeinwesen wohl bekannt. Auch Mösien, wo ebenfalls bei den hier wohnenden Resten der alten Einwohner keinerlei alte Kultur widerstandsfähig war, romanisirte sich in fühlbarer Weise, und in ähnlicher Art wie Pannonien. In Mösien wirkte noch schneller fördernd die erhebliche Zahl großer römischer Donaufestungen, die uns schon sonst wiederholt bekannt wurden. Diese Standplätze römischer Soldaten und Donaukriegsschiffe wirkten in analoger Weise als Heerde der Romanisirung und als Ausgangspunkte von Lagerstädten, wie man es noch deutlicher am Rheinstrom beobachten konnte. Es kam dazu, daß die klimatischen Verhältnisse hier günstiger sind, als in Pannonien, und daß das mösische Land (namentlich jener Theil zwischen den Steppen der Dobrudscha und Serbiens Eichenwäldern, der heute Donaubulgarien genannt wird) sich in Tagen des Friedens allezeit in hohem Grade als geeignet erwiesen hat, ein reiches Ackerbau- und Industrieland zu werden. Selbst das Griechenthum auf der Küste und in Thrakien zeigte sich hier schwächer, als das roma-

nische Wesen, welches allmählich auch den Balkan überschritten und im Laufe der folgenden Jahrhunderte, mit speziellem Einschluß der ersten Menschenalter der „oströmischen" Kaiserzeit, bis zu dem griechischen Küstensaume Thrakiens am schwarzen und ägäischen Meere die Herrschaft gewonnen und bis zu der bulgarisch-slawischen Zeit auch behauptet hat.

Was nun aber Dakien angeht, so erinnern wir uns (S. 346), daß Trajan die Kolonisirung dieses Landes mit gewaltiger Energie in Angriff genommen hatte. Der Erfolg ist denn auch nicht ausgeblieben. Zunächst die äußerlichen Verhältnisse zu bezeichnen, so theilte Hadrian auch diese Provinz, wie es seiner Zeit mit Mösien und Pannonien geschehen war, in zwei Departements, in das obere (westliche) und das untere (östliche) Dakien. Dagegen erscheint seit seinen nächsten Nachfolgern die Provinz wieder anders geordnet. Sie zerfällt in drei Theile: Dacia Porolissensis, so genannt nach der Stadt Porolissum im Norden des Landes bei Mojgrad; D. Apulensis, nach der Stadt Apulum (bei Karlsburg) benannt; und D. Maluensis, benannt nach der wahrscheinlich in den südöstlichen Theil des dakischen Landes zu setzenden Colonia Maluensis. Diese drei Departements hatten jedoch eine gemeinschaftliche politische und sakrale Hauptstadt, nämlich Sarmizegetusa, die noch im dritten Jahrhundert den Ehrentitel „Metropolis" führte, während Apulum als das militärische Hauptquartier galt. Der gemeinsame Landtag der drei großen Departements wurde hier abgehalten; auch hatte die gesammte Provinz ihren gemeinsamen Kultus des kaiserlichen Hauses. Dagegen stand jedes Departement als gesonderter Verwaltungsbezirk unter einem selbständigen Prokurator. Zweifelhaft bleibt nur, ob dabei die drei Theile immer stets unter einem Legaten zusammengefaßt, oder zuweilen auch durch drei Legaten regiert worden sind. An Stelle der prätorischen erscheinen in Dakien seit Marc Aurel immer nur konsularische Legaten. Zum dauernden Schutze des Landes stand hier außer massenhaften Auxiliaren aus allen Theilen des Reichs die XIII. Legion Gemina, die wie gesagt in Apulum ihr Hauptquartier hatte. Erst Kaiser Septimius Severus verlegte nachmals auch die V. Legion Macedonica aus Mösien nach dem dakischen Potaissa.

Für das Reich hatte der Besitz von Dakien den doppelten Werth einerseits einer gewaltigen Bergfestung, die den Zugang aus den Ebenen des mittlern und östlichen Europa zur Donau sperrte, andrerseits eines überaus metallreichen Bergwerksgebietes. Dakien war das Goldland dieser Zeit. Ampelum (bei dem j. Zalatna am Ompoly), mitten in dem siebenbürgischen Erzgebirge belegen, war der Sitz eines kaiserlichen Bergamtes, unter der Leitung eines Procurator Aurariarum oder Aurifodinarum. Die Bergwerke wurden theils durch Sklaven, die unter eigenen Aufsehern standen, theils durch zu so schwerer Zwangsarbeit verurtheilte, von Soldaten überwachte Verbrecher ausgebeutet. In Dakien mögen beinahe 20,000 solcher Bergleute beschäftigt gewesen sein: (eine Zahl, die allerdings noch hinter den 40,000 Arbeitern in den spa-

nischen Silberminen zurückbleibt). In der Nähe von Ampelum lag auch das in den Inschriften als Vicus Alburnus Major bezeichnete Bergwerk von Abrudbanya. Daneben gab es auch Leute, die auf eigene Hand den Goldsand der Flüsse ausbeuteten, den sie dann gegen eine bestimmte Entlohnung abliefern mußten.

Für die energische Civilisirung der dakischen Provinzen spricht besonders die schnelle und glänzende Entwickelung ihrer römischen Städte und Dörfer. Sarmizegetusa, die Kolonie Trajans, gedieh zu einem der bedeutendsten Plätze der italischen Civilisation in den transdanubischen Ländern. Noch heute sieht man auf dem jetzt durch 12 walachische Dörfer besetzten Areal des alten Stadtbodens den Felsen, wo ihr Kapitol stand, und namentlich die Reste des großen Amphitheaters. Apulum (j. Karlsburg oder auch Weißenburg, magyarisch Károly Fejervar), zu Trajans Zeit nur erst ein Dorf, wuchs zu einem (durch Marc Aurel anerkannten) Municipium empor, seit Hadrian hier die Lagerfestung der XIII. Legion erbaut hatte, und wurde endlich in des Septimius Severus Zeit oder gleich nachher Kolonie mit „italischem Rechte". Von seiner alten Größe giebt das Trümmerfeld bei Karlsburg, mit Resten von Tempeln und Zeughäusern sammt zahlreichen Inschriften deutliche Kunde. Ebenso war Potaissa oder Patavissa (j. Thorda), unter Trajan nur erst ein Dorf, seit Septimius zugleich Festung und Kolonie. Napoca (j. Klausenburg) ist zuerst Municipium, später Kolonie. Und in ähnlicher Weise erwuchsen in den ersten Jahrhunderten der Existenz dieser schönen und reichen Provinz noch andere Dörfer zu Municipien; wir erinnern nur noch an Porolissum, wo der 157 hier residirende Prokurator die Anlage eines Amphitheaters veranlaßt hat. In allen diesen Städten und Orten wurden die herkömmlichen romanischen Sitten und Gebräuche gehegt und gepflegt. Ein schöner Theil des frischen und opferwilligen italisch-romanischen Municipalgeistes lebte auch unter den dakischen Provinzial-Romanen noch lange fort. Innerhalb der Gemeinden traten nach den inschriftlichen Urkunden die organisirten Kollegien, die Zünfte, um so bedeutsamer hervor, je lebhafter der Gewerbfleiß in Dakien blühte. Die Schmiede und Bauhandwerker; die namentlich für die Besatzung arbeitenden Wollenweber zu Apulum; die Zunft der Schiffer, welche die Maroſch befuhren; die Kriegsbaumeister; die Kaufleute; die Fährleute, welche sich der auf Schläuchen ruhenden Fähren bedienten; endlich in der Provinzialhauptstadt auch die Sänftenträger, und viele andere waren die Träger eines reichen, zum Theil auch genußvollen Lebens, durch dessen Einflüsse endlich auch sogar erhebliche Theile der Reste dakischer Ureinwohner latinisirt worden sind. Auch ein Badeort fehlte nicht; als solcher wurde das noch heute wegen seiner Heilquellen geschätzte Mehadia, damals Ad Mediam genannt, viel besucht. Nur ein höheres geistiges Leben scheint in Dakien nicht zur Entwickelung gereift zu sein.

Die späteren Abschnitte der Kaisergeschichte werden noch mehrfach Veranlassung bieten, auf die Weiterentwickelung des romanischen Lebens in dem breiten Gürtel neuer lateinischer Landschaften zu sprechen, der sich in weitem Kreise von den afrikanischen Syrten bis zum Pruth rings um das alte italische Hauptland des römischen Reiches zog. Ausdrücklich aber sei hier bemerkt, daß die mehr oder minder gelungene Romanisirung dieser gewaltigen Ländermasse unseres Erachtens weitaus die bedeutsamste Thatsache ist, die wir aus der Geschichte des Römerreiches vor dem Beginn der Kämpfe um die Existenz des Reiches zu berichten haben. Allmählich ist die Schöpfung der neuen romanischen Völker für das italische Mutterland selbst von dem höchsten Werthe geworden. Denn bei dem auf die Dauer unverkennbaren Hervortreten physischer und geistiger Erschöpfung der Kräfte Italiens wird es höchst wichtig, daß der Kampf um die Existenz des Reiches nun mehr und mehr mit vollem Bewußtsein auch durch die jüngeren Glieder der romanischen Völkerfamilie geführt wird.

Einstweilen allerdings war der Austausch zwischen der Reichshauptstadt und der Peripherie noch immer im Gange; aber so, daß die Spuren des nahenden Verfalls in Rom bereits nicht mehr zu verkennen sind. Am wenigsten tritt dies natürlich nach Seite der materiellen Verhältnisse zu Tage. Der Handelsverkehr war noch immer in gewaltigem Aufsteigen begriffen. Die Vortheile der Aufschließung immer neuer Territorien für den merkantilen Betrieb und die gewerbliche Ausbeutung, der tiefe Frieden, die tüchtige und wohlwollende Verwaltung, die öffentliche Sicherheit, das feste Vorherrschen einer römischen Reichsmünze machten sich bis zu den gefährlichen Schwankungen des Markomannischen Krieges aller Orten bemerkbar. Und es war nur ein altes Leiden und kein neues Symptom des Verfalles, daß gerade die Reichshauptstadt, wo sich unaufhörlich gewaltige Geldmittel sammelten und der Zinsfuß durchschnittlich nicht höher als sechs Procent stand, unter allen großen Centralplätzen des Reiches als der „nahrungsloseste" gelten mußte. Nach dieser Seite war Rom fast nur der empfangende Theil. Die ungeheuren Massen von Waaren aller nur möglichen Art, die aus allen Theilen der damaligen Welt nach der Tiber kamen, in erster Reihe die Luxuswaaren, wurden zum größten Theil nur nach Rom verkauft, ohne daß die Hauptstadt ihrerseits Eigenes zum Austausch zu geben gehabt hätte. Doch gab es immerhin eine Industrie in Rom selbst, die sich in den Händen der Fremden und der Freigelassenen befand. So suchte hier, wie in der Eifel, die Glasfabrikation die berühmten Fabrikate von Alexandrien zu übertreffen, und leistete in der Nachbildung edler Steine Erstaunliches, wie es jetzt auch gelang, die Technik der Spiegelbereitung zu vervollkommnen. Die Vortheile aber und die Anregung des Welthandels, der so wesentlich die nivellirende Arbeit des Kaiserthums bei den verschiedenen Nationen des Reiches unterstützte, kamen noch immer verschiedenen Theilen Italiens zu Gute. Die alten Handelsplätze von Großgriechenland freilich mit Einschluß von

Tarent waren verödet; dafür war zu Ostia, Antium und namentlich zu Puteoli neues Leben aufgeblüht. Und neben dem Wein, dem Oel, dem etruriſchen Thongeſchirr; neben Siciliens Getreide, Maſtvieh, Wolle und Honig, behauptete Oberitalien mit ſeinen Waaren noch immer kräftig ſein Uebergewicht. Seine Schinken hielten die deutſche und die belgiſche, ſeine Leinwand die ſpaniſche und ägyptiſche Konkurrenz trefflich aus. Und ſeine Wollſtoffe, für den Gebrauch der Sklaven, wie für den der Paläſte des Adels, beherrſchten in Rom wie in Unteritalien den Markt. Daneben rief wieder der immer wachſende Bedarf der Reichshauptſtadt neue Erwerbszweige auf verſchiedenen Punkten ins Leben. Wie nach Perlen, ſo war nach Purpur ſolcher Begehr, daß die Fiſcherei wie die Fabrikation (mit Einſchluß von Nachahmungen) einen erheblichen Aufſchwung genommen hatten. Bis tief in die ſpäteſten Zeiten der Kaiſerherrſchaft ſetzte ſich die erneute energiſche Ausbeutung der koſtbaren Marmorbrüche Griechenlands und ſeiner Inſeln fort. In dieſem Lande wie in anderen olivenreichen Provinzen blühte mit enormem Gewinn die neue Induſtrie der Fabrikation vielbegehrter und zu den theuerſten Preiſen bezahlter Salben auf. Wo nicht, wie in Oberitalien, in Spanien, in Gallien, und faſt durchgehends im Oſten der freie Handwerksbetrieb vorherrſchte, da hatten Aſſociation und Fabrikation den höchſten Aufſchwung genommen; in weitem Umfange, ſelbſt die Mitglieder der kaiſerlichen Familien nicht ausgenommen, legte man große Geldmittel in induſtriellen Unternehmungen an. Die fiskaliſchen Domänen verdankten ihre große Rentabilität ſehr weſentlich den daſelbſt fabrikmäßig betriebenen Ziegeleien, Töpfereien, Färbereien, Kohlenbrennereien, Walkereien und ähnlichen Einrichtungen. Dabei hatte auf den verſchiedenſten Gebieten, mit Einſchluß des ſo ſehr beliebten Schauſpielweſens, die Technik eine erſt in den modernen Jahrhunderten wieder erreichte Höhe der Vollendung gewonnen.

Aber es gab noch andere Richtungen, durch welche Rom noch immer und mit wachſender Stärke auf die Provinzen einwirkte, nämlich nach Seiten des Geſchmackes und der Luſt an Schauſpielen aller Art. Noch war die Zeit nicht gekommen, wo auch aus den Provinzen, ja ſelbſt aus den Heeren der „deutſchen Barbaren“ Moden in die römiſche Welt eindrangen. Wohl aber übte nach dieſer Richtung die Reichshauptſtadt, mit Einſchluß der jedesmal modernen Litteratur, deren Erzeugniſſe der Buchhandel bis zu den fernſten Grenzfeſtungen verbreitete, einen recht fühlbaren Einfluß aus, natürlich in den altciviliſirten Ländern des Oſtens viel weniger, als in den neuen Provinzen des Abendlandes. Was aber das Schauſpielweſen betrifft, ſo breitete ſich hier mit feineren Genüſſen auch ein höchſt verderblicher Zug der römiſchen Civiliſation nur allzu erfolgreich über die alte Welt aus. Das eigentliche Theater fand namentlich in Italien und im Oſten ſeine Pflege. Während in Rom bereits der Pantomimus das Feld behielt, liebte das italiſche Volk und mit ihm

namentlich das romanische Spanien noch immer die alten Stücke der römischen Komödie, wogegen in der griechischen Welt Euripides und Menander und ihre Nachfolger die Lieblinge blieben. Dazu trat hier, besonders in Alexandrien, die Vorliebe für Gesang, Musik, Tanz, allmählich auch für fein stylisirtes Ballet. Mehr und mehr entwickelte sich dabei die Sitte der Virtuosen, allein oder in Gesellschaften, die griechisch-römische Welt zu durchziehen, um durch ihre Kunst Geld, Ehrengeschenke und Ehrenbürgerrecht zu erlangen.

Es waren aber nicht nur Schauspieler, die in solcher Weise auftraten, sondern auch Athleten, namentlich griechischer Art. Deren Künste erfreuten das Volk nicht minder, als die Circusspiele, die jetzt im ganzen Reiche, namentlich im Orient, aber auch in Spanien, zu den Belustigungen bei den Hauptfesten gehörten. In viel späterer Zeit noch werden wir die gewaltige Bedeutung kennen lernen, die an Orten wie Antiochia und in dem erneuten Byzantion gerade diese Spiele gewonnen haben.

Viel verderblicher aber war die allgemeine Ausbreitung der blutigen Lust des Amphitheaters und der Freude an den schauderhaften Fechterspielen. Nicht nur daß auch Banden von Gladiatoren zur Aufführung ihrer „Spiele" umhergeführt wurden, so wissen wir, und schon unsere Skizze der abendländischen neuen Provinzen zeigte es recht deutlich, daß den Legionen und den Ansiedlern lateinischer Zunge im Laufe der Zeit fast überall der Architekt folgte, der eine blutige Arena mit ihren Logen aufrichtete. In Italien hatte fast jede bedeutendere Stadt ein stehendes Amphitheater, oder wenigstens eine Thierhetze und ein Fechterspiel, dessen Glanz je nach der größeren oder geringeren Freigebigkeit der Beamten und reicheren Bürger sich richtete. Die größte Verbreitung fanden die Fechterspiele in Nordafrika, in Spanien und Gallien; aber auch in Britannien und in den Donauländern wollte man sie keineswegs entbehren. Der kriegerische Sinn der hier wohnenden Völker kam der Einführung der Gladiatur nur zu sehr entgegen; und für die Thierhetzen war gerade in diesen neuen Provinzen das Material oft vorzugsweise leicht aus der Nähe zu beschaffen. In ähnlicher Weise erwachte in den großen Haupt- und Handelsstädten des hellenistischen Ostens, namentlich in Aegypten, in Syrien, und in manchen Theilen von Kleinasien eine wahre Leidenschaft für diese schauderhafte Art des Volksamüsements. Je fester römische Sitte in neuen Landschaften Wurzel schlug, je mehr sich der Orient dem Romanismus assimilirte, um so sicherer entstanden imposante Amphitheater in neuen und alten Städten. Im Osten wurden mit Vorliebe die Provinzialfeste der Landtage durch solche Spiele des Amphitheaters belebt. In allen Theilen des Reiches wurden Gladiatoren ausgebildet. Die private Industrie wetteiferte auf diesem Punkte mit der kaiserlichen, und in dem unseligen Stande dieser Fechter erwuchs immer mehr ein ganz eigenthümlicher Ehrgeiz, parallel mit ihrer Beliebtheit, die ihre Stellung allmählich jener ähnlich gemacht hat, wie sie noch heutzutage

Basrelief von der Umfassungsmauer des sogen. Grabmals des Scaurus zu Pompeji.

Die erste Gruppe dieser großen Gladiatorendarstellung zeigt zwei Equites von ganz gleicher Ausrüstung im Kampfe begriffen. Von dem nächsten Paare hat der erstere bereits eine Brustwunde empfangen, den Schild zu Boden gesetzt und erhebt, als Bitte um Gnade, den Finger gegen die Zuschauer, indeß sein Gegner die Fortsetzung oder Aufhebung des Kampfes erwartet. Von dem darauf folgenden Kämpferpaar ist der eine, schwer verwundet durch einen Stoß in die Brust, ins Knie gesunken, Schild und Lanze liegen auf dem Boden der Arena, gnadeflehend hebt er die Hand empor; der Gegner aber steht bereit den Todesstoß zu führen. Ungleich belebter ist die nächste Kampfscene. Ohne Mitleid haben die Zuschauer das Urtheil des Besiegten schon gefällt; bittend umfaßt er noch das Bein des Siegers, der, mit der Rechten ihn zu Boden drückend, mit dem Schwerte ihn tödtet. Dabei tritt ein Kampfwärtel, bewaffnet mit einer Harpune, dem Besiegten von hinten auf das Bein, vielleicht um ihn an Flucht oder letzter Vertheidigung zu hindern; und die Hand, die das Opfer aus der Arena durch die porta libitinensis in die Todtenkammer schleifen wird, hält er schon jetzt am Gewande. Weiter folgen Scenen siegreichen Kampfes zwischen verschiedenen Waffengattungen der Fechter, zwischen sogenannten Thrakern und Samniten.

die Stierkämpfer in Spanien einnehmen. In demselben Verhältnisse wuchs aller Orten die Freude an den wüsten Thierhetzen. Nur die hellenischen Bewohner des eigentlichen Griechenlands verhielten sich der Hauptsache nach gegen diese Seite der römischen Civilisation ablehnend. Hier war das Volk im Allgemeinen zu gebildet und zu human, um ernstliche Freude an dem Blutvergießen zur Unterhaltung zu finden. Allerdings sind auch auf althellenischem Boden, selbst in Athen, Fechterspiele und Thierhetzen gegeben worden. Aber einzuwurzeln vermochten sie nicht; nur das römische Korinth, die jugendliche neue Weltstadt, hat sich ein stattliches Amphi-

Bestiarier im Kampfe mit wilden Thieren[1]; im Hintergrunde das Theater des Marcellus (Basrelief).

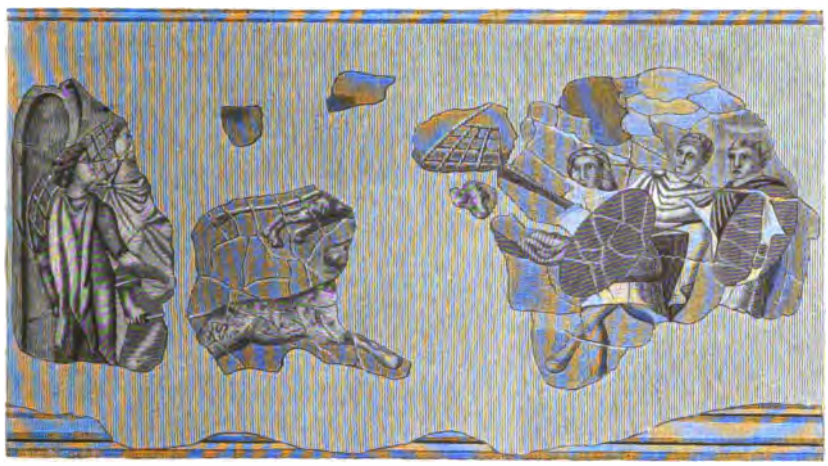
theater erbauen lassen. Die tiefe Entsittlichung, die Verrohung des Volkes, die grausige Barbarei der blutigen Strafjustiz, die mit der Gewöhnung an diese „Spiele" in Rom endemisch geworden war, breitete sich dann auch über das Reich aus, zuweilen selbst durch lüsterne Liederlichkeit noch ganz eigenthümlich wüst gefärbt. Nur daß der Orient kaum noch nöthig hatte, zu seiner altbegründeten und bewährten ethischen Korruption von Rom aus erst weiter angeregt zu werden.

Viel erfreulicher waren Anregungen anderer Art, welche das romanische Wesen allenthalben hervorrief. Wir wissen bereits, wie gewaltig auch

1) An den ledernen mit Ringen versehenen Gurten, die sämmtliche Thiere tragen, waren sie mit Stricken in ihren unter der Arena gelegenen Käfigen gefesselt.

neben den Handelsreisen die Reiselust der Römer entwickelt war, die allerdings nur ein relativ kleines Gebiet umfaßte. Es wird wenig Römer gegeben haben, die aus freien Stücken eine solche persönliche Kenntniß des Reiches gewonnen hatten, wie Kaiser Hadrian. Für solche Reisende waren die alten historischen Länder des Ostens, in erster Reihe Griechenland, Kleinasien und Aegypten, die lockendsten Zielpunkte. Neben den historischen Erinnerungen und den Werken klassischer Kunst wirkte hier der Trieb, die massenhaften Reliquien aller möglichen und unmöglichen Art zu sehen, die namentlich der griechische Osten aus allen großen historischen und mythischen Epochen der Vorwelt noch immer bewahrte. Namentlich der in dieser und der nächsten Zeit mit neuer Energie erwachte Kultus aller Erinnerungen an Alexander den Großen ließ massenhafte Reliquien aus dem Hausrath und sonstigen Besitz des großen Weltbezwingers in Umlauf kommen. Wetteiferte im zweiten Jahrhundert die Reiselust der Hellenen mit jener der Römer, — der Art, daß diese selbst arabische, indische und britannische Reisen nicht scheuten, um nachher zu Hause durch fabelhafte Erzählungen den alten Ktesias in Schatten zu stellen, so ergriff im Laufe der folgenden Zeiten diese Art der Reiselust die verschiedensten Völker unter dem Scepter der Imperatoren. Für die immer mehr sich gräcisirenden Völker des Ostens, mit Einschluß selbst des Adels von Armenien, wurde allerdings dann der stärkste Magnet Griechenland mit der neu aufblühenden Universität Athen, während auf die westlichen und nordischen Völker die Welthauptstadt den berauschendsten Zauber ausübte.

Daneben wirkten aber auch andere Momente, und zwar recht fühlbarer Weise in manchen Zweigen des Luxus. In einer dem satten Behagen der Zeit durchaus entsprechenden Weise war namentlich der Luxus bei den Todtenbestattungen in der romanischen Welt andauernd gestiegen. Bei Roms alten Familien war schon die Aufführung der vielen Ahnenbilder kostspielig genug. Der Verbrauch von Wohlgerüchen bei den Leichenzügen und namentlich bei Verbrennung oder bei Begrabung der Leichen war ungeheuer; der Weihrauch und die theuersten indischen und arabischen Wohlgerüche wurden in kolossalen Mengen bei solchen Gelegenheiten verschwendet. Die Ausstattung der Scheiterhaufen für die Leichen war nicht nur bei den Begräbnissen der Kaiser überaus kostspielig. Pflegte man der Leiche massenhafte Gegenstände, besonders prachtvolle Gewänder, in das Grab oder auf den Scheiterhaufen mitzugeben, so waren auch die Urnen für die Asche, sowie die Sarkophage für die Gräber durch Material (gewöhnlich theure und seltene Steinarten, zuweilen auch Glas,) und Arbeit kostbar. Die Ausgaben erhöhten sich, besonders in der Reichshauptstadt, durch die alte Sitte, die Mitbürger bei solchen Bestattungen durch Bewirthungen, Schauspiele und Gladiatorenkämpfe an der Todtenfeier theilnehmen zu lassen, statt deren jedoch zuweilen auch Geldvertheilungen eintraten. Selbst in dem kleinen Gabii vertheilte ein Seidenhändler i. J. 169 n. Chr. an die angesehensten Bürger des ersten



Reſte eines römiſchen Wandgemäldes zu Nizy-le-Comte (Aisne): Pantherjagd.

Basrelief auf einem zu Arles gefundenen Sarkophag: Centauren mit einem Löwen kämpfend. Der Sarkophag befindet ſich im Muſeum zu Marſeille und ſtammt etwa aus dem 2. Jahrh. n. Chr.

Relief an einem zu Arles gefundenen altchriſtlichen Marmor-Sarkophag, etwa aus dem 4. Jahrh. (Muſeum zu Arles). In den beiden Seitenfeldern ſind die Dioskuren dargeſtellt. Sie ſcheinen hier die allegoriſche Bedeutung der Treue zu haben und zwar mit Bezug auf das in den beiden Mittelfeldern dargeſtellte Ehepaar. Die Reliefs der beiden linksſeitigen Felder, der unbärtige Dioskur und der unbärtige Mann, dürften ſich auf das Eingehen eines Lebensbündniſſes in den Jahren der Jugend beziehen. Die beiden anderen Felder zeigen das Paar gealtert, den Mann und den Dioskur bärtig, und in der Abſchiedsſcene, die offenbar dargeſtellt ſein ſoll, wird wohl auf den Tod deſſen hingewieſen, der in dieſem Sarkophag ſeine letzte Ruheſtätte gefunden hat.

Denkmäler römiſcher Civiliſation in Gallien.

Standes seiner Stadt bei der Einweihung des seiner Tochter errichteten Grabtempels je fünf, an die des zweiten je zwei, an die Ladeninhaber innerhalb der Stadtmauern je einen Denar, und zahlte außerdem an die Stadtkasse 100,000 Sesterzen (21,753 R.-Mark), von deren Zinsen jährlich am Geburtstage seiner Tochter die Angesehensten der beiden ersten Stände öffentlich gespeist werden sollten. Analoge Stiftungen wurden in großer Menge ins Leben gerufen.

Endlich aber war die Neigung, geliebten Todten gewaltige Grabdenkmäler zu errichten, noch immer im Steigen. Nicht blos in Rom trieb man in dieser Richtung erheblichen Aufwand, auch Italien und die Provinzen folgten. So kennt man in Pompeji die Ueberreste des einst sehr stattlichen Monuments der Mamia, eines tempelartigen Bauwerks mit Pilastern auf erhöhtem Unterbau. Der Grabtempel jener jungen Dame in Gabii enthielt die Bronzestatue derselben als Venus, und vier andere, in Nischen aufgestellte, ähnliche Statuen, mit Thüren und einem Altar aus Bronze, und mit sonstigem Schmuck. Aus den Provinzen heben für Gallien die Archäologen namentlich hervor einen gewaltigen Cylinderbau zu Aquä Sextiä, der einen Rundtempel trug; einen ähnlichen Bau zu St. Remy, und das Achteck des Tour Magne zu Nimes; dann die sogenannte Aiguille zu Vienna, eine hochragende, auf einen Janusbogen gesetzte Pyramide, und die großartigen Anlagen von Grabesbauten für einen reichen Römer zu Langres. Namentlich aber für Germanien, — noch heute erhalten, — zu Igel bei Trier (S. 408) jenes über 70 Fuß hohe, aus festem, grauem Sandstein aufgeführte, reich ornamentirte, und mit Bildwerken geschmückte Monument des großen Hauses der Secundiner. In Asien, in der ostjordanischen Landschaft, stehen zahlreich die dort als römische Grabmonumente beliebten viereckigen Thürme, die zugleich als Taubenhäuser dienten. In Afrika baute man unter Anderem das Denkmal des Kommandeurs der zu Lambäse kantonirenden dritten Legion, des Titus Flavius Maximus; es ist ein viereckiger, auf einem Sockel stehender, von einer Pyramide gekrönter Steinban, im Ganzen 6 bis 7 Meter hoch. Der südlichste römische Baurest in der Sahara ist ein Grabmal bei Alt-Dscherma (26° 22′ N. Br.); ein viereckiger, einstöckiger, von korinthischen Pilastern eingefaßter, von einem Hauptgesimse gekrönter Bau, dessen dreistufige Basis eine geräumige Grabkammer einschließt.

Die Menschen, die unter solche Kolossalbauten schließlich gebettet wurden, hatten natürlich alle Genüsse des Lebens reichlich gekostet. Während ihres Lebens waren sie gewöhnlich die vielbeneideten Besitzer jener stattlichen und reich ausgestatteten Villen gewesen, die sich ebenfalls nach italischem Muster über alle Theile des Reiches ausbreiteten. Damit Hand in Hand ging die Pflege jener prächtigen Parks und Gärten, wie die Bewohner Italiens sie so sehr liebten. Bei Anlage solcher Gärten war man bemüht, die Natur künstlerisch zu gestalten und sie mit der Architektur zu verbinden. Dekoration

mit plastischen Kunstwerken, weite Aussichten, Seen und Kanäle, Wasserkünste aller Art, Fischteiche, Vögelhäuser, Wildparks belebten die Parks, die dann weiter durch Terrassen, cirkusartige Plätze und lange Alleen getheilt wurden. Letztere waren eingefaßt durch geschorne Wände und Hecken von Buchs oder Rosmarin; die Bäume aber, die das ertragen konnten, gestaltete man durch Ziehen und Beschneiden zu den künstlichsten und oft wunderlichsten Formen.

Ganz vortrefflich aber wirkte das Beispiel der Römer auf die Völker des Reiches durch die luxuriöse Pflege sanitärer Anstalten. Noch heute nur in wenigen Kulturländern wieder erreicht, war die Ausbildung des großartigen Systems ihrer Wasserleitungen, die — noch im dritten Jahrhundert durch neue vermehrt — schon zu Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. der Reichshauptstadt täglich $1\frac{1}{2}$ Million Kubikmeter Wasser zuführten. Den Anfang einer solchen Leitung bildete das Quellhaus; von da floß das Wasser bald unterirdisch in Tunnelgängen oder gemauerten Kanälen, die von Zeit zu Zeit durch Luftlöcher unterbrochen waren, bald in Kanälen, die auf massiven Bogen hinliefen. Wenn das wiederholt durch Klärbassins filtrirte Wasser Rom erreichte, so gelangte es in ein Castellum oder großes Reservoir, und floß nun durch Röhren von Blei oder gebranntem Thon zu den öffentlichen Brunnen und zu den Vertheilungsbassins, wie zu den Palästen der Kaiser und den großen Thermen. Neue Röhren führten den Bewohnern der verschiedenen Regionen die Gewässer aus den Vertheilungsbassins zu. Die Wasserleitungen durften nicht überbaut, auch kein Baum in ihrer Nähe gepflanzt werden. Jede Beschädigung der Leitungen und jede Verunreinigung des Wassers war bei hoher Strafe untersagt.

Die Wasserfülle machte es möglich, außerordentlich zahlreiche Anstalten für kalte und warme Bäder zu schaffen; deren Zahl, die schon Agrippa auf 170 gebracht hatte, erreichte zu Ende des dritten Jahrhundert die Höhe von 856. Weit großartiger aber gestalteten die Kaiser die prachtvollen Thermen, deren Ruinen noch heute unser Staunen erregen. Inmitten der ausgedehnten Anlagen fand sich in der Regel ein Hofraum, wo sich die Badenden versammelten, und welcher an einer oder mehreren Seiten von einem Säulengange umgeben war. An diesen stieß die Exedra: ein freier, aber kuppelartig überdachter Raum, in welchem steinerne Sitze zur Ruhe einluden. Aus demselben gelangte man durch einen Gang in das Auskleidezimmer (Apodyterium) und von diesem in das Kaltbad (Frigidarium), welches von einem mit der Wasserleitung in Verbindung stehenden Behälter aus gespeist wurde. Wer warme oder heiße Bäder haben wollte, trat vom Apodyterium in das Tepidarium und das neben demselben gelegene Caldarium, welches letztere eine Einrichtung für das trockene Schwitzbad und für kalte Abwaschung nach demselben enthielt. Die Erwärmung erfolgte durch heiße Luft, die von einem nahe dem Caldarium gelegenen Heizapparate erzeugt, in Hohlräume des Fußbodens und der Wände zunächst des Schwitzbaderaumes

und von da des Warmbaderaumes geleitet wurde. Zur Ventilation dienten Oeffnungen, die in der Decke angebracht waren. Außer diesen Räumen fanden sich noch Zimmer zum Salben und Oelen des Körpers, so wie sehr häufig Einzelbadezellen, deren später noch in den Thermen des Diocletian 3000 gezählt wurden. Dazu traten noch Plätze zur geselligen Unterhaltung, zum Spazierengehen, zu gymnastischen Uebungen, zuweilen selbst Bibliotheken; leider aber auch Anstalten zur Pflege des Lasters.

Nach allen diesen Richtungen hin, mit Einschluß der hohen technischen Virtuosität, hielt sich die römische, beziehentlich die romanisch-hellenistische Civilisation noch viele Menschenalter hindurch auf einer erstaunlichen Höhe. Dagegen erreichten gegen Mitte des zweiten Jahrhunderts Kunst und Litteratur einen Höhepunkt, der für den ersten dieser großen Faktoren antiker Kultur bei beiden Hauptkulturvölkern, für den zweiten derselben wenigstens bei den Römern der letzte genannt werden muß. Das Zeitalter Hadrians, der persönlich und durch seine imposante Anregung noch einmal der Architektur wie der Plastik einen gewaltigen Antrieb gegeben hatte, wird nicht mit Unrecht als jenes der letzten Blüthe der antiken Kunstübung bezeichnet. Schon die Kunstleistungen der Hadrianischen Epoche waren nicht mehr auf der Höhe der Augusteischen. Schon während des ersten Jahrhunderts hatte sich eine Neigung zur Ueberladung, zur Ueberfülle, zur Kolossalität und zur überwiegenden Pflege des kostbaren Materials gezeigt. Hadrian hatte sich wieder auf die Originale zurückgewendet, und die Kunst theils durch Reinigung, theils durch neue Quellen zu erfrischen gesucht. Aber die modernen Kenner zweifeln, „ob dieser Kaiser durch die Wiederbelebung der hellenischen Kunst und zugleich durch die Einführung orientalischer Werke der Fortentwicklung der römischen Kunst nicht mehr geschadet als genützt habe". In der Skulptur wird seit der Schöpfung der Reliefs am Titusbogen in Relief und Ornamentalstatuen, und noch mehr an den Büsten und Porträtstatuen der Kaiser schon ein leise Abnahme bemerkbar. Die Wiederbelebung der hellenischen Tradition dagegen erklärt den neuen kurzen Aufschwung, der sich in den plastischen Schöpfungen aus Hadrians Periode bemerkbar macht. In Sachen der Malerei war namentlich die der Architektur dienstbare Ziermalerei sehr beliebt geworden. Sie ist dieselbe, die man die „Pompejanische Wandmalerei" zu nennen pflegt, weil das ausgegrabene Pompeji mit seinen (übrigens zumeist der Claudischen Zeit angehörenden) Wandmalereien uns hauptsächlich über diesen Kunstzweig belehrt hat. „Der Gegenstand ist zumeist eine leichte, phantastische Architektur, zum Theil perspektivisch dargestellt mit stabförmigen Säulchen und absonderlichen Giebeln und Aedikülen. Die so umrahmten Felder sind mit schwebenden Gestalten, gewöhnlich bacchantischen Tänzerpaaren, mit abenteuerlichen Thieren, auch mit schwebenden Geräthen, mit Landschaften, Jagd- und Bühnenscenen, weniger ausgefüllt als unterbrochen. Die Architektur ist reich mit Kränzen geschmückt; auch finden sich häufig förmliche Draperien

gemalt. Die Tonnen- oder Kreuzgewölbe zeigen entweder Felderung in mannichfachen Formen oder lediglich gemaltes Laubwerk, in der Regel von Vögeln belebt. Manchmal kommen den Darstellungen auch Stuckreliefs zu Hilfe. Der Charakter des Ganzen ist luftig und heiter; die Darstellungen erinnern häufig an Tanz-, Liebes- und Tafelfreuden." — Nach der rein technischen Seite hatte der römische Ziegelbau seine höchste Vollendung jetzt erreicht. Die römische Ziegelmauer war höchst ausgezeichnet durch ungemein exakte Fügung, tadellos horizontalen Lauf der Lagen, flache, sorgfältig gearbeitete und gebrannte Ziegel, dünne und gleichmäßige Schichten des Bindemittels. Nicht minder vortrefflich waren die Bruchsteinmauern gefugt. Die spätere Zeit wird uns zeigen, wie noch lange nicht die Kraft, wohl aber der künstlerische Geschmack und die Ausführung auf den verschiedenen Stätten antiker Kunstübung nach dem Ausgang der sogenannten goldenen Zeit des Reiches immer merklicher und schneller nunmehr dem Verfall entgegengeht, — viel langsamer freilich, als in der Litteratur.

Seit Ablauf der Neronischen Periode (S. 234) zeigt uns die Geschichte der römischen Litteratur noch für längere Zeit das Schauspiel vielseitiger Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten, dabei zugleich den wirksamen Versuch einer litterarischen Reaktion gegen die geschraubte Rhetorik namentlich der jüngsten Vergangenheit. Nicht sowohl durch seine litterarische Bedeutung, wohl aber durch seine persönliche Stellung bildet hier den Uebergang aus der Neronischen in die Flavische Periode der fruchtbarste und fleißigste aller Schriftsteller dieses Jahrhunders, der ältere Plinius. Gajus Plinius Secundus, der i. J. 23 n. Chr. zu Novumcomum geboren, und zu Rom ausgebildet, dann in der Hauptstadt selbst eine Zeit lang als Rechtsanwalt aufgetreten war, hatte seine öffentliche Laufbahn i. J. 47 begonnen, wo er (S. 209) in Corbulos Zeit als Kommandeur einer Reiterabtheilung am Rhein thätig war. Späterhin ist er in Narbonensis und (67) in Nordspanien mit untadelhaftem Rufe fiskalischer Procurator gewesen, und endlich unter Vespasian, dem er mit voller Ergebenheit zugethan war, mit der Verwaltung der kaiserlichen Einkünfte in Italien betraut gewesen. Zuletzt zum Admiral der bei Misenum stationirten Flotte ernannt, fand der eifrige Naturforscher (S. 315), nur erst 56 Jahre alt, bei der schrecklichen, am 24. August 79 anhebenden Eruption des Vesuvs seinen vielbetrauerten Tod. Ein Mann von großer Vielseitigkeit und wahrhaft staunenswerther Thätigkeit, hat sich Plinius als Schriftsteller namentlich auf den Gebieten der Taktik, der Geschichte, der Grammatik und Rhetorik, und der Naturwissenschaften einen berühmten Namen gewonnen. Großer Sammelfleiß und lebendiger Wissensdrang war ihm dabei weit mehr eigenthümlich, als das Streben nach Schönheit der schriftstellerischen Form. Von seinen Zeitgenossen besonders hoch geschätzt und von den Historikern der nächstfolgenden Generation vielfach benutzt war die Geschichte seiner Zeit, die Plinius in 31 Büchern (als Fortsetzer des Aufidius Bassus) etwa von den mittleren oder späteren Jahren des Nero

bis in die Flavische Zeit hinein führte. Man rühmte ihm hier große Gewissenhaftigkeit in der Quellenforschung, und Abwägung abweichender Berichte, bis zur Unentschiedenheit des Urtheils, nach. Wirklich erhalten ist uns nur des Plinius große Encyklopädie der Naturwissenschaften (Naturalis historia) in 37 Büchern, die er i. J. 77 n. Chr. dem Titus widmete, nachher aber noch fortdauernd mit Nachträgen und Aenderungen versehen hat. In energischer Eile, nicht immer mit genügender Sachkenntniß und Kritik zusammengetragen, daher von sehr ungleichem Werthe, bietet das Werk einen Stoff, der aus 2000 Werken mehrerer hundert Schriftsteller gesammelt ist, und Alles, was die damalige Welt von Geographie, Zoologie, Botanik und Mineralogie wußte, dazu sehr Vieles aus der Heilkunde und Kunstgeschichte, zusammenfaßte. Im Alterthum und noch mehr im Mittelalter in der That als eine großartige Encyklopädie realen Wissens gebraucht; eine unendlich reiche Fundgrube wichtiger Nachrichten aus dem antiken Leben, ist das Buch sehr ungleichartig stylisirt; stellenweise sehr trocken und nüchtern, dagegen überall, wo es der Gegenstand erlaubt, nach Art des damals noch modernen, manierirt oder geziert rhetorischen Geschmackes gehalten.

Wir gehen nun nicht weiter ein auf die vielen prosaischen Schriftsteller der Flavianischen Periode, — Historiker (unter denen das Werk des Redners und Consulars M. Cluvius Rufus, welches sich auf die Zeit des Nero und die Ereignisse des Jahres 69 erstreckte, auf die spätere Historiographie von wesentlichem Einfluß gewesen zu sein scheint,) Juristen, Rhetoren, — von denen uns nicht viel mehr als die Namen überliefert sind, und wenden uns hinüber zu dem bedeutendsten Prosaisten der Zeit Domitians, der eine neue Wendung der Stylistik ins Leben gerufen hat. Es war der früher schon mehrmals erwähnte M. Fabius Quintilianus, einer jener spanischen Romanen, die so erheblich auf die römische Litteratur der älteren Kaiserzeit eingewirkt haben. Geboren zu Calagurris (zwischen 35 und 42 n. Chr.), und in Rom, wo sein Vater Rhetor war, wissenschaftlich ausgebildet, lebte er wieder einige Zeit in Spanien, folgte dann 68 n. Chr. dem neuen Imperator Galba nach der Reichshauptstadt, und gründete hier eine vielbesuchte Rhetorenschule. Als Gerichtsredner und als Lehrer der Beredtsamkeit sehr geschätzt, blieb er 20 Jahre praktisch thätig, um seine Grundsätze unter der ihm zuströmenden Jugend zu verbreiten. Erst in seinen späteren Jahren trat er als Schriftsteller auf, zuerst mit einem Buche über die Ursachen des Verfalls der Beredtsamkeit; dann (seit 90 n. Chr.) mit einem größeren Werke von zwölf Büchern über die gesammte Bildung zum Redner, mit Einschluß der grammatischen Vorbildung. Während er noch damit beschäftigt war, wurde er (etwa 93) vom Kaiser Domitian zum Erzieher einiger jüngeren Verwandten des fürstlichen Hauses berufen. Eine ganz respektable, milde und wohlwollende Persönlichkeit, zur Anerkennung geneigt, ehrenhaft und gemüthlich wie er war, hat ihm das neue Verhältniß zur Hofburg in dem Urtheil der Nachwelt geschadet. Denn Quintilian, der durch den Kaiser

auch das Consulat erhielt, konnte nicht umhin, nun auch durch Dankbarkeit bestimmt, seiner Schrift litterarische Huldigungen vor Domitian einzuflechten, die zwar aus der für ihn schwierigen Zeitlage und aus der Art des offiziellen Styles sich erklären, aber der Wahrheit nicht gerade entsprachen.

Quintilian, der das Jahr 97 n. Chr. nicht mehr erlebt zu haben scheint, richtete seine Angriffe vorzugsweise gegen die vor Allem durch Seneca herrschend und populär gewordene litterarische Manier. In scharfer Erkenntniß der Mängel dieser Richtung, auf Vereinfachung der rhetorischen Technik bedacht, und ein Mann von feinem Geschmack, empfahl er mit großem Nachdruck und Erfolg, wieder zu den großen alten Mustern der klassischen Epoche, namentlich zu Cicero zurückzukehren. Dabei sollte jedoch von sklavischer Nachahmung nicht die Rede sein; ebensowenig davon, die seit der Zeit des Augustus entwickelten Veränderungen in der Sprache und deren Grammatik rücksichtslos und in falscher archaistischer Manier fallen zu lassen. Wie Cicero, forderte auch Quintilian von dem Redner eine umfassende allgemeine Bildung.

Die Wirkung Quintilians auf seine jüngeren Zeitgenossen scheint sehr bedeutend gewesen zu sein. Von der großen Fülle indessen der prosaischen, wie der poetischen Erzeugnisse dieser litterarisch überaus fruchtbaren, und abermals in der Pflege der „Recitationen" (S. 50) schwelgenden, Zeit sind uns nur relativ wenige Reste erhalten. Von der Menge der historisch bekannten Senats- und Gerichtsredner, Grammatiker und Juristen, kennen wir auch hier im Ganzen wenig mehr als die Namen. Aus der Masse der prosaischen Schriftsteller dieser und der nächstfolgenden Zeit treten uns jetzt außer dem tüchtigen Ingenieur und taktischen Schriftsteller Sextus Julius Frontinus (40—103 n. Chr.) wesentlich nur zwei Männer recht plastisch entgegen, der jüngere Plinius und Tacitus. Gajus Plinius Cäcilius Secundus, der Neffe und Adoptivsohn des Admirals der Flotte von Misenum, war 61 oder 62 n. Chr. zu Novumcomum geboren. Durch eine glänzende Vermögenslage gefördert, persönlich den Kaisern Nerva und Trajan sehr nahe stehend, hat er die adelige römische Beamtenlaufbahn mit Glück durchgemacht, ist aber gleich nach Ablauf seiner (S. 351) bithynischen Statthalterschaft noch in voller Manneskraft gestorben. Unter Domitian i. J. 93 oder 94 Prätor, unter Trajan i. J. 100 Consul, und zuletzt, wie wir uns erinnern, außerordentlicher kaiserlicher Legat für Bithynien (111—113 n. Chr.), ist Plinius in Domitians Zeit ein geschätzter Sachwalter vor dem Centumviralgericht und in Kriminalprozessen gewesen. Unter Nerva begann er seine Reden herauszugeben; erhalten ist noch die Dankrede, der Panegyrikus auf den Kaiser Trajan, der (zuerst zwischen dem 1. und 18. September 100 n. Chr. im Senat gehalten) dem Danke für die Verleihung des Consulates galt. Dazu treten sehr zahlreiche Briefe (neun Bücher), die, wie sie überhaupt von vorn herein für die Veröffentlichung geschrieben waren, zwischen 97 und 108 n. Chr. herausgegeben wurden. Dazu kommt noch (S. 351) der Brief-

wechsel mit Trajan. Der nach Quintilian und Cicero geschulte Plinius verfügte über eine sehr gewandte und glatte Form. Persönlich erscheint er auf Grund seiner Schriften als ein wohlwollender, milder, mit seinen Absichten auf das Edle und Gute gerichteter Römer. Freilich ist er keine groß angelegte Natur, oft kleinlich; freilich erinnert er theils in der Eitelkeit, mit der er sich in seinen Briefen gern als zärtlichen Gatten, treuen Freund, humanen Herrn seiner Sklaven, wackern Bürger und freigebigen Förderer aller guten Zwecke, in die beste Beleuchtung zu stellen sucht, theils in seiner geistigen Empfänglichkeit, Weichheit und Sucht nach Lob einigermaßen an Cicero. Aber im Ganzen gehört er zu den erfreulicheren, liebenswürdigen Erscheinungen dieser späteren Zeit des Römerthums.

Sehr anders geartet dagegen ist der letzte große Geschichtsschreiber, den die italische Welt damals hervorgebracht hat. Von den Lebensschicksalen des P. Cornelius Tacitus ist uns nur sehr wenig bekannt. Wahrscheinlich i. J. 54 n. Chr. zu Rom geboren, der Abkömmling eines angesehenen und vornehmen Hauses, (vielleicht der Sohn eines kaiserlichen Procurators in Belgien,) in römischer Weise rhetorisch (vielleicht ebenfalls durch Quintilian) und philosophisch gebildet, begann auch er, und zwar unter Vespasian, die übliche römische Beamtenlaufbahn und verwaltete (spätestens) 79 n. Chr. die Quästur, und etwa 81 die Aedilitat. Erst i. J. 88 führte er die Prätur und 97 n. Chr. das Consulat. Das Jahr 117 und den Regierungsantritt Hadrians mag Tacitus noch erlebt haben, aber nicht mehr die Rückgabe der von Trajan eroberten orientalischen Provinzen an die Parther.

Die schriftstellerischen Werke, die den Namen dieses ausgezeichneten Römers unsterblich gemacht haben, fallen erst in die letzte Zeit seines Lebens, welches lange genug ihn als Staatsmann, Offizier und Redner beschäftigt gesehen hat. Sehen wir ab von dem „Dialog über die Redner", welcher (wahrscheinlich in der ersten Hälfte von Domitians Regierung verfaßt) sich mit den Gründen des Verfalls der römischen Beredtsamkeit beschäftigt, so wandte sich Tacitus zu der Geschichtschreibung erst dann, als mit Domitians Tode der furchtbare sittliche und geistige Druck von der höheren römischen Gesellschaft geschwunden war, der unter dem letzten Flavier auf derselben gelastet hatte. Die Biographie seines hochverehrten, in Schottland sieggekrönten Schwiegervaters Agricola, der im August 93 gestorben war, erschien in der ersten Zeit Trajans, im Jahre 98 n. Chr., und in demselben Jahre die für uns Deutsche so unvergleichlich werthvolle „Germania": die Schilderung der Zustände der freien deutschen Stämme, mit scharfer Betonung wie des schroffen Römerthums, so der frischen Naturkraft und Sitteneinfalt und der primitiven Tugenden dieser Völker gegenüber dem ausgearteten Wesen der üppigen Romanen. Seine Hauptwerke dagegen, die „Historien", welche die Zeit vom 1. Januar 69 bis zu Domitians Tode, und die sogenannten „Annalen", welche die Geschichte des Reiches von Augustus' Tode bis zum Ende des Jahres 68 umfaßten, gehören Trajans späteren Jahren an. Jene sind

zuerst, die Annalen dagegen dann erst zwischen 115 und 117 n. Chr. herausgegeben worden.

Tacitus hat als Historiker und ethisch-politischer Censor der Imperatoren des ersten Jahrhunderts n. Chr. bis auf unser Zeitalter ein nur sehr selten (wie beispielsweise von Kaiser Napoleon I.) bestrittenes, kanonisches Ansehen behauptet. Seit der Zeit jedoch, wo einerseits die moderne Wissenschaft auch die großen Historiker der antiken Welt als Menschen zu betrachten sich gewöhnt hat, die wie die modernen von Leidenschaften, Sympathien und Antipathien, Interessen und Vorurtheilen ihres eigenen Zeitalters und ihrer Nationalität und Parteistellung berührt wurden; wo andererseits (etwa die meisten französischen und schweizerischen Schriftsteller ausgenommen) das historische Urtheil über den Werth des Principats überhaupt und einzelner Kaiser im Besondern, sich erheblich verändert hat, — ist auch die Beurtheilung des Tacitus eine andere geworden. Der persönliche und politische Werth des großen Historikers und seiner Werke ist wiederholt in der leidenschaftlichsten, zuweilen sogar in recht unwürdiger Weise angegriffen, verkleinert, herabgesetzt worden, während es auch wieder an eifrigen Vertheidigern nicht gefehlt hat. Wir wollen hier nur in aller Kürze unsere Ansicht ausdrücken. Unbeschadet aller litterarischen und politischen Schwächen und Fehler, die man namentlich in den „Annalen" mit mehr oder minder Grund wird anfechten können, wird Tacitus doch stets zu den reinsten und edelsten Gestalten dieses Zeitalters gezählt werden müssen; zu der Reihe jener Gestalten echt römischer Tugend, die sich auch durch die verdorbensten Zeiten der ausgehenden Republik und des Kaiserthums hindurch fortsetzen bis zu Erscheinungen wie Decius und Valerianus im dritten Jahrhundert. Es ist sehr wahr, daß er, wie jeder Historiker, — wie überhaupt jeder bedeutende Mensch, der nicht gerade zu den seltenen Gestalten gehört, die ihren Nationen völlig neue Bahnen aufschließen, — durchaus der Richtung folgt, die ihm als Römer die Wucht einer uralten Vergangenheit vorschrieb. Es ist wahr, daß er sich noch ganz als Glied des einst welterobernden Volkes fühlte, und daß daher auch für ihn das Schicksal der Welthauptstadt und der altrömischen und italischen Gesellschaft das Wichtigste auch für die Geschichte des Reiches bleibt, und daß die Sinnesweise der höheren Klassen der Hauptstadt mit allen ihren, nun sagen wir, Vorurtheilen sehr fühlbar auf seine Auffassung aller Verhältnisse und auf sein Urtheil einwirkt. Nur daß ein himmelweiter Unterschied besteht zwischen der Art, wie Tacitus die Geschichte des ersten Jahrhunderts beschreibt, und jener, wie etwa die Byzantiner arbeiten, die mit ihrem Blick in der Regel nicht weit über die Zone des Kaiserschlosses am Goldenen Horn, der Apostelkirche, und der Campagna von Constantinopel hinauskommen. Und wenn wir nicht vergessen wollen, daß jene Behandlung der römischen Kaisergeschichte, welche auf das Schicksal der Provinzen das Schwergewicht legt, erst das Resultat der Studien des 19. Jahrhunderts ist; und daß ferner selbst im Alterthum erst ein so großer Mann wie

Hadrian als Regent die Provinzialen wirklich in ganz gleicher Weise behandelt hat wie Italien und die Hauptstadt: so vergessen wir nun weiter auch nicht, daß Tacitus darin vor Allem echter Historiker war, daß ihn der energische Trieb beseelte, überall wahr und gerecht zu sein. Allerdings bleibt die kritische Forschung, wie überhaupt bei den Alten, etwa den Polybios ausgenommen, erheblich hinter der Art zurück, wie dieselbe von der Praxis und Technik der Modernen gefordert wird. Aber die Richtung des großen Historikers geht ganz entschieden auf die Ergründung des wirklichen Bildes der großentheils so düsteren Zustände des älteren Principats, obwohl wir — (wie unsere eigene Darstellung wiederholt gezeigt hat) — aus seinem eigenen Material keineswegs immer zu denselben Resultaten gelangen wie einst Tacitus. Nicht immer freilich ist der große Historiker nach der Ansicht der Modernen den Männern des Kaiserthums wirklich gerecht geworden. Wir erinnern daran, daß kein Theil seiner psychologischen Schilderungen schärferen Angriffen ausgesetzt ist, als die des Kaisers Tiberius. Und doch ist das gerade sehr begreiflich. Auch Tacitus konnte sich dem Eindruck der öffentlichen Meinung, unter dem er seit seiner Jugend stand, nicht entziehen. Für seine Person hatte er sich mit der Nothwendigkeit des Principats ausgesöhnt, zumal in der Zeit nach Domitians Tode, wo zwischen Senat und Hofburg für viele Jahrzehnte ein neuer Friede sich ausbildete. Aber wenn immer sein scharfer Verstand ihn abhielt, nach Art noch der Opposition unter Nero den sehnsüchtigen Blick lediglich nach der ideal gedachten republikanischen Vergangenheit zu richten; wenn immer er ein offenes Auge hatte für die Korruption und innere Zersetzung der höheren Klassen des Römerthums: sein Herz war doch bei Männern wie Cremutius Cordus und Thrasea Pätus. Und das tiefe Grauen vor den Schrecknissen des wiederholt blutig arbeitenden Terrorismus einzelner furchtbarer Imperatoren, dazu sein tief ernster, antik sittlicher Sinn, sein edler Zorn über die Ausartung des julischen und claudischen Hauses, ließ ihn in stärksten Farben die Ansicht ausprägen, die in den Kreisen der senatorischen Aristokratie über Männer wie namentlich Tiberius sich fest ausgebildet hatte. Nicht daß unleugbare Verdienste um das Reich verschwiegen würden; aber im Sinne der Kreise, denen auch er angehörte, ließ er die für die Epigonen der eigentlichen Römer furchtbaren Seiten vorzugsweise kräftig hervortreten, und legte minderes oder kein Gewicht auf solche Momente, aus denen die moderne Auffassung wiederholt Motive gewonnen hat zu günstigerer Beurtheilung mancher finsteren Gestalt des Kaiserthums. Der stark subjektive Zug seiner Historiographie prägt sich dann noch in dem eigenthümlichen, gedankenreichen, mit allen Mitteln der Sprache seiner Zeit ausgestatteten, namentlich in den Annalen in gedrungener Kürze gehaltenen, historischen Stile aus. Ein Meister in der Charakterzeichnung und psychologischen Analyse, weiß er endlich auch den imposanten Scenen, die er zu schildern hat, bald ein blutig düsteres, bald ein farbenreiches, glänzendes Kolorit zu verleihen.

Mit dem Ausgang der Trajanischen Zeit beginnt bereits auf dem Gebiet der noch immer überaus reich angebauten römischen Prosa ein anderer Charakter vorzuwalten. Die Produktivität der Römer scheint auch auf diesem Gebiete nunmehr erschöpft zu sein, und es zeigen sich die Spuren einer merkwürdigen „Greisenhaftigkeit" der alten Welt, zunächst der italischen Romanen, theils in der Unfähigkeit, selbständiges und eigenthümliches Neues zu schaffen, theils in Zugänglichkeit für fremde Einflüsse; nur daß jetzt die Meisten in Ungeschmack verfallen und bald alle Stilgattungen vermengen, bald das Entlegene und Seltsame aufsuchen. Allmählich gewinnt die eigentliche Gelehrsamkeit das Uebergewicht, und mit ihr die Neigung, die Schätze der Vorwelt bequemer übersehen zu können, daher das Aufkommen zahlreicher Verfasser von Auszügen. Daneben tritt das Uebergewicht der Grammatiker und unter mächtigem Einfluß der Griechen das der Rhetoren immer fühlbarer in den Vordergrund. Bemerkbar wird ferner ein Doppeltes. Die Litteratur nimmt mehr und mehr einen universalen Charakter an, der Entwicklung des Reiches und der wachsenden Völkermischung innerhalb seiner Grenzen vollkommen entsprechend. Das macht sich auf der einen Seite in der Art geltend, daß nun auch wieder Schriftsteller des romanischen Westens beginnen, sich abwechselnd der griechischen und der lateinischen Sprache zu bedienen, daß auf der andern Seite in der lateinischen Litteratur die Afrikaner anfangen, in den Vordergrund zu treten. Und zwar diese mit einer durch lokale und klimatische, wie durch semitische Motive eigenthümlich ausgeprägten Abzweigung des lateinischen Idioms, der sogenannten afrikanischen Latinität. Wirklich selbständiges Leben dagegen entwickelten nur die Fachwissenschaften, und zwar die Jurisprudenz zugleich ein römisch nationales; hier hielt man die Ueberlieferungen der Vergangenheit fest und bildete sie mit Geist und Scharfsinn weiter, und blieben auch die juristischen Schriftsteller in der sprachlichen Darstellung die Vertreter eines reineren Geschmackes.

Unter den noch immer sehr zahlreichen Schriftstellern, welche der Trajanischen Zeit folgen, heben wir noch einige besonders interessante Namen hervor. Die römische Historiographie hatte mit Tacitus ihren Höhepunkt erreicht, dem die Späteren niemals auch nur annähernd wieder nahe gekommen sind. Noch in Quintilians Zeit wurzelte die Bildung des Gajus Suetonius Tranquillus (etwa 75—160 n. Chr.), der unter Trajan als Sachwalter und Schriftsteller wirksam, unter Hadrian eine Zeit lang Kabinetssekretär des Kaisers war, dann aber seine Muße mit einer encyklopädisch-litterarischen Thätigkeit nach Art des Varro ausfüllte. Theilweise auch in griechischer Sprache schreibend; vorzugsweise der Kultur- und Litteraturgeschichte, der Philosophie und den Naturwissenschaften zugewandt, ist er der Nachwelt hauptsächlich durch seine Sammlung der Kaiserbiographien von Cäsar bis Domitian wichtig geworden. Das 120 n. Chr. geschriebene Werk ist in gedrängter Darstellung klar und korrekt gehalten, in einfacher und sachgemäßer Sprache abgefaßt. Bei manchen Mängeln ist es wichtig, weil Sueton mit vielem

Fleiße, Wahrheitsliebe, sittlichem Ernst und verständigem Urtheil aus guten Quellen einen reichen Stoff gesammelt hat. Dagegen ist es als Kunstwerk durchaus nicht anzusehen, und entbehrt dieser Historiker eines politischen Weitblickes, psychologischer Feinheit und Schärfe, und eines höheren Gesichtskreises durchaus. Vollkommen rhetorisch dagegen hielt unter Hadrian der Historiker Florus seinen wesentlich, obwohl nicht ausschließlich, nach Livius verfaßten, an den Faden der Kriegsgeschichte geknüpften, Auszug oder Abriß der römischen Geschichte bis auf Augustus. Er schrieb allerdings nicht ohne Geist, aber doch ohne Geschmack, und vermochte mit überladenen Phrasen die sehr zahlreichen Fehler seiner, ohnehin durch schönfärbende Tendenz vielfach bedenklichen Darstellung nicht zu verdecken.

Die Abnahme der Produktivität im höheren Sinne trat dann recht deutlich in der Bedeutung zu Tage, die nach dem Abblühen des Hadrianischen Zeitalters ein Mann wie der Afrikaner M. Cornelius Fronto aus Cirta (etwa 90 bis 168 n. Chr.) gewann. Die Persönlichkeit dieses merkwürdigen Mannes hat jedenfalls sehr viel dazu beigetragen, daß er einen litterarischen Einfluß auszuüben vermochte, den seine geistige Begabung und Richtung nach unserer Auffassung nicht verdiente. Als Rhetor und Sachwalter frühzeitig zu Ansehen gelangt, unter Hadrian der erste unter den römischen Anwälten, unter Antoninus Pius Lehrer der kaiserlichen Prinzen Marc Aurel und Verus, i. J. 143 durch das Consulat ausgezeichnet, war er ein hochachtbarer Mensch. Ein treuer Freund, mit dem viele gelehrte griechische und romanische Zeitgenossen in nahen Beziehungen standen; ein väterlicher Berather seiner vielen Schüler, die ihm (die Kaiser M. Aurel und Verus an der Spitze) ihre bewundernde Liebe dauernd bewahrten; ein trefflicher Familienvater; ein ehrenwerther, rechtlicher und freimüthiger Charakter, der seine einflußreiche Stellung nie mißbrauchte, so gehörte er als Mensch in der That zu den schätzenswerthesten Erscheinungen in der Nähe des damaligen römischen Hofes. Aber solches Lob gesteht die moderne Forschung seiner litterarischen Wirksamkeit nicht zu. Mit energischer Polemik wandte er sich nicht nur gegen die Manier des Seneca, sondern ging auch hinter Cicero zurück, den er bei mancher Anerkennung im Einzelnen, im Ganzen ziemlich geringschätzig behandelte. Er wollte, daß man zu noch älteren Mustern, wie Plautus, Ennius, Cato, Gracchus, Lucretius, Sallustius, zurückgreifen sollte. Und bei wenig Geist und viel Geschmacklosigkeit verbrämte er seinen Styl mit Worten und Phrasen aus jenen alten Schriftstellern, und ging dabei in seinen Schöpfungen (bei starker Abneigung gegen die Philosophie) ganz in leerer rhetorischer, gewundener und tändelnder, Künstelei auf.

Von seinen vielen Schülern ist uns nur einer erhalten, nämlich Aulus Gellius (um 125—175 n. Chr.). Dieser begeisterte Verehrer des alten Fronto und Schüler des Grammatikers Gajus Sulpicius Apollinaris aus Karthago, wie auch des großen attischen Rhetors Herodes von Marathon, und anderer zeitgenössischer Berühmtheiten, war einer der interessantesten, mehr-

fach typischen, gelehrten Pedanten dieser Zeit. Persönlich wohlmeinend, mit Vorliebe zu lebhafter Anerkennung derer, die er verehrte, gestimmt; dabei nur wieder blind in seinen Abneigungen; eigentlich kleinlichen und beschränkten Geistes, — als Schriftsteller geneigt, wie Fronto seine Sprache durch alterthümliche Zierrathen zu schmücken, ist er für die Nachwelt wichtig geworden durch sein unter dem Namen „Attische Nächte" in 20 Büchern fast ganz erhaltenes, gelehrtes Sammelwerk von großer Treue und Zuverlässigkeit. Hier ist in Masse vereinigt, was Gellius aus dem Verkehr mit Gelehrten und Juristen der Zeit, und aus Büchern über alte Litteratur und Sprache, Recht und Philosophie, Alterthümer und Naturwissenschaften gelernt hatte.

Ganz anderer Art dagegen war der berühmte afrikanische Schriftsteller L. Apulejus aus dem numidischen Madaura (damals einer römischen Kolonie), der (um 125 n. Chr. geboren) unter Antoninus Pius und Marc Aurel lebte. In Karthago, Athen und Rom gebildet, eine Zeit lang in Rom als Anwalt thätig, war dieser Rhetor und Platoniker später vorzugsweise in Afrika theils als wandernder Kunstredner (nach Art der damaligen modernen Sophisten der griechischen Welt,) theils als Lehrer der Beredtsamkeit beschäftigt. Apulejus ist für dieses Zeitalter und für die afrikanischen Romanen sehr charakteristisch. Buntes vielseitiges geistiges Streben und litterarisches Wirken, Mangel an Kritik, phantastische Wundersucht, eitle Selbstüberschätzung auf der einen, — in Sachen des Styles auf der anderen Seite eine bei aller Gewandtheit der Diktion fremdartige Form, Mangel an Geschmack in Mischung der Stylgattungen, Ueberladung mit rhetorischen Figuren, gespreiztes Pathos und gesuchtes künstliches Wesen wirft ihm die moderne Kritik vor. Aber sie gesteht ihm dabei doch wieder große Lebendigkeit, überraschende Originalität, und eine eigenthümliche Leichtigkeit der Produktion zu. Unter seinen zahlreichen Schriften haben sich namentlich die 11 Bücher der sogenannten „Metamorphosen" behauptet, die er zu Marc Aurels Zeit verfaßte. Es ist dieses ein nach griechischem Muster geformter, auf altgriechischem Boden spielender, phantastisch-satirischer Sittenroman, der auf das griechisch-römische Leben jenes Zeitalters in Sitte und Unsitte, unter wahrscheinlich starker Verwerthung von Vorgängen aus der unmittelbaren Vergangenheit, auf den Aberglauben und die Wundersucht jener Tage, auf die thessalischen Zaubereien und das Hexenthum dieses Landes, auf die Greuel der Sklaverei, des Räuberthums, des Amphitheaters und der Justiz, endlich auf die religiösen Zustände scharfe Lichter fallen läßt. Bekanntlich hat der Afrikaner uns in diesem wunderlichen Romane auch das anmuthige Märchen von Amor und Psyche gerettet.

Neben solchen Prosaikern, die von den entarteten Zeitgenossen gefeiert und bewundert wurden, erblühte aber in echt römischer Weise mit ehrbarer Einfachheit der Schreibweise und bedeutendem Inhalt das klassische Zeitalter der römischen Jurisprudenz. Innerhalb des Standes der Rechtsgelehrten lebte von Geschlecht zu Geschlecht immer kräftiger das Streben, das

ausgebildete Recht immer mehr auszubauen und seine Bestimmungen zu immer größerer Klarheit und Schärfe auszuarbeiten. Die juristischen Schriftsteller sammelten und ordneten den vorhandenen Stoff, faßten ihn in Lehrbüchern zusammen, schrieben ausführliche Erläuterungen zu den einzelnen Quellen, oder verfaßten eingehende Abhandlungen über verschiedene Rechtsmaterien. Nachdem die Jurisprudenz bereits unter Trajan wieder eine Reihe trefflicher Vertreter gehabt hatte, traten mit Hadrian mehrere glänzende Juristen auf, die erheblichen Einfluß auf die Rechtsentwicklung ausübten, indem sie theils als Lehrer und Schriftsteller thätig waren, theils die kaiserlichen Reskripte verfaßten, welche jetzt (S. 381) die wesentlichste Quelle neuen Rechtes bildeten. Der einflußreichste war damals jener Polizeipräsident von Rom, der Sabinianer Salvius Julianus aus Adrumetum, der in Hadrians Auftrage (S. 381) die Edikte der Prätoren gesammelt, gesichtet und in sachlicher Ordnung veröffentlicht hatte, aber auch selbständige juristische Werke verfaßte. Noch mit M. Aurel befreundet, ist er zugleich der Ahnherr des späteren Kaisers Didius Julianus. Unter seinen jüngeren Zeitgenossen war als besonders fruchtbarer Schriftsteller jener Sextus Pomponius thätig und vorzugsweise geschätzt, der auch eine kurze Geschichte des Rechtes und der Jurisprudenz bis auf Hadrians Zeit verfaßte. Hervorragend endlich als der erste der fünf „klassischen" Juristen der nächsten Folgezeit war schon jetzt (110—180 n. Chr.) der aus dem griechischen Osten des Reiches gebürtige Gajus, der vielleicht schon unter Hadrian in Rom, als bedeutender Lehrer und ungemein fruchtbarer Schriftsteller wirkte. Seine berühmten, durch anmuthige Lebendigkeit sich auszeichnenden vier Bücher „Institutionen" (Einführung in die Rechtswissenschaft), die wahrscheinlich um das Jahr 161 herausgegeben wurden, sind wegen ihrer klaren Faßlichkeit ein beliebtes Lehrbuch geworden. Den Abschluß für uns macht dann unter M. Aurel des späteren juristischen Klassikers Papinian Lehrer, Q. Cervidius Scävola, dessen Schriften sich äußerlich meistens an Julians System anschlossen.

Noch auffallender als bei der Prosa tritt das rasche Abwelken der römischen Leistungsfähigkeit auf dem Gebiete der Dichtung zu Tage, welches allerdings bis zu Hadrians Zeit hin noch ungemein eifrig, in Masse freilich von wenig berufenen Dilettanten angebaut wurde. Aus der Vespasianischen Epoche ist nur Ein Dichter auf uns gekommen, Gajus Valerius Flaccus aus Patavium, welcher ein nicht vollendetes Gedicht über die Argonautenfahrt in acht Büchern hinterließ. Rhetorisch und wortreich, aber im Ausdrucke künstlich gedrängt, arbeitete er nach dem Muster des Alexandriners Apollonios von Rhodos, „mit weiterer Ausführung effektvoller Scenen, sowie mit größerer Sorgfalt in Charakterzeichnung und psychologischer Motivirung".

Die harte Zeit unter Domitian trieb besonders viele Dilettanten zur Versenkung in ungefährliches Versemachen. Mehrere wirkliche Dichter dagegen zahlten theils aus Schwäche, theils aus Berechnung der Stellung zum

Hofe ihren Tribut in eleganter Schmeichelei. Der Epiker Gajus Silius Italicus, ein wohlsituirter Mann (25—101 n. Chr.), der nach Abschluß seiner Laufbahn als Consul (68) sich ganz in die Litteratur zurückzog, vollendete unter Domitian sein in 17 Bücher gegliedertes Epos über den zweiten punischen Krieg. In Sachen des Stoffes hielt er sich an Livius; in der Behandlungsweise folgte er namentlich dem Vergil, auch in nationaler Haltung, aber ohne eigene dichterische Erfindungsgabe. Erheblich begabter war dagegen der Neapolitaner P. Papinius Statius, (45—96 n. Chr.), der jedoch bei sehr gewandter Form theils in die antike Mythologie sich versenkte, in der Thebais die Sage von den Sieben gegen Theben, in der nicht vollendeten Achilleïs den Achilleus zum Gegenstande seiner Kunst machte, theils eine Anzahl (31) Gelegenheitsgedichte („Silvä") verfaßte, die auch wesentlich beschreibender Art und als Zeitbilder von Werth sind, zugleich aber in wenig erfreulicher Weise gelegentlich dem Domitian huldigen.

Ein sehr bedeutendes Talent endlich, aber nicht bloß durch seinen ausgeprägten Servilismus gegenüber Domitian und dessen Hofe unerfreulich, war (42—102 n. Chr.) der Spanier M. Valerius Martialis aus Bilbilis, von dem fünfzehn Bücher Epigramme auf uns gekommen sind. Dieser römische Ritter war ein Dichter von ungemeiner Begabung, an Leichtigkeit und Eleganz der Form dem Ovid wohl zu vergleichen. Aber die vollendete Kunst seiner Epigramme gewährt wenig Freude. Der Dichter, der 34 Jahre lang (etwa zwischen 64 u. 98) in Rom lebte, und mit seiner Poesie eigentlich auf Erwerb von Brot und vornehmer Gunst ausging, wählte seine Stoffe wesentlich aus den sozialen Zuständen der Reichshauptstadt, und zwar überwiegend nach der schmutzigen Seite derselben; nur daß der Dichter, der selbst damals nicht Allen zusagte, wenigstens persönlich anständiger lebte, als er zu schreiben beliebte.

Den schroffsten Gegensatz zu solchem Mißbrauch eines brillanten Talents bildete nun in dieser versereichen Zeit, deren Produkte der Buchhandel schnell nach allen römischen Städten und Grenzlagern hin verbreitete, unter Trajans Regiment der herbe Satiriker D. Junius Juvenalis von Aquinum, (47—130 n. Chr.), den sein sittenstrenger Charakter und der Zorn über die sittliche Entartung der Zeitgenossen zum Dichter gemacht hat. Rhetorisch gebildet, längere Zeit Oberst bei der ersten Cohorte dalmatinischer Auxiliaren, publicirte er unter Trajan fünf Bücher Satiren, die für die Sittengeschichte der Zeit sehr wichtig, und durch die Energie und schreckliche, zuweilen freilich rhetorisch überladene, Anschaulichkeit berühmt sind, mit welcher Juvenal die Thorheiten und die sozialen Laster seiner Zeitgenossen brandmarkt.

Während auf diesem Gebiete der nahe Verfall des Geschmackes und der Sprache der romanischen Welt sich auf verschiedenen Punkten bereits sehr deutlich ankündigte, war andrerseits recht sichtbar zu bemerken, daß die

römische Art der Civilisation sich immer bestimmter mit der griechischen verschlang. Der kleinere griechisch redende Theil des Reiches hatte während der langen Friedensruhe der Kaiserzeit einerseits materiell sehr erheblich wieder an Kraft und Wohlstand gewonnen, ohne durch die früher berührten furchtbaren jüdischen Aufstände mehr als nur lokal und vorübergehend erschüttert zu werden. Andrerseits hatte sich auf griechischem Boden theils eine kräftige Nachblüthe der Litteratur entwickelt, theils eine neue Art höherer Jugendbildung Leben und Gestalt gewonnen, die nach dem raschen Sinken der römischen Litteratur für viele Jahrzehnte den griechischen Bildungselementen das Uebergewicht in den Zeiten des langsamen Niederganges der Antike zu verleihen bestimmt war.

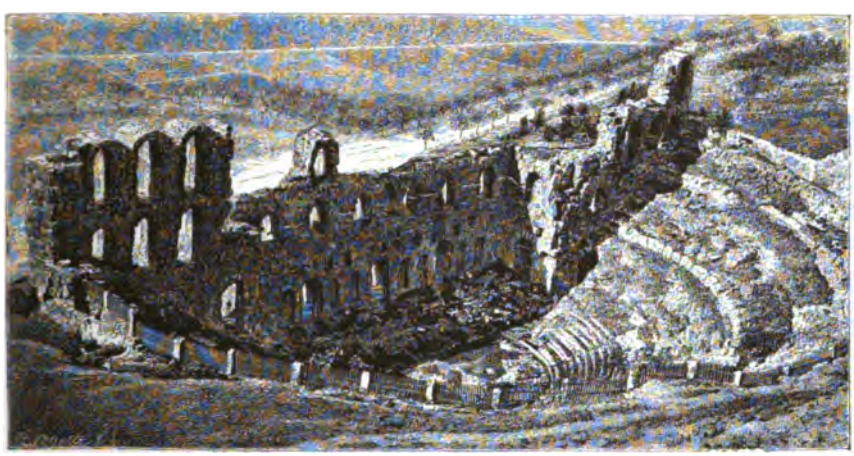
Unter den griechischen Provinzen des Reiches wurde es dem alten Mutterlande der Hellenen weitaus am schwersten, sich wieder zu einer gewissen Blüthe emporzuarbeiten. Doch ist das bis zu Marc Aurels Zeit immerhin bis zu einem gewissen, recht achtbaren Grade geschehen. Freilich darf man Griechenland und Makedonien in der Zeit der Antonine billigerweise nicht mit ihrer Lage etwa zu Philipps Zeit vergleichen. Freilich blieb Makedonien immer ein vergleichsweise, namentlich in den Gebirgen, menschenarmes Land. Freilich entwickelte sich in den öden Gebirgen zwischen Lakmon, Olympos und Othrys noch im zweiten Jahrhundert ein schlimmes, grausames Räuberthum, vielfach der Klephturie ähnlich, wie sie so lange schwer auf dem modernen Hellas gelastet hat, und noch jetzt auf Thessalien und Makedonien drückt. Ein Theil des inneren Peloponnesos blieb verödet; die schlimme Neigung vieler, das Landleben aufzugeben und sich nach Art von Neapels Lazzaronis nach den Küstenstädten zu drängen, war nur schwer aufzuhalten. Auf Inseln wie Euböa bildeten sich in waldreichen Gegenden wieder völlig primitive Zustände aus, und sehr viele griechische Städte erreichten niemals wieder die Volkszahl und die leidliche soziale Lage, wie vor dem Einbruch der Kolonnen des „großen" Mithradates in Hellas. Es dauerte lange, bis auf griechischem Boden die namentlich in Gestalt drückender Verschuldung fortwirkenden Folgen der von Sulla bis zur Schlacht bei Actium fortgesetzten Zerstampfung des Landes überwunden waren. Selbst äußerlich machte sich die harte Zeit darin bemerkbar, daß (S. 369) die Schönheit aufhörte, für das männliche Geschlecht der Griechen charakteristisch zu sein, während eine sehr auffallende Zunahme weiblicher Schönheit bemerkbar wurde.

Nichtsdestoweniger war das Land zwischen den Thälern des Eurotas und dem makedonischen Philippi bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts unverkennbar wieder im Emporsteigen begriffen. Die Länder des Nordens, namentlich Epirus und Makedonien, haben sich erst in dieser Zeit ganz und vollständig hellenisirt. Und wenn viele der alten charakteristischen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen griechischen Stämme und Städte noch bis zur Zeit Constantins des Großen sich erhielten, so war andrerseits allenthalben, selbst Sparta nicht ausgenommen, eine wachsende Ausgleichung unter ihnen

sehr wohl zu bemerken. Nicht nur die seit Cäsar und Augustus auf griechischem und makedonischem Boden angelegten römischen Kolonien, wie namentlich Philippi, wie Paträ, wie Korinth, welches einen guten Theil seines alten Welthandels wieder eroberte, waren im vollsten Gedeihen; nicht nur die makedonische Seehauptstadt Thessalonike und das hoch begünstigte Nikopolis blühten in schöner Weise. Auch manche der alten Orte, wie Elis, wie Mantineia, wie namentlich Sparta, Argos und Tegea, hatten neue Bedeutung erlangt. Athen war nicht nur als Studiensitz und als Reiseziel der römischen und hellenistischen Touristen, sondern auch theilweise als Handelsplatz und industrieller Ort wieder in einem gewissen Aufschwunge. Der gewaltige, namentlich nach Griechenland sich richtende Reiseverkehr und die massenhafte Ausbeute des Marmors für die romanische Welt eröffnete neue Quellen des Wohlstands. Eine andere Liebhaberei der damaligen Welt (S. 418) hatte mitten in dem phokischen Hochland die kleine Stadt Tithorea am Parnaß zu unerwarteter Bedeutung emporwachsen lassen; das ausgezeichnete Oel nämlich, welches hier gebaut wurde, bot die Mittel zur Herstellung ganz besonders feiner, weithin hoch geschätzter Salben. Auch das thessalische Hypata hatte sich neu gehoben, und neben der altbekannten Purpurfischerei der griechischen Gewässer waren mehrere Inseln, wie Kos und Amorgos, sehr wohl im Stande, durch schwunghafte Verwerthung ihrer feinen Webereien, viele andere Inseln durch die Ausführung edler Weine, neuen Wohlstand zu gewinnen.

Wir haben früher erzählt, daß Kaiser Hadrian gerade der europäischen Griechenwelt seine auszeichnende Gunst zugewandt hat. Aber neben und nach ihm war auch ein vornehmer Athener, ein Mann von enormem Vermögen, eifrig bemüht, seine ungeheuren Mittel, zum Theil freilich für nach unsrer modernen Auffassung unproduktive Zwecke, im Interesse seiner griechischen Landsleute mit staunenswürdiger Freigebigkeit zu verwenden. Es ist der berühmte Professor der Rhetorik in Athen, derselbe Herodes Attikus (oder Herodes von Marathon,) der uns noch später wiederholt begegnen wird. Dieser hochbegabte Sohn eines reichen Vaters, (des Tib. Claudius Attikus, der unter Anderem 107 n. Chr. römischer Statthalter in Judäa war), dieser Lehrer und langjährige Freund des edlen Marc Aurel, (geb. 101 n. Chr.), der schon unter Hadrian im Jahre 128 zur Zeit (S. 388) von Antoninus' Proconsulat als Correktor (S. 352) der freien Städte von Asia thätig gewesen, der später (S. 371 ff.) in seiner Heimath Athen Präsident des Hadrianischen Festes der Panhellenien und Priester des Hadrian war; der nachmals (namentlich seit 140) in Rom als gefeierter Kunstredner und Rhetor auftrat, bei seiner Befreundung mit dem Hofe als Inhaber des römischen Bürgerrechts im Jahre 143 das Consulat erwarb, und nachher in zweiter Ehe die schöne Annia Regilla, eine Verwandte des kaiserlichen Hauses heirathete, hatte sich bereits in Asia durch die ungeheure Liberalität berühmt gemacht, mit welcher er die Stadt Alexandreia Troas bei Anlage einer

Wasserleitung unterstützte. In Athen dagegen ließ er im engen Anschluß an Hadrians Neubauten das alte Panathenäische Stadion des Lykurgos jenseits des Ilissos herstellen und vollständig mit weißem Marmor vom Pentelikon belegen. Sein Hauptwerk aber in der Vaterstadt war das mit verschwenderischer Pracht und ausgesuchter Schönheit erbaute Odeion oder bedeckte Theater, welches er zu Ehren seiner verstorbenen Gattin nach dem Jahre 161 n. Chr. am südwestlichen Abhang des Schloßberges mit südwärts gerichteter Front errichtete. Es faßte etwa 6000 Zuschauer und ist noch heute zum größeren Theile vorhanden. Für den Geschmack der Zeit charakteristisch ist dabei die Verschwendung des Marmors. Die Orchestra war mit quadratischen Marmorplatten belegt; es wechselten dabei Platten aus weißem pentelischem Marmor mit solchen aus mattgrünem, gelbem, grau-



Reste des Theaters des Herodes Atticus zu Athen.

geädertem Cipollin von Karystos. Die auch sonst in verschiedenster Weise über Athen sich ergießende Freigebigkeit des Herodes kam aber auch anderen Griechen zu Gute. Die euböischen und böotischen und manche peloponnesische Städte und Megara erhielten reichliche Unterstützungen aller Art. Das durch ein Erdbeben zerrüttete Orikos in Epirus erhielt Mittel zur Wiederherstellung. Die uralten Heilquellen der Thermopylen wurden zum Gebrauch für Kranke in schöne marmorne Bassins gefaßt, und namentlich zu großem Behagen der Festgenossen eine Wasserleitung nach dem Thale von Olympia geführt, deren Eröffnung wahrscheinlich in das Jahr 153 n. Chr. fiel. Korinth wurde durch ein neues Odeion ausgestattet; die Durchstechung des Isthmos dagegen gab er auf, um nicht die kaiserliche Eifersucht zu reizen. Auch Italien wurde von ihm bedacht; hier hat er in Folge seines Consulats die apulische Stadt Canusium durch eine Wasserleitung unterstützt, in der Nähe von Rom dagegen, drei Miglien von der Hauptstadt, an der Via

Appia zum Gedächtniß der Regilla auf ihrem Landgute Triopion einen prachtvollen Park angelegt, dessen Mittelpunkt ein noch heute theilweise erhaltener Grabestempel (nicht fern von dem Denkmal der Cäcilia Metella) bildete. Derselbe war für ihr Bild bestimmt, und nur aus Rücksichten der Konvenienz zugleich der Demeter und der jungen Kaiserin Faustina dedicirt.

In viel großartigerer Weise jedoch war die durch ihre Lage, ihr Klima, den Reichthum und die Produktivität ihres Bodens ohnehin so sehr begünstigte Provinz Asia wieder emporgekommen. Dieses Land hatte sich die vieljährige Friedensruhe der Kaiserzeit und die bessere Verwaltung gründlich zu Nutze machen können. Der furchtbare Jammer der gänzlich ruinirten Einwohner, die von Mithradates' Zeit bis zu dem großen finanziellen Bankerott 10 Jahre nach Actium so Entsetzliches gelitten hatten, war längst verhallt und vergessen. Schon seit Neros Zeit konnte Asia wieder als die reichste und weitaus am besten situirte Provinz des Reiches gelten. Schon damals rühmte sich dieses Land, fünfhundert lebensvolle Städte zu besitzen. Und im Süden hatte die glänzende Eroberung Octavians, das ägyptische Nilthal, sich immer bedeutender entwickelt. Eine der Hauptkornkammern des Reiches, die wichtigste aller kaiserlichen Domänen, und trotz der finanziellen Ausbeutung von Rom aus doch so vorsichtig behandelt, daß die Lage der Massen erträglich blieb, stand dieses Land nicht hinter den guten Zeiten der Ptolemäer zurück. Die große Seehauptstadt Alexandria mit ihrer aus Griechen, Juden und Aegyptern so eigenthümlich gemischten, rastlos thätigen Einwohnerschaft hatte selbst einem Manne wie Hadrian ernstlich imponirt.

Bis herab nun zu den Zeiten nach Septimius Severus war hier Alles im Aufsteigen. Die Industrie der hellenistischen Länder des Reiches war in höchst energischem Betriebe; für manche Geschäftszweige besaß der Osten sein altes Monopol, welches ihm schwer zu entreißen war. Aegypten genoß wegen seiner überaus feinen und kunstvollen Linnenfabrikation, und wegen der großen Kunstfertigkeit im Färben mit Mustern, einen wohl verdienten Ruf. Alexandria speziell fand in der Kunst der Zeugwirkerei nur in Judäa und auf Kypros eine Nachahmung, die jedoch die Originale nicht zu erreichen vermochte. Eher wußte man in Rom die Fabrikate der alexandrinischen Glasmanufakturen zu übertreffen. Phönikien leistete gerade in der Kunst, feine Glaswaaren herzustellen, Erstaunliches, und unter seinen altberühmten Städten hatte Tyros noch immer den Ruhm sich zu wahren gewußt, die Purpurfabrikation weitaus am geschicktesten zu betreiben. Und außer manchen anderen Industriezweigen, die in den Städten des Ostens gediehen, war und blieb auch die wichtige, auf die heutigen Osmanen vererbte, Fertigung feiner Lederwaaren nach wie vor in gutem Betriebe. An Verbesserungen und neuen Erfindungen fehlte es auf keinem Punkte. Ihren eigentlichen Reichthum aber gewannen die griechischen Länder des Ostens als Sitze des Großhandels, der dann weiter auch verschiedene Häfen und Städte des alten Hellas als Stationen auf dem Wege nach Italien neu belebte. Asia

und Aegypten waren hier besonders bevorzugt. Die Karawanen, die aus dem inneren Asien, aus China und Indien, nach Sinope kamen und nach den Häfen des Mittelmeeres geführt wurden, blieben allerdings noch zurück hinter dem Verkehr der Karawanen aus Afrika, und hinter den Schiffsladungen, die vom Rothen Meere aus Arabien, Malabar und Ceylon in Alexandrien sich sammelten. Und wenn die ägyptische Hauptstadt durch Reichthum, Handel und Industrie selbst die asiatischen Griechenstädte, Antiochia mit eingeschlossen, überbot, so waren doch die alten großen Küstenstädte, wie Rhodos, Milet, Ephesos, Smyrna, wie von neueren Orten Antiochia, Laodikeia, Apameia, Kibyra, sowohl durch blühende Industrie, namentlich in feinen Wollartikeln, wie durch ihren Handel mit den Produkten des inneren Orients zu erstaunlichem Wohlstande gediehen.

Mehr und mehr stellte es sich dabei heraus, daß die nivellirende Politik der Kaiser, welche für den Osten die volle Gleichberechtigung des Griechenthums mit dem Romanenthum anerkannt hatte, ihre Früchte trug. Wohl drang das römische Wesen recht fühlbar auch in die griechische und hellenistische Welt ein. Nur in Hellas wurde das Lateinische der Ansiedler durch das Hellenische wirklich absorbirt. Im hellenistischen Orient dagegen thaten die vielen, bis auf Hadrian so energisch fortgesetzten Kolonien mit Einschluß der Ansiedlungen der Veteranen und des Zuströmens so vieler Italiker, namentlich der Kaufleute, nach allen griechischen und hellenistischen Handelsplätzen, doch ihre Wirkung. Namentlich auf den Gebieten, wo die materielle Machtentwickelung des Römerthums in Betracht kam, machte dasselbe fühlbare Fortschritte. Das römische Recht gewann auch nach dieser Richtung größere Geltung. Die halb oder ganz römischen Namen unter den Griechen wurden immer häufiger, und namentlich führte die Sehnsucht nach der unmittelbaren Theilnahme an dem großen Staatsleben der Römer immer mehr Griechen dahin, sich das römische Bürgerrecht zu erwerben. Wie auch die faulen Elemente des römischen Wesens nach dem Osten vordrangen, haben wir schon gesehen. Materiell aber eroberte sich überall die römische Baukunst ein neues Gebiet im Osten, und übte namentlich auf die Anlage von Bädern, Wasserleitungen, Brücken, Villen, Amphitheatern einen bedeutenden Einfluß aus.

Auf der anderen Seite entfaltete das griechische Element noch immer seine alte Lebenskraft. Neue Eroberungen freilich in der Art, wie das Lateinische in der allmählich sich civilisirenden größeren Westhälfte des Reiches, konnte es nicht mehr machen. Allerdings wurde die griechische Weltsprache damals bis zum Jaxartes und bis nach Indien als Verkehrs- und Handelssprache verstanden, wie sie gleichzeitig die Kirchensprache wurde für die langsam aufwachsende neue Welt des Christenthums. Dagegen machte für wirkliches Durchdringen des griechischen Wesens der Eufrat eine sehr bestimmte Grenze. Später hat sich namentlich die neuperssische Art dem Griechenthum weit feindseliger gezeigt, als die immerhin viel zugänglicheren Parther.

Innerhalb des Reiches waren die zähen Semiten nur sehr schwer zu assimiliren; nicht minder die Aegypter. Auch hier blieb das Griechische mehr nur das allgemeine Verkehrsmittel. Nach Seiten der Religion so zäh und unnachgiebig wie zu allen Zeiten, wurden namentlich die Juden nur in Alexandria stark gräcisirt. In Syrien aber erhielt sich selbst bei den viel weicheren Aramäern bei den niederen Volksklassen und namentlich auf dem Lande die alte Volkssprache und ein unvertilgbarer nationaler Gegensatz bis zu den Stürmen der christlichen Konfessionen und bis zu dem vernichtenden Orkan des Islam. Dagegen gelang es schrittweise, die oberen Schichten bis tief nach römisch Arabien immer mehr zu hellenisiren, und namentlich die kleinasiatischen Völker, selbst die rohen Paphlagonier und Kappadokier, so gut wie ganz zu Griechen, nach Art der neuen Romanen an der unteren Donau, zu machen; nur daß die alten Volkssprachen doch auch hier noch bis zum 4. Jahrhundert auf dem Lande fortlebten. Mit der romanischen Civilisation begegnete sich die griechische in der Mitte der thrakischen Provinz, wo erst im 7. Jahrhundert n. Chr. unter völlig veränderten Verhältnissen das Griechenthum die Oberhand behalten hat.

Die römische Reichsregierung förderte im Osten durch ihr Verhalten das Griechenthum nach Kräften, namentlich gegenüber Semiten und Aegyptern. Die kaiserlichen Edikte wurden für den Osten des Reiches auch in griechischer Sprache veröffentlicht, das Griechische als Gerichtssprache anerkannt und zugelassen, die griechische Aufschrift auf den Münzen sorgfältig geschont, namentlich aber als entschiedener Fortschritt begrüßt und amtlich begünstigt, wenn im Orient eine Stadt sich dahin entwickelte, die Formen griechischer Gemeindeverfassung anzunehmen. Und gerade das städtische Leben blühte in der ganzen griechisch redenden Welt unter der Hoheit der Römer lustig weiter. Die aristokratischen Beschränkungen, welche den Verfassungen überall auferlegt waren, und die Eingriffe der Statthalter und kaiserlichen Correktoren in Justiz und Verwaltung der Städte hinderten weder das Walten der alten reich gegliederten Beamtungen, noch die Entfaltung der griechischen Eigenthümlichkeiten. Die Pflege alter und neuer Kulte und Feste, in Griechenland selbst noch der uralten Eleutherien bei Platää, — die Pflege der massenhaften Ehrenbeschlüsse und des neu erwachten Titelprunkes; die Rivalität zwischen verschiedenen Gemeinden um große und kleine, edle und nichtige Fragen, selbst um städtische Ehrentitel; der patriotische Ehrgeiz reicher Bürger, die Mitbürger zu beglücken, oft durch großartige Stiftungen nnd Bauten, oft freilich auch nur durch festliche Bewirthungen, oft auch durch freiwillige Uebernahme kostspieliger Gesandtschaftsreisen nach der Hofburg in Rom: das Alles sind Züge, die nicht nur in kräftigen großen Gemeinden auftreten, wie sie die Griechenwelt damals wieder in Menge besaß, sondern auch in sehr kleinen und nur noch schattenhaft vegetirenden hellenischen Orten uns wiederholt begegnen.

Daneben überfluthete nun andauernd eine griechische Auswanderung

aus Hellas und Vorderasien den romanischen Westen. Als Aerzte, als Lehrer, als gern gebrauchte Sekretäre, Verwalter, Agenten, als vielgeplagte Hausphilosophen in den Palästen der römischen Großen und ihrer Damen, als Athleten und Schauspieler aller Art zogen die Griechen nach Rom, nach Afrika, Spanien und Gallien. Puteoli war ein Hauptsammelplatz griechischer, wie orientalischer Kaufleute. Griechische Künstler waren noch überall gesucht; wir lernten unter Anderen Zenodoros und Apollodor als gefeierte Größen kennen, und noch wieder zu Hadrians Zeit erwarb sich die neubelebte hellenische Malerei und Architektur einen frischen Ruhmestitel. Neu war die Wanderschaft der griechischen Kunstredner, wie sie das zweite Jahrhundert in großartiger Gestalt hervorzubringen begann; älter der Brauch tüchtiger Gelehrten, auch in Rom ihre formelle Gewandtheit und stylistische Eleganz bewundern zu lassen. Freilich brachten die Griechen nicht nur feine Formen und anmuthige Lebensgewohnheiten mit, wie sie im ersten und zweiten Jahrhundert namentlich in Hellas (bei allmählicher Diskreditirung der Päderastie) unter einer fast an moderne Zustände erinnernden Theilnahme der Damen an der Geselligkeit und höheren Bildung sich nunmehr ausgebildet hatten. Auch die alten Fehler und Laster der Griechen kamen dabei immer wieder zum Vorschein. Und wie in Unteritalien, wo übrigens nur in Neapel, Rhegion und Tarent das eigentliche Griechenthum sich behauptet hatte, neben einem gut entwickelten Kunstsinn der Hang zu Ausschweifungen schlimmster Art in höchst bedauerlicher Weise sich ausgebildet hatte, so ergänzte sich auch das Hetärenthum überall vornehmlich aus griechischen Freigelassenen.

Den stärksten und bleibendsten Einfluß übte jedoch das griechische Element im Reiche jetzt und später durch seine litterarische Bewegung. Die Zeit war wieder gekommen, wo einerseits die Griechenwelt eine stattliche Reihe schriftstellerischer Größen aufzuweisen hatte, wo andrerseits neben der akademischen Blüthe der ägyptischen Seehauptstadt und anderer Studiensitze, namentlich im griechischen Kleinasien, auch das alte Athen einen neuen Weltruf als Musenheimath gewinnen sollte. Männer, wie der wackere Dio von Prusa, der wegen seiner glänzenden Redegabe den ehrenden Beinamen „Chrysostomos" erhalten hat, ein Mann von durchaus tüchtiger Gesinnung und bei sehr interessanter Eigenart noch heute durch seinen litterarischen Nachlaß höchst werthvoll für die tiefere Erkenntniß gewisser geistiger Strömungen seiner Zeit (er ist um die Mitte des ersten Jahrhunderts geboren und 117 n. Chr. gestorben), persönlich ein namhafter Philosoph von wesentlich stoischen Grundsätzen und fruchtbarer rhetorisch-politischer Schriftsteller, und weiter die Historiker Appian und Arrian standen den tüchtigsten Vertretern der damaligen römischen Litteratur, Tacitus ausgenommen, theilweise ebenbürtig zur Seite. Appian, der Zeitgenosse der Kaiser Hadrian und Antoninus, der Freund des Fronto, ein geborener Alexandriner, später als Sachwalter in Rom, endlich im Reichsdienst (anscheinend als Prokurator) in seiner Heimath thätig, ist für uns trotz vieler und erheblicher Schwächen wichtig als Verfasser einer

theilweise erhaltenen, bis auf die Kaiserzeit herabgeführten römischen Geschichte, die den reichen Stoff in eine Anzahl von Spezialgeschichten auflöst, und bei der Geschichte der Römer und der von ihnen unterworfenen Völker mit Vorliebe einen ethnographischen Standpunkt zur Geltung bringt. Als Historiker, namentlich als Kritiker und Quellenforscher unvergleichlich höher steht allerdings der „Xenophon" dieser Zeit, der treffliche Flavius Arrianos von Nikomedien, der als Zeitgenosse der Kaiser Hadrian, Antoninus und Marc Aurel auch im römischen Reichsdienst thätig gewesen ist. Philosophisch gebildet durch den berühmten Stoiker Epiktet, mit dem er in jüngeren Jahren in vertrauten Beziehungen stand, und dessen Ethik er später sehr verständig zusammengefaßt herausgegeben hat, war er auch ein tüchtiger Soldat und gebildeter Taktiker, und als solcher gegen Ende von Hadrians Regierung Statthalter von Kappadokien. Unter seinen historischen Schriften ist für die Gegenwart die noch immer werthvollste seine Darstellung der asiatischen Feldzüge Alexanders des Großen: die erste und einzige uns erhaltene kritische und wahrheitstreue Schilderung der weltumgestaltenden Heerfahrt des großen Griechenfürsten.

Die liebenswürdigste litterarische Persönlichkeit dagegen unter den eigentlichen Hellenen des ersten Jahrhunderts und der Trajanischen Zeit, zugleich einer der fruchtbarsten und anmuthigsten Schriftsteller dieses Zeitalters, war der treffliche Plutarch von Chäroneia. Der Abkömmling einer angesehenen, hochgebildeten Bürgerfamilie dieser böotischen Stadt, anscheinend um 46 n. Chr. geboren, eine echte Gelehrtennatur, in Athen durch den auf dem Boden der akademischen Schule fußenden Eklektiker Ammonios philosophisch geschult, nachher auch in Alexandrien und in der Reichshauptstadt gründlich weitergebildet, — später nach dauernder Festsetzung in seiner Heimat, die er aber häufig genug zu Reisen aller Art verließ, Priester des pythischen Apollo und in sehr engen Beziehungen zu dem delphischen Heiligthum, ist er einer der fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit geworden. In seiner edlen Sinnesweise auf die Hebung des sittlichen und sozialen Zustandes seines Volkes stets bedacht, hat er als religiös-philosophischer und als moralischer Schriftsteller von lautester Liebenswürdigkeit in überaus zahlreichen Schriften sich mit den Zuständen der unmittelbaren Gegenwart beschäftigt; am wirksamsten ist er wohl durch die populär praktischen Abhandlungen geworden, die sich auf den verschiedensten Gebieten des geistigen und des praktischen Lebens, mit Vorliebe auch auf dem Gebiet der gemüthlichen menschlichen Beziehungen bewegen. Der in Griechenland wie in Rom allbeliebte Mann, der auch seitens der Kaiser Trajan und Hadrian persönlich ausgezeichnet wurde, unter der Herrschaft des letzteren selbst eine politische Stellung in Griechenland bekleidet haben soll, und während der ersten Hälfte von Hadrians Regierung das Ziel seines thätigen Lebens erreichte, gewann seinen eigentlichen Ruhm bei der Nachwelt als Verfasser der von ihm unter Trajan ausgegebenen Biographien zahlreicher historisch namhafter Hellenen und Römer.

Die kritische Prüfung unserer Tage hat freilich auch diesen Kranz vielfach mit rauher Hand zerpflückt, die Schärfe und Richtigkeit seines historischen Urtheils vielfach in Frage gestellt, die Gründlichkeit und die Art seiner Forschung und Quellenbenutzung kräftig angefochten. Dagegen der schöne sittliche Zug seiner Art der historischen Erzählung, die Wärme und Innigkeit seiner Darstellung, die Freude an seinen Helden, und die umfassende wissenschaftliche und ästhetische Bildung dieses edelsten Hellenen jener Zeit ist noch heute unangefochten geblieben.

Weit intensiver und aufregender, aber viel weniger auf sittliche Hebung berechnet waren dagegen die Studien, die namentlich seit dem zweiten Jahrhundert in den Metropolen der Westküste Kleinasiens und in Athen zur Vorherrschaft gelangten und wesentlich die neue Weltstellung der alten Stadt des Perikles erbauen halfen. Unter den vielen griechischen Studiensitzen der Kaiserzeit behauptete bis zur Zeit des Antoninus Pius noch immer Alexandria die Suprematie. Die Beherrscherin des Welthandels war auch im Besitze einer überaus blühenden Universität, wo sich, gelockt durch die großartigen wissenschaftlichen Sammlungen und das Museum der Ptolemäer, welches durch Kaiser Claudius noch Erweiterungen erfahren hatte, Studirende aus allen Theilen der damaligen Welt zusammenfanden. Neben den philosophischen, grammatisch-philologischen und rhetorischen Studien blühten hier namentlich die exakten Wissenschaften. Die Schulen für Mathematiker genossen einen Weltruf; und zu Alexandria lebte der größte Astronom und Geograph der alten Welt, der bis in die neueren Jahrhunderte hinein hoch gefeierte Claudius Ptolemäos, dessen Blüthezeit in die Mitte des zweiten Jahrhunderts fiel. Nicht minder bedeutend waren in dieser Zeit, wo das Bedürfniß nach wissenschaftlich gebildeten Aerzten sehr groß war, und namentlich die griechische Welt ungemein zahlreiche Jünger dieser Wissenschaft erzeugte, neben solchen Instituten an anderen griechischen Orten die medicinischen Schulen in Alexandria.

Nach dieser Richtung konnte Athen, welches nur seinen uralten Ruhm, seine vier Philosophenschulen, und seine alten und neuen Prachtbauten, sammt seinen einfacheren Sitten und der Reinheit der attischen Sprache seines Landvolkes aufzubieten hatte, mit Alexandria und anderen neueren Großstädten nicht wetteifern. Da wurde für Athen rettend eine neue Richtung des Geschmackes, die sogenannte „moderne Sophistik". Wir wissen, daß die jungen Griechen und Römer, die nach höherer Bildung und eventuell nach öffentlichen Stellungen im municipalen und im Staatsdienst strebten, auf eine ganz bestimmte Art der formellen Bildung angewiesen waren, bei welcher namentlich der Schule des Rhetors eine sehr bedeutende Aufgabe zufiel. Unsere bisherige Darstellung hat uns wiederholt den Einfluß der rhetorischen Bildung kennen gelehrt. Diese Grundlage der höheren Ausbildung hat sich für die gesammte antike Welt bis in das Zeitalter dicht vor Justinian I. behauptet. Nun aber ist es den Griechen, zuerst in Kleinasien,

mit dem Anfang des zweiten Jahrhunderts n. Chr. gelungen, die seit der Zeit des Niederganges der atheniſchen Größe, seit dem Ausleben der Leidensgenoſſen des Demoſthenes verlorene „Kunſt der Wohlredenheit“ wieder zu entdecken. Anders ausgedrückt: nachdem in der alten Welt seit Ciceros Ermordung überall die Beredtſamkeit großen Styles abgeblüht hatte, und Roms Redner ihren Ruhm nur noch als Sachwalter oder innerhalb des Senates zu ſuchen hatten, erwachte die Kunſt der Rede alter Art wieder in der griechiſchen Welt. Aber wie war ſie verwandelt! Die neue Art der Wohlredenheit ſuchte freilich wieder wie die alte ein Publikum, das nach Tauſenden von Zuhörern zählte. Aber die neuen Kunſtredner, die nicht mehr nur Lehrer der Schulrhetorik ſein wollten, ſind weſentlich Schauſpieler. Bei ihnen wird das theatraliſche Moment die Hauptſache, bald auch eine ſehr ausgeprägte Art des Virtuoſenthums, und ihre Prachtſtücke ſind nicht mehr auf große politiſche oder juriſtiſche Aktionen berechnet, ſondern auf den Geſchmack und das äſthetiſche Behagen der Zuhörer. Es ſind „oratoriſche Koncerte“, die ſie veranſtalten, und charakteriſtiſch für ſie iſt die ſachliche Inhaltsloſigkeit ihrer Reden. Nur die Freude der antiken Völker an der ſchönen Form als ſolcher, und das leidenſchaftliche Intereſſe an eleganter Kunſt der Worte macht es begreiflich, wie dieſe neue Richtung die alte Welt von Trajan bis auf Theodoſius I., oder vielmehr bis zu den Tagen hat beherrſchen können, wo in der chriſtlich gewordenen Zeit die glänzende Rhetorik der Kanzel mit ihrem gewaltigen Inhalt das brillante Feuerwerk der antiken Redekünſtler verdrängt hat.

Dieſe neuen Prachtredner, auf welche jetzt der alte Name attiſcher Jugendlehrer als neuer Ehrenname übergeht — dieſe „modernen Sophiſten“ berühren die Gegenwart nur ausnahmsweiſe. Nur ſelten nach wirklich klaſſiſchen Muſtern gebildet, machen ſie die alte Geſchichte in ihren Höhepunkten und die alte Litteratur zu den weſentlichen Motiven ihrer Reden, und gewinnen allmählich ein ſolches Uebergewicht, daß auch die übrigen Wiſſenſchaften, ſelbſt die Medicin, (kaum die Jurisprudenz ausgenommen), ſich in das Gewand der Kunſtrede auf den Studienanſtalten hüllen müſſen. Es unterſcheiden ſich nun verſchiedene Arten ſolcher Künſtler. Manche durchziehen als reiſende Virtuoſen die ganze römiſch-griechiſche Welt und erwerben ſich auf dieſe Weiſe ein ſehr erhebliches Vermögen. Ein anderer Theil dagegen hat feſte Wohnſitze und eine anerkannte Stellung, die ſie jedoch nicht hindert, — namentlich die von Athen, — zu Zeiten die Reichshauptſtadt, verſchiedene Theile Griechenlands, und namentlich auch die großen helleniſchen Nationalſpiele zu beſuchen, um ſich daſelbſt hören zu laſſen. Die Hauptziele aber ihres Ehrgeizes ſind die großen Profeſſuren in Athen, dann die in der durch Hadrian in Rom als „Athenäon“ geſchaffenen Studienanſtalt, endlich aber die Stelle als Chef der griechiſchen Kanzlei an der Seite des Kaiſers. Oft Männer vornehmer Abkunft und von großem Vermögen, in ihren Städten hoch geſchätzt, pflegen ſie ein prunkvolles Auftreten und geben der Phyſiognomie

dieser und der folgenden Zeiten einen neuen und sehr originellen Zug. Fest angesiedelt, sind sie wesentlich Jugendlehrer, aber Rhetoren höheren Ranges, Professoren der Beredtsamkeit. In ihren Schulen wird einerseits die höchst kunstvoll entwickelte Technik der Redekunst, dann die sehr geschätzte Uebung der Improvisation, weiter aber auch eine Masse ästhetischer, litterarischer, philologischer und historischer Bildung gewonnen. Dazu aber traten alle die fatalen Beigaben des Künstlerthums, namentlich eine erstaunliche Pflege der Eitelkeit, und nur zu oft die leidenschaftlichste persönliche Eifersucht auf berühmte Rivalen.

In Kleinasien war namentlich Smyrna ein erster Hauptsitz der neuen Kunst. Hier glänzte vor Allen der berühmte Antonius Polemon (S. 371) von Laodikeia, der während der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts ein gefeierter Improvisator, der Stolz von Smyrna gewesen ist. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß die neue Kunst auch in Athen Boden gewann, wo nun zuerst in Hadrians Zeit Lollianus von Ephesos und sehr bald auch Polemons Schüler, jener brillante Herodes von Marathon, als „Sophisten" sich berühmt machten. Bei dem glühenden Interesse der Regierung und der Gemeinde von Athen für ihre Studienanstalten kam man den neuen Anregungen Antonins gern entgegen. Dieser intelligente Regent (S. 394) befreite durch eine bestimmte Verfügung in den kleineren Städten fünf Aerzte, drei Sophisten und drei Grammatiker, in den größeren 10 Aerzte, fünf Sophisten und fünf Grammatiker von der höchst kostspieligen Uebernahme gewisser municipaler Verpflichtungen. Dann veranlaßte er die städtischen Behörden, den Sophisten als Lehrern der Jugend gewisse Gehälter auszuwerfen; es scheint, daß der Fiskus eintrat, wenn die städtischen Mittel nicht ausreichten.

In Athen schuf man damals den ersten besoldeten Lehrstuhl der Sophistik, den nun der bereits mit Ehren genannte Lollianus einnahm. Die attischen Schulen wurden aber in namhafter Weise weitergeführt, und die Einrichtung geschaffen, die Athen, so zu sagen, den Charakter einer Reichsuniversität gab, als Marc Aurels Regierung sich ihrem Abschluß näherte. Dieser große Freund der Wissenschaften nämlich hat zunächst in der zweiten Hälfte seiner Regierung für Athen neben dem „städtischen" noch einen zweiten, weit reicher besoldeten, den „kaiserlichen" Lehrstuhl der „Sophistik" ins Leben gerufen, — seit dieser Zeit von den Meistern der modernen Redekunst mit Vorliebe gesucht. Nachher aber besuchte er im J. 176 n. Chr. die alte Musenstadt, und damals, so scheint es, geschah es, daß er unter eifriger Mitwirkung seines alten Freundes Herodes von Marathon, den er auch zum Kurator der neuen Schöpfung ernannte, auch für den anderen großen Zweig der zu Athen gepflegten Studien erhebliche Mittel auswarf. Die vier alten großen Philosophenschulen nämlich wurden förmlich anerkannt, und ein namhafter Fonds aus fiskalischen Mitteln angewiesen, aus welchem je ein Docent jeder dieser vier Richtungen (Platoniker, Peripatetiker, Stoiker und Epi-

kureer), denselben Gehalt erhalten sollten, wie der kaiserliche Professor der Rhetorik. Die modernen Specialschriften über Athen und das Ausleben des alten Hellenenthums geben reiches Detail über das innere und äußere Leben dieser neuen, mit unseren Instituten dieser Art allerdings nur mit theilweiser Berechtigung zu vergleichenden athenischen Universität, auf die wir bei der Geschichte der Zeit der Constantiner und der ersten oströmischen Kaiser noch einmal zurückkommen werden. Zunächst sei nur bemerkt, daß seit dieser Zeit Athen das ersehnte Ziel immer größerer Schaaren junger Männer geworden ist, welche mit ganz besonderer Vorliebe sich namentlich in der modernen Prachtrhetorik berauschten; und zwar so, daß für diese und die folgende Zeit noch erst italische und afrikanische Romanen, und namentlich Griechen aus Hellas, aus Kleinasien, Aegypten und Syrien den Kern der studirenden Jugend bildeten, während auch die großen Sophisten immer zahlreicher aus den immer tiefer gräcisirten Schichten der Landschaften zwischen dem Nil und dem Taurusgebirge hervorgingen. Viel später finden wir dann, daß schließlich kaum ein Land des Reiches und seiner irgend civilisirten Grenznachbarn der Vertreter unter der akademischen Jugend von Athen gänzlich entbehrt hat.

Ein guter Theil der hier bisher gegebenen Schilderungen wird es verständlich machen, wie die späteren Geschlechter der ausgehenden antiken Welt vielfach dazu gekommen sind, die Zeit von Nero bis Marc Aurel als die „Goldene Zeit" des Reiches zu feiern. Die Zeitgenossen selbst, die gern in heiterem Behagen sich des Genusses aller Güter und alles Glanzes erfreuten, der auf diesem milden „Nachmittag" des antiken Tages ruhte, waren sich schwerlich darüber klar, daß das Ende dieser schönen Zeit nicht mehr fern war, und in gewissem Sinne auch nicht mehr fern sein konnte. Wir werden aber nur zu bald finden, daß bei dem Hereinbrechen schwerer auswärtiger Gefahren und tiefgehender innerer Erschütterungen das Reich für viele Jahrzehnte auffallend kraftlos erscheint. Mit Ausnahme indessen eines sehr wesentlichen Zuges, der aber ebenfalls nicht gerade jäh in den Vordergrund tritt, wird bei unserer Beobachtung recht klar, daß diese gefährliche Schwäche nicht von ungefähr sich über die Völker des Reiches ausgebreitet hatte. Vielmehr war ein guter Theil des heiteren Glanzes der goldenen Zeit doch nur blendender Schimmer gewesen. Auf vielen Punkten verhüllte nur ein täuschender Schein der Gesundheit den unrettbar sich vorbereitenden inneren Verfall, und hatten Schäden gewuchert, die erst viel später durch das Eintreten ganz neuer geistiger Kräfte und Volkselemente geheilt werden konnten, — dann aber auf Kosten der Antike und des Römerthums.

Der fühlbare litterarische und bald auch künstlerische Verfall der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. war noch keineswegs als das schlimmste Symptom für die Zukunft des Römerthums anzusehen. Wir heben hier zum Abschluß dieser Schilderungen noch die wesentlichsten Momente heraus.

In erster Reihe war es mit der allgemeinen Sittlichkeit sehr übel bestellt. Man braucht die Worte und drastischen Schilderungen der Satiriker des Zeitalters keineswegs überall im weitesten Sinne zu nehmen; man braucht auch den Hautgoutduft eines erheblichen Theiles der „leichten" Litteratur nicht gerade als bestimmenden Faktor bei der Prüfung des sittlichen Niveaus dieser Zeiten zu nehmen; man mag seine volle Freude haben an einer nicht kleinen Zahl edelster Persönlichkeiten unter den Völkern des Reiches und an vielen hochachtbaren Erscheinungen des damaligen Lebens; man mag endlich großes Gewicht legen auf die fortlaufende Ergänzung der herrschenden Kreise und Klassen aus den frischeren Massen in der Tiefe des Volkes überhaupt und in manchen noch jugendlich gesünderen Provinzen: nichtsdestoweniger bleibt eine erschreckend große Masse von Momenten unsittlicher Art übrig, die ihrer Natur nach immer weiter wuchern mußten. Wir erinnern noch einmal daran, wie überaus entsittlichend nach den verschiedensten Seiten hin die „Spiele" des Amphitheaters, die Thierhetzen, und die theatralischen Hinrichtungen (S. 61) wirken mußten, die von Geschlecht zu Geschlecht sich über alle Theile des Reiches weiter und intensiver ausbreiteten. Wie es mit der Sittlichkeit im engsten Sinne des Wortes stand, namentlich in allen großen Metropolen des Reiches, und zwar aller Zungen, soll nicht nochmals des Näheren erörtert werden. Gegenüber den grotesken Erscheinungen des ersten Jahrhunderts, selbst in der Hofburg auf dem Palatin, ist allerdings das charakteristisch, daß die furchtbar großartigen Gestalten solcher Frevel seltener werden, daß jedoch diese Art der Entsittlichung immer allgemeiner sich ausbreitet. Die griechische und die römische Welt, diese mit Einschluß der Kelten und Afrikaner, hatten einander nichts vorzuwerfen. Neben der Reichshauptstadt und Unteritalien behauptete Alexandria, dem Karthago mit Erfolg nachstrebte, den Ruf der lockersten Sitten, der größten Ueppigkeit, — diese allerdings viel raffinirter als an der Tiber, und zügellosester Ausschweifung. Aber auch andere Centralplätze, wie Antiochia, wie Smyrna und Ephesos, wie Korinth und Thessalonike hatten einen wohlverdienten schlimmen Ruf. Und neben sittlicher Zuchtlosigkeit schlimmster Art, die in der griechischen und römischen Welt bei allen Ständen allgemein ausgebreitet und unaufhörlich das gewöhnlichste Objekt gegenseitiger Vorwürfe war, wimmelte es von gemeinen Verbrechen aller Art. Abgesehen von Raub, Mord, Todtschlag, wie von gemeinen Diebereien, so waren Giftmischerei in Familien, frecher Tempelraub, Meineid, Erbschleicherei, Betrug, pfiffige Beraubung anderer um ihr Vermögen, und bei dem Schwinden honetter Gesinnung auch unter gebildeten Menschen furchtbare Roheit im Streite und in der Polemik nur zu gewöhnlich.

Mit den Mitteln der antiken Welt war dagegen nur schwer aufzukommen. Die gesünderen Provinzen sanken ebenfalls nach dieser Seite allmählich, je reicher die romanische Civilisation sich dort entfaltete. Die roheren Elemente dagegen, die namentlich aus den unteren Donauländern und später

aus manchen noch weiter romanisirten Stämmen der „Barbaren" in das Römerthum eintraten, haben, wie sich zeigen wird, mehrfach schlimme Verwilderung mitgebracht und die römische Strafjustiz erheblich grausamer gestalten helfen. Die Philosophie wirkte, namentlich in ihrer platonischen und stoischen Ausprägung, wohl auf eine große Anzahl tüchtiger Menschen sittlich hebend und fördernd; für die Massen bedeutete sie doch immer nur wenig, zumal die Haltung und Lebensführung sehr vieler Berufsphilosophen ebenfalls durchaus nicht erfreulicher Art war und den Spott der Satiriker herausforderte.

Ebensowenig war die antike Religion ihrer Natur nach geeignet, dem sittlichen Verfall entgegenzuwirken. Nur muß man nicht annehmen, daß sie selbst sich damals bereits in Auflösung befunden habe. Ganz im Gegentheil, im Gegensatz zu den letzten Zeiten der Republik und eines großen Theiles des ersten Jahrhunderts ist das zweite Jahrhundert eher ein Zeitalter neuen Auflebens der alten Kulte zu nennen. Es sind dabei verschiedene Richtungen und geistige Strömungen sehr bestimmt zu unterscheiden. Auf der einen Seite gab es bedeutende Persönlichkeiten, die mit bewußtem Nachdruck den alten Glauben der römisch-griechischen Welt wieder zu beleben und zugleich auf die Hebung der Sittlichkeit zu wirken bemüht waren. In solcher Weise hatte der vielgefeierte Neu-Pythagoräer und begeisterte Verehrer alles Hellenischen, Apollonios von Tyana, während des ersten Jahrhunderts, nachdem er den fernsten Orient durchwandert, seit Claudius' Zeit in Begleitung zahlreicher Jünger das römische Reich durchzogen und einerseits als Wunderthäter, andrerseits als ein Mann von höchster sittlicher Reinheit und imponirender Würde bei den Priestern, wie bei den Massen eine sittliche Reform zu erzielen gestrebt. Denn er suchte dem Polytheismus einen geistigeren Inhalt zu verleihen, und setzte ein strenges Moralprincip in den Mittelpunkt seines ganzen religiös-philosophischen Systems. Weit klarer allerdings war sein jüngerer Zeitgenosse Plutarch, der ebenfalls auf eine geläuterte Ethik das höchste Gewicht, daneben aber im Sinne des Platonismus seiner Zeit einen ganz besonderen Nachdruck auf die Persönlichkeit, die Einheit und die absolute Vollkommenheit der Gottheit legte. Charakteristisch ist hier aber wieder die Annahme einer Einwirkung der Gottheit durch Vermittlung von Dämonen auf die Menschen, die sich der Einzelne durch Läuterung seines Inneren und durch Hingabe an die Gottheit zu erwerben habe. Auf der andern Seite war in bemerkbarer Weise gegen die sehr zahlreichen zersetzenden und skeptischen Einflüsse älterer und neuerer Zeit und gegenüber den außerhalb der Epikureischen Schule überhaupt nicht sehr häufigen wirklichen Atheisten und Pantheisten eine fühlbare Reaktion im Gange, die sich theils in der ausgesprochenen Gläubigkeit vieler uns bekannter Vertreter der gebildeten Welt, theils in der unverkennbaren Haltung der Kaiser seit Domitian deutlich zu erkennen giebt. Während die gebildete Welt mehr oder minder geschickt sich eine Vermittlung schuf zwischen philo-

sophischen Gedanken und dem Volksglauben, war in der That bei den Massen der positive Glaube an die alten Götter noch immer ungeschwächt erhalten. Getragen und gehalten durch die zahllosen alten und neuen Heiligthümer, durch die, namentlich auch auf hellenischem Boden unendlich zahlreichen, theilweise uralten Kulte jeder Art, die seit unvordenklicher Zeit fortlebten, fehlte es, — ganz abgesehen von dem Kultus der römischen Kaiser und von neuen Erscheinungen, wie dem Dienst des Antinoos, — innerhalb desselben durchaus nicht an Bewegung und Produktivität. Dazu trat aber drittens die seit Alters arbeitende Richtung auf die Aufnahme neuer, oft sehr fremdartiger Kulte und Göttergestalten in die griechisch-römische Götterwelt. Keltische und afrikanisch-semitische Gottheiten wurden methodisch mit römisch-griechischen kombinirt und identificirt. Und gerade das erste und zweite Jahrhundert zeigen recht deutlich das Vordringen der so fremdartigen ägyptischen und persischen Gottheiten im römischen Reiche. Von jenen hatten Anubis, Sarapis, Harpokrates, und namentlich die Isis, die seit der Diadochenzeit nach Westen vordrangen, ihre weiteste Verbreitung gewonnen. Die Isis zumal, deren Dienst seit Sulla in Rom eingedrungen war und seit Vespasian kaiserliche Gunst gewonnen hatte, verbreitete sich bis nach dem fernsten Westen, und hatte allmählich, zunächst als eine Gottheit des Heils, im engeren Sinne auch der Heilung, eine ungeheure, „allumfassende" Bedeutung gewonnen, am Mittelmeer selbst die einer Herrscherin der See. Ihr Kultus war reich an prachtvollen Prozessionen, nicht minder an Kasteiungen, Sühnungen und strengen Observanzen, und vor allem an Mysterien. Gerade die religiöse Sehnsucht, die Hoffnung auf Entsühnung, der Drang nach kräftigen Bußen, und die Hoffnung, durch Hingebung an Eine Gottheit eine selige Unsterblichkeit zu gewinnen, förderte die Aufnahme so fremdartiger Kulte in die römisch-griechische Götterwelt, der sonst diese geheimnißvollen Ceremonien, schwärmerische Ekstase, Magie, Selbstentäußerung und schrankenlose Hingebung an die Gottheit, Entsagung und Buße als Vorbedingung der Läuterung und Weihe, ziemlich fremd gewesen waren. Noch mächtiger aber, und namentlich durch die Armee verbreitet, war der Geheimdienst des Mithras, ebenfalls mit dem Anspruch auf Erlösung und Unsterblichkeit. Zuerst unter Tiberius bekannt geworden, dagegen im 2. und im 3. Jahrhundert immer allgemeiner verbreitet, war der Dienst des persischen Sonnengottes, aber mit starker semitischer Färbung, durch die kilikischen Piraten den Abendländern zugeführt worden. „Der unbesiegte Gott Mithras, die unbesiegte Sonne Mithras," Siegspender, Kriegsgott, später auch Führer der Seelen, die er aus dem Erdenleben heraus wieder zum Lichte emporleitet, wurde der Mittelpunkt eines neuen Kultus, bei welchem die in seinen Mysterien erstrebte „Erlösung, um dem rettenden Gott sich anschließen zu können", mit furchtbar schweren, düsteren Prüfungen verbunden war. Die Spuren dieses Mithraskultus, der sich natürlich mit semitischen, wie mit griechisch-römischen Sonnendiensten nahe berührte, sind in sehr zahlreichen Reliefs (meist aus dem dritten Jahr-

hundert) auf der europäischen Militärgrenze des Reiches in vielen Gestalten aufgefunden worden. Im Inneren des Reiches kannte man namentlich in Alexandrien und in Rom, wo die Mithrashöhle in den kapitolinischen Hügel hineinging, die Heiligthümer dieser Gottheit.

Mithras-Gruppe (Rom, Vatican).

In einer Höhle, über welcher häufig der Sonnenwagen oder die Sonne und der Mond angedeutet ist, kniet ein Jüngling in phrygischer Tracht (es ist Mithras) auf einem Stier, dem er einen Dolch in den Hals stößt. Ein Hund springt an den Stier heran, eine Schlange leckt sein Blut. Diese Symbole bedeuten den Sieg des Sonnenhelden über den Stier als Sinnbild des Mondes oder der rasch wechselnden Zeitlichkeit überhaupt, welcher sterben muß, damit ein neues Jahr entstehe. Der Hund deutet auf den verzehrenden Sirius ꝛc.

Daneben aber behauptet nun die alte Religion, „der Staatskultus", noch immer weithin das Feld, und mit ihr die ausgeprägte Wundersucht, die neu erwachte Schwärmerei für das Orakelwesen, für Astrologie, und alle Art von Superstition, namentlich wunderbare Vorzeichen jeder nur möglichen Art. Wie sehr aus solcher Temperatur heraus die Massen und auch gebildete Männer durch schlaue Betrüger ausgebeutet werden konnten, das lehrt uns recht deutlich die groteske Geschichte von dem Orakel des Apollo und Asklepios zu Abonoteichos in Paphlagonien, mit welchem ein schlauer Gauner, Alexander genannt, unter Antoninus und Marc Aurel die halbe Welt in der raffinirtesten Weise betrog und seinerseits zu großem Vermögen gelangte.

Nur klein war neben solchen Massen die Zahl der wirklich Ungläubigen, oder auch derer, die nur die höchsten Ideen über göttliche Dinge pflegten, welche die menschliche Vernunft erzeugen konnte. Und eine sehr isolirte Erscheinung war, soviel sich erkennen läßt, jener Lukianos von Samosata (geboren um 120), der Voltaire des zweiten Jahrhunderts, der geistreichste griechische Schriftsteller der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, der fein gebildete Sophist, der — für die Sittengeschichte der Antoninenzeit unschätzbar, in zahlreichen witzigen Schriften, bei im Grunde tief ernster Sinnesweise, einerseits die Thorheiten und Frevel seiner Zeit scharf geißelte, andererseits aber auf dem Boden der ursprünglichen Lehre des Epikur mit ätzender Schärfe das antike wie das damals moderne Götterthum zersetzte.

Was dem geistvollen Manne voll herber Bitterkeit, aber ohne positive Ueberzeugung und ohne reformatorischen Schwung fehlte, das hatten nun endlich die Christen, die entschlossenen Gegner der alten Götterwelt, die junge Saat der Zukunft. Aber in diesem Zeitalter waren sie freilich schon überall bekannt, jedoch noch lange keine Macht, mit welcher ihre Gegner geglaubt hätten, ernsthaft rechnen zu müssen. Das Christenthum hatte allerdings im Laufe des ersten Jahrhunderts sich in verschiedenen Theilen des Reiches räumlich ziemlich weit verbreitet. Die apostolische Mission bis zu Neros Zeit war auf die Osthälfte des Reiches, endlich auf die Reichshauptstadt beschränkt geblieben. Dagegen machte es der riesige Verkehr innerhalb des Reiches und namentlich die Ausdehnung der jüdischen Diaspora nur natürlich, daß man in vergleichsweise nicht allzulanger Zeit so ziemlich in allen Theilen des Reiches wenigstens Kenntniß erhielt von der neuen religiösen Bewegung, die in Palästina ihren Ausgang genommen hatte. Die Ausbildung eigentlicher geschlossener und organisirter Gemeinden dagegen blieb sehr lange auf die Osthälfte des Reiches beschränkt. Jerusalem und Antiochia in Syrien, sehr frühzeitig Alexandrien, verschiedene Centralplätze des mittleren und westlichen Kleinasiens, sind frühzeitig bedeutende Ausgangspunkte der neuen Religion geworden. Von der großen ägyptischen Metropole aus drang die christliche Lehre sowohl am Nil hinauf wie westwärts nach Afrika vor. Auf der Balkanhalbinsel waren in Makedonien die seit 53 und 54 n. Chr. zuerst entstandenen Paulinischen Gründungen in Philippi, in Thessalonike, in Beröa, in Athen und Korinth, vielfach hoffnungsreicher Art. In der Reichshauptstadt dagegen ist die erste christliche Gemeinde wahrscheinlich, ohne eine apostolische Stiftung zu sein, aus der großen jüdischen Synagogengemeinde in Rom hervorgegangen, die offenbar schon ziemlich frühzeitig in ähnlicher Weise von Samenkörnern des Christenthums berührt wurde, wie viele andere große Centralpunkte des Reiches. Ihren Bestand bildeten vermuthlich ehemalige, als romanische Heiden geborene Proselyten derselben und ein kleiner Bruchtheil ursprünglicher Nationaljuden. Im fernen Westen sind es namentlich Lyon und Vienne, wo sich dann Gemeinden von Wichtigkeit vergleichsweise bald entwickelt haben.

Als ein in gewissem Sinne politischer Faktor in der römischen Reichsgeschichte, zu welchem das Principat und die Gesetzgebung des Reiches Stellung nehmen, erscheint das Christenthum erst seit Trajan. Während des ersten christlichen Jahrhunderts dominirte innerhalb der „Gemeinde", die sich in einfach praktischer Weise und für lange Menschenalter in demokratischer Gestalt ihre inneren Organisationen ausbildete, die Aufgabe, die verschiedenen frühzeitig erwachsenden Gegensätze, so namentlich den zwischen den Gläubigen, die aus der Synagoge und denen, die aus dem Heidenthum zu ihr traten, auszugleichen, separatistische Richtungen zu überwinden, und vor Allem die Glieder der neuen Gemeinschaft auf dem Wege der idealen Sittlichkeit festzuhalten, welche der neue Glaube forderte. Für die schnelle Ausbreitung des Christenthums wirkten nicht wenige Umstände sehr günstig, wie ihr wieder andere von Anfang an durchaus hinderlich im Wege standen, lange, ehe noch das harte politische Römerthum und der erwachende Fanatismus der alten Religionen kampfgerüstet dem Evangelium entgegentraten. Die enthusiastische Gluth des neuen Glaubens, die in der neuen Gemeinde lebte, machte es den Christen zu einer heiligen Pflicht, die neue Lehre des Heils aller Welt zu verkünden. Und das Beispiel der ersten Apostel erweckte stets Nachfolger in wachsender Zahl, die nach der Vorschrift des Evangeliums ihre Habe an die Armen vertheilten und den Wanderstab ergriffen, um das Wort Gottes von Volk zu Volk zu tragen, und deren Eifer auch unter den größten Schwierigkeiten und Gefahren nicht ermattete oder erkaltete. Die neue Lehre, die sich mehrfach mit philosophischen, theologischen, ethischen und humanen Ideen berührte, wie sie damals so vielfach in den geistig und sittlich besten Schichten der alten Gesellschaft mehr oder minder bestimmt zum Durchbruch kamen; die ferner der Sehnsucht unzähliger Gemüther nach einem sichern Glauben, nach einer Erlösung, nach einer seligen Unsterblichkeit entgegenkam; die endlich anstatt einer abstrakten Gottheit mit hartem Gesetz und düsteren oder phantastischen Mysterien einen Gott der Liebe und des Heils, einen Gott verkündete, vor welchem alle menschliche Kreatur, Arm und Reich, Vornehm und Gering, gleich war, und mit zweifelloser Sicherheit und freudiger Ueberzeugung die Verheißung eines besseren Jenseits, eine ewige Seligkeit aussprach, den Verzweifelnden und Verzagenden einen kräftigen Trost bot, und auch den Schuldbeladensten Aussicht auf Vergebung eröffnete, mußte in ihrem ersten Anlaufe staunenswerthe Erfolge erringen. Um so mehr, als sie, sobald sie nur erst die Eierschale des Judenthums abgestoßen hatte, sich an die gesammte Menschheit richtete und Niemanden ausschloß. Es war nun nur natürlich, daß das junge Christenthum die meisten Bekenner fand unter den Massen der „Mühseligen und Beladenen", der Armen und Unglücklichen. Es warf namentlich ein helles Licht in die öde Nacht und in das tiefe Elend, welches über die Massen der Unfreien im Reiche ausgebreitet war. Daneben waren vielfach die Frauen von großer Empfänglichkeit für die neue Lehre, die sie namentlich

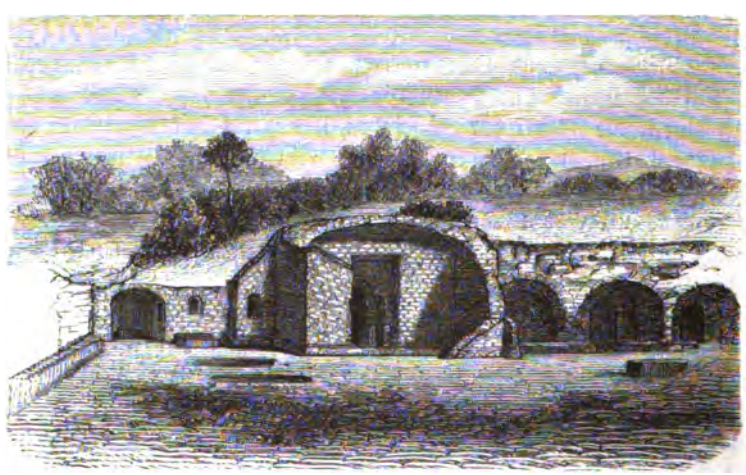
in den griechisch redenden Provinzen zu ebenbürtigen Gefährtinnen der Männer erhob, der Ehe eine neue Weihe verlieh, dem Jungfrauenthum eine neue Heiligkeit, der Stellung der Frau in der Gemeinde eine höhere Geltung und Bedeutung gab. Die einzelnen Gemeinden imponirten durch den in ihnen gepflegten Geist der Brüderlichkeit; die brüderliche Mildthätigkeit der Christen gegen ihre Glaubensgenossen erweckte selbst bei Männern einer rein skeptischen oder ironischen Auffassung des Lebens wirkliche Bewunderung. Und die Sittlichkeit der Christen war damals im Ganzen unanfechtbar.

Nichtsdestoweniger konnte das Christenthum für sehr lange Zeit doch nicht über eine gewisse Linie hinaus vordringen, — wie gesagt, auch noch vor dem Beginn des Kampfes mit der römischen Staatsgewalt. Die Juden stellten sehr bald der neuen Richtung, die sich an ihren Synagogen in ihrer Diaspora weiter rankte, den schroffsten Widerstand entgegen. Auch seitens der heidnischen Bevölkerung fehlte es unter Umständen nicht an wilden Aufwallungen, sobald nur erst die materiellen Interessen dadurch empfindlich berührt wurden. In der Griechenwelt im Allgemeinen war die neue Erscheinung wiederholt mehr ein Objekt interessanter Beobachtung, als daß sich so schnell Viele entschlossen hätten, sich mit rechtem Ernst einem neuen Leben hinzugeben, wo die sittliche Erneuerung des ganzen Menschen gefordert wurde, und wo die festgewurzelte feinere und gröbere Unsittlichkeit, mit Einschluß aller Eitelkeit gerade der hellenischen Art jener Zeit, abgethan werden sollte. Es war für Hunderttausende unbeschreiblich schwer, namentlich in Griechenland und Italien, durch den Uebertritt zu den Christen mit der uralten Vergangenheit ihrer Nationen zu brechen, die sie noch immer in Gestalt zahlloser Denkmäler und Lebensformen umgab, welche alle ganz vorzugsweise mit den Kulten und Festen der alten Götter zusammenhingen. Mehr aber, während die Führer der Gemeinden, namentlich in den größeren Städten, alle Mühe hatten, die Glieder derselben rein zu erhalten von der Gefahr, immer wieder in die Fluth der Unsittlichkeit des antiken Lebens jener Zeit zu versinken; während es auch an falschen Brüdern nicht fehlte, welche die christliche Mildthätigkeit und Brüderlichkeit schlimm mißbrauchten, und persönlich die Gemeinden in Mißkredit brachten, war es für die neuen Christen außerordentlich schwer, gerade in dem alltäglichen Leben die Linie zu finden, die sie vor der Gefahr bewahrte, durch Berührung mit der übrigen Welt unchristlich zu handeln. Der Genuß von Opferfleisch, der Besuch der vielen Schauspiele aller Art, der öffentliche Dienst, selbst der Dienst in der Armee, bot nur zu viel Veranlassung, sich in dieser Richtung zu verfehlen. So mußte es immer allgemeiner der Zug der älteren Christen werden, sich von dem übrigen Leben möglichst zu isoliren: eine Wendung, die allmählich unvermeidlich den Anstoß gab zu schlimmer Verdächtigung, und zur Nährung bösartiger Gerüchte über ihren Kultus, wie sie aus mißverständlichen Auffassungen leicht entstehen konnten.

Es hat sehr lange gedauert, bis die Masse der Christen aus anderen

Elementen sich zusammensetzte, als aus ehemaligen Juden und Proselyten, Sklaven, Handwerkern, Kaufleuten geringeren Standes, und frommen Frauen. Bis auf die Zeit des Commodus ist die Zahl der Männer aus höheren und gebildeten Kreisen sehr klein, die sich der neuen Religion anzuschließen vermochten. Hier leistete überall der Stolz der Bildung, die philosophische Schulung, der lebendige Zusammenhang mit der historischen Vergangenheit den zähesten Widerstand. Und wenn einerseits gerade in solchen Kreisen der Uebertritt zum Christenthum den vollständigen Bruch mit tausend schwer wiegenden Interessen aller Art unvermeidlich bedeutete, so überwog hier andrerseits nicht weniger die souveräne Verachtung, mit welcher die auf der Höhe des Lebens stehende Welt die Bewegung in den verachtetsten niederen Schichten damals meistens noch betrachtete. Das ganze Wesen der Christen blieb noch immer den Meisten unverständlich. Entsagung, Hingabe äußerer Güter, brüderliche Liebe, Humanität auch gegen Unbekannte und Gemeine, persönliche Hingabe an eine Idee,

Gallerie mit Gräbern; in den Katakomben.



Eingang zu einem der ältesten christlichen Grabdenkmäler bei Tor Marancia.

endlich die Verehrung eines „gekreuzigten Gottes", waren Gedanken, die nur erst langsam die Kraft gewinnen konnten, bis sie auch den harten Grundbau des römischen Reiches zu überwinden vermochten.

In Rom, mit seiner Gemeinde von früheren Juden, Griechen, Frei-

gelassenen und Sklaven, wo die Existenz des Christenthums zuerst für d. J. 71 auch inschriftlich bezeugt ist, gehört ein Theil der unterirdischen christlichen Kirchhöfe nach ihrer architektonischen Anordnung, sowie nach dem Styl ihrer künstlerischen Dekoration noch dem ersten Jahrhundert an. „Gerade die ältesten Krypten sind reich an Stuckaturen und Fresken, und zwar im Styl und Geschmacke dieser Zeit, wie namentlich der ursprüngliche Theil des Kirch-

Deckengemälde aus dem ältesten Theile von S. Domitilla.

hofs der Priscilla an der Via Salaria. Die Wand- und Deckenmalereien mehrerer Theile des Friedhofes der Domitilla stimmen ganz mit den Pompejanischen überein. Auch die ältesten Theile der Krypten der Lucina, des frühesten Bestandtheiles des Kirchhofes des Callistus, zeigen den klassischen Dekorationsstyl und scheinen aus dem ersten Jahrhundert zu stammen.“[1])

1) Die römischen Katakomben bilden ein ausgedehntes Labyrinth von Gallerien, die im Schooße der Erde und unter den die Reichshauptstadt umgebenden Hügeln angelegt sind. Dieselben sind in verschiedenen Stockwerken, oft vier und fünf über ein-

Gerade die Römer hatten noch einen anderen Grund, sich lange dem Christenthum gegenüber sehr kühl zu verhalten. Sie hielten es ganz offenbar sehr lange nur für eine jüdische, jedenfalls für eine mit dem ihnen schließlich so antipathisch gewordenen Judenthum in ganz nahem Zusammenhange stehende Sekte. In diesem Sinne sind denn auch die von Nero und später in geringerem Umfange von Domitian an römischen Christen verübten Gewaltthaten und Verfolgungen nicht als eigentliche „Christenverfolgungen" anzusehen. Als schließlich der letzte Judenkrieg unter Hadrian endgültig den Bruch zwischen Juden und Christen besiegelt hatte, war die Stellung der letzteren zu der Reichsgewalt bereits in einer für lange Zeit verhängnißvollen Weise neu gestaltet worden. Als Plinius (S. 353) in Bithynien zuerst auf die Wirksamkeit der christlichen Mission stieß, welche daselbst die Tempel entvölkerte, und er in seiner Rathlosigkeit gegenüber der ihm unverständlichen neuen Erscheinung sich wie immer an Trajan wandte: da stellte dieser Kaiser das unheilvolle Programm auf, welches für zweihundert Jahre die Stellung des Römerthums zu den Christen principiell bestimmen sollte. Die Römer hatten endlich doch erkannt, daß die neue Gemeinde mit dem Judenthum sich durchaus nicht deckte. Frappirte einen Mann wie Plinius auf der einen Seite die enthusiastische Auffassung der Christen von göttlichen Dingen, und ihr sittlicher Zug, so erbitterte ihn auf der anderen Seite die hartnäckige Entschlossenheit, mit welcher sie sich auch auf die Aufforderung der Staatsgewalt hin jeder Theilnahme an den Kulten der Staatsreligion widersetzten. Und damit war der Punkt in den Vordergrund geschoben, von welchem aus die Verfolgungen der Christen beginnen sollten.

---

ander, angelegt und kreuzen einander in den nämlichen Stockwerken selbst unzählige Mal. Die Gallerien haben eine Breite von 2 bis 4 Fuß; ihre Höhe wechselt nach der Beschaffenheit des Felsens, in dem sie ausgegraben sind. Die Wände sind zu beiden Seiten von horizontalen Grabhöhlen oder Nischen durchbrochen; eine jede dieser Höhlen birgt eine oder mehrere Leichen. Von Zeit zu Zeit ist ihre Reihe durch einen Durchgang unterbrochen, der zu einer kleinen Kammer führt. Auch in diesen Kammern sind die Wände, wie in den Gallerien, mit Grabhöhlen angefüllt. Diese unterirdischen Anlagen dienten den ältesten Christen Roms als Kirchhöfe oder Cömeterien, und waren als solche seit den apostolischen Zeiten bis zu Anfang des 5. Jahrhunderts im Gebrauch. Ursprünglich gehörten diese Cömeterien einzelnen Familien oder Personen. Die Villen oder Gärten, in denen sie angelegt waren, befanden sich im Besitz verschiedener wohlhabender Einwohner der Reichshauptstadt, welche Christen geworden waren und ihr Eigenthum den Interessen der Gemeinde widmeten. Diese Personen gaben in der Regel den betreffenden Begräbnißplätzen ihre ältesten Namen, der sich (wie unser Text zeigt) bei mehreren erhalten hat. Andere Katakomben nannte man nach den Namen derjenigen, die ihren Bau veranlaßten oder leiteten; nach namhaften Blutzeugen, oder auch nach ihrer Lage. Eine Form des Grabes für begrabene Leichen, die den semitischen Völkern eigenthümlich, aber auch von einzelnen römischen Familien angenommen war, ist in diesen Katakomben entwickelt und zu einem förmlichen System ausgebildet worden. Der Eingang zu diesen Grabanlagen befand sich an der Landstraße oder nach der Hügelseite zu; die Gallerien und Kammern waren reichlich mit religiösen Bildern ausgeschmückt.

Nicht die neue Religion als solche war es, nicht der „schädliche Aberglaube", dem die Reichsgewalt den Krieg ankündigte, sondern der politische Ungehorsam, die politische Gefährlichkeit, welche man den Christen zuschrieb. Ihr Widerstand trat doch namentlich dann in den Vordergrund, wenn sie veranlaßt werden sollten, sich an dem Kultus der Kaiser zu betheiligen. Gerade der Kaiserkultus war doch in dieser und den folgenden Zeiten das dominirende Moment in der Staatsreligion der Völker des Reiches geworden. Die Ablehnung gerade dieses Dienstes galt als ein Zeichen auch der politischen Gegnerschaft, und erhielt den Charakter des Hochverrathes. Und nun wurde die Absonderung der Christen von der Gemeinschaft mit den übrigen erst recht verdächtig. Wenn nun Trajan in seiner praktischen Weise es untersagte, die Christen aufzusuchen und anonyme Anklagen zu berücksichtigen, dagegen die Bestrafung öffentlich Angeklagter und Ueberwiesener guthieß, sobald sie nicht durch Opferung vor den Staatsgöttern sich den Weg öffneten, Verzeihung zu erhalten: so war dieses System allerdings nach dem Maßstabe jenes Zeitalters sehr human und gemäßigt. Nichtsdestoweniger war das Princip ein unheilvolles. Denn durch dasselbe wurde dem Christenthum die rechtliche Existenz im römischen Staate abgesprochen, und die einfache Zugehörigkeit zu den Christen schlechthin als ein strafwürdiges Verbrechen angesehen, welches die Thätigkeit der Strafjustiz herausforderte.

Damit war unvermeidlich der Anstoß zu schlimmen Verfolgungen gegeben, die zu hindern auch milde und humane Kaiser gar nicht immer in ihrer Hand hatten. Es hing jetzt ungemein viel von der Sinnesweise der Statthalter und der Großbeamten in Rom ab, wie die Lage der Christen sich gestalten sollte. Und an Anklagen konnte es gar nicht fehlen, je mehr bei zunehmender Zahl der Christen auch die Zusammenstöße mit ihren heidnischen Gegnern sich mehren mußten. Neben den wüsten Anschuldigungen mancherlei Art, die gegen sie unter die leidenschaftlichen Massen geschleudert wurden, wirkte wiederholt aufregend der Schaden, welchen das Christenthum den mit den alten Kulten zusammenhängenden materiellen Interessen bereitete. Auch jener schmachvolle Gauner Alexander von Abonoteichos (S. 452) war natürlich ein erbitterter Gegner der Christen. Der „Atheismus" oder vielmehr die Götterlosigkeit ihrer Religion wurde ihnen von edleren, wie von rohen Naturen beständig zum Vorwurf gemacht. Und da ihre Abwendung nicht nur von dem öffentlichen Leben, sondern auch von den Göttern, und ihr entschlossener Kampf gegen die Gesammtheit der alten Götter, mit denen doch das Wohl des Reiches verbunden zu sein schien, nach der Ansicht der Massen die himmlischen Mächte zu gerechten Strafgerichten herausforderte, so dauerte es nicht lange, und alle schweren Kalamitäten wurden ihnen zur Schuld geschrieben. Es verstand sich dann von selbst, daß die meisten Todesurtheile in der schauderhaften Weise der römischen Justiz vollzogen wurden; waren es doch ohnehin meistens Sklaven, Sklavinnen, und niedrige Leute, wie auch

Nichtbürger, welche solchem Loos verfielen und zum Jubel des feindlichen Fanatismus mit den wilden Bestien des Amphitheaters kämpfen, von denselben zerrissen werden mußten. Allbekannt aber ist es, daß nun dieser Zustand oft dauernder Gefahr den rechten Kern der Gemeinde immer fester zusammenhielt, und daß die Christen sehr häufig das schauerlichste Martyrium eher aufsuchten, als mieden. Nicht minder bekannt, daß die Standhaftigkeit, mit welcher die meisten Christen in solcher Lage sich verhielten, oft die Bewunderung der edleren ihrer Gegner hervorrief, und nicht wenige neue Anhänger einem Glauben zuführte, für den so Viele, selbst schwache Frauen nicht ausgenommen, so heldenmüthig im Amphitheater und in den Flammen zu sterben vermochten.

Das durch Kaiser Trajan aufgestellte Programm blieb denn auch für die folgenden Zeiten die gesetzliche Norm für das Verfahren gegen die Christen. Es kam immer darauf an, wie sich je nach ihrer Sinnesweise die verschiedenen Kaiser dazu stellen wollten, ob die Gemeinde im Ganzen ignorirt und faktisch geduldet wurde, oder ob die Wetterzeichen vom Palatin auf Sturm gegen die Christen deuteten. Wiederholt sind es gerade Kaiser sonst edler Haltung und namentlich solche von altrömischer Sinnesweise gewesen, die nur den starren römischen Gegensatz gegen das christliche Wesen kannten und vertraten, und daher die Verfolgung ernsthaft belebten. Hadrian dagegen und der milde Antoninus Pius, — obwohl auch ihre Zeit nicht ganz frei blieb von einigen Blutscenen, — traten entschieden toleranter auf, als das während der letzten fünf Jahre der Trajanischen Regierung geschehen war. Daß aber diese Kaiser, wie man später behauptete, Edikte in dem Sinne erlassen hätten, daß die Christen nicht sofort einfach als solche, sondern lediglich auf Grund wirklich nachgewiesener Verbrechen sollten verurtheilt werden dürfen: das hat die moderne Forschung als unhaltbar herausgestellt. Nur natürlich aber war es, daß die Christen wenigstens diese Sicherstellung zu erzielen suchten. Und schon damals fehlte es unter ihnen nicht an Männern von ausreichender Bildung, geistiger Gewandtheit, und Kraft der Rede, die mit aller Energie, Gluth der Ueberzeugung, Reinheit der Gesinnung und praktischem Takt als Apologeten für ihre Glaubensgenossen auftraten und ihren Zweck darauf richteten, auf die öffentliche Meinung und namentlich auf die der kaiserlichen Machthaber zu deren Gunsten einzuwirken und die ganze Ansicht umzugestalten, die man in den römisch-griechischen Kreisen von den Christen nährte. Neben griechisch schreibenden Männern, die in der Schule der platonischen Philosophie gebildet waren, wie Justinus Martyr von Sichem (der 166 als Märtyrer starb) und sein syrischer Schüler Tatianus, wie Athenagoras aus Athen, der zu Alexandria lebte und 177 n. Chr. seine Schutzschrift an Marc Aurel und Commodus richtete, und manchen anderen, verfaßte die erste auf uns gekommene lateinische Schrift zu Gunsten des Christenthums der mehrfach an Apulejus erinnernde, römische Sachwalter M. Minucius Felix gegen Ende des

2. Jahrhunderts. Dieser völlig auf der Höhe der philosophischen und ästhetischen Bildung seiner Zeit stehende Schriftsteller widerlegte in seinem Dialog „Octavius" die gegen das Christenthum und seine Bekenner bestehenden Vorurtheile und Einwendungen mit Lebhaftigkeit und Schärfe, zugleich mit Geist, Scharfsinn und Beredtsamkeit. Bei mancher Neigung zu überladenen Schilderungen und mangelnder Reinheit der Sprache suchte er antike Vorbilder zu erreichen, und strebte nach gewandter und geschmackvoller Darstellung. Diese litterarischen Kämpfe wurden allmählich auch gegen die Schriften gerichtet, welche aus den Reihen der alten Gesellschaft seit Mitte des zweiten Jahrhunderts gegen das Christenthum sich wendeten. Nicht sowohl der Spott, den Lukian auch über die ihm nur sehr unvollkommen bekannten Christen ausgoß, als die giftigen Angriffe des Fronto, die noch die absurdesten Erfindungen des Pöbels wiederholten, und die des Platonikers Celsus (um 150), der durch einen Juden über den Inhalt der christlichen Lehre genau unterrichtet war, forderten die entschlossene Gegenwehr der Christen heraus. Die Litteratur aber der Zeit erfuhr durch sie ohnehin schon eine große Bereicherung, weil zwischen der Kirche und den zahlreichen, ihr zur Seite gehenden Sekten seit geraumer Zeit schon eine sehr lebhafte Polemik im Gange war.

Wir sehen also, daß das neue gewaltige Moment sittlicher Regeneration, welches durch die neue Religion geboten wurde, zur Zeit noch auf heftigen Widerstand stieß und nur erst die untersten Schichten des großen Reiches zu durchleuchten begonnen hatte. Daß deren Lage von innen heraus, wie nun auch namentlich seit Hadrian in legaler Weise sich besserte, war allerdings um so erfreulicher, weil gerade die Sklaverei immer ausgedehnter weithin die Grundlage der Civilisation geworden war. Wie entsittlichend nichtsdestoweniger die Sklavenwirthschaft nach ihrer schlimmen Art auf Herren und Herrinnen im Reiche zurückwirkte, sei hier nicht nochmals ausführlich wiederholt. Auch das nicht, daß sie namentlich in Rom andauernd der freien Arbeit des Proletariats moralisch und materiell eine böse Konkurrenz machte. Für die Zukunft bedenklicher war aber, daß in verschiedenen Theilen des Reiches namentlich auf dem Lande der Prozeß sich wiederholte, der seiner Zeit die Gracchen zur Verzweiflung gebracht hatte: nämlich das Schwinden der kleineren freien Eigenthümer. In dieser Richtung liegt wenigstens ein Theil der unheilvollen materiellen Schwäche und überraschenden Widerstandsunfähigkeit begründet und vorbereitet, welche das Reich den Stürmen der deutschen und anderer Völker gegenüber im dritten Jahrhundert zeigt. Wir sind für diese und die folgende Zeit über die agrarischen Zustände nur sehr theilweise unterrichtet. Aber das scheint sicher: während die romanische Land- und Gartenwirthschaft nach allen Seiten zur höchsten Vollendung und Rentabilität sich entwickelt hatte, dauerte der Krieg des großen Kapitals gegen den kleinen Grundbesitz noch immer fort, und wirkte wie in Italien, so auch in verschiedenen Provinzen fühlbar ein auf

die Verdünnung der Schicht der eigentlichen Bauern. Es war umsonst, daß verständige Beobachter, wie Columella und der ältere Plinius, mit Energie die ausgedehnte Wiederaufnahme der Parcellenwirthschaft und des freien Pachtsystems betont hatten. Die große Sklaven- und Plantagenwirthschaft behauptete wenigstens in Italien das Feld. In Sicilien, wo der landwirthschaftliche Betrieb an sich virtuos ausgebildet war, hatte die Verödung des Landes erhebliche Ausdehnung gewonnen; nur Orte wie Messana, Katane, Syrakus und Agrigent hatten sich als Handels- und Hafenstädte ihre Bedeutung bewahrt. Die Lage des Orients ist uns für diese Zeit nur wenig bekannt; doch war hier Aegypten allerdings eher noch volkreicher geworden als vor Actium. Es hatte zu Vespasians Zeit (abgesehen von Alexandria) $7\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner. Dagegen litten Makedonien und Achaja an den Nachwehen der vieljährigen Entvölkerung, und Griechenland speziell unter dem System der meistens zur Weidewirthschaft verwertheten Latifundien, zeitweise auch unter dem Wucher und unter einer gewissenlosen, auf Güterausschlachtung abzielenden Spekulation. Die Zahl der eigentlichen Bauern war hier so vermindert, daß in Plutarchs Zeit das Land nur 3000 Hopliten hätte aufbringen können. Die Masse des Volkes dagegen drängte sich bei mäßigem Besitz theils in die neuen blühenden Städte (S. 438), theils lazzaroniartig nach den Hafenplätzen. Von den großen Provinzen des Westens waren Gallien und Spanien damals vorzugsweise reich und wohlbevölkert. In Gallien, dessen Volkszahl von vielleicht 10 Mill. Einwohnern bei dem Beginn der römischen Herrschaft bis zum Ende des 2. Jahrhunderts auf das Doppelte gestiegen ist, behauptete sich andauernd die dreifache Gruppirung der agrarischen Bevölkerung in große, mittlere und kleinere Besitzer. Der municipale und römische Beamtenadel und viele Senatoren, die in verschiedenen Theilen des Reiches ausgedehnte Güter hatten, waren auch hier Eigenthümer mächtiger Latifundien. Und auch hier drückte der große Besitz, namentlich von den Städten aus die großen Decurionen, auf die kleinen Bauern, was allmählich zu bedenklichen Neu- und Mißbildungen den Weg gebahnt hat. Spanien angehend, so hatte das System der Latifundien namentlich wohl in Bätica Boden gewonnen. Aber den Höhepunkt erreichte es schon im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit neben der durch die vielen römischen Kolonisten betriebenen Klein- und Mittelwirthschaft doch in Afrika. Mit sehr großer Rentabilität bei virtuoser Wirthschaft betrieben, scheint es hier einerseits im Großbetrieb mit Tagelöhner- und Sklavenarbeit, andrerseits aber in weit größerem Maßstabe mit Kleinwirthschaft verbunden gewesen zu sein.

Nichtsdestoweniger bestand noch immer in dem römischen Reiche, in Italien und in den Provinzen, selbst also in Afrika, ein sehr ausgedehnter freier Bauernstand; dieser in zwei verschiedenen Gestalten, theils als Eigenthümer kleiner Bauernstellen, theils aber als kleine bäuerliche freie Zeitpächter. Die Zahl der letzteren, der damals noch freien „Colonen", war in dieser Zeit wahrscheinlich die weit überwiegende. Auch der Betrieb

der Großwirthschaft mit Sklaven hat das Colonat nur räumlich zu beschränken vermocht. Dasselbe scheint doch die vorherrschende Gestalt geblieben, viele solcher Zeitpächter zu einem gewissen Wohlstand gelangt zu sein. Mehrfach aber hatte dasselbe eine sehr eigenthümliche Gestalt angenommen, eben auf Grund der Latifundien, die sich theils in der Hand einzelner großen Grundherren, theils als Komplexe von Domänen, in kaiserlichem oder fiskalischem Besitz befanden. Wiederholt nämlich, — die neueste Forschung kennt jetzt diese Gestalt in Italien, und namentlich in Afrika, — waren solche Komplexe von Gütern unter dem Namen von „saltus" von der municipalen Distriktseintheilung eximirt und standen unter der Leitung des Verwalters der Herrschaft. Solche „Saltus" gab es in Calabrien, in Apulien, im nördlichen Samnium, in der Aemilia, wo diese Art der Verwaltung vielleicht auf die Zeiten der späteren Republik zurückgeht. Am ausgedehntesten aber war das System der außer und neben den Stadtbezirken stehenden Saltus wie gesagt in Afrika ausgebildet, wo neben zahlreichen privaten Latifundien dieser Art die Kaiser sehr viele derselben besaßen. So hatte Nero sechs solcher Herrschaften durch Konfiskation gewonnen. Die Form der Bewirthschaftung nun, namentlich auf den kaiserlichen Domänen, scheint diese gewesen zu sein. Ein Theil des Saltus wurde in bäuerliche Parzellen zerlegt und an freie Pächter oder Colonen verpachtet. Der andere Theil mit dem Herrenhaus, der Villa, wurde bei Privatgütern entweder vom Grundherrn selbst, oder durch einen Großpächter mit Sklaven bewirthschaftet. Auf den Domänen bleibt noch das Herrenhaus (oder Palatium) ausgenommen; hier wird dieser Theil des Saltus entweder durch Aktores, meist kaiserliche Sklaven, unmittelbar, oder durch den Großpächter, der hier Conductor heißt, verwaltet.

Die Domanialwirthschaft, wie wir sie für Afrika jetzt namentlich aus einer neuerdings in der Gegend zwischen den Ruinen von Karthago und Bulla (zu Suk-el-Khmis) aufgefundenen Inschrift aus den ersten Jahren des Kaisers Commodus kennen, welche von den Zuständen des Saltus Burunitanus (westlich von Karthago, zwischen Vaga und Bulla) handelt, war sehr detaillirt ausgebildet, zeigte aber bereits in dieser Zeit Keime, die später zu der für die Zukunft des Reiches überaus unheilvollen Umwandlung des freien Colonats in Leibeigenschaft geführt haben. Die kaiserlichen Bauern des Saltus sind noch vollfreie Leute, theils römischen, theils latinischen Rechtes. Die Saltus sind mit Dörfern rings um die Villa besetzt, sie haben eigene Tempel (wie in späterer Zeit christliche Priester), stattliche Bauten, Marktgerechtigkeit, und sind an gefährlichen Stellen auch zur Vertheidigung eingerichtet, entbehren aber der kommunalen Organisation, während sie dafür doch eine religiöse Gemeinde ausmachen. Bei der Masse der kaiserlichen Saltus in Afrika war hier eine Eintheilung nach Sprengeln eingeführt, mit lokaler Oberverwaltung. Die Theilung des Landes nach Domänensprengeln oder „Tractus" fiel nicht zusammen mit der nach Diöcesen

oder Sprengeln für die verschiedenen Legaten des Statthalters. Es scheint eine Hierarchie von Prokuratoren verschiedenen Ranges bestanden zu haben. Der vom niedrigsten Range residirte auf dem Saltus, über ihm der des Sprengels in der Centralstadt, (wie Karthago, Hippo, Hadrumetum, Theveste), über diesem endlich der Provinzialprokurator. Der Rechtszustand aber auf diesen Domänen war sehr ungünstig entwickelt, und hatten die Prokuratoren vollständig die Stellung der Statthalter okkupirt. Sie genehmigten die Bauten und dedicirten Gebäude. Nur die Domanialverwaltung entschied die Streitigkeiten zwischen dem Conduktor und den Colonen; gegen Rechtsverweigerung fehlte jede praktische Hilfe. Sie konnten selbst gegen nach ihrer Ansicht fehlbare Pachtleute mit Strafen einschreiten, zu diesem Zwecke sogar Soldaten requiriren. Beschwerden nach Rom zeigen selbst, daß unter Umständen auch körperliche Strafen gegen römische Bürger verfügt wurden. Indessen blieb doch der Instanzenzug nach den oberen Instanzen und endlich nach Rom offen. Die Konflikte mit den Conduktoren entstanden namentlich deshalb, weil die letzteren unter Umständen, — wo sie der Konnivenz der Prokuratoren sicher zu sein glaubten, Neigung zeigten, über das zuletzt noch durch Hadrian mit wohlthätiger Energie sehr eng begrenzte Maß hinaus von den Colonen Ackerfrohnden für die Villa und das Hofland zu fordern. Noch dauerte es allerdings längere Zeit, ehe die Reichsregierung die Uebergriffe ihrer Beamten gegen die Colonen schweigend duldete. Aber die Zeit war nicht mehr fern, wo das Colonat einen völlig anderen Charakter annehmen sollte. Die Durchsetzung der Colonen mit vielen an sich schon abhängigen Freigelassenen; die natürliche Abhängigkeit des Pächters von dem Grundherrn; die allmähliche Umwandlung der Zeitpacht in Erbpacht, sind Momente, die schließlich, obwohl erst viel später, den Zustand vorbereiten, wo (obwohl nicht die Colonen allein dieser Wandlung unterliegen), die Colonen uns in der Lage begegnen werden, daß sie bei persönlicher Freiheit und Vermögensfähigkeit an die Scholle gebunden erscheinen, und diese Fesselung zwangsweise auf die Kinder vererbt. Vielleicht hat die Ansiedlung germanischer Gefangener als Colonen neuer Art und schlechteren Rechtes seit Marc Aurel den Anstoß zu dieser verderblichen Wendung gegeben. Vorbilder dazu fehlten freilich schon jetzt nicht. In Aegypten wenigstens war Kleinwirthschaft und Gebundenheit der bäuerlichen Klasse seit alter Zeit vorhanden. Und auch auf anderen Punkten des Reiches, namentlich auch in Italien selbst, mag sich die Hörigkeit zuerst auf dem Wege der Freilassung von Sklaven entwickelt haben, die dann persönlich frei wurden, aber ihre Scholle nicht auf eigene Hand verlassen durften. In Gallien aber gestaltete sich das wieder in etwas anderer Art. Die wirthschaftliche Konkurrenz und zeitweise, noch vor der Nothzeit des dritten Jahrhunderts, mancherlei unvermeidliche Bedrängniß trieb wohl nicht selten die Bauern, bei dem mächtigen Nachbar, dem großen Grundherrn, Schutz und Hilfe zu suchen. Sie wurde gewährt;

aber oft unter Bedingungen, die dann nachtheilig wirkten. Die Kinder der Bauern sollten für einen Theil ihrer Besitzungen in eine Abhängigkeit zum „Herrn" treten, welche bei persönlicher Freiheit doch Gebundenheit an den Boden, Frohnden und Zinspflicht bedeutete. Was hier unter Umgehung des Gesetzes durch wirthschaftliche Noth, advokatische Schlauheit und zuweilen Gewaltsamkeit sich entwickelt hatte, fand endlich später als „vollendete Thatsache" eine öffentliche Anerkennung; um so mehr, als in der Regel doch der aristokratische oder timokratische Zug des Romanenthums die Handhabung des Gesetzes im Interesse der besser Situirten mit sich brachte. So war auch hier ein Weg betreten, der endlich zu erheblicher innerer Schwächung der Volkskraft, zugleich aber auch zu verderblichen sozialen Erschütterungen führen mußte.

Dritter Abschnitt.

Das Römische Reich von Marc Aurel bis Caracalla.

Erstes Kapitel.

Marc Aurel und seine nächsten Nachfolger.

Als (S. 395) der treffliche Marc Aurel am 7. März 161 die Aufgabe übernahm, das Werk des edlen Antoninus fortzusetzen, — dessen erlauchten Namen er nun, (wie alle seine Nachfolger bis Elagabal,) seinem eigenen hinzufügte, — durfte die römische Welt hoffen, unverändert dasselbe Glück zu genießen, dessen milder Glanz die Regierung des Greises von Lorium verklärt hatte. Wer den wackern Cäsar kannte, wußte, daß ein Mann von seltener Reinheit des Charakters und echter Seelengröße die Zügel der Regierung ergriffen hatte. Selbstlosigkeit, Milde und Herzensgüte, bis zur Peinlichkeit gesteigerte Gewissenhaftigkeit, sind denn auch bleibende Züge dieses Kaisers gewesen. Sehen wir ab von der schroffen und feindseligen Stellung zu den Christen, gegen welche sein römisches Vorurtheil unüberwindlich blieb, so konnte seine Milde unter Umständen fast zur Schwäche werden, wie im Hinblick auf die mehr als leichtfertige Haltung der jungen Kaiserin Faustina und auf seinen Sohn. Es war wohl auch dieser Zug und die Antipathie eines harten Soldaten gegen die philosophischen Studien des Kaisers, was später einen der tapfersten Generale des Reiches zu einer frivolen Erhebung gegen Marc Aurel ermuntert hat. In der That bot der neue Imperator der Welt das seltene Schauspiel eines Philosophen auf dem Throne. Der reich begabte, hochgebildete und von glühender Lernbegierde erfüllte Marc Aurel nämlich, der lange Zeit als Schüler und Freund von Männern wie Fronto (S. 433) und Herodes Atticus vorzugsweise rhetorische Studien getrieben hatte, war — nur erst 25 Jahre alt, — etwa im Jahre 146, der Inhaltlosigkeit des Rhetorenthums übersatt, zur Philosophie übergegangen, und ist der Stoa, in deren Lehre ihn Junius Rusticus einführte, dann bis zum Ende seines Lebens treu geblieben. Die stoische Lehre hatte neuerdings durch den trefflichen Epiktet von Hierapolis, der anfangs zu Rom, seit 94 n. Chr. zu Nikopolis in Epirus lehrte, eine bessere Richtung als früher eingeschlagen. Dieser treffliche Mann gab die alte Starrheit und

Schroffheit der Schule auf und wies ſeinen Anhängern eine durchaus praktiſche und populär verſtändliche Richtung, indem er die innere Freiheit des Menſchen, die in dem ſittlichen Bewußtſein wurzelt, die rechte Selbſterkenntniß, und die Ethik in den Mittelpunkt ſeiner Philoſophie ſtellte. So wurde jetzt die Stoa eine Schule edler Moral und praktiſcher Lebensweisheit. In dieſem Sinne huldigte ihr auch Marc Aurel, der noch als Kaiſer und zwar ſelbſt in den Quartieren eines ſchweren Krieges an der Donau in ſeltenen Mußeſtunden als philoſophiſcher Schriftſteller ſich bethätigte: und dieſes in einer Weiſe, die den Ernſt, den Adel und die Lauterkeit ſeiner Sinnesweiſe, vielleicht auch einen an Myſticismus ſtreifenden Zug ſeines Weſens, recht deutlich erkennen ließ.

Marc Aurel.

Der fürſtliche Philoſoph, der in der That es verſucht hat, in ſeinem privaten wie in ſeinem öffentlichen Leben die ſtrenge Sittlichkeit zur Wahrheit zu machen, die ſein Bekenntniß forderte, war bei großer Begabung zur Herrſchaft ein Fürſt von vollendetem Pflichtgefühl. Das Principat hatte er nicht erſehnt; er war Herrſcher nur, weil ihn die Gottheit einmal auf dieſen Platz geſtellt hatte, — nun aber mit Hingabe ſeiner ganzen Kraft, die er an ſich lieber der Philoſophie gewidmet hätte. Seine glücklichen Jahre waren freilich mit Antonins Tode zu Ende gegangen, und das Glück, welches der ausgezeichnete Herrſcher den Völkern des Reiches ſchaffen wollte, wirklich zu verbreiten, — das machte ihm das hereinbrechende Verhängniß der alten Welt unmöglich.

Wohl wurde Marc Aurel im Reiche mit großer Sympathie begrüßt.

Es war auch nur natürlich, daß sein Ansehen und seine Fürsorge der von ihm vertretenen philosophischen Richtung sehr zahlreiche Anhänger gewann. Aber bald traten materielle Schwierigkeiten sehr erheblicher Art ein, die seine angestrengteste Thätigkeit herausforderten. Dabei war ihm sein Schwiegersohn und Mitregent Lucius Verus gar keine Hilfe, wie er gehofft hatte. Dieser jugendliche Fürst scheint nur die schwelgerischen Neigungen seines Vaters besessen zu haben, und war bei seiner trägen, sinnlichen und verschwenderischen Art, — die es ihm erlaubte, unter anderem einmal ein Gastmahl herzurichten, welches mit Einschluß der Geschenke für die Gäste angeblich sechs Millionen Sesterzien kostete (1,315,126 R.-Mark), — für Marc Aurel nur eine Plage. Es war gar oft nöthig, die fatalen Folgen seiner Laster und Thorheiten nach Möglichkeit zu verdecken, oder irgendwie gut zu machen.

Abgesehen von einigen minder bedeutenden Schwierigkeiten in Britannien und auf der deutschen Grenze, so drohte im Orient eine sehr ernsthafte Gefahr. Das Verhältniß des Reiches zu den Parthern war theils wegen der armenischen Frage, theils wegen mancherlei Beziehungen, die sich zwischen Rom und einigen östlichen Nachbarvölkern der Parther gebildet hatten, neuerdings ein sehr gespanntes geworden. Nicht lange nach des greisen Antoninus Tode beschloß der damals in Ktesiphon regierende Partherkönig Vologäses III., es noch einmal mit den Waffen gegen die Römer zu versuchen, und brach mit starker Macht in Armenien ein, wo es ihm gelang, den hier regierenden König Sohämos in die größte Bedrängniß zu bringen. Bald kamen noch schlimmere Nachrichten über schwere Niederlagen römischer Truppen nach der Reichshauptstadt. Nun sollte auf Marc Aurels bestimmten Wunsch L. Verus sich an die Spitze der asiatischen Armee stellen. Dieser aber machte es sich, nachdem er zu Anfang d. J. 162 Italien verlassen hatte, auf der Reise über Griechenland bequem, und ließ sich gern die geistreichen Huldigungen gefallen, welche Lukian in zwei seiner glänzendsten Schriften seiner schönen und anmuthigen Geliebten, der Smyrnäerin Panthea, darbrachte. Als er aber Syrien erreichte, fand er eine vorläufig noch sehr üble Lage. Der römische Statthalter in Kappadokien, der leichtsinnige Gallier P. Aelius Severianus Maximus, war 161 mit nur einer Legion dem Sohämos zu Hilfe gezogen, und hatte in thörichtem Vertrauen auf die Prophezeiungen des Gauners Alexander von Abonoteichos (S. 452) die Parther unvorsichtig angegriffen. Bei Elegeia war er dann mit seiner ganzen Streitmacht eingeschlossen, und dieselbe nach dreitägigem Kampfe vollständig vernichtet worden. Und nun hatte Vologäses III. auch die mehrfach verweichlichten syrischen Legionen des Legaten Attidius Cornelianus geschlagen und die römischen Grenzlandschaften erheblich verheert.

Zum Glück hatte Marc Aurel die wichtigen Posten an der Spitze der kappadokischen und der syrischen Truppen jetzt durch neue, ausgezeichnete Heerführer besetzt. In Kappadokien erhielt jetzt Statius Priscus als Statt-

halter den Befehl, in Syrien dagegen (obwohl damals noch nicht als Statthalter) der harte Avidius Cassius. Der letztere, der sich der Abkunft von dem alten „Befreier" rühmte, mit dem er allerdings republikanische Neigungen und herben Charakter gemein hatte, war der Sohn des griechischen Rhetors Gajus Avidius Heliodoros aus Nordsyrien, der sich durch seine Tüchtigkeit unter Hadrian bis zum Chef der griechischen Kanzlei (zwischen 120 und 122), später bis zum Präfekten von Aegypten (136 bis 148) emporgearbeitet hatte. Avidius war jedenfalls ein Romane, der die alte Art des härtesten Römerthums in seiner Person wieder belebte. Ein ausgezeichneter Feldherr, dabei unermüdlich thätig, und von einer staunenswerthen persönlichen, durch nichts zu erschütternden Tapferkeit, hatte er zugleich einen wahrhaft furchtbaren, an die alten Manlier der Republik erinnernden, Ruf wegen der grauenhaften Strenge, mit welcher er bei Soldaten und Offizieren die Disciplin zu handhaben pflegte. Diesmal war er aber der rechte Mann, um die Schwelgerei, Zuchtlosigkeit und Verweichlichung bei den syrischen Legionen schnell mit der Wurzel auszurotten. Anscheinend als Unterfeldherr für ein größeres Kommando dem Verus zur Seite gestellt, führte er speziell den Befehl über die III. Legion Gallica. Unter solchen Umständen hatte es für den Parthischen Krieg nichts Schlimmes zu bedeuten, daß Verus nach seiner Ankunft in Syrien sich längere Zeit in Laodikeia, dann in Antiochia und Daphne aufhielt, und seine Zeit zwischen Rüstungs- und Verwaltungsgeschäften und Amüsements theilte, dagegen die eigentliche Leitung des Kampfes den Generalen überließ. Priscus und Avidius stellten schnell genug das Uebergewicht der römischen Waffen wieder her. Noch während d. J. 162 wandte sich das Kriegsglück zu Gunsten der Römer, und nun sollte den Parthern die Schuld mit schweren Zinsen heimgezahlt werden.

Der geographischen Natur der beiden feindlichen Reiche entsprechend, verbreitete sich der Kampf allmählich über ein ungeheures Kriegstheater, vom fernen armenischen Norden bis zu dem unteren Tigris, und es bildeten sich dabei, wie in den parthisch-persischen Kriegen sehr häufig der Fall, mehrere Schauplätze. Auch dieser brillante Partherkrieg hat in der römisch-griechischen Welt damals eine ganze Litteratur ins Leben gerufen. Aber nur wenige Trümmer der Ueberlieferung haben sich erhalten, und nur die Hauptzüge dieses Krieges, in welchem eine Menge ausgezeichneter römischer Heerführer aus Hadrians Schule und dessen Armee sich glänzend bewährten, sind für uns erkennbar. Den Hauptstoß führte M. Statius Priscus, — dieser ein alter, unter Hadrian im jüdischen Kriege, zuletzt in Britannien bewährter Feldherr, im Jahre 163 n. Chr. von Kappadokien her gegen Armenien. Bei seiner Raschheit und furchtbaren Energie ein Schrecken der Feinde, vertrieb er die Parther schnell genug wieder aus diesem Lande und eroberte die Hauptstadt Artaxata. Gleichzeitig, so scheint es, führte Avidius Cassius den Krieg mit Erfolg am mittleren Eufrat und im nördlichen Mesopotamien, wo Nikephorion und Dausara bei Edessa ge-

nommen wurden. So sah sich Kaiser Verus in der Lage, den vertriebenen Vasallenkönig Sohämos im J. 164 wieder in sein armenisches Reich einsetzen zu können. Die Einführung selbst in seine Herrschaft fiel einem dritten Unterfeldherrn des Kaisers zu, dem tapfern und gewandten P. Martius Verus, der sich dazu eines seiner Vertrauten, Namens Thukydides, bediente. Der junge Fürst persönlich begab sich für einige Zeit nach Ephesos, wohin ihm Marc Aurel damals seine Braut Lucilla (S. 395) unter Obhut eines älteren Verwandten schickte, damit die Ehe nunmehr vollzogen werden sollte.

Nach dem Verlust Armeniens koncentrirte sich der große Krieg anscheinend für geraume Zeit im nördlichen Mesopotamien, wo nun die Römer wie die Parther sehr bedeutende Streitkräfte zusammenbrachten. Bei den Euphratstädten Europos und Sura kam es zu mörderischen Schlachten, in denen nach heißem Kampfe die Römer Sieger blieben. Edessa und Nisibis wurden energisch belagert. Da es damals schwerlich schon im Plane der kaiserlichen Politik lag, nach Trajans Vorbild eine neue Provinz zu erobern, so scheint von Seiten des Hauptquartiers, — Verus ist selbst am Euphrat erschienen, — nach den erheblichen Erfolgen der Legionen auf dem Schlachtfelde der Versuch gemacht zu sein, mit dem Partherkönig zum Abschluß eines verständigen Friedens zu gelangen.

Der stolze Parther mochte sich aber nicht zu solchen Bedingungen entschließen, wie sie die Römer gefordert haben werden. So wurde denn der Krieg mit furchtbarer Wuth fortgesetzt, und jetzt zum schwersten Schaden für die Parther. Es scheint, daß die Römer auf zwei Kriegsschauplätzen operirten. Doch wahrscheinlich von Armenien her und unter Martius Verus drang die eine Kolonne nach Medien vor. Das Hauptheer dagegen unter dem grimmen Avidius Cassius machte sich mit kühner Entschlossenheit Bahn durch Mesopotamien und erreichte endlich (165 n. Chr.) siegreich den parthischen Königssitz am unteren Tigris. Die prachtvollen Städte Seleukia und Ktesiphon wurden verheert, der Palast der Großkönige in Asche gelegt, und gleichzeitig, — die Römer behaupteten, auf Grund verrätherischer Haltung der Einwohner, — die herrliche Stadt Seleukia zerstört und ein grauenhaftes Blutbad angerichtet, dem bis zu 400,000 Einwohner als Opfer gefallen sein sollen.

Die Kraft der Parther war gebrochen. Der Großkönig mußte sich entschließen, einen sehr nachtheiligen Frieden von den Römern anzunehmen. Die Hauptsache war jetzt, daß Mesopotamien bis zu der alten Linie der „Medischen Mauer" an die Römer abgetreten wurde, die nunmehr die neue höchst schwierige Provinz durch einen Präfekten mit Prokuratoren regierten, und außer anderem auch durch Kolonien in Karrhä, Singara und Edessa zu sichern suchten. Das Wagestück, von Hadrians Programm abzugehen, hat sich später gerächt. Die Vorschiebung der römischen Grenzen bis zum Tigris sicherte nun zwar Armenien auch von Süden her, legte der syrischen

Reiterſtandbild Marc Aurels.

Provinz ein starkes Bollwerk vor. Aber die römischen Garnisonen in Mesopotamien waren eine beständige Herausforderung für die parthischen Großkönige, wie später für die persischen Sasaniden. Und bis auf Julians Zeitalter ist dieses neue Glacis des Reiches ebenso sehr Zankapfel als Kampfplatz der römischen Legionen und der iranischen Reitergeschwader geblieben.

Es ist sehr fraglich, ob Marc Aurel zu dieser Art der Ausbeutung der parthischen Siege seine Zustimmung gegeben haben würde, hätte er sicher voraussehen können, daß die römische Armee, deren acht in diesem Kriege beschäftigt gewesene Legionen durch Kampf, Hunger, Seuchen schwer gelitten hatten, demnächst einen neuen, schier endlosen Krieg von ungeahnter Furchtbarkeit in drohender Nähe Italiens aufnehmen sollte. Die glänzenden Erfolge der Legionen im Orient hatten die ganze Begeisterung der Griechen und der Römer wachgerufen. Und als Verus nach Abschluß des Friedens, der vielleicht erst zu Anfang d. J. 166 erfolgt ist, Italien wieder erreicht hatte, konnten beide Kaiser, jetzt mit den stolzen Siegestiteln „Armeniacus, Parthicus, Medicus," geschmückt, in der Zeit zwischen dem April und den letzten Tagen des August 166, in Rom einen prachtvollen Triumph feiern. Aber der Jubel im Reiche sollte bald unter dem Eindruck einer Reihe furchtbarer Kalamitäten verklingen.

Die aus dem parthischen Reiche heimkehrenden Legionen nämlich brachten von dort eine schreckliche Geißel der Menschheit mit zurück. Eine schauderhafte Pest hatte auch die Lager inficirt, und diese breitete sich nun, — und zwar für eine Reihe von Jahren mit einer seit Menschengedenken nicht mehr gekannten Wuth und Zerstörungskraft, — auch über das Abendland aus. So viel bekannt, hat die schreckliche Seuche Schritt für Schritt über einen großen Theil der Provinzen das Leichentuch gezogen, um nachher in der Mitte des dritten Jahrhunderts noch einmal für lange Jahre namentlich die Balkanhalbinsel besonders grausam zu verheeren. Zu Marc Aurels Zeit und noch unter seinem Sohne Commodus wurde außer den Heerlagern der Legionen namentlich Italien vorzugsweise schwer mitgenommen. In der Reichshauptstadt betrug die Zahl der Opfer viele Tausende, und keines der Schreckniſse blieb den Römern erspart, welche mit den Verwüstungen solcher Art verbunden zu sein pflegen. Eine weitverbreitete Hungersnoth erhöhte und förderte die Schrecken und die Dauer der Epidemie. Es war nur allzu natürlich, daß solcher Jammer tief entmuthigend wirkte; aber auch materiell hat die Pest den schweren Erschütterungen des dritten Jahrhunderts offenbar in fühlbarer Weise vorgearbeitet. Längere Zeit versuchte sich die Kunst der Aerzte vergeblich in der Bekämpfung dieses neuen furchtbaren Feindes der menschlichen Gesellschaft. Selbst der gefeierte Claudius Galenus, der berühmteste Heilkünstler der antiken Welt seit dem Ableben des alten Hippokrates, — er war als Sohn des Architekten Nikon im Jahre 130 zu Pergamon geboren, und hatte nach Aneignung einer bedeutenden philosophischen Bildung, namentlich im Sinne der Peripatetiker, seit seinem 17. Jahre

zu Pergamon, Smyrna, Korinth und Alexandria Medicin studirt, dann mit 28 Jahren eine Anstellung als Arzt der Gladiatoren in seiner Vaterstadt erhalten, und sechs Jahre später (164 n. Chr.) sich nach Rom gewendet, und hier namentlich seine große Thätigkeit als medicinischer und philosophischer Schriftsteller der fruchtbarsten Art begonnen, — selbst dieser ausgezeichnete Arzt, dem freilich auch der Neid römischer Kollegen gegen die großartige geistige Begabung und das rationelle System des seltenen Mannes entgegentrat, hielt es in Rom nicht aus, sondern kehrte 167/8 nach Asia zurück. Daneben aber ergriff alle Welt eine furchtbare Aufregung. Alle Riten und Formeln der antiken Religion wurden aufgeboten, die Götter zu versöhnen. Marc Aurel selbst veranstaltete vor seinem Aufbruch nach dem inzwischen neu entstandenen nordischen Kriegsschauplatze eine großartige Lustration der Residenz. Während des Jahres 167 schlug das Volk auf unzähligen Hausthüren einen von jenem Alexander von Abonoteichos umhergesandten Orakelspruch an, der ein sicheres Schutzmittel gegen die Seuche sein sollte. Dazu aber hat sehr wahrscheinlich die panische Angst vor der Pest, zu der gleich nachher auch der markomannische Schrecken trat, die Volkswuth gegen die Christen entfesselt. Marc Aurel selbst verordnete, daß wer neue unbekannte Religionen einführe, die die Gemüther der Menschen aufregten und beunruhigten, nach der Verschiedenheit des Standes deportirt oder mit dem Tode bestraft werden sollte. Er hielt sich sonst freilich auf der Linie des an sich schon schlimmen Trajanischen Edikts, hielt auch daran fest, daß die vor Gericht gestellten Christen ohne Weiteres frei gelassen sein sollten, sobald sie ihren Glauben verleugneten. Aber sein Vorurtheil gegen die Christen war unüberwindlich, und gerade die schwärmerische Todesfreudigkeit der mit Ermordung bedrohten Märtyrer und ihr Heroismus im Tode nahm ihn, wie manchen andern Zeitgenossen, erst recht gegen sie ein. Nach seiner Meinung beruhte der Muth der Christen nicht auf vernünftiger Ueberlegung, sondern auf „Gewöhnung und hartnäckigem Trotz"; er fand auch, daß dieser Todesmuth „der Würde entbehre und selbst etwas Theatralisches habe". Die wilde Wuth des Volkes und mehrerer lokaler Behörden veranlaßten denn auch neben vereinzelten Gewaltthaten blutige Verfolgungen größerer Art im Jahre 167 gegen die Gemeinde von Smyrna und zehn Jahre später gegen die zu Vienna und Lyon. Tortur bei der Untersuchung für Alle, im schlimmsten Falle geschärfte Todesstrafe für Leute niederen, Enthauptung für solche höheren Standes, und namentlich massenhafte Abführung nach den Steinbrüchen und Bergwerken (aus den westlichen Ländern namentlich nach Sardinien,) und statt der früheren Reserve jetzt eher ein Aufsuchen der Christen, war für mehrere schlimme Jahre leider an der Tagesordnung.

Für unsere Auffassung unvergleichlich ansprechender dagegen war die kraftvolle Bethätigung echten Römergeistes von Seiten des Kaisers bei der Abwehr der furchtbaren Kriegsgefahr, die den Marc Aurel seit 167 beinahe während seiner ganzen noch übrigen Regierungszeit in Anspruch ge-

nommen hat. In dem Rausche des parthischen Siegesjubels und vor dem Ausbruche der Pest ahnte das römische Volk nichts von den Sorgen, mit welchen der Kaiser von seiner Hofburg nach den Festungen an der mittleren und unteren Donau blickte, von wo seit geraumer Zeit höchst bedrohliche Botschaften gekommen waren. Es war unverkennbar, daß jenseits des großen Stromes in der deutschen Welt eine große Bewegung herrschte, die sich in wiederholten Verletzungen der Grenzen bemerkbar machte. Marc Aurel hatte in einer Zeit, wo verschiedene der europäischen Grenzlegionen in Asien stritten, die Sache durch seine Legaten hinhalten lassen, bis hoffentlich die Herstellung des Friedens im Orient ihm hier an der Donau die Hände frei machen würde. Aber er hatte noch keine Ahnung von dem wirklichen Umfange der neuen Gefahr, welche die Römer nachmals an die Zeiten Marbods und Hannibals erinnern sollte. Da loderte der glimmende Brand im Jahre 167 in hellen Flammen auf. Seit 165 war mit Quaden und Markomannen immer lebhafter gefochten worden. Die letzteren, zwischen Passau und der March sitzend, hatten wahrscheinlich zuerst das nördliche Noricum heimgesucht, allmählich die Schwäche der römischen Besatzungstruppen erkundet. Zu deren Verstärkung, so scheint es, schickte Marc Aurel endlich den Gardepräfekten Macrinus Vindex nach den Alpenprovinzen. Nun aber brachen von Westen her, anscheinend durch die Thäler der Salzach und der obern Enns, die Markomannen mit gesammter Macht, und von Osten her ihre östlichen Nachbarn, die Quaden, mit anderen Barbaren in das zur Zeit von Truppen entblößte Pannonien ein und erreichten das Thal der Drau. Und nun erfolgte in der ersten Hälfte des Jahres 167 (in Steiermark zwischen Sömmering und Gratz) im Murthale eine mörderische Schlacht, in welcher Vindex mit 20,000 Mann den Untergang fand. Nun überschritten die deutschen Völker die karnischen Alpen, drangen in Italien ein und brachten Aquileja in die äußerste Bedrängniß, den ganzen Süden aber in die furchtbarste Angst und Aufregung.

Dieses gewaltige offensive Auftreten der Germanen, welches mit Einem Male ankündigte, daß die Stellung des römischen Reiches zu den Völkern des Nordens sich in verhängnißvoller Weise verändert hatte, war durch verschiedene Motive veranlaßt. In erster Reihe machte sich jetzt jenes Verhältniß fühlbar, welches sehr wesentlich als die letzte Ursache der großartigen Reihe historischer Bewegungen angesehen werden muß, die wir, im weitesten Sinne, die deutsche „Völkerwanderung" zu nennen pflegen. Die große Masse der deutschen Völker zwischen Düna und Donau, zwischen dem nordischen Meere und den Karpathen, die zu Augustus' Zeit noch nicht, wie die Stämme im Nordwesten, zu wirklich festen Sitzen gekommen waren, hatte sich seit der Errichtung des gewaltigen römischen „Uferbaues" am Rhein, am Schwarzwalde, und an der Donaulinie, in ihrem Vorrücken nach Südwesten und Süden anderthalb Jahrhunderte lang durch eine überlegene Gewalt gehemmt gesehen. Unter diesen Umständen waren die Germanen

überall zu mehr oder minder seßhaftem Ackerbau übergegangen, neben dem aber die Jagd und die Viehzucht noch immer eine große Bedeutung behaupteten. Diese Veränderung hatte allenthalben, trotz der schweren Menschenverluste in den früheren römischen und in Stammeskriegen, bei der keuschen und naturfrischen Art der damaligen Deutschen, zum Entsetzen der Römer eine gewaltige Vermehrung der Volkszahl herbeigeführt; ähnlich wie ja noch in der Gegenwart die deutsche Volksvermehrung erheblich stärker sich zeigt, als die der modernen Romanen. Aus solcher Uebervölkerung erwuchs allmählich schwere wirthschaftliche Noth, oft im eigentlichen Sinne des Wortes Hungersnoth. Da der deutsche Ackerbau zu jener Zeit noch verhältnißmäßig primitiver Art war und viel Raum verbrauchte; da allmählich bei der Unfähigkeit, zu einem mehr rationellen Betriebe der Ackerwirthschaft und intensiverer Art des Landbaues überzugehen, und bei dem Mangel an anderen Erwerbsmitteln ein bleibender Nothstand empfindlich sich fühlbar machte und nur die Wahl blieb, entweder mit vergleichsweise geringen Erfolgen auch sumpfige und sonst schwierige Striche zu benutzen, oder aber mit Gewalt sich Rettung zu schaffen: so war es bei den überwiegend kriegerischen Neigungen der alten Germanen nur natürlich, daß sie mit Vorliebe an das Schwert appellirten; daß sie endlich wieder ihre älteren Gewöhnungen aufnahmen, und bei dem Wiedererwachen ihres uralten Wandertriebes „mit dem Schwerte pflügten".

Auswanderung also ganzer Stämme oder des Ueberschusses an Kräften aus den ungenügend befundenen Sitzen wurde namentlich seit der Mitte des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts die Signatur der Zeit für die Germanen. Es konnte nicht lange dauern, so mußte sich dieser Zug gegen die römischen Grenzen richten. Auf der einen Seite war für viele der vorderen und südlicheren deutschen Stämme der Gedanke höchst lockend, in den schönen und reichen Ländern des romanischen Südens neue Wohnsitze zu gewinnen. Auf der andern Seite übten unverkennbar die Ostgermanen einen starken Druck auf die west- und südgermanischen Völker, und jene wiederum hatten bereits slawische und finnisch-tatarische Völker zu Nachbarn, die ihnen damals vielleicht noch nicht unmittelbar gefährlich wurden, ihnen aber die Wendung nach Osten unmöglich machten. Auf alle Fälle war es für die westlichen und südlichen Deutschen nicht mehr ausführbar, selbst wenn sie es gewollt hätten, sich wieder nordostwärts auszubreiten. Solche Veränderungen aber der Sitze, wie sie wesentlich durch wirthschaftliche Zustände motivirt wurden, waren wiederholt durch sekundäre Anstöße, wie durch das Andrängen mächtiger Nachbarn, innere Kriege, innere politische Neugestaltungen, im einzelnen Falle gefördert.

Nun aber zweitens leitete sich auf Grund solcher Verhältnisse im inneren Deutschland eine vieljährige Bewegung ein, deren Folgen weiter wirken bis zum Abschluß der Kämpfe des Kaisers Aurelian. Es ist die erste Phase der deutschen Völkerwanderung, und zwar hervorgerufen durch die

Gothen. Die gothischen Ostgermanen an der Ostsee und der unteren Weichsel, durch die Ueberfülle ihres Volkes gedrängt, und auf der Nordseite durch das Meer, auf der Ostseite durch die Slawen gehemmt, wandten sich in der Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. südwärts, um die untere Donau zu erreichen. Es hat lange gedauert, bis wir sie später in den Dnjeprlandschaften und am schwarzen und asowschen Meere finden. Aber die ersten Phasen dieser Wanderung, wo sie sich theils mit dem Schwerte, theils mit Verträgen ihren Weg bahnen mußten, wirkten bereits empfindlich auf das Römische Reich ein. Die Stämme des starken gothischen Hauptvolkes drangen durch das mittlere und obere Gebiet der Oder und Weichsel aufwärts vor und stießen offenbar zuerst auf die kriegerischen mittel- und süddeutschen Völker. Der Durchbruch nach der mittleren Donau ist hier nicht gelungen. Wohl aber übte der gothische Zug auf die schlesischen Völker, auf die Narisker und Hermunduren weiter westwärts, und auf die Markomannen und Quaden einen gewaltigen Druck aus und führte zu weitreichenden Erregungen und Erschütterungen, so daß nicht wenige Theile solcher Völker dann den Markomannen zugetrieben wurden. Als dann im weiteren Verlaufe die Gothen den Weg an den Karpathen hin nach dem pontischen Südosten genommen hatten, wurden die verschiedensten ihnen verwandten Stämme mit fortgerissen, und diese Bewegung führte dem inzwischen entbrannten Kriege der Donauvölker gegen die Römer immer neue Anregung und immer neues Material zu. Endlich wurden auch Völker anderen Stammes, die auf den dakischen Grenzen unter römischer Hoheit standen, mit und wider ihren Willen in die kriegerische Bewegung gegen das Reich hineingezogen.

Als aber im J. 166/7 der Krieg der Donau-Germanen gegen die Römer entbrannt war, erkannten dieselben (drittens), daß ihre deutschen Gegner auch politisch sich bedeutend entwickelt hatten. Die längere Seßhaftigkeit der einzelnen großen Völker hatte ihre Glieder unter einander mehr genähert, und die Germanen waren in die Phase ihres nationalen Lebens eingetreten, wo sich die einzelnen Stämme, zunächst die markomannischen (sammt ihren nächsten Verwandten), denen die Quaden immer zur Seite gingen, zu größeren Verbänden und Vereinigungen zusammenzuballen begannen. Bei dem Ausbruch aber des großen Krieges stand auch das trotzige Reitervolk der jazygischen Steppenreiter zwischen Theiß und Donau auf Seite der Gegner Roms.

Als die Schreckenskunde nach Rom gelangte, daß die Deutschen vor Aquileja lagerten (S. 473), ergriff Marc Aurel alle möglichen rettenden Maßregeln. Mit erheblichen Streitkräften, wie sie nach der Rückkehr eines Theiles der in Asien verwendeten Truppen ihm jetzt zu Gebote standen, ging er (167) nach dem Norden, von dem ungern den Genüssen der Residenz sich entziehenden Verus nur widerwillig begleitet. Schon die Kunde seiner Annäherung wirkte. Die Feinde, die bis dahin reiche Beute und sehr zahlreiche Gefangene gemacht hatten, wichen über die Alpen zurück und baten

um Frieden, den ihnen aber der Kaiser nicht zu gewähren geneigt war. Nun aber mußte mit aller Energie gerüstet werden, um die durch die Pest gefährlich decimirten Legionen wieder auf ihre Sollstärke zu bringen, und von allen Seiten Hilfskräfte heranzuziehen. Aquileja (und zeitweise auch Sirmium) wurde einstweilen das Hauptquartier; nur daß auch hier die Epidemie unheimliche Verheerungen anrichtete, gegen die jetzt Galenus, den die Kaiser im J. 168 zu sich berufen, mit allen Mitteln ankämpfen sollte. In diesem Jahre gelang es dem Marc Aurel, nach Ueberschreitung der Alpen die Germanen in einer Hauptschlacht gänzlich zu schlagen. Dann konnte alles Land bis zur Donau wieder von den Feinden befreit, und die umfassende neue Sicherung der Stromgrenze ernsthaft in Angriff genommen werden.

Nun glaubte Marc Aurel im Winter 168/9 wieder für einige Zeit nach der Reichshauptstadt zurückkehren zu können. Der jähe Tod des Verus (im Januar 169), den auf der Reise im Wagen neben seinem Adoptivbruder sitzend bei Altinum ein Schlagfluß traf, konnte eher als eine Erleichterung der Regierungssorgen gelten. Aber der Kaiser war noch nicht lange in Rom, als der Donaukrieg neue und noch furchtbarere Dimensionen annahm. Aus den mitteldeutschen, und noch mehr aus den durch den Gothenzug an den Karpathen so stark aufgeregten gothischen Völkern zogen den Markomannen und Quaden offenbar gewaltige Massen zu, so daß die Lage an der Donau eine überaus gefahrvolle Gestalt annahm. Marc Aurel mußte ganz außerordentliche Anstrengungen zur Abwehr machen. Um rasch möglichst viele Geldmittel aufzubringen, wurde selbst das kaiserliche Mobiliar öffentlich versteigert, und zur Vermehrung der Streitkräfte nicht allein jeder brauchbare Mann, Räuber nicht ausgenommen, in die Legionen aufgenommen, bei befreundeten deutschen Stämmen Söldner geworben, sondern auch bewaffnete Abtheilungen aus Sklaven und Gladiatoren gebildet, dabei kein Mittel, selbst nicht die thörichten Anweisungen des Alexander von Abonoteichos verschmäht, um auf die Stimmung des Volkes und der Truppen zu wirken. Wahrscheinlich wurden auch aus dem Orient alle entbehrlichen Streitkräfte herangezogen, und dafür (169) der gefürchtete Avidius Cassius, jetzt Legat von Syrien, in ähnlicher Weise wie einst Germanicus und Corbulo zum Generalkommandanten aller Streitkräfte des Ostens gemacht, während unter demselben der wackere Martius Verus (166 Consul) als Statthalter von Kappadokien fungirte.

Marc Aurel eilte noch vor Ablauf des Jahres 169 nach der Donau, und machte Carnuntum zu seinem Hauptquartier, um von hier aus nach allen Seiten seine Stöße richten zu können. Der Kampf war sehr langwierig und wechselvoll, und es fehlte keineswegs an erheblichen Schlägen, welche die zahlreichen Gegner den Unterfeldherren des Kaisers beibrachten. Allmählich aber trug es doch die Ausdauer und die überlegene Taktik der Römer davon. Ein sehr erheblicher Sieg wurde durch den Kaiser persönlich

im Jahre 170 den Markomannen abgewonnen. Im Winter 171/2 gelang es den Römern, die Jazygen, die südlich von Aquincum die zugefrorene Donau überschritten und Pannonien angegriffen hatten, zuerst auf dem Ufer, dann auf der Eisdecke des großen Stromes gewaltig zusammenzuhauen. Nun wandte sich der Kaiser gegen die Quaden und brach selbst in deren Gebiet an der Gran ein, wo er im Winter 172/3 sein Lager aufschlug. Im Hochsommer 173 gelang es dann in den quadischen (oberungarischen) Gebirgen nach Ueberwindung großer Gefahr durch Wassermangel, — an welche sich die Legende von der Legio XII fulminata knüpft, — auch dieses Volk schwer zu schlagen. So wurde es allmählich möglich, auf der langen Linie von der Regensburger Uferlandschaft bis zur Theiß die Ruhe wiederherzustellen. Im Jahre 174 legten sich namentlich die süddeutschen Völker zum Ziele, und nahmen die harten Bedingungen an, die ihnen Marc Aurel mit großer Klugheit nach einem wohlberechneten System im römischen Interesse aufzwang. Die Jazygen dagegen mit ihrem Zuzuge aus deutschen, dakischen, sarmatischen Stämmen sollten als ein unverbesserliches Räubervolk noch erst gründlicher in ihrer Kraft gebrochen werden. Nur der leidige Umstand, daß im Jahre 175 der sonst für zuverlässig gehaltene General Avidius Cassius auf den Gedanken kam, die Herrschaft an sich zu reißen, nöthigte den Kaiser, den Steppenreitern an der Theiß und mittleren Donau den Frieden früher und günstiger zu gewähren, als es nach seiner Ansicht die römische Staatsraison gut hieß. Der Friedensschluß nun mit den bisherigen drei Hauptgegnern gab dem Reiche nahezu 200,000 Menschen romanischer Zunge zurück, die theils auf dem Wege des brutalen Menschenraubes, theils als kriegsgefangene Soldaten in die Hand der Gegner gefallen waren. Eine eigentliche Vernichtung oder wirkliche Unterwerfung der feindlichen Nachbarn im Norden der Donau war nicht wohl ausführbar. Aber in Erinnerung an die ungeheure Gefahr dieses Krieges, in dessen schlimmster Zeit sogar eine ostdakische Streifschaar, die Costuboken, südwärts bis nach Griechenland gelangt und erst bei Elateia durch die Bürgermilizen dieser Stadt unter dem tapfern Olympioniken Mnesibulos geschlagen worden war, sollte der Strom in neuer Weise gesichert werden. Die Donau sollte nicht mehr von deutschen Kähnen befahren werden. Die bisherigen feindlichen Völker mußten auf dem linken Ufer einen Streifen Landes abtreten, bei den Deutschen eine, bei den Jazygen zwei Meilen breit, der von ihnen nicht betreten werden durfte. Mehr aber, auch tiefer in ihrem Lande sollten römische, stark besetzte Kastelle auf wichtigen Punkten angelegt werden, von wo aus die Völker überwacht werden konnten. Für den Handel und Verkehr mit den Provinzen des Reiches wurden bestimmte Plätze und Zeiten festgesetzt. Endlich wurden die überwundenen Feinde selbst genöthigt, Material zur Ergänzung der durch Krieg und Pest decimirten kaiserlichen Unterthanen zu liefern. Die Jazygen mußten 8000 Reiter für das römische Heer stellen, die großentheils nach Britannien vertheilt wurden. In ähnlicher Weise hatten auch die Quaden und Markomannen regelmäßig

Auxiliarkontingente für das kaiserliche Heer zu liefern, für deren Verwendung auf der afrikanischen Südgrenze und am Eufrat die schlaue römische Politik dann trefflich zu sorgen verstand.

Höchst bedeutsam war es aber, daß Marc Aurel in dieser Zeit, wo das romanische Element noch immer mächtig und innerlich stark genug war, um starke Massen fremder Elemente zu assimiliren, sehr zahlreiche Germanen innerhalb der Reichsgrenzen angesiedelt hat. Es war die Einleitung zu jener Durchsetzung des Römerthums mit Deutschen, welche in der Zeit der Constantiner die Physiognomie der römischen Welt ethnographisch so bunt und seltsam gestaltet hat. Die Ansiedlung dieser Germanen erfolgte unter sehr verschiedenen Bedingungen. Ein Theil bestand wohl aus Trümmern heimatlos gewordener Völker, die nun auf mehreren Punkten des Reiches, in Dakien, Pannonien, Mösien, im Rheinland, und in Italien das ersehnte Land erhielten, und als künftige Kriegsleute des Reiches in der Regel unter günstigen Bedingungen sich eine neue Heimat schaffen konnten. So sind in Dakien vandalische Asdingen aufgenommen worden, die sich zunächst das Verdienst erwarben, in der Moldau die Costuboken kräftig zusammenzuhauen. Die nach Italien geführten Narisker freilich gaben seiner Zeit meuterischen Gelüsten nach, suchten sich der Stadt Ravenna zu bemächtigen und wurden daher nach anderen Punkten, man denkt an den Jura und das Saonethal, zerstreut.

Viel ungünstiger dagegen war die Lage der in Masse als Gefangene angesiedelten Germanen, welche einfach als neues Material höriger, oder vielmehr persönlich zwar freier, aber an bestimmte Güter gebundener Bauern im Reiche vertheilt wurden. Bei diesen Ansiedelungen von „Barbaren", die sich seitdem so oft noch wiederholen sollten, empfahl sich den Römern eben nun wirthschaftlich und militärisch ein System, welches nach verschiedenen Seiten hin merkwürdige Folgen nach sich ziehen sollte. Es war die truppweise Unterwerfung solcher Leute unter einen römischen Patron, welcher dem Staate für sie haftete, und der dadurch zugleich mit frischen Arbeitskräften versorgt wurde. Diese neue Gestalt des „Colonats" neben den sonst bereits mehrfach vorhandenen (S. 464 ff.) Ansätzen zur Bildung eines hörigen bäuerlichen Standes hat auf das Verhältniß des Bauernthums im Reiche und dessen weitere Entwicklung in keineswegs erfreulicher Weise eingewirkt.

Marc Aurel war, wie gesagt, zu dem schnellen Abschluß des jazygischen Friedens durch die von dem kappadokischen Legaten Martius Verus in aller Eile ihm mitgetheilte, sehr unerfreuliche Nachricht bestimmt worden, daß kein geringerer als Avidius Cassius als Prätendent im Orient aufgetreten war. Der starke Chef des Ostens hatte bisher seine Stellung mit gutem Erfolge verwaltet, namentlich auch einen gefährlichen Aufstand unterägyptischer Räuber, halbwilder Hirten und anderer Desperados

(vielleicht 170) mit Kraft niedergeworfen. Der letzte Grund zu dem Pronunciamiento des Avidius Cassius ist jedenfalls in der Geringschätzung zu suchen, welche dieser eiserne Soldat gegen den von ihm so grundverschiedenen Marc Aurel seit längerer Zeit nährte. Die Beliebtheit des Kaisers bei Volk und Senat und die große Rücksicht, die er überall auf das hohe Haus nahm; seine nach allen Seiten entgegenkommende Haltung gegenüber den Senatoren, und die sorgfältige Auswahl seiner Minister und sonstigen hohen Beamten, schloß durchaus nicht aus, daß nicht vielseitig an der ganzen Art des trefflichen Mannes genörgelt wurde. Es gab doch Viele, denen der fürstliche Stoiker zu einfach und zu prunklos lebte; seine Gewissenhaftigkeit und ängstliche Genauigkeit im Rathe und bei gerichtlichen Verhandlungen erschien vielfach als Kleinlichkeit und Mangel an Entschlossenheit; sein Wesen mag vielen als „philiströs", seine Milde als Schwäche erschienen sein. Ihm fehlte namentlich der frische Schwung und das hinreißende Feuer Trajans; sein schlichtes und prunkloses Heldenthum entbehrte des stürmischen Ungestüms und des rechten berauschenden Zaubers für rohere Naturen. Namentlich in der Armee mochte der Philosoph, der Gelehrte, der „Schulmeister" vielen gar sehr fremdartig und wenig sympathisch sein. Am wenigsten war er es dem Avidius Cassius, bei welchem die Beliebtheit, deren er sich bei seinen syrischen Landsleuten, namentlich auch in Antiochia, erfreute, um so eher hochfliegende Pläne nähren mochte, je weniger der jugendliche Cäsar Commodus zu irgend welchen Hoffnungen berechtigen konnte. Avidius wußte auch, daß die Gesundheit des Kaisers bereits sehr schwankend war. Es scheint, daß eine falsche, aber von ihm gern geglaubte Nachricht von Marc Aurels Ableben im Frühjahre 175 seine Entschlüsse zur Reife brachte. Jedenfalls verkündete er in Antiochia, Marc Aurel sei todt, nahm nun selbst den kaiserlichen Titel an, und machte einen seiner angesehensten Anhänger zu seinem Gardepräfekten. Syrien war auf der Stelle gewonnen; auch Aegypten hielt zu ihm, weil hier der Präfekt Flavius Calvisius und der Jurist Mäcianus, der „Gerichtsherr von Alexandria" (S. 84), auf seiner Seite standen. Die Bewegung zitterte durch ganz Kleinasien; aber bald kam sie zum Stehen. Nicht nur Martius Verus hielt zu dem alten Kaiser. Auch der Statthalter von Bithynien, ein sehr tüchtiger Soldat, Clodius Albinus, ein afrikanischer Romane aus Adrumetum, der (wie es heißt) von den adeligen Geschlechtern der Postumier und Cejonier abstammte, blieb treu und hielt mit höchster Anstrengung den Abfall seiner Truppen auf.

So konnte der gefährliche Brand nicht nach Europa hinübergreifen, und die zweifelhaften Elemente hielten sich zurück, bis die Entscheidung gefallen sein würde. Im Orient selbst blieb die Nachricht, daß Marc Aurel noch lebe, gerade auf die abgefallenen Truppen nicht ohne bald fühlbare Wirkung. Als nun Marc Aurel nach Herstellung des Friedens mit den Jazygen sofort mit Heeresmacht nach Asien aufbrach, standen ihm zwei namhafte Feldherrn zur Seite. Einmal jener Martius Verus, dann aber Publius

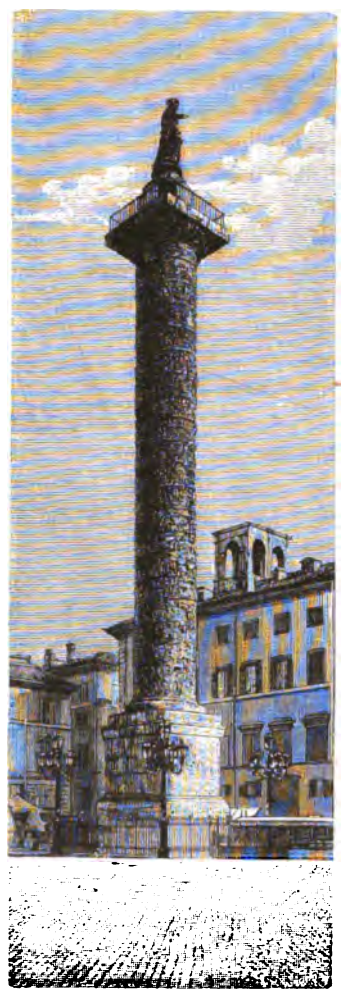
Helvius Pertinax. Dieser letztere, am 1. August 126 in Ligurien als Sohn eines Freigelassenen, des Holzhändlers Helvius Successus, geboren, hatte sich ursprünglich als Grammatiker emporzuarbeiten gesucht, später aber als glücklicher Soldat seine Laufbahn gemacht. In dem Partherkriege als Präfekt einer Auxiliarcohorte ausgezeichnet, nachher in Britannien, und während des markomannischen Krieges mit Bekämpfung der Germanen erfolgreich beschäftigt, die in Noricum und Rätien eingebrochen waren, folgte er jetzt dem Kaiser nach Syrien.

Die Waffen brauchten sie jedoch mit Avidius nicht zu kreuzen. Denn schon auf dem Marsche erhielt Marc Aurel die Botschaft, daß (anscheinend noch vor Anfang des Herbstes, etwa im August, 175) sein Gegner gefallen war. Der harte Soldatenmeister war von zwei Männern seiner Umgebung, einem Hauptmann und einem Unteroffizier, ermordet worden. Auch sein Gardepräfekt und jener Mäcianus fanden den Tod. So konnte die bedenkliche Erhebung im Herbst 175 leicht wieder gedämpft werden.

Marc Aurel, der die abgefallenen Provinzen persönlich besuchte, dann den Martius Verus zum syrischen Legaten ernannte, dem Pertinax dagegen den Schutz der Donaugrenze übertrug, verfuhr überall mit erstaunlicher Milde und Gnade, erlebte aber noch auf der Rückreise durch Kleinasien den Schmerz, daß seine Gemahlin Faustina, die ihm nach dem Orient gefolgt war, (176 n. Chr.) zu Halal am Fuße des Taurus starb. Trotz mancherlei Verirrungen, die sie eines solchen Gatten nicht gerade würdig erscheinen ließen, hatte er sie sehr geliebt. So ließ er sie denn konsekriren, erhob das kappadokische Dorf, wo sie gestorben war, zur Kolonie Faustinopolis, und baute ihr hier einen Tempel. Auf der Rückreise nach Rom hielt er sich dann noch in Athen bei seinem alten Freunde Herodes von Marathon auf und vollendete (S. 447) hier die neuen akademischen Organisationen, denen Herodes, der schon zu Ende d. J. 177 starb, freilich nicht lange mehr vorstehen konnte.

Als der Kaiser endlich im Herbst 176 die Reichshauptstadt wieder erreicht und (23. Decbr.) den Sieg über die Donauvölker gefeiert hatte, errichtete ihm der Senat jenes prächtige Reiterstandbild, welches heute zu den schönsten Zierden des Campidoglio gehört. Weiter aber wurde auf dem Marsfelde an der Via Lata (einem Theile der Via Flaminia) ein Komplex von monumentalen Huldigungen errichtet. Von einem Triumphbogen, der erst 1662 zerstört worden ist, haben sich noch die Widmungsinschrift und einige Skulpturreste erhalten, namentlich einige Basreliefs, welche die Apotheose der Faustina darstellen. Noch heute erhalten aber ist in dieser Gegend (j. Piazza Colonna) die marmorne Ehrensäule des Marc Aurel, welche mit Basis, Kapitäl, Plint und Kapitälsplatte zusammen 29,55 Meter in der Höhe mißt und, aus 28 Blöcken gebildet, im Innern eine Wendeltreppe von 190 Stufen enthält, auf der Platte aber seiner Zeit das bronzene Standbild des Kaisers trug. Wie die Trajanssäule, so umgiebt den Schaft auch dieser Säule ein Relief in 20 spiralförmigen Windungen, welches die

Kämpfe der Römer mit den Donauvölkern darstellt. Nur daß Ausführung und Komposition dieser, erst unter Marc Aurels Nachfolger vollendeten Arbeiten weit hinter dem Trajanischen Originale zurückblieben. „Die Bewegung wird oft überschwänglich, Contouren und Faltenwurf schwer und hart, auch ist das Profil des Reliefs derber als an dem Trajanischen Denkmal." Das Standbild ist wahrscheinlich schon um 663 n. Chr. durch den byzantinischen Kaiser Constans II. entführt worden. Im 14. Jahrhundert durch einen Blitz getroffen, wurde die Säule 1589 durch Papst Sixtus V. restaurirt und durch das vergoldete Bronzebild des Apostels Paulus gekrönt. Wahrscheinlich ist westlich davon (auf j. Monte Citorio) nachmals ein Tempel des Marc Aurel erbaut worden.



Marc Aurels Ehrensäule.

Seit seiner Rückkehr nach Rom hatte Marc Aurel endlich wieder einige Zeit frei, um sich den Geschäften des Friedens, die er so sehr liebte, mit neuem Eifer hinzugeben. Die Verwaltung war vortrefflich; nur daß des Kaisers Milde die senatorischen Statthalter nicht immer scharf genug faßte. Abgesehen von verschiedenen bereits erwähnten Momenten (wir erinnern an die italischen Rechtspfleger, und an die richterlichen Kompetenzen der kaiserlichen Großbeamten in Rom), wo die vorbereitete Entwickelung weiter geführt wurde, so gehörte zu den Gegenständen der besonderen Vorliebe dieses Kaisers die Pflege der Trajanischen Alimentarstiftung. Es ist nicht unwahrscheinlich (obwohl nicht zweifelfrei), daß der Kaiser damals diese Stiftung unter einen besonderen consularischen Alimentarpräfekten in Rom stellte. Dann wurde wahrscheinlich die Arbeit der Distriktspräfekten den italischen Rechtspflegern übertragen, die Kuratoren aber der Chausseen mit der Aufgabe betraut, einerseits Uebergriffen der Zollbeamten zu wehren, andererseits auch über die italischen Getreidemärkte, über Zufuhr und Verkauf von Getreide die Aufsicht zu führen. Die ungeheure Finanznoth allerdings während der kritischen Jahre des Donaukrieges ist auch auf die Alimentarstiftung nicht ohne Einfluß geblieben. Der Kaiser, der das Ge-

wicht der Goldmünze auf 7,3 Gr. sinken, die Legirung des Denars bis auf 25 Procent steigern ließ, sah sich wahrscheinlich auch in der Lage, die Alimentarkapitalien von den Grundbesitzern einzuziehen und die bisher von denselben für die Stiftung gezahlten Zinsen auf die Staatskasse zu übernehmen: ein Moment, was später sehr gefährlich wirken sollte. Marc Aurel wirthschaftete jedoch so verständig, daß er schon 176 wieder das Volk des Reiches durch Erlaß aller Schulden und rückständigen Abgaben an die Staatskassen (für einen Zeitraum von 46 Jahren) erleichtern konnte. Wurde ferner das Volk der Residenz durch wiederholte Geschenke an Geld und Getreide inmitten der harten Noth der Zeit erfreut, während der Kaiser den Fechterspielen durch Aufsetzen von Knöpfen auf die Waffen der Gladiatoren ihren blutigen Charakter zu nehmen suchte, so war die Einsetzung eines Prätor Tutelaris ein Beweis der besonderen Fürsorge, welche der Kaiser dem Vormundschaftswesen widmete. Und wenn weiter Marc Aurel in dem nivellirenden Sinne seiner beiden Vorgänger die Ausdehnung des latinischen und des römischen Bürgerrechts im Reiche energisch förderte, so war er auch bemüht, den Grund zu einer genaueren Statistik des Reiches zu legen.

Leider nur wurde seine redliche Friedensarbeit immer wieder durch schwere Kalamitäten des Reiches unterbrochen. Die Erdbeben zeigten sich namentlich für Asia als eine grausame Geißel; besonders das Jahr 178 war schrecklich, wo die ionischen Küsten, vor Allem Samos, Chios, Milet und besonders das herrliche Smyrna entsetzlich verheert wurden. Hier konnte der Kaiser rettend eingreifen. Auf die Fürbitte eines der bekanntesten Sophisten dieser Zeit, des P. Aelius Aristides (geb. 117 oder 129) von Hadrianoi in Bithynien, eines schwärmerischen Verehrers des antiken Götterthums, wurde namentlich Smyrna erheblich unterstützt. Aber die schwersten Sorgen bereitete dem Kaiser doch die Aussicht in die Zukunft. Der Tod hatte unter seinen Kindern grausam aufgeräumt. Und derjenige seiner Söhne, der als präsumtiver Nachfolger galt, machte ihm nur wenig Freude. Marcus Lucius Aelius Aurelius Commodus Antoninus war am 31. August 161 zu Lanuvium geboren und am 12. Oktober 166 zum Cäsar erhoben worden. Aber der Knabe war von der Natur wenig begünstigt, und die Bemühungen des Vaters, sowie anderer tüchtiger Männer in seiner Umgebung, wie des alten Cornelius Fronto, wie des großen Galenus, der seit 169 als sein Leibarzt in Rom lebte (und um 200 n. Chr. gestorben ist), und Anderer, ihn für seine künftige Stellung heranzubilden, blieben ohne Erfolg. Commodus war zwar nicht gerade bösartig, obwohl es ihm nicht an gefährlichen Neigungen fehlte, aber einfältig, furchtsam, unselbständig, und daher voraussichtlich durch seine Umgebungen leicht zu bestimmen; jedenfalls nicht der Mann, wie ihn in jener Zeit das Reich brauchte. Den Entschluß aber, ihn durch eine bessere Wahl von der Nachfolge im Principat auszuschließen, vermochte Marc Aurel nicht zu fassen. Vielmehr erhielt Commodus im Jahre 177 die

tribunicische Gewalt und wurde zu bestimmtester Sicherung der Nachfolge schon jetzt berufen, seinem Vater als „Augustus" zur Seite zu stehen.

Nur zu bald sollte die volle Reichsgewalt in die Hände dieses unheilvollen Menschen übergehen. Die Verhältnisse an der mittleren Donau, wo anfangs (S. 480) Pertinax, und nach dessen Uebernahme der mösischen Statthalterschaft die beiden Quintilier das Kommando führten, blieben andauernd schwierig. Die Durchführung der harten Friedensbedingungen wirkte zu immer neuer Erbitterung der deutschen Völker, und schon im Jahre 177 war der große Krieg wieder in hellen Flammen ausgebrochen. Im Jahre 178 wurde es nöthig, daß Marc Aurel persönlich wieder im Felde erschien. Er vermählte jetzt (wenn es nicht schon im Vorjahre geschehen ist) seinen Sohn mit Crispina, Tochter des Consularen Gajus Bruttius Präsens, und brach mit demselben am 5. August nach der Donau auf.

Commodus. (Vatican, Rom.)

Die Donauländer waren jetzt sehr stark befestigt. Bis nach Regensburg westlich war der Strom überaus stark bewehrt. Auf der Donau schwamm eine starke Flotte, die in die Geschwader der drei Haupthäfen Lauriacum, Arelape-Comagenä und Carnuntum gegliedert war. Für Noricum und Rätien hatte der Kaiser (S. 396) neue Besatzungslegionen formirt. In Noricum war Lauriacum der Mittelpunkt der Militärgrenze, auf welcher jetzt auch die Donauchaussee ihre Vollendung erhalten hatte. Die Flußthäler und Straßen, welche zur Donau führten, waren nunmehr ebenso systematisch geschützt, wie die Rheinlinie. Oberhalb Lauriacum drohten die Forts Lentia (auf dem Schloßberge von Linz) und Joviacum (Schlögen bei Haibach),

und unterhalb der Centralfestung wurde die große Straße nach Vindobona gesichert durch das für drei Cohorten bestimmte Kastell Lacus Felicis (Mauer bei Oehling an der Url), Elegium (auf dem Felsen von Wallsee), das feste Lager von Arelape an der Mündung der Erlaf, ferner das Schloß Namare auf dem Felsen von Melk, dem weiter das Kastell von Trigisamum (Traismauer), Faviana (Mautern), und Comagenä (Tulln), endlich am Fuße des Wiener Waldes Citium (Zeiselmauer) folgten. Noch energischer war das nächste Stück der pannonischen Donau gedeckt. Vindobona war durch mehrere Forts flankirt, und neben dieser starken Festung war das Hauptbollwerk Carnuntum, ein mächtiges Viereck, dicht am Steilrande der Donau, hoch über deren ungestümem Strome, hinabschauend über seine grauen Fluthen, seine grünen Inseln und die unabsehbare Fläche des Marchfeldes. Ein Brückenkopf (bei Stopfenreut) sicherte den Uebergang über die Donau.

Ueber den neuen Krieg an der Donau sind nur wenige Nachrichten erhalten. Er war von Anfang an erfolgreicher, als der frühere. Namentlich gelang es dem trefflichen Tarrutenius Paternus, einem geschätzten Juristen und wissenschaftlichen Taktiker, der bisher die lateinische Kanzlei geleitet hatte und jetzt als Gardepräfekt kommandirte, zu Ende des Jahres 179 den Germanen in mörderischem Kampfe noch eine Hauptschlacht abzugewinnen. Die Chancen für die Römer gestalteten sich immer glänzender: da wollte es der Unstern des Reiches, daß am 17. März 180 der treffliche Kaiser an der Pest im Lager zu Vindobona starb: nun erst recht geschätzt, nun tief betrauert, nun vergöttert und vergeblich zurück ersehnt, je düsterer sich die Zustände des sinkenden Reiches sofort gestalteten.

Der noch nicht neunzehnjährige Commodus konnte, durch eines solchen Vaters Ansehen getragen, ohne Schwierigkeit die Zügel der Regierung ergreifen. Sein Wunsch war es, möglichst bald nach Rom zurückzukehren; zuerst mußte jedoch der Krieg mit den Germanen in anständiger Weise zu Ende geführt werden. Das war jetzt nicht mehr schwer. Marc Aurel hatte so gründlich gearbeitet, daß die Gegner fühlbar ermüdet waren. Commodus hatte indessen nicht das Zeug, die Verhältnisse in großem Styl auszunutzen. So kam ein Friede zu Stande, der immerhin als ehrenvoll gelten konnte, dabei aber doch die römischen Interessen keineswegs durchschlagend wahrte. Der Hauptsache nach waren die Bedingungen ziemlich dieselben, wie sie Marc Aurel vor fünf und sechs Jahren den Feinden auferlegt hatte; aber auf einem Punkte zeigte Commodus eine bedenkliche Nachgiebigkeit, — er gab nämlich die festen römischen Plätze im Innern der feindlichen Gebiete gänzlich auf. Einstweilen allerdings, bis zum Tode des Septimius Severus, war der militärische Nimbus der römischen Waffen noch einmal hergestellt, und bis dahin wurden die Donaulinie und die dakischen Grenzen immer stärker bewacht (S. 396) und verschanzt. Noch auch hüteten allenthalben die alten und

neuen Generale aus der Schule der parthischen und deutschen Kriege die Reichsgrenzen mit imponirender Kraft. Aber in der inneren Politik des Reiches machte sich bald ein verderblicher Niedergang fühlbar.

Der junge Kaiser Commodus ist nicht von Anfang an der schlimme Despot und groteske Tyrann gewesen, wie ihn die Nachwelt zu betrachten sich gewöhnt hat. Sein Unheil war es, daß ihm der innere Beruf und die geistige Kraft fehlte, die ungeheure Aufgabe zu erfüllen, welche damals mehr denn je die Lage des Reiches an den Träger des Principats stellte. Noch wirkte für längere Zeit die solide Pflichtarbeit Marc Aurels und die treffliche Auswahl der von ihm ernannten höhern Reichsbeamten und Heerführer fördernd nach; nicht minder die Gestalt, welche der Senat unter den drei letzten Kaisern gewonnen hatte. Aber Commodus, der zunächst sich selbst nicht zu beherrschen vermochte, und dessen Neigungen ganz im Sinne der leichtfertigen vornehmen Jugend der Residenz wesentlich auf Lebensgenuß jeder Art gerichtet waren, vermochte die reichen Kräfte, über die er zu verfügen hatte, nicht zu leiten, und noch weniger die Harmonie zwischen dem Reichsrath und der Armee zu erhalten. Bei seinem Mangel an Menschenkenntniß und fürstlicher Würde war er eben so wenig im Stande, den Großen des Reiches zu imponiren, und ihre gegenseitigen Intriguen und Rivalitäten zu durchschauen und im Zaume zu halten.

Commodus hatte sich anfangs noch einigermaßen in Schranken gehalten. Als er aber am 22. Oktober 180 in Rom eingezogen war, trug es die Neigung zu Genüssen und die nichts weniger als edle Umgebung des Kaisers, der seiner Natur nach sehr bestimmbar sein mußte, schnell davon. Die alten Rathgeber seines Vaters wurden bald bei Seite geschoben. Der bedeutendste Mann, der ihn beeinflußte, war Tigidius Perennis. Seit 180 neben dem trefflichen Paternus einer der Präfekten der Garde, und der eigentliche politische Vertraute des jungen Kaisers, zog er die Leitung der Geschäfte wesentlich an sich, und sah es ruhig mit an, wie Commodus sich in ein üppiges Genußleben versenkte. Noch waren die blutigen Neigungen des Kaisers nicht in voller Stärke erwacht; diese wurden aber jäh entfesselt, als eine Verschwörung gegen ihn explodirte, deren letzte Motive und eventuelle politische Verzweigungen uns nicht näher bekannt sind. Als intellektuelle Urheberin des Komplotts gilt des Princeps eigene Schwester; jene Lucilla, des Verus Wittwe, welche Marc Aurel seiner Zeit zu ihrer und ihrer Mutter großen Unzufriedenheit mit einem würdigen Senator, Claudius Pompejanus, wieder vermählt hatte. Wahrscheinlich nicht viel besser als Commodus, damals mit ihrem Gatten zerfallen, und nun auch (unbekannt warum) mit ihrem kaiserlichen Bruder verfeindet, gewann sie ihren Schwiegersohn, der ebenfalls Claudius Pompejanus hieß (er war ein Enkel ihres Gatten, der aus einer früheren Verbindung desselben stammte), trotz seiner Befreundung mit Commodus zu einem Mordversuche gegen ihren Bruder. Der junge Mörder führte (183) eines Tages in einem dunkeln Corridor des Amphitheaters einen Dolchstoß

gegen Commodus mit den Worten: „Das schickt Dir der Senat!" Aber das Attentat mißlang, und Commodus, der sich nun aufs engste an den Chef der Militärgewalt anschloß, der ihm allein für sein bedrohtes Leben Sicherheit zu gewähren schien, rächte den Angriff durch blutige Verfolgung der Schuldigen und aller ihm sonst Verdächtigen. Pompejanus mußte natürlich sammt andern Verschworenen sterben. Lucilla wurde nach Capri verbannt, dann getödet, ein Loos, welches nachher (184) auch der des Ehebruches überwiesenen Kaiserin Crispina zu Theil wurde. Viel bedauerlicher aber war, daß der herrschsüchtige Perennis auch den Paternus, der mit ihm das Kommando der Garde theilte, und den Vater von dessen präsumtivem Schwiegersohne, den ausgezeichneten, allgemein beliebten General M. Salvius Julianus, des großen Juristen Sohn, in diese Katastrophe verwickelte. Eine politische Schuld war zwar nicht auf ihn zu bringen; aber Commodus haßte ihn glühend, weil er ihm den Untergang eines liederlichen Günstlings zur Last legte. Genug, Paternus wurde seiner Stellung enthoben, in den Senat mit consularischem Range versetzt, dann aber wenige Tage später sammt Julianus aus dem Wege geräumt.

Damit ließ nun Commodus seiner launenhaften Mordlust gegen zahlreiche tüchtige, vornehme und reiche Männer die Zügel schießen, und die höheren Klassen der römischen Gesellschaft kamen nach vieljähriger Ruhe wieder für längere Zeit in die unerträgliche Lage, dauernd in Todesfurcht schweben zu müssen: ein schauderhafter Zustand, der jetzt und später viele Unwürdigkeiten, namentlich auch des Senats erklärt, die nur durch diese furchtbare Situation entschuldigt werden. Dagegen war für die Christen eine Zeit der Ruhe eingetreten. Man hat das wohl dadurch erklärt, daß die neue Herrin des Palastes, die Freigelassene Marcia (Pflegetochter des Presbyters Hyacinthus bei der römischen Christengemeinde), früher die Geliebte eines der Genossen des Pompejanus, zu der christlichen Gemeinde gehört haben soll; namentlich verdankten ihrer Fürbitte viele nach den sardinischen Bergwerken deportirte Christen ihre Befreiung.

In Mordfreveln erschöpfte jedoch Commodus seine wüsten Neigungen nicht. Noch einmal erblickte Rom das Schauspiel eines schlechten Buben, der auf dem Throne des Reiches dem „Kaiserwahnsinn" verfiel, und — ohne dabei die grandiose Höhe der Frevel der Caligula, Nero und Domitian zu erreichen, in wilder Gier nach Genüssen aller Art fürstlichen Anstand mit Füßen trat, und bei großartiger Beschränktheit zugleich als blutiger Possenreißer und thörichter Verschwender auftrat. Letzteres bis zu dem Grade, daß (S. 481) während der letzten neun Jahre seiner Herrschaft auch die Gelder für die Alimentarstiftungen nicht mehr gezahlt wurden. Es hat kein Interesse, ein Verzeichniß aller der Frevel und Thorheiten aufzustellen, durch welche dieser unwürdige Sohn des edlen Marc Aurel sich und den Senat herabwürdigte. Nur einige charakteristische Züge mögen berührt werden. Commodus scheute sich nicht, vor Senat und Volk im

Amphitheater als Gladiator und Thierkämpfer aufzutreten. Da er aber sich durch Ausschweifungen aller Art geschwächt hatte, überhaupt auch nicht gewillt war, sich namentlich als Thierkämpfer wirklichen Gefahren auszusetzen, so erlegte er die meisten der wilden Bestien aus sicheren Gallerien von oben her durch sehr geschickte Pfeilschüsse und Speerwürfe; wo er den Thieren wirklich entgegentrat, waren es ungefährliche, und nur solche, die nicht die volle Freiheit ihrer Bewegungen hatten. Dabei wollte er aber doch dem Herkules gleichgestellt, ja demselben übergeordnet werden. Er hielt sich eben den Göttern gleich, und es wurden ihm wie einem Gotte Opfer dargebracht, was ihn jedoch gar nicht hinderte, sich bei seinem Auftreten als Gladiator aus der Gladiatorenkasse erhebliche Summen auszahlen zu lassen. Daneben liebte dieser Kaiser ausländische Kulte und ihre blutigen Gebräuche, und vermehrte im Sinne seines schnöden Genußlebens die Feiertage; immer bereit und um kein Mittel verlegen, neues Geld für sein nichtiges Treiben zu schaffen.

Commodus als Herkules. (Capitol. Mus., Rom.)

Der Senat konnte nicht umhin, sich allen Thorheiten dieses Frevlers und Narren zu fügen. Er benannte sich selbst nach Commodus, „erhob" Rom zu einer „Commodianischen Kolonie", änderte auch nach des Kaisers Wunsche die Namen der Monate nach den wunderlichen Launen und selbstgeschaffenen Ehrentiteln desselben, — und nährte dabei grimmigen Hohn, inbrünstigen Haß, und ersehnte den Tag der Befreiung. Dieser ließ jedoch ziemlich lange auf sich warten.

Die großen Geschäfte des Reiches wurden noch geraume Zeit leidlich verwaltet. Der gewaltsame, ehrgeizige Perennis war, von seiner Habsucht abgesehen, seiner Stellung durchaus gewachsen, und hielt mit Strenge auf

Zucht in der Armee. Aber von hier aus gerade wurde sein Sturz veranlaßt. In Britannien war während der ersten Jahre (vor 184) der neuen Regierung wieder ein Grenzkrieg ausgebrochen. Keltische Schaaren hatten den nördlichen Grenzwall durchbrochen und einige Striche der römischen Provinz verheert. Aber hier stießen sie bald auf den kräftigen und glücklichen Widerstand des tapfern und thatkräftigen Legaten Ulpius Marcellus. So wurde der auswärtige Feind mit Erfolg zurückgeschlagen. Nun aber kam wieder einmal der eigenthümlich selbstbewußte und unruhige Geist zum Vorschein, welchen das seit Jahren in sich fest verwachsene, auf seiner Insel isolirte, britannische Armeecorps wiederholt, anscheinend schon einmal zu Anfang von Marc Aurels Regierung entfaltet hat. Perennis hatte diese Legionen, die ohnehin gegen den überstrengen Marcellus murrten, dadurch verletzt, daß verschiedene sonst für Senatoren vorbehaltene Stellen durch Ritter besetzt wurden. Man dachte selbst an Aufstellung eines neuen Imperators. Es fehlte schwerlich an Beziehungen zu den Mißvergnügten in Rom, und so wurde der militärische Skandal möglich, daß volle 1500 Mann aus England als „Gesandte und Bittsteller" des britannischen Corps nach Italien marschirten. Commodus eilte ihnen, als sie sich der Residenz näherten, entgegen. Nun hieß es, Perennis trage sich mit verwegenen Plänen auf das Principat, zu Gunsten seines Sohnes, und der argwöhnische und feige Princeps gab den bis dahin übermächtigen Günstling der Wuth der Soldaten Preis. Perennis und seine Familie wurden (185) durch Prätorianer kurz und gut in Stücke gehauen.

Nun erhielt Pertinax, der 180 bis 182 in Syrien Legat gewesen, nachher jedoch durch Perennis nach Ligurien verwiesen war, das Kommando in Britannien und stellte hier die Ordnung mit fester Hand wieder her. In dieser Provinz hat nachher auch der treffliche Clodius Albinus (etwa seit 191 n. Chr.), der bisher auf der dakischen, dann auf der niederdeutschen Grenze mit Erfolg die Sicherheit des Reiches gegen innere und äußere Unruhen gewahrt hatte, mehrere Jahre lang kraftvoll die Regierung geführt. In gleicher Weise bewährten die römischen Truppen zwischen 187 und 190 auf der numidisch-mauretanischen Grenze ihre alte Ueberlegenheit gegenüber den feindlichen Stämmen der Eingeborenen. Syrien endlich und die Parthergrenze hütete ebenfalls einer der besten jüngeren Heerführer des Reiches mit ruhiger Kraft. Es war Pescennius Niger, der bei uneigennütziger Haltung und großer disciplinarischer Strenge doch die Gunst der Truppen besaß, und in Gallien, dann an der Donau als Offizier tüchtig bethätigt, in Commodus' letzten Jahren die syrische Statthaltschaft führte, während der vierte unter den großen Generalen dieser Epoche, Septimius Severus (s. unten), in derselben Zeit das obere Pannonien regierte. Desto schlimmer gestalteten sich, um von den wahrscheinlich durch die Ueberlieferung ungebührlich aufgebauschten Thaten des Deserteurs und Räuberhauptmanns Maternus mit seinen Desperados in Gallien, wie sie die unter schlechten Kaisern sehr vernachlässigte Sicher-

heitspolizei damals leicht aufkommen ließ, nur im Vorübergehen zu reden, die Dinge in Rom. Nach der blutigen Beseitigung des Perennis fiel die bestimmende Macht in die Hände des kaiserlichen Kämmerers oder Oberkammerherrn Kleander. Wie überhaupt die Freigelassenen unter Commodus wieder einmal goldene Tage feierten, so erreichte dieser Mensch, ursprünglich ein Sklave, ein phrygischer Lastträger, der in Rom seiner Zeit an den Hof verkauft worden war, durch des Kaisers Gunst eine unglaubliche Machtfülle. Zum Theil auf seinen Antrieb hatte Commodus den Perennis fallen lassen. Nun ernannte Kleander rasch nach einander mehrere neue Präfekten der Garde, und übernahm endlich mit zwei seiner Figuranten dieses Amt selbst, um es bis 189 zu bekleiden. Dieser Machthaber übte bei ebenso blutigen, wie habgierigen Neigungen eine ganz souveräne Gewalt in der rücksichtslosesten Weise aus, wie er unter Anderem in einem Jahre 25 Römer das Consulat bekleiden ließ. Durch Erpressungen jeder Art, durch Verkauf der Aemter und richterlichen Urtheile gewann er ein kolossales Vermögen, was ihm dann allerdings wieder dazu diente, durch Pracht- und Nutzbauten in Rom wie in anderen Städten sich einen Namen zu machen.

Ein Schwager des Kaisers, L. Antistius Burrus, der jenen auf das bedenkliche Treiben des Günstlings aufmerksam machte, wurde durch Kleanders Tücke ehrgeiziger Absichten auf den Thron beschuldigt und aus dem Wege geräumt. Als aber i. J. 189 einerseits die Pest in der Hauptstadt einmal wieder mit großer Heftigkeit auftrat, andererseits aber die schlechte Art der Regierung eine empfindliche Theurung der Cerealien thörichterweise hatte hereinbrechen lassen, der Kleander nicht abzuhelfen verstand: da wußte einer seiner Feinde, der Chef des Proviantwesens der Hauptstadt, Dionysius Papirius, die Noth, und damit die Wuth der Massen gegen Kleander noch künstlich zu steigern. Auch Feuersbrünste suchten die Stadt heim. Und nun, — in einem Moment, wo die jetzt so despotisch regierten Römer nach Art solcher Zustände die Quelle alles Unheils in ihren Beherrschern, und nach einem Schlachtopfer suchten, da lenkte eines Tages bei Gelegenheit der Circensischen Spiele, mit oder ohne künstliche Beihilfe, der Zorn der Massen ein in die Bahn der offenen Empörung. Unter wilden Drohungen wälzen sich die Haufen nach der Wohnung des Commodus, der sich zur Zeit in einer Villa auf dem Mons Cälius befand. Der Versuch Kleanders, die Menge durch die Gardereiter zu zerstreuen, scheitert; vielmehr machen die Prätorianer zu Fuß gemeinsame Sache mit dem Volke gegen die Reiterei. Da unterrichtet Marcia (nach anderen Angaben des Kaisers Schwester Fadilla) den Commodus von dem bedrohlichen Stande der Dinge, und nun giebt der armselige Bursche kurz entschlossen seinen Günstling dem Pöbel Preis. Kleander und sein Sohn werden sofort getödtet; die Masse aber darf die Leiche des Verhaßten durch die Stadt schleifen und sein blutiges Haupt als schauerliches Siegeszeichen triumphirend auf einer Stange durch alle Gassen tragen.

Es war nur natürlich, wenn die Achtung des Volkes und der Garde vor Commodus nach dieser Wendung immer tiefer sank; nicht minder, daß der Kaiser persönlich immer mißtrauischer und immer geneigter wurde, den tollen Rausch seines Lebens durch noch stärkere Züge aus dem Taumelbecher zu steigern. Endlich wurde sein Treiben selbst seiner nächsten Umgebung zu arg. Marcia, ferner der nach wiederholtem Wechsel des Personals zuletzt ernannte Gardepräfekt Q. Aemilius Lätus, und des Kaisers neuer Oberkammerherr, der Aegypter Eclectus, der schon unter Verus als Freigelassener am Hofe sich befand, hatten durch Warnung vor allzu thörichten Schritten sich die Gefahr zugezogen, nun selbst ermordet zu werden. So war das Komplott schnell fertig. Sie wußten, daß Commodus den schnöden Plan hegte, den Neujahrsfestzug d. J. 193 an der Spitze der Gladiatoren von deren Kaserne aus anzutreten, und weiter die für dieses Jahr ernannten Consuln tödten zu lassen. Das sollte verhindert werden. Von dem Volke und den Soldaten war kaum etwas zu fürchten, und für die Zukunft glaubte man sich durch den Plan zu sichern, den allgemein geachteten Pertinax, — der nach Ablauf seines brittischen Kommandos Alimentarpräfekt gewesen war und jetzt als Polizeipräsident im Amte stand, — zum Princeps zu erheben.

Pertinax. (Capitol. Mus., Rom.)

Ob Pertinax selbst in die Verschwörung eingeweiht war, steht dahin. Jedenfalls aber handelten die Verschworenen rasch und durchgreifend. Marcia reichte in der Nacht vom 31. December 192 zum 1. Januar 193 dem Commodus Gift in einer Portion Fleisch. Und als das nicht zu wirken schien, so ließen ihn die Mörder durch den Athleten Narcissus im Bade ersticken. Sonst war ihre Rechnung richtig. Der von ihnen gleich nach der Beseitigung des schließlich aller Welt verhaßt oder doch gleichgiltig gewordenen Commodus als neuer Kaiser proklamirte Pertinax wurde von der Garde und von dem hoch erfreuten Senat bereitwillig anerkannt. Der Senat erklärte mit der wilden Energie des endlich frei sich ergießenden Hasses gegen den todten Kaiser den Commodus sofort für einen Feind des Staates und ließ seine Standbilder umstürzen. Nur die Schleifung der Leiche verhinderte die Festigkeit des Pertinax.

Wer die viel erprobte Tüchtigkeit und Bravheit des neuen Princeps, der nur wenig von den Lieblingsfehlern der römischen Großen dieser Zeit, der Habsucht und der Neigung zur Intrigue, berührt war, und die hohe Achtung erwog, in welcher dieser wackere alte Feldherr auch bei den Legionen stand, der glaubte sicher sich der Hoffnung hingeben zu können, daß ein neuer, aber kraftvollerer Nerva das Scepter ergriffen habe, und daß die schöne

Zeit der guten Kaiser, nach Ablauf der blutigen Episode des Commodus jetzt in neuem Glanze und neuer Dauer sich wiederholen werde. Das aber sollte sich als eine bittere Täuschung erweisen. Dem edeln Pertinax war das Schicksal des Galba bestimmt, und sein Rächer war kein Mann von Trajans Schlage. Die kurze Zeit der Regierung des Commodus hatte nicht allein materiell enormen Schaden angerichtet, sie hatte auch die Disciplin und den soldatischen Geist der Garde in unglaublicher Weise zerrüttet, über die Prätorianer, Offiziere wie Soldaten, eine ungeahnte Demoralisation ausgebreitet, an welcher der alte Kaiser untergehen sollte.

Die Uneigennützigkeit, die Würde und der Ernst, mit welchem Pertinax sich anschickte, die dem Staate geschlagenen Wunden zu heilen, fanden im Reiche und bei allen tüchtigen Elementen der Reichshauptstadt allgemeinen Beifall. Der Kaiser aber fand überall so viel zu bessern, überall ein solches Maß des Unheils, daß er, — bei einem Manne in höheren Jahren wohl begreiflich, in dem Feuer der Reformarbeit vielleicht die nöthige Klugheit hintansetzte und nicht bedachte, daß ein etwas langsameres Vorgehen sicherer hätte zum Ziele führen mögen. Vor Allem die Finanzen waren zerrüttet, so sehr, daß Pertinax die Zahlung der seit neun Jahren rückständigen Alimentargelder in aller Form suspendiren mußte. Die dringend nothwendige Sparsamkeit; die Energie, mit welcher der Kaiser den Uebermuth des Commodianischen Hofgesindes zu bändigen sich bemühte, und die tückischen Intriguen des Gardepräfekten Lätus, der sich wahrscheinlich für seine Thätigkeit bei der Erledigung des Thrones nicht ausreichend belohnt glaubte: das waren die Momente, welche schnell zu einer neuen Katastrophe führten. Schon zweimal hatten die Prätorianer, die entweder bei neuer Erledigung des Principats neue Geschenke zu erzielen, oder durch Einschüchterung des alten Pertinax für sich Vortheile zu erpressen hofften, den verfehlten Versuch gemacht, neue Prätendenten aufzustellen. Endlich aber drangen am 28. März 193 zweihundert der frechsten Gardesoldaten in offener Meuterei in die Hofburg ein. Noch einmal, so schien es, vermochte die Majestät der Haltung und die Gewalt der Worte des Pertinax der frivolen Bewegung Meister zu werden. Da brach die Rohheit eines wilden Belgiers, des Tungrers Taufius, den Zauber; er stieß mit schmähenden Worten den alten Imperator nieder. Mit ihm fiel in tapferem Kampfe der Oberkammerherr Eclectus (der beiläufig der Gatte jener Marcia geworden war), vergeblich bemüht das Leben seines Kaisers zu schützen.

Die furchtbare Erbitterung des Senats und des Volkes der Hauptstadt hatte kein Mittel zur Hand, die schnöde Blutthat der hinter den Wällen ihrer Citadelle höhnisch trotzenden Prätorianer zu strafen. So konnte der Uebermuth dieses demoralisirten Corps momentan noch weiter gehen und der erstaunten römischen Welt noch frecher Trotz bieten. Denn nunmehr boten die Gardetruppen ganz unverblümt den silbernen Lorbeerkranz der Cäsaren für zahlungsfähige Prätendenten aus. Wer ihnen die besten Be-

dingungen stellte, der sollte von ihnen als Imperator anerkannt werden. Wirklich gab es zwei vornehme Römer, die den traurigen Ehrgeiz besaßen, unter solchen Umständen um diesen Preis mit einander zu ringen. Der Polizeipräsident Flavius Sulpicianus, des Pertinax Schwiegervater, den dieser am Tage vor seinem Tode noch zur Beschwichtigung der Soldaten in die Citadelle gesendet hatte, und der Consular M. Didius Salvius Julianus Severus, dessen Neffe mit Pertinax' Tochter verlobt war, traten in dieser Weise neben einander auf. Didius, der für jeden Mann ein Donativ von 5438 R. Mark in Aussicht stellte, wurde wirklich bevorzugt und nun unter dem Druck der Waffen von dem tief empörten Senat zunächst in das Patriciat aufgenommen, dann aber in aller Form als Imperator anerkannt.

Didius Julianus. (Vatican, Rom.)

Der neue Princeps hatte in jüngeren Jahren nicht erwarten lassen, daß er einst zu solcher Thorheit die Hand bieten würde. Kaiser Didius war der Enkel oder Urenkel (S. 435) des großen Juristen Salvius Julianus; er gehörte von väterlicher Seite zu der aus Mediolanum stammenden gens Didia, von der Mutter her war er ein Salvius. In jüngeren Jahren hatte er als Offizier im Zehntland und als Staatsbeamter, namentlich als belgischer, dalmatinischer und niedergermanischer Statthalter unter M. Aurelius sich einen guten Namen gemacht, auch 175 das Consulat bekleidet. Seine spätere Amtsführung als Statthalter in Bithynien und in Afrika unter Commodus galt dagegen nicht als tadelfrei, und jetzt, wo er 60 Jahre zählte, kannte ihn die römische Welt nur noch als einen schwer reichen und geldgierigen Mann, der seine Schätze in unmäßiger Schwelgerei zu vergeuden liebte. In Wahrheit lebte jedoch bei Didius mehr Ehrgeiz, als man glaubte, und theils durch seine Freunde, theils durch die ehrgeizigen Damen seines Hauses, seine Gattin Manlia Scantilla und seine Tochter Clara gestachelt, hatte er wirklich jene verhängnißvolle Bewerbung gewagt, die ihm für wenige Wochen den unversöhnlichen Haß des Senats, die unverhohlene Verachtung des Volkes der Residenz und die ironische Duldung der Garde erkaufte. Denn während er sich nun auf dem Throne häuslich einrichtete, seinen Schwiegersohn Cornelius Repentinus zum Polizeipräsidenten machte, fand er zu seinem Schrecken, daß weder sein Privatvermögen noch die kaiserlichen Baarbestände ausreichten, um die ungeheuren Geschenke zu zahlen, die er der Garde schuldete. Und nur zu bald erfuhr er, daß die Legionen des Reiches durchaus nicht gewillt waren, einen Kaiser von der Gnade der Prätorianer anzuerkennen. Für die romanische Welt war ein neues Zeitalter der Thronkriege, wie einst nach Galbas Tode im Anzuge.

Zweites Kapitel.

Septimius Severus.

Die Botschaft von der Ermordung des allgemein hochgeachteten Pertinax und den unwürdigen Scenen nach seinem Tode hatte namentlich bei den drei zur Zeit politisch wichtigsten Armeecorps des Reiches tiefen und schmerzlichen Unwillen erregt, und ihren Führern es nahe gelegt, dem unvergessenen Beispiele Vespasians zu folgen. Wohl vertraut mit der Sympathie, die ihm das Volk der Reichshauptstadt entgegentrug, erhob sich zuerst in Syrien jener Pescennius Niger, den seine Truppen, dann aber sofort auch die ganze griechisch redende Welt bis zur Adria als neuen Imperator anerkannten; auch aus Ktesiphon hatte der neue syrische Prätendent zur Zeit nur Wohlwollen zu erwarten. Nun war es aber das schwere Unheil für das Reich, daß ziemlich gleichzeitig auch an der mittleren Donau und in Britannien starke Prätendenten auftraten. Am ersten wäre wohl eine Ausgleichung möglich gewesen mit Clodius Albinus, dem britischen Legaten, dem Manne angeblich altpatricischer Abkunft, der unter den Generalen der spezielle Günstling des Senates, in dem Rufe stand, für das Senatsregiment eine ausgesprochene Sympathie zu nähren.

Goldmünze von Pescennius Niger mit der Umschrift: IMP.CAES.C(aius) PESC(ennius) NIGER IVST(us) COS. II. [COS. = Consul.]

Wirklich gefahrvoll dagegen wurde die Lage durch den brennenden Ehrgeiz und die zähe Herrschsucht gerade jenes Feldherrn, der sich seinen Truppen nur als Rächer des edlen Pertinax hinstellte. Es war des Clodius Albinus afrikanischer Landsmann, der in Carnuntum kommandirende pannonische Legat L. Septimius Severus. Dieser General (geboren am 11. April 146 n. Chr.), der nun auch ein Geschlecht afrikanisch-syrischer Provinzialromanen auf dem Kaiserthrone heimisch zu machen berufen war, und schon ein reiches Leben hinter sich hatte, nannte Groß-Leptis in Afrika seinen Geburtsort. Er entstammte einer römischen Ritterfamilie, die schon zu Domitians Zeit in Afrika ansässig war, und längst das römische Bürgerrecht besaß, auch durch mehrere ihrer Mitglieder im Senat und in der höheren römischen Beamtung festen Fuß gefaßt hatte. Der Sohn des M. Septimius Geta und der Fulvia Pia, war der junge Mann nach Art so vieler jugendlich aufstrebender Provinzialromanen etwa 172 zur Vollendung seiner Studien, die mit besonderer Energie der Jurisprudenz zugewandt waren, nach der Reichshauptstadt gekommen, wo ihm sein Oheim Severus, einer der Consularen des Jahres 171, durch seine Empfehlung bei Kaiser Marc Aurel senatorischen Rang oder Aufnahme in den Senat verschaffte. Nun durchlief er nach einander die üblichen römischen Aemter. Zuerst Quästor in Sardinien, dann Legat des Proconsuls von Afrika, im Jahre 175 Volkstribun, und 178

Prätor und Legat des Statthalters des tarraconensischen Spanien, erhielt er 179 das Kommando über die IV. „scythische" Legion in Syrien. Im Jahre 175 zum ersten Male mit einer Dame Namens Marcia vermählt, die ihm zwei Töchter hinterließ und sehr früh starb, wurde er wohl in Syrien mit jener vornehmen provinzialromanischen Familie zu Emesa bekannt, aus der er später seine zweite Gemahlin wählte. Vielleicht die Folge einer Ungnade bei Perennis (S. 487) war es, daß Severus unter dessen Staatsleitung eine Zeit lang amtlos sich befand und so die Muße gewann, in Athen wieder sich den Wissenschaften zu widmen. Erst 187 und 188, so scheint es, tritt er wieder öffentlich auf, jetzt als Statthalter des Lugdunensischen Galliens. Damals auch heirathete er die schöne und litterarisch feingebildete Julia Domna aus Emesa, die zu Lyon am 4. April 188 Mutter des Bassianus (des später sogenannten Caracalla) wurde. Wahrscheinlich im Jahre 189 hat er dann Sicilien verwaltet; es war die Zeit, wo ihm zu Mediolanum am 26. Mai 189 sein zweiter Sohn, P. Septimius Geta, geboren wurde. Nachher Consul, vielleicht auch in Germanien beschäftigt, erscheint Severus endlich in des Commodus letzter Zeit als Legat des oberen Pannonien.

Goldmünze mit dem Porträt der Julia Domna, Gemahlin von Septimius Severus. Umschrift: IVLIA AVGVSTA.

Geta. Goldmünze mit der Umschrift: P(ublius) SEPTIMIVS GETA CAES.

Nur zu gern folgte der ehrgeizige, nach der Weise seiner Zeit allem Glauben an Vorzeichen fast fanatisch ergebene Mann der Aufforderung seiner Armee, die Rache für Pertinax nun selbst als neuer Kaiser zu vollziehen. Zu Carnuntum oder zu Savaria proklamirt, hat er nun militärisch und diplomatisch so eifrig als möglich gerüstet, um möglichst schnell Rom erobern, dann aber den Kampf mit Pescennius Niger aufnehmen zu können, der dem pannonischen Prätendenten in der Besetzung des hochwichtigen Byzantion bereits zuvorgekommen war. Clodius Albinus wurde gewonnen, indem ihn Severus mit dem Range als Cäsar und der Aussicht auf die Nachfolge einstweilen abfand. Alle Legionen der Donauländer und des Rheines wurden schnell für Severus gewonnen. Dann mußten die Grenzen zum Schutze vor den Germanen genügend besetzt werden. Eine Legion brach als Avantgarde nach der Balkanhalbinsel auf. Aber ein starkes Heer, Legionssoldaten und Auxiliaren, aus den zu Severus haltenden Lagern folgte ihm weiter in raschen Märschen nach Italien.

Kaiser Didius war natürlich durch den Abfall nahezu des gesammten Reichsheeres in die höchste Angst versetzt worden. Bald mußte er erkennen, daß gerade Severus, den er anfangs weniger gefürchtet hatte, als den Pescennius, sein gefährlichster Gegner war. Bei seiner wesentlich hilf- und hoffnungslosen Lage trugen alle seine politischen und militärischen Schritte das Gepräge der Unfruchtbarkeit. Während er den blutigen Präfekten Lätus als Anhänger des Severus (und mit ihm auch jene Marcia) hinrichten, den

Severus durch den Senat zum Feinde des Staates erklären ließ, und eine Abtheilung seiner Truppen unter dem neuen Präfekten Tullius Crispinus durch die illyrische Avantgarde bei Ravenna leicht aus dem Felde geschlagen wurde; während selbst nutzlose Mordversuche von ihm gegen Severus angestellt wurden, konnten die von Didius angeordneten Rüstungen und Uebungen aller Art in Rom nur den Zweck haben, ihn selbst über die täglich wachsende Gefahr zu täuschen. Bei der geringen militärischen Brauchbarkeit der Seesoldaten von Misenum und bei der schlaffen Unzuverlässigkeit der Garde dachte er endlich im letzten Moment mit Zustimmung des Senats, den Severus durch den Antrag, ihn als Mitregenten anzunehmen, zu gewinnen. Aber der Ueberbringer dieses Vorschlags, Tullius Crispinus, wurde als schlimmer Absichten verdächtig auf Severus' Befehl getödtet, der Antrag selbst schroff abgewiesen. Sein Nachfolger aber, Veturius Macrinus, mit welchem Severus brieflich in Verbindung trat, und die Prätorianer, denen Severus gegen Auslieferung der Mörder des Pertinax und ruhige Haltung Amnestie zusagte, verhafteten die Mörder und setzten sich mit dem Consul Silius Messalla in Verbindung. Und nun wiederholten sich die Scenen, die Rom schon einmal bei Neros Falle erlebt hatte. Der Senat trat zusammen, verurtheilte den Didius zum Tode, und erkannte den Severus als Kaiser an. Der unglückliche Didius aber wurde sammt seinem Schwiegersohne und dem noch zu ihm haltenden Gardepräfekten Flavius Genialis, von allen andern verlassen, am 1. Juni 193 in der Hofburg durch Soldaten niedergehauen.

Septimius Severus. (Capitol. Mus., Rom.)

Kaiser Severus erhielt die Kunde, daß die klägliche Herrschaft des Didius zu Ende sei, noch auf dem Marsche durch eine Huldigungsgesandtschaft von hundert Senatoren, die ihn zu Interamna an der Via Flaminia trafen. Nun ging es schnell nach Rom, wo sein erster Befehl die Voll-

ziehung der Rache für Pertinax' Tod in Scene setzte. Die ihm ausgelieferten Mörder wurden hingerichtet; die Garde erhielt dann den Befehl, bei seinem Einmarsch vor der Hauptstadt in Parade aufzuziehen. Hier aber sahen sich die Prätorianer plötzlich von den Legionen umstellt. Und nach einer donnernden Strafpredigt ließ sie nun der strenge Heermeister ihrer Waffen und Pferde berauben, löste das ehrlos gewordene Corps auf, und verbot den Leuten, sich jemals wieder in Rom blicken zu lassen.

Das war nun freilich die vollkommen gerechte Strafe für die bisher verübten schmählichen Frevel. Aber die römische Welt sollte gleich nachher erkennen, daß der neue Imperator, der auch sonst eine bisher nur selten in Rom zum Vorschein gekommene, eigentlich unrömische, Geringschätzung der „Civilisten" gegenüber dem Soldatenstande nährte, eine reine Militärherrschaft zu inauguriren gedachte, wie sie das alte Principat bisher systematisch vermieden hatte. Die auszeichnenden Schritte, welche das auch äußerlich zu erkennen gaben, werden wir noch kennen lernen. Zunächst aber zeigte es sich darin, daß der Kaiser bei der Neubildung der Garde das System des Augustus fallen ließ. Italien und die bisher für dieses Corps rekrutirten Länder verloren dieses Privilegium: die Garde ward nunmehr aus den Legionen gebildet. Seit dieser Zeit füllten Krieger aus den verschiedensten Provinzen, deren barbarische Namen und Gesichter die Hauptstadt erschreckten, die alte Citadelle. Asiatische, afrikanische, dakische, mösische, dalmatinische, pannonische, thrakische, belgische Soldaten bewegten sich in den Gassen der Residenz. Die Aufnahme erprobter Kriegsleute aus den Legionen auf dem Wege des Avancements in die Reihen der Garde sollte einerseits aus diesem Corps eine Elitetruppe machen, andererseits aber für die Mannschaften eine Belohnung werden, da sie somit in die Truppe eintraten, welche dem Range nach die erste der Armee war, und ihnen durch ihren hohen Sold große Vortheile gewährte. Prinzipiell aber sollte es andeuten, daß die Legionen jetzt die Herren im Reiche waren. Für Italien hatte das freilich die Wirkung, daß die überschüssige Kraft der jungen Leute sich nun theils in der Gladiatur, theils in Gestalt von Räuberbanden austobte.

Bei seinem Einzuge in Rom jubelnd empfangen und in seiner damaligen Haltung gegen den Senat milde genug, — auch das Sicherheitsversprechen wurde ertheilt, welches ihn verpflichtete, keinen Senator ohne Zuziehung des Senates zu tödten, — trat doch bald eine Verstimmung wider Septimius ein. Die Haltung der Soldaten, die Alles was sie brauchten ohne Bezahlung nahmen und bei Widerspruch mit Plünderung drohten, verdroß das Volk. Der Senat aber war verstimmt, weil Severus als derber und rücksichtsloser Realist nicht noch persönlich die Zustimmung zur Annahme des Purpurs einholte, und lediglich die Motive mittheilte, die ihn zu seiner Erhebung bestimmt hatten. Man war froh, als der neue Kaiser, der noch dem Pertinax eine glänzende Todtenfeier hielt und selbst dessen Namen annahm, nach 30 Tagen die Armee aus Rom wegführte, um in den Krieg wider Pescennius Niger

zu ziehen. Eine Legion war bereits nach Afrika geschickt worden, um zu verhindern, daß der Kaiser des Ostens vom Nil her die Kornkammern der Reichshauptstadt in seinen Besitz bringe.

Zum ersten Male also seit der Schlacht bei Actium stand fast das gesammte Abendland wieder dem gesammten Orient in Waffen gegenüber. Der großartige Reichskrieg entschied sich diesmal in mehreren gewaltigen Landschlachten, die alle auf asiatischem Boden ausgefochten wurden. So tüchtig Pescennius sein mochte, Septimius übertraf ihn bedeutend an durchschlagender Kraft und namentlich an Schnelligkeit und Rührigkeit. So wälzte sich denn im Spätsommer 193 die Masse des abendländischen Heeres auf dem Landwege nach der bereits (S. 494) bis unter die Mauern von Byzantion für Septimius gewonnenen Balkanhalbinsel. Ein Versuch der asiatischen Truppen, vom Bosporus aus auch das wichtige Perinthos zu gewinnen, wurde blutig zurückgewiesen. Dann aber überschritten die Legionen des Septimius den Hellespont und die Propontis und stießen bei Kyzikos zuerst auf den Legaten Aemilian, dessen Heer (194 n. Chr.) geschlagen wurde; der Feldherr selbst fand dabei den Untergang. Darauf kam der Krieg in Bithynien für einige Zeit zum Stehen. Den Legaten des Severus gelang es, so scheint es, die Stadt Nikomedia zu ihrer Operationsbasis zu machen. Indeß näherte sich Pescennius selbst mit sehr bedeutenden Streitkräften. Und in den Engpässen zwischen Kios und Nikäa, wo die Severianer unter Tiberius Claudius Candidus, dem Führer der illyrischen Legionen, eine beherrschende Stellung besetzt hatten und zugleich durch die Pfeilsalven ihrer auf den am Strande des benachbarten Sees auffahrenden, bewaffneten Schiffen vertheilten Kameraden unterstützt wurden, kam es zu einem furchtbaren Zusammenstoße, in welchem Candidus erst nach langem und sehr wechselvollem Kampfe gegen Abend die asiatischen Truppen zu wilder Flucht nach Nikäa zwingen konnte.

Nach dieser schweren Niederlage wurde Kleinasien für Pescennius unhaltbar. Er war erst dann wieder im Stande, die Abendländer in einer neuen Schlacht zu bestehen, als er mit Aufgebot aller Kräfte ein neues Heer versammelt hatte, mit welchem er bei Issos, ein wenig südlich von dem altberühmten Siegesfelde Alexanders des Großen, zwischen dem Gestade des issischen Golfes und den Klippenwänden des Amanos die von der issischen Ebene nach Myriandos führenden Strandpässe besetzt hielt. In wohlgewählter Stellung hielt er hier mit Aufgebot aller taktischen Kunst den Anprall der feindlichen Generale L. Septimius Valerianus und P. Cornelius Anullinus lange mit Glück auf. Erst ein furchtbarer, von einem schweren Gewitter begleiteter Sturm brachte seine Erfolge zum Stocken. Darüber war es dem Valerian gelungen, einen Theil seines Heeres durch einen dichten Wald zu führen, der die rechte Flanke der Asiaten deckte, und den letzteren in den Rücken zu fallen. Von zwei Seiten angegriffen, mußten die Asiaten weichen; die Niederlage kostete sie 20,000 Mann. Nun war Alles verloren, auch Antiochia nicht lange zu halten. Und auf der Flucht aus dieser Stadt nach dem Eufrat wurde der Augustus

des Ostens bald genug eingeholt; die Verfolger beeilten sich, ihm den Kopf abzuhauen. Mit Ausnahme Einer Stadt lag jetzt, zu Ende des Jahres 194, der gesammte Osten dem Sieger bezwungen zu Füßen.

Kaiser Severus hatte inzwischen, so scheint es, den Krieg und das Reich von Perinthos aus geleitet. Von hier aus war auch unter dem Kommando des Führers der mösischen Armee, des Generals L. Marius Maximus Perpetuus Aurelianus, des Chefs der I. italischen Legion, der Angriff auf Byzantion mit Energie betrieben worden. Die asiatischen Truppen in dieser Stadt, nicht minder deren Bürger unter ihrem tüchtigen Führer, dem ausgezeichneten Ingenieur Priscus, und ihre Flotte, die sie endlich bis auf 500 Segel brachten, hielten aber wacker Stand. Sie hielten auch noch unerwartet lange aus, als Severus den Kopf des Pescennius auf einer Stange vor ihren Mauern hatte zeigen lassen. Ihre Zähigkeit erklärte sich zunächst wohl aus ihrer Furcht vor der rachsüchtigen Grausamkeit des Severus, der bei aller sonstigen Tüchtigkeit doch wirkliche Großmuth so wenig kannte, wie die meisten dieser harten Römer überhaupt.

Als Severus nämlich in Syrien erschien, gab es viele Strafgerichte, die an solchen Städten und Landschaften vollzogen wurden, welche entweder besonders lebhaft für Pescennius Partei ergriffen, ihn eifrig unterstützt, oder auch ab und zu von früher her gegnerische, daher seit den kleinasiatischen Schlachten mehr severianisch gestimmte Gemeinden unter der Herrschaft des Pescennius schwer gemißhandelt, oder sich dem Sieger sonst irgendwie mißfällig gemacht hatten. Rechtsschmälerungen aller Art und Strafmandate, namentlich schwere Kontributionen wurden in Menge verhängt, so namentlich gegen Antiochia, während deren alte Rivalin Laodikeia, wie auch Tyros, beides severianisch gesinnte Plätze, werthvolle Belohnungen erhielten. Diese und noch mehrere andere syrische Orte wurden zu dem Range von Kolonien und zwar mit italischem Rechte erhoben. Auch die persönlichen Anhänger des Pescennius wurden verfolgt. Die Todesstrafe scheint indessen nur erst Männer senatorischen Ranges getroffen zu haben, die als Offiziere unter Pescennius gedient hatten. Viele andere wurden durch Verbannung und Vermögenseinziehung bestraft. Dasselbe galt auch von der Gattin und den Kindern des todten Gegners.

Severus verweilte noch längere Zeit in Asien, theils um überall wieder sichere Ordnung herzustellen, oder aber die Bundesgenossen seines Gegners zur Strafe zu ziehen, theils auch um mehrere Nachbarvölker heimzusuchen, die während des Bürgerkrieges die Ostgrenzen theils räuberisch, theils als Pescennius' Freunde überschritten hatten. Es waren mesopotamische Araber, und Schaaren aus Adiabene und Osrhoëne, die sich mehrerer Plätze bemächtigt hatten und zur Zeit Nisibis blokirten. Gegen diese zog Severus 195 zu Felde und erreichte Nisibis. Seine Legaten Candidus, Anullinus und Titus Sextius Lateranus machten dann eine Reihe glücklicher Vorstöße gegen die feindlichen Völker. Der Kaiser aber erhob Nisibis und zwei andere mesopotamische Städte zu Kolonien.

Noch stand Severus im Jahre 196 in Mesopotamien, als er die längst erwartete Botschaft erhielt, daß auch Byzantion sich ergeben habe. Die tapfere Stadt hatte der feindlichen Uebermacht zu Wasser und zu Lande mit wahrem Heldenmuthe widerstanden. Endlich brach der Hunger ihre Kraft. Der Krieg zwischen Severus und Clodius Albinus, der sich unverkennbar vorbereitete, war noch nicht zum Ausbruch gekommen, und so mußte sie die Waffen strecken. Die Rache des tief erbitterten Kaisers war sehr grausam. Mit Ausnahme des unschätzbaren Ingenieurs Priscus, den er in seinen Dienst übernahm, wurden die Besatzung und die Beamten der Stadt niedergehauen. Das Vermögen der Byzantier wurde eingezogen, ihre Stadt großentheils zerstört, ihre Riesenmauern so viel als möglich niedergerissen. Noch mehr, die Autonomie und die Privilegien von Byzanz wurden aufgehoben und die staatsrechtlich zu einem Dorfe degradirte Stadt unter die Herrschaft ihrer feindlichen Nachbarn von Perinthos gestellt. Erst viel später griffen in soweit bei Severus mildere Gesinnungen durch, daß er selbst den Wiederaufbau der zerstörten Stadt begann. Caracalla hat ihr später auch einen Theil ihrer Rechte zurückgegeben und auch die Wiederbefestigung der Stadt eingeleitet. Daß sie nachher noch in einer höchst gefahrvollen Periode des Reiches in überaus bedenklicher Weise kraftlos sich zeigte, war eine der vielen traurigen Nachwirkungen der zerstörenden Bürgerkriege dieses Zeitalters.

Clodius Albinus. (Rom, Vatican.)

Als Severus im Vorsommer 196 einen großen Theil seiner Armee aus den östlichen Marken des Reiches wieder nach Europa führte, war es so gut wie gewiß, daß die Waffen nicht ruhen würden. So viel sich erkennen läßt, war es doch die Schuld des Kaisers, daß der Cäsar Clodius Albinus sich auf einen Krieg gefaßt machen mußte. Das sichere Detail der hier entscheidenden Vorgänge kennen wir nicht. Aber Albinus, der vornehme, fein gebildete Patricier, der im Senat viele Freunde hatte und in den westlichen Provinzen ungleich größere Sympathien besaß, als der strenge Septimius, zauderte nicht mehr, zum Schwerte zu greifen, als Severus auf dem Marsche

zu Viminacium an der Donau seinen ältesten Sohn als „Aurelius Antoninus" zum Cäsar erhob (vor dem 30. Juni 196). Nun wurden die britannischen Kerntruppen nach Gallien geführt, und aus den Milizen dieses Landes und aus denen des sammt seiner Legion ebenfalls zu Albinus übertretenden Spaniens neue Streitkräfte gebildet. Die entscheidenden Kämpfe ließen nicht lange auf sich warten.

Die Legionen des Severus ächteten den neuen Gegenkaiser. Severus seinerseits, der für einen Augenblick nach Rom kam, veranlaßte den Senat zu demselben Schritt. Die illyrische Armee und die ihr damals noch zugehörenden rheinischen Truppen gingen, so scheint es, durch Pannonien an der Donau hin nach Obergermanien, und wandten sich nach der Ankunft auf gallischem Boden südwärts nach der Richtung auf Lyon, wo die Macht des britannischen Kaisers versammelt stand. Eine Reihe von Gefechten, zum Theil bedeutender Art, fiel zu Ungunsten der severianischen Legaten aus. Endlich aber kam es zwischen beiden Kaisern zu der furchtbaren Entscheidungsschlacht (18. Februar 197) bei Trinurtium, (jetzt Trevoux) in der Nähe von Lyon. Severus selbst und seine Generale Marius Maximus, Candidus und der Gardepräfekt Plautianus fochten mit großer Tapferkeit; aber der Kampf schwankte lange. Anfangs war Severs rechter Flügel siegreich; dagegen gerieth der linke Flügel in furchtbare Bedrängniß, bis hier die Garde und die furchtbare persönliche Energie des Kaisers den Tag für ihn retteten. Ein Flankenstoß des Generals Lätus mit der Reiterei, der anfangs, so hieß es später, zweideutig zurückgehalten hatte, vollendete den Sieg. Als Alles verloren war, ergriff Albinus die Flucht und rettete sich in ein Haus in der Nähe des Rhone. Als er aber hier fand, daß ihm die Rettung durch die Verfolger abgeschnitten war, machte er seinem Leben selbst ein Ende. Sein Leichnam wurde vor Severus gebracht, der jetzt seiner afrikanischen Natur die Zügel schießen ließ, sich an dem Anblick weidete, seiner Zunge freien Lauf ließ. Dann befahl er den Rumpf hinzuwerfen, das blutige Haupt aber auf einen Pfahl zu stecken und zum Hohn und Schrecken der Anhänger des Albinus dem Senat in Rom zu schicken, der sich nach den ersten Siegen des britischen Kaisers bedenklich zu dessen Gunsten kompromittirt hatte.

Versöhnlicher Art war Severus nicht, und sein Auftreten nach der Schlacht bei Lyon war weit härter, als früher nach des Pescennius Niger Ausgang. In Gallien wurden überall die Reste des Anhanges des Albinus niedergeworfen, so daß bis zu Anfang Mai 197 hier wieder Alles ruhig war. An Hinrichtungen und Gütereinziehungen namhafter Anhänger des Albinus fehlte es natürlich nicht. Ebensowenig in Spanien, wo der General Candidus noch einen Rest des Albinianischen Heeres unter L. Novius Rufus in offenem Kampfe niederwerfen mußte. In Gallien litt namentlich die Stadt Lyon, welche für Albinus Partei ergriffen hatte, unter der Rache des Kaisers und der zerstörenden Raubgier seines Heeres schwer, und erholte sich in der römischen Zeit niemals wieder vollkommen von dem furchtbaren Schlage, den sie damals erhielt.

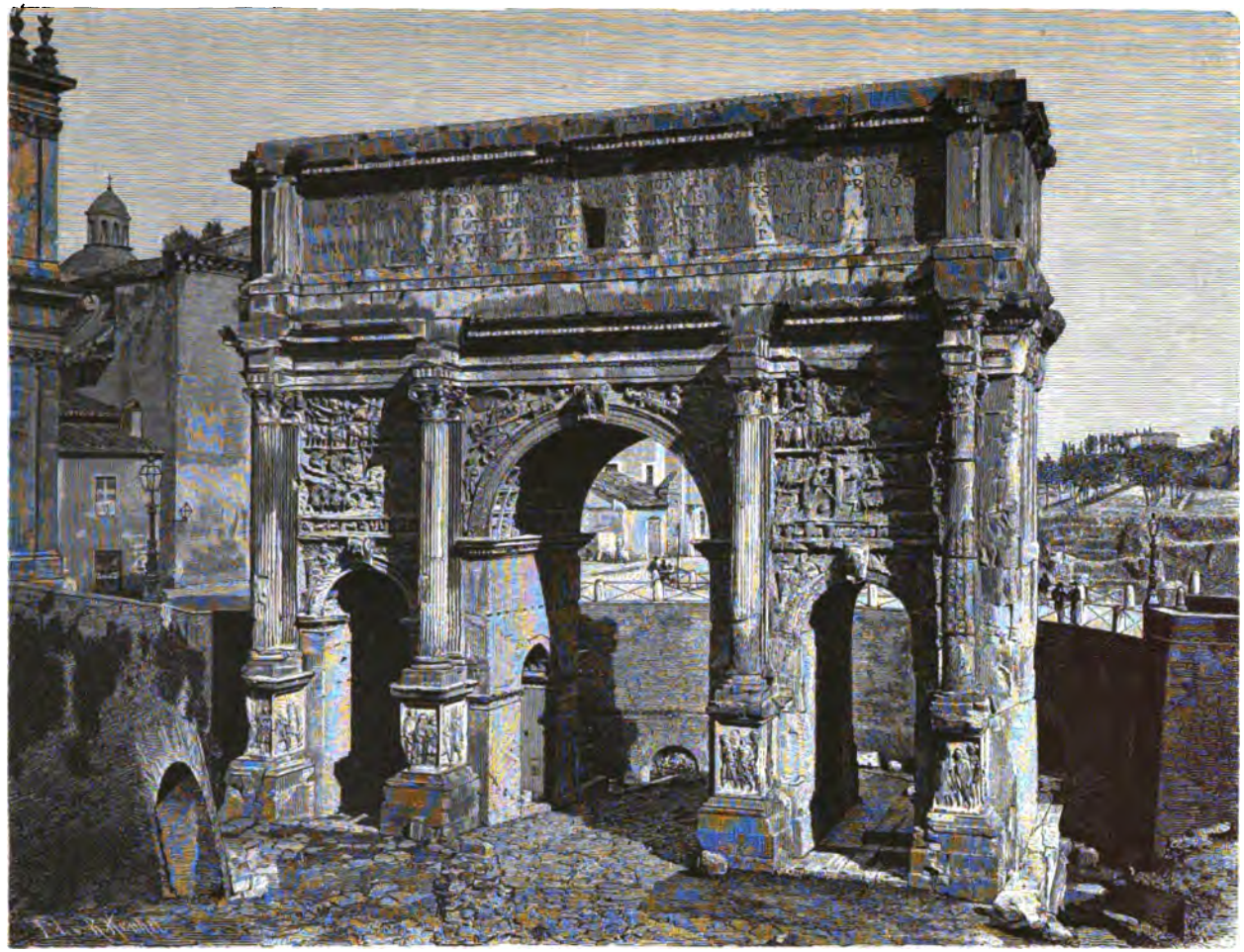
Ungleich mehr noch hat die Erinnerung der Zeitgenossen bewahrt von der Rache, die Severus an den Anhängern des Albinus in Rom nahm. Es war ein Unheil, daß der Kaiser damals unter dem Einflusse eines ebenso schlechten, als mächtigen Mannes stand. Neben Flavius Juvenalis stand an der Spitze der neuen Kaisergarde ein Verwandter des Kaisers, der ebenso habsüchtige als grausame Gajus Fulvius Plautianus, der seine Stellung zu schlimmen Gewaltthaten mißbrauchte und den an sich schon nicht sehr milden Severus zu einer Reihe blutiger Thaten der Rache bestimmte. Es geschah durch seinen Einfluß, daß nun noch nachträglich die Familie des Pescennius und viele Senatoren seiner Partei hingerichtet wurden; selbst in Syrien sind nachmals noch weitere Verfolgungen in dieser Richtung vorgekommen. In Rom aber, wo der Hof im Vorsommer 197 wieder erschien, ließ Severus 29 Senatoren wegen ihrer Parteinahme für Albinus hinrichten, darunter des alten Pertinax Schwiegervater Sulpicianus. Das hohe Haus wurde mit brutalen Vorwürfen und persönlichen Schmähungen überschüttet, selbst der greuliche Commodus entschuldigt, dann aber das Volk durch reiche Spenden und prachtvolle Spiele und Thiergefechte gewonnen.

Zur Freude des schwer geängstigten Senats blieb der gefürchtete Imperator auch diesmal nur kurze Zeit in der Residenz. Noch einmal sollten die Waffen arbeiten; diesmal aber wieder im Kampfe mit dem alten Reichsfeind im Orient. Die Parther, bei denen auch nach des Pescennius Falle ein Theil seiner Leute Zuflucht gefunden hatte, waren nicht müßige Zuschauer des Krieges zwischen Albinus und Severus geblieben, sondern dem Rufe ihrer erbitterten alten Unterthanen und Vasallen in Mesopotamien gefolgt, und i. J. 196 in diese Provinz eingefallen, in welcher die Römer damals nur die starke, durch Lätus (nicht der Reitergeneral), einen in Kriegs- und Staatsgeschäften gleich ausgezeichneten Mann, tapfer vertheidigte Festung Nisibis zu behaupten vermochten. Der Partherkönig Vologäses IV. (etwa seit 192 n. Chr.), der den Feldzug persönlich leitete, sollte bald erkennen, welches Unheil er dadurch über sein Reich heraufbeschworen hatte.

Tief im Sommer 197 stand Severus bereits wieder mit seinen alten illyrischen Kerntruppen, mit den asiatischen Legionen und andern Truppentheilen auf dem neuen Kriegsschauplatze. Mit ihm die Generale Candidus, Plautianus, Barbarus und der Reiterführer Lätus, der aber als dem Kaiser verdächtig während des Krieges beseitigt wurde. Vor seinem ungestümen Aufmarsche mußten die Parther überall weichen, und wurden bald aus der römischen Provinz Mesopotamien wieder herausgetrieben. Ueberall beeilten sich die schwankenden römischen Vasallen in dieser Landschaft und in Armenien, den furchtbaren Römer wieder ihrer Treue zu versichern. Nun aber galt es in das Reich der Parther selbst zerschmetternd einzudringen. Auf dem Eufrat war eine große Stromflotte eingerichtet worden, welche das schwere Gepäck und einen Theil der Truppen tragen konnte. Theils zu Lande, theils auf dem prächtigen Strome führte nun der Kaiser in der für dieses Klima

bequemen, kühlen herbstlichen Jahreszeit sein Heer abwärts nach Babylonien, wo er nun das von seinen Bewohnern verlassene Babylon einnahm. Dann ließ er den großen Kanal zwischen Eufrat und Tigris für die Schiffe praktikabel machen, fuhr nach dem Tigris, besetzte sofort das verödete Seleukia und eröffnete den Angriff auf das wohlverschanzte Ktesiphon. Die Umgegend wurde furchtbar verheert, und nach längerem Kampfe endlich trotz der Seuchen, die unter seiner Armee ausbrachen, die parthische Hauptstadt erobert (im Winter d. J. 198). Der Großkönig vermochte mit wenigen Reitern in das Innere zu entkommen. In seiner schönen Residenz aber wurde ein furchtbares Blutbad angerichtet, die Stadt und das königliche Schloß den Soldaten zur Plünderung überlassen, 100,000 Menschen zu Gefangenen gemacht. Weiter dehnte jedoch Severus die Unternehmungen nicht aus. Er vermied das Vorrücken in das innere Reich der Parther, wich auch einer später noch einmal durch Vologäses nicht eben ernsthaft angebotenen Schlacht aus, und schloß nachher mit demselben einen billigen Frieden. Als dann die Römer, diesmal den Tigris hinauf, den Rückmarsch und die Rückfahrt nach Mesopotamien antraten, sollte noch ein Versuch gemacht werden, die schon (S. 357) zu Trajans Zeit den Römern so gefährlichen Araber der Oase von Atra, ostsüdöstlich von Singara, durch einen Handstreich zu bezwingen. Aber der Stoß mißlang. Nun wurde später (199) ein besser vorbereiteter Angriff auf die Steppenfestung unternommen; aber auch diesmal wurden zwanzig Tage lediglich mit erfolglosen Kämpfen verbracht. Als nämlich trotz der Reiterstürme, des Pfeilregens und des Naphthafeuers der Araber und trotz der klimatischen Beschwerden der Oase bereits Bresche gelegt und der Sturm im Gange war, zog der Kaiser die Truppen zurück, um die reiche Stadt nicht einer regellosen Plünderung auszusetzen. Aber die Araber kapitulirten wider Erwarten nicht, und stopften die Bresche. Und nun waren die verdrossenen europäischen Truppen nicht zu bestimmen, den Sturm noch einmal zu versuchen; die asiatischen aber vermochten nichts auszurichten.

Seit diesem Mißerfolg verweilte Severus noch mehrere Jahre im syrisch-ägyptischen Osten, theils um die interessantesten Züge des Landes, namentlich des Nilthals kennen zu lernen, theils in Regierungsgeschäften. In dieser Friedenspause fand er wahrscheinlich auch die Zeit, die Armee, die ohnehin nach den schweren Menschenverlusten der beiden dynastischen und der parthisch-arabischen Kriege wieder reorganisirt werden mußte, um drei neue Legionen zu vergrößern. Diese, durch welche die Stärke der Linientruppen auf 33 Legionen gebracht wurde, führten den Namen der I., II. und III. „Parthischen". Die erste und die dritte dieser neuen Legionen bildeten die Besatzung von Mesopotamien; die „dritte" hatte ihr Hauptquartier in der Kolonie Rhesaina (zwischen den Kolonien Nisibis und Karrhä), die mit Zaytha hier die römische Stellung decken sollte. Die große syrische Provinz hatte der Kaiser bereits in zwei kleinere zerlegt, von welchen „Syria Phönice" die phönikische Küste und das angrenzende Binnenland von Heliopolis, Emesa, Damaskus



Triumphbogen des Septimius Severus in Rom.

und Palmyra, dazu die Kantone Auranitis, Batanea und Trachonitis, „Syria Magna" (oder „Cöle") dagegen den Norden umfaßte.

Kaiser Severus sagte endlich dem Orient für immer Lebewohl und kehrte auf dem Landwege durch Asia und die Balkanhalbinsel nach der Reichshauptstadt zurück. Mit seinem älteren Sohne, der seit 198 als „Augustus" neben ihm stand, befand er sich am 18. März 202 in Sirmium und ist nachher zu Schiff über die Adria gegangen. Die mehrjährige Friedensperiode, während welcher er in Rom verweilte, ist nach verschiedenen Seiten interessant und für die Zukunft wichtig. Es ist auch die Epoche, wo seine nicht nur kraftvolle, sondern auch wirklich tüchtige Regierung den Senat nach mancher Seite hin mit ihm versöhnte. Sehen wir ab von den Festlichkeiten, den Spielen, den Geschenken für Senat, Volk und Garde, mit denen der Kaiser die Rückkehr aus dem Partherkriege und das Fest seiner zehnjährigen Regierung feierte, so hatte er zunächst Mittel und Baulust genug, um die Reichshauptstadt wieder durch neue und stattliche Bauwerke zu schmücken. Er errichtete seinen Lieblingsgottheiten, dem Bacchus und dem Herkules, große Tempel, und gab namentlich bei Herstellung der unter Commodus durch einen Brand zerstörten Theile der Hofburg durch den Bau des sogenannten „Septizoniums" (an der Südspitze des Palatin, zwischen S. Gregorio und dem südöstlichen Ende des Circus Maximus) dem Palatin gegen die Via Appia hin eine Art von Prachtfaçade. Das Gebäude, welches wahrscheinlich seinen imposanten Säulenstockwerken den Namen verdankt, hat sich als Prachtruine bis zum 16. Jahrhundert erhalten. Endlich richtete der Kaiser auch vor der Porta Capena, an der Via Appia, das Antoninische Mausoleum durch Erweiterung und Verschönerung zu einer dritten Kaisergruft ein.

Bis auf unsere Tage erhalten haben sich zwei bedeutende Monumente, welche in jener Zeit dem Kaiser und seiner Familie zu Ehren errichtet wurden. Senat und Volk erbauten i. J. 203 am Nordwestrande des Forums, gegenüber dem alten Concordientempel, — drei Meter über dem Niveau des großen Marktes belegen, einen prachtvollen Triumphbogen. Derselbe ist mit Ausnahme des aus Travertin bestehenden Unterbaues aus pentelischem Marmor geformt, und zeigt bei einer Höhe von 23, einer Breite von 25 und einer Tiefe von 11,85 Meter drei Bogendurchgänge. Von diesen ist der mittlere 7 M. weit und 12,30 M. hoch, die seitlichen 3 M. weit und 7,80 M. hoch. Die beiden Langseiten des Triumphbogens werden durch je vier Säulen aus prokonnesischem Marmor senkrecht gegliedert. Das Piedestal der Säulen ist mit Reliefdarstellungen geschmückt, die sich, ebenso wie die großen Reliefbilder über den Seitenbogen, auf die mesopotamischen Kriege des Severus beziehen. Die moderne Kritik findet, daß sowohl die Anlage des Bogens durch überladene, dabei rohe und oberflächliche, Ornamentik und ungefällige Profilirung, wie noch mehr die Reliefs den stark vorschreitenden Verfall der Kunst und des Geschmackes sehr deutlich zeigen. Die Reliefs

sind ohne einheitliche Komposition und beherrschende Hauptgruppen flach übereinander in parallelen Reihen geordnet. Die Gestalten lassen es an Leben und Ausdruck fehlen, und die Technik zeigt etwas Handwerksmäßiges. „Das Ganze ist ohne Ausdruck und Würde, die Arbeit im Einzelnen nachlässig und eintönig, die Zeichnung kleinlich." Die Höhe des Denkmals war seiner Zeit mit einem ehernen Sechsgespann gekrönt. Künstlerisch ebenfalls ungünstig wird das zweite erhaltene Monument beurtheilt, nämlich die kleinere Ehrenpforte am Rindermarkt, welche die Banquiers und andere Geschäftsleute, die hier Handel trieben, i. J. 204 dem Kaiser errichteten: anscheinend zum Dank für Bauten, die er selbst in dieser Gegend aufführen ließ.

Unmittelbar mag der letztgenannte Ehrenbau auch mit der Feier der prächtigen Spiele im Zusammenhang gestanden haben, welche i. J. 204 Severus veranstaltete, als wieder einmal eine Säkularfeier der Stadt Rom begangen wurde. Neben solchen Huldigungen, die auch dieser strenge Herrscher der alten Welthauptstadt nicht vorenthielt, entfaltete der Kaiser eine sehr rüstige Regierungsthätigkeit. Die Folgen der schlechten Regierung des Commodus und der gewaltsamen Erschütterungen seit seinem Tode machten sich jedenfalls vielfach bemerkbar. Wenn nicht Männer wie einst Tiberius mit peinlicher Genauigkeit die polizeiliche Sicherheit Italiens und des Reiches überwachten, so nahm wiederholt ein Räuberthum überhand, welches man immer erst dann mit wuchtigen Schlägen zertrümmerte, wenn es zu unverschämt und zu großartig zu werden anfing. So war es auch jetzt. In Italien mußte Severus in solcher Weise den kühnen Bulla Felix (204) niederschlagen lassen, der drei Jahre lang mit 600 Raubgesellen die Via Appia unsicher gemacht hatte. Viel schwerer mußte es freilich werden, die Erschöpfung allmählich zu überwinden, die unverkennbar durch die Verheerungen der Pest, der Donaukämpfe und namentlich auf Grund der dynastischen Kriege an verschiedenen Punkten des Reiches eingetreten war. Hier konnte neben kraftvoller und intelligenter Verwaltung, wie sie allerdings Severus zu führen verstand, nur ein längerer Friedensstand helfen. Daß solche Gunst der Verhältnisse dem Reiche aber nur noch für kurze Zeit beschieden war, werden wir demnächst zu erzählen haben. Wie gefährlich bereits die finanziellen Schwierigkeiten, in welche die Kriegszeit den energischen Kaiser gestürzt hatte, auf die Münzverhältnisse einwirkten, zeigt die Thatsache, daß die römische Reichskreditmünze, der Denar, dem schon Commodus 30 Procent Billon zugemischt hatte, unter Severus mit einer Legirung von 50 bis 60 Procent ausgeprägt wurde, so daß sein Silberwerth jetzt nur 35 bis 30 R.-Pfennige betrug. Noch freilich ahnte bei dem Beginn des dritten Jahrhunderts Niemand, in welchen Abgrund der verderblichsten Geldverwirrung das Reich binnen zwei Menschenaltern hineintreiben würde.

Einstweilen jedoch führte Severus die Zügel mit Kraft und Einsicht, und war sehr eifrig in legislativer Richtung thätig. Es machte sich bemerkbar, daß der Kaiser einst selbst ein tüchtiger Jurist gewesen war, und

einen der größten Juristen, die das Römerthum überhaupt hervorgebracht hat, zum Freunde und vertrauten Rathgeber sich gewählt hatte. Aemilius Papinianus, vielleicht ein syrischer Romane und mit der Kaiserin Julia Domna verwandt, ein Schüler des Cervidius Scävola (S. 435), stand dem Severus im Alter ziemlich nahe und ist ihm wahrscheinlich frühzeitig nahe getreten. Er hat bei dem Kaiser längere Zeit das Amt „a libellis", den Vortrag über die zahllosen, von Privaten an den Princeps gerichteten Bittschriften und Beschwerden, und über deren Erledigung gehabt, und fungirte seit 203 (nach Plautian) als Commandeur der Garde. In beiden höchst einflußreichen Stellungen hat er lange bei den tüchtigsten Gesetzen und Verordnungen des Severus mitgewirkt, und zugleich als juristischer Schriftsteller von wirklicher Genialität einen unsterblichen Namen erworben. In diesem Rechtsgelehrten, so sagen die Sachkenner, tritt der eigenthümliche Geist der römischen Jurisprudenz in seltener Vollendung auf. Seine Hauptwerke, die 37 Bücher „Quästionen", in denen allgemeine Rechtsfragen, und 19 Bücher „Responsa", in denen einzelne Rechtsfragen behandelt wurden, sind neben ihrer wissenschaftlichen Vortrefflichkeit auch durch eine künstlerisch plastische Form der Darstellung ausgezeichnet. Dabei war Papinianus ein wackerer Mensch, und von einem lebendigen Gefühl für Recht und Sittlichkeit erfüllt. Während seiner Verwaltung der Gardepräfektur standen außer anderen Männern dem Papinianus nun auch noch für seine Rechtsgeschäfte zwei jüngere Juristen als Gehilfen und Assessoren zur Seite, die nachmals als Chefs der Prätorianer, wie als Rechtsgelehrte ersten Ranges noch zu einer bedeutenden Rolle berufen waren. Einerseits Julius Paullus (vielleicht aus Padua gebürtig), sein jüngerer Zeitgenosse, Schüler des Scävola, und anfangs Sachwalter, später also juristischer Gehilfe Papinians, und Rath im kaiserlichen Consilium. Andrerseits aber ein syrischer Romane, der um 170 n. Chr. geborene Domitius Ulpianus von Tyros, der in Severus' Zeit als Assessor bei einem Prätor in der Reichshauptstadt durch sein eminentes Talent zuerst Papinians Aufmerksamkeit auf sich lenkte, und von diesem unter seine Assessoren aufgenommen wurde.

Charakteristisch endlich für Severus ist es, daß unter seiner Regierung wieder einmal die Verfolgung der Christen in lebhaften Gang gekommen ist. Seit Eintritt der größeren Ruhe in dieser Hinsicht nach Marc Aurels Ableben hatte das Christenthum zahlreiche neue Anhänger gewonnen, und machte jetzt auch bemerkbare Fortschritte in höher gestellten und wissenschaftlich gebildeten Kreisen. Seit dem Jahre 202 machte sich nun wieder, namentlich in Aegypten und Afrika, eine fühlbare Reaktion des Volkes und der Behörden gegen die Christen geltend. An schauerlichen Martyrien und an Verhaftungen, wie an Abführungen nach Inseln und Bergwerken fehlte es nicht. Severus selbst, der den Uebertritt sowohl zum Judenthum, wie zum Christenthum mit Strenge verbot, war sonst persönlich nach dieser Richtung hin nicht zur Grausamkeit gestimmt. Das Ringen aber der alten

und neuen Religion prägt sich gerade für diese Zeit wieder recht deutlich in der römischen und in der griechischen Litteratur aus. Für die Christen trat neben dem früher (S. 460 f.) besprochenen Minucius Felix als kraftvoller publicistischer Verfechter ein Landsmann des Severus auf. Es war der feurige Presbyter Q. Septimius Florens Tertullianus von Karthago, der (sein Leben fällt zwischen 145 und 220 n. Chr.) auch als ein interessanter Vertreter der afrikanischen Latinität gilt. Rhetorisch gebildet und in seiner heidnischen Zeit Sachwalter, dann um 185 n. Chr. zum Christenthum übergetreten, wurde dieser energische und rednerisch überaus begabte Mann von ungestümer Kampflust einer der berühmtesten Apologeten der Gemeinde. Abgesehen von seinem „Apologeticum", der 199 verfaßten glänzenden Schutzrede für den christlichen Glauben, und analogen Schriften focht er mächtig gegen verschiedene Sekten, und vertrat später im Anschluß an die seit 150 in Phrygien entstandene montanistische Richtung mit großer Schärfe und Herbigkeit einen überaus asketischen Rigorismus innerhalb der christlichen Welt. Natürlich kämpfte er auch energisch gegen die Neigung mancher Kleriker und Gemeinden, sich durch wohl angebrachte Gelder unter Umständen von einer Verfolgung loszukaufen. Als Schriftsteller nennt ihn ein moderner Beurtheiler: „gedankenreich und formlos, leidenschaftlich und spitzfindig, seine Sprache beredt und markig, gedrängt und energisch bis zur Dunkelheit".

Ganz auf dem antiken Boden dagegen, im Sinne der modernen Sophistik, deren glänzendste Vertreter denn auch (230 n. Chr.) in ihm ihren Biographen gefunden haben, stand jener Flavius Philostratos, welcher, der Abkömmling einer lemnischen Familie, für seine Person aber anfangs in Athen als Sophist thätig, seiner Zeit nach Rom übersiedelte, wo er ein hohes Alter erreicht und noch die Zeit des Kaisers Philipp erlebt hat. Dieser vielseitig unterrichtete Mann wurde an den Hof des Kaisers Severus gezogen und stand sowohl bei dem jugendlichen Augustus Bassianus, wie namentlich bei der schönen, anmuthigen und geistvollen Kaiserin Julia, die für griechische Wissenschaft und Litteratur (mit Einschluß der Besetzung des kaiserlichen Lehrstuhls zu Athen) viel Interesse besaß, in hoher Gnade. Auf ihren speziellen Antrieb schrieb Philostratos die Geschichte des gefeiertsten „Heiligen der hellenischen Welt", des Apollonios von Tyana, die jedoch bei Juliens Tode (217) noch nicht vollendet war, und in ihrer idealisirenden Weise aus dem Leben jenes Mannes eine Art von religiösem Reise- und Tendenzroman gemacht hat. Ohne direkt gegen das Christenthum zu polemisiren, wird hier einerseits der außerordentlichen Gestalt des Stifters der christlichen Religion thatsächlich eine antike Idealfigur gegenübergestellt, andrerseits die neupythagoräische Philosophie als ein Läuterungs- und Erhebungsmittel für die alte Religion, gegenüber den sie innerlich und äußerlich auflösenden Faktoren hingestellt.

Neben allen solchen Erscheinungen aber bedeutete endlich die innere politische Thätigkeit des Kaisers Severus einen starken Fortschritt auf dem Wege zur Ausbildung der absoluten Monarchie. Die wüsten Frevel

seines Sohnes Caracalla, die Abwendung nachher des Alexander Severus von der Politik des Septimius, endlich die verzweifelte Erhebung des Senats gegen den wilden Kaiser Maximinus haben diese Entwicklung noch einmal durchbrochen. Und neben manchen Einzelheiten ist mit Ausnahme der durch Caracalla verfügten Ausdehnung des römischen Bürgerrechts über das gesammte Reich die nachhaltigste Wirkung der severianischen Arbeit für lange ein durch die Zeitverhältnisse gefördertes hartes Soldatenregiment geblieben. Die Tendenz des Severus war in sehr kenntlicher Weise darauf gerichtet, einerseits die noch immer bevorzugte Stellung Italiens und Roms im Reiche zu vernichten, und die volle Gleichberechtigung der Provinzen endlich durchzuführen, andrerseits aber die Reste der alten „Dyarchie" nach Möglichkeit im Sinne eines militärisch-absolutistischen Regimentes zu beseitigen.

Severus, der sich und seinen ältesten Sohn (den er „Marcus Aurelius Antoninus" nannte), 195 in das Haus der Antonine „adoptirt" hatte, sich selbst Bruder des Commodus, Sohn des Marc Aurel nannte und seine Dynastie bis auf Nero hinaufleitete, — unterwarf zuerst auch principiell Italien der proconsularischen Gewalt, und nahm dieselbe nun auch in den offiziellen Titel der Kaiser auf. Seit dieser Zeit wird zugleich die sekundäre proconsularische Gewalt nicht mehr verliehen, und wurde seitdem den zur Nachfolge designirten Männern nur noch die tribunicische Gewalt formell ertheilt. Seit dieser Zeit ist auch die Feldherrnschärpe, der „Kaiserpurpur", die stehende Herrschertracht geworden. Dem Senat gegenüber strebte der Kaiser, die alte Zweitheilung der Rechte möglichst illusorisch zu gestalten. Der wirkliche Antheil des Senats an der Bestellung der Statthalter für seine Provinzen wurde unter und seit Severus immer schattenhafter. Mehr aber: schon die Kaiser Pertinax und Julian hatten bei Uebernahme des Principats ihr Erbgut von dem Fiskus getrennt und ihren Kindern überwiesen. Severus nun trennte sein Privatgut systematisch und in der Verwaltung von dem fiskalischen Eigenthum und machte den Fiskus zur eigentlichen Staatskasse, neben welcher für das alte senatorische Aerar, obwohl sich dasselbe bis auf Kaiser Diocletian erhielt, der Raum immer enger, wahrscheinlich auch die thatsächliche Füllung immer dünner wurde. Das Aerar sinkt mehr und mehr zur municipalen Kasse der Stadt Rom herab, welche letztere übrigens damals einer genauen topographischen Aufnahme unterworfen wurde. Gegenüber der senatorischen wurde die ritterliche Beamtung immer mehr gehoben und gefördert. Die Dirigenten des Fiskus erhalten den vornehmeren Namen „Rationalis"; ihnen, sowie den ritterlichen Präfekten und den höhern Offizieren wird der neue Ehrentitel „Vir perfectissimus" ertheilt, den übrigen Prokuratoren und den im Heere oder sonst ausgezeichneten Rittern der Titel „Vir egregius". In der Beamtung entwickelt sich mehr und mehr die doppelte Laufbahn hier der Offiziere, die später in die Prokuratur übertreten; dort die rein juristische, die durch die Assessur an den höhern Gerichten geht.

Am schärfsten aber springt uns entgegen die Tendenz des Severus,

ein absolutes Militärregiment herzustellen. Die ritterliche Beamtung und die Armee sollten die Pfeiler seines Systems werden, welches dieser stolze Mann nur dadurch wieder erschütterte, daß er gegenüber seinen geliebten Soldaten unter Umständen eine gefährliche Nachsicht an den Tag legte. Zu neuer Belastung des Reiches wurde der Sold der Truppen erheblich erhöht, der Centurionat den militärischen Ritterstellen eingereiht, ein militärischer Titel a militiis für die ausgedienten Offiziere eingeführt, die Soldaten zu Diensten in der Reichsverwaltung herangezogen, die kaiserlichen Freigelassenen dagegen zum Theil selbst aus den subalternen Stellen beseitigt.

Daneben ging die stärkere Besetzung Italiens mit Truppen derart, daß seit seiner Zeit viermal mehr Soldaten als vor Severus im Centrum des Reiches standen. Ganz neu war es, daß jetzt (zuerst die II. parthische) am Albaner Berge bei Rom eine Legion ihr stehendes Quartier erhielt, was bis auf Diocletian so geblieben ist. Die neue Formation der (wahrscheinlich verstärkten) Garde haben wir bereits kennen gelernt. Weiter aber wurde (während die Zahl der städtischen Cohorten auf vier reduzirt, die in dem Kriege gegen Albinus kompromittirte Cohorte in Lyon aufgelöst und durch rheinische Abtheilungen ersetzt war,) die Feuerwehrgensdarmerie nun auch aus römischen Bürgern rekrutirt, die Besatzung der Hauptstadt aber auch noch durch Abtheilungen der Seesolden von Misenum und Ravenna verstärkt. Wahrscheinlich formirte Severus endlich auch noch ein Corps von Polizeisoldaten („Peregrini"), deren Kaserne in der zweiten Region an dem Mons Caelius lag (in der Gegend von S. Maria in Navicella), und die unter einem „Princeps" standen.

Der Centralpunkt aber der militärischen und der civilen Verwaltung wurden die Präfekten der Garde, deren Machtstellung jetzt ihren Höhepunkt erreichte; sie sind jetzt recht eigentlich die Stellvertreter des Kaisers, in ihrer gewaltigen Macht nur durch Einführung und Festhaltung der Kollegialität gebändigt. Es hatte sich allmählich das System ausgebildet, daß die Gardepräfekten einerseits die centrale Direktion der Militärverwaltung und der Militärverpflegung erhielten, andrerseits das Kommando, die militärische Jurisdiktion und Verwaltung über sämmtliche in Rom und Italien stehende Truppen wahrzunehmen hatten, (die städtischen Cohorten und die Legion bei Alba ausgenommen). Die militärische Strafgewalt übte der Präfekt in seinem Namen über die Gemeinen der Garde und der übrigen italischen Truppen, hatte aber als Stellvertreter des Kaisers eine viel weiter gehende Strafgerichtsbarkeit. Seit der domitianischen Zeit war es ferner immer mehr Praxis geworden, daß einer der Gardepräfekten den Kaiser im Hauptquartier ins Feld begleitete. Wie er ferner als Stellvertreter des Kaisers auch Postscheine ausstellen durfte, so gewann er nun im dritten Jahrhundert auch eine allgemeine Oberaufsicht über das kaiserliche Beamtenpersonal. Mußte er somit auch der Verwaltung kundig sein, so (S. 384) bei seiner wachsenden Kompetenz in der allgemeinen Civil- und Kriminaljurisdiktion

ganz vorzugsweise der Jurisprudenz. Daher tritt seit Marc Aurel bereits mindestens bei einem der Präfekten die militärische Seite mehr zurück, werden jetzt immer die ersten Juristen des Zeitalters in eine der Commandeurstellen berufen, und fungirt jetzt der Präfekt als Vorsitzender in dem Consilium des Kaisers.

Wie sehr diese Machtstellung gemißbraucht werden konnte, erlebten die Römer schon unter Severus. Der Ruf des Kaisers, dessen wilde Heftigkeit und Härte in Friedenszeiten mehr zurücktrat, dessen musterhafte Verwaltung, gute Wirthschaft, Rechtsliebe, und tüchtige Auswahl der Beamten allmählich Anerkennung fand, wurde eine Zeit lang stark geschmälert durch den furchtbaren Mißbrauch, welchen der Präfekt Fulvius Plautianus (S. 501) mit seiner Macht trieb. Der furchtbare Haß, den er erweckt hat, äußert sich in den schrecklichen Erzählungen von seiner brutalen und hochmüthigen Anmaßung, Raubgier, Grausamkeit und kaum glaublichen Gewaltthätigkeit. Wir wissen nicht, welche Umstände den Kaiser gegen die Uebergriffe dieses oft höchst unvorsichtigen Frevlers so blind machten, daß er selbst Uebergriffe Plautians in die unmittelbare Sphäre des Kaisers ruhig hinnahm; vielleicht daß auch hier, wie bei dem auffallend abergläubischen Severus so häufig, superstitiöse Motive mitwirkten. Eine bessere Zeit kam, als der Präfekt endlich durch den jungen Kronprinzen Antoninus gestürzt war. Dieser junge Mann nährte, wie einst Drusus gegen Sejan, und wie zu dieser Zeit auch des Kaisers alter Bruder Geta, die höchste Abneigung gegen Plautianus. Und als schließlich der Günstling seine Macht dadurch für immer gesichert zu haben glaubte, daß er den Severus bestimmte, den widerstrebenden Antoninus (im Jahre 202 bei Gelegenheit der Decennalien) mit des Präfekten Tochter Fulvia Plautilla zu vermählen: da war es der Kronprinz, der den Plautianus, ungewiß mit welcher sicheren Begründung der Anschuldigung, bei seinem Vater eines Mordanschlags gegen das Kaiserhaus mit Erfolg verdächtigte und im Palast vor den Augen des Severus mit rascher Benutzung des Momentes niederhauen ließ; in der Nacht vom 22. zum 23. Januar 203. Sein Nachfolger wurde der treffliche Papinian (S. 505). Der Beseitigung Plautians folgte die mehrerer seiner Freunde. Die unglückliche Plautilla wurde nach der Insel Lipara abgeführt, wo sie ihr blutiger Gatte nach seines Vaters Ableben ebenfalls umbringen ließ.

Die letzten Jahre seiner Regierung brachte Severus nicht in Rom, sondern in Britannien zu. Einerseits der Wunsch, seine Söhne Antoninus und Geta (dieser vielleicht schon seit 198 ebenfalls „Cäsar"), die ihm durch ihre Zwietracht und ihre Ausschweifungen vielen Kummer machten, durch den Ernst der Reichsgeschäfte zu erziehen, andererseits verschiedene militärisch-politische Nothwendigkeiten veranlaßten den Kaiser, zu Anfang des Jahres 208 sich nach Britannien zu begeben. Schon nach der Schlacht bei Lyon (197) hatte er, um künftige Erhebungen eines britannischen Statthalters zu erschweren, die Provinz in zwei kleinere, in Ober- und Unter-

britannien getheilt, die nun unter zwei einander koordinirten Legaten standen. Nun hatte sich aber in Folge der langen Friedenszeit bei den Legionen der Insel mehrfach ein meuterischer Geist gezeigt; die Disciplin war gesunken. Andrerseits war noch immer der alte unruhige Geist in Wales und bei den Briganten nicht ganz erloschen. Die Zeit des Krieges zwischen Albinus und Severus hatten die Caledonier und Mäaten zu Angriffen auf die Provinz benutzt, die nachher der Legat Virius Lupus nur durch Geld zu beschwichtigen vermochte. Seit 203 hatten sie sich dann wieder von Neuem geregt, so daß Severus nun in Papinians Begleitung mit Kraft einzuschreiten beschloß. Die Disciplin der Armee wurde jetzt überall kraftvoll wieder hergestellt, die Grenzkastelle neu armirt, die unruhigen Bewegungen in der Provinz energisch gedämpft. Die stets zu Unruhen neigenden Silurer in Wales, in dem zum kleinen Kriege sehr geeigneten Gebirgslande am Snowdon und den reizvollen Thälern und Schluchten des Südens, bändigte der Kaiser, indem er die II. Legion aus der Stellung von Glouceſter nach Caerleon in Südwales verlegte, und am irischen Kanal neue Schlösser anlegte. Auf der Nordseite dagegen wurde (S. 368) das alte starke System der hadrianischen dreifachen Schanzlinien in umfassender Weise restaurirt; ebenso die demselben nördlich vorliegenden fünf Kastelle. Dagegen, so scheint es, zog der Kaiser die Besatzungen aus den Linien des Antoninus Pius (S. 392) zurück. Das letztere ist wohl erst nach Abschluß des großen Feldzuges geschehen, den er im Jahre 209 gegen die schottischen Völker unternahm. Es war ein überaus schwieriger Krieg. Die Axt, die Radehacke und das Grabscheit wurden mehr gebraucht, als das Schwert. Es galt, Wälder zu lichten, Hügel abzutragen, Sümpfe zu verschütten und Brücken zu schlagen, um den Schotten nachzudringen, die nur schwer zu größeren Kämpfen gestellt werden konnten, dafür aber den Römern durch Hinterhalte und Ueberfälle gefährlich wurden. Solche Gefechte, die ungeheuren Strapazen und Wassermangel decimirten die Armee in sehr empfindlicher Weise; sie soll bis zu 50,000 Mann verloren haben. Trotzdem gelang es dem Kaiser, Schottland bis zu seiner Nordspitze siegreich zu durchziehen und die Schotten endlich 210 zu einem für die Römer günstigen Frieden zu zwingen. Am 5. Mai 210 befand sich der Kaiser wieder zu Eburacum. Als sich die Mäaten dann noch einmal empörten, führte Antoninus den Krieg, während sein Vater zu Eburacum weitere Rüstungen betrieb. Viel Freude erlebte der alte Fürst damals nicht. Denn während ihn die Gicht plagte, sah er mit tiefem Unmuthe, wie sein ältester Sohn, und zwar nicht ohne Erfolg, um die Gunst der Garden und der Legionen warb, um sich, im Nothfall selbst gegen des Vaters Autorität, gegenüber seinem Bruder Geta, der nun ebenfalls im Jahre 209 Imperator und Augustus geworden war, für die Zukunft die Alleinherrschaft zu sichern. Es war ein verhängnißvoller Tag für das römische Reich, als am 4. Februar 211 n. Chr. der alte Kaiser tief verdüstert, hoffnungslos und lebensmüde zu Eburacum sein inhaltreiches Leben beschloß.

Zweites Buch.

Von Caracallas Regierungsantritt bis zum Tode des ersten Theodosius.

Erſter Abſchnitt.

Von Caracalla bis Carinus.

Erſtes Kapitel.

Von Caracalla bis Decius.

Der Senat, ſo lautet eine alte Ueberlieferung, ſagte vom Kaiſer Severus: „er hätte entweder nie geboren werden, oder nie ſterben ſollen!“ Gewiß war der Tod des noch keineswegs in greiſenhaftem Alter ſtehenden Severus damals ein harter Schlag für das Reich; um ſo mehr, als er demſelben die unheilvolle Erbſchaft eines zwiſchen zwei feindlichen Brüdern getheilten Principats hinterließ. Keiner der beiden Söhne des alten Afrikaners war der Mann, wie ihn das Reich und das durch Severus neu eingeleitete Syſtem der Regierung nothwendig bedurfte, ſollte nicht aus dem militäriſchen Abſolutismus binnen kurzer Zeit eine unheilvolle, ganz rohe Soldatenherrſchaft werden, wie ſie den Römern ſchon einmal zur Zeit des Otho und Vitellius gedroht hatte. Antoninus allerdings, der ältere Sohn, immerhin der geiſtig bedeutendere der Brüder, gehört wahrſcheinlich auch zu den Geſtalten der römiſchen Kaiſergeſchichte, deren wirkliche Bedeutung durch den furchtbaren

Caracalla. (Rom, Vatican.)

Haß der Zeitgenossen, — diesmal namentlich auch des Zeitgenossen, der seine Geschichte geschrieben hat, uns einigermaßen verdunkelt worden ist. In jüngeren Jahren ein vielversprechender, liebenswürdiger Mensch, hatte Antoninus allmählich sich in wenig erfreulicher Weise verändert, und sehr bedenkliche Züge entfaltet. Das heiße Blut seiner syrisch-afrikanischen Abkunft ließ ihn frühzeitig zu einem rücksichtslosen Wüstling werden, dem man nachmals unbedenklich zutraute, daß er auch um die Ehre seiner eigenen Familie sehr wenig bekümmert gewesen sei. Wir werden bald erfahren, daß seiner Zeit auf dem Hintergrunde einer großartigen politischen Intrigue die Annahme einer leichtsinnigen Verbindung des jugendlichen Kronprinzen mit zwei schönen Cousinen leicht Platz greifen konnte. Die Familie nämlich der Kaiserin Julia Domna von Emesa war seit der Aufrichtung der Herrschaft des Septimius Severus an den Hof gekommen. Die Schwester der Kaiserin, Julia Mäsa nun, hatte zwei schöne leichtsinnige Töchter, Julia Soämias und Julia Mamäa, deren frühere wirkliche oder vermuthete Verirrungen mit Antoninus nachmals für die Geschichte des Reiches eine unerwartete Bedeutung zu gewinnen bestimmt waren. Viel bedenklicher aber mußte den Zeitgenossen Severs die zuerst bei Plautians Ermordung beobachtete Neigung des Kronprinzen zu blutiger Gewaltsamkeit und zu grausamer Rachsucht erscheinen, während ihnen seine sehr stark zur Schau getragene Schwärmerei für Alexander den Großen, mit dem er nur die ungestüme Heftigkeit und die Gewohnheit, das Haupt nach der linken Schulter zu neigen, theilte, und seine etwas gemachte barsche, grobe und herrische Art sich zu geben, eher Stoff zu heimlichem Spott boten. Dabei ließ sich doch nicht verkennen, daß dieser Antoninus einen sehr scharfen Verstand besaß, und daß nicht wenige der Eigenschaften seines Vaters, immerhin in etwas degenerirter Art, auch ihm eigenthümlich waren. Jedenfalls ein höchst energischer Charakter, jedenfalls eine bedeutend angelegte Natur. Nur daß damit ein tüchtiges Maß von Hochmuth und Selbstüberschätzung verbunden war. Nur daß zuerst der Mangel aller Selbstbeherrschung, und weiter der furchtbare Druck einer ungeheuren Blutthat bei ihm, ähnlich wie einst bei Gajus und bei Nero, den heillosen Trieb entfesselte, sich in immer gesteigerten, unaufhörlichen Rausch und Taumel zu stürzen.

Julia Mamäa. Goldmünze mit der Umschrift IVLIA MAMAEA AVG.

Wie weit die unheimlichen Gerüchte begründet waren, die man sich in Rom über eine gewisse angebliche Beihülfe Antonins bei dem Ausgange seines Vaters zuflüsterte, steht dahin. Aber er sorgte dafür, daß die Römer sehr bald Grund hatten, in ihm einen offenkundigen Mörder zu verabscheuen. Als nämlich in Britannien der Friede hergestellt, der Hof und die Garde mit Severs Asche nach der Residenz zurückgekehrt war, brach der alte Hader zwischen den jungen fürstlichen Brüdern Antoninus und Geta in hellen Flammen aus, und war weder durch die Mutter Julia, noch durch ihres Hauses würdigen alten Freund und Rathgeber Papinian zu beschwichtigen. Im Gegentheil

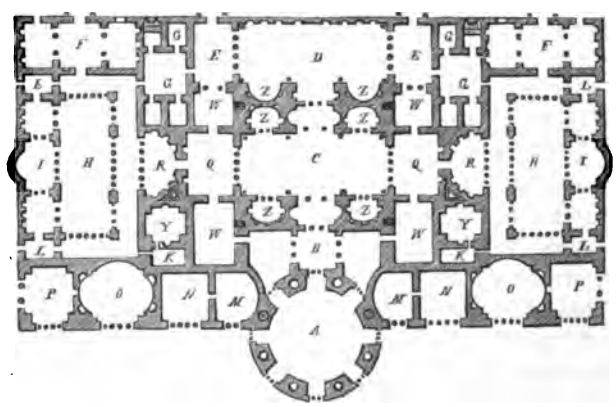
verlor der alte Präfekt durch sein Eintreten sehr bald die Gunst des Antoninus, der ihn endlich unversöhnlich zu hassen anfing, als mehrere Nachstellungen, die jener dem Geta bereitete, durch den Präfekten vereitelt wurden. Um endlich den tödtlich gehaßten Bruder, — den zu ermorden ihm dann auch mehrere schlimme Rathgeber seiner Umgebung, namentlich der Gardepräfekt Lätus, unverblümt riethen, — aus dem Wege zu schaffen, griff er zu einer schnöden List. Er bestimmte nämlich im Februar 212 seine Mutter Julia, ihn und den Geta, dem er sonst auf keine Weise beikommen konnte, zu einer Aussöhnung in ihre Gemächer zu berufen. Und hier hat der Schreckliche den Bruder in den Armen der entsetzten Fürstin durch heimlich mitgebrachte Blutgesellen niederstechen lassen.

Damit war eine grauenhafte Zeit für die Residenz angebrochen. Bei der Treue, mit welcher die Truppen an dem kaiserlichen Hause hingen, galt es für Antoninus, sich unter allen Umständen der Soldaten zu versichern. Wie ein schwer Verfolgter flüchtete er zuerst in die Citadelle der Garde, und erkaufte von den Prätorianern durch ungeheure Summen seine Anerkennung als nunmehr allein regierender Kaiser. Viel schwieriger wurde es ihm, die tief empörten Soldaten der parthischen Legion am Albaner Berge zu beschwichtigen. Von Soldaten begleitet, hat er es dann im Senat versucht, die schauerliche Blutthat als Nothwehr zu rechtfertigen. Als aber diese Förmlichkeit erledigt war, begann am Tage nach des Geta Tode der zweite Akt der Tragödie: die Rache und der Raub. Unter den „Anhängern des Geta", Männern und Frauen, wurde ein furchtbares Gemetzel angerichtet. Gleich zuerst ließ Antoninus den edlen Papinianus vor seinen Augen durch seine Krieger in Stücke hauen. Eine Anzahl namhafter Leute aus den Familien der letzten Kaiser, viele andere ihm irgendwie verdächtige oder widerwärtige Persönlichkeiten vornehmen Standes, aber auch Gesinde, Soldaten, Wagenlenker und Schauspieler, die zu Geta gehalten hatten, mußten sterben; zusammen angeblich 20,000 Menschen (darunter nach einiger Zeit aber auch jener schlimme Rathgeber Lätus selbst), was zugleich sehr umfassende und rentable Konfiskationen möglich machte.

Diese grausige Blutthat, — nicht die letzte seiner Regierung, — zog für immer einen unüberschreitbaren Blutstrom zwischen ihm und allen edleren Elementen des Reiches, und trieb ihn ganz in die Arme des Pöbels, der Wagenlenker und Gladiatoren, und später in die der gemeinen Soldaten. Wie es möglich wurde, daß Julia Domna, die er dann an die Spitze seiner Kanzlei gestellt hat, noch jetzt einen modus vivendi für den Verkehr mit dem römischen Kambyses finden konnte, gehört zu den psychologischen Räthselfragen, an denen die Kaisergeschichte so reich ist. Das Volk suchte der blutige Imperator in der üblichen Weise durch Spiele und Geschenke aller Art zu gewinnen. Die massenhafte Vertheilung einer eigenthümlichen Art keltischer Anzüge, die er in Mode zu bringen suchte, hat ihm dabei den bekannten Namen „Caracalla" (eigentlich Caracallus) zugezogen, während

ihm die erbitterten höheren Kreise der Residenz nach einem Gladiator den Schimpfnamen „Tarantas" beilegten.

Neben allen solchen schlimmen Dingen liefen nun aber wieder manche andere Unternehmungen her, die des Septimius Severus würdig waren. Mit diesem und mit den besseren Kaisern theilte Caracalla eine rege Bauluſt. Außer einer Säulenhalle zu Ehren seines Vaters und mehreren Tempeln der Isis und des Sarapis veranlaßte er namentlich, — dieses gegen Ende seiner Regierung, — die Anlage des kolossalen, für die Bedürfnisse des Volkes bestimmten Prachtbaues, dessen gewaltige Ruinen noch heute ostsüdöstlich vom Aventinus sich erheben. Es sind die berühmten, allerdings erst durch die Kaiser Elagabal und Alexander Severus vollendeten, „Antoninischen Thermen" in der 12. Region. Sie bestanden aus zwei Theilen: aus dem inneren Hauptbau, den eigentlichen Baderäumen, die 1600 Badezellen (S. 424 fg.) enthielten, und einem fast quadratischen, aus einer Menge anderer Hallen und Gemächer bestehenden Umfriedungsbau, welcher ohne baulichen Zusammenhang mit dem inneren Gebäude dasselbe in einer ziemlich beträchtlichen Entfernung umgab. Der innere Bau mißt 220 Meter in der Länge und 114 in der Breite, der äußere 337 und 328 Meter. Der Prachtbau, der noch zu Anfang des 6. Jahrhunderts im Gebrauche



Grundriß der Thermen des Caracalla zu Rom.[1])

1) A Eintrittsraum, eine Rotunde von 50 Meter Durchmesser. B Apodyterium. C der Hauptsaal, das Ephebum, dessen Deckenkreuzgewölbe von acht kolossalen Granitsäulen getragen wurden; Länge 56, Breite 22 Meter. QQ nur durch Säulenstellungen vom Hauptsaale getrennte kleinere Räume, für Zuschauer oder Ringer bestimmt. ZZ ZZ nischenartige Ausbauten. D ein Saal von gleicher Größe wie das Ephebum, in dem sich das große Schwimmbassin (piscina) befand, Nischen ZZ und zwei kleinere Säle EE schließen sich an ihn an. Diese Räume bildeten den, durch seine größere Höhe auch äußerlich schon von den übrigen Theilen unterschiedenen Kern des Baues. Die Deutung der übrigen Räume ist nicht sicher. FF werden für Vestibula oder Bibliotheken gehalten. GG Zimmer für die Vorbereitungen der Ringer, in deren Nähe sich die Treppen zu den oberen Geschossen vorgefunden haben. HH Peristyle mit Schwimmteichen und anstoßenden Uebungsräumen JJ. KK Elaeothesion mit den daneben liegenden Konisterien YY. LL Vestibula, über denen Zimmer mit Mosaikfußboden aufgefunden worden sind. MM Laconicum. NN Caldarium. OO Tepidarium. PP Frigidarium. R exedrae Unterhaltungssäle.

Die Reſte der Thermen des Caracalla. Innere Anſicht.

war, zeichnete sich durch eine überreiche Anwendung von edlem Marmor, Granit und Mosaiken aus. Endlich ersetzte Caracalla durch Anlage der als Via Nova benannten Prachtstraße den Anfang der Via Appia zwischen dem Circus und seinen Thermen. Die noch stehenden Ruinen, deren Ziegelbauten wahrhaft unverwüstlich erscheinen, zeigen übrigens, wie gut sich in Rom die Bautechnik damals noch erhalten hatte. Die ungeheuren Wölbungen freilich konnten den Verwüstungen der Zeit nicht so gut Widerstand leisten. Aber „die Weite ihrer Sprengung zeigt große Erfahrung und Sicherheit im Gewölbebau; wie denn schon den Architekten des nächsten Jahrhunderts eine dieser Wölbungen als schlechterdings unnachahmlich erschien".

Weitaus jedoch die folgenreichste That des Caracalla war die berühmte Constitution, durch welche im Jahre 212 n. Chr. alle damals am Leben befindlichen freien Einwohner des römischen Reiches zu römischen Bürgern gemacht wurden. Die schlimme Finanzwirthschaft dieses Kaisers hat es verschuldet, wenn es Mode geworden ist, in diesem Schritte nur eine finanzielle Spekulation zu erblicken. In Wahrheit erreichte damit die seit Hadrian eingeleitete, und namentlich durch Severus geförderte Entwickelung ihren nothwendigen Abschluß. Damit war die Gleichstellung der früheren Unterthanen der Republik mit dem alten römisch-italischen Herrenvolke in ihren Grundzügen vollendet, und nun die Nivellirung des Reiches und seiner Völker zu einer einheitlichen Masse gewaltig gefördert. Die Durchsetzung aller Provinzen mit Römern und Italikern und die immer weiter vorgeschrittene Ausbreitung des Bürgerrechtes im Einzelnen hatte offenbar auch unerträgliche Rechtsschwierigkeiten und juristisch-soziale Verwirrungen im Reiche nach sich gezogen: das Alles wurde jetzt einfach ausgeglichen. Nunmehr war die ganze gebildete, die ganze civilisirte antike Welt das Vaterland der römischen Staatsbürger: ein gewaltiger Schritt war gethan, um das bunte Mosaik der Völker und Länder unter der Herrschaft der Kaiser zu einer wirksamen politischen Einheit immer stärker zusammenzufassen. Es war ferner nur ein Akt der Gerechtigkeit, wenn die Provinzen, mit deren Geld und Blut das Reich sehr wesentlich wirthschaftete, nun endlich dem alten italischen Kernlande auch staatsrechtlich völlig gleichgestellt wurden. Das Reich selbst, dessen griechische Bewohner jetzt anfingen, den im Orient heute noch fortlebenden Namen der „Rhomäer" zu tragen, hatte nur Gewinn davon, wenn jetzt alle freien Bürger der weiten Länder zwischen der Hadriansmauer in England und den Nilfällen bei Syene, zwischen der Sahara und den Karpathen, die Bahn geöffnet fanden zu dem Genuß aller Rechte und zu der Verwaltung aller öffentlichen Aemter der ungeheuren römischen Welt. Und ebenso werthvoll war es, daß nun auch das Material zur Ergänzung der Legionen in überreicher Fülle neu vermehrt werden konnte.

Den großen Gewinn aber, den Antoninus damals der noch immer ungeheuren Masse der Nichtbürger gewährte, hat er sich allerdings auch furchtbar theuer bezahlen lassen. Denn während die alten provinziellen

Steuern einfach fortbestanden, mußten nunmehr die neuen römischen Bürger auch die bekannten Abgaben der „römischen Bürger" bezahlen, nämlich die Erbschaftssteuer und die bei der Freilassung von Sklaven zu entrichtenden Procente. Die bei dieser Gelegenheit auch sonst mehrfach zu Tage tretende fiskalische Raubgier dieses Kaisers bestimmte ihn sogar, für die Zeit seiner Regierung die Höhe dieser Abgaben zu verdoppeln. Freilich machte die schlechte Finanzwirthschaft des Antoninus das nöthig. Namentlich das gefährliche System, die Armee durch neue Geschenke und durch noch weiter erhöhten Sold zu verwöhnen, zwang ihn, unter allen Umständen Geld zu schaffen. Das Militärbudget des Severus ist unter Caracalla noch um weitere 61 Millionen R.-Mark erhöht worden. Damit zusammen aber hängt es, daß jetzt, — nachher durch gewaltige innere und äußere Kalamitäten gefördert, — das Münzwesen anfängt, immer schnelleren Schrittes in eine schlimme Verwirrung hineinzusteuern. Die Reichsgoldmünze sinkt jetzt bereits bis auf den Betrag von $^1/_{50}$ Pfund = 6,55 Gr.; es ist der Beginn ihrer fühlbaren Verschlechterung. In Sachen aber des Silbergeldes tritt seit dieser Regierung die Prägung der Denare und Quinare stark zurück. Das neue, durch Caracalla eingeführte, Hauptstück des Reichssilbergeldes, an welchem sich nun der grandios furchtbare Prozeß einer in der Geschichte beispiellosen Münzkrisis vollziehen sollte, ist seit 215 n. Chr. der „Argenteus Antoninianus", welcher das Bild des Kaisers mit der Strahlenkrone oder das der Kaiserin mit dem Halbmonde zeigt. Sein Gewicht steht durchschnittlich auf 5 Gr., normal vielleicht auf $^1/_{60}$ Pfund = 5,46 Gr. Den Münzwerth angehend, so wurde er wahrscheinlich zu $1^1/_4$ Denar oder $^1/_{20}$ des Aureus ausgebracht. Unter Caracalla betrug der Feingehalt noch etwas über die Hälfte: die Zeit war nahe, wo das als ein unerreichbares Ideal gelten sollte.

Caracalla konnte sich nach den Vorgängen des J. 212 in Rom nicht wohl fühlen. So eilte er denn noch zu Ende dieses Jahres oder zu Anfang d. J. 213 nach dem alpinen und germanischen Norden, um von nun an mit Vorliebe bei der Armee zu verweilen. Nur unter den Soldaten fühlte er sich wohl und sicher. Deren Gunst hat er denn auch in vollem Umfange gewonnen, indem er einerseits ihnen Alles gestattete und für sie seine Mittel vergeudete, andererseits aber vollständig mit dem gemeinen Manne lebte, arbeitete und aß, jegliche Entsagung und Beschwerde willig mit demselben theilte. Für die nächste Zukunft aber sollte es höchst verderblich werden, daß er nicht das Talent seines Vaters hatte, ausgezeichnete Feldherren zu finden und zu schulen, vielmehr durch Beförderungen von sehr zweifelhaftem Werthe den Anfang machte mit einer schnell genug gefährlich fortschreitenden Durchsetzung des Heeres mit unfähigen Legaten. Für seine Person endlich ist es charakteristisch, daß er wieder zurückgriff zu dem seit Galba aufgegebenen System, sich neben der Kaisergarde noch eine persönliche Leibwache zu bilden aus fremden Söldnern. In deren Mitte fühlte

er sich am sichersten, weil diese natürlich von römischen Stimmungen noch viel weniger berührt wurden, als die übrigen Soldaten des Kaisers; nur daß wieder bei anderen Truppen sich leicht eine Eifersucht bilden konnte gegen diesen von Caracalla besonders bevorzugten, beiläufig berittenen, Theil seiner Garde. Den Kern dieser Reiter, die nun wieder als bleibende Institution in Rom auftreten, bildeten auch jetzt Bataver und andere Germanen, neben denen unter Caracalla auch Kelten und Sarmaten Aufnahme fanden.

Die Regierung dieses Caracalla wird nun noch dadurch interessant, daß er zuerst mit zwei deutschen Völkermassen in feindliche Berührung gekommen ist, die in einer nun schon sehr nahe gerückten Zukunft als überaus gefährliche Feinde des Reiches auftreten sollten. Auf den Grenzen nämlich des Zehntlandes im südwestlichen freien Deutschland hatte sich allmählich eine neue und bleibende Zusammenballung deutscher verwandter oder auch nur benachbarter Stämme vollzogen, wie das die Römer zuerst zu Marc Aurels Zeiten an der markomannischen Donau zu ihrem großen Schrecken beobachtet hatten. Das neue Volk, welches jetzt am unteren Main und auf der Ostseite des alten Zehntlandes anfing, in lästiger und gefährlicher Weise sich auszubreiten und die äußere Linie des Limes zu durchbrechen, nannte man Alamannen. Es bestand als ein damals noch erst lose zusammengefaßter Bund von zehn bis zwanzig Stämmen, die ihre eigentlichen Namen (wie Lentienser, Buccinobanten, später auch Juthungen,) noch immer führten und eigene Häuptlinge hatten, und erst allmählich zu festerer Vereinigung zusammengewachsen sind. Ihre Hauptmasse bestand aus suevischen Stämmen; namentlich scheinen die zuletzt um 180 n. Chr. in ihren alten Sitzen an der Spree, Havel und Mittelelbe genannten Semnonen einen Hauptbestandtheil der „Alamannen" ausgemacht zu haben. Außerdem aber hatten sich diesem Verbande auch kattische Elemente, Mattiaker, Usipier, Tencterer, ja selbst ein Theil der Tubanten angeschlossen. Der neue Name, den die Römer seit dieser Zeit für sie gewöhnlich brauchen, Alamannen, wird jetzt entweder als „Gesammtmannen", „Bundesmannen" erklärt, oder aber als Alahmannen, „Männer des" (alten semnonischen) „Heiligthums". Sie selbst nannten sich mit dem ältesten Namen des Volkes Suabi; der moderne Unterschied des schwäbischen und des alamannischen Dialektes geht erst auf eine im 13., 14. und 15. Jahrhundert sich vollziehende Entwickelung zurück.

Diese deutsche Gruppe also war es, auf welche Caracalla als auf neue und höchst kraftvolle Feinde stieß, als er i. J. 213 n. Chr. über Aquileja durch die Provinz Noricum nach der Donau und dann von Rätien aus nach Oberdeutschland und Gallien sich bewegte. Wahrscheinlich durch die Theilnahme deutscher Ansiedler im östlichen Zehntlande gefördert, hatten die Alamannen mit starker Macht, auch durch die Katten unterstützt, den Main überschritten, den äußeren Grenzwall durchbrochen, vielleicht im Odenwalde zwischen Main und Jaxt sich energisch weiter ausgebreitet. Es kam

im Sommer 213 zu harten Kämpfen, in welchen Caracalla, der hier auch über Schützen aus Osrhoëne verfügte, endlich soweit das Feld behauptete, um sich den Sieg zuschreiben zu können. Namentlich am Mainstrom wurde im September 213 ein größeres, für die Römer glückliches, Gefecht geliefert. Doch scheint es nicht, daß es damals gelang, die Alamannen aus dem östlichen Zehntland vollständig wieder zu verdrängen. Die größere westliche Masse desselben wurde daher gerade damals durch Caracalla mehrfach gefördert, und namentlich die an sich schon starke Neckarlinie noch erheblich mehr befestigt.

Die Aufnahme eines so energischen Krieges gegen die Alamannen freilich, wie ihn seiner Zeit Marc Aurel gegen die Markomannen geführt hatte, lag nicht in der Sinnesweise dieses Antoninus. So ruhten denn auf dieser Seite die Waffen noch einmal für zwanzig Jahre, und Caracalla ersah sich ein neues Ziel aus, wo er für seine Soldaten Beschäftigung, für sich Beute und Ruhm zu finden hoffte. Es war der parthische Orient. In Ktesiphon war der alte Großkönig Vologäses IV. um das Jahr 207 oder 209 gestorben. Unter seinen Söhnen herrschte Zwietracht; endlich war es zu einer Theilung des Reiches in der Art gekommen, daß Vologäses V. (209—227) den Süden, sammt Susiana und Ktesiphon, Artaban V. dagegen den Norden mit Medien und Adiabene behauptete. Diese Konflikte im parthischen Reiche, so scheint es, gedachte Caracalla zu benutzen. Er kehrte also zu Ende d. J. 213 für kurze Zeit nach Rom zurück, um dann ziemlich früh i. J. 214 zunächst nach der unteren Donau aufzubrechen. Während Rüstungen mancherlei Art getroffen wurden, hielt er sich, langsam vorwärts schreitend, einige Zeit in den Provinzen der unteren Donau auf. In Dakien, so ist es wohl das wahrscheinlichste, stieß er nun zuerst auf das zweite große deutsche Volk, welches ein Menschenalter später dem Reiche so gefährlich werden sollte. Es waren Gothen, deren starke Stämme nun schon seit längerer Zeit in den südlichen Theilen des heutigen Rußland sich ausgebreitet hatten. Ihre Streifschaaren scheinen damals die östlichen Theile von Dakien beunruhigt zu haben. Eine derselben wurde in jener Zeit durch die Truppen des Kaisers zurückgeworfen.

Die Rüstungen Caracallas gegen die Parther waren aber theilweise ziemlich seltsamer Art. Wir bemerkten schon, daß sich der Kaiser, so seltsam sich das bei seiner kleinen Statur ausnahm, als der wieder erstandene Alexander der Große gab. Und wie er sonst überall dem Kultus des Gewaltigen bis zur Possenhaftigkeit huldigte, so sollte offenbar der Zug nach dem inneren Orient den Charakter eines neuen Alexanderzuges tragen. Das ging nun so weit, daß jetzt während des Aufenthaltes in Thrakien eine Phalanx aus 16,000 jungen Makedonen formirt wurde, die Caracalla völlig nach Art der alten Soldaten Alexanders bewaffnen und einexerciren ließ, um sie endlich mit nach seinem nächsten Hauptquartier Nikomedia zu führen. In Philippopolis und in den makedonischen Gemeinden veranlaßte der

Kaiser die Feier prächtiger und kostspieliger Alexanderspiele. Als Caracalla dann, wahrscheinlich mit Hülfe der damals zu Kyzikos stationirten pontischen Flotte den Hellespont und die Propontis überschritten hatte, parodirte er den Alexander und den Achilleus zugleich. Wie einst der große König bei dem Antritt seines Perserzuges gethan, so eilte dieser Antoninus hinauf nach der Burghöhe von Ilion, und besuchte die Ruinen, Denkmäler und Reliquien, die aus der Zeit des trojanischen Krieges herstammen sollten. Dann stieg er hinab nach Kap Sigeion und schmückte das sogenannte Grab des Achilleus mit Blumen und Kränzen, feierte auch dem alten Heros Todtenopfer, Leichenspiele und Leichenparaden, und benutzte den Umstand, daß in diesen Tagen sein Günstling, der Freigelassene Festus starb, um denselben genau nach dem Muster der homerischen Erzählung als seinen Patroklos zu bestatten. Freilich fehlten diesmal die geopferten troischen Gefangenen; dafür aber legte Caracalla eine Locke seines dünnen Haupthaares auf den Scheiterhaufen.

Die Winterquartiere hielt er (214/5) zu Nikomedia, wo die neue Phalanx weiter eingeschult wurde. Die üblichen massiven Unterhaltungen, die brutale Verhöhnung des Senats, die systematische Ausbeutung der finanziellen Kräfte der Senatoren und der Familien dieses Ranges, die massenhafte Vertheilung von Ehrentiteln an verschiedene Städte, die jetzt und später namentlich im Orient gern an zahlreiche Gemeinden ertheilte Erlaubniß, sich nach seinem Namen Aurelia oder Antoniniana nennen zu dürfen, bilden die Arabesken zu seinem Aufenthalt in den hellenistischen Ländern. Dabei aber behielt er den Partherkrieg scharf im Auge. Außer seiner Phalanx stand ihm ja die gewaltige organisirte römische Streitmacht im Orient zur Verfügung. Dazu aber hatte er römische Linientruppen aus Numidien und mauretanische Geschwader nach Asien gezogen. Aus ‚Europa folgten ihm mehrere Abtheilungen der Donaulegionen, ferner die II. parthische Legion unter ihrem Kommandeur Recianus, und außer der deutschen Leibwache ein Theil der Garde unter Papinians Nachfolger M. Opellius Macrinus. Dieser letztere war zu Cäsarea in Mauretanien geboren und stammte aus niederem Stande. Zuerst Güterverwalter des Generals Plautianus, hatte er dann vor seiner Erhebung zum Gardepräfekten mehrere niedere kaiserliche Beamtungen, zuletzt eine Prokuratur verwaltet. Endlich folgten dem Kaiser wahrscheinlich auch einer oder mehrere der gezähmten Löwen, die er für seine beständige Umgebung zu züchten liebte.

Die Partherkönige sahen mit um so größerer Besorgniß einem neuen Römerkriege entgegen, als wahrscheinlich schon im Jahre 214 in Persis jener Aufstand begonnen hatte, der nicht lange nachher dem Hause der Arsakiden so verderblich werden sollte. So machten denn die fürstlichen Brüder ihrem Hader ein Ende und suchten durch schlaue Diplomatie den Sturm zu beschwören. Als nun der nach einem Vorwande zum Kriege haschende Caracalla im Jahre 215 die seiner Zeit durch seine Vermittelung wieder mit Severus ausgesöhnte Stadt Antiochia erreicht, und an Vologäses V. die

Forderung gestellt hatte, zwei vornehme Orientalen auszuliefern, die zu den Parthern übergetreten waren, so säumte der Hof von Ktesiphon keinen Augenblick, diesem Verlangen nachzukommen.

Unter diesen Umständen vertagte Caracalla für einige Zeit seine kriegerischen Absichten und wandte sich nach Alexandria, um hier eine Reihe furchtbarer Blutthaten zu verüben. Die Schwärmerei des Kaisers für Alexander und dessen geniale Schöpfung am ägyptischen Strande war nicht im Stande, den rachsüchtigen Imperator es übersehen zu lassen, daß die boshaften Alexandriner die giftigsten Spöttereien über seinen Brudermord und über sein angebliches Verhältniß zu der noch immer schönen Julia Domna, wie über seine wunderliche Nachahmung des Alexander und Achilleus, in Umlauf gesetzt hatten. Er bezahlte für diese Schmähungen durch ein entsetzliches Blutbad und durch eine rohe Plünderung, die er bei seiner Ankunft durch seine Soldaten in Alexandrien anrichten ließ. Zu noch weiterer Rache wurden alle Fremden mit Ausnahme der Kaufleute aus der Stadt vertrieben, die Schauspiele suspendirt, die Stadt durch Mauern und Kastelle in mehrere Theile geschieden.

Nach Antiochia zurückgekehrt, brach Caracalla im Frühjahr 216 über Edessa und Nisibis gegen das nördliche Parthien auf, diesmal ganz bestimmt zum Kriege entschlossen. Er leitete denselben durch einen Akt perfider Rücksichtslosigkeit ein. Einerseits nämlich hatte der Kaiser schon im Jahre 215, ungewiß ob von Nikomedia oder von Antiochia aus, den damaligen König von Armenien an seinen Hof gelockt und dann in Haft behalten. Als darauf hin die Armenier sich empörten, hatte er von Antiochia aus den Legaten Theokrit gegen sie marschiren lassen. Es war dieses aber eine sehr üble Wahl. Denn Theokrit, der Sohn eines Sklaven und früher Tanzlehrer des Kaisers, besaß wohl des Caracalla Gunst, aber schwerlich erhebliche militärische Talente. Während dieser Feldherr nun seinen Krieg mehr als Räuber, denn als Soldat führte, hat nun im Winter 215 auf 216 Caracalla den Häuptling von Osrhoëne, wahrscheinlich den 28. „Abgar Bar-Maanu", der sich trotz früherer Freundschaft mit dem römischen Hofe irgendwie sein Mißtrauen zugezogen hatte, ebenfalls listig getäuscht, nach Antiochia gelockt, ihn dort verhaftet und dann dessen kleines Reich ebenfalls annektirt. Um nun aber das Motiv zu dem Kriege gegen Artaban V. zu finden, warb er um die Hand der parthischen Königstochter. Und als der Parther das rundweg ablehnte, überschritt der Kaiser den Tigris, brach in Assyrien ein und erzielte in der That verschiedene Vortheile. Namentlich wurde außer andern Plätzen die Stadt Arbela erobert und zerstört, hier auch eine parthische Königsgruft erbrochen und die Asche der alten Fürsten profanirt. Die überraschten Parther konnten einstweilen nirgends Stand halten und mußten in das iranische Hochgebirge zurückweichen, rüsteten aber während des Winters 216 auf 217 mit Energie zu rächender Vergeltung.

Caracalla sollte indessen diesen Angriff nicht mehr zu bestehen haben. Wenig erfreut über die militärischen Mißerfolge, die Theokrit inzwischen in

Armenien gehabt hatte, schwelgte er mit seinen zuchtlosen Schaaren während desselben Winters in den mesopotamischen Quartieren, — da traf ihn mitten unter seinen Soldaten der Dolchstoß eines Mörders. In der nächsten militärischen Umgebung des Kaisers hatte sich neuerdings ein Komplott gegen sein Leben gebildet, an dessen Spitze kein geringerer Mann, als der Gardepräfekt Macrinus stand. Ob etwa dieser Emporkömmling schon sonst ehrgeizige Pläne genährt hat, wissen wir nicht. Wohl aber macht sich hier wieder einmal der wahrhaft unheimliche Einfluß der Magie, der Prophezeiungen, und des bornirten Aberglaubens dieser Zeit auf die Schicksale der Imperatoren recht sehr bemerkbar. Welche dunklen Intriguen diesmal im Hintergrunde spielten, ist uns nicht bekannt. Caracalla aber, so heißt es, wußte, daß in Aegypten ein Seher die künftige Herrschaft des Macrinus geweissagt hatte. Schon sah sich der Präfekt von Seiten des Kaisers mit Mißtrauen und ungnädiger Gesinnung betrachtet. Dann erhielt er durch einen befreundeten Beamten aus Rom die Nachricht, daß in Afrika dieselbe Weissagung noch bestimmter verkündet worden; daß Maternianus, der Polizeipräsident und Chef der städtischen Besatzung in Rom, davon sehr ernsthaft Notiz genommen habe, und die jedenfalls für Macrinus verderbliche Depesche nach Antiochia abgegangen sei, wo damals die Kaiserin-Mutter die fürstliche Kanzlei (S. 515) leitete. Jetzt im höchsten Grade um seine Sicherheit besorgt, beschloß Macrinus, die Ankunft der Depesche in Caracallas Lager nicht abzuwarten, sondern den Kaiser aus dem Wege zu räumen. Er gewann den Legionskommandeur Recianus, zwei Obersten der Kaisergarde, und viele andere Offiziere für seinen Plan. Dann aber veranlaßte man den Gardisten Julius Martialis, der auf Caracalla wegen der Abweisung eines Beförderungsgesuches erbittert war, den Mord auszuführen. Und als der Kaiser am 8. April 217 bei einem Ritt zu einem Opferfest von Edessa nach Karrhä einmal vom Pferde stieg, um bei Seite zu gehen, gelang es dem Martial, ihn zu erstechen: freilich nur, um gleich darauf durch einen Soldaten der deutschen Garde und die zwei mitverschworenen Obersten niedergehauen zu werden.

Goldmünze des Macrinus mit der Umschrift: IMP. C. M(arcus) OPEL(ius) SEV(erus) MACRINVS AVG.

Da Caracalla bei den Soldaten sehr beliebt gewesen war, so trat Macrinus sehr vorsichtig auf und erheuchelte tiefen Schmerz über den jähen Tod des Kaisers. Im Laufe jedoch von drei Tagen gelang es seinen Anhängern, die Garden dahin zu bestimmen, daß sie den bisherigen Präfekten am 11. April 217 zu ihrem neuen Kaiser ausriefen. Der Leichnam des Caracalla wurde feierlich verbrannt. Die Urne mit der Asche mußte dann der bisherige Kollege des Macrinus, Oclatinius Adventus, der bei den Truppen sehr beliebt war, zur Beisetzung in dem Grabmal der Antonine (S. 377) nach Rom führen. Macrinus wünschte ihn einerseits den Augen der Armee zu entziehen, andererseits ihn als Polizeipräsidenten an die Stelle seines Gegners Maternianus zu setzen.

Der Senat in der Hauptstadt war einstweilen froh genug, den gefürchteten Caracalla los geworden zu sein, und erkannte den Macrinus als neuen Herrn des Reiches an; obwohl man im Grunde sehr wenig darüber erbaut war, daß ein Mann von sehr untergeordneter Abkunft, der nicht einmal senatorischen Rang hatte, jetzt den Purpur trug. Und nun wurde es des Macrinus Unheil, daß ihm die Kraft fehlte, als Feldherr den entsetzlich verwöhnten Soldaten zu imponiren, und dadurch den Weg zu gesunden Zuständen wieder zu bahnen. Der schweren Aufgabe, den durch Caracalla so frivol angezettelten Partherkrieg in ehrenhafter Weise zu beendigen, war er weder als Heerführer noch als Diplomat gewachsen. Als nicht lange nach seines Vorgängers Tode König Artaban mit starker Macht in Mesopotamien einrückte, bot ihm Macrinus einen billigen Frieden an. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, weil der Parther außer anderen harten Forderungen namentlich die Räumung von Mesopotamien verlangte. Zwei größere Gefechte in der Gegend von Nisibis fielen nicht zu Gunsten der Römer aus. Da jedoch die Lage der Parther, denen der Proviant zu mangeln begann, ebenfalls wenig behaglich war, so zeigte sich Artaban endlich doch bereit, seinem Gegner um den Preis von 200 Millionen Sestertien (43,504,200 Reichsmark) den Frieden zu verkaufen. Auch mit Armenien wurde der Friede wiederhergestellt, hier jedoch unter minder ungünstigen Bedingungen.

Trotzdem der militärische Geist der Armee durch die übermäßige Gunstbuhlerei des Caracalla bereits erheblich gelitten hatte, so besaß sie doch noch immer römischen Stolz genug, um über diesen Ausgang des parthischen Krieges sehr unzufrieden zu sein. Und nun war Macrinus nicht der Mann, um den Truppen einen frischen und zugleich für seine Herrschaft günstigen Aufschwung zu geben. An wohlmeinenden Absichten und an Versuchen, die schlimmsten Schäden zu heilen, die Caracallas wüstes Regime veranlaßt hatte, fehlte es allerdings nicht. Außer vielen Gnadenakten und verständigen Verfügungen, wie sie nach Caracallas grausam willkürlicher Despotie einem einfach wohlwollenden und halbwegs einsichtigen Regenten sich geradezu von selbst aufdrängten, hob Macrinus namentlich die (S. 518) seiner Zeit durch Caracalla verfügte Verdoppelung der Erbschafts- und der Freilassungssteuer einfach wieder auf. Auch sonst sollten alle neueren ungebührlichen Forderungen für Fiskus und Aerar wieder abgestellt werden. In entsprechender Weise nahm sich Macrinus auch der Alimentarstiftung wieder an. Höchst wahrscheinlich waren, wie einst unter Commodus, in der letzten Zeit des Caracalla die Alimentargelder gar nicht oder nur unregelmäßig ausgezahlt worden. Dieser Mißstand wurde jetzt (217) wieder beseitigt. Dazu aber scheint Macrinus auch das centrale Alimentaramt in Rom aufgehoben, die Kompetenz der „Rechtspfleger" in Italien auf das unter Marc Aurel bestandene Maß zurückgeführt, und für die Alimentarbezirke die alte Einrichtung der prätorischen Distriktspräfekten im Zusammenhang mit der Kuratur der Heerstraßen hergestellt zu haben. Endlich aber machte er entschieden

Anstalt, bei der Armee wieder bessere Zucht und Ordnung zu schaffen, und namentlich den übermäßig hohen Sold zu ermäßigen: neu eintretende Soldaten sollten nicht mehr in der Höhe, wie die Veteranen des Septimius Severus bezahlt werden.

Darüber aber ist der neue Kaiser schnell zu Falle gekommen. Die Truppen, die er — für solche Reformpläne unvorsichtig genug — zu lange in Massen in Syrien bei einander stehen ließ, hatten sich das große Geschenk ganz gern gefallen lassen, das er ihnen bei der Erhebung seines neunjährigen Sohnes Diadumenianus zum Cäsar und „Antoninus" zuwandte. Von Reformen auf ihre Kosten aber mochten die Soldaten um so weniger wissen, je weniger ihnen Macrinus als Heerführer zu imponiren vermochte, und je mehr sie allmählich über die Vorgänge bei Caracallas Tode aufgeklärt wurden. Nun hieß es, er gefalle sich in asiatischer Weichlichkeit; er schwelge in Antiochia und lasse die armen Soldaten darben. Und schnell genug fand sich die Frauenhand, welche den Feuerbrand in den rasch sich häufenden Brennstoff warf.

Macrinus hatte die bei Caracallas Tode in Antiochia lebende Kaiserin-Wittwe Julia Domna, deren Intriguen und deren Reichthümer er wahrscheinlich fürchtete, nach seiner Thronbesteigung einfach vom Hoflager, aus der syrischen Hauptstadt verwiesen, ohne sie sonst weiter zu belästigen. Sie ist ihm auch nicht weiter gefährlich geworden; sie starb nicht lange nachher, es heißt durch eigene Hand. Dagegen schickte sich jetzt ihre schlaue und ebenfalls sehr reiche Schwester Julia Mäsa an, die Blutrache für Caracalla zu vollziehen. Diese Tochter des Bassianus hatte sich ebenfalls nach dem Abschluß der Herrschaft ihres Neffen genöthigt gesehen, wieder nach ihrer Heimath Emesa zurückzukehren, wo sie mit ihren und des um die Zeit von Caracallas Tode zu Cypern verstorbenen Julius Avitus (eines Mannes von consularischem Range,) beiden damals ebenfalls verwittweten Töchtern (S. 514) Soämias und Mamäa lebte. Jede dieser jungen Wittwen hatte einen sehr schönen Sohn. Soämias war die Gattin des Senators Sextus Varius Marcellus von Apameia gewesen, und ihr jugendlicher Sohn war der damals 13- bis 14jährige Varius Avitus. Ihre Schwester dagegen, Mamäa, war zuerst mit dem römischen Prokurator Gessius Marcianus aus dem phönikischen Arca Cäsarea vermählt gewesen. Diesem hatte sie am 1. Oktober 208 bei Gelegenheit eines Alexanderfestes in dieser Stadt im Tempel Alexanders des Großen selbst einen Sohn, Alexianos, geboren. Nach Marcians Tode war Mamäa abermals verheirathet gewesen, jetzt jedoch zum zweiten Male Wittwe. Es sollte nun aber ihr Neffe Avitus zunächst als Waffe gegen den Feind ihres Hauses, den Macrinus, gebraucht werden. Der jugendliche Enkel der schlauen Mäsa war damals zum Oberpriester des Elagabal, des syrisch-phönikischen Sonnengottes, geweiht worden, welcher in der auf stolzer Bergeshöhe sich ausbreitenden Stadt Emesa einen prächtigen Tempel besaß. Während des Winters nun von 217 auf 218 kantonirte eine der Legionen des Macrinus

in der Nähe von Emesa, und die Soldaten strömten haufenweise nach dem Sonnentempel, um den orgiastischen Kultus und die mit Cymbeln und Pauken um den Altar tanzenden Männer und Weiber zu schauen. Vor Allem aber fesselte der junge Avitus durch die Pracht seines Aufzuges und durch seine blendende, obwohl etwas weichliche, Schönheit die Krieger, die sehr bald in seinen rosigen Zügen eine Aehnlichkeit mit ihrem unvergeßlichen Caracalla zu entdecken glaubten. Hier setzte die schlaue Julia Mäsa nun ein. Unter-

Elagabal. (Museum von Neapel.)

stützt durch die kräftige Mitwirkung eines Freigelassenen, des sehr gewandten P. Valerius Komazon Eutychianos, wurde das Gerücht verbreitet, daß in Wahrheit Avitus ein Sohn des Caracalla sei; dasselbe wurde auch von Alexianos erzählt. Jetzt wahrscheinlich schob man auch den Namen Bassianus in den Vordergrund, um die Beziehungen zu Caracalla (S. 494) noch deutlicher zu machen. Wie weit dieses Gerücht wirklich begründet war, muß dahingestellt bleiben. Weder die bekannte Lebensweise Caracallas, noch die frühere Haltung der beiden jungen Frauen, seiner Cousinen, machte die Sache unwahrscheinlich. Jedenfalls nahmen weder Mäsa noch ihre Töchter in ihrer Herrsch- und Rachsucht die geringste Rücksicht auf weibliche Ehre,

und bei der wachsenden Verstimmung der Soldaten gegen Macrinus gewann bei diesen der Gedanke immer mehr Raum, dem Usurpator einen Abkömmling des alten syrisch-afrikanischen „Antoninenhauses" entgegenzustellen. Endlich führte Komazon eines Nachts den jungen Avitus in das Lager, und hier gelang es, natürlich unter kräftiger Mitwirkung der reichen Mittel der alten Mäsa, die Truppen zur Erhebung für den jugendlichen Prätendenten zu bestimmen. Am 16. Mai 218 wurde Avitus als „M. Aurelius Antoninus" zum Imperator ausgerufen. Der Geist der Empörung verbreitete sich schnell genug über alle syrischen Garnisonen. Macrinus hatte anfangs der Bewegung ohne große Besorgniß zugesehen. Nun aber wurde er doch bedenklich. Als auch eine Abtheilung seiner Truppen, die er unter dem Gardepräfekten Ulpius Julianus gegen die Meuterer zu Emesa ins Feld schickte, mit den letzteren fraternisirt und ihren Feldherrn ermordet hatte, versuchte er es mit glänzenden Versprechungen zu Gunsten der Soldaten und des Volkes, erhob seinen Sohn formell zum Augustus. Aber seine unsichere militärische Haltung und die muthlose Rückkehr von einem Vorstoße nach Apameia gab der Empörung das Uebergewicht. Allmählich gingen die Meuterer selbst zum großen Angriff vor. Der neue „Antoninus", der sich nach seinem Sonnengotte am liebsten selbst „Elagabal" nannte und sich nun auch in aller amtlichen Form als Sohn des „Divus Antoninus", des blutigen Caracalla gab, folgte selbst mit seiner Familie dem Heere, welches sich vorwärts gegen Antiochia wälzte. Nur noch 180 Stadien oder neun Wegsstunden östlich von der alten Hauptstadt der Seleukiden, bei Immä, kam es am 8. Juni 218 zur Schlacht. Die Truppen des Macrinus, namentlich die durch Septimius Severus einst formirte Kaisergarde, schlugen sich überaus tapfer; aber der Kaiser hielt die Spannung nicht aus. Während sein knabenhafter Gegner sich zu Roß unter den Veteranen zeigte, war Macrinus nach Antiochia zurückgegangen und hatte veranlaßt, daß sein Sohn zu König Artabanos flüchtete. Und als er nun hörte, daß auch die Garde, die noch einen ganzen Tag auf seine Rückkehr geharrt, endlich zu Elagabal übergetreten war, ergriff er die Flucht nach Europa. Bis Chalkedon vermochte er zu kommen. Aber am Bosporus holten ihn die Schergen Elagabals ein und führten ihn zurück. Entweder schon in Kappadokien oder erst in Antiochia ist er dann niedergehauen worden, noch nicht 55 Jahre alt. Auch sein Sohn war auf der Flucht gefangen und getödtet worden.

So hatte das Reich also noch einmal einen „Antoninus" an seiner Spitze; dem Senat in Rom blieb eben nichts anderes übrig, als dem Willen der Armee auch jetzt sich zu fügen. Aber der letzte Träger dieses erlauchten Namens sollte ihn in einer Weise herabwürdigen, die man selbst unter Caracallas Blutregiment für unmöglich gehalten haben würde. Indessen entwickelte sich die wüste Art des neuen Regiments und der ganze volle „Kaiserwahnsinn" des Elagabal erst nach seiner Ankunft in Rom. Daß Macrins letzter Gardepräfekt Julianus Nestor aus dem Wege geräumt und

durch Komazon ersetzt wurde, war an sich nur natürlich. Aber der Senat war doch nicht wenig frappirt, als nun Elagabal, der sein erstes Winterquartier, 218 auf 219, noch in Nikomedia abhielt, von hier aus sein Bild in seiner weibisch üppigen Priesterkleidung nach der Reichshauptstadt schickte, damit es im Senatssaal über dem Altar der Victoria aufgehängt werden sollte. Als er aber im Jahre 219 mit den Damen seiner Familie und mit seinem jungen Vetter Bassianus in Rom angelangt war, begann er sogleich jenes thörichte und niederträchtige Treiben, was seinen Namen für alle Zeiten mit unauslöschlicher Schande bedeckt hat.

Dieser Antoninus nahm eigentlich nur eine Sache ernsthaft, nämlich die Verpflanzung der Gottheit, der er als Priester gedient hatte, und ihres Kultus nach Rom. Die alten Kulte des Abendlandes sollten vor dem des Elagabal sich beugen, die Götter des Westens gewissermaßen zu Dienern der großen Sonnengottheit des syrischen Ostens degradirt werden. So begann der junge Princeps damit, seinem Elagabal zwei Tempel in Rom zu erbauen: der eine entstand in einer Vorstadt, wo sich sonst der Tempel des Orcus befunden hatte; der andere schmückte den Palatin und diente als Schauplatz eines unbeschreiblich prachtvollen und üppigen Kultus. In der Mitte des Sommers aber führte der Kaiser alljährlich einmal seinen Gott, — es war ein schwarzer Stein von eigenthümlich konischer Gestalt, — in glänzender Prozession von dem Palatin nach jenem anderen Heiligthum. Mit dieser drastischen Propaganda hing es auch zusammen, daß der Kaiser das Fest der mystischen Vermählung seines Elagabal mit der karthagischen Mondgöttin, Dido-Anna (Astarta-Aschera), feierlich beging. Deren Bild mit den reichen Opfern ihres Tempels wurde aus Karthago nach Rom geführt, und die Provinzen des Reiches genöthigt, sich bei der Feier durch reiche Hochzeitsgeschenke zu betheiligen.

Dabei war wenigstens noch „Methode". Aber ihren wahren Charakter erhielt diese Regierung durch die über jedes Maß hinaus wüste und schmachvolle persönliche Haltung dieses syrischen Buben, der jeden Augenblick von dem tollen Kitzel gepeinigt zu sein schien, seine fürstliche Allmacht in Ueberspringung aller Schranken zu erproben, wie sie uralte römische Sitte, kaiserliche Würde, öffentliche Meinung, ja selbst nur der gewöhnliche gesunde Menschenverstand und die herkömmlichsten Anstandsbegriffe, selbst bei einem ganz unkultivirten Volke einem Machthaber gewöhnlichen Schlages gezogen haben würden. Es wäre zwecklos, alle tollen, blutigen und gemeinen Streiche, welche die Alten von Elagabal verzeichnet haben, hier nachzuerzählen; auch davon abgesehen, daß bei einem Stoffe so pikanter Art die späteren Anekdotensammler es schwerlich an starken Uebertreibungen und freien Erfindungen werden haben fehlen lassen. Sicher ist nur, daß dieser syrische Schlingel in seiner Verbindung eines kindischen, knabenhaften Eigensinnes, — bubenhafter Frechheit gegenüber ehrwürdigen Männern und Institutionen des Reiches, — rachsüchtiger Blutgier, — verworfener und raffinirter Liederlich-

keit, — üppiger Schwelgerei und sinnloser Verschwendung eine in der Geschichte fast einzige Erscheinung darstellt. Namentlich nach Seiten der Schwelgerei gelang es ihm, selbst in Rom noch wiederholt original aufzutreten. Der alten Praxis guter wie schlechter Kaiser näherte er sich am meisten dadurch, daß auch unter seiner Regierung in der Hauptstadt eifrig gebaut wurde. Abgesehen von den beiden neuen Tempeln seines Gottes, ließ dieser Antoninus namentlich das zu Macrins Zeit durch einen Brand verheerte Flavianische Amphitheater herstellen und vollendete (S. 516) die Thermen seines angeblichen Vaters Caracalla.

Es versteht sich von selbst, daß unter einem so von Grund aus nichtswürdigen Principat die Reichsgeschäfte schlimm genug geführt wurden. Der Bürgerkrieg in Syrien hatte von vorn herein seinen Wiederhall in dem Auftreten kecker Abenteurer und Unruhestifter auf anderen Punkten des Reiches gefunden. Und mochte immerhin Septimius Severus das Reich wieder möglichst energisch zusammengefaßt haben; mochte immer bis zu einem bestimmten Grade selbst unter einer so schlechten Regierung der alte Organismus der Verwaltung leidlich weiter arbeiten: die wiederholte liederliche und gewissenlose Besetzung der Statthaltereien, der bei Elagabals Schleuderwirthschaft unvermeidliche neue Steuerdruck, und die wachsende Entzügelung der Soldaten mußten auf die Dauer in gefahrvoller Weise zersetzend wirken. Wahrscheinlich erhob auch unter dieser Regierung die eine der für die römische Welt furchtbarsten Kalamitäten des dritten Jahrhunderts zum ersten Male drohend und schreckend ihr Meduſenhaupt, nämlich die Münzkrisis, hinter welcher der endliche, grandiose Bankerott des Wohlstandes der antiken Welt gespenstisch lauerte. Seit Caracalla nämlich (S. 518) war der Anfang gemacht worden mit wirklicher Verschlechterung des römischen Geldes, die unter Elagabal bereits gefährliche Fortschritte machte. Während schon von Seiten der Münzstätten des Senats und der Provinzen des Ostens eine Ueberfluthung mit Kupfergeld sich von ferne ankündigte, so ließ Elagabal zwar das Gold, (dessen Ausprägung nach älterer, besserer Art Macrin noch einmal versucht hatte,) in verschiedenen Stücken noch nach dem Fuße des Caracalla ausmünzen, so daß der einfache, zu $1/50$ Pfund ausgebrachte, Antonind'or noch den Werth von 18 R.-Mark und 28 Pfennigen hatte. Dagegen ließ er den Silberwerth des Denars und des neuen „Antoninianus" (S. 518) in höchst perfider Weise durch starke Legirung erheblich unter die noch durch seinen „Vater" festgehaltene Linie sinken. Man wirft ihm nämlich vor, daß er zwar für seinen und seiner Freunde Gebrauch einen Theil der Silberstücke auf dem bisher noch üblichen Fuße, dagegen die Masse des Silbergeldes erheblich unterwerthig habe ausprägen lassen. Dann aber bezahlte er seine Schulden und die fiskalischen Ausgaben mit der verschlechterten Kreditmünze, und ertheilte zugleich den Befehl, daß — die Steuern und Abgaben an den Fiskus nur in gutem Golde entrichtet werden sollten. Anders ausgedrückt: der römische Kaiserstaat nahm also jetzt sein eigenes Kreditgeld

nicht mehr für voll an. Es bedarf keiner weiteren Ausführung, um zu verstehen, welches ungeheure Elend durch dieses schmähliche System über unzählige Bürger des Reiches gebracht werden mußte. Noch freilich befand man sich nur erst in der Vorbereitung zum allgemeinen Bankerott. Aber schon meldeten sich schlimme Zeichen. Natürlich erhielt das silberne Kreditgeld jetzt Zwangscours; aber nichts in der Welt hinderte die kaufmännische Welt, das kaiserliche Geld nachzuwiegen und zur Verzweiflung des konsumirenden Publikums ihre Preise je nach Maßgabe der faktischen Entwerthung des Silbers zu erhöhen. Mehr noch, wo nicht eben die Ausprägung immer größerer Werthstücke in Kupfer einigermaßen rettend eintrat, lief man Gefahr, der privaten Falschmünzerei in die Hände zu fallen, die nun trotz der furchtbarsten Strafandrohungen seit dem Beginn der kaiserlichen Münzfälschung mit derselben ein förmliches Wettrennen anstellte. Es verstand sich endlich von selbst, daß auch in manchen Städten des Orients, welche das Recht der Silberprägung noch besaßen, schon längst parallel mit der kaiserlichen Praxis die Silbermünzen immer stärker mit Billon legirt worden waren. Zu der schlechten Wirthschaft in der Reichshauptstadt aber trat nun auch der Umstand hinzu, daß (S. 251) allmählich die Folgen des unaufhörlichen Abströmens des Silbers nach China und Indien recht fühlbar wurden; es begann zuweilen an Silber zu mangeln. Nun war es nur noch nöthig, daß neue große Schwierigkeiten und Kalamitäten in Sachen der auswärtigen Politik die Kräfte des Reiches verbrauchten und seinen Kredit momentan tief erschütterten, — dann war für lange Zeit dem schwersten wirthschaftlichen Unheil gar nicht mehr zu wehren.

Elagabal und seine Genossen in ihrer Beschränktheit hatten schwerlich eine Ahnung von dem furchtbaren Abgrunde, welchem das Reich auf diesem gefährlichen Wege zugeführt wurde. Am wenigsten der Bube im Purpur, der weder um die Meinung der Römer, noch um die der tüchtigen oder doch praktisch verständigen Männer in der eigentlichen Regierung, noch selbst um die seiner klügeren Verwandten sich viel kümmerte. Seine thörichte Mutter hatte es sich ruhig gefallen lassen, als er sie und die Großmutter zu Mitgliedern des Reichsrathes ernannte; ja, als er selbst auf den grotesken Einfall gerieth, einen aus römischen Damen bestehenden Senat unter ihrem Vorsitze zu berufen, der über Fragen des weiblichen Staates berathen sollte. Er lenkte erst dann einigermaßen ein, als sich nicht mehr verkennen ließ, daß selbst die Soldaten, nämlich die Kaisergarde in Rom, anfingen, über den ungeheuren Mißgriff bedenklich zu werden, den sie durch Erhebung dieses Antoninus begangen hatten.

Die kluge Mäsa sah mit schwerer Besorgniß, wie ihr thörichter Enkel bei Senat und Garde täglich unpopulärer wurde. In der bestimmten Absicht, einer gewaltsamen Erschütterung der Herrschaft noch bei Zeiten vorzubeugen, dieselbe mindestens für ihr Haus nicht absolut verderblich werden zu lassen, schob sie endlich den jugendlichen Alexianos Bassianus vor,

der ja ebenfalls als „Sohn des Caracalla" galt und als ein anmuthiger Knabe von den saubersten Sitten und großer Liebenswürdigkeit bei den Truppen damals sehr beliebt war. Man wußte, daß seine Mutter Mamäa — mag sie immerhin in jüngeren Jahren nicht frei von Verirrungen geblieben sein, wie sie ihr heißes syrisches Blut und das Hofleben ihr nahe genug legten —, eine kluge und energische Frau, frei von den Thorheiten ihrer Schwester Soämias war und sich als eine treffliche Mutter bewährte. Alexian erhielt eine ausgezeichnete Erziehung. Er gewann eine vorzügliche wissenschaftliche Ausbildung und wurde durch die Sorgfalt seiner Mutter mit aller Strenge vor einer Berührung mit den furchtbaren Lastern seines schrecklichen Vetters bewahrt. Da gelang es nun der alten Julia Mäsa, einen günstigen Moment wahrzunehmen und den Elagabal in einem lichten Augenblicke zu bestimmen, daß er unter freudiger Zustimmung des Senates seinen jugendlichen Vetter adoptirte und zum Cäsar ernannte; (noch vor dem Herbst des Jahres 221). Bei dieser Gelegenheit erhielt der jugendliche Kronprinz auch den neuen Namen „M. Aurelius Alexander". Der Alexanderkultus seines Hauses und die Erinnerung an seines angeblichen Vaters Caracalla Alexanderschwärmerei sind wohl die Motive gewesen für die spezielle Betonung des letzten Namens.

Nichtsdestoweniger war der Untergang des Elagabal nicht mehr zu vermeiden. Der junge Thor zog das Verderben schnell genug auf sein schuldiges Haupt herab. Er gerieth sehr bald in bittern Zorn darüber, daß sein ernster „Adoptivsohn" theils von sich aus, theils unter dem Einfluß seiner Mutter sich nicht an seiner eigenthümlichen Lebensweise betheiligen wollte. Die Versuche, den Alexander zu beseitigen, scheiterten an der Wachsamkeit der Mäsa und Mamäa, wie auch der Soldaten. Die einander sich kreuzenden Bemühungen der beiden Schwestern Mamäa und Soämias, durch Geschenke um die Sympathien der Garde für ihren Sohn zu werben, fügen zu der wenig erfreulichen Hofgeschichte dieser Tage einen neuen, überaus charakteristischen Zug hinzu. Endlich wagte es der Kaiser zu offener Gewalt zu greifen. Er entsetzte den Alexander durch einen Machtspruch seines Ranges als Cäsar, und befahl durch Boten den Erziehern des Knaben, ihn zu tödten. Aber während diese sich wohl hüten, diese Schandthat auszuführen, erheben sich die Garden in offener Meuterei, führen Mäsa, Mamäa und Alexander in ihre Citadelle, und nöthigen den Kaiser, seinen Vetter zu rehabilitiren. Nun erklärte auch Mäsa offen den Truppen, um sie noch mehr an Alexander zu fesseln, daß nur dieser ein Sohn ihres unvergeßlichen Caracalla sei! So spitzte sich Alles zum entschiedenen Bruche zu. Elagabal wollte im Frühjahr 222 alles Ernstes gegen Alexander vorschreiten. Um sich jede politische Gegnerschaft vom Halse zu schaffen, wurde der Senat genöthigt, die Hauptstadt zu verlassen. Die Garde aber, die ihn wohl verstand, erhob darauf hin eine neue Meuterei. Umsonst eilte jetzt Elagabal mit seiner Mutter und mit Alexander nach der Citadelle, um die entrüsteten Krieger zu beschwichtigen. Es gelang ihm nicht mehr. Es blieb ihm nichts übrig,

als sich ein Versteck zu suchen, und hier wurde er bald entdeckt und sammt seiner Mutter erschlagen. Die Leichen wurden in die Tiber gestürzt. Auch mehrere Vertraute des Elagabal und seine letzten Gardepräfekten fielen der Wuth der Truppen als Opfer, die dann sofort (nach der gewöhnlichen Annahme am 11. März, vielleicht jedoch schon vor dem 3. Februar 222) ihren geliebten Alexander zum neuen Kaiser ausriefen und triumphirend nach der Hofburg geleiteten.

Der Senat, der den neuen Imperator mit lauter Freude als Augustus anerkannte, und das Volk der Residenz begrüßte die Erhebung des Sohnes der Mamäa mit frohen Hoffnungen. Und Alexander, der sich jetzt nach dem Stifter der afrikanisch-syrischen Dynastie auch Severus nannte, war ehrlich gewillt, ein besseres Regiment zu führen, als die Kaiser seit Severs Tode, — mochte er sich nun auch immerhin als Sohn des Antoninus (Caracalla) amtlich bezeichnen. Da er indessen noch nicht ganz vierzehn Jahre alt war, so fiel die wirkliche Leitung der Regierung einstweilen noch für mehrere Jahre in andere Hände. Die beiden fürstlichen Damen in der Hofburg, Mäsa und Mamäa, waren klug genug, die neue Herrschaft nicht ausschließlich auf die Gunst der Garde stützen zu wollen, die seit der Schlacht bei Immä immer unruhiger und zuchtloser, vor Allem auch immer mehr verwöhnt worden war. Sollte es gelingen, das zerrüttete Reich und die seit Severus' Tode in bedenklicher Weise desorganisirte Verwaltung wieder kraftvoll zusammenzufassen, so mußte man vor Allem dem Senat wieder die Hand bieten. Und so sehen wir das merkwürdige Schauspiel, wie nunmehr systematisch der Versuch gemacht wird, die durch Septimius Severus so kunstvoll aufgerichtete Militärherrschaft wieder abzubrechen und noch einmal mit der alten Dyarchie des Augustus

Alexander Severus. (Rom, Vatican.)

vollen Ernst zu machen. Es wird sich dann zeigen, wie dieser Versuch mit einem blutigen Fiasco zu Ende geht, und wie die nackte Soldatenherrschaft in furchtbarer Weise zum Durchbruch gelangt, — freilich nur, um endlich unter dem Druck der schwersten auswärtigen Gefahren allmählich in die Herrschaft der großen Generale der Grenzlegionen sich umzuwandeln.

Die neue Regierung begann damit, daß dem jungen Kaiser ein Regentschaftsrath von 16 ausgezeichneten Senatoren zur Seite gestellt wurde, an dessen Spitze der größte Jurist dieses Zeitalters stand, nämlich (S. 505) Domitius Ulpianus. Dieser ausgezeichnete Mann hatte nach Papinians Untergang allerdings sich in Rom behauptet, ohne daß jedoch seine weitere Stellung, — er war eine Zeit lang Chef des Amtes der Bittschriften, — bis zu Alexanders Antritt sicher zu bestimmen ist. Während der Regierungen des Caracalla und des Elagabal war er in großartiger Weise literarisch thätig gewesen; in diese Zeit fallen seine juristischen Hauptwerke, namentlich die großen dogmatischen Darstellungen des prätorischen und des Civilrechtes. Als juristischer Schriftsteller, so urtheilt neuere Kritik über ihn, besaß er allerdings nicht die geniale Originalität des großen Papinianus, wohl aber eine umfassende, klare Beherrschung des bis dahin in Theorie und Praxis producirten Rechtsstoffes, verbunden mit einem selbständigen und treffenden Urtheil, und der Gabe einer lichtvollen, anschaulichen Darstellung. Er war dadurch befähigt, lebensvolle Gesammtdarstellungen des ganzen Rechtes zu geben, die bei erschöpfender Reichhaltigkeit und Berücksichtigung fremder Ansichten doch nicht bloße Kompilationen waren, sondern die selbständige Auffassung eines kritisch sondernden und sichtenden Geistes enthielten, und dadurch geeignet erschienen, nicht nur für Unterricht und Praxis, sondern auch für ein Gesetzbuch, wie nachmals für Justinians Pandekten, die eigentliche Grundlage abzugeben. Auszüge aus seinen Schriften bilden ein volles Drittel der ganzen Masse der Pandekten. Ulpian, in der ersten Zeit Alexanders Chef des hauptstädtischen Proviantwesens, und wohl auch eines hohen Bureaus, hat nun, eine Zeit lang des jungen Kaisers Vormund, auf diesen den größten Einfluß, und bei seinem energischen Wesen und seiner tüchtigen Sinnesweise dessen ausdauernde Anhänglichkeit gewonnen, und sehr wesentlich die politische Richtung angebahnt, in welcher sich seit Alexanders Antritt die reformatorische, innere Politik dieses Kaisers bewegte. Bei der Zusammensetzung des durch ihn präsidirten Staatsrathes, der hauptsächlich mit der obersten Leitung der Staatsgeschäfte betraut war, wurden noch zahlreiche andere namhafte Männer dieses Zeitalters, vor Allem tüchtige Juristen berücksichtigt. Unter diesen war der der Nachwelt bekannteste jener andere Zeitgenosse (S. 505) Papinians, Julius Paullus, der unter Elagabal dann einige Zeit die vielleicht erst durch Caracalla neu geschaffene Stelle als Magister memoriae (d. h. als Chef des kaiserlichen Expeditions-Bureaus) bekleidete, hernach aber ins Exil geschickt worden war. Paullus ist berühmt als einer der fruchtbarsten juristischen Schriftsteller

dieser Zeit, der allerdings erheblich hinter Papinian und Ulpian zurückblieb. Er schrieb spitzfindiger und unklarer als jene, und stand auch an schriftstellerischer Gewandtheit, Sorgfalt und Darstellungsweise dem Ulpian entschieden nach.

Neben diesem Regentschaftsrath, den Alexander dann in reiferen Jahren als engeren Staatsrath beibehielt, gelangte das juristische Consilium (S. 384) des Kaisers, (dem übrigens auch die Räthe des eben genannten Collegiums wahrscheinlich meistens als Mitglieder angehört haben,) zu ganz besonderer Entwickelung. Alexander brachte dasselbe auf rund 70 Mitglieder, von denen mindestens 20 Fachjuristen waren, und nahm außer den Entscheidungen des Kaisergerichtes die Mitwirkung derselben namentlich bei der Seitens des Princeps in Reskriptform (S. 381) zu ertheilenden Rechtsbelehrung in Anspruch.

Bei dem Zustand der Quellen über die Geschichte dieser Zeit ist im Allgemeinen nicht leicht zu unterscheiden, wieweit namentlich vor Ulpians Tode Alexanders selbständige Ideen zur Geltung gekommen sind, und wo wir speziell die Spuren der politischen Thätigkeit seines großen Ministers zu suchen haben. Jedenfalls aber ist der junge Kaiser für seine Person allen Reformgedenken sehr bereitwillig entgegengekommen, wie er denn auch selbst auf das eifrigste bemüht war, nach dem Vorbilde Marc Aurels zu regieren. Dieser syrische Romane ist persönlich eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieses Zeitalters. Er zählt zu den zu ihrem Glück nicht sehr häufigen milden, weichen, liebenswürdigen, ideal angelegten Naturen, die in wilder und tiefverdorbener Zeit und Umgebung in erstaunlicher Reinheit und Sauberkeit der Phantasie, der Lebenshaltung und des Charakters heraufwachsen, und zuletzt mehr oder minder tragisch untergehen, weil ihre Tugenden nicht auf den Rückhalt durchschlagender Kraft und zerschmetternder Energie sich stützen können. In der blutig dunklen Zeit der Merowinger war für fürstliche Männer und Frauen solcher Art das Kloster das gegebene schließliche Asyl: man denke nur an die edle, unglückliche thüringische Radegunde. Ein Idealist dagegen wie Alexander in dieser Phase der Kaiserzeit, wo die übermächtig gewordene Armee wieder zu einem dienenden Gliede des Reiches — nach ihrer Ansicht „degradirt" werden sollte, wo die alten und neuen Sünden des Beamtenthums in ihrer Maienblüthe standen, mußte sich aufreiben in dem hoffnungslosen Ringen mit der Verderbniß des Zeitalters. Er mußte endlich erliegen, sobald der Zauber seine Kraft verlor, den seine Schönheit, sein jugendlicher Enthusiasmus und sein redlicher, der Wohlfahrt des Reiches zugewendeter Wille lange selbst auf die wilden und verwilderten Soldaten ausgeübt hatte. Es war der wohlmeinenden Erziehung wirklich gelungen, die Gefahren von Alexander abzuwenden, mit denen seine südliche Frühreife und sein syrisches Blut bei dem Erwachen des Temperamentes einen jungen Mann in seiner Stellung zu bedrohen pflegten. Alexander besaß einen trefflichen Charakter; bei liebenswürdigem Gemüthe, bei einem reichen Geiste,

der an den Traditionen von Roms alter Größe und an der Versenkung in die edelsten Gestalten der älteren und jüngeren Vergangenheit sich gebildet hatte, war ein tiefer Ernst ihm eigenthümlich. Züchtig, nüchtern in seinen Lebensgewohnheiten, sparsam, zeigte er sich in hohem Grade arbeitsam und als ein Princeps von ausgesprochenem Pflichtgefühl und tiefem Bewußtsein seines schweren Berufes. Keineswegs so weich, um nicht unter Umständen auch eine nachdrückliche Strenge entfalten zu können, vermochte er auch durchaus tapfer zu sein. Aber hier schlug der syrische Zug seines Blutes durch: seine Tapferkeit war mehr passiver Art; er erscheint zäh, ausdauernd, wilder Meuterei gegenüber allerdings unerschrocken. Dagegen fehlte ihm leider der frische soldatische Zug der italischen und keltischen, der illyrischen und der spanischen Romanen. Mehr noch, zu seinem Unheil hatte Alexander nichts von der Begabung seines angeblichen Großvaters Septimius als Feldherr. Und doch konnten seine Reformen nur dann wirklich gelingen, wenn der junge Kaiser es vermochte, gegenüber der verwilderten Armee und den neuen Gefahren, die schnell genug die Grenzen des Reiches bedrohten, sein Haupt mit frischen Ruhmeskränzen zu schmücken. Alles zusammengenommen, so machte es sich recht wohl fühlbar, daß Alexander wesentlich von Frauen erzogen worden war, und bis zum Ende seines Lebens auch dem Einfluß seiner von ihm hochverehrten Mutter niemals vollständig entwuchs, — ein Umstand, der später wesentlich zu seinem Sturze mitgewirkt hat. Mamäa theilte ihren Einfluß auf ihren Sohn nur mit ihrer Mutter, die jedoch seine Erhebung nicht allzulange überlebt zu haben scheint, vielleicht schon 223 starb, und nach anfänglichem Widerstreben mit Ulpian, so lange der große Jurist am Leben war. Später war sie doch die Hauptperson neben ihrem Sohne, und scheint trotz ihres scharfen Verstandes, wie manche bedeutende Frauen der verschiedensten Zeiten und Lebensstellungen, niemals den Moment haben finden zu können, wo es für sie rathsam gewesen sein würde, mehr zurückzutreten.

Zunächst aber erfreute sich die neue Regierung großer Sympathien. Der junge Kaiser gefiel durch seinen sittlichen Ernst, seine Liebenswürdigkeit, wie durch die Bescheidenheit und den Takt, mit dem er den Namen „Antoninus" ablehnte, der durch die letzten Träger desselben so tief herabgewürdigt worden war. Seine persönlichen Neigungen trugen alle einen idealen Charakter. Er feierte die Stifter der verschiedensten Religionen als Ideale der Menschheit und stellte ihre Bilder in seiner Hauskapelle zusammen, wo nun Abraham und Christus Platz fanden neben Orpheus als angeblichem Stifter der hellenischen Mysterien, und dem bei der denkenden und sittlich höher gestimmten Heidenwelt jenes Jahrhunderts noch immer hochgefeierten Apollonios von Tyana. Auch die edelsten der früheren Imperatoren des Reiches, denen Alexander außerdem auf dem Forum des Nerva kolossale Statuen setzte, waren in seiner Kapelle aufgestellt. Eine andere enthielt die Standbilder Achills, Ciceros, Vergils und anderer großer

Männer. Unter den Heldengestalten aber der Vorwelt verehrte er, hierin allein dem Caracalla ähnlich, vor Allen den großen Alexander, dessen Kultus bei ihm einen sehr liebenswürdigen Charakter trug, und ihn gegen die schlimmen Züge seines Helden durchaus nicht blind machte.

Daneben aber nahmen die Regierungsgeschäfte einen sehr verständigen Gang. Unter Ulpians kräftiger und intelligenter Leitung wurde das gesammte System orientalischer Art der Hofhaltung, die Elagabal auf dem Palatin eingerichtet hatte, mit der zugehörigen Masse überflüssiger Hofbedienten, mit Einem Schlage über Bord geworfen. Es verstand sich von selbst, daß die Kreaturen des syrischen Buben, unter Verlust ihrer zusammengerafften Schätze in dem Dunkel des Privatlebens verschwanden. Die Eunuchen, die in Masse in den kaiserlichen Dienst eingedrungen waren, und die gemeinen Werkzeuge der wüsten Lüste Elagabals wurden rasch entfernt, und zugleich unter Abstellung des Kultus von Emesa die alte Ordnung des römischen Götterdienstes zurückgeführt. Im schroffsten Gegensatz zu dem letzten Principat bewegte sich Alexander als Kaiser in den schlichtesten, bürgerlichen Formen und mied jede Art des Luxus, der auch seinem Hofe nur in beschränktem Maße gestattet wurde. Die freien und zwanglosen Umgangsformen und die Leutseligkeit des Jünglings erinnerten an Hadrians beste Tage. Seine Lebensordnung endlich war mit studirter Strenge geregelt, und mit größter Entschiedenheit auf angestrengteste Arbeit im Interesse des Reiches gerichtet.

Das Verhältniß des Kaisers zum Senat gestaltete sich wieder wie zur Zeit des Marc Aurel. Wie dieser und Hadrian, so befolgte auch Alexander die Regel, bei Anklagen gegen Senatoren vor dem Consilium nur Räthe von senatorischem Range zu berufen. Mehr aber, es war sein Gedanke, die alte Verfassung des Augustus unter sehr bedeutender Stärkung der Macht des Reichsrathes wieder zu voller Wirksamkeit zu bringen. Die Aufnahme neuer Mitglieder in den Senat wurde von dessen Zustimmung abhängig gemacht. Die Grenzlinie zwischen dem Fiscus und dem Aerar wurde noch einmal schärfer zu ziehen versucht. Die Besetzung der Statthalterposten in den alten senatorischen Provinzen sollte dem Senat nicht mehr thatsächlich durch kaiserliches Eingreifen geschmälert werden. Die Präfektur der Garden sogar sollte jetzt Senatoren zugänglich sein; und wenn diese Stellung einem Manne von Ritterrange ertheilt wurde, so sollte damit der Eintritt in den Senat von Rechtswegen verbunden sein. Mehr noch, für die Besetzung der Garde- wie der Stadtpräfektur erhielt der Senat ein Vorschlagsrecht. Und außer anderen in dieser Richtung in Aussicht genommenen Veränderungen sollte auch die Macht der Prokuratoren geschwächt werden; ihre Namen wurden vor der Ernennung der öffentlichen Kritik übergeben. Und mit solcher Wiederaufnahme, ja theilweiser Erweiterung der guten Beziehungen der Hofburg zum Reichsrath, welche mehrfach die kühnsten Hoffnungen in dem hohen Hause erweckte, ging Hand in Hand die Pflege der Alimentar-

stiftung, die der junge Kaiser wieder in gute Ordnung brachte; bei seiner Anhänglichkeit an seine Mutter hießen die durch ihn dotirten Kinder jetzt die „mamäischen". Noch immer also erhielt sich dieses wohlthätige Institut; ja es waren analoge Stiftungen auch in verschiedenen Provinzen errichtet worden, über welche seit Kaiser Severus die jedesmaligen Statthalter die Aufsicht führten.

Es galt nun aber, überall dem Verfall und der Unordnung zu begegnen, die bereits in gefährlicher Weise eingerissen waren. Die Justiz sollte bei humaner Praxis gerecht, prompt, und nachdrücklich ausgeübt, die Verwaltung wieder geregelt, die Finanzen wieder in Ordnung gebracht, die Wohlfahrt des Volkes überall gefördert, der schrankenlose Uebermuth der Soldaten wieder kräftig gezügelt werden. Es war aber nur natürlich, daß bei der Durchführung dieses Programms, welches zur Abstellung zahlloser festgewurzelter Mißbräuche nöthigte, sehr schnell die Schwierigkeiten, und durch Verletzung sehr zahlreicher persönlicher Interessen die Antipathien gegen das neue System thurmhoch sich häuften. Wurde es nöthig, mit Entschiedenheit zu einer Läuterung des Senates und des zur Beamtung nunmehr systematisch geschulten Ritterstandes zu schreiten: noch weit umfassender mußte unter einem Kaiser, der nichts so sehr verabscheute, als unredliche und gewaltthätige Beamten, unter den Leuten höchst zweifelhaften Werthes aufgeräumt werden, die unter Elagabal in die Armee, in die Justiz und Verwaltung eingedrungen waren. Ob der Umstand, daß jener Komazon, dem (S. 526) der Seitenzweig des syrisch-afrikanischen Hauses sehr wesentlich seine Erhebung verdankte, und der 218 oder 219 die Stadtpräfektur in Rom bekleidet hatte, auch bei dem großen Systemwechsel sich zu behaupten vermochte und i. J. 222 wieder Stadtpräfekt wurde, nur aus der Bedeutung des Mannes oder auch aus der Dankbarkeit der Dynastie zu erklären ist, steht dahin. An Gewaltsamkeiten fehlte es bei dem Wechsel der großen Beamten dabei aber nicht; namentlich in der Residenz selbst. Die Kaisergarde war nach Elagabals Sturz unter zwei erfahrene, auch mit der Verwaltung vertraute Offiziere, Flavianus und Chrestus, gestellt worden. Sie scheinen sich indessen nicht in das neue System gefügt zu haben; daher wurde noch im Laufe des Jahres 222 (vor dem 1. December) Ulpian als dritter und höchster Chef an die Spitze der Garde berufen. Daraus aber entwickelten sich sehr schlimme Verhältnisse. Ulpians Kollegen theilten und nährten die Unzufriedenheit der Prätorianer mit der denselben neu zugemutheten strengen Zucht, und stifteten endlich unter den Truppen eine gegen Ulpians Leben gerichtete Verschwörung an. Der Plan wurde jedoch entdeckt und an beiden Großoffizieren mit dem Tode bestraft. Nun stand Ulpian allerdings unbestritten an der Spitze der Garde, und neben ihm sein juristischer Kollege Paullus; aber seine Stellung zu den Soldaten blieb, wie wir bald sehen werden, eine überaus schwierige.

Einstweilen allerdings behauptete die neue wohlmeinende Regierung das

Feld, und neben ihrer aufräumenden und wohlthätigen Arbeit wurden verschiedene bedeutsame Neuerungen geschaffen. Von geringerer Wichtigkeit war wohl, daß der Kaiser dem Polizeipräsidenten eine Art von Consilium von 14 konsularischen, für die einzelnen Regionen der Stadt ernannten Kuratoren zur Seite stellte. Das Amt dieser Präfekten war jetzt juristisch eben so wichtig geworden, wie das der Gardepräfekten. Innerhalb ihres territorialen Gebietes (S. 383) waren ihnen jetzt, namentlich seit Septimius Severus, die Kapitalsachen allein zugewiesen. Vor die Quästionengerichte der Prätoren mit ihren aus Senatoren und Rittern zusammengesetzten Consilien gelangten nur noch die geringeren Kriminalsachen. Jetzt kamen Anklagen jeder Art und Angeklagte jedes Standes, namentlich auch Senatoren, von Rechtswegen vor das Forum des Polizeipräsidenten. Selbst das Recht, auf Deportation und Bergwerksstrafe zu erkennen, war ihm durch Septimius beigelegt worden. Dabei konnte der Polizeipräsident die Entscheidung der ihm vorkommenden Fälle auch an einen Stellvertreter verweisen; von diesem appellirte man dann nöthigenfalls an den Präfekten selbst, wie von diesem an den Kaiser. In die Civilsachen dagegen griff er viel weniger tief ein; nur daß seit Anfang des dritten Jahrhunderts Seitens der Kaiser es üblich geworden ist, die Appellationen in Civilsachen an den Stadtpräfekten zu delegiren.

Sehr wichtig aber ist es, daß auf der andern Seite unter Alexander Severus bereits die Anfänge einer Veränderung sich zeigen, die später ein großes Grundprincip des diokletianisch-konstantinischen Systems geworden ist. Die Nivellirung der Provinzen machte ihrer Natur nach immer stärkere Fortschritte. Und einerseits die steigende Ausbildung des kaiserlichen Beamtenstandes, andrerseits die zunehmende Romanisirung, bei welcher der große Ausgleichungsakt des Caracalla (S. 517) eine wichtige Etappe bedeutete, machten es allmählich möglich, die Provinzen immer mehr direkt und bureaukratisch in der Art zu verwalten, wie das in der modernen Staatenwelt geschieht. Wir haben bereits wiederholt gefunden, daß große Statthalterschaften in mehrere kleinere zerlegt wurden. Wie dieses System nachmals in der Neugestaltung des Reiches unter Diokletian gipfelte, werden wir später kennen lernen. Daneben aber machen sich schon unter Alexander Severus die Anfänge einer noch tiefer greifenden Veränderung bemerkbar, die nämlich darauf hinausläuft, in den kaiserlichen Provinzen die Civilverwaltung von der Militärgewalt zu trennen. Ob dabei die Absicht, die übergroße Macht der Legaten zu schwächen, das zuerst maßgebende war; ob nicht vielleicht erst noch etwas später die neue und permanente Kriegsnoth des Reiches dieses Princip auf den am meisten gefährdeten Grenzen des Reiches zu weiterer Ausbildung hat kommen lassen, ist nicht wohl zu entscheiden. Wohl aber macht bereits dieser Alexander damit den Anfang, die Stellung des kommandirenden Generals, des Dux, der zuweilen selbst über mehrere Armeekorps eines größeren Reichstheiles den Befehl führte, von der des Präses zu scheiden, der die administrative Verwaltung einer Provinz zu leiten hat.

Der wundeste Punkt der Reichsverwaltung blieben aber auch unter Alexanders mildem Regiment die Finanzen. Es muß ungeheuer schwer gewesen sein, die durch Caracalla und Elagabal so tief gestörte finanzielle Ordnung wiederherzustellen. Am wenigsten glückte es Alexander, den unheimlichen Verfall des Münzwesens aufzuhalten. Die böse Praxis, die Reichssteuern nur in Gold anzunehmen, wurde nicht wieder abgestellt. Und in Sachen der Silberprägung wurde es auch ihm nicht möglich, auch nur auf den Fuß des Caracalla zurückzukehren; ja, wenigstens der Denar sank an Silbergehalt noch tiefer als bisher. Der Kaiser suchte sein Heil in der Kupfermünze, deren Masse und größere Stücke jetzt merklich zunahmen. Erfolgreicher wurde wohl durch Sparsamkeit, namentlich in Abstellung des unnützen Luxus, und in Sachen der Armee gewirkt. So wurde es möglich, von der durch Elagabal veranlaßten Ueberbürdung des Volkes mit Steuern in erheblichem Umfange abzulassen, und die Bevölkerung theils durch Ermäßigung der durch seine Vorgänger geforderten hohen Procentsätze, theils wohl durch Abschaffung schlechter, und Erhebung anderer, mehr rationeller, namentlich auf die größeren Gewerbe und ähnliche Geschäfte gelegter Abgaben zu entlasten. Dabei behielt nach alter Art die Reichshauptstadt noch immer ihren Vorzug. Nicht nur daß mancherlei Rücksichten geboten, hier mit Steuererleichterungen und -Befreiungen möglichst weit zu gehen, so durfte das Proviantwesen, die Sorge für billiges Korn und Fleisch, nicht außer Acht gelassen, so durften die wiederholten Geldgeschenke, die Vertheilung von Naturalien und (so seit Septimius) auch von Oel an das Volk durchaus nicht abgestellt werden. Mehr noch, auch der sparsame Alexander konnte nicht umhin, in der Residenz als großer Bauherr aufzutreten. Abgesehen von den auf dem Forum des Nerva und dem des Trajan aufgestellten Bildsäulen großer Männer der Vergangenheit, so führte Alexander eine neue Wasserleitung nach Rom (von welcher noch einige Pfeiler und eine Brunnenruine sich erhalten haben), und dehnte im Interesse des Volkes die alten neronischen Thermen aus. Auch auf andern Punkten der Hauptstadt wurden öffentliche Bäder errichtet. Außer bedeutenden Pallastbauten, bei denen auch er der Liebhaberei der Zeit für bunte Marmorsorten huldigte, so wurde noch auf dem Marsfelde eine prächtige Basilika erbaut, tausend Fuß lang und ganz von Säulen getragen.

Selbst ein matter Schimmer litterarischen Glanzes fiel auf das Zeitalter des trefflichen Regenten. Die sich bereits erheblich erweiternde christliche Litteratur berühren wir in einem anderen Zusammenhange. Aber es soll nicht übergangen werden, daß neben der Blüthe der Jurisprudenz dieser Zeit die römische wie die griechische Historiographie in diesem Zeitalter noch einmal mehrere sehr achtbare Werke hervorgebracht hat. Während auch die grammatischen Studien, die durch Gargilius Martialis vertretene wissenschaftliche Behandlung der Landwirthschaft, und selbst die didaktische Poesie noch immer Erträgliches leisteten, war der bedeutendste römische Geschichts-

schreiber dieser Zeit der berühmte Marius Maximus, der uns allerdings nur dadurch näher bekannt wird, daß die späteren Bearbeiter römischer Kaiserbiographien mit ausgesprochener Vorliebe aus seinem Werke geschöpft haben. Es gilt jetzt als sicher, daß dieser Historiker, welcher die Kaiserbiographien des Suetonius in großer Ausführlichkeit für die Regenten von Nerva bis Elagabal fortsetzte und sein Werk unter Alexanders Herrschaft schrieb, nicht identisch ist mit dem General dieses Namens unter Septimius Severus. Etwa um die Zeit von Marc Aurels Regierungsantritt geboren und wahrscheinlich zu Ende von Commodus' Regierung in den Senat eingetreten, mag er identisch sein mit dem Manne dieses Namens, der unter Kaiser Macrinus (217/8), anscheinend nach Adventus (S. 523), in Rom als Polizeipräsident fungirt hat. Das angenehm und unterhaltend geschriebene, vielgelesene Buch war besonders beliebt wegen der Neigung des Verfassers, Anekdoten und Späße, besonders pikanten Inhalts, reichlich in die Erzählung zu verflechten; sonst wird eine gewisse Gleichgültigkeit bemerkt gegen die genaue Reihenfolge der Ereignisse, bedingt durch die vorherrschende Richtung auf die Charakteristik. Einer seiner Zeitgenossen, Sextus Julius Africanus, der unter Elagabal ein chronologisches, bis zum Jahre 218 n. Chr. herabgeführtes Werk schrieb, war der Urheber der vergleichenden heidnisch-christlichen Chronologie. Von ihm beiläufig rührt die Ansetzung von Christi Geburt auf Jahr 5500 der Welt her.

Politisch ungleich bedeutender indessen, als das Werk des Marius Maximus, war die römische Geschichte in 80 Büchern, von der Gründung der Stadt bis zum Jahre 229 n. Chr., die ein hochgebildeter Grieche dieses Zeitalters schrieb, nämlich Cassius Dio Coccejanus. Dieser jedenfalls für seine Zeit sehr bedeutende Mann, ein erfahrener Politiker und Staatsbeamter, stammte aus dem bithynischen Nikäa. Mütterlicherseits ein Enkel des Dio Chrysostomos (S. 443), und ein Sohn des unter Marc Aurel im Reichsdienste thätigen Senators Cassius Apronianus, war um 155 n. Chr. in Nikäa geboren, aber seit seinem männlichen Alter in die höhere römische Beamtenlaufbahn eingetreten. Er hatte seine Thätigkeit als Gerichtsredner in Rom unter Commodus begonnen, war seit 180 Senator und im Jahre 193 Prätor gewesen, und stand später in dauernden nahen Beziehungen zu der afrikanisch-syrischen Dynastie. Er hatte gleich anfangs durch eine Schrift über die Träume und Zeichen, die dem Septimius Severus die fürstliche Zukunft in Aussicht gestellt, das Wohlwollen dieses Kaisers gewonnen. Nun versuchte er es, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben. Seine erste Schrift in dieser Richtung, wie man jetzt meint, die Geschichte der Ereignisse von Commodus' Ausgange bis zum Untergang des Pescennius Niger, die wahrscheinlich im Jahre 195 publicirt wurde, fand in Rom, auch bei dem neuen Hofe, entschiedenen Beifall. Dio faßte nun den Entschluß, die weitere Geschichte seines Zeitalters erst als den Abschluß eines großen Werkes über die gesammte Zeit seit Gründung der Stadt Rom zu geben. Zehn Jahre

hat er darauf verwendet, allen geschichtlichen Stoff für die vielen Jahrhunderte von Romulus bis Septimius Severus zusammenzutragen; weitere zwölf Jahre verliefen ihm später unter der Ausarbeitung des gewaltigen Werkes. Leider sind uns vollständig nur (neben Fragmenten aus den ersten 36 Büchern) die Bücher 37—54 erhalten, welche die Jahre 65—10 v. Chr. umfassen. Die späteren Partien sind uns durch mehr oder minder genaue Auszüge byzantinischer Gelehrter bekannt. Von dem Jahre 180 an schildert Dio Selbsterlebtes, so daß er jetzt immer bestimmter als der Hauptzeuge für die Vorgänge vom Tode des Commodus bis zu Alexanders Antritt geschätzt wird; die Jahre 222 bis 229 hat er nur im Ueberblick behandelt. Ein kluger und kühler Beobachter, ein Mann von hoher Intelligenz und tief in die politischen Bewegungen seiner Zeit verflochten, gilt er als kritisch, zuverlässig und wahrheitsliebend; absichtlich hat er weder eine Thatsache gefälscht, noch erfunden. Dagegen war er doch sehr stark von den Leidenschaften seiner Zeit berührt, und hielt seinen glühenden Haß gegen manche der finsteren Gestalten dieser Periode, wie namentlich gegen Caracalla, keineswegs objektiv zurück. Alexander Severus wußte seine Talente und seinen Eifer für die Reform wohl zu schätzen; während der Jahre 222 bis 228 hat Dio als Statthalter in Afrika, Dalmatien, endlich in Pannonien regiert, und in letzterer Provinz mit Energie und Erfolg bei den verwilderten Legionen die alte Mannszucht wiederhergestellt. Wir begegnen ihm hernach noch einmal in Rom. Die Zeitgeschichte dagegen eines anderen Griechen, die sonst wegen ihrer anmuthigen und farbenreichen, detaillirten Schilderungen sehr gefeiert war, wird von der Kritik unserer Tage sehr niedrig geschätzt. Es ist das rhetorische Werk des Herodian, der, wahrscheinlich aus dem griechischen Osten gebürtig, nach dem Jahre 238 in acht Büchern die Geschichte der Kaiser von Marc Aurels Tode bis zu Gordians III. Antritt beschrieben hat. Seine Persönlichkeit ist uns nicht bekannt; man nimmt nur an, daß er in kaiserlichen und bürgerlichen Aemtern gestanden hat. Für alle zweifelhaften Fälle erkennt ihm die moderne Forschung gegenüber den andern Quellenschriftstellern, namentlich dem Dio, jedes Gewicht ab.

Kaiser Alexander konnte nun etwa für sechs Jahre mit einiger Zuversicht auf das Gelingen seiner Reformpläne rechnen. Für seine Regierung machte das Jahr 228 n. Chr. in unheilvoller Weise Epoche. Der dumpfe Groll der römischen Kaisergarden gegen das ihnen überaus lästige Sparsystem und die von der neuen Regierung in der Hauptstadt wie in den Provinzen verfolgte strenge Manneszucht war auf die Dauer nicht mehr zu bändigen. Mochte immerhin Alexander die Soldaten zu allen Zeiten möglichst rücksichtsvoll behandeln und die höchste Sorgfalt für ihr Wohlbefinden tragen: sie verziehen es ihm und Ulpian nicht, daß er mit dem Princip der Soldatenherrschaft gebrochen und ihrer planlosen Ausbeutung der öffentlichen Mittel ein Ende gemacht hatte. Wilde Tumulte, wie auch unverhohlene Sympathien mit armseligen Verschwörern, die wiederholt gegen den Kaiser auftraten,

gaben allezeit ihre wahre Stimmung zu erkennen. Und für die weiteren Jahre Alexanders wurde es nun verhängnißvoll, daß i. J. 228 einer der hochgestellten Gardeoffiziere, Namens Epagathos, (zuerst ein mächtiger Freigelassener des Caracalla, dann unter Macrinus in hoher Gunst,) den ganzen Stoß endlich mit wüthender Energie gegen den verhaßten Zuchtmeister Ulpian zu lenken verstand. In der Nacht durch die Meuterer überfallen, konnte Ulpian noch nach der Hofburg sich retten: hier aber wurde er zu den Füßen des schaudernden Alexander von den Schwertern der nachdringenden Mörder durchbohrt.

Seit dieser Blutscene ging es mit Alexanders Herrschaft allmählich niederwärts. Der furchtbar beschimpfte Kaiser konnte jenen abscheulichen Frevel nicht einmal direkt strafen; er wählte den Umweg, den blutbefleckten Epagathos zuerst als Präfekt nach Aegypten zu schicken, um ihn nachher nach Kreta führen und daselbst hinrichten zu lassen. Inzwischen hatte der Löwe Blut geleckt und verlangte nach neuen Opfern. Zwischen den meuterischen Waffenknechten in Rom und in verschiedenen Provinzen bestand die volle Solidarität der Zuchtlosigkeit und des Verbrechens; es war also natürlich, daß des Dio Cassius disciplinarische Strenge in Pannonien die Erbitterung der Garden erregte. Als daher 229 der Legat nach Rom kommen sollte, hatten die letzteren die Unverschämtheit, von Alexander die Auslieferung des strengen Chefs zu fordern: man wollte ihm natürlich dasselbe Schicksal wie dem Ulpian bereiten. Der Kaiser, der ihm damals die Erhebung zum Consulat (zum zweiten Male) in besonders ehrenvoller Weise zuwandte, mußte ihm zugleich befehlen, während des Consulates außerhalb der Residenz zu verweilen! Dio verbrachte die Zeit auf seiner Villa zu Capua und trat nachher für immer aus dem Staatsdienst, um sich dann für den Rest seines Lebens nach seiner Heimath zurückzuziehen. Solche Zustände, zu denen auch die Ermordung des Legaten Flavius Herakleo in Mesopotamien nur allzusehr stimmte, geben uns einen Begriff von den Schwierigkeiten der Reformthätigkeit des jugendlichen Kaisers, der zur Zähmung der Soldaten eine zerschmetternde Härte und durchschlagende Kraft hätte besitzen müssen, wie später Aurelian. Und nun sollte ihm schließlich der Umstand allen Halt entziehen, daß ihm auch eigentliches Feldherrntalent durchaus versagt war.

Die äußere Lage des Reiches hatte während der letzten Jahre durch eine Revolution im inneren Orient eine Veränderung erfahren, die bis tief hinab in die byzantinische Zeit gefahrvoll weiter gewirkt hat, und zunächst in hohem Grade dazu beitragen sollte, die Stellung der römischen Kaiser bis auf Diokletian immer schwieriger zu gestalten. Die inneren Wirren im Reiche nach Caracallas Tode und die elende Regierung des Elagabal hatten es dem parthischen Großkönig Artaban erlaubt, ungehindert einen Theil von Mesopotamien an sich zu reißen und um d. J. 222 auch seinen Bruder Arsakes Chosroës zum König von Armenien zu machen, wo nunmehr das alte Haus der Arsakiden noch zwei Jahrhunderte herrschte. Dagegen wurde

demnächst in Iran die Stellung der Parther unhaltbar. Hier nämlich (S. 521) hatte sich neuerdings derselbe Wechsel wieder vorbereitet, der einst vor langen Jahrhunderten die Führung des inneren Orients aus der Hand der Meder in die der Perser übergehen ließ. Bei diesem kraftvollen iranischen Volke war die Erinnerung an seine alte Weltstellung niemals gänzlich erloschen, und die zunehmende Schwächung der Parther theils durch die unglücklichen Kriege mit den Römern, theils durch Kämpfe im Osten des Reiches, zuletzt durch den Hader zwischen den königlichen Brüdern Vologäses und Artaban, flößte einem tapferen persischen Fürsten den Entschluß ein, seinem Volke die alte Vormacht wieder zu erringen. Ardeschir oder Artaxerxes Babegan (d. i. Sohn des Papek), der Enkel des Sasan, der Stifter der neuen Dynastie der Sasaniden, in der Nähe von Schiraz geboren, hatte (S. 521) als Statthalter von Darabgird seinen Vater Papek bestimmt, den zu Istachr, der Hauptstadt von Persis, regierenden parthischen Vasallenfürsten zu stürzen und hier die Herrschaft an sich zu reißen. Als nachher Papek gestorben war, hatte Artaxerxes erst noch seine eigenen Brüder mit Gewalt zurückgedrängt, dann aber mit Vologäses aufgeräumt. Erst als der Abfall auch Medien ergriff, warf sich Artaban den Persern entgegen. Drei Schlachten wurden geliefert; in der dritten (im Spätjahr 226) bei Hormuz zwischen Behbehan und Schuschter erlagen die Parther, und der letzte Partherkönig fiel vor dem Streitkolben seines Gegners. Nun räumte Artaxerxes in einer Reihe von neuen Kämpfen mit dem Anhang der Arsakiden auf. Auch Armenien suchte er zu einem persischen Vasallenlande zu machen. Während nun die Perser sich anschickten, den größten Theil der Länder unter ihre Hoheit zu bringen, die vor Alters die Basis des Weltreiches der Achämeniden gebildet hatten, suchte Artaxerxes genealogische Beziehungen zu dem alten Heldenstamme des Kyros herzustellen, und bot nun Alles auf, um das alte nationale Wesen der Iranier wieder in den Vordergrund zu schieben. Seit dieser Zeit nun stand auf der Ostgrenze des römischen Reiches ein asiatischer Staat, der diesem viel gefährlicher werden sollte, als die Parther. Anders als die alten Perser huldigt das Volk der Sasaniden, bei grimmiger Unduldsamkeit gegen alle übrigen Religionen, seiner uralten Lichtreligion mit einer Art von hartem Fanatismus und tritt dem abendländischen Wesen und dessen Kultur mit herber, exklusiver Schroffheit entgegen. Die persischen Großkönige in Ktesiphon erneuerten sofort die Ansprüche der alten Achämeniden auf ganz Asien bis zum westlichen Meere, und waren, anders als die wesentlich defensiven Parther, stets bereit, mit ihrer Lehnsritterschaft, mit ihren trefflichen Eisenreitern und gefürchteten Bogenschützen, die römische Grenze zu überschreiten. Dabei war ihr Reich innerlich viel fester gefügt als das der Arsakiden. Nur der Umstand kam den Römern zu Gute, daß die Perser trotz ihrer kecken Ansprüche vor der Zeit des Byzantiners Heraklius doch in der Regel nicht auf eigentlich große Eroberungen ausgingen, sondern wesentlich mit der Gewinnung von Armenien

und Mesopotamien zufrieden waren. Nichtsdestoweniger sahen die Römer dadurch ihre Interessen schwer bedroht; und das Reich war fortan zu seiner starken Erschöpfung genöthigt, nun auch die Ostgrenze dauernd mit angespannter Kraft gegen einen neuen und rührigen Feind zu hüten, während sich allmählich die Verhältnisse zu den deutschen Völkern am Pontus, an den Karpathen und am süddeutschen Hadrianswall immer schwieriger gestalteten. Dabei wurde es sehr empfindlich fühlbar, daß — anders als es sonst im Orient herkömmlich — die Dynastie der Sasaniden nicht nach zwei oder drei starken Regierungen auszuarten begann, sondern von Jahrhundert zu Jahrhundert immer wieder neue sehr thatkräftige Träger der Kidaris gegen das Abendland ins Feld zu stellen vermochte.

Es dauerte nicht lange, so begann Artaxerxes, gelockt durch den Verfall der römischen Disciplin in den Grenzprovinzen, seine „Ansprüche" auf Vorderasien mit Waffengewalt geltend zu machen. Seine Geschwader überschwemmten Mesopotamien, bedrohten Syrien, streiften selbst bis nach Kappadokien. So mußte Alexander sich zum Kriege entschließen. Im Jahre 231 führte Alexander, von seiner Mutter nach Antiochia begleitet, ein bedeutendes Heer aus dem Abendlande nach Asien. Er soll bei dieser Gelegenheit auch in seiner Schwärmerei für den großen makedonischen Helden einen erheblichen Theil der Legionen zur Phalanx kombinirt, und eine Elitetruppe mit silbernen und goldenen Schilden bewehrt haben. Sicher ist, daß er alle Mühe hatte, die Disciplin sicher zu stellen; aber er ließ es an Ausdauer nicht fehlen, bis zu der Höhe, daß er sich nicht scheute, es auf die Auflösung und Abdankung einer meuterischen Legion ankommen zu lassen.

Hauptquartier wurde zunächst Antiochia. Der Hauptschlag sollte i. J. 232 geführt werden. Der Kriegsplan war vortrefflich. Drei starke Heersäulen operirten gegen die Perser. Die Nordarmee sollte durch Armenien gegen Medien vorgehen. Die Südarmee nahm ihre Richtung auf das untere Mesopotamien. Die Centralarmee dagegen unter Alexanders eigener Führung ging durch das nördliche Mesopotamien ostwärts vor. Alle sollten sich zuletzt im Innern des feindlichen Landes vereinigen. Aber der an Opfern reiche Feldzug hatte nur ein ziemlich mäßiges Resultat. Die Nordarmee drang geraume Zeit in dem armenischen Berglande mit gutem Erfolge vor. Als aber Artaxerxes in Medien hörte, daß die römische Südarmee ebenfalls in sein Reich eingedrungen, warf er sich schnell und energisch nach Südosten. Alexander und die Centralarmee, meistens illyrische Legionen, hatten sich noch nicht weit vorwärts bewegt; klimatische Beschwerden decimirten ihre Reihen und lähmten ihre Thätigkeit. So konnten die Perser mit Ungestüm auf die isolirte Südarmee der Römer fallen, die nun eine sehr schwierige Aufgabe vor sich fand. Eine mörderische Schlacht brachte ihr nur den Gewinn, daß sie wenigstens den Rückzug sich zu erkämpfen vermochte. Unter diesen Umständen mußte Alexander den weiteren Kampf einstellen. Er hatte nur das erzielt, daß die Sasaniden ihre Träume von

einer Eroberung Vorderasiens aufgaben; auch sie dachten während seiner weiteren Regierung nicht mehr an Krieg mit den Römern. Aber das römische Heer hatte theils in Gefechten, theils durch klimatische Leiden, die aus Armenien heimgekehrte Nordarmee durch die Rauhheit des Wetters, schwere Verluste erlitten. Trotz des unleugbar erzielten, aber freilich sehr theuer erkauften Vortheils, die Grenzen wieder gesichert zu haben, war die Stimmung der Armee wenig heiter, als sie wieder in Antiochia eintraf, und Alexander, der nicht die Lorbeeren einer Siegesschlacht mitbringen konnte, sah sich in der Lage, die Truppen wenigstens durch mancherlei Geschenke erfrischen zu müssen.

Wahrscheinlich wurden auch seit dieser Zeit lautere Klagen hörbar gegen sein Regierungssystem. Der Einfluß der Mamäa wurde bitter getadelt; ihre Herrschsucht sollte unleidlich sein; sie sollte ihn gehindert haben, sich am Kampfe zu betheiligen. Mehr noch, man schrieb ihr große Habsucht zu. Auch die Sparsamkeit Alexanders sollte nur persönliche Habgier sein; selbst der Vorwurf ist ihm nicht erspart worden, als habe er speziell für seine Freunde gutes Silbergeld ausprägen lassen, und sonst nur das unterwerthige in Umlauf gesetzt. Und der Tag war nicht mehr fern, wo die Verstimmung, namentlich der Armee, gegen den wohlmeinenden Kaiser in blutiger That sich entlud. Aber nicht die Krieger des Ostens haben ihm den Untergang bereitet.

Alexander war im Jahre 233 wieder nach Rom zurückgekehrt. Hier jedoch konnte er nicht lange verweilen. Die neue Erhebung der Perser und der Abmarsch zahlreicher Legionen aus den rheinischen und den Donaufestungen nach dem Eufrat hatten ersichtlich die deutschen Völker in gewaltige Aufregung gebracht. Die Grenzprovinzen wurden lebhaft beunruhigt, und namentlich das Zehntland hatte schwer gelitten; selbst der Rhein war überschritten und ein Theil Galliens verheert worden. Gegen diese Feinde mußte mit Eifer gerüstet werden. Die Donau wurde nach Kräften gedeckt, der eigentliche Kampf sollte den Alamannen gelten. Im Jahre 234 zog Alexander nach Norden aus; unter seinen Soldaten wieder viele maurische, osrhoënische und parthische Schützen, die von den Germanen besonders gefürchtet wurden. Es gelang auch, die Deutschen über den Rhein zu drängen. Dann aber scheint der Kaiser, zu seinem Unheil auch diesmal von Mamäa begleitet, es an der nothwendigen Entschlossenheit haben fehlen zu lassen; und seine Neigung, mit den Germanen zunächst zu unterhandeln, verstimmte die, übrigens auch hier durch nothwendige Strenge der Disciplin gereizten, Truppen allmählich dermaßen, daß sie arge Pläne nährten und zum Schaden des unkriegerischen Emesaners ihre Augen auf einen der gerade durch Alexander selbst besonders begünstigten Offiziere richteten, der zugleich eine der imposantesten Erscheinungen der damaligen Armee war.

Gajus Julius Verus Maximinus gehörte zu der jüngsten Schicht neuer Romanen, wie sie damals die Legionen zu füllen begonnen hatten, offenbar in Folge der Aufnahme zahlreicher deutscher Ansiedler durch Marc

Aurel. Bei den Einwanderungen unter diesem Kaiser war, so scheint es, ein Gothe Namens Micca im thrakisch-mösischen Gebiete, wahrscheinlich an der untern Donau ansässig geworden. Von einer alanischen Frau hatte er einen Sohn, der (im Jahre 173 n. Chr. geboren) als junger Hirt durch seine prachtvolle Riesengestalt von mehr als acht Fuß und durch seine Kraft seiner Zeit den Septimius Severus interessirte. Severus hatte ihn in die Garde aufgenommen, und nun entfaltete Maximin in der That ausgezeichnete soldatische Eigenschaften, die sein Glück machten. Ein treuer Anhänger der afrikanischen Dynastie, zog er sich nach Caracallas Tode als Gegner des Macrinus in seine Heimath zurück, hielt sich aber auch aus Ekel vor der Gemeinheit Elagabals vom Hofe fern. Unter Alexander dagegen stieg er, nunmehr auch ein Mann senatorischen Ranges, und ein ganz besonderer Liebling des jungen Kaisers, schnell zu den höchsten militärischen Stellungen empor. Als Chef einer Legion hatte er an dem Perserkriege theilgenommen, und stand jetzt wieder mit im Felde gegen die Alamannen, wo ihm speziell auch die Ausbildung der zahlreichen Rekruten überwiesen war. Der Riese von gefürchteter Tapferkeit, der stramme Soldat, der derbe und dabei mit Geschenken nicht kargende Stabsoffizier war unter den Truppen, vorzugsweise unter den pannonischen Abtheilungen sehr beliebt, und schien nicht wenigen dieser Leute, denen Alexander nicht zu imponiren vermochte, und die sich wieder nach den Zeiten der Soldatenherrschaft im Reiche sehnten, viel besser als der feine Emesaner zum Imperator zu passen. Trotzdem hält es die jetzige Forschung für sehr unwahrscheinlich, daß Maximinus selbst Führer oder Mitwisser einer Verschwörung gegen Alexander gewesen sei. Als jedoch eines Tages — wahrscheinlich am 10. Februar 235 — der junge Kaiser in seinem Lager zu Sicila oder Vicus Britannicus (jetzt Bretzenheim), eine halbe Stunde von Mainz am linken Rheinufer, durch einen wüthenden Haufen meuterischer, durch die Strenge seiner Manneszucht erbitterter Soldaten überfallen und sammt seiner Mutter und seinen nächsten Freunden in Stücke gehauen worden war: da trug Maximinus kein Bedenken, die Krone anzunehmen, die ihm die Soldaten, namentlich die pannonischen und mösischen Legionen, anboten.

Goldmünze von Maximinus mit der Umschrift: IMP. MAXIMINVS PIVS AVG.

In Rom war man im Senat wie im Volke ebenso entsetzt wie tief empört über die Beseitigung des tiefbetrauerten Alexander. Auch der italische Stolz war schwer verletzt durch die Erhebung eines Kaisers, dem man unverkennbar den Anstoß zu Alexanders Ermordung zuschrieb, und der in der Hauptstadt trotz seines Ranges und mancher Verdienste nur erst als ein halbcivilisirter Barbar galt. Mit höchstem Unwillen sah zumal der Senat die Schöpfungen der Dyarchie in Staub zerfallen, die Alexander eingerichtet und zugelassen hatte: in der That hatte der Reichsrath allen Grund, von dem neuen Soldatenregiment und dem neuen Machthaber das Schlimmste zu

fürchten. In einer Hinsicht allerdings durften Maximins Leistungen wohl imponiren. Er zeigte sich als ein sehr tüchtiger Heerführer, und die deutschen Völker zwischen dem Main und den Karpathen hatten allen Grund, vor ihm zu zittern. Der Krieg gegen die Alamannen und die Nachbarvölker wurde mit der durch Alexander gesammelten Armee ebenso energisch als glücklich geführt. Maximin drang über den Limes hinaus siegreich tief in das innere Deutschland vor. Das ganze Gebiet zwischen dem Rhein, den südlichen Ausläufern des Thüringerwaldes, und dem Böhmerwalde wurde bis zum Herbst 237 durch die Römer furchtbar heimgesucht. Dann aber zog Maximinus nach Pannonien, wo er zu Sirmium die Winterquartiere aufschlug. Hier rüstete er zu neuen gewaltigen Kriegszügen. Er gedachte nun nordwärts, womöglich bis zur Ostsee, mit den Legionen vorzudringen, und später auch mit den Persern abzurechnen, die neuerdings wieder in Mesopotamien eingefallen waren. Dazu sollte es aber nicht mehr kommen; denn noch während seines Aufenthaltes in Sirmium brachen im Inneren des Reiches die Empörungen aus, die schließlich Maximins Untergang herbeigeführt haben. Diese neuen Bewegungen aber wurden durch die innere Politik des Kaisers veranlaßt.

Wirklich beliebt war Maximin von Anfang an nur bei der von ihm in Deutschland befehligten großen Rhein- und Donauarmee. Dagegen war seine Stellung zu den übrigen Elementen des Reiches, und zwar vorzugsweise zu den römisch-italischen, von Anfang an eine schiefe und gewaltsame. Maximin war ein nur erst sehr oberflächlich civilisirter „Barbar"; er hatte wahrscheinlich seiner Zeit von der feinen römischen Welt manche Demüthigung erfahren, und glaubte sich nach Art solcher Menschen in seiner Lage von den reichen und vornehmen Einwohnern der älteren Schichtungen wahrscheinlich noch weit mehr gehaßt und verachtet, als es wirklich der Fall, während er sich zugleich selbst im Stillen seiner gemeinen Abkunft schämte. Und so hat er denn die römische Welt etwa nach dem Style regiert, wie in unserem Jahrhundert in den südamerikanischen Republiken verschiedene Präsidenten aus den Reihen der Mulatten, der Cholos, oder der reinen Rothhäute wiederholt die verhaßten Creolen behandelt haben. Die Brutalität des Landsknechtes, die Rachsucht des Parvenüs aus Proletarierkreisen, die Leidenschaftlichkeit und Gewaltsamkeit des Halbbarbaren wirkten dabei in einer für die alte Gesellschaft sehr empfindlichen Weise zusammen. Und wie bei anderen, viel schlechteren Kaisern vor ihm machten sich noch zwei andere Momente bemerkbar: die anspruchsvolle Haltung des Reichsrathes bei seiner materiellen Schwäche reizte seine natürliche Rohheit, während er wahrscheinlich die tiefen ethischen Schattenseiten der römischen Zustände nur zu gut kennen gelernt hatte. Und auf der anderen Seite brauchte Maximin für seine Feldzüge und für seine Armee erhebliche Geldmittel, und war auch dadurch oft genug zu argen Erpressungen und zu Konfiskationen schnell zu bestimmen.

Mit seiner Stellung als Fremdling gegenüber übelwollenden und mißtrauischen Römern war sofort ein ewig stachelndes Mißtrauen verbunden.

So hat er denn sofort sich beeilt, die alten Freunde und Anhänger des Alexander und des Senats aus ihren Stellungen zu entfernen. Sein Mißtrauen führte ihn oft und gern zu Bluturtheilen. Und als erst im Jahre 236 zwei Verschwörungen gegen ihn entdeckt waren, steigerte sich die Zahl der Verfolgungen, der grausamen Hinrichtungen und der Konfiskationen. Da er selbst nicht nach Rom kam, so wurden ihm verdächtige Männer, immer von Rang und Ansehen, aus verschiedenen Landestheilen zur Aburtheilung nach seinem Hauptquartier geführt. Und wie immer, so fehlte es natürlich auch für Maximin nicht an brutalen Gesellen in den Provinzen, die mit angeborener Rohheit seine Befehle in seiner Weise ausführten. Darüber entbrannte aber, zumal seine Erpressungen allmählich drückend wurden und selbst die Tempelschätze nicht verschonten, in der Westhälfte des Reiches eine grimmige Erbitterung. Und da er doch immer ein „Barbar" war, so theilte auch die Masse des Volkes diesmal die Wuth der besser situirten Klassen; zumal er den Fehler beging, in der Reichshauptstadt dem Volke das billige Korn zu schmälern und den Fonds für die öffentlichen Spiele einzuziehen.

Zu Anfang des Jahres 238 war die Temperatur im Reiche so heiß geworden, daß es nur eines Funkens bedurfte, um einen allgemeinen Brand zu entzünden. Das Feuer aber kam zuerst in Afrika zum Ausbruche. Hier hatte ein fiskalischer Prokurator, der persönlich noch weit über die von Maximin bestimmte Linie hinausging, durch Härte, Willkür und Grausamkeit alle Welt gegen sich erbittert. Endlich rief ein ganz besonders schnöder Fall roher Willkür einen Aufstand zu Thysdros, südlich von Hadrumetum, hervor; der Prokurator wurde todtgeschlagen. Und nun griff der Brand schnell weiter. Bei Maximins Charakter war für diese Blutthat keine Verzeihung zu erwarten. So wälzten sich denn die Haufen aufständischer Bauern weiter und mit ihnen ein Theil der Truppen, die hier nicht wie auf der Nordgrenze eifrige Anhänger des Kaisers waren. Ein einflußreicher Dekurione gab der Bewegung die Richtung, und man bestimmte den eben in Thysdros anwesenden, allgemein verehrten Proconsul Gordianus, der als reicher, hochgebildeter, einst mit Alexander befreundeter Senator seinerseits von Sirmium her sich stets mit Feindseligkeit betrachtet wußte, als Gegenkaiser aufzutreten; im Februar 238.

M. Antonius Gordianus, dessen Haus zu den edelsten Geschlechtern des damaligen senatorischen Adels gehörte, und dessen Gattin Fabia Orestilla aus der alten Familie der Annier stammte, war ein ebenso vermögender als hochgebildeter Mann. Seiner Zeit auch litterarisch thätig (S. 395), eine milde, liebenswürdige Natur, den Römern und Italikern nach alter Art durch großartige Freigebigkeit werth, auch sonst eine tüchtige Persönlichkeit, hatte er die altherkömmliche Aemterlaufbahn durchgemacht, und regierte nach seinem zweiten Consulat (229) seit mehreren Jahren die Provinz Afrika mit großer Auszeichnung und zu großer Zufriedenheit der Einwohner. So wurde er jetzt mit Enthusiasmus als Kaiser proklamirt, und mit ihm, weil er bereits

80 Jahre zählte, sein gleichnamiger Sohn Marcus (den er aber Antoninus genannt hatte) von der Fabia Orestilla, der ihm als Legat zur Seite stand: ein Mann von 46 Jahren. Der alte Gordian eilte nun sofort nach Karthago, trat hier mit kaiserlichem Pompe auf, und beeilte sich, mit dem Senat in Rom brieflich sich in Verbindung zu setzen.

Das hohe Haus, damals durch den tüchtigen und charaktervollen Princeps Senatus Valerian vortrefflich geleitet, nahm die Botschaft aus Afrika mit lauter Freude auf und entwickelte nun eine Energie, wie sie seit langen Jahren von dieser Stelle aus nicht mehr zum Vorschein gekommen war. Die gute Zeit unter Alexander Severus und der harte Druck des verhaßten Maximinus hatten ihre Wirkung gethan. Man war diesmal entschieden gewillt, dem wilden Kaiser in Sirmium die Spitze zu bieten und nicht ohne Kampf durch dessen Henker zu fallen. Die Gordiane werden als Auguste anerkannt; in Rom aber läßt der Senat sofort durch einen Quästor und eine Anzahl Soldaten den verhaßten Gardepräfekten Vitalianus, einen harten und energischen Anhänger Maximins, ermorden. Maximin und sein Sohn werden für Reichsfeinde erklärt, und während die erbitterten Massen der Hauptstadt in wilder Empörung alle Werkzeuge und Anhänger des geächteten Kaisers niedermachen, und dabei auch die Privatrache und Raubgier ihre Orgien feiert, ernennt der Senat eine Kommission von zwanzig kriegserfahrenen Mitgliedern für die Rüstungen, und fordert nunmehr brieflich die Provinzen zum Abfall von Maximin auf.

Als die Kunde von diesen völlig unerwarteten Vorgängen nach Sirmium drang, gerieth Maximin natürlich in gewaltigen Zorn, entschloß sich aber sofort, aus dem ihm treu ergebenen Pannonien nach Rom zu marschiren, um, so hoffte er, mit leichter Mühe die Empörung niederzuschlagen. Binnen wenigen Tagen war er marschfertig, und erreichte im Laufe des März 238 die Stadt Aemona, wo die Zustände, denen er entgegenging, sich nun schon wieder völlig anders ausnahmen. Der alte Gordian hatte sich angeschickt, den Legaten der durch Septimius neu formirten Provinz Numidien, Capelianus, mit dem er seit Alters verfeindet war, abzusetzen. Darauf hin aber empört sich Capelian, auch seinerseits nach der Herrschaft lüstern, sammelt neben seiner Legion ein Heer aus streitbaren Numidiern, und marschirt auf Karthago. Die Milizen aber, welche die Gordiane nun in aller Eile in und bei Karthago zusammenrafften, waren den Feinden nicht gewachsen. Der jüngere Gordian verlor bei dem entscheidenden Zusammenstoße Schlacht und Leben, und auf diese Kunde hin gab sich sein greiser Vater selbst den Tod. Das war in der ersten Hälfte des März geschehen. Aber diese unheilvolle Botschaft aus Afrika steigerte nur die Energie des Senates. Das hohe Haus entschloß sich sofort, den Krieg gegen Maximin nun erst recht nachdrücklich zu führen und ernannte zwei der tüchtigsten Männer aus jener Zwanzigerkommission zu Kaisern: es waren Decimus Cälius Balbinus, ein reicher Mann von altem Adel und hoher Bildung, ausgezeichnet durch Reinheit der Sitten

und maßvolle Haltung, übrigens in der Verwaltung erfahrener als im Kriegswesen, und der höchst energische und rücksichtslose M. Clodius Pupienus Maximus, ein Stellmachersſohn, der sich durch eigenes Verdienst zu den höchsten Ehrenstellen im Civil- und Kriegsdienst aufgeschwungen, das Consulat und die Stellung als Polizeipräsident verwaltet, und dreimal als Statthalter regiert hatte: ein Mann, der durch militärische Tüchtigkeit und Strenge, aber auch durch strenge Gerechtigkeit, Selbstbeherrschung und Versöhnlichkeit, und noch mehr durch sichere Zuverlässigkeit zu den tüchtigsten Charakteren dieser Zeit gehörte. Mit dieser reinen Senatswahl war aber weder die Garde noch das Volk in Rom zufrieden. Es kam zu bedenklichen inneren Unruhen, die dadurch beschwichtigt wurden, daß der Senat dahin nachgab, nun auch noch einen Enkel des alten Gordian (es ist ungewiß, ob von seinem Sohne, oder von einer Tochter), den jugendlichen M. Antonius Gordianus III., als Cäsar den beiden Kaisern zuzugesellen.

Goldmünze von Gordianus III. mit der Umschrift: IMP. CAES. M(arcus) ANT(onius) GORDIANVS AVG.

Die Hauptsache aber blieb der Krieg gegen Maximinus. Als dieser gefürchtete Imperator Aemona erreicht hatte, begannen seine Schwierigkeiten. Hier an den Grenzen von Italien trat ihm tiefer Haß entgegen. Alles Volk hatte Stadt und Land verlassen; nur Schaaren von Wölfen waren zu sehen, alle Lebensmittel, selbst die Hausgeräthe waren fortgeschleppt, so daß der Marsch über die Alpen nur mit erheblichen Schwierigkeiten in Sachen der Verpflegung ausgeführt werden konnte. Und als das Heer nun im April 238 vor Aquileja erschien, leisteten die Bürger dieser großen und reichen Stadt unter der Leitung von zwei senatorischen Kommissaren dem Maximin den ausdauerndsten Widerstand. Alle Stürme der Angreifer scheiterten, und die Verproviantirung ihrer Armee wurde immer schwieriger, weil Pupienus mit der Flotte von Ravenna alle Zufuhr zu Wasser und zum Theil selbst die zu Lande zu verhindern vermochte. Endlich verlor Maximinus die Geduld und fing an, gegen seine eigenen Leute gewaltsam zu verfahren. Damit aber verlor er den letzten Halt und lenkte den keineswegs erloschenen meuterischen Geist der von Hunger und Noth gedrückten Soldaten gegen sich selbst. Und so geschah es, daß im Mai des Jahres 238 Soldaten der II. parthischen Legion zu offener Meuterei vorschritten. Schon waren sein Sohn und sein Gardepräfekt Anolinus (oder Anullinus) ermordet: da stürzte sich der alte grimmige Despot mit wilder Entschlossenheit in sein eigenes Schwert.

Ganz Italien jubelte laut auf, als die Botschaft von diesen Ereignissen die Halbinsel durchlief. Aber leider verbürgte der Untergang des Maximinus allein weder die innere Ruhe, noch irgend welche Sicherheit des weiteren Laufes des zerrütteten römischen Staatswesens. Die Truppen des Maximin schickten seinen Kopf dem Kaiser Pupienus nach Ravenna, der nun sofort nach

Aquileja eilte, hier mit den tapfern Bürgern den Sieg feierte und mit der Armee seines todten Gegners in aller Form Frieden machte, und sie dann in ihre Standquartiere zurückdirigirte. Als er aber nach Rom zurückgekehrt war, verdunkelte sich der Himmel nur allzuschnell wieder. In Wahrheit hatte doch der Senat diesmal sehr entschieden über das Soldatenregiment gesiegt, und dazu sah die alte Kaisergarde in der Hauptstadt begreiflicherweise scheel. Dazu trat der üble Umstand, daß zwischen Balbinus und dem mit Auszeichnungen überhäuften Pupienus sehr zur Unzeit Eifersüchteleien sich bemerkbar machten. Endlich kam man dahin überein, daß sich die Regenten in der Art in die Geschäfte theilen sollten, daß in Rom der junge Gordian nominell an der Spitze zu bleiben, Balbinus die Ueberwachung der germanischen Grenzen, Pupienus die Leitung eines neuen persischen Feldzuges in die Hand zu nehmen hätte. Zur Ausführung dieser verständigen Pläne sollte es aber nicht mehr kommen. Als nämlich Mitte Juni 238 in Rom die Capitolinischen Spiele gefeiert wurden, explodirte plötzlich ein furchtbarer Aufstand der Prätorianer. Die Mißverständnisse zwischen Balbinus und Pupienus verhinderten, daß die treue deutsche Leibwache schnell genug herangezogen wurde. So konnten denn die Prätorianer in die Hofburg eindringen und die Kaiser unter rohen Mißhandlungen nach der Citadelle schleppen. Als nun aber doch die treuen Germanen heransprengten, da hieben die Prätorianer die verhaßten Regenten in Stücke und warfen die blutigen Leichen auf die Gasse.

Nach dieser schauderhaften Katastrophe blieb für alle Theile in der Hauptstadt nichts übrig, als den jungen Cäsar Gordianus III. nunmehr zum Augustus zu erheben. Gordian war ein schöner, anmuthiger, liebenswürdiger Jüngling; aber bei seiner unreifen Jugend, — er war nach der höchsten Angabe damals gegen 16, nach andern nur erst 13 Jahre alt, — wurde der Palast zunächst ein Schauplatz der Intriguen von Damen, Eunuchen und Günstlingen. Endlich aber gelang es einem ausgezeichneten und hochgebildeten Manne ritterlichen Standes, dem Gajus Furius Sabinius Aquila Timesitheus, der schon sonst, und namentlich unter Alexander Severus als belgischer Prokurator, — (seit dem 2. Jahrh. in Trier) —, im Staatsdienst bewährt war, entscheidenden Einfluß auf den jugendlichen Princeps zu gewinnen. Der junge Kaiser heirathete dessen Tochter Sabina Tranquillina, und ernannte seinen Schwiegervater (241) zum Gardepräfekten. Timesitheus wurde jetzt der erste Mann des Reiches und führte ein ganz vortreffliches Regiment. Der seit 238 eingerissene schmähliche Mißbrauch des Stellenverkaufes, und andere Folgen der schwachen Staatsleitung hörten sogleich auf, und die Regierung erhielt wieder einen frischeren Zug.

Nun aber wurde es die Hauptaufgabe, endlich mit den Persern abzurechnen, die jetzt sehr bedrohlich auftraten. Des ersten Artaxerxes seit 240 regierender Sohn, der Schahinschah Sapor I. (240—271), ein bei manchen schlimmen Härten seines Charakters sehr bedeutender Mann und ungestümer

Soldat, hatte wieder den Tigris überschritten. Diesmal war die trotzige Oasenstadt Hatra, die bisher den Persern so tapfer wie einst den Römern widerstanden, erobert und zerstört worden. Die Römer ihrerseits verloren Nisibis und Karrhä, und 241 erschienen selbst Antiochia und Syrien schwer bedroht. Nach Vollendung der Rüstungen gingen daher die Römer unter Gordian und Timesitheus durch die Donauhalbinsel mit starker Macht nach Asien. Auf dem Marsche durch Mösien und Thrakien (242) war man wiederholt genöthigt, mit gothischen, sarmatischen und getischen Streifschaaren zu schlagen, welche damals bereits die untere Donau überschritten hatten und die Dobrudscha und Striche am Balkan heimsuchten. Der große Krieg aber gegen die Perser nahm Dank der glänzenden Feldherrntüchtigkeit des Timesitheus schnell genug für die Römer eine höchst glänzende Wendung. Es gelang, Antiochia zu retten und die persischen Aufgebote aus Syrien zu vertreiben. Und in Mesopotamien wurde der Schahinschah selbst in einer Hauptschlacht bei Resaina aufs Haupt geschlagen, Karrhä und Nisibis zurückerobert. Schon konnte der treffliche Feldherr daran denken, die römischen Adler wieder gegen die Wälle von Ktesiphon zu führen. Da gab die rohe und gewissenlose Herrschsucht eines ehrgeizigen Abenteurers von sehr mäßigen Fähigkeiten den Dingen eine verderbliche Wendung.

Seit der Ausdehnung des römischen Bürgerrechts über das gesammte römische Reich bot das Offizierkorps der Armee eine immer buntere ethnographische Physiognomie, und römische Namen und Uniformen verhüllten oft nur sehr leicht die fremdartigsten Erscheinungen. Einer dieser Männer war damals Philippus, ein Offizier ungemischt semitischen Blutes. Er stammte freilich aus der römischen Provinz „Arabia", und zwar aus deren damaliger Hauptstadt Bostra, die (so scheint es) seit Alexander Severus zur „Kolonie" erhoben war. Aber sein Vater war nicht mehr und nicht weniger gewesen, als der Chef einer Räuberschaar, wie sie die Kantone Auranitis und Trachonitis nur zu häufig hervorbrachten. Abkömmling also eines syrischen Stammes, der den Uebergang zu den eigentlichen Arabern der Wüste bildete, hatte sich „M. Julius Philippus" (geb. anscheinend 204) im römischen Kriegsdienst hoch genug emporgeschwungen, um schließlich in dieser Periode der Glückssoldaten den Griff nach dem Purpur nicht mehr für allzu gewagt zu halten. Aber er bahnte sich den Weg durch lichtscheue Frevel. Es war sein Gift, so ist die Ueberlieferung, durch welches der damals unersetzliche Timesitheus im Jahre 243 aus dem Wege geräumt worden ist. Nun machte er es möglich, daß Gordian III. ihn zum Kommandeur der Garde erhob, und benutzte diese Stellung sofort, um mit den Mitteln der Intrigue den jungen Kaiser zu umgarnen. Hatte sein Vorgänger die Verpflegung der Armee mit ebensoviel Geschick als Sorgfalt geleitet: Philipp ließ absichtlich durch falsche Maßregeln die Soldaten Noth leiden, und wußte dann doch die Schuld auf die angebliche Unfähigkeit Gordians zu schieben. Gleichzeitig gewann er sich durch sein Geld eine mächtige Partei im Heere, und als er erst er-

langt hatte, daß die Truppen ihn dem Gordian als Mitregenten aufdrängten, führte er durch brutale Uebergriffe sehr schnell Konflikte herbei, die ihm zu Anfang des Jahres 244 Chancen boten, den unglücklichen Princeps nun ebenfalls beseitigen zu lassen. Nachher hatte er nichts dagegen, daß Gordian in Rom konsekrirt, und daß dessen Asche nach Rom geführt, zugleich aber in der Gegend des unteren Chaboras, unfern Circesium, bei Zaytha am Eufrat, zu seinem Andenken ein riesiges Grabmal aufgeführt wurde, welches noch in der Mitte des vierten Jahrhunderts sich erhalten hat.

Der neue Kaiser, Philipp „der Araber", war nun nicht der Mann, um im Sinne des Timesitheus wenigstens den Perserkrieg ruhmvoll zu Ende zu führen. Im Gegentheil, nur auf die Sicherung seiner Herrschaft bedacht, zauderte er nicht, mit König Sapor einen Frieden zu schließen, der angesichts der schönen Erfolge des Timesitheus nur sehr unrühmlich zu nennen war. Er gab die Rechte der Römer auf Armenien auf, und scheint auch auf der mesopotamischen Seite den Persern unnöthige Konzessionen gemacht zu haben. Die Verstimmung der Truppen wurde durch reiche Geschenke beschwichtigt, in Asien dann das Heimathland des Usurpators, die „arabische" Provinz, in verschiedener Weise begünstigt; hier ist nachher (zwischen 247 und 249) auch ein Platz, der jetzt Schéhbé sich nennt, als Philippopolis zur Stadt, dann auch zur römischen Kolonie erhoben worden. Die Herrschaft selbst suchte sich Philipp vor und nach seiner im Jahre 244 erfolgten Ankunft in Rom namentlich dadurch zu sichern, daß er die wichtigsten Punkte im Reiche durch seine Verwandten und Vertrauten besetzte. Einige Zeit über hatte sein System auch Bestand. In Rom selbst zeigte der Kaiser Interesse für das Wohl des Volkes, und selbst kriegerische Lorbeeren blieben ihm nicht völlig versagt.

Goldmünze von Philippus Arabs mit der Umschrift: IMP. M(arcus) IVL(ius) PHILIPPVS AVG.

Es zeigten sich damals bereits sehr deutliche Spuren des Näherrückens jener ungeheuren Gefahr, die nicht lange nachher vom schwarzen Meere und der unteren Donau her über einen großen Theil des Reiches hereinbrechen sollte. So weit der Zustand der Nachrichten es erkennen läßt, so war schon seit geraumer Zeit die Sicherheit der weiten rumänischen und bessarabischen Niederlande zwischen dem Dnjestr, den Karpathen und der Dobrudscha vollkommen in Frage gestellt. Die Völker, welche damals das südliche Rußland bewohnten, hatten bereits die breite Lücke in der Rüstung des römischen Reiches entdeckt, welche nunmehr für fast ein volles Jahrtausend die große Heerstraße immer neuer germanischer, slawischer und turanischer Massen geworden ist, um sich zwischen den südlichen Karpathen und der walachischen Donau den Weg nach der Balkanhalbinsel oder nach dem Westen zu bahnen. Zur Zeit bereits des Kaisers Philippus hatte sich auf dieser Seite das Gewicht der gothischen Völkergruppe auf dieser Grenze des Reiches sehr empfindlich fühlbar gemacht. Auf das siebenbürgische Gebirgsland scheinen schon

jetzt die Gepiden gedrückt zu haben. Die getischen oder dakischen Stämme aber in den östlichen Theilen Dakiens hatten unter den Anregungen der deutschen Nachbarvölker ersichtlich die römische Hoheit abgeschüttelt und traten nun wieder als rührige Gegner auf; jetzt um so mehr, weil der gefürchtete Timesitheus nicht mehr am Leben war. Damals waren es namentlich die getischen Karpen, welche sich als lästige Gegner der Romanen in dem unteren Donaugebiet zeigten. Und gegen dieses Volk zog Kaiser Philipp anscheinend im Spätjahr 245 zu Felde. Die beiden nächsten Jahre vergingen dann mit Kämpfen wider germanische Schaaren und mit den Karpen im unteren Donauthale; i. J. 247 gelang es, die letzteren entscheidend zu schlagen und zum Frieden zu zwingen. Dann konnte Kaiser Philipp endlich im Jahre 248 durch großartige festliche Spiele die Feier des tausendjährigen Bestehens der Stadt Rom, wie man damals rechnete, mit unerhörter Pracht begehen.

Damit hatten jedoch seine Erfolge ihren Höhepunkt erreicht. Den inneren Schäden des Staatswesens und dem durch seine Usurpation neu angeregten meuterischen Geiste der Armee hatte Philipp nicht zu begegnen gewußt. Er hatte sich aber auch in der Wahl seiner Provinzialchefs mehrfach vergriffen. Namentlich sein Bruder Priscus, der im Orient ein höheres Kommando führte, war durch seinen schweren Steuerdruck und noch mehr durch seine widerwärtige Persönlichkeit zuletzt dermaßen unerträglich geworden, daß unter Führung eines gewissen Jotapian, der von Alexander dem Großen abstammen wollte, in Syrien ein Aufstand ausbrach. Viel bedenklicher noch war es, daß die damals vorzugsweise schwierigen Legionen in Mösien und Pannonien i. J. 249 den Obersten Marinus gegen Philipps in Mösien kommandirenden Schwager oder Schwiegersohn Severian als Kaiser aufstellten. Beide Bewegungen wurden nun allerdings wieder gedämpft. Nichtsdestoweniger zog die Meuterei an der Donau den Sturz Philipps nach sich.

Der Kaiser nämlich schickte jetzt einen der tüchtigsten und angesehensten Senatoren dieses Zeitalters, den tapferen und entschlossenen Decius als neuen Chef der mösischen und pannonischen Legionen nach Illyrien, der dort gründlich die Ordnung herstellen sollte. Umsonst hatte der wackere Mann, der die Folgen dieses Schrittes voraussah, die Aufgabe abgelehnt. Als er an der Donau erschien, nahm die Stimmung der dort befindlichen Armee eine neue Richtung. Sie kam auf den Gedanken, nicht nur jeder Strafe sich zu entziehen, sondern auch dem Reiche einen viel besseren Kaiser zu geben, indem sie dem Decius den Purpur, den er nicht suchte, geradezu aufzwang. So war wieder einmal ein Krieg um den Thron unvermeidlich. Von den beiden nunmehrigen Gegnern wurde rasch und mit großer Anstrengung gerüstet. Der Entscheidungskampf wurde, wie nunmehr noch oft geschehen sollte, in Oberitalien ausgefochten. In der Zeit zwischen dem Anfang Septembers und Mitte Oktober 249 kam es bei Verona zur Hauptschlacht, in welcher Philipp den Kürzeren zog. Es ist ungewiß, ob er selbst

im Gefecht den Tod fand oder erst nach der Niederlage durch seine Leute aus dem Wege geräumt wurde: genug, er selbst fand an der Etsch, sein Sohn in Rom unter den Händen der Garden den Tod, und Decius war jetzt unbestritten der neue Herr des Reiches. Es gehört nun aber zu dem tragischen Charakter dieses Zeitalters des schauerlichen Niederganges der römischen Macht und des alten Glanzes der antiken Welt, daß nunmehr gerade an mehreren ausgezeichneten Kaisern, die zugleich der Armee und dem Senat theuer und werth waren, die Sühne sich vollzieht für die schwere sittliche und politische Schuld der furchtbaren letzten Jahrzehnte.

Gajus Messius Quintus Trajanus Decius war, ähnlich wie die großen Ulpier und Aelier des zweiten Jahrhunderts, Mitglied einer überaus kernhaften Familie tüchtiger Provinzial-Romanen. Er stammte aus einer römischen, in Unterpannonien seiner Zeit angesiedelten, guten Familie, und war i. J. 201 zu Budalia bei Sirmium geboren. Er eröffnet die lange Reihe jener kraftvollen Herrscher- und Heldengestalten, die seit dieser Zeit aus den illyrischen Provinzen hervorgegangen sind. Ein tüchtiger Soldat und bewährter Feldherr, nun schon lange auch eines der angesehensten Mitglieder des Reichsrathes, und mit dem gleichgesinnten Valerian nahe befreundet, war er seit Marc-Aurels Tagen endlich wieder ein Kaiser, der anders als die fürstlichen Romanen aus Afrika und Syrien ganz als Römer alten Schlages sich fühlte. Und in diesem Sinne gedachte er die Herrschaft zu führen. Wieder hatte der Senat die Aussicht, bestimmend in den Vordergrund zu treten. Weiter aber hoffte Decius, — ein Idealist, so weit ein Römer das zu sein vermochte, — durch Erneuerung der alten römischen Zucht der wachsenden inneren Zersetzung Meister werden zu können. Es ist für ihn charakteristisch, daß er auf den Gedanken kommen konnte, das alte Amt der Censoren mit seiner sittenrichterlichen, diskretionären Gewalt wieder herzustellen, und die Ernennung des ersten neuen Censors in die Hände des Reichsrathes zu geben. Zur Durchführung gelangte der Plan jedoch nicht, weil der durch Akklamation ausgezeichnete Valerian in klarer Erkenntniß der vielseitigen Mißlichkeit dieser Stellung in

Decius. (Rom, Capitol. Mus.)

damaliger Zeit die Annahme eines Amtes ablehnte, welches nur dem Augustus gebühre.

Der leutselige, rastlos thätige, von seltenem Pflichteifer und tiefem sittlichem Ernst erfüllte Decius wurde leider gerade durch seine altrömische Richtung dahin geführt, den ersten systematischen Feldzug gegen die christliche Bevölkerung des Reiches einzuleiten. Die Christen hatten seit Septimius Severus sich einer vieljährigen Ruhe und ungestörten Duldung zu erfreuen gehabt. Den Kaisern Alexander Severus und Philipp wird sogar eine bewußt günstige Gesinnung gegenüber den Christen zugeschrieben. Sicher ist wohl, daß die halborientalischen Kaiser der neuen Religion nicht mehr so instinktiv feindselig gegenüberstanden, wie die kraftvollen Römergestalten des Abendlandes. Die christliche Gemeinde hatte während der letzten Jahrzehnte an Zahl bedeutend zugenommen; das Christenthum begann allmählich auch in die höher gestellten und gebildeteren Schichten einzudringen. Gerade in der neuesten Zeit breitete sich die Kirche auch in dem außerhalb Lyon und Vienne bisher nur erst wenig berührten Gallien merkbar aus. Ihre Theilnahme an der litterarischen Produktion der Zeit war bereits nicht mehr zu verkennen. Namentlich Afrika brachte mehrere christliche Vertreter der dort neu ausgebildeten Latinität hervor, die meistens den Bahnen des alten Tertullian folgten. Die theils apologetischen, theils praktisch paränetischen Schriften, welche der rhetorisch gebildete Bischof von Karthago (seit 248), Thascius Cäcilius Cyprianus (von etwa 200—257 n. Chr.) in klarer, korrekter und gefälliger Darstellungsweise verfaßte, erfreuten sich eines dauernden Ansehens. In Commodianus aus dem philistäischen Gaza war sogar in der letzten Zeit ein christlicher Dichter aufgetreten, der allerdings mehr Feuer und religiöse Gluth, als formelle Gewandtheit entwickelte. Die Polemik innerhalb der Kirche selbst und mit den Sekten hatte die Gemeinde andauernd belebt. In Alexandria hatte es der geniale Grieche Origenes (geb. 185 n. Chr.) versucht, das Studium der damals neu erblühenden neuplatonischen Philosophie mit der christlichen Glaubenslehre zu verbinden, dadurch freilich auch einen litterarischen Kampf entzündet, der noch mehrere Jahrhunderte ihn überlebt hat. Die Entwicklung der provinziellen Synoden der christlichen Gemeinden war in vollem Gange. Freilich fehlte es auch bei diesem Wachsthum nicht an starken Schattenseiten. Viele schlimme Leidenschaften wurden aus der profanen Welt mit in das neue Leben hinübergenommen, und es wurde immer schwerer, bei Berührungen der christlichen Welt mit der antiken und bei Spaltungen und Gegensätzen, wie sie durch Verschiedenheit der Lehrmeinungen in den Gemeinden sich erzeugten, das hohe sittliche Niveau festzuhalten, welches die christliche Ethik forderte. Und schon damals führte die Leidenschaftlichkeit der Polemik manche Eiferer dahin, ihren Gegnern in starken Ausdrücken die schlimmsten Dinge nachzusagen: dieser schlimme Zug, der später die Erkenntniß der historischen Wahrheit in den Angaben über die Folgen der

Rivalität zwischen Arianern und Homousianern für die Forschung so sehr erschwert.

Nichtsdestoweniger war im Wesentlichen der Stand der Dinge für die Christen doch ein erfreulicher, als die veränderte Politik des Kaisers Decius Anlaß wurde, daß hier Spreu und Weizen sich von einander sonderten. Es war nur natürlich, daß Decius als Wiederhersteller altrömischen Wesens in den Christen principielle Gegner erkannte. Ihre Gegnerschaft gegen die Staatsreligion; ihre theilweise Weltflucht; ihre Existenz als ein neuer Staat im römischen Staate, und was sonst als spezifisch christlich dem spezifisch römischen Wesen entgegenstand, — dieses Alles ließ ihn gar nicht auf den Gedanken kommen, daß die sittliche Kraft, der Opfermuth und die starke innere Organisation der Christen für seine Reformpläne als ein mitwirkendes Moment dienen könnten. Ganz im Gegentheil: die Hebung und Förderung der alten Religion, die er offenbar anstrebte, und sein stolzes römisches Staatsbewußtsein bestimmte ihn, dem Christenthum den Kampf auf Leben und Tod anzusagen. So veranlaßte er denn die erste große und systematische Verfolgung dieses Theiles der Bevölkerung des Reiches. Seine Maßregeln wurden methodisch organisirt und hatten den bestimmten Zweck der Vernichtung des Christenthums.

Anscheinend zu Anfang d. J. 250 erhielten die Statthalter sämmtlicher Provinzen den peremtorischen Befehl, bei schwerer Strafe für den Fall der Säumigkeit oder Lässigkeit, — überall mit Strenge gegen die Christen vorzugehen und dieselben zu zwingen, zu der Staatsreligion zurückzukehren. Es war dabei nicht auf massenhafte gräßliche Metzeleien abgesehen; vielmehr sollte durch Entfaltung eines systematisch sich steigernden Terrorismus und durch einzelne Beispiele rücksichtsloser blutiger Justiz die Masse der Christen zum Abfall von ihrem Glauben geschreckt werden. Abgesehen von der Armee, wo man wohl besonders energisch auftrat, so war das Verfahren dieses. Die Christen wurden aufgefordert, bis zu einem bestimmten Termin dem Edikt des Decius nachzukommen, und durch irgend ein Opfer auf heidnischen Altären, am liebsten durch Weihrauchstreuen vor einem Kaiserbildniß, äußerlich der alten Religion zu huldigen. Geschah das nicht, so wurde erst das gerichtliche Verfahren eingeleitet, und schrittweise immer härtere Gewalt angewendet, je nach dem Grade der Standhaftigkeit der Christen, und der mehr oder minder milden oder grausamen Art der verschiedenen Statthalter. Eifriges Zureden, Gefängniß, Verbannung, oft genug aber auch raffinirte Greuel der Folter. Mit schlauer Berechnung wurde der Hauptstoß gegen die Bischöfe oder sonst angesehene Kleriker gerichtet, um die Gemeinden entweder führerlos zu machen, oder hier scharfe Schreckbeispiele zu geben; über viele dieser Männer ist damals die Todesstrafe verhängt worden. Wie Fabianus, der Bischof von Rom (21. Januar 250), so sind damals, namentlich im Osten des Reiches, gar manche höhere Geistliche der Verfolgung erlegen. Aber auch sonst fanden nicht wenige Christen, Greise so gut wie

Knaben, Frauen und Männer, damals ihren Untergang. Nur zu oft griff auch die fanatische Volkswuth ein, spielten gemeine Angeberei, Privathaß und Raubgier dabei ihre schmähliche Rolle. Besonders wüst verliefen die Dinge, wie immer, in dem allezeit wegen seines grausamen Pöbels gefürchteten Alexandria; auch in Kleinasien kamen arge Mordscenen vor; viel milder ging es in Afrika zu, wo den Christen, die ihre Güter preisgeben wollten, die freiwillige Verbannung nicht verwehrt wurde, der sich auch Bischof Cyprianus unterwarf, um aus der Ferne für seine Gemeinde zu wirken. Während in Griechenland nur vergleichsweise wenige Opfer fielen, so litten erheblich mehr in Rom, wo Decius zeitweise selbst die Verfolgung leitete, und namentlich die Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles nach Kräften zu verhindern bemüht war. Die Katakomben erhielten hier eine neue Füllung mit Leichen von Märtyrern. Damals war nun schon unter Bischof Zephyrinus (202—208) ein neuer Friedhof an der Via Appia auf den Gütern der Cäcilia gegründet, und — als der erste — staatlich anerkannt worden. Er führte seinen Namen nach Callistus, der zuerst als Archidiakonus ihn verwaltete, und hernach (208—222) selbst als Bischof regierte. Dieser Friedhof wurde die Ruhestätte seiner Nachfolger bis auf Miltiades, der 314 starb.

Die Decianische Verfolgung, so schlimm sie im Princip war, darf jedoch nicht als ein umfassendes Blutvergießen angesehen werden. Einerseits dauerte die akute Härte nicht sehr lange; andrerseits aber war damals die Zahl der bequemen Naturen in den Gemeinden erstaunlich groß, die es vorzogen, entweder die geforderten Opfer zu leisten, oder auf irgend welche Weise das Martyrium zu umgehen: ein Moment, welches einerseits viele schwächere Elemente aus den Gemeinden ausschied, andererseits aber später große Streitigkeiten in der Kirche veranlaßte über die Frage, ob solche Abgefallene nach vorhergegangener Reue und Buße wieder in die Gemeinden aufgenommen werden dürften oder nicht. Nichtsdestoweniger blieb für die Christen der Himmel jetzt noch lange umwölkt; denn neue und schwere Kalamitäten brachen über das Reich herein, die namentlich im Orient die Wuth der Massen immer wieder gegen sie aufstachelten.

Kaiser Decius behielt nicht lange Zeit, sich mit den inneren Zuständen des Reiches zu befassen. Die Tage waren gekommen, wo das römische Reich für lange den Anblick einer von allen Seiten blokirten und berannten Riesenfestung darbot, und wo alle Kräfte angespannt werden mußten, um dem furchtbaren Anprall der von der Donau her über das Reich sich ergießenden deutschen Völkerfluth zu begegnen. Es ist schwer, mit Bestimmtheit festzustellen, welches eigentlich der letzte Umstand oder Anstoß gewesen ist, der gerade in der Mitte des dritten Jahrhunderts die Gothen veranlaßt hat, ihre wuchtigen Angriffe auf das römische Reich zu richten. Man nimmt wohl an, daß die Vorenthaltung von jährlichen Geschenken, wie sie seit Alexander Severus gothische Häuptlinge erhalten, unter Philipp dazu mitgewirkt habe. Sicher ist es aber, daß jetzt wo die pontischen Völker die

Zustände des Reiches erkannt und die Grenzlandschaften rekognoscirt hatten, die Raubzüge nach den Donauländern immer gefährlicher wurden, und schließlich den Charakter von Eroberungszügen zu Ansiedelungen auf römischem Gebiet annahmen. Das führende Volk sind damals also die mächtigen und zahlreichen Gothen. Man unterschied unter ihnen zwei Haupttheile: die östlichen, zwischen Don und Dnjepr ausgebreiteten, die später gewöhnlich Ostgothen genannt werden, kannte man als Greutungen; die westlichen bis zu den südwestlichen Abhängen der Karpathen, später Westgothen geheißen, nannte man damals die Thervingen. Ihrem Anstoße aber folgten nun, — nicht gerade ihre gepidischen Stammesbrüder (S. 475 u. 554), wohl aber Völker, wie die dakischen Karpen, wie die mit ihnen nach Süden vorgerückten Theile der deutschen Heruler; dann die Boranen (zweifelhaften Stammes) und verschiedene der pontischen Völker sarmatischen Stammes, die alle durch ihre Unermüdlichkeit und — hier wieder die Gothen an der Spitze — durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen den Römern lange ebenso unbequem als gefährlich wurden.

Damals nun war bei den Gothen der dominirende Machthaber König Kniva, und dieser führte im Jahre 250 zuerst wieder seit dem Erlöschen des markomannischen Krieges einen gewaltigen Stoß mit dem deutschen Schwerte gegen die Romanen. Wahrscheinlich durch das blutige Ringen zwischen Decius und Philippus im Jahre 249 und die damit zusammenhängende Schwächung der römischen Posten in Mösien gefördert, hatte Kniva schon in diesem Jahre die gothischen Massen und was ihnen sonst folgte, gegen das untere Donauthal dirigirt. Große Schaaren drangen in die Dobrudscha ein und warfen sich endlich auf die feste Stadt Marcianopolis. Kniva selbst drang an der Donau hinauf, bis ihn endlich an der Festung Novä der mit der Grenzhut betraute Legat Gajus Vibius Trebonius Gallus aufhielt. Wo die Gothen auf tapfere Vertheidiger hinter festen Mauern stießen, pflegten sie damals fast regelmäßig den Kürzeren zu ziehen, während es lange dauerte, bis die Romanen und nachher die Milizen Kleinasiens namentlich in kleineren Gefechten den furchtbaren und erschreckenden Eindruck zu überwinden vermochten, den die hohen, wilden Gestalten, die flatternden Pelzmäntel, die feurigen Blicke und das furchtbare Kriegsgeschrei dieser nordischen Recken auf sie machte. Vor Marcianopolis erlitten die Gothen eine derbe Schlappe, und auch Kniva richtete gegen Novä nichts aus. Endlich gab er hier den Angriff auf und marschirte gegen Nikopolis am obern Jatrus. Inzwischen war aber zu Ende des Jahres 249 des Kaisers Sohn, der junge Cäsar Herennius Etruskus Messius Decius, doch wohl mit den illyrischen Legionen, die sein Vater bei Verona geführt hatte, nach Mösien vorgerückt, um einstweilen den gothischen Krieg zu leiten, bis der Kaiser selbst erscheinen konnte. Nun warfen sich die Gothen in die Schluchten des Balkan, um nach Ueberschreitung des Gebirges womöglich die reiche Stadt Philippopolis im eigentlichen Thrakien zu überrennen. Hier hielten sich die Truppen und die thrakischen Milizen unter dem makedonischen Statthalter L. Priscus mit großer

Tapferkeit. Als aber das römische Heer bei Ueberschreitung des Gebirges in der Gegend von Beröa Seitens der Gothen überraschend angegriffen, geschlagen und zersprengt, auf die Donaufestungen zurückgeworfen war: da hielt sich Philippopolis nicht lange mehr. Feigheit oder Verrath des Priscus gab die Stadt den Gothen in die Hände, die nun auf dieser Stelle ein entsetzliches Blutbad anrichteten, dann aber einen Theil des thrakischen und makedonischen platten Landes schrecklich plünderten und verheerten.

Unter diesen Umständen eilte Kaiser Decius mit seinem Freunde Valerian persönlich nach dem Kriegsschauplatze; zu Ende des Jahres 250. Es galt, gleichzeitig nach allen Richtungen die größten rettenden Anstrengungen zu machen. Die Reste der geschlagenen Truppen wurden gesammelt, ein neues mobiles Heer zusammengezogen, selbst unter den barbarischen Völkern frisch geworben. Dann aber mußte der noch in römischer Hand befindliche Theil der dakischen Kantone reorganisirt, die hier wichtigen Punkte verstärkt und verschanzt werden. Es mußten ferner in dem Inneren der Balkanhalbinsel die wichtigen städtischen Bollwerke, wie Thessalonike, und die strategisch entscheidenden Paßlandschaften in Eile besetzt und verstärkt werden. Damals erhielt auch ein junger Offizier, — derselbe, der endlich nach 18 grauenvollen Jahren als Kaiser der Retter der römischen Welt werden sollte, die Aufgabe, die Thermopylen zu decken. Es war der ausgezeichnete illyrische Romane Marcus Aurelius Claudius aus Dardanien, der schon in jungen Jahren, — er war, so scheint es, am 10. Mai 225 geboren, eines Gordian illegitimer Sohn, — seine glänzende militärische Befähigung so deutlich zu erkennen gab, daß Decius den jungen Oberst unter der Aufsicht des Statthalters von Achaja mit der Aufgabe betraute, die Oetapässe zu hüten. Der Mangel aber an Truppen war momentan so groß, daß Claudius von alten Soldaten nur 260 Mann leichter Truppen und 160 Reiter erhalten konnte, und sich tausend Rekruten erst einschulen mußte.

Als endlich das Netz überall geschlossen, die römische Armee wieder schlagfertig war, konnte in Thrakien das Kesseltreiben auf die Gothen beginnen. Aber zum Entsetzen des Reiches schloß der glänzend angelegte Feldzug im Jahre 251 mit einer schrecklichen Katastrophe. Zuerst wurden die gothischen Schaaren überall aus dem Felde geschlagen, und hätten endlich gern alle Beute fahren lassen, um dadurch den freien Abzug über die Donau zu erkaufen. Das aber wollte und konnte Decius ihnen nicht zugestehen. So kam es denn in der Dobrudscha bei Abritum oder Forum Trebonii tief im November 251 zu der furchtbaren Entscheidungsschlacht. Anfangs sehr glücklich, geriethen die Römer bei ungestümem Vordringen zuletzt in einen gefährlichen Sumpf, der die letzten Massen der Gothen deckte, und fanden hier, Decius mit ihnen, in dem tückischen Moore und unter dem Pfeilhagel der Gegner einen schauerlichen Untergang. Es war das schreckliche Gegenstück zu der Katastrophe des Varus im Lippischen Walde.

Zweites Kapitel.

Die Auflösung des Reiches.

Der Eindruck, den die Kunde von dieser schweren Niederlage auf die Völker des Reiches machte, war im höchsten Grade niederschlagend. Ueberall hatte man das Gefühl, daß es mit der alten Größe Roms zu Ende gehe. Unmittelbar freilich wurde man nicht sogleich wieder bedroht. Die Gothen, durch den Legaten Gallus nicht weiter aufgehalten, kehrten über die Donau mit ihrem Raube zurück. Das Reich fand sofort einen neuen Kaiser in eben diesem Gallus, einem Römer aus Perusia, dem nachher die Schuld beigemessen worden ist, er habe aus Herrschbegier heimliche Verbindungen mit den Gothen angeknüpft und verrätherischer Weise den Decius veranlaßt, sich auf das gefährliche Terrain zu begeben, in welchem dieser den Tod fand. Einstweilen veranlaßte er jedoch, daß sowohl des Decius zweiter Sohn Valens Hostilianus, wie sein eigener, Volusianus, zu Cäsaren erhoben wurden. Darauf aber schloß er mit den Gothen einen schimpflichen Frieden, durch welchen sie ihre ganze Beute behielten und ihnen ein jährlicher Tribut bewilligt wurde. Dann kehrte er (252) nach der Residenz zurück.

Die Römer hatten jedoch nicht viel Zeit, an die brennende Schande zu denken; denn schon war im Inneren des Reiches ein neuer gefährlicher Feind im Anzuge, der zu den Schrecknissen der Münzkrisis und der feindlichen Angriffe gesellt, erbarmungslos die Kräfte der Völker des Reiches verzehrte, und sehr wesentlich die grauenvolle Signatur der nächsten zwanzig Jahre verschärfen half, — nämlich die Pest. Seit 251 nämlich breitete sich wieder, diesmal vom obern Nil her, eine zerstörende Epidemie über die Provinzen des Reiches aus. Wesentliche Symptome dieser (sogenannten „Cyprianischen",) höchst ansteckenden Pest waren starkes Fieber, Pusteln, Durchfälle, viel Erbrechen, starke Affektion des Schlundes, Röthe der Augen, auch wohl brandige Zerstörung der Füße und Lähmung der untern Extremitäten, Taubheit und Blindheit, dazu rasender Durst. Ob es eine Bubonenpest, ob es ein Typhus oder eine Blatternepidemie gewesen, ist unter den Sachverständigen zweifelhaft. Genug, die Seuche suchte zunächst Aegypten und Alexandrien furchtbar heim, und verbreitete sich dann auf dem seit Thukydides' Zeiten gewöhnlichen Wege theils über Asien, theils über die Balkanhalbinsel, und drang jedenfalls durch den Schiffsverkehr, nach Italien und Rom vor, wo seit dem Spätsommer 252 die Verheerungen schrecklich wurden. Auch der Cäsar Hostilianus starb. Besonders empfindlich aber wurde die Menschenverwüstung in den nur erst durch den Gothenkrieg so schwer heimgesuchten Ländern der Balkanhalbinsel. Es ist nun nicht sicher festzustellen, ob bis über die Zeit hinaus, wo nachmals noch der große Kaiser Claudius der Pest erlag, immer dieselbe Epidemie weiter gewüthet hat. Gleichviel aber, ob es so sich ver-

hielt und also nach mehrfachen Zeiten des Sinkens der Zerstörungswuth die Epidemie wiederholt wieder akuter auftrat, oder ob mehrere verschiedene Seuchen damals nach einander auftraten: jedenfalls wirkte diese Pest ganz vorzugsweise unheilvoll auf das Reich. Unmittelbar nämlich decimirte sie namentlich in der Osthälfte des Reiches die Reihen der kämpfenden Truppen und richtete auf dem Lande wie in den Städten wiederholt schlimme Verheerungen an; und es half wenig, daß sie zuweilen auch zu den Feinden hinübersprang und unter denselben Schrecken und Jammer verbreitete. Dazu aber wirkte sie, im Verein mit der wiederholt sie begleitenden Theurung und theilweiser Hungersnoth, und mit der chronischen, in den nächsten Jahrzehnten immer schärfer in den Vordergrund tretenden Münzkrisis gewaltig mit dahin, die Lebens- und Widerstandskraft der Völker des Reiches gegen die Angriffe der auswärtigen Feinde zu schwächen und zu lähmen. Und für die späteren Zeiten bereiteten die Kalamitäten und der Jammer dieser Epoche, bereiteten die Verwüstungen namentlich auch dieser Epidemieen einerseits, die physische Ausartung und Verkommenheit der späteren Generationen andrerseits im Verein mit unaufhörlichen äußeren und inneren Kriegen eine Lage des Reiches vor, wo die massenhafte Durchsetzung des Volkes in den verödeten Provinzen mit fremden Ansiedlern immer unabweisbarer wurde.

Einstweilen unterstützte die große Politik der Machthaber im römischen Reiche die durch die Arbeit der Pest eingeleitete innere Auflösung. Der schmachvolle Friede des Gallus mit den Gothen erbitterte die Armee an der Donau um so mehr, weil er dem Reiche nicht einmal Ruhe gewährte, sondern von verschiedenen der Grenzvölker, namentlich von den Bundesgenossen der Gothen, wie auch von Stämmen, die in den Vertrag nicht mit eingeschlossen waren, gar nicht ernstlich beachtet wurde. Da wußte der neue Legat der mösischen und der pannonischen Legionen, M. Aemilius Aemilianus, ein tapferer und entschlossener General mauretanischer Abkunft, das Ehrgefühl und die Zuversicht seiner Soldaten aufzustacheln. Er versprach ihnen als Lohn den Tribut, der den Gothen gezahlt wurde, und wußte wirklich durch glücklichen Ueberfall eine in das Reich eingedrungene feindliche Schaar zu vernichten. Dann überschritt er die Donau und brachte den Feinden noch weitere erhebliche Schläge bei. Das war in der ersten Hälfte des Jahres 253 n. Chr. geschehen. Leider aber waren weder die Soldaten noch ihr Feldherr mit solchen Erfolgen zufrieden. Die Erhebung Aemilians zum Gegenkaiser in der Mitte des Jahres 253 gab das Signal zu einem neuen Thronkriege, der zwar ziemlich schnell verlief, aber für die äußere Lage des Reiches in ganz überraschender Weise verderblich geworden ist. Denn die durch den neuen inneren Krieg veranlaßte Entblößung der Rhein- und Donaulinie wurde nun Anlaß, daß auf drei Hauptstellen gewaltige deutsche Massen sich auf das Reich stürzten: während der Tod des Decius und der innere Krieg gleichzeitig auch die Perser zur Wiedereröffnung ihrer Angriffe, diesmal in großartigem Style, gelockt hatte.

Aemilianus also marschirte nach seiner Erhebung mit der illyrischen Armee nach Italien, wo abermals die große Entscheidung fallen sollte. Kaiser Gallus aber war nicht gewillt, sofort die Waffen zu strecken, sondern stellte kräftige Rüstungen an. Vor Allem gebot er dem Valerian, damals Befehlshaber in Rätien und Noricum, die rheinischen Armeekorps nach Italien zu rufen. Es scheint, daß dieser Feldherr sich nicht allzusehr beeilt hat, dem Gallus zu Hülfe zu kommen. Wenigstens befand er sich noch in den Alpenprovinzen, als sich das Schicksal des Gallus entschied. Aemilian war unaufhaltsam tief in die italische Halbinsel vorgedrungen. Erst bei Interamna (jetzt Terni) im südlichen Umbrien, nur noch 10 Meilen von der Reichshauptstadt entfernt, traf er auf die Truppen, die Gallus und Volusian ihm entgegenstellten. Zu einem ernsthaften Kampfe kam es aber nicht. Aemilians bisherige Haltung und die stärkere Zahl seines Heeres wirkte so kräftig, daß die eigenen Soldaten seines Gegners diesen und seinen Sohn ermordeten; zu Anfang (im Februar) des Jahres 254. Nun konnte Aemilian ohne Schwertstreich in Rom einziehen und sich von dem Reichsrath als Kaiser anerkennen lassen, dem gegenüber er die größte Ergebenheit an den Tag legte. Seine Herrschaft ließ sich nicht übel an; aber er sollte derselben nicht lange froh werden. Denn schnell genug erfuhr man, daß schon im Jahre 253, schon vor des Gallus Tode, General Valerian, der damals als Mensch und Feldherr überall im höchsten Ansehen stand, dem Wunsche seiner Offiziere nachgegeben und auch seinerseits den Purpur genommen hatte. So schien denn ein neuer Bürgerkrieg unvermeidlich. Jetzt aber machte sich ein anderes Element bemerklich, welches bis zu der Erhebung Diokletians auf den Thron nun wiederholt in den Vordergrund tritt. Mochte immer das römische Heer damals moralisch tief korrumpirt, der gemeine Mann und die Masse der Centurionen damals arg verwöhnt und jeden Augenblick zur Meuterei geneigt sein: die hereingebrochene eiserne Zeit hatte bereits wieder einen trefflichen Stab entstehen lassen, wie er seit des Septimius Severus Tode, — während der langen Epoche, wo keiner der Kaiser zugleich ein tüchtiger Feldherr, — der Armee nur zu sehr abhanden gekommen war. Und diese Stabsoffiziere, so scheint es, waren es jetzt, die keinen neuen Bürgerkrieg wollten. Die Niederlage des Aemilian schien seinen Legaten gewiß. Valerian war nach Aller Ansicht weit mehr zur Herrschaft berufen, als sein jetziger Gegner. So scheinen zwischen den Hauptquartieren beider Kaiser lebhafte Verhandlungen stattgefunden zu haben, deren Ergebniß es war, daß Aemilian auf dem Marsche nach Norden gegen die Legionen des nun rasch sich nähernden Valerian, nur drei Monate nach seinem Einzuge in Rom, im Mai 254 von seinen eigenen Leuten bei einer Brücke in der Nähe von Spoletium niedergehauen wurde. Er so wenig wie Gallus hatte das fünfzigste Lebensjahr erreicht.

Unter diesen Umständen zauderte der Senat, bei dem Valerian ohnehin sehr angesehen war, nicht lange, die Anerkennung des Lieblings der

Armee auszusprechen. Gleichzeitig (im Juni 254) erlangte dessen (damals 35jähriger) Sohn Publius Licinius Gallienus die Bestätigung des hohen Hauses für die Theilnahme an der Regierung, zu der sein Vater ihn schon im Jahre 253 berufen hatte.

Der neue Herr des römischen Reiches, Gajus Publius Licinius Valerianus, des Valerius Sohn, ein Römer von vornehmem Geschlecht, und wahrscheinlich um 190 n. Chr. geboren, wurde von den Völkern des Reiches und namentlich in der Hauptstadt mit allgemeiner Freude begrüßt. Die Hoffnung war allgemein, daß jetzt endlich der rechte Mann gefunden worden sei, dem es gelingen werde, die furchtbare Noth der Zeit siegreich zu überwinden. Man hatte in der That Grund genug zu solcher Annahme. Valerian war nicht nur eine edle und sittlich tüchtige Natur, und wenig berührt von der tiefen Entartung seiner meisten Zeitgenossen. Wie Decius hatte er, ohne dessen Idealismus zu theilen, ein Bewußtsein der alten römischen Größe und Tüchtigkeit, und galt in Civil- und Kriegsgeschäften als ein vielbewährter Staatsmann. Ein hochgebildeter Freund der Kunst und Wissenschaft, würde er in günstigerer Zeit bei seiner schlichten und gewissenhaften Art, bei seiner nüchternen Klugheit, bei seiner ernsten und rechtschaffenen Sinnesweise wahrscheinlich auch eine sehr glückliche Regierung geführt haben. Aber zu seinem Unheil waren die Schwierigkeiten, die sich ihm jetzt entgegenstellten, so riesig groß, daß die frische Zuversicht, mit welcher der angehende Sechziger die Zügel der Regierung in die Hand nahm, allmählich in müde und hoffnungslose Verzagtheit umschlug.

Gallienus. (Rom, Capitol. Mus.)

Was Valerianus in unermüdlicher Thätigkeit und Sorge für das

Reich wirklich geleiſtet hat, iſt erſt nach ſeinem und ſeines Sohnes Ausgang recht klar zu Tage getreten. Sein bleibendes Verdienſt um die Zukunft des Reiches beſtand hauptſächlich darin, daß er mit glücklichem Blick und ſicherer Hand für die vielen wichtigen Civil- und Kriegsämter die rechten Männer zu finden verſtand. Durch Valerian, der wahres Verdienſt zu fördern und ärmere, aber begabte Männer auf verſchiedene Weiſe zu heben bemüht war, iſt vor Allem jener impoſante Generalſtab geſchaffen worden, in deſſen Reihen nahezu ſämmtliche jener ausgezeichneten Männer ſich befanden, die nachher bis zu Diokletians Zeit als die Retter des Reiches auftraten. Dabei gehörte Valerian zu den einſichtigen Regenten, die neidlos fremde Größe zu würdigen vermögen, und auf den verſtändigen Rath wohlmeinender und wohlbefähigter Freunde mit männlicher Geradheit einzugehen nicht zaudern. Nur ſein Sohn, der junge Auguſtus Gallienus, bei manchen nicht unbedenklichen Schwächen immerhin ein Mann von nicht gemeiner Begabung, war nur eine unſichere Stütze für den alten Herrn; damals hauptſächlich, weil er es nicht verſtand, die Treue der großen Generale an ſeine Perſon zu feſſeln. Und doch wäre gerade dieſes im höchſten Grade wünſchenswerth geweſen; denn die militäriſchen Aufgaben dieſer Zeit nahmen gleich bei Valerians Thronbeſteigung eine ganz koloſſale Ausdehnung an.

Goldmünze von Valerianus mit der Umſchrift: IMP. C(aius) P(ublius) LIC(inius) VALERIANVS AVG.

Der erſte Hülferuf drang nach Rom von der Balkanhalbinſel. Während nämlich Aemilianus im Sommer 253 die illyriſchen Legionen nach Italien geführt hatte, waren gewaltige nordiſche Völkermaſſen über die Donau gezogen, an ihrer Spitze diesmal im Oſten die Gothen, im Weſten die Markomannen, und überſchwemmten alles Land in Thrakien und Makedonien; ihre Streifzüge dehnten ſich bis zu den Grenzen von Griechenland und von Italien aus. Die Noth war groß; indeſſen wußten doch einzelne römiſche Heerführer wacker zu widerſtehen, und die romaniſche wie die griechiſche Bürgerbevölkerung ſah ſich genöthigt, nach langer Ruhe ſich zu ermannen und neben den regelmäßigen Truppen die Mauern ihrer Städte zu vertheidigen. Byzantion, damals nur erſt eine Mittelſtadt und noch dazu ſeit Severs Zeit (S. 499) nicht mehr ſturmfrei, konnte nur wenig wirken. Dafür wurde die heldenmüthige, noch neuerdings von Decius durch eine friſche Kolonie verſtärkte Stadt Theſſalonike, wo der tapfere Legat Valens kommandirte, das ſtarke Bollwerk der großen Halbinſel. An ihren Baſtionen brach ſich die wilde Fluth der deutſchen, ſarmatiſchen und getiſchen Schaaren. Während in Achaja die Griechen zu Landmilizen zuſammentraten, die Thermopylen und andere Päſſe ſperrten, die Athener ihre Stadtmauer wieder vertheidigungsfähig machten, die Peloponneſier nach uralter Praxis wieder eine Mauer über den Iſthmos zogen, hielt die makedoniſche Seehauptſtadt tapfer den nordiſchen Anprall aus, bis nach Valerians Thron-

besteigung die illyrischen Legionen wieder nach der Donau marschiren konnten. Und nun begann ein mehrjähriges Ringen der Römer um die Sicherung der Donaulinie.

Bei der Fülle der Aufgaben, welche die Osthälfte des Reiches dem Kaiser stellte, überließ Valerian damals die Sorge für den Westen seinem Sohne. Er selbst war in erster Linie bemüht, die Balkanhalbinsel zu sichern. Es wurde nöthig (S. 538), den Armeebefehl von der Provinzialverwaltung zu trennen und einen Generalkommandeur der illyrischen Provinzen zu ernennen, der über alle Streitkräfte in Pannonien, Dalmatien, Dakien, Mösien und Thrakien zu verfügen hatte, während die einzelnen Corps und bestimmte Terrainabschnitte unter verschiedenen, von ihm abhängigen „Duces" standen. Und nun gelang es in der That den alten und den jungen Generalen des Valerian, — Männern wie Ulpius Crinitus, dieser ein Held ersten Ranges, der seine Abkunft auf Kaiser Trajan zurückführte, wie Macrian, wie Ingenuus und Regalianus, wie Claudius, Aurelian und Probus, unter vielseitigen Mühen die Legionen wieder zu disciplíniren und zu schulen, und den ostgermanischen Völkern die Donau sicher zu verschließen. Die dakischen Kantone freilich galten seit 256 als verloren; nur der siebenbürgische Kern dieses Landes, die Hauptfestungen und die Goldbergwerke, wurden noch immer unter den größten Anstregungen behauptet.

Nun aber wollte es Roms Unstern, daß der Kaiser weder die Zeit, noch die Mittel behielt, um dieser schwer gefährdeten Fronte des Reiches dauernd seine Aufmerksamkeit und seine volle Kraft zuwenden zu können. Denn während auf der Balkanhalbinsel hinter den Legionen Pest und Hunger zerstörend arbeiteten, stand auch der Orient in vollen Flammen. Der Perserkönig Sapor I. hatte seine Zeit nur allzugut benutzt. In seinem ebenso zähen als wilden Hasse gegen die Abendländer hatte er zunächst durch einen großen Schlag Armenien gänzlich an sich gebracht. Der stets zu den Römern neigende arsakidische König Chosroës (S. 542 fg.) war im Jahre 253 auf seine Veranlassung durch Anac, einen seiner Agenten, sammt der übrigen Familie ermordet worden. Nur des armenischen Königs jugendlichen Sohn Dertad (Tiridates) vermochte ein treuer Statthalter, Artavasdes, aus dem Hause Mandakuni, zu den Römern zu retten, bei denen dieser dann lange Jahre als Prätendent lebte. Sapor aber machte Armenien für lange zu einer persischen Satrapie, ließ als echter asiatischer Bluthund die Familie des Artavasdes niederhauen, zwang den Armeniern die iranische Religion auf, und warf sich dann 254 auf das römische Mesopotamien, wo Nisibis und Karrhä in seine Hand fielen. Und nun bot ihm die Zerrüttung des römischen Reiches noch glänzendere Chancen. Seit der Zeit, wo aller Orten die Reichsgrenzen von feindlichen Heeren überschritten wurde, traten nicht nur wiederholt Proletarier und Sklaven auf die Seite der Eindringlinge, sondern es fehlte auch nicht an Leuten besseren Standes, die — mit ihren Landsleuten zerfallen — an ihren Mitbürgern und am Reich zu offenbaren

Verräthern wurden. Namentlich aber regen sich seit der Zeit, wo die Sasaniden als kraftvolle Vertreter der Orientalen in den Vordergrund treten, im römischen Orient südlich vom Tauros immer stärker solche Elemente, die ganz bestimmt auf Abfall vom Reiche sinnen. Damals war es ein Syrer von Antiochia, der Wüstling Kyriades, der — wegen schlechter Lebensführung mit seinem Vater zerfallen, bei zerrütteten Verhältnissen in einer durch die Perser geförderten Revolution das Mittel zu finden hoffte, um als syrischer Kaiser aufzutreten. Dieser Frevler also setzte sich mit Sapor in Verbindung, und machte es möglich, daß die persische Armee — im Herbst, Oktober 255, oder im Sommer 256, das herrliche Antiochia überrennen, plündern und theilweise zerstören konnte.

Unter diesen Umständen blieb Valerian nichts übrig als in aller Eile (256) nach Syrien zu ziehen. Nun wurde allerdings Antiochia sofort wieder gewonnen und mit aller Energie die Wiederherstellung der Stadt begonnen. Alle weiteren Bewegungen aber der Römer in Asien gegen die Perser wurden sehr erheblich dadurch erschwert, daß die Gothen nun auch den Weg über das schwarze Meer nach Kleinasien gefunden hatten.

Es war den Gothen und den ihnen folgenden Völkern gelungen, auch die alten hellenischen Landschaften auf der Krim und in deren Nähe zu gewinnen, die früher das Bosporanische Reich genannt wurden. Damit und durch die schmiegsame Politik der den Gothen noch nicht unmittelbar unterworfenen Bürger der Städte dieser Gegenden kamen die Sieger nun in den Besitz zahlreicher kleiner Schnellsegler, mit denen sie nunmehr, zuerst von seetüchtigen griechischen Matrosen geführt, schnell genug aber selbst zu kühnen Seefahrern umgewandelt, zunächst die Küsten des schwarzen Meeres, und später auch die griechischen Gewässer mit einem Erfolge und einer Kühnheit heimsuchten, die an die Züge der Normannen erinnert. Ein erster größerer Versuch freilich der Heruler und Boranen gegen Pitys am kolchischen Strande im Jahre 255 scheiterte gänzlich an der Energie und Entschlossenheit des Kommandanten Successianus. Nun aber berief diesen Valerian im Jahre 256 zu sich als Gardepräfekten nach Antiochia, um ihm hier die Leitung der Herstellungsarbeiten zu übertragen. Und als nun die pontischen Germanen im Jahre 256 oder 257 mit stärkerer Macht das schwarze Meer überschritten, scheiterte zwar ihr Angriff auf Phasis; dagegen fielen nicht nur Pitys, sondern bei der Feigheit der Besatzung auch das herrliche Trapezunt in ihre Hände, um geplündert und zerstört zu werden. Valerian mußte selbst nach Kappadokien ziehen, um weiteren Einbrüchen der Gothen und deren Verbindung mit den Persern zu wehren.

Und nun reiften auch im Abendlande die unheilvollen Ereignisse, welche bereits die schauderhafte Auflösung, der im nächsten Jahrzehnt das Reich verfallen sollte, vorbereiteten. Zu den gefährlichen Feinden des Reiches waren in neuester Zeit außer den Markomannen an der Donau und den Alamannen an dem Hadrianswall nun auch noch die deutschen Rheinfranken getreten.

Der neue Name der Franken scheint zuerst seit Alexander Severus' Zeit gehört worden zu sein. Die deutschen Völker jedoch, die sich nach Art der Markomannen und der Alamannen allmählich zu dieser neuen Völkergruppe zusammengeballt hatten und seit der Mitte des dritten Jahrhunderts in die Reihe der Zerstörer des römischen Reiches eintreten, waren den Römern durchaus nicht unbekannt. Sie sahen jetzt die alten Stämme der Chamaver, Attuarier und Amsivarier, die Sigambrer, einen tüchtigen Theil der Brukterer und der altgefürchteten Katten, wie auch batavische Elemente wieder als Gegner sich gegenüberstehen; nun aber durch die Lage der Zeit und durch die enge Verbündung unter einander dem Reiche weit gefährlicher, als in Trajans Tagen. Im Ganzen hat es allerdings ziemlich lange gewährt, bis diese niederrheinischen Völker in solcher Weise aggressiv und stürmisch gegen das Reich vorgingen, wie damals die Alamannen. Und gerade Franken sind es, die seit dieser Periode für lange Jahrzehnte theils als hochgestellte Offiziere, theils als Ansiedler und Söldner der Römer ganz vorzugsweise das deutsche Material bilden, mit welchem die Kaiser die Angriffskolonnen anderer deutscher Völker, wie jene der persischen Großkönige abzuwehren sich bemüht haben. Aber wenn auch im Ganzen die Ausbreitung der Franken, die wahrscheinlich auf der batavischen Seite begann, nur sehr langsam sich vollzog, so waren sie doch ersichtlich seit Gordians III. Ausgange und nun wieder seit der Katastrophe des Decius und der Erhebung Aemilians als sehr gefährliche Raubschaaren in Gallien eingebrochen. Und ihr damaliges Auftreten, welchem die neuen Einbrüche der Alamannen in das Innere der oberrheinischen Römerlandschaften sehr unangenehm sekundirten, war für die Römer zur Zeit namentlich aus dem Grunde so sehr bedenklich, weil seit Hadrian (S. 396) das Rheinland nur relativ schwach besetzt, weil die Hauptmacht der Legionen seit langer Zeit zwischen Rätien und dem schwarzen Meere aufgestellt, und weil bei den Verwüstungen der Pest und bei der immer kritischer sich gestaltenden Lage der Reichsfinanzen die Aufbietung neuer Heereskörper aus dem Reiche selbst immer schwieriger geworden war.

Postumus. Goldmünze mit der Umschrift: POSTVMVS AVG.

Seit 255 hat Gallienus die gallische Ostgrenze zu schützen sich bemüht. Ihm zur Seite hatte Valerian einen ausgezeichneten Mann gestellt, nämlich den Marcus Cassianus Latinius Postumus, der von geringer Abkunft sich durch eigenes Verdienst in die Höhe gearbeitet hatte, und jetzt zum Statthalter in Gallien und Chef der Rheinarmee ernannt wurde. Er galt bei Valerian und bei den Zeitgenossen als ein überaus wackerer Mensch und besaß bei großer Schärfe des Verstandes und erstaunlicher Gewandtheit des Geistes große Talente, die ihn zu einem trefflichen Verwaltungsbeamten und sehr tüchtigen Feldherrn gemacht hatten. Dieser gewaltige Mensch sollte also als leitender Rathgeber dem jungen Gallienus zur Seite stehen. Für mehrere Jahre hatte das auch guten Erfolg.

Ein schlimmes Unheil freilich wurde nicht verhütet. Wie es scheint im Jahre 256 drang doch ein starker fränkischer Haufe in das innere Gallien ein, und es hat nahezu zwölf Jahre gedauert, bis die Trümmer desselben verschwanden. Aber ein Theil dieser Franken hat auch die Pyrenäen passiren, Spanien plündernd durchziehen, 261 selbst Tarragona grausam heimsuchen können; einige Trupps sollen selbst Afrika erreicht haben. Dagegen waren die Alamannen hinter den Neckar gedrängt worden, und unter riesigen Anstrengungen gelang es, das zur Zeit vorzugsweise bedrohte Rheinthal von Mainz bis Coblenz und das Gebiet der Mosel ernsthaft zu schützen und Valerians vollen Dank zu erwerben. Leider aber gehörte zu des Gallienus namentlich für diese Zeit höchst bedenklichen Eigenschaften der üble Umstand, daß er nicht wie sein Vater neidlos Männer von überlegener Größe an seiner Seite zu betrachten vermochte, und theils aus Eifersucht, theils aus Rücksicht auf seine persönlichen Interessen als Regent Schritte that, die nur zu sehr geneigt waren, solche Leute ihm zu entfremden. Das zeigte sich in geradezu verhängnißvoller Weise zuerst im Jahre 258, wo ihn die Botschaft vom Rhein abrief, daß in Pannonien eine Empörung gegen das Kaiserhaus ausgebrochen war.

Wir berühren damit den Anfang der unheilvollen Entwickelung und zugleich jener düsteren Zeiten, welche die späteren römischen Historiker, — bei der damaligen Praxis, einen Usurpator „Tyrannus" zu nennen, — in thörichter und gesuchter Erinnerung an Athens Schicksal nach der Schlacht bei Aegospotamoi das Zeitalter der „dreißig Tyrannen" zu nennen beliebt haben. Es ist vielmehr die furchtbare Episode der Pronunciamientos und des „Provinzialkaiserthums" der römischen Heerführer. Die schreckliche Erscheinung, daß seit 258 fast Schlag auf Schlag die Chefs verschiedener Heere und Provinzen sich für selbständig erklären, den Purpur nehmen, und theils mit Gallienus um die Krone kämpfen, theils nur ihre Provinzen selbständig zu regieren trachten, dadurch aber mit nur Einer Ausnahme die Noth im Reiche auf eine unerhörte Höhe steigern, erklärt sich aus einem Zusammenwirken sehr verschiedener Umstände. Mehrere der namhafteren dieser Provinzialkaiser, namentlich nach Valerians traurigem Ausgange, sind durch den Gegensatz zu Gallienus bestimmt worden, der ihnen trotz mancher guten Eigenschaft weder als Feldherr, noch als Regent imponirte, der auch diesen oder jenen empfindlich verletzt hatte. Wenn aber die Feldherren selbst zu solchem Schritte sich verstiegen, so war es natürlich, daß der alte meuterische Sinn der Legionen sich neu entfesselte. Und da jedes solcher Pronunciamientos für die Soldaten und Offiziere erhebliche Vortheile an Geschenken und Avancements mit sich brachte, so rief die Laune derselben nun wiederholt zwischen den großen Erhebungen auch noch mehrere sekundäre und ephemere hervor. Schlossen sich hieran schnell genug noch andere, völlig frivole Empörungen, so war wenigstens die großartigste Erhebung, die im Orient, für eine Reihe von Jahren nur durch die Nothwendigkeit, den Persern erfolgreich

die Spitze zu bieten, motivirt und daher von Rom aus sanktionirt. Noch andere mögen endlich durch die Stimmung der Provinzialen selbst hervorgerufen sein, die unter Umständen, sei es aus Unwillen gegen einen Befehl der Centralregierung, sei es aus Begeisterung für ihren zeitweiligen, meist blutsverwandten Chef, dessen Ehrgeiz die Richtung auf den Purpur gaben.

Namentlich solche Motive mögen die Empörung des Jahres 258 zuerst bestimmt haben. Damals nämlich wurde der in Kämpfen mit Gothen und Sarmaten erprobte General Ingenuus, ein Liebling der Truppen und Provinzialen, neuerdings aber dem Gallienus entfremdet und verdächtig geworden, von seinen mösischen und pannonischen Legionen zum Gegenkaiser erhoben. Da der alte Valerian überreich durch Gothen und Perser beschäftigt war, so eilte Gallienus vom Rhein nach Illyrien, um den Usurpator zu bekämpfen. In seiner unzeitigen Eifersucht aber auf den stolzen und selbständigen Postumus, der die volle Liebe der gallischen Provinzialen besaß, ließ er als Repräsentanten des Kaiserhauses in Köln seinen jugendlichen Sohn Cornelius Saloninus (von der Kaiserin Julia Cornelia Salonina) als Cäsar zurück, und stellte dem 13jährigen Knaben den Silvanus als Rathgeber zur Seite. Damit war die Drachensaat ausgestreut, die bald blutig aufgehen sollte.

Sobald nun Gallienus die nöthigen Truppen zur Hand hatte, wandte er sich nach Illyrien und eröffnete den Krieg gegen Ingenuus. Die stärkste Hülfe bot ihm der General Gajus Marcus Acilius Aureolus. In Dakien geboren und ursprünglich Hirt, hatte er sich als Soldat in die Höhe gearbeitet, die Gunst des Gallienus und an dessen Seite die Stelle als Oberstallmeister erworben. Ein ausgezeichneter Reiterführer, entschied hauptsächlich seine Gewandtheit und Energie die Hauptschlacht bei dem pannonischen Mursa (j. Essegg) an der Drau. Ingenuus gab sich auf der Flucht selbst den Tod, und Gallienus konnte die empörte Provinz wieder unterwerfen, was zum Theil unter Anwendung furchtbarer Grausamkeit geschah.

Noch stand er i. J. 260 in Pannonien, als von allen Seiten her die schwersten Unglücksnachrichten zu ihm drangen: vom Rhein, aus Italien und aus dem fernen Orient. Am Rhein hatte Postumus schon i. J. 258 einen Angriff der Alamannen zu bestehen gehabt. Es war ihm gelungen, sie wieder zurückzuschleudern. Nun aber wandten sich alamannische Schaaren, jetzt mit markomannischen Kolonnen vereinigt, nach Südosten. Damals sind die deutschen Sturmhaufen langsam gegen Südosten durch die Alpenländer nach Oberitalien vorgedrungen und bis vor die Wälle von Ravenna gelangt. In Rom selbst wurde das Volk unruhig, und der Senat, damals noch neu belebt durch die guten Beziehungen zu Decius und Valerianus, nahm in Abwesenheit beider Kaiser die Vertheidigung des Landes in die Hand und organisirte die allgemeine Bewaffnung des Volkes. Noch lebte namentlich in Oberitalien, wie man bei Aquileja (S. 550) gesehen hatte, ein guter Theil der alten Kraft; dazu war fast jede Stadt jener Gegenden befestigt, — so konnten die deutschen Streifschaaren nichts Rechtes aus-

Aſchenurne, Schwert, Helm, Blasinſtrument, Pfeil- und Speerſpitze aus einem galliſch-italieniſchen Grabe zu Seſto-Calende in Italien.

richten. Und Gallienus hatte endlich die Arme wieder frei, um i. J. 260 die Alamannen, auf deren Kolonnen er bei Mailand stieß, nachdrücklich schlagen zu können. Zur Trennung aber der Markomannen von den alamannischen Deutschen schloß er eine Allianz mit ihrem König Attalus, überließ diesem einen pannonischen Landstrich, und nahm neben der Kaiserin Salonina nun auch noch dessen schöne Tochter zur Frau. Das selbständige Auftreten des Senats dagegen erfuhr seine bestimmte Mißbilligung. Mißtrauisch, wie er war, und zu sein auch wohl allen Grund hatte, enthob er die Senatoren, wie es hieß, jeder Verpflichtung für das Kriegswesen, schnitt ihnen also den Weg zu den höheren militärischen Stellungen ab. Eine Verfügung, die freilich seine Regierung thatsächlich nicht überdauert hat.

Italien war allerdings wieder frei von Feinden, aber um so unheilvoller lauteten die Nachrichten aus Mesopotamien und vom Rhein. Kaiser Valerianus war mitten unter den großen Schwierigkeiten, welche Perser, Gothen und der Aufstand des Ingenuus damals bereiteten, i. J. 258 in Byzantion erschienen und hatte hier mit der Elite seiner illyrischen Generale, unter denen Aurelian i. J. 257 gegen die Gothen an der Donau sich besonders ausgezeichnet, einen großen Kriegsrath gehalten. Kein Akt aber der Weisheit war es, daß er damals die seit 251 thatsächlich erloschene Verfolgung der Christen energisch wieder belebte. Die furchtbare Noth der Zeit, die Pest, die endlosen und verlustvollen Kriege, hatten die Heidenwelt neu aufgeregt; die Götter, hieß es, hätten aus Zorn über die Christen dem Lande den Rücken gekehrt, wo man sie verachtete. So hatten schon i. J. 257 in Rom und Afrika wieder Befehdungen der Christen begonnen, und Verbannung und Zwangsarbeit war wider sie verhängt worden. Nun aber erließ auf Rath seines Generals Macrianus der Kaiser i. J. 258 vom Bosporus aus neue drakonische Befehle. Die Bischöfe und Priester sollten getödtet werden, christliche Männer senatorischen Ranges wurden mit dem Verlust ihrer Würden, Vorrechte und Güter, bei zähem Widerstande mit dem Tode, vornehme Frauen mit Konfiskation und Verbannung bedroht. So mehrte sich wieder die Zahl der Märtyrer, unter denen namentlich der Athener Xystos (als Bischof von Rom Sixtus II. genannt,) und Cyprian von Karthago namhaft sind.

Kriegerische Erfolge von Bedeutung blühten dem alten Imperator aber nicht. Während er i. J. 259 gegen die Perser im Felde lag und den Truppen des Schahinschah, dessen Massen umsonst das starke mesopotamische Edessa zu Falle zu bringen suchten, anscheinend immerhin glücklichen Widerstand leistete, warf sich, durch einen gewissen Chrysogonos geleitet, — ungewiß ob ein griechischer Landesverräther, oder ein entlaufener Sklave, — ein starkes Heer der westlichen Gothen vom Donaudelta her auf die Westküste des schwarzen Meeres, überschritt auf Fischerbarken den Bosporus, und plünderte Chalkedon. Die städtischen Milizen, die Auxiliaren und die wenigen Linientruppen der Römer, die wahrscheinlich damals auch schlecht bezahlt wurden, hielten sich überaus jämmerlich. So konnten die Gothen

denn ohne nennenswerthe Gegenwehr die reichen Plätze des bithynischen Küstenlandes ausrauben, und als die Ueberschwemmungen des Rhyndakos sie zur Umkehr nöthigten, die Städte Nikäa und Nikomedia niederbrennen. Und nun blieb auch die persönliche Katastrophe Valerians nicht lange mehr aus. Die Aktion seiner Armee i. J. 260 wurde erheblich dadurch gelähmt, daß in den kappadokischen Quartieren die Pest mit furchtbarer Heftigkeit auftrat. Als nun die tapfere Besatzung von Edessa einen glänzenden Ausfall gegen die Perser gemacht hatte, hoffte Valerian, sie von Samosata her entsetzen zu können. Aber er zog durchaus den Kürzeren gegen die Perser und hoffte endlich in verzweifelter Müdigkeit, nur noch durch raschen Friedensschluß den Osten retten zu können. Der tückische Schahinschah jedoch, der auf eine persönliche Unterhandlung bestanden hatte, ließ bei dieser Zusammenkunft tief im Herbst 260 den Kaiser in brutaler Weise festnehmen und als Gefangenen nach Persien schleppen, wo der rohe Mensch zum Hohne der Römer den unglücklichen Imperator noch längere Jahre in ausgesucht gemeiner Weise behandelt hat.[1])

So war denn Gallienus nun der Alleinherrscher des Reiches. Aber in die Lage, den Vater zu befreien oder durch zerschmetternde Schläge zu rächen, sollte er niemals kommen. Zu den nun immer bunter sich verwickelnden Zuständen des Ostens gesellte sich sofort ein neuer schwerer Schlag für ihn im fernen Westen des Reiches. Der geniale Postumus hatte seit 258 die Rheingrenze andauernd mit großartiger Kraft geschützt und die begeisterte Liebe der Armee und des Volkes vollständig gewonnen. Und als nun die Schreckenskunde von Mesopotamien nach dem Rhein drang; als keine Fessel der Pietät den Postumus mehr an die Hofburg band: da (noch 260) benutzte er die Gelegenheit eines Konfliktes mit Saloninus und Silvanus zum offenen Bruch. Er rückte gegen Köln vor, und ließ den Prinzen und seinen Rathgeber, die ihm ausgeliefert wurden, niederhauen. Unter dem Jubel der Westromanen hat er dann den Purpur genommen, und (wie es heißt) seinen erwachsenen Sohn sich als Mitregenten zur Seite gestellt. Die Völker des Westens, wozu natürlich auch Britannien gehörte, hatten sich auch nicht in ihm getäuscht. Der gewaltige Mann brachte 262 den Franken eine so entschiedene Niederlage bei, daß sie mit ihm Frieden und Bündniß schlossen und ihn seitdem selbst durch Hülfstruppen unterstützten. Nur die römischen Ansiedlungen im Taunus und auf dem rechten Mainufer waren den Franken und Alamannen für immer in die Hände gefallen. Auch

1) Wann Valerian endlich seinen Tod gefunden hat, ist zweifelhaft. Man nimmt an, daß er noch bis 266 oder 269 in Schuschter gelebt, und erst dann durch die Perser getödtet worden sei. Seine geschundene Haut ließ der Bluthund Sapor in einem der heiligen Feuertempel aufbewahren. Persische Skulpturen in Schapur, Darabgird und Nakschi Rustam stellen die Gefangennahme des Kaisers dar. Die zwischen Schuschter und Dizful angelegte Stadt Gondi Schapur wurde mit romanischen Gefangenen bevölkert.

für den Wohlstand des gallischen Landes wußte Postumus zu sorgen. Freilich die Finanzschwierigkeiten und die heillose Münzkrisis, die damals im Reiche ihren Höhepunkt erreichte, vermochte auch er nicht zu überwinden. Aber Handel und Verkehr, Schifffahrt und Ackerbau konnten überall in den weiten Ländern zwischen Rhein und Pyrenäen gedeihen, soweit nicht neue Kriegszüge die Grenzen verheerten. Das Letztere war allerdings unausbleiblich. Denn auf die Dauer konnte Gallienus es nicht ertragen, daß seiner Herrschaft ein Haupttheil des Reiches entzogen war. Und jeder Kompromiß zwischen Postumus und Gallienus war durch das Blut des Saloninus für immer ausgeschlossen.

Vorläufig war Gallienus durchaus nicht in der Lage, sich gegen Postumus zu wenden. Denn von Asien her drohte schon 261 ein Stoß, der sich unmittelbar gegen seine Person richtete. Nach der verrätherischen Gefangennehmung des alten Valerian nahmen die Dinge in Ostasien einen hochdramatischen Charakter an. Zuerst war der persische Reitersturm wieder jäh auf Antiochia gefallen, die Stadt abermals überrumpelt, geplündert und theilweise eingeäschert worden. Und es war für die Griechen hier ein armseliger Trost, daß König Sapor damals, so scheint es, jenen schuftigen Kyriades, der zur Zeit seiner Macht seinen Vater ermordet, dann aber sich durch zu große Selbständigkeit dem Schahinschah lästig gemacht hatte, jetzt in die Hände der erbitterten Bürger fallen ließ, die ihn nun lebendig verbrannten. Dann aber warf sich Sapor mit aller Macht auf Kilikien, besetzte Tarsos, und griff nun das starke kappadokische Cäsarea an. Hier fand er einen höchst energischen Widerstand der Bürger, den der tapfere Demosthenes glücklich leitete, bis zuletzt ein Verräther den Persern die Erstürmung und Ausraubung der Stadt möglich machte.

Weiter aber sollten die Erfolge der Perser sich nicht ausdehnen. Während der letzten Kriegsscenen hatten die Römer sich wieder unter zwei kraftvollen Führern gesammelt. Der eine war jener Gajus Marcus Fulvius Macrianus. Abkömmling einer Familie, welche den Kultus Alexanders des Großen in ausgedehntem Maße betrieb und den alten Helden sich gewissermaßen zum Schutzpatron auserkoren hatte, war es ihm gelungen, als ein rechter Glückssoldat dieser wilden Zeit durch glänzende Tapferkeit und hohe militärische Begabung sich aus sehr einfachen Verhältnissen emporzuschwingen. In Gallien, in Thrakien, in Illyrien ausgezeichnet, war er zuletzt einer der angesehensten Generale Valerians geworden, und führte zur Zeit der Katastrophe von Edessa, trotz einer Lähmung am Fuß, die erste Stelle unter den Befehlshabern des Orients. Er stand in Samosata, als Valerian gefangen genommen wurde. Hier nun sammelten sich die zersprengten Theile des römischen Heeres, um sich dann in Emesa noch fester zu organisiren. Und nun war es der letzte Gardepräfekt Valerians, der geniale Balista, ein Mann von umfassender Begabung und erstaunlicher praktischer Gewandtheit, der mit Ende 260 sofort die Gelegenheit ergriff, den Persern, die sich in ihrem Siegesübermuth in einzelne Haufen zerstreut hatten, die Römerkraft wieder

nachdrücklich zu zeigen. Er führte eine Abtheilung zu Schiffe nach Kilikien und brachte einem persischen Corps, welches die Stadt Pompejopolis angriff, einen gewaltigen Schlag bei. Aber es war ein Provinzial-Romane des syrischen Ostens, der die römische Waffenehre gegenüber den Persern erst recht wieder zu Ehren bringen sollte.

In der Stadt Palmyra auf der Ostgrenze von Syrien gegen die syrisch-arabische Wüste, ostsüdöstlich von Emesa, — auf einer anmuthigen, üppig fruchtbaren Palmen-Oase belegen, ziemlich in der Mitte zwischen dem phönikischen Gestade und dem Euphratabschnitt von Circesium, — hatte sich unter der Römerherrschaft ein besonders blühendes Leben entwickelt. Die Stadt war als Hauptstation, namentlich für den Handel mit indischen Waaren, auf der Karawanenstraße, die vom Euphrat her nach Damaskus, wie nach Bostra und nach Emesa ging, ein ebenso belebter wie reicher Handelsplatz geworden, und zeigte auch architektonisch eine imposante Physiognomie. Wahrscheinlich erst seit Trajans Zeit (106) römisch, dann aber durch Hadrian, Septimius Severus und Gordian III. sehr begünstigt, und ursprünglich als Stadt griechischer Verfassung, dann seit Septimius Severus als römische „Kolonie" mit italischem Recht, namentlich während des zweiten Jahrhunderts und zu Anfang des dritten immer reicher entwickelt: war Palmyra bei seiner militärisch sehr exponirten Lage nichtsdestoweniger in der letzten schlimmen Zeit der Zersetzung des römischen Reiches von jenen Bewegungen im syrischen Orient nicht unberührt geblieben, welche auf Losreißung von der romanischen Herrschaft und Anlehnung an die Sasaniden hinzielten. So waren in Palmyra Parteiungen entstanden, wo sich dann die mächtigen Handelsherren für Rom und Persien theilten. Unter den Familien der großen Decurionen, deren syrisch-arabische Namen sich mehr und mehr unter romanischem Firniß verbargen, hatte die des Odeynath oder Odheyna lange zu den treuen Anhängern der Römer gezählt. Endlich aber war Septimius Odenathus I. auf die Seite der persischen Partei getreten. Dafür ließ ihn 251 der mächtige Rufinus ermorden. Sein Sohn Odenath II. setzte aber seine Politik mit Energie und mit solchem Erfolge fort, daß die Mehrzahl der Palmyrener ihm zufiel. Als aber der Perserkönig Sapor in seinem gewohnten brutalen Hochmuth die Geschenke einer bei Valerians Fall durch Odenath veranlaßten Gesandtschaft verächtlich hatte ins Wasser des Euphrat werfen lassen, und sich in einer Weise geäußert hatte, die deutlich zeigte, daß er keine Allianz, sondern sklavische Unterwerfung der Palmyrener fordere, war Odenath sein erbitterter Gegner geworden. Und bei seiner glänzenden Begabung zum Herrscher, bei seiner Entschlossenheit, Tapferkeit und militärischen Befähigung, ergriff er, als Chef des Senats von Palmyra der Herr seiner Stadt, die Gelegenheit, um nach der Katastrophe von Antiochia und dem Siege des Balista, mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln den Persern einen furchtbaren Schlag beizubringen und zugleich sich selbst zu einer höchst bedeutsamen Machtstellung emporzuschwingen.

Odenath hatte in Palmyra ein stattliches Corps gesammelt und mit demselben zahlreiche versprengte römische Soldaten verbunden. Mit dieser tapfern Schaar rieb er nicht nur die persischen Haufen gänzlich auf, die vor Balista flüchteten, sondern packte auch das persische Hauptheer unter König Sapor bei Samosata kräftig an. Der hochmüthige Barbar mußte in aller Eile über den Eufrat retiriren. Und nun trieb ihn Odenath durch Mesopotamien vor sich her, gewann Karrhä und Nisibis zurück, jagte dem Schahinschah seinen Harem ab, und scheuchte die Perser bis nach Ktesiphon zurück.

Diese Thaten füllten einen Theil des Jahres 261. Den Kampf gegen die Perser jetzt noch weiter fortzusetzen, vermied Odenath, weil inzwischen in Kleinasien die politischen Verhältnisse eine gänzlich neue Gestalt angenommen hatten. Der Held von Palmyra war bisher immer im Namen des Kaisers Gallienus aufgetreten, der auch die frischen Siegesbotschaften und mehrere persische Gefangene in der Hofburg empfing, und nicht säumte, den tapfern Odenath zum obersten Feldherrn des Reiches im Orient zu ernennen. Mochten nun auch die Pläne des letzteren weit über diese Stellung hinausgehen, jedenfalls war es auch sein Interesse, dem Usurpator zu wehren, der inzwischen in Vorderasien den Purpur genommen hatte. Kaum nämlich war das römische Gebiet durch Balistas und Odenaths erste Siege wieder gesichert, so trug die wohlbearbeitete Stimmung der Armee, unter erheblicher Mitwirkung des nun als Gardepräfekt weiter fungirenden Balista an Stelle des „Weiberhelden" Gallienus dem General Macrianus die Krone an; zu Anfang des Jahres 261. Bei seinen großen Reichthümern erwiderte dieser den Antrag durch Zusicherung doppelten Soldes (oder eines verdoppelten Antrittsgeschenkes) für die Legionen, ergriff auch sofort die Zügel der Regierung mit Kraft, veranlaßte aber, daß formell seine beiden Söhne, Gajus Macrianus und Gajus Quietus zu Augusten erhoben wurden. Nun galt es, den Gallienus zu stürzen. Balista und Quietus sollten zum Schutze des Landes in Asien bleiben. Er selbst und Gajus wollten mit 45,000 Mann die thrakischen Meerengen überschreiten; zuvor mußte nur erst, was sehr schnell geschah, die Huldigung des Ostens mit Einschluß von Aegypten gewonnen werden. Als Vortrab aber schickte er mit einem Theile der übrigen Truppen den tapferen und vielfach ausgezeichneten L. Calpurnius Piso Frugi im Frühling 261 nach der Balkanhalbinsel. Dieser sollte in Thrakien Fuß fassen, namentlich aber den Widerstand des alten Helden (S. 565) von Thessalonike, des Valens, beseitigen, welcher ein eifriger Freund des Gallienus, persönlicher Gegner des Macrian, und zur Zeit Statthalter von Achaja war.

Darüber verlor das römische Reich mehrere seiner besten Generale. Denn als Piso sich dem durch Valens gehüteten Gebiete näherte, ergriff die Truppen beider Gegner der Taumel der „Kaisermacherei". Wahrscheinlich nur um sein Heer überhaupt in der Hand zu behalten, mußte zunächst Valens den Purpur nehmen. Und wie die aus Asien kommenden Legionen die

griechische Halbinsel wieder mit der Pest ansteckten, so griff dafür der Geist des Pronunciamiento von Valens' Corps hinüber nach jenem des Piso, der — vielleicht in Thessalien — nicht umhin konnte, sich als Kaiser ausrufen zu lassen. Zu Kämpfen jedoch kam es nicht. Valens wußte, so leid es ihm um den tüchtigen Mann that, unter Pisos Heer eine Meuterei zu entzünden, bei welcher dieser den Tod fand. Aber auch Valens selbst fand gleich nachher den Untergang. Sei es daß die alten Leute des Piso die Blutrache nahmen; sei es daß die hier betheiligten Truppen die Gunst entweder des Macrianus oder der Generale des Gallienus erkaufen wollten: genug, auch Valens starb unter Soldatenhänden. Bis gegen Mitte Juni 261 war diese sekundäre Katastrophe vorüber.

Nun aber zogen von Osten Macrianus und sein Sohn mit 45,000 Mann nach der blutgetränkten Balkanhalbinsel. Der Usurpator des Orients hoffte offenbar, sich mit Aureolus, der jetzt für Gallienus in Illyrien kommandirte, leicht verständigen zu können; was ihn zu solcher Annahme zu berechtigen schien, ist uns freilich nicht bekannt. Aber er hatte sich gänzlich getäuscht. Aureolus blieb der Hofburg treu. Und in der Hauptschlacht, die gegen Ende des Jahres 261 auf der illyrisch-thrakischen Grenze ausgefochten wurde, erlagen die viel schlechteren Truppen des alten Macrian den illyrischen Kerntruppen des Aureolus und dem Ungestüm seines Legaten Domitian. Macrian und sein Sohn fanden den Tod, 30,000 ihrer Leute traten zu dem Sieger über. Nun stürzte überall im Orient die ephemere Macht des Hauses Macrianus zusammen. Im Jahre 262 fand auch Quietus zu Emesa, sei es durch die Bürger der Stadt, sei es durch die Soldaten oder auch durch Balista den Tod. Der letztere, der sich anfangs mit Odenath zu verständigen versucht hatte, wurde schließlich doch auch (ob durch den Palmyrener ist zweifelhaft) auf seiner Villa bei Daphne aus dem Wege geräumt.

So war also Gallienus im Jahre 262 wenigstens nominell der Augustus in allen Landen westlich von den Alpen. Aber Ruhe und Glück sollte er nicht finden. Der wahre Charakter dieses Kaisers gehört zu den Problemen der römischen Kaisergeschichte. Sicher ist nur das Eine, daß er den furchtbaren Aufgaben dieser Schreckenszeit nur unvollkommen gewachsen war, während seine reiche und vielseitige Natur in milderer Zeit ihm wahrscheinlich einen keineswegs ungünstigen Namen erworben haben würde. Aus einer objektiven Prüfung der von den aufständischen Generalen wider ihn geschleuderten Schmähungen, des Lobes aus christlichem Munde, und der Ueberlieferung von seinen Thaten, ergiebt sich nun etwa dieses Bild. Wer in jenem entsetzlichen Zeitalter den römischen Kaiserpurpur mit Erfolg und zum Segen des Reiches tragen wollte, mußte zugleich der größte Feldherr der Legionen und ein administratives Genie sein. Er mußte zugleich eine eiserne Willenskraft, eine grandiose Selbstbeherrschung, eine unerschütterliche zähe Ausdauer, kaltblütige Energie, niemals versagende gleichmäßige Arbeitskraft und Arbeitslust besitzen, — und dabei auf jedes andere Glück, als den blutigen Lorbeer-

kranz des Schlachtensiegers, und auf jedes ruhige Behagen für immer verzichten. Zu seinem und des Reiches Unheil ist Gallienus ein solcher Kaiser nun aber nicht gewesen. Er war immerhin ein tüchtiger Feldherr, durfte sich aber nicht mit Generalen wie Postumus, Claudius, Aurelian und Odenath vergleichen. Er war auch persönlich tapfer, und hat zu keiner Zeit das Schlachtgetümmel gescheut, auch nicht wenige kriegerische Erfolge erzielt. Es fehlte ihm gar nicht an Eifer und Thätigkeit für die Regierung; aber hier hielt er mit Postumus und Odenath den Vergleich nicht aus. Nur daß die entsetzliche Krisis der Finanzen und des Münzwesens nicht ihm zur Schuld geschrieben werden darf. Wirklich nachtheilig aber wurden ihm mehrere charakteristische Züge seines Wesens. Anders als sein Vater, ließ sich Gallienus zu stark durch das dem römischen Principat seit seiner Entstehung anhaftende, und durch die ihm in allerdings unerhörtem Maße begegnende, vielseitige Treulosigkeit hochstehender Zeitgenossen immer tiefer bei ihm ausgebildete Mißtrauen bestimmen. Dieses Mißtrauen und die Eifersucht auf kühn aufstrebende Soldaten hat ihn manchen Anhänger gekostet; dies um so mehr, weil er nicht Valerians sicheren Takt in der Auswahl und in der rechtzeitigen Förderung und Belohnung tüchtiger Naturen besaß. Weit mehr jedoch machten ihm seine Gegner in der Armee, und auch mehrere Offiziere, die ihm bis zu Ende treu blieben, zwei andere Eigenschaften zum Vorwurfe. Einerseits war Gallienus nicht so veranlagt, um mit einer gleichmäßigen Rastlosigkeit zu arbeiten. Er hatte die bedenkliche Neigung, nach gewaltigen Anstrengungen gern zu rasten, und sich Genüssen sehr verschiedener Art, wie er sie liebte, hinzugeben. So erhielt seine Haltung etwas eigenthümlich Springendes und Ungleiches. Allmählich brachte ihn das Uebermaß des Unheils zu einer Art von Indolenz, die ihn zuweilen schreckliche Schicksalsschläge mit wahrem Galgenhumor aufnehmen ließ, während er unter Umständen, wenn sein Blut in Wallung gerieth, im Gegensatz zu seiner eigentlich milden Natur, sehr grausam auftreten konnte. Am meisten aber verdroß es die Generale der Grenzlegionen, daß dieser Kaiser neben einer gewissen Neigung zur Schwelgerei und zu den Frauen mit großer Vorliebe sein Behagen und seine Freude an der Pflege mancher Interessen fand, die allerdings nur in Zeiten tiefen Friedens einen römischen Imperator ernstlich hätten in Anspruch nehmen sollen.

Gallienus war ein großer Freund der Kunst und Litteratur, und in ähnlicher Art wie einst Hadrian dem Hellenismus ergeben. Nun aber mußte in Galliens eiserner Zeit, welche unaufhörliche Anspannung aller Kräfte gebieterisch forderte, Vieles als müßige Spielerei oder selbst als frivoles Getändel erscheinen, was in Hadrians Zeit als zierliche Arabeske wie ein eleganter Schmuck die ebenso glückliche, als gigantische Reichsarbeit des großen Aeliers begleitete. Unzweifelhaft hat jedoch ein Theil der späteren Historiker des Gallienus nach dieser Richtung hin die Schilderung ins Maßlose übertrieben. Aber freilich, die Pflege des Gartenbaues, die musi-

kalischen Liebhabereien, der schwärmerische Apollokultus, die anmuthigen Gedichte und die witzige Rhetorik des Gallienus; nicht minder seine Freude an Uebernahme der zu interessanten Alterthümern degradirten attischen Ehrenämter, und die freundschaftlichen Beziehungen zu dem geistvollen Plotin, dem damaligen Haupte der neuplatonischen Schule, dem größten Philosophen dieser Zeit, der seit 244 in der Residenz lebte, nahmen, um es sehr maßvoll auszudrücken, einen viel zu breiten Raum ein in der Thätigkeit dieses Regenten in so blutig dunkeln Tagen. Und die alten Generale hatten gar sehr Grund zu bitterem Unwillen, wenn sie sahen oder hörten, daß nun dieser auch finanziell so bedrängte Gallienus Zeit und Geld verschwendete zur Anlage großartiger Prachtwerke, (darunter seiner eigenen Kolossalstatüe,) die jedoch die späteren Herrscher nicht vollendet haben. Wirklich erhalten hat sich von seinen Denkmälern in Rom nur ein ziemlich unbedeutender Bau. Es war ein schmuckloser, ganz aus Travertin erbauter, Ehrenbogen auf dem Esquilin, der (anscheinend 262 vollendet) dem Kaiser und der Salonina durch den Polizeipräsidenten M. Aurelius Victor dedicirt wurde. Er lag in der Linie der alten Mauer des Servius Tullius, an der Stelle der alten Porta Esquilina.

Sonst freilich war mit Ausnahme der günstigen Botschaften aus dem Orient zur Zeit in Rom nur wenig Anlaß zur Freude. Wirklich tiefere Theilnahme hatte Gallienus gerade jetzt nur einem Theile der Reichsbürger abzugewinnen gewußt, es waren die Christen. Von Natur wohlwollend, und keineswegs den harten altrömischen Idealen eines Decius ergeben, hatte er gleich nach Antritt seiner Alleinherrschaft die gegen die Christen gerichteten Edikte Valerians aufgehoben. Er verfügte noch mehr zu Gunsten jener thatsächlichen Duldung, der sich die Christen nunmehr bis zu Ende von Diokletians Regierung wirklich erfreut haben. Die Bischöfe sollten wieder ruhig und sicher leben, die Heiden aber den Christen deren heilige Versammlungsplätze und Begräbnißplätze wieder einräumen. Mit Valerians Verfolgung war nämlich auch das Verbot aller gottesdienstlichen Versammlungen und des Besuchs der Cömeterien verbunden gewesen, die heiligen Orte für den Fiskus eingezogen worden. Nach dieser Seite gewann also Gallienus jetzt nicht wenige treu ergebene Anhänger.

Dagegen hörten die schweren Leiden des Reiches nicht auf, obwohl so großartige Schreckniſse, wie sie Sapor dem Orient bereitet hatte, nicht sogleich wiederkehrten. Bei der damaligen zerrütteten Lage der römisch-griechischen Welt und unter dem beängstigenden Druck der Pestluft wurden natürlich die altgewohnten Calamitäten des Südens, — Erdbeben, die 262 in Asien, in Afrika und an der Tiber erheblichen Schaden anrichteten, noch schwerer als sonst empfunden. Das Schlimmste war und blieb jedoch, daß die politischen Erdbeben niemals aufhörten, daß die Epidemie der Pronunciamientos von Provinz zu Provinz, von Lager zu Lager sich fortsetzte, und auch Länder, wie die reichen Provinzen an der afrikanischen Küste

erfaßte. Oft genug mag neben dem Kitzel des Ehrgeizes und neben der Soldatenlaune hier auch der Wunsch der Einwohner mitgewirkt haben, ihre mühsam aufgebrachten Steuern nicht über ihre lokalen Grenzen gebracht zu sehen. Aber die meisten dieser sekundären Erhebungen sind sehr schnell wieder niedergeworfen worden; meistens schneller, als (262) der Raubkrieg, den nach Art der alten Insurgenten zur Zeit des Scipio Aemilianus, auf der Insel Sicilien empörte Sklaven und Proletarier gegen die großen Grundherren der Insel eröffneten.

Nichtsdestoweniger schien nach des Macrianus Untergange i. J. 262 für Gallienus die Zeit gekommen, um endlich die Waffen gegen den rheinischen Usurpator Postumus zu richten. Das wurde jedoch durch zwei neue sehr bedenkliche Bewegungen verhindert. Auf der einen Seite nämlich brach in dem kaum erst wieder gewonnenen Aegypten ein gefährlicher Aufstand aus. Bei der reizbaren, stolzen und herben Sinnesart der Aegypter und bei der händelsüchtigen und unruhigen Art der Griechen von Alexandria war hier einer der landesüblichen Konflikte zwischen römischen Soldaten und ägyptischen Massen zu einem großartigen Tumult angeschwollen. Und über dessen Bekämpfung ergriff Gallienus' Statthalter Tiberius Sestius Alexander Aemilianus die Gelegenheit, sich mit dem Purpur zu bekleiden. Da er sich jedoch genöthigt sah, eine Anzahl ägyptischer Nilstädte erst zu erobern, und nicht über das Meer hinübergriff, so überließ Gallienus das Nilthal einstweilen seinem Schicksal; um so mehr, als im Centrum des Reiches eine größere Gefahr blutig und drohend emporwuchs.

Seit 259 hatte die Reichsgewalt mit Eifer sich bemüht, die Stadt Byzantion, die durch ihre strategisch so sehr wichtige Lage auf der Uebergangsstelle nach Kleinasien, wie als naturgegebenes Bollwerk zum Schutze der Meerengen gegen die pontischen Völker und zugleich der östlichen Balkanhalbinsel, die höchste Sorge erforderte, endlich wieder stark zu verschanzen. Auf Grund namentlich der gothischen Gefahren war nach Macrians Falle hier ein starkes Truppenkorps aufgestellt worden, vielleicht zum Theil aus Macrians alten Truppen bestehend. Unter diesen nun brach i. J. 262, ungewiß aus welchen Motiven, ein furchtbarer Aufstand aus. Dabei wurde die Stadt rücksichtslos geplündert, die Einwohner in Masse ermordet, ihr Wohlstand für mehrere Jahrzehnte ruinirt. Mehr noch, die Gothen, so scheint es, benutzten die Zeit, überschritten die Donau, und schwärmten verheerend nach Thrakien, Makedonien, bis zu den Grenzen von Achaja, wo sie endlich der tapfere General Marcianus aufhielt und zum Rückzuge nöthigte.

Da eilte Gallienus zornentbrannt mit starker Macht nach der Balkanhalbinsel, zwang die Meuterer zur Ergebung, und richtete nun unter den wilden Frevelgenossen ein furchtbares Blutbad an. Bis zum J. 263 blieb er am Bosporus, um dann erst nach Rom zurückzukehren. Dies war einer der Momente, wo er, — was ihm so bitter vorgeworfen wird, — sich jäh in üppige Feste stürzte. Nicht nur, daß er wahrscheinlich den Weg über

Athen nahm, um sich in die Eleusinischen Mysterien einweihen zu lassen: in Rom feierte er das Fest seiner „Decennalien" (S. 8) mit einer Heiterkeit und einer Pracht, die freilich zu dem düsteren Kolorit der Lage des Reiches nur schlecht stimmte.

Nun endlich glaubte er aber an den gallischen Krieg ernsthaft denken zu können. Es galt, sich vor Allem des Orients zu versichern. Der tapfere Odenath hatte nicht aufgehört, die Perser mit Glück zu bekämpfen und anscheinend i. J. 263 sich selbst gegen Ktesiphon versucht. Solche Verdienste, vielleicht aber auch die Besorgniß, daß der Palmyrener mit noch kühneren Gedanken sich trage, bestimmten den Gallienus, auf Rath seiner nächsten Angehörigen, i. J. 264 den gewaltigen Mann zum Mitregenten und Augustus des Orients zu erheben. Dann aber wandte er sich nach Gallien. Einer unter Theodotus vorausgeschickten Abtheilung folgte der Kaiser selbst mit den Generalen Aureolus und Claudius. Anfangs ohne rechten Erfolg operirend, gelang es den Kaiserlichen endlich, ihren großen Gegner trotz seiner deutschen Hilfstruppen aufs Haupt zu schlagen. Nur dadurch, so scheint es, hielt sich Postumus, daß es ihm gelang, einen der Generale des Gallienus, den M. Piauvonius Victorinus, sammt seinen Truppen, fünf Legionen, zum Abfall vom Kaiser zu bestimmen; er gewährte ihm dafür einen Antheil an seiner gallischen Herrschaft. Trotzdem verlor er i. J. 265 abermals eine Schlacht. Als aber Gallienus bei dem Angriff auf eine von Postumus vertheidigte Festung schwer verwundet wurde, gab er, dessen Sache zähe Ausdauer nicht war, den Krieg auf und kehrte nach Italien zurück.

Es ist möglich, daß zu diesem Entschluß des Gallienus ein neuer Aufstand in Pannonien mitwirkte, der wahrscheinlich während seiner Kämpfe mit Postumus ausgebrochen ist. Die Pannonier hatten die grausame Heimsuchung ihres Landes nach der Besiegung des Ingenuus (S. 570) dem Kaiser nicht verziehen, und endlich die Gelegenheit ergriffen, in dem ausgezeichneten General Gajus Publius Regalianus, einem Sohn der dakischen Provinz, der seine Abkunft von dem alten König Decebalus ableitete und sich in den gothischen und sarmatischen Kämpfen, entweder unter Valerian oder erst neuerdings durch einen großen Sieg bei Scupi einen Namen gemacht hatte, jetzt aber in Mösien und Pannonien kommandirte und von Gallienus mit tiefem Mißtrauen beobachtet wurde, ihm einen neuen Gegenkaiser entgegenzustellen. Einen ernstlichen Kampf aber bestand dieser doch nicht mit Gallienus, sondern wurde bei dessen Anmarsch von seinen eigenen Leuten ermordet.

So konnte Gallienus im Jahre 265 nun auch daran denken, Aegypten wieder zu erobern. Auch dieses gelang unerwartet leicht. Der Usurpator Aemilianus trug sich gerade mit großartigen Plänen zur Einleitung einer indischen Expedition, wesentlich zu merkantilen Zwecken. Da faßte ihn der kaiserliche General Theodotus. Der Usurpator wurde geschlagen, gefangen

und nach Rom geschickt, wo Gallienus ihn erdrosseln ließ. So war wenigstens die für den alten Fiskus so sehr wichtige Nilprovinz für den Augenblick wieder gewonnen. Dagegen hatte unter den unabläſſigen Erſchütterungen dieſer Epoche ein kleinaſiatiſches Bergvolk, deſſen Name ſeitdem bis in die Zeiten der mohammedaniſchen Eroberungen immer wieder unter den Plagen der von römiſchen und byzantiniſchen Kaiſern beherrſchten Länder Kleinaſiens in erſter Reihe genannt wird, ſeinen uralten räuberiſchen Neigungen wieder freien Lauf gelaſſen. Es waren die wilden und räuberiſchen, dabei ſehr tapfern Iſaurier, die — zwiſchen Lykaonien, Phrygien, Piſidien und Kilikien hauſend — neuerdings im Verein mit den Hochländern des „rauhen" Kilikiens ſich nicht mehr darauf beſchränkten, in ihren Bergſchluchten und Felſenneſtern den Römern Trotz zu bieten, ſondern theils als Corſaren die See unſicher machten, theils — und in noch höherem Grade, als Freibeuter zu Lande das benachbarte Niederland ausraubten. Es war ganz im Sinne der Zeit, daß der Häuptling dieſer äußerlich unſcheinbaren, aber überaus zähen und ausdauernden Bergvölker, Trebellianus von Iſaurien, ſich nun auch Kaiſer nannte, bis er bei einem Angriffe auf das untere Kilikien ſeinen Untergang fand.

Faſſen wir Alles zuſammen, ſo muß die Lage der Centralprovinzen des Reiches zwiſchen den Alpen, der Meerenge von Gibraltar, der Sahara und dem Halys, über welche bis 266 Gallienus im Weſentlichen noch immer gebot, wahrhaft entſetzlich geweſen ſein. Während der durch Poſtumus beherrſchte Nordweſten und das Gebiet des Kaiſers Odenath ſich in immerhin erträglichen Zuſtänden befanden, litten gerade die centralen Provinzen unter den verſchiedenſten Calamitäten auf das furchtbarſte. Die Balkanhalbinſel, Illyrien und die Alpenländer waren durch Bürgerkriege und Einfälle der Barbaren allerdings weitaus am ſchwerſten heimgeſucht worden. Aber auch die Lage Italiens, Griechenlands und der afrikaniſchen Landſchaften war eine entſetzliche. Denn auf dieſen inneren Provinzen ruhte ſeit Jahren die ſchwere Laſt, die gewaltigen Mittel aufzubringen, welche der Kaiſer und ſeine Generale nothwendig brauchten, um nur die Grenzen gegen die Barbaren vertheidigen, und um die immer neuen Uſurpationen und Pronunciamientos überwältigen zu können. Es entzieht ſich jeder Berechnung, bis zu welchem Umfange die Menſchenkräfte dieſer Länder für die Armee vernutzt worden ſind, von den Verheerungen der Peſt hier nicht noch weiter zu reden. Dazu aber trat die Nothwendigkeit, aus den Reihen der befreundeten Grenzvölker, bei verſchiedenen deutſchen Stämmen, und namentlich bei den afrikaniſchen Reitervölkern, immer größere Hauſen von Auxiliartruppen zu werben. Unter allen Umſtänden aber war der Steuerdruck entſetzlich. Und nun wurde dieſer mehr als verdreifacht durch die immer wüſter ſich geſtaltende Münzkriſis, die gerade im Inneren des Reiches ihre volle Höhe damals erreicht hat.

Das ſchlimme Syſtem, von Staatswegen unterwerthiges Silber in

Zahlung auszugeben, und die Steuern in Gold zu fordern, wurde (S. 539) nicht wieder aufgegeben. Nun aber nahm in der wilden und unruhigen Zeit nach Alexander Severus die Verwirrung nach zwei Seiten hin fortwährend zu. Einerseits nämlich gefiel man sich in Sachen der Goldprägung in einer höchst gefährlichen Regellosigkeit. Und während man dem Bedürfniß durch die Herstellung verschiedener kleinerer Goldstücke entgegenkam, nahm das Sinken des Gewichtes beständig zu. Die Stücke selbst des Goldes scheinen im Verkehr nur noch nach dem Gewicht angenommen worden zu sein. Viel schlimmer stand es aber mit dem Silbergeld. Der alte Denar wurde seit Gordian III. nicht mehr geprägt und nur noch als Rechnungsmünze angesehen. An dem Antoninianus, der ihn jetzt vollständig ersetzte, vollzog sich dafür der ganze Jammer und der furchtbare offizielle Betrug dieser entsetzlichen Zeit. Auch bessere Regenten, — unter ihnen selbst Gallienus in seiner ersten Zeit, — gaben es bald auf, den Feingehalt der Silbermünzen wieder zu steigern. Denn in der Noth der Zeit wurde es bei der verzweifelten Selbstsucht der um die Existenz kämpfenden Bürger üblich, besseres Silbergeld sofort aus dem Verkehr zu ziehen, dasselbe zu vergraben oder einzuschmelzen. Nur für den auswärtigen Handel, oder zuweilen für bevorzugte Beamte im Heer- und Civildienst wurde noch ab und zu bessere Münze ausgeprägt. Im Ganzen aber stellte sich die Sache so, daß die Silbermünze, die noch unter Gordian III. etwas über $^1/_3$ feines Silber enthielt, unter Gallienus schließlich nur noch $^1/_5$, endlich nur noch $^1/_{20}$ Silber zeigte. Und während nun die Staatsregierung sich nicht scheute, ungemeine Massen solchen Kippgeldes in Umlauf zu setzen, trieb auch die private Falschmünzerei ihre Geschäfte immer kecker, und scheuten sich auch die kaiserlichen Münzbeamten nicht, Volk und Staat noch ärger zu betrügen; das heißt, sie veruntreuten selbst noch von den geringen Silberschätzen, die für die Prägung bestimmt waren, erhebliche Summen für sich, und steigerten die Legirung auf eigene Hand. Damit wurde die Reichsmünze thatsächlich zu Kupfergeld, und unterschied sich von demselben nur noch theils durch einen flüchtigen Silberglanz, der durch Weißsieden des Kupfers oder Zumischung von Zinn erzeugt wurde, theils durch die Prägung und das fehlende Zeichen des Senats. Selbst in den Provinzen des Postumus trug die Weißkupfermünze immer entschiedener den kläglichen Sieg davon über das Billon mit schwachem Silbergehalt. Sachlich ausgedrückt, so sollte gegenüber dem Goldstück des Caracalla von 18 Mark 27 Pfennigen der Antoninianus nominell 91 Pfennige werth sein; aber dem Metallwerth nach war er schon damals nur 52, unter Elagabal nur noch 36 Pfennige, unter Gallienus zuletzt nur noch 10 Pfennige werth.

Die Folgen solcher Zustände mußten unsäglich zerstörend sein. Schon lange waren die schlimmsten Preisschwankungen, Differenzkurse und Handelsverluste unausbleiblich. Wer aber nur von Staatsgeldern oder sonst bestimmt bemessenen Einnahmen zu leben hatte und nur Kippgeld empfing, war als Beamter geradezu auf Erpressung oder Betrug hingewiesen, wenn er nicht

darben wollte. Die Armee konnte unter solchen Umständen ohne anderweitige schwere Beeinträchtigung der Unterthanen gar nicht erhalten werden und war immer schwerer von frechen Räubereien abzuhalten. Das Volk aber verfiel jeder Art der Entsittlichung, wie sie aus solchen Krisen bei längerer Dauer zu entspringen pflegt. Als nun aber unter Gallienus das römische Geld zum Kinderspott geworden war; als die Sache vielfach so stand, daß der Aureus von 6,55 Grammen fein Gold mit Stücken von 5 oder gegen 6 Grammen Gewicht, der Antoninianus mit werthlosem Weißkupfer abgezahlt werden konnte; als man zur Abzahlung der Steuern, oder um Gold zu bekommen, den Aureus thatsächlich mit bald 50, bald mehr als hundert Silberstücken kaufen mußte, die zu reinen Assignaten entwerthet waren, da mußten alle Stiftungen zu Grunde gehen, — auch so wohlthätige, wie die Trajanische Alimentarstiftung; da mußte alle Sicherheit des Verkehrs, alle Treue und Zuversicht des Handels und Wandels verschwinden. Hier vor Allem war die furchtbare Entmuthigung der Zeitgenossen, die Kraftlosigkeit des Widerstandes gegen die Barbaren, und die verzweifelte Neigung begründet, nach Art tollkühner Spieler Alles auf einen Wurf, am liebsten auf ein Pronunciamiento, zu setzen. In dieser wilden Zeit ist denn auch weithin der alte Glanz und die alte sonnige Heiterkeit des antiken Lebens für immer erloschen. Rettungsversuche sind freilich vielfach gemacht. Aber die massenhafte Kupferprägung des Senats und der Provinzen, die Einziehung und Umprägung alter umlaufender Silber- und Goldmünzen des Ostens, und die Erklärung der Silbermünzen des Ostens für Reichscourant, die dadurch schnell genug in die römische Misère hineingezogen wurden, half immer nur momentan. An durchgreifende Reformen konnte erst viel später gedacht werden. Einstweilen aber gestaltete sich die Lage des Reiches unter Gallienus noch einmal so gefahrvoll, wie noch nie zuvor, und zwar in Folge neuer Katastrophen im Osten.

Die chronischen Erschütterungen nämlich dieser Zeit beschränkten sich durchaus nicht auf das von Gallienus thatsächlich beherrschte Gebiet. Im Westen war die mächtige Autorität des Postumus seit seinem der Hauptsache nach unglücklichen Kriege mit Gallienus fühlbar gesunken und ein revolutionärer Geist auch gegen ihn zum Durchbruch gelangt. Die Legionen am Rheine stellten daher den L. Aelianus im Jahre 266 als Gegenkaiser wider ihn auf. Es wurde nun zwar dem alten Feldherrn nicht sehr schwer, ihn zu schlagen und seinen Hauptsitz Mainz zu erobern. Als er nun aber seinen Soldaten die Plünderung des schönen Platzes wehren wollte, meuterten sie und ermordeten ihn sammt seinem Sohne, zu Anfang des Jahres 267. Nun überschritten die Germanen den Rhein und wiederholten ihre Raubzüge. Hier trat Aelianus freilich schlagfertig und siegreich auf; aber nur, um von seinen Truppen ebenfalls erschlagen zu werden, als er sie nun zu rüstiger Arbeit an den Kastellen des Stromthals anhalten wollte. Ob Vic-

torinus, jetzt (267) des Postumus natürlicher Erbe, hier die Hand im Spiele gehabt hat, mag dahin gestellt bleiben; jedenfalls fand er sich gleich nach Aelians Tode einem neuen Gegner gegenüber, dem Gajus Marcus Aurelius Marius, einem Emporkömmling, der als riesenstarker Schmiedegesell in das Heer eingetreten, und ein sehr beliebter höherer Offizier geworden war. Auch dieser freilich fand nach einiger Zeit durch die Blutthat eines von ihm beleidigten Soldaten seinen gewaltsamen Tod, und Victorinus hätte sich nun seiner Herrschaft freuen können, wäre er nur im Stande gewesen, seine Neigung zu den Frauen zu zähmen, die seine sonstigen bedeutenden Eigenschaften als Regent und Feldherr verdunkelte. Zu seinem Unheil scheute er sich nicht, auch die Frauen seiner Soldaten und Offiziere zu verführen. Die daraus erwachsende Erbitterung vieler seiner Leute fand endlich, noch im Jahre 267, ihren blutigen Ausdruck, als ein in dieser Weise schwer verletzter Rechnungsführer, Namens Atticianus, der Rächer seiner Ehre wurde und zu Köln eine Meuterei entflammte, bei welcher der Kaiser und sein Sohn erschlagen wurden. Unter solchen Umständen hatte freilich Gallienus vom Westen her nichts zu fürchten, und der General Aureolus, jetzt Chef der gesammten Reiterei, der in Oberitalien die Alpenpässe beobachtete, fand nichts zu thun. Noch aber war an eine Wiedergewinnung Galliens nicht zu denken. Zu den vielen seltsamen Erscheinungen dieser Periode der Auflösung des alten Römerthums gehört es, daß eine herrschsüchtige und herrschaftsfähige Frau damals in dem gallischen Reiche die erste Rolle spielte, ohne daß die wüsten Meutereien der Landsknechte ihre imposante Stellung zu erschüttern vermochten. Es war die Mutter des Victorinus, Aurelia Victoria oder Victorina, die während der Zeit, wo ihr Sohn neben und nach Postumus regierte, sowohl auf die höheren Kreise ihrer Umgebung wie auf die Masse der Soldaten, und auf die Haltung der Regierung den stärksten Einfluß ausgeübt hatte. An Muth, Entschlossenheit, Thatkraft und Charakterstärke durchaus männlich geartet, und ihrer Zeitgenossin Zenobia in Palmyra ebenbürtig, verlor sie auch bei der Ermordung ihres Sohnes und Enkels die Führung nicht aus der Hand, und war jetzt im Stande die Wahl eines Nachfolgers für Victorin auf einen offenbar ganz von ihr abhängigen und durch sie bestimmten Mann zu lenken. Es war dieses Gajus Pius Esuvius Tetricus, ein Mann von senatorischem Geschlechte, ein Consular, der früher Statthalter von Aquitanien gewesen war, und nun (zu Anfang d. J. 268) zu Burdigala den Purpur nahm. So blieben denn Britannien, Gallien und ein Theil von Spanien noch längere Zeit von Rom getrennt.

Die stolze Victorina ist jedoch weder dem Gallienus, noch dem römischen Reiche wirklich gefährlich geworden. Desto drohender gestaltete sich unter der Einwirkung einer anderen großen Dame dieser Zeit die Stellung des Orients zu Rom. Der gewaltige Held Odenath, der auch in Rom hoch verehrt wurde, hatte nach seiner Erhebung zum Augustus die Perser energisch

weiter bekämpft, und namentlich 265 die feindliche Residenz Ktesiphon zum zweiten Male belagert. Zum Frieden kam es aber nicht, weil Sapor die Freigebung Valerians hartnäckig verweigerte. Nachher hatte sich (266) Odenath genöthigt gesehen, die Gothen, die im Jahre 263 das westliche Kleinasien geplündert und den Artemistempel zu Ephesos zerstört hatten, jetzt aber wieder das schwarze Meer überschritten und Galatien sammt Kappadokien plünderten, wieder über das Meer zu scheuchen. Da setzte plötzlich eines Verbrechers Hand seinem Heldenleben ein vorzeitiges Ziel.

Gerade der neue Glanz, welchen Odenaths Siege und kraftvolle Herrschaft über den syrischen Orient ausbreiteten, hatte jene Stimmung immer stärker werden lassen, die auf eine dauernde Losreißung vom Reiche, und in weiterer Entwickelung auf Neubelebung der orientalischen Nationalität semitischer Art gegenüber dem griechisch-römischen Wesen hindrängte. Während Odenath noch sehr entschieden als Romane auftrat, war seine berühmte Gemahlin Zenobia ganz entschieden die Gegnerin der Verbindung mit Rom. Wenn nun, wie es doch scheint, diese geniale Frau zuletzt den Intriguen nicht ganz fremd geblieben ist, denen Odenath erlag, so hing das mit den traurigen Familienzwistigkeiten zusammen, welche so oft auf Grund der Vielweiberei (mit und ohne regulären Harem) die Höfe des Orients mit wilden Thaten erfüllt haben. Septimia Zenobia (deren Name früher gern aus dem arabischen Zeynab, d. i. Abendstern, erklärt wurde, während man jetzt dafür „Bath-Zebinah" annimmt, die Tochter eines großen Handelsfürsten von Palmyra, eines der „Marktherren" oder Handelsräthe der Stadt,) war wie Odenath aus fürstlichem Geblüt; beide mögen aus edlen nabatäischen Familien entsprossen sein. Es ist nun wahrscheinlich, daß sie zuerst eine der Frauen von Odenaths älterem Bruder Septimius Airanes (Heyran) gewesen ist; von diesem war sie die Mutter des Vaballathos (Wahballath) Athenodoros, während Airanes von einer anderen Frau den Mäonios hinterließ. Nach des Airanes frühzeitigem Tode wurde Zenobia die Lieblingsgattin des Odenath, (der von einer anderen Frau einen Sohn hatte, den Septimius Herodes,) und dem Zenobia den Herennianus (Airanes) und den Timolaos (Themalles) geboren hat.

Kupfermünze der Zenobia, geprägt in Alexandria in Aegypten, mit der Umschrift: *CEΠTIMIA ZHNOBIA CEBαστή.*

So bedeutend bei Zenobias Schönheit, Anmuth und eminenter geistiger Begabung ihr politischer Einfluß auf Odenath war: ihr bleibender Groll wurde dadurch erweckt, daß ihr kaiserlicher Gatte weder den Vaballathos noch ihre jüngeren Söhne zur Theilnahme an der Herrschaft bestimmt, sondern den jugendlichen, ritterlichen, liebenswürdigen Herodes zum Mitregenten ernannt hatte. Das brachte sie allmählich dahin, mit listigen Hintergedanken sich der Interessen ihres Stiefsohnes Mäonios anzunehmen, der wahrscheinlich durch seine Abkunft trotz seiner persönlichen Werthlosigkeit zu herrschsüchtigen Plänen sich gestimmt fühlte. Zuletzt wegen einer wohlverdienten Disci-

plinarstrafe gegen Odenath erbittert; noch mehr gereizt durch die kurze Haft, die wüthende Drohungen gegen den Kaiser dem rohen und leidenschaftlichen Burschen zuzogen, machte er ein Komplott gegen Odenath, bei welchem der Sohn des Airanes selbst einen Theil der Offiziere für sich gewann. Und so wurde es möglich, daß Odenath und Herodes bei einem Feste zu Emesa im Frühjahr 267 ermordet werden konnten. Der armselige Mäonios, den die Soldaten als Kaiser ausriefen, konnte sich aber seiner Schandthat nicht lange freuen. Denn auf die Kunde von Odenaths Tode hatten die Truppen und das Volk zu Palmyra der Zenobia gehuldigt, die sofort ihren Sohn Vaballathos als Mitregenten und für sich den stolzen Titel „Königin des Orients" annahm. Nun schlugen die Soldaten den Mörder Mäonios einfach todt.

Mit Zenobias Thronbesteigung erhielt aber die römische Reichsgeschichte sofort wieder einen hochdramatischen Charakter. Die stolze, in alle weltliche, philosophische und religiöse Bildung dieses Zeitalters tief eingedrungene, hochgesinnte Königin, eine seltene Erscheinung unter der asiatischen Frauenwelt, in ihrem weiblichen Selbstgefühl zu den herbsten Frauencharakteren der gesammten Geschichte sich reihend, wollte ihre Abkunft auf Semiramis, auf Dido, und namentlich auf die Ptolemäer zurückführen. Und wie die letzte Kleopatra, ihr bewundertes Vorbild, der sie aber in allen fürstlichen Tugenden, der sie auch in allen edleren weiblichen Zügen und in sittlicher Sauberkeit unvergleichlich weit voranstand, mit Plänen einer Erneuerung der alten Lagidenmacht sich getragen hatte, so wollte Zenobia in voller Unabhängigkeit von Rom ein großes semitisches Reich auf nationaler Grundlage herstellen. Und zu weiterer Sicherung wurde sofort der Krieg gegen König Sapor eingestellt und eine Allianz mit Persien eingeleitet.

Gallienus seinerseits, der nicht Lust hatte, den syrischen Orient in derselben Weise wie Gallien dauernd vom Reiche getrennt zu sehen, wollte die Vererbung von Odenaths Macht auf dessen Wittwe nicht zulassen, sondern schickte sogleich auf die Kunde von seines palmyrenischen Freundes Ausgang den General Heraclianus nach Asien. Wahrscheinlich mit römischen Abtheilungen von der Balkanhalbinsel und von Kleinasien rückte dieser Feldherr im Frühling 267 nach dem inneren Orient vor. Aber die vollständige Niederlage dieses Heeres vor den Truppen der Königin warf nicht nur die Römer für mehrere Jahre hinter den Halys zurück: sie erleichterte auch ersichtlich den Gothen gerade damals einen neuen furchtbaren Einbruch in die griechischen Provinzen des Reiches.

Gleichviel ob nur die Botschaft von Odenaths Tode, oder ob vielleicht gar eine Anregung aus Palmyra hier mitgewirkt hat: im Frühling des unheilvollen Jahres 267 brachen auf 500 Schiffen etwa 25,000 Heruler und östliche Gothen vom Asowschen Meere gegen Westen auf, verheerten zuerst das untere Donauthal, und wandten sich dann, vielleicht durch Claudius zurückgeschreckt, nach dem Bosporus. Obwohl sie nach manchen Erfolgen sowohl zu

Lande, wie zu Wasser bei Byzantion derbe Schlappen erhielten, konnten sie doch durch den Bosporus bringen, da die Wachsamkeit der Römer durch den Tod ihres Admirals Venerianus gelähmt war. Nun zogen sie plündernd durch die Propontis nach dem ägäischen Meere, und landeten endlich in mehreren Abtheilungen in Griechenland. Sparta, Argos, Korinth wurden überrannt, ausgeplündert und durch Feuer verheert. Auch Athen war nicht zu halten und wurde schwer heimgesucht. Endlich aber kam die nordische Fluth zum Stauen. Während vom Bosporus her der Admiral Kleodamos eine Flotte nach dem Piräeus führte; während Gallienus persönlich und General Marcianus in höchster Eile aus Italien nach Makedonien marschirten, hatte in Attika der seiner Zeit hochgefeierte historische Schriftsteller, Publius Herennius Dexippos, zugleich ein tüchtiger Offizier und bewährter praktischer Staatsmann, aus einigen Soldaten, Studenten, Bürgern und Bauern seines Kantons in dem Gebirge des Landes eine Freischaar von 2000 Mann formirt, mit denen er allmählich die feindlichen Raubschaaren in vielen kleinen Gefechten aufrieb und endlich vom Oelwalde aus der Stadt Athen immer näher rückte. Endlich gelang es ihm, vielleicht sekundirt durch die römische Flotte, die Gothen und Heruler aus Athen und Attika wieder herauszudrängen.

Die Germanen, die ihre Flotte verloren hatten, mußten sich entschließen, durch Ueberläufer und Sklaven verstärkt, mit ihrer gewohnten Verwegenheit den Weg nach der Donau nordwärts durch die griechisch-makedonischen Kantone zu nehmen. Auf diesem Zuge aber faßte sie Gallienus selbst am Fluß Nestos und brachte ihnen eine gewaltige Niederlage bei. Die kühnen Eindringlinge aber gänzlich aufzureiben, verhinderte ihn die schlimme Botschaft aus Oberitalien, daß nun auch sein vielbewährter Reitergeneral Aureolus sich pronuncirt, den Purpur genommen und den Beschluß gefaßt hatte, nach der Tiber zu marschiren. Der Verlust aber von Rom war für Gallienus mit dem Untergange seiner Herrschaft gleichbedeutend. So erhielt denn Marcian den Auftrag, mit einem Theile des Heeres die Gothen völlig aus der Balkanhalbinsel zu vertreiben. Das ist ihm auch sehr wohl gelungen. Aber wie er nun mit Claudius die Donaulinie hütete, wurde es beiden trefflichen Heerführern aus vielen Zeichen und Berichten bald zu einer unheimlichen Gewißheit, daß der Gothenzug des Jahres 267 nur eine überaus verwegene Rekognoscirung in großem Styl gewesen war, und daß angesichts des neuen italischen Thronkrieges zwischen Don und Donau eine wahrhaft furchtbare Völkerlawine sich zusammenballte. Ein deutscher Eroberungszug von unerhörtem Umfange bereitete sich vor. Damals vielleicht wurden zwischen den großen Generalen an der Donau und in Italien die Depeschen getauscht, deren Ergebniß das Todesurtheil des Gallienus war.

Gallienus war im Jahre 267 mit Sturmeseile von der Rhodope nach dem Po zurückgeeilt, und traf an der Adda (zwischen Bergamo und Mailand) an einer Stelle, die noch heute den Namen des Aureolus trägt, bei Pontirolo (Pons Aureoli) mit dem Usurpator zusammen. Aureolus wurde

völlig geschlagen und dann in Mailand belagert. Und nun zog Gallienus während des Winters auf 268 und im Frühjahr seine besten Heerführer hier zusammen, auch Aurelian, auch Marcian, endlich auch Claudius, der zu Pavia seine Station nahm. Die großen Generale, die sich nun in Menge im Hauptquartier zusammenfanden, waren, nachdem Aurelian und der Gardepräfekt Heraclian bereits den Anstoß dazu gegeben hatten, damals darüber einig, daß zur endlichen Rettung des Reiches, und zumal in Erwartung des neuen Gothenkrieges, Gallienus fallen müsse. Sein Nachfolger sollte der herrliche Claudius sein, den auch der Senat hochschätzte. Claudius war bei seiner ausgezeichneten militärischen Begabung und seiner vorzugsweise wackeren Persönlichkeit schon durch Valerian zu hohen Aemtern erhoben worden, und hatte seitdem auch dem Gallienus mit großem Erfolge gedient, — trotz seiner unter Umständen nicht verhehlten Mißbilligung der Haltung des Kaisers von diesem doch stets mit besonderer Rücksicht behandelt. Seit 265 wieder, wie zuletzt unter Valerian, kommandirender General in Illyricum, war Claudius wegen seiner Sittenstrenge und seiner bescheidenen, gerechten, billigen und persönlich liebenswürdigen Art allgemein hochgeschätzt. Das beste jedoch erwartete man von seiner vielbewährten und unermüdlichen Pflichttreue, seiner rastlosen Thätigkeit und seiner staunenswürdigen Thatkraft. Persönlich, so scheint es, zunächst nicht auf die Uebernahme der Herrschaft bedacht, war er nur im Allgemeinen mit dem Plane, den Gallienus zu stürzen, einverstanden; an der That selbst nahm er keinen Antheil. Die verschworenen Generale hatten anfangs den Gallienus erst nach Eroberung von Mailand beseitigen wollen. Aber ihr Plan war ruchbar, er war auch dem Aureolus bekannt geworden; so schritt man schneller zum Werke. Einige Tage vor dem 24. März 268 wurde in der Nacht im Lager Allarm geschlagen, und Heraclianus eilte zu Gallienus, erzählte ihm, Aureolus mache einen großen Ausfall. In stürmischer Hast besteigt Gallienus sein Pferd, vergißt dabei, den Panzer anzulegen, und wird nun in dem Gewühle in der Dunkelheit durch den dalmatinischen Reiteroberſten Cecropius niedergestochen.

Momentan freilich loderte der Zorn der Soldaten auf; noch mehr ihr wilder Wunsch, die neue Lage zur Erpressung großer Vortheile zu benutzen; aber auch das Leben der Verschworenen hing nur an einem Haare. Da war es die Gewandtheit des Marcianus, das große durch ihn vertheilte Geschenk und die Proklamirung des allbeliebten Namens Claudius, was die Meuterei rasch wieder stillte. Claudius selbst hatte inzwischen zu Pavia die Kunde seiner Erhebung erhalten und eilte nach dem Lager, um hier die Huldigung der Legionen entgegenzunehmen.

Drittes Kapitel.

Die illyrischen Kaiser und die Wiederaufrichtung des Reiches.

Als am 24. März 268 der Brief in Rom eintraf, durch welchen der neue Kaiser Claudius (II.) dem Reichsrath seine Erhebung mittheilte, war die allgemeine Begeisterung gewaltig. Man hatte eben allen Grund, von der Vaterlandsliebe und der Heldenkraft dieses großen Mannes das Höchste zu erwarten. Der Haß freilich gegen den (S. 571) mißtrauischen und auf den Senat eifersüchtigen Gallienus begann sich in Ermordung der Verwandten und Diener des letzteren, und in arger Grausamkeit gegen seine Finanzbeamten zu entladen. Da schritt aber Claudius rasch und energisch gegen ein so schmachvolles Verfahren ein und setzte auch die Konsekration des Gallienus durch. Auf der andern Seite wurde nun mit Aureolus, dessen Vergleichsvorschläge Claudius stolz abwies, rasch ein Ende gemacht, der[1]) dann, ungewiß ob erst nach einem neuen Kampfe oder nach seiner Ergebung, wider den Wunsch, aber unter Zulassung des Kaisers, anscheinend auf Aurelians Veranlassung durch die Soldaten niedergehauen wurde.

Bronzemünze des Kaisers Claudius Gothicus mit der Umschrift: IMP(erator) CLAVDIVS P(ius) F(elix) AVG(ustus).

Claudius, der nun die Riesenaufgabe der Herstellung des Reiches mit ungeheurer Energie und höchster Einsicht in Angriff nahm, eilte zunächst im Sommer 268 nach Rom, um nur erst den Anfang mit der Reorganisation[2]) der inneren Zustände zu machen. Wenn aber die trefflichen Gesetze dieses Kaisers, die Abstellung vieler Mißbräuche, und namentlich die Energie gerühmt wird, mit welcher er die unparteiische Handhabung der Rechtspflege herstellte und der Käuflichkeit der Richter wehrte, so mußte doch seine Hauptsorge auf die auswärtige Politik und die Ordnung der arg verwirrten militärischen Verhältnisse sich richten. An Tetricus und Zenobia mochte der verständige Claudius einstweilen noch gar nicht denken. Die Hauptsache wurde es sehr bald, die ungeheure Gefahr zu pariren, welche von den Gothen her den centralen Provinzen des Reiches drohte.

Vielleicht schon im Jahre 268 oder doch seit dem Frühjahr 269 wälzte sich die gothische Fluth südwestwärts. Greutungen und Heruler hatten alle ihnen folgenden getischen, sarmatischen und deutschen Völker, darunter namentlich Thervingen und Gepiden in Bewegung gebracht, so daß nun eine Masse von 320,000 Menschen (dabei viele Sklaven, Frauen und Kinder)

1) Eine andere Auffassung nämlich dieses schwer zu entwirrenden Details läßt den Gallienus zwar über Aureolus siegen, aber nicht bei Pontirolo, sondern die Addaschlacht erst durch Claudius nach einem Ausbruche des Aureolus aus Mailand ausfechten. Bei Pontirolo hat Aureolus allerdings sein einsames Grab gefunden.

2) Die Angabe, welche den Claudius nun erst noch einen großen Sieg am Garda-See über ein alamannisches Heer erfechten läßt, ist von sehr zweifelhaftem Werthe.

von dem Dnjestr her theils zu Lande, theils zu Wasser mit 2000 Schiffen sich gegen die Balkanhalbinsel bewegten. Diesmal aber trafen sie auf sehr veränderte Verhältnisse. Die prächtige Persönlichkeit des Claudius und der frische Zug, den dieser Kaiser wieder in die Staatsleitung brachte, hatten schon überall wieder eine neue Zuversicht und namentlich den Trieb, selbst mit Hand anzulegen, bei den Völkern des Reiches erweckt. Das letztere war freilich sehr nöthig. Denn die starke Vernutzung der Armee in den letzten inneren und äußeren Kriegen, und die Schwierigkeit, aus den von Claudius beherrschten, vielfach durch die Pest entvölkerten Theilen des Reiches und durch Werbungen schnell das Material zur Ergänzung der Truppen zu gewinnen; die Münz- und Finanznoth, und die Nothwendigkeit das (zum Theil durch des Gallienus Sorglosigkeit) erschöpfte Kriegsmaterial wieder neu zu beschaffen, hielt den trefflichen Kaiser noch längere Zeit in Italien auf. Für einen erheblichen Theil des zu erwartenden Kriegsschauplatzes, namentlich für die griechischen Küsten in Asien und Europa, blieb einstweilen nichts übrig, — und sollte doch die besten Früchte tragen, — als die Absendung tüchtiger Offiziere und Kriegsbaumeister, um überall die Vertheidigung der Städte zu organisiren und zu leiten.

Unter solchen Umständen hat der riesenhafte Angriff der nordischen Völker wider ihr Erwarten einen für sie höchst ungünstigen Ausgang genommen. Ihr erster Stoß im Frühjahr 269 traf die niedermösischen Festungen Tomi und Marcianopolis, um an deren Wällen wirkungslos abzuprallen. Nun aber theilten sich die nordischen Massen. Ein großer Theil breitete sich über Mösien aus, um den Widerstand zu brechen, den ihnen des Kaisers Feldherren, sein tüchtiger Bruder Quintillus und der gewaltige Aurelian, an der Spitze der römischen Truppen aus Thrakien und Illyrien leisteten, und namentlich die Oeffnung der Pässe des Balkan zu erzwingen. Die Lage gestaltete sich allmählich so bedenklich, daß man mit höchster Spannung auf die endliche Ankunft des von Claudius selbst in Oberitalien und Illyricum mit ungeheurer Mühe neugebildeten Heeres wartete.

Die gothische Flotte ging inzwischen südwärts weiter. Aber sie erlitt bei der Einfahrt in den Bosporus durch reißende Strömungen und Stürme erhebliche Verluste, versuchte sich umsonst gegen Kyzikos, und wandte sich dann gegen die thrakisch-makedonische Südküste. Hier schiffte die Masse der Krieger sich aus, und während starke Streifschaaren Thrakien durchzogen, warf sich der Gewalthaufen zuerst auf Kasandreia, dann auf Thessalonike. Obwohl nun von hier aus ein Theil der Gothen sich zu Schiffe weiter südwärts wandte, um die griechischen Küsten zu plündern, gerieth die makedonische Seehauptstadt allmählich durch die ungewöhnliche Ausdauer der Gothen in so verzweifelte Noth, daß ihr Fall bedenklich nahe schien. Da endlich kam in letzter Stunde die Rettung.

Claudius mochte bei der Noth der Balkanhalbinsel nicht länger mehr zögern, obwohl er sein Heer noch nicht ganz so gut geformt hatte, wie er

es wohl wünschen mochte. Er war an der Sawe abwärts bis zu deren Mündung in die Donau marschirt, und rückte nun aufwärts im Thalgebiete des Margus (j. Morawa), zunächst um die Gothen von ihrer Rückzugslinie völlig abzudrängen, und für sich die bequemsten Verbindungen zwischen Mösien und dem makedonisch-thrakischen Süden zu gewinnen, dadurch aber die gothischen Schaaren in Mösien von denen in Makedonien zu trennen. Als er nun aber vernahm, daß die Gothen sofort die Angriffe auf Thessalonike einstellten, ihre Schaaren überall sammelten, und unter schrecklichen Verheerungen durch das Axiosthal nordwärts zogen, operirte er langsamer, um die Gegner nicht in den schwierigen Paßlandschaften des thrakisch-makedonischen Nordens, sondern in den für seine tüchtige Reiterei günstigen Strichen Mösiens zu bekämpfen. Und so erfolgte der furchtbare Zusammenstoß der koncentrirten römischen mit der gothischen Hauptmacht in der zweiten Hälfte des Jahres 269 in dem oberen Margusgebiet bei Naissus (j. Nisch an der zur bulgarischen Morawa strömende Nissawa). Unter mörderischen Kämpfen gewann hier die Taktik des Kaisers den Gegnern den kolossalen Sieg ab, der mehr denn 50,000 Gothen den Untergang brachte, ihm aber den wohlverdienten Ehrennamen „Gothicus" erwarb. Es war diese Riesenschlacht, die die Existenz des römischen Reiches bis zu dem „Cannä des vierten Jahrhunderts", nämlich bis zu der Niederlage des Valens bei Adrianopel wieder sicher gestellt hat.

Nun galt es, den Sieg zu vollenden, und das ist der Hauptsache nach wohl gelungen. Die Feinde sollten ihre Heimat nicht wieder erreichen können. So wurden schnell die Balkanpässe stark besetzt, die Gothen in das Land südlich von den Gebirgszügen getrieben, und dann Schritt für Schritt wieder nordwärts in die Schluchten des Balkan, ein Theil auch in die Rhodope hinein gedrängt. Freilich erlitten bei diesen Kämpfen auch die Römer einmal eine empfindliche Niederlage; freilich ist es doch einem Theile derselben gelungen, den Römern zu entkommen. Aber bis zum Frühjahr 270 war doch die ungeheure Masse der Gegner auf der Balkanhalbinsel theils durch das Schwert der Römer, durch Mangel und Entbehrungen, und durch die Pest vernichtet, theils in Gefangenschaft gerathen, und entweder als Beute verwerthet, oder aber genöthigt, den Römern nunmehr als Soldaten und als Colonen zu dienen.

Auch die gegen Griechenland ausgesegelten Abtheilungen hatten keinerlei Erfolge erzielt. Während die Hellenen, — für die griechische Art nach mehreren Seiten hin höchst charakteristisch, — selbst in diesem furchtbaren Jahre die Feier der Olympien nicht aussetzten, scheiterten alle Angriffe der Gothen auf die griechischen Seestädte. Unter diesen Umständen, vielleicht auch durch römische Kriegsschiffe bedroht, wandten sich die Gothen ostwärts durch das ägäische Meer, und versuchten dann überall plündernde Landungen auf den Küsten von Kreta und Rhodos, von Pamphylien und Kypros. Aber allenthalben wiesen die Städte dieser Landschaften die gothischen Angriffe

mit glücklichem Erfolg zurück. Endlich erschien auch der römische Statthalter von Aegypten, der tapfere Probus, (wahrscheinlich doch der dritte große römische Feldherr dieser Zeit,) der damals das Nilthal gegen die Gelüste der Palmyrener schützen sollte, mit einer römischen Flotte, und zwang die Gothen unter siegreichen Kämpfen zur Rückfahrt nach Norden. Einreißender Mangel und die Pest, die auch auf ihre Flotte drang, ruinirte ihre Kraft; doch waren sie noch immer stark genug, bei der Fahrt durch das schwarze Meer sich im Frühjahr 270 gegen die thrakische Seestadt Anchialos zu versuchen. Auch hier abgeschlagen, mußten auch sie in ihre Heimat die erschütternde und zum Heil der Römer lange nachwirkende Kunde bringen von dem völligen Mißlingen der ungeheuren Unternehmung.

Den Angriff auf Anchialos hat der treffliche Claudius bereits nicht mehr erlebt. Ruhe hatte er auch nach der Niederwerfung der Gothen nicht gefunden. Nicht die alberne Meuterei zu Bononia in Italien, wo ein Soldatenhaufe dem greisen Consular Censorinus den Purpur aufzwang, um ihn schon nach sieben Tagen zu ermorden, schreckte ihn wieder auf, sondern ein neuer gefährlicher germanischer Angriff an der mittleren Donau. Hier hatten sich nämlich die überaus kriegerischen suevischen Juthungen (die beiläufig, s. S. 519, von vielen Neueren für dasselbe Volk gehalten werden, wie die einst in der Mark wohnenden Semnonen), seit der Mitte des dritten Jahrhunderts von ihren bisher mehr östlichen Sitzen westlich nach den Grenzen der Alamannen gezogen, mit denen sie später dauernd eng verbunden erscheinen. Damals nun, zu Anfang d. J. 270, drohten Angriffe dieses Volkes, wie auch der Quaden und sarmatischer Völker, auf die Donaulinie von Vindelicien bis zur Gran, denen Claudius zu begegnen eilte. Er selbst nahm sein Hauptquartier zu Sirmium. Sein Bruder Quintillus mußte bei Aquileja ein Heer zum Schutze Italiens aufstellen. Der tapfere Aurelian dagegen, jetzt Oberfeldherr der illyrischen Armee, eilte nach dem pannonischen Norden und bekämpfte die neuen Gegner mit gutem Erfolge. Da nun griff die Pest, die nicht nur die Gothen decimirte, hinüber nach dem Hauptquartier, und zum lauten Jammer des Reiches und der Armee sank auch des allverehrten Claudius makellose Heldengestalt ins Grab; (im Laufe des März 270).

Die glänzenden Ehren, welche der Senat dem todten Helden weihte, konnten freilich nicht hindern, daß sofort neuer Zwist um die Nachfolge ausbrach. Der Senat und unter Einwirkung eines Donativs auch die Armee bei Aquileja säumten nämlich nicht, den vielfach ausgezeichneten Bruder des Claudius zum Kaiser zu erheben. Aber Quintillus war nicht der Mann, in welchem die illyrische Armee, jetzt das entscheidende Machtelement im Rumpfe des Reiches, den rechten Führer zu neuen Siegen und den Pfleger ihrer Interessen erwartete. Diese Legionen hatten es vorgezogen, den einen der beiden größten Feldherren, welche Rom damals besaß, nämlich den in Pannonien operirenden Aurelian, mit dem Purpur zu bekleiden. Zu einem

Kampfe ist es nun allerdings nicht gekommen. Vielleicht ist auch diesmal zwischen den bestimmenden Männern der Armeekorps verhandelt, zuletzt die italische Armee zum Abfall von Quintillus veranlaßt worden. Wie so oft in der Geschichte dieser wilden Epoche schwanken aber die Nachrichten über die letzten Entscheidungen, so daß es ungewiß bleibt, ob Quintillus (wie wahrscheinlich) durch eigene Hand oder durch die seiner Soldaten gefallen ist, und ob seine ephemere Regierung nur drei Wochen, oder (wie wahrscheinlicher) mehrere Monate gedauert hat. Jedenfalls war im August d. J. 270 Claudius Lucius Domitius Aurelianus unbestritten Alleinherrscher.

Dieser zweite der illyrischen Kaiser war am 9. September (etwa i. J.) 214, und wahrscheinlich als Sohn eines Colonen in einem Dorfe bei Sirmium geboren. Bei mächtiger Gestalt und riesiger, fast unverwüstlicher Naturkraft ein geborener Soldat, hatte er in dieser sturmbewegten Zeit sein Glück in der Armee gemacht. Zu allen Zeiten hatte den Soldaten seine erstaunliche Kraft, Waffentüchtigkeit und persönliche Tapferkeit imponirt, und war er unter ihnen ein populärer Held geworden, dessen Ruhm die Truppen in ihren rohen Liedern feierten. Als Oberst wurde er, charakteristisch genug, von einem gleichnamigen Kameraden durch den Beinamen „mit der Hand am Schwert" unterschieden. Dabei blieb er der rechte Sohn des Volkes, und suchte, da er dessen Noth und Bedürfnisse genau kannte, durch eine furchtbare, und bis zu seinem Tode allgemein gefürchtete, disciplinarische Strenge der Zuchtlosigkeit und Raubgier der Soldaten zu begegnen. „Willst du Oberst sein, ja wenn du überhaupt am Leben bleiben willst," so schrieb er einmal seinem Stellvertreter, „so halte die Soldaten in Zucht. Niemand raube auch nur ein Huhn oder ein Ei, niemand reiße eine Traube vom Stocke oder zertrete die Saat. Keiner fordere Salz, Oel oder Holz; jeder sei zufrieden mit seiner Lieferung. Von der Beute bereichere sich der Soldat, nicht von den Thränen der Bürger. Die Waffen müssen rein, das Eisen muß geputzt, das Schuhwerk stark sein. Der Soldat gehe propre, verthue seinen Sold nicht in der Kneipe, sondern bewahre ihn im Gürtel. Er soll das Saumthier putzen und das Futter nicht verkaufen. Wer erkrankt, soll von den Aerzten unentgeltlich behandelt werden; aber an Quacksalber sollen sie ihr Geld nicht wegwerfen. In den Quartieren halte sich jeder anständig; wer Streit anfängt, soll mit Schlägen bestraft werden". Und wie als Oberst und General, so ist er allerdings in der Armee zwar stets bewundert, aber wegen seiner unerbittlichen Strenge bei militärischen Vergehen und Verbrechen auch mit scheuer Furcht betrachtet worden. Wenn er einmal einen Soldaten, der die Frau seines Quartiergebers entehrt hatte, mit den Füßen an zwei heruntergezogene Bäume binden und durch deren Emporschnellen zerreißen ließ, so war das allerdings entsetzlich. Aber nur das Entsetzen und eine Faust von Eisen konnte endlich das von Blutfeld zu Blutfeld wandernde, wilde, und noch immer an greulicher Zuchtlosigkeit krankende Soldaten-

geschlecht dieser Zeit bändigen, und zugleich den immer wieder auflebenden Geist der Pronunciamientos ausrotten.

Aurelian hatte als Oberst unter Postumus gegen die Rheinfranken, er hat nachher unter dem General Ulpius Crinitus an der Donau mit Auszeichnung gegen die Gothen gefochten. Und Valerian, der ihm für 258 ein Consulat verschaffte, veranlaßte damals zu Byzantion (S. 571), daß Ulpius Crinitus ihn als Sohn adoptirte. Aurelian wurde dann auch Schwiegersohn des alten Feldherrn. Seine weitere Laufbahn haben wir bereits öfter berührt.

Der neue Imperator des römischen Reiches, dessen historische Mission es gewesen ist, das in Trümmer gehende riesige Staatsgebäude mit eiserner Hand wieder zusammenzufassen, war allerdings ganz überwiegend ein Feldherr, und zwar einer ersten Ranges. Er war aber auch ein sehr bedeutender Staatsmann, und ein Herrscher, der bei scharfer Erkenntniß der Linie, die er ohne Gefahr nicht überschreiten durfte, innerhalb derselben „nichts halb that". Allerdings trägt seine kolossale Gestalt durchaus den Charakter dieses Zeitalters, in welchem er als Retter der römischen Welt auftrat. Liebenswürdig war dieser strenge Soldat freilich nicht; wie das die großen Männer der Weltgeschichte überhaupt nicht zu sein pflegen. Dem Senat gegenüber erschien er nach seinem eigenen Ausdrucke gar oft als herber „Zuchtmeister"; und seine Formen pflegten im Allgemeinen knapp und kurz, unter Umständen selbst etwas rauh und hart, seine Ausdrucksweise und seine Späße etwas derber Art zu sein. Dazu kommt, daß Aurelian, der Bauernsohn, der Mann des Heerlagers, der sich eine tiefere wissenschaftliche Bildung nicht hatte aneignen können, mancherlei derbe Liebhabereien pflegte. „Eine starke und etwas grobsinnliche Natur," fand er sein Behagen an Genüssen der Tafel und an Possenreißern, während üppiger, raffinirter Luxus ihm nicht zusagte. Man mußte eben, wie so oft bei großen Männern, solche Schattenseiten bei dieser großartigen Persönlichkeit mit in den Kauf nehmen. Nichtsdestoweniger beschränkte sich der harte und gewaltsame Zug seines Wesens, wenn wir nicht sehr zweifelhaften Angaben folgen wollen, auf solche Momente, wo die harte Staatsraison und die Lage der Zeit eine furchtbare Energie und grausame Strenge wirklich nöthig machten, was schlechte Diener in seiner nächsten Umgebung wiederholt zu empfinden hatten. Dagegen gewann der gewaltige Mensch als Kaiser schnell genug nicht nur die scheue Achtung, sondern auch die wirkliche Liebe der Völker des Reiches, für welche der Kaiser, der das Herz auf dem rechten Flecke hatte und einen großen praktischen Takt besaß, trotz seiner rauhen Art ein wahrhaft väterliches Wohlwollen entfaltete.

Aurelian konnte nicht sogleich von Sirmium nach Rom aufbrechen, sondern war noch längere Zeit genöthigt, gegen die Juthungen im Felde zu stehen. Es gelang auch wirklich, dieses tapfere Volk entschieden zu demüthigen. Und als bei den an diese Kämpfe sich schließenden Friedens-

verhandlungen die juthungischen Botschafter mit ungebrochenem Selbstgefühl einfach die Wiederherstellung des (so scheint es) früher zwischen ihnen und den Römern bestehenden Freundschafts- und Subsidiarverhältnisses forderten, wußte der Kaiser ihnen durch seine imposante, drohende Haltung und seine flammenden Worte einstweilen einen sehr heilsamen Schrecken einzuflößen. Erst jetzt konnte Aurelian nach Italien gehen; und die Vermuthung hat viel für sich, daß erst jetzt, also mehrere Monate nach seiner Erhebung, der Sturz des Kaisers Quintillus (S. 593) erfolgt ist.

Der Untergang des von dem Senat begünstigten Quintillus brachte von Anfang an ein kühles Verhältniß zu Wege zwischen Aurelian und dem Reichsrath. Und allerdings war die Zeitlage im Sinne des rauhen Kriegsfürsten wenig dazu angethan, um mit dem in seinen Augen viel zu anspruchsvollen Nimbus des hohen Hauses besonders große Umstände zu machen. Lange durfte jedoch Aurelian diesmal nicht an der Tiber verweilen. Die deutschen Völker waren andauernd in unruhiger Bewegung, und Massen von Vandalen, mit gothischen Trupps vereinigt, hatten die pannonische Donau überschritten. Aurelian eilte sogleich nach seinem Heimathlande, und in den Niederungen der Donau erkämpfte er einen allerdings schwer erkauften Sieg, der die Germanen bestimmte, bei Nacht den Strom wieder zu überschreiten und um Frieden zu bitten. Nunmehr, wo der Sieg die Waffen der Römer begleitete, faßte Aurelian einen großen und für die weiteren Schicksale des Reiches rettenden Entschluß. Er gab nämlich die dakischen Provinzen gänzlich auf und überließ sie den gothischen Völkern, nach denen nun dieses Land für lange benannt worden ist. Es war für die Römer sehr schmerzlich, die alte ruhmvolle Schöpfung Trajans und die dakischen Goldbergwerke aufopfern zu müssen; aber Aurelian that doch recht. Die Behauptung der verlorenen Gebiete in Siebenbürgen kostete Anstrengungen, denen das Reich nicht mehr gewachsen war, seitdem nun auch von Mähren bis zum Rheindelta die westdeutschen Völker gegen die römischen Grenzen drängten, überhaupt seitdem das Reich die Physiognomie einer allerorts berannten Festung darbot. Aurelian hat es erreicht, daß die gothischen Völker auch nach Ueberwindung der schrecklichen Verluste des J. 269 ein volles Jahrhundert lang nicht mehr als Feinde des Reiches in irgend nennenswerther Weise auftraten. Die Römer dagegen und die Romanen in den dakischen Kantonen sollten nicht unter deutsche Herrschaft fallen. Die in unsern Tagen mit erbitterter Leidenschaft behandelte ethnographische Streitfrage, ob und wieweit damals romanische Elemente als Ahnherren der heutigen Rumänen jenseits der Donau zurückgeblieben sind, erörtern wir erst in einem viel späteren Zusammenhange. Von Aurelian aber wissen wir, daß nunmehr auf seinen Befehl nicht nur alle dakischen Festungen gründlich geräumt, sondern auch die romanischen Einwohner, (von denen allerdings schon viele unter Vergrabung ihrer Schätze das Land unter Gallienus verlassen hatten,) mit ihrer fahrenden Habe nach den seit

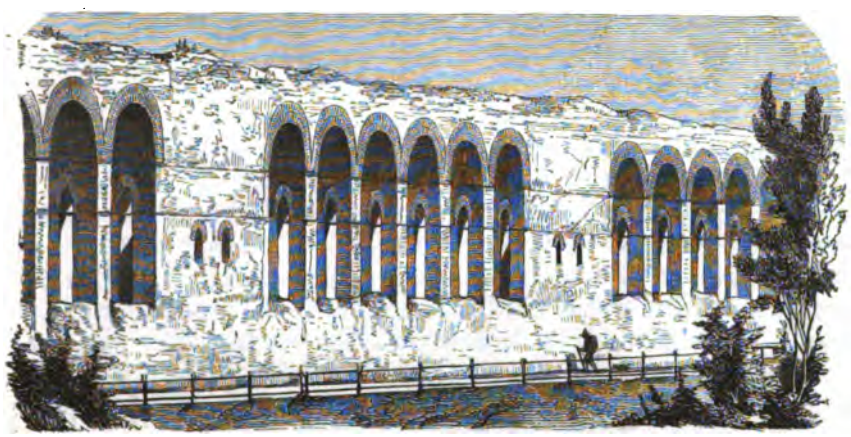
Decius' Zeit durch Kriegsnoth und Pest verödeten südlichen Ufern der Donau zu neuer Ansiedlung geführt wurden. Mit echt römischer Zähigkeit wollte er aber den dakischen Namen nicht aus dem Verzeichniß der römischen Provinzen verschwinden lassen. Er bildete daher mitten zwischen Ober- und Nieder-Mösien zwei neue Verwaltungsbezirke: „Ufer-Dakien" an der Donau mit der Hauptstadt Ratiaria, und südlich von diesem das „mittelländische Dakien" (oder Dardanien) mit der Hauptstadt Serdica (j. Sofia).

Während Aurelian noch an der pannonischen Donau stand und die neue Ansiedlung der dakischen Romanen einleitete, hatten aber die Juthungen in Verbindung mit den Alamannen den Krieg an der oberen und mittleren Donau wieder erneuert und waren durch die Alpenländer in der Richtung auf Oberitalien vorgedrungen. Unter diesen Umständen ließ der Kaiser einen bedeutenden Theil des Heeres sofort nach Italien aufbrechen. Er selbst folgte später mit den übrigen Truppen, zu denen nun auch vandalische Auxiliaren zu Roß gehörten. Die Germanen hatten bereits die Gegend von Mailand erreicht und tüchtig ausgeplündert. Als Aurelian endlich von Nordosten her erschien und sie in der Gegend von Placentia zu fassen suchte, gelang es ihnen, von einem dichten Walde aus die Römer zu nächtlicher Stunde zu überfallen und schwer zu schlagen. Diese Nachricht rief zu Rom nicht nur großen Schrecken, sondern auch eine drohende, meuterische Stimmung hervor. Erst (im Januar 271) die Oeffnung der sibyllinischen Bücher und die daran sich knüpfenden Opfer beruhigten das Volk wieder einigermaßen. Mehr aber that die Arbeit Aurelians, welcher jene Scharte schnell auswetzte und sich mit gewaltiger Wucht siegreich auf die zerstreuten Abtheilungen der Germanen warf. Namentlich die Siege bei dem umbrischen Fanum am Metaurus und zuletzt bei Pavia sind den Alten dauernd in Erinnerung geblieben.

Bronzemünze von Aurelianus mit der Umschrift: IMP(erator) C(aius) AVRELIANVS AVG(ustus).

Als die neue nordische Gefahr wieder beschworen war, eilte der Kaiser nach Rom. Hier erregte er aber gewaltigen Schrecken durch die Härte, mit welcher er die nach der Schlacht bei Placentia vorgekommenen Unordnungen bestrafte, dabei auch Leute der besten Familien nicht schonte. Dagegen war er im höchsten Grade für die Sicherheit der alten Welthauptstadt besorgt, die durch die Alpen und Apenninen nicht mehr ausreichend geschützt zu sein schien. Aurelian ließ nämlich nunmehr Rom in eine Riesenfestung umwandeln. Die alte Servianische Mauer hatte seit Jahrhunderten keinerlei militärische Bedeutung mehr; denn seit vielen Menschenaltern hatten sich außerhalb derselben neue städtische Quartiere, und wieder vor diesen neue Vorstädte angesetzt. Die Reichshauptstadt war unter solchen Verhältnissen bei der schwierigen Lage des Reiches entweder nur durch eine ganze Armee zu schützen, oder leicht einem germanischen Handstreich, oder auch dem Ueberfall eines Usurpators ausgesetzt. Wurde sie dagegen jetzt umfassend verschanzt,

so konnten die in und bei Rom stehenden Truppen mit Hilfe der Bürgerschaft sie recht wohl vertheidigen, bis wirksame Hilfe von Außen herankam. Eine längere Belagerung allerdings konnte nur von einer hinter diesen Mauern stehenden Armee ausgehalten werden. Aurelian zog daher um die damalige Gesammtstadt eine neue, mächtige Ringmauer, deren Ausdehnung auf dem linken Ufer mit Einrechnung der Flußseite auf 11 bis 12 Miglien, genauer auf 12,345 römische Schritt, angeschlagen wird. Das verschanzte Areal betrug dann 1396,469 Hektaren. Diese neue Befestigung, welche 52 Fuß hoch, ohne Graben auf den Hügelrändern laufend, im Norden den Mons Pincius und den Hügel „der Gärten", wie auch die alte Citadelle der Prätorianer, im Süden die Pyramide des Cestius mit umschloß, wurde mit großer Raschheit ausgeführt; derart daß man mehrfach schon vorhandene Substruktionsmauern, ferner die Bögen der Wasserleitungen und viele ältere



Innere Ansicht der Aurelianischen Mauer zu Rom.

Denkmäler mit in das Werk hineinzog. Trotzdem ist der ungeheure Bau erst unter Kaiser Probus (276) vollendet worden. Die Mauer, welche übrigens in der Hauptsache noch jetzt als Stadtmauer dient, wurde aus Backsteinen ausgeführt; die Kenner finden, daß damals die alte bewunderte Technik der Römer im Ziegelbau bereits fühlbare Spuren des Rückganges zeigt. Technisch betrachtet, so bestand die Mauer eigentlich aus zwei dicht neben einander hinlaufenden Mauern, welche durch Tonnengewölbe mit einander verbunden waren. „Diese aber sind durch überwölbte Durchgänge durchbrochen, welche einen fortlaufenden Corridor bildeten, der den an den Schießscharten aufgestellten Vertheidigern zur Verbindung diente. Durch die in den Thürmen angebrachten Treppen gelangte man auf die Zinnenhöhe, auf welcher der Schwerpunkt der Vertheidigung lag."[1]) Die Thore waren gewölbt und mit

1) In Folge der Pest seit 167 n. Chr. und der Noth der Zeit war Rom neuerdings in Ausdehnung und Bevölkerung sicherlich doch gegen das zweite Jahr-

Fallgattern versehen, außerdem durch je zwei Thürme flankirt, die wieder durch ein Stockwerk über dem Thore mit einander verbunden wurden. Auf dem rechten Ufer war hauptsächlich das Janiculum verschanzt; hier überschritten die Vorstädte die neuen Mauern ziemlich erheblich.

Auch sonst hat Aurelian für Rom große Bauwerke in Angriff genommen. Er ließ das Bett der Tiber an seichten Stellen vertiefen und die Quais von der Stadt in der Richtung zum Meere fortsetzen. Auf dem rechten Ufer wurden Winterthermen angelegt, und auf dem Gartenhügel, in dem sallustischen Garten, eine Rennbahn, die er mit einer Säulenhalle umgab. Gleichzeitig aber mit der Ringmauer begann er den Bau eines Prachttempels seiner Lieblingsgottheit, des orientalischen Sonnengottes, in der VII. Region, am Quirinal.

Die Hauptsache blieb indessen für Aurelian noch lange der Krieg. Die germanische Gefahr war einstweilen kräftig abgeschlagen; so galt es denn, mit aller Kraft den Orient für das Reich zurückzuerobern, wo die stolze und hochgesinnte Zenobia den Römern immer kühner und herausfordernder entgegentrat. Die schöne Königin von Palmyra in ihrer ganz einzigen Erscheinung war in der That völlig dazu angethan, die Völker ihres Reiches sicher an ihre Herrschaft zu fesseln. So groß ihr Liebreiz, so anmuthig ihre Persönlichkeit, deren Eindruck durch eine geschmackvolle Tracht gehoben wurde, so gewinnend ihre Milde erschien: sie verband damit eine ungewöhnliche Kraft des Willens, und bei hoher Bildung und lebhaftem Interesse für die vielseitigen religiösen Streitfragen der Zeit eine staunenswerthe Klarheit und Stärke des Geistes. Und wie sie, wo es sich nöthig zeigte, nachdrücklichen Ernst und nachdrucksvolle Festigkeit entwickelte, so verstand sie es auch, wie nur selten eine regierende Frau, ihren Truppen als kühne Reiterin, aber auch durch ihre Ausdauer auf Märschen zu Fuß, und durch großen persönlichen Muth zu imponiren; je nach Umständen mild und freigebig, und wieder ernst und gemessen, theilte sie in wichtigen Momenten selbst die Trinkgelage ihrer Heerführer. In den großen Staatsfragen endlich trat sie klug und berechnend auf, und zeigte in der Durchführung der beschlossenen Maßregeln eine große Festigkeit.

Es war aber nur natürlich, daß die großen Imperatoren, die nach Gallienus' Tode die Macht der Römer wiederherstellten, um so weniger die Herrschaft dieser Königin dulden konnten, je solider diese ihre Stellung zu begründen suchte, und je eifriger sie bemüht war, die materielle Basis der-

---

hundert zurückgegangen. Die Stadt hatte mit allen Außenbauten im Jahre 74 n. Chr. einen Umfang von 13,200 Schritt gehabt, und die Vorstädte sich noch weiter ausgedehnt, da zwischen 74 und 167 die Zahl der Einwohner zwei Millionen mehr als erreicht zu haben scheint. Dies wurde aber seit 167 anders. Allerdings mag Aurelian nicht alle Außenbauten ummauert, sondern bei Ziehung der neuen Schanzenlinie auch manche Wohnplätze außerhalb derselben gelassen haben, die nur dann einbezogen werden konnten, wenn man auf die nothwendigen militärischen Rücksichten (dominirende Punkte des Terrains, Vermeidung zu großer Ausdehnung der Linien) kein Gewicht legen wollte.

selben zu erweitern. Schon Kaiser Claudius würde bei längerem Leben ohne allen Zweifel gegen die Palmyrener das Schwert haben ziehen müssen; denn gerade während der letzten Monate seiner Regierung griffen diese nach der uralten Politik aller asiatischen und helleniſtischen, in Syrien starken Mächte nach dem Nilthal erobernd hinüber. Bei den unruhigen Neigungen des ägyptischen Volkes, welches der orientalischen Königin größere Sympathien entgegenbrachte, als den Römern, fand sich in Aegypten leicht ein einflußreicher Mann, Timagenes mit Namen, der vollkommen bereit war, eine Invasion der Palmyrener zu fördern, unter deren Hoheit er dann selbst am Nil zu herrschen hoffte. Die Entfernung des Probus im Kampfe mit den Gothen machte es möglich, daß zu Ende des Jahres 269 oder zu Anfang 270 ein Heer von 70,000 Mann asiatischer Krieger unter Zabdas Unterägypten eroberte. Der tapfere und sehr gewandte Probus führte indessen nach seiner Rückkehr den Krieg an der Spitze ägyptischer und afrikanischer Truppen mit bedeutendem Erfolge gegen die Palmyrener. Erst als dieser Feldherr bei dem Schloß Babylon südlich von Heliopolis eine Schlappe erlitten hatte, konnten die Heerführer der Königin einen Theil des Landes dauernd behaupten; vielleicht daß selbst ein Vertrag unter einer für die Römer schonenden Form den neuen Verlust verhüllte. In analoger Weise hatte Zenobia aber auch in Kleinasien ihre Macht immer weiter ausgedehnt, was bei der andauernd so schwierigen Lage des römischen Reiches ihr ohne Mühe gelang. Die Herrschaft der Königin war im Jahre 270 bereits bis zu den Marken des galatischen Ankyra anerkannt. Nun wünschte sie vor allem Bithynien und die dominirenden Stellungen an der Propontis und den Seestraßen zu gewinnen, theils aus merkantilen Motiven, theils auch, um ihre Stellung militärisch abzurunden. Seitdem jedoch mit dem Sommer 270 die Erhebung Aurelians den Romanen neue Zuversicht einflößte, stießen die Palmyrener in dieser Gegend auf hartnäckigen Widerstand. Und als während des Jahres 271 Zenobia deutlich erkannte, daß Aurelian schwerlich länger als unumgänglich nöthig zaudern würde, um ihr Sonderreich zu zertrümmern, da — so scheint es — nahm sie sofort eine immer schärfer accentuirte Stellung gegen Rom ein. Das machte sich in ihren Beziehungen zu dem gallischen Sonderreiche, das machte sich in Aegypten bemerkbar. Und in Kleinasien drangen ihre Truppen bis zum Bosporus vor.

Das Palmyreniſche Reich bot im Jahre 271 einen sehr stattlichen Anblick dar. Die neue Hauptstadt des Ostens, der Centralsitz der gegen das Principat gerichteten nationalen Bestrebungen, war zu einer wahren Prachtstadt geworden, die unter dem Schutze gewaltiger Festungswerke neben ihrem mächtigen Sonnentempel eine erhebliche Anzahl neuer großartiger Bauten zeigte. Die Verwaltung der Königin, die auf der Basis der römischen Organisation arbeitete, war vortrefflich, ihre Finanzwirthschaft musterhaft. Dabei war Zenobia, die selbst die Hauptsprachen der Zeit redete, entschieden bemüht, zur Belebung der inneren Einheit ihres neuen Reiches die nationalen

und religiösen Gegensätze im Orient auszugleichen. Die zahlreichen Anhänger der alten syrischen Kulte, die zahlreichen und einflußreichen Juden, die hellenisirte Bevölkerung der meisten Städte, die zahlreichen und wohl organisirten Christen, konnten unter dem Scepter der klugen Regentin unbehelligt neben einander leben. Sie selbst aber, die eine ausgeprägt monotheistische Anschauung pflegte, suchte durch ein ausgleichendes Religionssystem die vielen Gegensätze zu vermitteln. Hier aber war der schwache Punkt ihres Reiches und ihres Systems. Ihre Herrschaft war zu jung, der Zusammenhang der romanischen und hellenisirten Einwohner mit Rom zu alt und zu zähe, um diesen Elementen so schnell eine durchgreifende Losreißung von Italien als wünschenswerth erscheinen zu lassen. Und wenn diese nur den Umständen sich bisher gefügt hatten, so waren die führenden Männer der wirklich lebensvollen Religionen dieser Zeit durchaus nicht geneigt, auf die von Zenobia gewünschte Abschleifung der Gegensätze einzugehen. Die orthodoxen Rabbinen sahen die Bestrebungen der Königin nur mit tiefem Widerstreben an. Und die meisten Führer der christlichen Gemeinden des Nilthals und Syriens waren sehr wenig erbaut über die hohe Gunst, mit welcher Zenobia den Häretiker Paul von Samosata behandelte. Dieser Bischof von Antiochia, der einerseits mit der Philosophie der Zeit vertraut, andererseits der Beibehaltung oder Annahme verschiedener Theile des jüdischen Ritus geneigt war, hatte als Dogmatiker durch seine Lehre von der nicht ursprünglich göttlichen Persönlichkeit Jesu Christi, und durch seine Auffassung des heiligen Geistes als „unpersönlicher Kraft des Vaters", sich in tiefen Gegensatz zu den namhaftesten christlichen Theologen des Orients gesetzt. Auf Grund seiner häretischen Ansichten und zugleich auch schwerer persönlicher Verirrungen wurde er 269 durch eine Synode zu Antiochia aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen. Aber als hoher Verwaltungsbeamter der Königin zu Antiochia erhielt er sich dauernd in großer Macht.

Auch die hellenistische Bevölkerung wurde nicht dadurch gewonnen, daß Zenobia einen der bedeutendsten Vertreter der damaligen griechischen Wissenschaft aus Athen an ihren Hof gezogen hatte. In der alten Stadt des Perikles war während der unruhigen Zeiten des dritten Jahrhunderts die Philosophie noch einmal glänzend repräsentirt, ehe noch auch auf diesem Boden der Neuplatonismus die zähe Gegenwehr gegen das Christenthum aufnahm. Vor allen gefeiert war damals der Philosoph, welcher durch die Kraft und Schärfe seines Geistes, durch seine tüchtige Gelehrsamkeit, durch die Frische und den guten Geschmack seines Styles, und namentlich durch hohen Seelenadel unter seinen Zeitgenossen hervorragte: nämlich der Platoniker Dionysios Cassius Longinus. Er war der Sohn einer syrischen Dame, Frontonis aus Emesa, und ist als Neffe des zu Athen docirenden Rhetors Fronto von Emesa, wahrscheinlich i. J. 213 und vielleicht zu Athen selbst geboren. Ein Mann von umfassender, wesentlich philosophischer Bildung, ein glänzender Repräsentant der platonischen Schule, hatte er während

seiner Lehrjahre zu Alexandria auch nahe Beziehungen zu den großen Schöpfern der neuplatonischen Theorie, namentlich zu Plotinus, gewonnen. Ein ebenso selbständiger, wie klarer und scharfer Geist, folgte Longinus allerdings in einer Beziehung dem mächtigen Anstoß der neuen alexandrinischen Schule: er nahm eine starke Richtung auf die gelehrte und wissenschaftliche Erklärung des Platon. Aber er hielt sich entschieden fern von der mystischen Weise und der schwärmerischen und theosophischen Richtung, welche die neuplatonische Schule bald genug eingeschlagen hat. Ein Mann mehr des scharfen logischen Denkens als der philosophischen Ethik; ein Mann der imposantesten und präcisesten Gelehrsamkeit (die ihm den Namen einer „lebendigen Bibliothek" eingetragen hat), des geläutertsten Geschmackes und der feinsten kritischen Fähigkeiten, so gewann Longinus, der seit etwa 240 in Athen als philologischer Professor bereits hohes Ansehen besaß, einen Weltruf als der erste Grammatiker und Aesthetiker der Zeit, als brillanter Stylist und überaus fruchtbarer Schriftsteller, und als Kritiker von nahezu kanonischem Ansehen. Die traurige Lage Griechenlands und der athenischen Universität unter Gallienus, vielleicht zuletzt der Gotheneinfall d. J. 267, gaben aber seinem Leben eine andere Richtung. Bei einer Reise nach der syrischen Heimath seiner Familie folgte er dem Rufe der Zenobia nach Palmyra, wo er Ehrgeiz genug hatte, um aus dem Studienrath der Königin und dem Panegyriker Odenaths auch der erste politische Rathgeber der fürstlichen Dame zu werden. Sein Einfluß in Palmyra war jedenfalls sehr bedeutend. Aber wenn es ihm auch gelang, den Neuplatoniker Amelius zur Gründung einer Schule in Apameia zu bestimmen: die sonst wohl von ihm und Zenobia an seine Thätigkeit geknüpften Erwartungen gingen nach der geistigen Seite nicht in Erfüllung. Und wenn Longinus vielleicht den nahen Verfall des Römerthums erwartet und seine besten Hoffnungen auf das Erstarken des palmyrenischen Reiches gesetzt hatte: bereits war das Schwert des illyrischen Romanen erhoben, welches Zenobias Schöpfung und ihn selbst vernichtend treffen sollte.

Aurelian hatte bis zu Ende des Jahres 271 kräftig gegen Palmyra gerüstet. Dann brach er im Frühjahr 272 nach Illyrien auf, schlug eine gothische Streifschaar aufs Haupt, und wandte sich dann, aus den Truppen der Donauländer erheblich verstärkt, nach Byzantion. Vor seinem energischen Aufmarsch fiel alles Land bis nach Kappadokien sehr schnell wieder in seine Hände. Erst Tyana vor den kilikischen Pässen nöthigte ihn zu sehr ernsthaften Anstrengungen. Als dieser feste Platz gefallen war, konnten die Römer wieder mit raschen Schritten bis in die Gegend von Antiochia vordringen. Hier hielt Zenobia selbst; ihr General Zabdas stand mit der palmyrenischen Armee bei Daphne (jetzt Beit-el-Mâ), zwei Stunden südwestlich. Und nun kam es am Orontes zu einem ausgedehnten Gefecht, welches durch Aurelians schlaue Taktik für die Römer so glücklich ausfiel, daß Zenobia es nicht wagte, die Stadt Antiochia zu halten, deren griechische, christliche und orthodox-jüdische Elemente sich ihr jetzt als durchaus unzuverlässig erwiesen.

Sie wich daher möglichst schnell nach dem Inneren zurück, während Aurelian, der überall mit kluger Milde und Schonung auftrat, nun — trotz seiner persönlichen Antipathie gegen das Christenthum und seiner Schwärmerei für den Sonnenkultus — auch die Christen für sich gewann, indem er jetzt den Paul von Samosata absetzte und auch nach Seiten des bischöflichen Streites ihren Wünschen entgegenkam.

Als die Römer dann ihren Marsch ostsüdöstlich fortsetzten, trugen sie bei Immä über die Palmyrener einen neuen glänzenden Erfolg davon, der ihnen sofort die Thore aller Städte bis nach Emesa öffnete. Hier endlich warf sich ihnen das feindliche Hauptheer, 70,000 Mann stark, entgegen, und nun entbrannte in weiter Ebene vor der festen Stadt die furchtbare Schlacht, wo die Bogenschützen und die Eisenreiter der Königin, wie die berittenen Hilfsschaaren der Saracenen und Amalekiter, mit Aurelians dalmatinischen und mauretanischen Reitern, mit den Legionen aus den Donauländern und einem Theile der Garden, und mit den in Asien aufgebotenen Auxiliaren in langem und überaus zähem und mörderischem Kampfe sich maßen. Nur unter bedeutenden Verlusten gewann endlich auch hier, trotz der Minderzahl der Römer, Aurelians überlegene Taktik und die Wucht der Legionen den Sieg.

Nun gab Zenobia auch das nicht mehr zuverlässige Emesa auf und gedachte, hinter den Mauern ihrer Hauptstadt Palmyra den Kampf fortzusetzen. Denn hier war sie des Volkes vollkommen sicher; hier war sie der persischen Hilfe, auf die sie bestimmt rechnete, näher; und hier in der Oase mußte den Römern der Belagerungskrieg um so schwieriger werden, je geschickter die arabischen Stämme der Wüste in der Kunst waren, dem Feinde Zufuhren und Verbindungen abzuschneiden. In der That wurde die Lage der Römer, als sie den überaus schwierigen Steppenmarsch nach der Oase von Palmyra vollendet und die Stellungen vor der prächtigen Königsstadt, die damals fast fünf Stunden Umfang zeigte, erreicht hatten, nichts weniger als bequem.

Der Widerstand der Palmyrener war überaus zäh, und auf eine Aufforderung des Kaisers, nun endlich unter guten Bedingungen zu kapituliren, antwortete Zenobia durch einen sehr stolzen, von Aurelian als schwere Beleidigung aufgenommenen Brief. Allmählich aber änderte sich die Lage der Dinge zu Ungunsten der Königin. Die Perser, die allen Grund gehabt hätten, ihren Widerstand zu unterstützen, zeigten sich sehr schlaff. Es lag dieses daran, daß nach dem Tode des Königs Sapor I., der während seiner letzten Jahre mit Bekämpfung der neuen Sekte des spekulativ-asketischen Religionsstifters Mani aus Ktesiphon (geb. 214), und seiner aus altchaldäischen, parsischen und christlichen Elementen gemischten, scharf dualistischen Lehre beschäftigt gewesen war, — daß nach Sapors Tode 271 in Persien ein milder, nicht sehr kriegerischer Fürst, sein Sohn Hormisdas I. regierte, der schon i. J. 272 wieder durch innere Unruhen verdrängt wurde. Erst sein Nachfolger, sein Sohn (Bahram) Vararanes I. dachte daran, den Palmyrenern zu helfen; aber seine Hilfstruppen waren so

schwach, daß sie von den Römern leicht zerstreut wurden. Dazu nun, so scheint es, war auch Aegypten der Königin gleich zu Anfang verloren gegangen, und nun konnte Aurelian auch von Süden her frischen Zuzug erhalten und die Stadt fester einschließen.

Als die Bewohner anfingen, durch Mangel gedrückt zu werden, gedachte Zenobia, persönlich die Stadt zu verlassen und zu den Persern zu gehen, um diese zu nachdrücklichem Eintreten in den Kampf zu bestimmen. Es gelang ihr, wahrscheinlich durch einen verborgenen Gang in den Mauern, eines Nachts durch die Linien der Römer zu kommen und auf einem Dromedar den Eufrat zu erreichen. Als sie aber eben den Strom überschreiten wollte, holten Aurelians Reiter sie ein und führten sie als Gefangene nach dem römischen Lager zurück. Nun war Alles zu Ende. In Palmyra gewann die Partei die Oberhand, die für Ergebung stimmte, und so konnte (etwa zu Anfang d. J. 273) Aurelian den schwierigen Krieg als beendigt ansehen. Die ungeheuren Reichthümer der Stadt fielen natürlich in seine Hand. Sonst aber wurde Palmyra sehr glimpflich behandelt. Nur an einigen hochstehenden Männern nahm der Kaiser blutige Rache. Auf dem Rückmarsch hielt nämlich Aurelian zu Emesa über Zenobia und ihre politischen Rathgeber Kriegsgericht. Und hier verlor die bisher so stolze Königin, die ihr Leben durch die wüthende Armee bedroht wußte und vor dem furchtbaren Ernst des Kaisers schauderte, ihre fürstliche Haltung und verwandelte sich in ein zaghaftes Weib. Sie schob alle Schuld auf ihre Rathgeber. Diese, der hochgesinnte Longinus an ihrer Spitze, der jenen hochfahrenden Brief verfaßt haben sollte, verfielen denn auch dem Henkerschwerte, die Königin aber sollte den Triumphzug in Rom schmücken.

Noch aber war die palmyrenische Tragödie nicht ganz zu Ende gespielt. Aurelian hatte Asien schnell verlassen und war auf der Balkanhalbinsel wieder damit beschäftigt, einen Einbruch der Karpen zurückzuweisen, als ihm der mesopotamische Legat Marcellinus in aller Eile die verdrießliche Nachricht zugehen ließ, daß in Palmyra ein großer Aufstand ausgebrochen sei. Hier wirkten verschiedene Momente zusammen. In der alten Königsstadt der Zenobia konnte man es begreiflicher Weise nicht so leicht verschmerzen, daß Palmyra aus der Stellung einer vieljährigen Hauptstadt des Orients wieder in die bescheidene einer einfachen Provinzialstadt zurückgeschleudert war. Daneben aber erkannten die Perser, welchen schweren politischen Fehler sie begangen, indem sie das Reich der Zenobia durch die Römer hatten zertrümmern lassen; sie also schürten die Erbitterung der besiegten Asiaten. Und so geschah es, daß damals noch einmal auf drei Punkten Bürgerkrieg und feindliche Invasion das Reich Aurelians bedrohten. In Alexandrien stellte sich der reiche und mächtige M. Firmus, ein alter Anhänger der Zenobia, ein großer Papierfabrikant, Rheder und Handelsfürst, der bisher mit Palmyra in lebhafter Verbindung gestanden hatte und in Aegypten über eine sehr ausgedehnte Popularität verfügte, an die Spitze einer neuen Er-

hebung und nahm den Purpur. In Palmyra dagegen hieben die Massen die neue römische Garnison in Stücke und bekleideten — als der von ihnen zu ihrem neuen Führer ausersehene mesopotamische Legat Marcellinus sich ihnen versagte — den Achilleus, einen Verwandten der Königin, mit den Insignien der fürstlichen Gewalt. Die Perser endlich schickten sich an, ihnen jetzt bedeutende Streitkräfte zuzuführen.

Als Aurelian von dem neuen Brande in Syrien vernahm, führte er auf der Stelle sein Heer in Eilmärschen nach der Oase von Palmyra. Durch seine Schnelligkeit vereitelte er alle Berechnungen seiner Gegner. Die königliche Stadt mußte sich ohne Kampf auf Diskretion ergeben; sie verfiel jetzt einer geradezu entsetzlichen Ausmordung und wurde größtentheils zerstört, um seitdem für immer in politische Nichtigkeit zu versinken. Ein rascher Zug nach Mesopotamien galt dann der siegreichen Abwehr der einbrechenden persischen Geschwader, und nun wandte sich Aurelian südwärts, um auch die meuterischen Aegypter zu strafen. Die Truppen des Firmus konnten das Feld nicht halten. Auch Alexandrien wurde mit Sturm genommen, zuletzt das feste fürstliche Schloß, im „Brucheion", zur Ergebung genöthigt. Und nun griff Aurelian, der Alexandrien gründlich zähmen und der Reichshauptstadt die seit Jahren immer wieder gestörte Kornzufuhr aus der großen fiskalischen Nilprovinz dauernd sichern wollte, wieder einmal mit schrecklicher Energie durch. Nicht nur daß Firmus wie ein Bandit gekreuzigt wurde, so ließ der Kaiser namentlich das prachtvolle Quartier Brucheion mit dem alten Palast der Ptolemäer und dem Museum schleifen.

Und nun endlich eilte er wieder nach Europa, um die letzte Hand an die Wiederherstellung der Reichseinheit zu legen, nämlich auch das durch Postumus geschaffene gallische Sonderreich zu zertrümmern. Große Mühe hat er dabei nicht mehr gehabt; denn der Kaiser Tetricus (S. 584) war schon lange seines glänzenden Elends übersatt. Die Stellung dieses milden, wohlmeinenden, aber der wilden Art seiner Soldaten längst nicht gewachsenen Kaisers war sehr erschüttert worden, als (nicht sehr lange nach des Gallienus Tode) die Kaiserin-Mutter Victorina starb. Die imposante Persönlichkeit des Kaisers Claudius hatte nicht nur die Spanier veranlaßt, von Tetricus abzufallen, sondern auch im Jahre 269 eine abgefallene Legion in Autun bestimmt, den großen römischen Kaiser zu Hilfe zu rufen. Claudius hatte indessen mit Recht zuerst die Abwehr der Gothen sich zur Aufgabe gestellt. Und so konnte Tetricus noch mehrere Jahre den Purpur führen. Nicht zu seiner Freude; denn er sah sich unaufhörlich durch die zuchtlose Haltung seiner Armee, zuletzt namentlich durch die Intriguen des Generals Faustinus, schwer bedrängt. Unter diesen Umständen knüpfte er von langer Hand geheime Unterhandlungen mit Aurelian an, die darauf abzielten, dem großen Wiederhersteller des Reiches Gallien möglichst bequem in die Hände zu liefern. Als nun dieser endlich in Gallien einrückte, fand bei Chalons an der Marne zu Anfang des Jahres 274 eine Schlacht statt,

die schnell genug zu Gunsten Aurelians ausfiel, weil Tetricus mit seinen Anhängern zu ihm überging, und die meisten seiner Unterfeldherren in seinem Sinne ebenfalls keinen ernsthaften Widerstand leisteten.

So war also zu Anfang des Jahres 274 das Römische Reich wieder kraftvoll in Einer Hand zusammengefaßt, und Aurelian konnte in Rom seinen prachtvollen Triumphzug feiern, welchen neben zahlreichen gothischen und anderen Gefangenen und überreicher Beute auch die schöne Zenobia und der Senator Tetricus schmückten. Da ließ der große Kriegsfürst überall Milde vorwalten. Zenobia konnte den Rest ihres Lebens in bequemen Verhältnissen auf einer stillen Villa zu Tibur zubringen. Tetricus dagegen wurde überaus freundschaftlich behandelt, mit Ehren überhäuft, mit einem prachtvollen Palast auf dem Mons Cälius in Rom beschenkt und endlich (wie man früher annahm) mit der Verwaltung von Lukanien, nach neuerer Ansicht mit der Stellung als „Correktor von Italien" (s. unten) betraut. Doch scheint er bereits im Jahre 275 oder zu Anfang des darauf folgenden Jahres gestorben zu sein.

Aurelian hat aber auch den schlimmsten inneren Krebsschaden der römischen Zustände mit scharfen Schnitten zu heilen versucht, nämlich die entsetzliche Verwirrung des Münzwesens. Nur daß die Reformen, die er verfügte, nicht sicher chronologisch zu fixiren sind. Die Verderbniß des Silbergeldes war unter Claudius und eine Zeit lang unter seiner eignen Regierung noch einmal gewachsen. Der „Rationalis" Felicissimus, der Münzdirektor in Rom, hatte das infame System, die ihm zugewiesenen Silbermassen zu stehlen und wesentlich Weißkupfer als Silber auszugeben, in der schamlosesten Weise höchst umfassend betrieben. Und nun griff Aurelian endlich mit schrecklicher Energie ein. Nicht nur daß der große Räuber in Rom und seine Schuldgenossen zur Strafe gezogen werden sollten: der Kaiser verfügte auch kurz und bündig, daß die umlaufenden Silbermünzen auf ihren wirklichen Werth von drei Pfennigen auch nominell herabgesetzt werden sollten. Sollte das Chaos endlich einmal wieder gelichtet werden, so war natürlich gerade diese letzte Verfügung unvermeidlich. Aber sie wirkte ebenso begreiflicherweise wahrhaft erdbebengleich. Es verstand sich von selbst, daß dadurch weithin, und namentlich in der Reichshauptstadt und in Italien, furchtbare Vermögensverluste eintraten, scheinbare Reichthümer in Rauch aufgingen: nun erst fühlte man den schrecklichen Bankerott des Staatskredits recht schmerzlich. Dieses war die Temperatur, aus welcher heraus in Rom der blutige Volksaufstand ausbrach, der sich an die Hinrichtung des Schurken Felicissimus knüpfte. Ob diese Scenen etwa mit den Unruhen des Jahres 271 zusammenfielen (S. 596), oder erst 274 sich abspielten, ist unsicher; aber die Erbitterung sowohl der Schuldgenossen des Münzdirektors, wie die der verarmten Römer war so groß, daß in dem entbrennenden Straßenkampfe 7000 Mann, Soldaten und zahlreiche Bürger, erschlagen

wurden. Nun aber schritt Aurelian energisch weiter vor. Er centralisirte das Münzwesen. Er schloß (mit Ausnahme der bis auf Diokletian fortbestehenden von Alexandria) zunächst sämmtliche nicht kaiserliche, also alle kommunalen Münzstätten des Reiches, in denen es zum Theil noch schlimmer zugehen mochte, als in Rom. Wie damals wahrscheinlich überall das verschiedenen Städten noch zustehende Recht oder Privileg der Münzprägung endgültig aufgehoben wurde, so verlor nun auch der Senat sein altes Recht, Kupfermünzen auszugeben. Dagegen sollten nun überall die schändlichen, betrügerischen Mißbräuche in den kaiserlichen Münzen aufhören. Im Speziellen suchte Aurelian bei der Goldprägung den Aureus wieder auf das Normalgewicht von $^1/_{50}$ Pfund zu bringen. In Sachen dagegen des Silbergeldes sollte wieder ehrlich geprägt werden. Aber die Noth der Zeit war so hart, und des Kaisers Regierung zu kurz, als daß er die Reform hätte durchführen können. Es ist nur erst gelungen, das Silberstück wieder mit sechs Procent Silber auszugeben. Auch die Einziehung des Weißkupfergeldes (wo jetzt 500 bis 525 solcher Schandmünzen auf das Goldstück von rund 17 R.-Mark kamen) ist damals nicht vollständig gelungen. Dagegen wurde das Provinzialkupfer vollständig in das Reichscourant aufgenommen, und nun in den Provinzen zahlreiche neue kaiserliche Münzstätten angelegt, die noch in der byzantinischen Zeit in Geltung blieben.

Aurelian suchte auch sonst die Unregelmäßigkeiten und Unterschleife zu beseitigen, die seit Gallienus in der Verwaltung eingerissen waren. Daneben sollte das Volk, namentlich der Hauptstadt, doch auch die alten Begünstigungen nicht entbehren. Nicht nur, daß der Kaiser wiederholt nach seinen Siegen alte Forderungen des Fiskus an zahlreiche Privatleute einfach kassirte, so wurde das Volk der Residenz, deren Versorgung mit Proviant nun wieder die eifrige Sorge der Reichsregierung geworden war, bei festlichen Spendungen nicht nur mit Brodkorn, sondern auch mit Fleisch, mit Oel und mit Kleidern beschenkt.

Daneben geht recht deutlich die weitere Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse in jener Richtung weiter, welche nachmals ihre Krönung durch Diokletian erhalten sollte. Persönlich kehrte Aurelian bereits, sowohl den alten Velleitäten des Senats, wie noch mehr den unablässig zu Meuterei und Auflehnung neigenden Legionen gegenüber den Monarchen heraus, oder vielmehr den Gedanken eines „göttlichen Herrscherrechtes". Er sprach es unverhohlen aus, daß „Gott nicht nur die Herrschaft verleihe, sondern auch ihre Dauer in der Hand halte". Dem entsprechend trug er auch als Kaiser ein Diadem und ein mit Gold durchwirktes Prachtgewand. Das namentlich in der Zeit des Septimius Severus und des Caracalla weitergeführte System, die großen Provinzen in mehrere kleinere zu zerlegen, (wo neben Syrien, S. 502, namentlich auf der pyrenäischen Halbinsel die nordwestlichen Landschaften von Asturien und Gallächien als besondere Provinz von Tarrakonensis getrennt, und Numidien als eigene Provinz unter den Legaten der seit Hadrian zu

Lambäse kasernirten III. Legion gestellt worden,) wurde damals anscheinend noch nicht weiter geführt. Wohl aber schritt Aurelian immer weiter fort auf dem Wege, in den kaiserlichen Provinzen die Militärgewalt von der Civilgewalt zu trennen. Immer weiter setzte sich die Praxis fort, die mobilen Streitkräfte des Reiches, die an den Militärgrenzen koncentrirt waren, unter eigene kommandirende Generale oder Duces zu stellen. Endlich aber betrat auch er den schon seit Caracallas letzten Zeiten eröffneten Weg, zunächst in Bestellung eines „Correktors" für Italien, (der neben und vor den kaiserlichen Curatoren für verschiedene Gemeinden, vielleicht auch schon für einzelne Landschaften, der Halbinsel auftrat,) die endliche „Provinzialisirung" Italiens vorzubereiten.

Aurelian hatte in wenigen Jahren Gewaltiges geleistet. Nichtsdestoweniger gewährte das nun wieder zusammengefügte Reich nach Abwehr der gefährlichen Stürme von Norden und Nordosten, nach Niederwerfung der Sonderstaaten, nach Aufhören der Pest, und unter den Nachwirkungen des großen Münzbankerottes, in vielen Theilen den kläglichen Anblick einer blühenden Landschaft der Tropen nach dem Austoben eines grausen Tornado, oder eines nordischen Küstenlandes nach Abströmen einer verheerenden Sturmfluth. Der alte sonnige Glanz des antiken Lebens war weithin für immer verschwunden, und die letzten erträglichen Zeiten des Alterthums seit dieser Epoche bis zu dem hunnisch-gothischen Sturme im letzten Drittel des vierten Jahrhunderts tragen ganz überwiegend den Charakter harter Prosa und schweren Ringens in dem Kampfe um das Dasein. Aurelian selbst aber ist nicht lange mehr berufen gewesen, die Wiederherstellung des Reiches zu leiten. Der große Kriegsfürst war zu Anfang des Jahres 275 noch einmal in Gallien, dann in Vindelicien, mit der Sicherung der Reichsgrenzen beschäftigt. Dann gedachte er, von Illyrien aus mit starker Macht nach dem Eufrat zu marschiren, um nun gründlich mit den Sasaniden abzurechnen. Aber er sollte Asien nicht wieder erreichen. Einer seiner höchsten Kanzleichefs hatte sich irgendwie bedenklich kompromittirt und fürchtete des Kaisers vielbewährte rücksichtslose Strenge. Um sich zu retten, machte er mehrere höhere Offiziere glauben, der Kaiser habe, theils aus bestimmten Motiven erzürnt, theils einfach ungerecht und undankbar, ihren Tod beschlossen. So bildete sich ein Komplott, und der General Mucapor ermordete den großen Mann zu Cänophrurium, einer Station auf der Propontisstraße zwischen Perinth und Byzantion; noch vor dem 25. März 275.

Sei es nun daß die Generale Aurelians gegenüber den schwer erbitterten Soldaten sich scheuten, nach dem Purpur zu greifen, um nicht den Verdacht einer Betheiligung an dem Morde auf sich zu ziehen; sei es daß ihre gegenseitige Eifersucht zu groß war; sei es endlich daß wirklich in dem Hauptquartier ein verständiger politischer Plan zur Annahme gelangt war: genug, die Generale wandten sich jetzt in voller Uebereinstimmung mit den Soldaten an den Senat, um diesen zur Ernennung eines neuen Herrschers aus seiner

Mitte aufzufordern. Längere Unterhandlungen überzeugten den Reichsrath von dem ernsten Willen der Truppen, und so glaubte man in dem hohen Hause endlich in allem Ernste, die goldene Zeit sei angebrochen, wo das Schwergewicht der Reichsgewalt nunmehr in den Händen des Senats ruhen werde. Die sanguinischen Herren in der alten Curie machten unter diesen Umständen einen schlimmen Mißgriff. Anstatt mit klugem Blick sich an einen der edelsten und ihnen wohlgesinntesten Feldherren zu wenden, oder doch einen Mann in der vollen Frische seiner Kraft zu wählen, bekleidete man einen zwar persönlich hochachtbaren, aber bereits 75jährigen Greis mit dem Purpur, — den trefflichen Princeps Senatus, den alten, reichen Gajus Marcus Claudius Tacitus, der für einen Abkömmling des großen Historikers der Trajanischen Zeit galt; (25. Septbr. 275).

Der Enthusiasmus des Senats war groß und äußerte sich in verschiedenen freudigen Kundgebungen an die namhaftesten Städte des Reiches. Man hielt es wirklich für möglich, mit Zustimmung des Tacitus einen Zustand herzustellen, wo der Senat außer Anderem nunmehr regelmäßig den kaiserlichen Generalissimus ernennen, die Statthalterschaften besetzen, den Edikten des Kaisers durch seine Sanktion Giltigkeit verleihen, die Aufsicht über die Finanzen führen würde. Und doch war diese Episode nur das letzte Aufleuchten des alten senatorischen Glanzes; es war das letzte Mal, daß das hohe Haus selbständig über das Reich zu entscheiden hatte.

Bronzemünze des Kaisers Tacitus mit der Umschrift: IMP(erator) C(aius) M(arcus) CL(audius) TACITVS AVG(ustus).

Tacitus war ohne allen Zweifel ein ganz vortrefflicher Kaiser. Er zeigte sich als einen Regenten von seltener Milde und Humanität. Er hatte lebhaftes Interesse für die Hebung der materiellen Interessen des Friedens, in erster Reihe für das Münzwesen. Ein Freund der Wissenschaften und Künste gebot er auch, die Werke seines großen Vorfahren in allen Bibliotheken aufzustellen und jährlich von Staatswegen je zehn Abschriften derselben herzustellen. Uneigennützig wie er war, machte er sein enormes Privatvermögen zum Eigenthum des Staates, und kam auch der Stimmung der Armee durch Verfolgung der Mörder Aurelians entgegen. Nichtsdestoweniger war seine Herrschaft nur von ganz kurzer Dauer.

Gothische und alanische Schaaren, so vernahm man nicht lange nach seinem Regierungsantritt, — angeblich zuerst durch Aurelian für den Perserkrieg geworben, — hatten das schwarze Meer, oder von Kolchis her die pontische Grenze überschritten und nun im östlichen Kleinasien bis nach Kilikien hinüber ihre Raubzüge ausgedehnt. Da eilte der alte Tacitus mit seinem Bruder M. Annius Florianus, den er zum Gardepräfekten erhoben hatte, nach Asien, und hatte in der That das Glück, die neuen Feinde zurückzuschlagen. Nun aber machten sich bei einem Theile der Offiziere wieder meuterische Neigungen bemerkbar, die namentlich von den noch unbestraften, sich bedroht fühlenden Mördern Aurelians genährt wurden. Zuerst fiel des Kaisers stolzer und strenger Vetter, der syrische Statthalter Maximin; und

gleich nachher wurde der alte Imperator selbst nach nur sechsmonatlicher Herrschaft im Frühjahr (April) 276 im pontischen Lande erschlagen. Unter diesen Umständen war es ein starkes Wagstück, daß sein Bruder Florian, der weder in dem Senat eine Stütze hatte, noch unter den Generalen eine besonders hohe Stellung einnahm, jetzt den Purpur an sich riß. Man fügte sich im Reiche freilich für einige Zeit, so daß er momentan alles Land bis zum Tauros nominell in seiner Hand hatte. Aber die Wünsche der Armee neigten sich jetzt einem ganz anderen Manne zu, dem größten Feldherrn, den das Reich seit Aurelians Tode besaß, dem Probus.

Marmorbüste des Kaisers Probus. (Neapel.)

Marcus Aurelius Probus, der dritte der großen illyrischen Imperatoren dieser Zeit, war wie Aurelian auf pannonischem Boden geboren (19. August 232), nämlich zu Sirmium. Der Sohn eines Guts- oder Gartenbesitzers, der aber als Soldat es bis zum Obersten gebracht hatte, war er bei seinen persönlichen und soldatischen Vorzügen rasch in der Armee emporgekommen, und durch Valerian, der mit gewohntem Scharfblick seine Bedeutung erkannte, noch als „bartloser Jüngling" zum Obersten, und nach glänzenden Thaten gegen Sarmaten und Gothen sogar zum Commandeur einer Legion erhoben worden. Probus genoß das volle Vertrauen der Kaiser Gallienus, Claudius und Aurelian; wir fanden früher, daß er es wahrscheinlich war, der von Aegypten aus gegen Gothen und Palmyrener gefochten hat (S. 592, 599, 603). Ein Held ersten Ranges und dabei ein ungewöhnlich gediegener Charakter, genoß er allgemeine Hochachtung. Daher hätte, so scheint es, Tacitus lieber statt auf seine Person die Wahl des Senats auf Probus gelenkt. Er machte ihn, den er als die beste Stütze des Reiches bewunderte, dann auch zum Dux oder kommandirenden General des „Orients" mit dem Hauptquartier Emesa, d. h. der Landschaften Mesopotamien, Commagene, Syrien, Phönikien, Palästina und Arabien. Als nun aber Florian den Purpur

an sich riß, stellte die Armee des „Orients" ihren glänzenden Chef als Kaiser auf, der zunächst freilich nur noch über Aegypten zu gebieten hatte. Da Florian darauf hin seine an Zahl überlegene Armee aus Pontus nach Kilikien führte, so schien es wieder zu einem blutigen dynastischen Kriege kommen zu sollen. Probus indessen hielt die Bewegungen hin, bis die Gluth des kilikischen Sommers die in der Ebene von Tarsos gelagerten europäischen Truppen seines Gegners zu decimiren begann. Zu ernstlichen Gefechten ist es überhaupt nicht gekommen; denn schon im Juli 276 wurde Florian von seinen eigenen Leuten, wahrscheinlich Offizieren, ermordet, die allmählich immer abgeneigter sich fühlten, den allbeliebten Probus ernstlich zu bekämpfen.

Der große Mann, der jetzt, — sehr wider seinen persönlichen Wunsch, — den Purpur trug, wurde nun ohne Weiteres im ganzen Reiche, am 3. August in aller Form auch durch den Senat anerkannt, der zu seiner Freude den neuen Herrscher vollkommen bereit fand, dem Reichsrath wenigstens eine Reihe der werthvollen Rechte zu belassen, die Tacitus dem hohen Hause verwilligt hatte. Ein milder, humaner, und mit den bürgerlichen Interessen wohl vertrauter Mann, wie Probus war; dazu ein Regent, welcher in dieser eisernen Zeit das goldene Ideal eines künftigen ewigen Friedens im Herzen trug, — war er aber durch die unaufhörlich sich wiederholenden Gefahren auf den Reichsgrenzen genöthigt, in analoger Weise wie Aurelian ganz überwiegend als Feldherr seine Größe zu beweisen. Noch hatte er, bei verständiger Schonung der Partei des Florian, die Mörder seiner beiden Vorgänger Aurelian und Tacitus, gestraft: nun mußte er eilen, den damals besonders gefährdeten Westen des Reiches zu schützen.

Noch immer stand es mit dem Reiche so, daß nur der furchtbare Nimbus eines römischen großen Schlachtenmeisters die Grenzen, namentlich auf der deutschen Seite, wirksam zu schützen vermochte. Seit Aurelians Tode waren für Gallien im Norden die Franken, tiefer im Süden die Alamannen und Juthungen besonders gefährlich geworden. Die Alamannen konnten aus dem von ihnen besetzten Zehntlande jetzt ganz ungenirt durch Helvetien nach dem mittleren Gallien vordringen. Und wie schon zu Gallienus' Zeit Aventicum verheert worden war, so litt jetzt ein sehr erheblicher Theil des nördlichen und mittleren gallischen Landes durch die germanische Ueberfluthung.

Im Jahre 277 war nun Probus endlich im Stande, mit gewaltiger Kraft gegen die Germanen loszuschlagen. Während seine Feldherren die Franken zurückdrängten, entriß er selbst den Alamannen und ihren Verbündeten gegen siebzig bedeutende, von ihnen heimgesuchte Ortschaften, und drängte diese Gegner unter furchtbaren Verlusten nicht nur über den Rhein zurück, sondern warf sie auch zurück hinter den Neckar und die Rauhe Alp. Mehr aber, mit ungeheurer Energie begann er, das alte Zehntland wieder als römische Militärgrenze zu organisiren. An verschiedenen Stellen wurden feste Lager angelegt, das Land mit einer starken Besatzung versehen, und

namentlich die alte Schanzenlinie zwischen dem unteren Main und der oberen Donau wiederhergestellt. Daran reihten sich aber nun Kämpfe mit anderen deutschen Schaaren, die aus verschiedenen deutschen Völkern namentlich den Alamannen, aber auch den Franken, mit denen jetzt auch Probus selbst stritt, zu Hilfe zogen. Burgunder und silingische Vandalen, welche, — jene aus ihren alten Sitzen an der Warthe und Oder, diese aus Schlesien, — schon seit längerer Zeit sich nach dem mittleren Deutschland, nicht fern von dem alamannischen Gebiet, gezogen hatten, näherten sich dem Rhein in der Nähe des untersten Mainlaufes, um durch Probus gründlich geschlagen zu werden. Dasselbe widerfuhr lygischen Schaaren, anscheinend an der oberen Donau. Wie wild aber diese Kriege von den Römern, die über die Unerschöpflichkeit der deutschen Massen und ihre Verheerungen in völlig desperate Wuth geriethen, geführt wurden, erhellt aus dem einen Zuge, daß Probus für jeden Germanenkopf ein Goldstück bezahlte. Endlich wurden die deutschen Fürsten überall zum Frieden genöthigt. Enorme Beute und die Uebernahme zahlreicher Germanen, theils als Colonen, theils als Soldaten für die Armee krönte die Thätigkeit des Probus.

Im Sommer 278 zog der Kaiser dann nach der unteren Donau, um auch hier einerseits die Sicherheit der Grenzen festzustellen, andererseits aber eine neue großartige Colonisirung der Süddonauländer ins Werk zu setzen. Probus nämlich wollte diese während der letzten schrecklichen Jahrzehnte weithin verödeten Landschaften der Balkanhalbinsel wieder neu bevölkern und leitete daher mit mehreren Stämmen im ehemaligen östlichen Dakien Verhandlungen ein wegen deren Uebersiedelung in das römische Gebiet. Während sich die Ausführung dieses Planes langsam vorbereitete, war der große Kaiser persönlich in Kleinasien thätig. Hier gelang es ihm, die wilden Raubschaaren der Isaurier mehrmals empfindlich zu schlagen, und unter erbitterten Kämpfen verschiedene ihrer gefürchteten Felsennester, wie namentlich Kremna in Pisidien, zu nehmen, nicht minder auch in ihre Hochthäler einzudringen, und auf verschiedenen Punkten ihres Gebietes Veteranen seines Heeres anzusiedeln. Gleichzeitig hatten seine Legaten das Glück, die behenden und überaus raubgierigen braunen Blemmyer in Nubien, die trotz ihrer kleinen Gestalten den ägyptischen Bauern seit des Decius Zeit sehr lästig zu werden pflegten, sehr nachdrücklich zu schlagen. Und Probus selbst wußte damals durch seine höchst energische Haltung und durch Aufstellung eines Beobachtungscorps an der persischen Grenze den Hof von Ktesiphon zum Abschluß eines für die Römer durchaus günstigen Friedensvertrages zu bestimmen.

Als dieses Alles geordnet war, setzte der Kaiser i. J. 279 die geplante Uebersiedelung starker transdanubischer Massen nach Mösien und Thrakien ins Werk. Namentlich wurden 100,000 Bastarner, — ursprünglich Germanen, aber stark sarmatisirt, — die in ihren Sitzen früher dem dakischen, später dem römischen Reiche formell unterthänig gewesen waren, jetzt aber den

Druck der Gothen lästig empfanden, auf römischem Gebiete angesiedelt, wo sie allmählich in dem rauhen Romanenthum dieser Landschaften völlig aufgegangen und gänzlich assimilirt worden sind. Dagegen sind die Ansiedlungen anderer deutscher Kolonisten, gepidischer, greutungischer, vandalischer Trupps, nur theilweise gelungen; viele dieser Leute streiften plündernd umher und mußten niedergehauen werden. Die Haufen fränkischer Ansiedler endlich, die Probus vom Rhein nach der Küste des schwarzen Meeres geführt hatte, wurden vom Heimweh ergriffen, empörten sich, wußten sich in den Besitz einer großen Anzahl von Schiffen zu setzen, und fanden nun wirklich — allerdings in einer Zeit, wo die Aufmerksamkeit der römischen Militärbehörden überall nur auf die Deckung der Grenzen gerichtet war, — den Heimweg, den sie mit ungeheurer Verwegenheit durch das Mittelmeer, also quer durch das römische Reich, nach dem atlantischen Ocean, endlich nach dem Rheindelta nahmen. Im Herzen des Reiches hatten sie namentlich in der völlig überraschten Stadt Syrakus ein schlimmes Blutbad angerichtet.

Die großen Verdienste, welche sich Probus um das Reich erwarb, vermochten indessen durchaus nicht zu hindern, daß nicht die alte böse Sinnesweise und der Hang zu Pronunciamientos in verschiedenen Reichs- und Heerestheilen noch immer nachwirkte und mehrere sonst verdiente Generale geradezu muthwillig mit dem Purpur bekleiden ließ. Ziemlich gleichzeitig (279 und 280) erfolgten solche Auftritte im „Orient", wo der mauretanische General Saturninus in Aegypten und Syrien als Prätendent auftrat; in dem noch immer über eine harte, in dem Kriege mit Tetricus von Aurelian gegenüber dieser Stadt verfügte Heimsuchung grollenden Lyon, wo der im Alamannen- und Sarmatenkriege erprobte ligurische General Proculus von Albingaunum, und am Rhein, wo der General Bonosus in Köln, (der in Britannien geborene Sohn eines spanischen Vaters und einer gallischen Mutter,) ein berühmter Zecher, aber auch ein tüchtiger Glücksfoldat, den Purpur nahm, weil er für die Nachlässigkeit Strafe fürchtete, mit welcher er einen Theil der Rheinflotte durch deutsche Streifschaaren hatte in Brand stecken lassen. Alle diese Usurpatoren verfielen schnell ihrem Schicksal. Saturninus erlag in Apameia dem Zorne der kaiserlichen Armee, Proculus wurde im Kampfe mit Probus durch die Franken dem Kaiser in die Hände gespielt, und nur die Niederwerfung des Bonosus nöthigte diesen zu größeren Anstrengungen, während in Rom selbst ein Aufstand kriegsgefangener Germanen, Sarmaten, Isaurier und Blemmyer, die zur Gladiatur degradirt worden waren, durch die Besatzung gedämpft werden mußte.

Alle diese Kämpfe schulten natürlich eine Menge vortrefflicher Heerführer, und die durch Aurelian und Probus ausgebildete Generalität spielt nachmals noch lange eine sehr bedeutende Rolle. Aber die rechte Vorliebe des Probus war doch andauernd den Arbeiten des Friedens zugewandt, und zwar namentlich der Landeskultur. Verbesserung der Schifffahrt, Pflege des Ackerbaues, Kultur von Wüstungen, und vor Allem die Förderung des Wein-

baues lagen dem Kaiser sehr am Herzen. In letzterer Beziehung wurde es sehr wichtig, daß er eine alte einschränkende Verordnung Domitians endlich aufhob und die Anlage von Weinbergen überall freigab. Spanien, und das für den Bau der Reben so sehr geeignete Gallien bedeckten sich seit dieser Zeit mit großer Schnelligkeit mit Weinbergen. Auch die erste Anlage der Weinberge am Rhein und an der Mosel wird auf diese Zeit zurückgeführt. Persönlich suchte Probus den Weinbau namentlich im oberen Mösien und im südlichen Pannonien einheimisch zu machen.

Während in solcher Weise die materiellen Interessen immer wieder zu ihrem Rechte kamen, sobald nur die wildesten Stürme des Krieges eine Zeit lang aussetzten; während auf vielen Stellen des Reiches die Römer und Romanen wieder ihre noch immer nicht erloschene Kraft bewährten, die zur Ergänzung der dünn gewordenen alten Bevölkerung neu gewonnenen fremden Elemente zu assimiliren, zeigte dagegen, immer die energische Regsamkeit in der christlichen Kirche ausgenommen, das geistige Leben dieser Zeit begreiflicherweise keine besonders glänzende Physiognomie. Mochten immerhin die großen Reichsuniversitäten Alexandria und Athen, welches letztere lange von dem Ruhme des Longinus zehrte, in Rhetorik, Philosophie und Philologie, die ägyptische Hauptstadt namentlich auch in den exakten Wissenschaften, ihre alte Bedeutung behaupten: mit der schönen Litteratur sah es dürftig genug aus. Die lateinische Sprache allerdings gewann immer mehr an Terrain. Aber während die Gebildeten sich noch immer einer gewissen, „geistlos nachahmenden" Korrektheit befleißigten, nahm begreiflicherweise bei den Massen die Barbarei zu, und die Sprache, die in den verschiedenen jüngeren romanischen Gebieten mehr und mehr provinzielle Verschiedenheiten ausbildete, begann im Allgemeinen zu verarmen und zu verwildern. An irgend erheblichen litterarischen Leistungen war gerade das Zeitalter vor der Diokletianischen Reform ganz besonders arm. Als namhaftester Dichter dieser Epoche gilt der Afrikaner M. Aurelius Olympius Nemesianus aus Karthago, der in der Zeit nach Probus ein Lehrgedicht über die Jagd schrieb, von welchem sich 425 Hexameter erhalten haben, die sich mit Gewandtheit, Sicherheit und Wortfülle in den überlieferten Formen bewegen. Namhafte juristische Schriftsteller waren schon seit längerer Zeit nicht mehr aufgetreten. Als gelehrter Sammler dagegen war, anscheinend in der Zeit der Kaiser Valerian und Gallienus, der Grammatiker Gajus Julius Solinus thätig, welcher in einer Schrift: „Collectanea rerum memorabilium" das für seine Zeitgenossen (und mehr noch für die folgenden Geschlechter) Wissenswürdigste in Geographie und Geschichte zusammenstellte. Drei Viertel seines Werkes sind (nicht ohne viele starke Mißverständnisse) aus einem nach des alten Plinius Hauptwerke (S. 427) gemachten Auszuge entnommen; für die geschichtlichen Nachrichten hat Solinus, dessen Darstellung die modernen Kenner „geschmacklos geziert und umständlich" nennen, aus einer Chronik aus guter Zeit geschöpft. Das lexikalische Werk endlich des afrikanischen

Grammatikers und Philosophen Nonius Marcellus, eines völlig mechanischen Compilators, der namentlich den Gellius und andere spätere Quellen benutzt hat, ist noch heute von Werth durch Anführungen aus der älteren römischen Litteratur, während der Schriftsteller persönlich wegen seines Mangels an gründlichen Kenntnissen, an Urtheil und Sorgfalt sehr gering geschätzt wird.

Von den verschiedenen römischen Historikern, welche den Geschichtsschreibern der folgenden Zeiten ein reiches Material über die sturmbewegte Periode seit Severus Alexander hinterlassen haben, sind nur die Namen auf uns gekommen. Weitaus bedeutender aber als alle diese Männer war ein trefflicher athenischer Geschichtsschreiber, aus dessen höchst zuverlässigen Arbeiten nicht nur die nächsten Generationen, sondern noch viele der späteren Byzantiner mit gerechter Sicherheit geschöpft haben. Es war jener Dexippos, den wir bereits (S. 587) i. J. 267 als tapferen Offizier im Kampfe gegen die Heruler kennen gelernt haben. Ein Mann von uraltem attischen Adel und großem Vermögen, als praktischer Staatsmann wie als Gelehrter gleichmäßig tüchtig, und seiner Zeit wahrscheinlich auch an der Universität seiner Vaterstadt beschäftigt, als Rhetor und Philosoph geschätzt, war er namentlich als Geschichtsschreiber sehr beliebt. Er ist sowohl als gelehrter Forscher, wie als sorgfältiger Historiker seiner eigenen Zeit thätig gewesen. Denn neben einer Geschichte der makedonisch-helleniſtischen Periode nach Alexander dem Großen (in vier Büchern) schrieb er nicht nur (in wahrscheinlich 12 Büchern) eine allgemeine Geschichte von den ältesten Zeiten an, die er bis auf den Kaiser Claudius Gothicus herabführte, sondern auch ein überaus werthvolles Spezialwerk über die Gothenkriege des dritten Jahrhunderts. Die Bewunderung der späteren Byzantiner hat den Dexippos mit keinem geringeren als dem Thukydides zu vergleichen gewagt; wir mögen ihn aber als Offizier wie als Historiker immerhin neben seinen Landsmann Xenophon stellen.

Der wackere Athener soll noch die Zeit des großen Kaisers Probus erlebt haben. Diese selbst freilich war zum Unheil des Reiches nur sehr kurz bemessen. Auch diesmal nämlich machte die meuterische Stimmung der Soldaten dem Leben eines ausgezeichneten Mannes ein vorzeitiges Ende. Probus hatte nach der guten alten Art, wie sie bis auf Marc Aurel bestand, die Soldaten genöthigt, bei seinen Arbeiten zur Landeskultur eifrig mit Hand anzulegen. Persönlich leitete er in solcher Weise die Dinge in Mösien und Pannonien, und gewann in der Nähe seiner Heimath Sirmium durch Anlage eines Kanals ein großes Sumpfgebiet für den Ackerbau. Aber mit solchen mühseligen Geschäften war der Armee damals nicht mehr gedient. Wie es scheint so brach, man hat an Rätien und Noricum zu denken, bei einem Theile des Heeres ein Aufstand aus, und die Truppen nöthigten einen dem Probus nahestehenden Feldherrn, den alten Gardepräfekten M. Aurelius Carus, einen Dalmatiner aus der römischen Kolonie Narona, (tief im Sommer 282), den Purpur zu nehmen und sofort auf Italien

und die Reichshauptstadt zu marschiren. Die neue Prätendentschaft zeigte sich bald als viel gefährlicher, denn die d. J. 280. Die von Probus gegen den alten Freund detaschirten Truppen gingen zu Carus über. Und während der treffliche Kaiser noch mit seinen weiteren Entschlüssen zögerte, traf ihn jäh das Verderben. Denn als er an einem glühenden Herbsttage (im September oder Oktober 282) die Kanalarbeiten bei Sirmium inspicirte, brach plötzlich die Wuth der Soldaten so ungestüm los, daß sie in wilder Aufwallung den edlen Imperator erschlugen, den einige treue Offiziere vergebens zu retten suchten.

Es half den nichtsnutzigen Mördern wenig, daß sie gleich nachher von tiefster Reue ergriffen wurden und durch Aufrichtung eines prachtvollen Grabdenkmals das Andenken des Probus zu ehren suchten. Der neue Herr des Reiches, Kaiser Carus, war allerdings ein tüchtiger Mann, und bei senatorischer Stellung auch ein Römer von bedeutender Geistesbildung. Aber an Charakter, Sinnesweise und fürstlicher Begabung blieb er weit hinter seinem Vorgänger zurück. Dabei zeigte er eine ungewöhnlich herbe Strenge; wie er denn auch nicht säumte, die Mörder seines Vorgängers zu harter Strafe zu ziehen.

Bronzemünze des Kaisers Carus mit der Umschrift: IMP(erator) C(aius) M(arcus) AVR(elius) CARVS P(ius) F(elix) AVG(ustus).

Die schlimmste Wirkung aber, die sich an den jähen Tod des Probus knüpfte, ist es gewesen, daß die Alamannen, die nun den gefürchteten Helden nicht mehr unter den Lebenden wußten, sofort ihre Angriffe auf das Zehntland mit gewaltiger Energie erneuerten. Damals ist dieses wichtige Vorland des Reiches für immer verloren gegangen. Die Alamannen, noch dazu im Rücken durch die Burgunder gedrängt, breiteten sich mit den Juthungen unwiderstehlich über die Länder an der Rauhen Alp und am Schwarzwald aus, und die römischen Generale hatten alle Mühe, nun wieder wenigstens die Rheinlinie von Mainz bis Basel und bis zum Bodensee zu vertheidigen. Daß aber eine solche Katastrophe möglich wurde, lag in der Gestaltung der politischen Verhältnisse im römischen Reiche. Kaiser Carus nämlich verfolgte von Anfang an den Plan, den großen Krieg gegen Persien auszufechten, den bereits Probus vorbereitet hatte. Trotz des neuerdings (S. 611) geschlossenen Friedens müssen sich die Verhältnisse zwischen Rom und dem Schahinschah Vararanes II. (dem seit 275/6 regierenden Nachfolger des durch die grausame Hinrichtung des Manes (275) bekannten Vararanes I.) bald wieder stark verschlimmert haben. Als daher Carus den persischen Krieg ernsthaft in Angriff nahm, überwies er dem ältesten seiner beiden zu Cäsaren erhobenen Söhne, dem M. Aurelius Carinus, die Aufsicht über die Westhälfte des Reiches und schickte ihn mit einem tüchtigen Heere nach Gallien. Der junge Fürst aber, der nur für die üppigen Genüsse der Residenz Sinn hatte,

Bronzemünze des Carinus mit der Umschrift: M(arcus) AVR(elius) CARINVS NOBIL(issimus) CAES(ar).

überließ den Krieg gegen die Alamannen sehr bald seinen Legaten und kehrte nach Rom zurück.

Inzwischen war Carus mit seinem jüngeren Sohne M. Aurelius Numerianus, einem jungen Manne von trefflichem Charakter, tüchtiger Bildung und bedeutender litterarischer Begabung, zu Anfang d. J. 283 nach dem Orient aufgebrochen und hatte in der That einen überaus glänzenden Feldzug eröffnet. Noch an der Donau war es gelungen, die in das Reich eingebrochenen Quaden und Jazygen in blutiger Schlacht aufs Haupt zu schlagen. Als dann das römische Heer auf der armenisch-mesopotamischen Grenze mit den Persern zusammentraf, wurden auch die iranischen Kriegshaufen ruhmreich zersprengt. Gefördert durch innere Unruhen im persischen Reiche, welche die volle Kraftentwicklung des Königs Vararanes II. merklich lähmten, drang Carus unaufhaltsam durch das Duab des Eufrat und Tigris vor, eroberte Seleukia, dann auch die benachbarte Stadt Koche, und überschritt nun den Tigris, um sich auch der glänzenden persischen Residenz Ktesiphon zu bemächtigen. Damit aber war die Siegeslaufbahn des alten Fürsten zu Ende. In der römischen Armee war keine große Neigung für die von Carus beschlossene Fortsetzung des Krieges in das Innere des persischen Reiches hinein vorhanden. Ein angeblicher Schicksalsspruch wurde im Lager verbreitet, welcher keinem römischen Imperator erlauben sollte, über Ktesiphon hinaus vorzudringen. Und diese Verstimmung der Truppen benutzte ein hochstehender, gewissenloser Streber, der Gardepräfekt Arrius Aper, dessen Tochter mit Prinz Numerianus verheirathet war, in seinem persönlichen Interesse. Soviel sich erkennen läßt, bildete er ein Komplott gegen Carus. Und als in den letzten Decembertagen d. J. 283 eines der in dieser Jahreszeit in jener Gegend sehr häufigen Gewitter mit gewaltiger Heftigkeit losbrach, wurde das Zelt des alten, erkrankten Kaisers in Brand gesteckt, so daß derselbe entweder in der Gluth seinen Tod fand, oder, wenn er schon ermordet war, seine Leiche von den Flammen verzehrt wurde. In der Armee und in den Depeschen nach Rom aber hieß es, ein Blitz habe das fürstliche Zelt zertrümmert.

Nun ergriffen zunächst die Söhne des Carus die Zügel der Regierung. Der verhaßte Carinus in Rom, wie der liebenswürdige Numerianus in Ktesiphon wurden sofort vom Senat als Kaiser anerkannt. Der letztere, der ganz unter seines Schwiegervaters politischem Einflusse stand, setzte den persischen Krieg nicht weiter fort. In sehr langsamen Märschen kehrte die mobile Armee während des Jahres 284 vom unteren Tigris nach dem Bosporus zurück. Die Regierung führte thatsächlich der General Aper; denn die Gesundheit Numerians hatte durch die Beschwerden des persischen Krieges dermaßen gelitten, Hitze und Staub hatten ihm eine so bedenkliche Augenentzündung zugezogen, daß er stets unter einem Zelte verweilen mußte, sich den Soldaten nicht zeigen konnte, und auf den Märschen in einer Sänfte getragen wurde.

Unter solchen Verhältnissen erreichte die Armee zu Anfang September 284 den Bosporus. Die Masse der mobilen Truppen blieb vorläufig noch zu Chalkedon stehen. Numerian und die Garden dagegen überschritten den Sund und nahmen bei Perinth ihre Quartiere. Und hier verbreitete sich gegen Mitte September plötzlich bei den Soldaten das Gerücht, der junge Kaiser sei todt, Aper aber verheimliche das Ableben seines Schwiegersohnes, um den Purpur für sich zu erschleichen. Die Sache war nur allzuwahr. Es ist unaufgeklärt geblieben, ob Numerian lediglich eines natürlichen Todes gestorben, oder ob sein schwacher Lebensfaden durch Apers skrupellose Herrschsucht vor der Zeit zerschnitten worden ist. Jedenfalls hatte der Präfekt die gefährliche Thorheit begangen, den Tod zu verschweigen. Und als die Soldaten nun mit Gewalt in das Zelt ihres jungen Kaisers eindrangen und diesen wirklich todt fanden, wurden sie von dem schlimmsten Verdacht erfüllt, und eilten, den Aper, der jetzt jede Besonnenheit verlor und die Lage nicht mehr zu beherrschen vermochte, zu verhaften. An seinem Leben jedoch vergriff man sich nicht; er sollte vielmehr vor das Gericht des neuen Kaisers gestellt werden, welchen eine Versammlung der Obersten und Generale ernennen wollte. Die allgemeine Stimmung nun dieser Repräsentanten der Armee einigte sich sehr schnell auf die Erhebung jenes gewaltigen Menschen, welcher als „Diokletian" ein völlig neues Zeitalter für das römische Reich heraufgeführt hat. Der damals 39 Jahre alte General Diokles war i. J. 245 in der dalmatinischen Stadt Doklea oder Dioklea (14 Stunden nördlich von Scodra, j. Skutari), in sehr niedrigen Verhältnissen geboren. Schon ein Menschenalter nach seinem Tode wußte man nicht mehr bestimmt zu sagen, ob er selbst oder schon sein Vater den Sklavenstand mit dem eines Freigelassenen vertauscht hatte. Nach der gangbarsten Ueberlieferung war indessen sein Vater ein Freigelassener des römischen Senators Anulinus, und später Schreiber. Diokles selbst war zur Zeit des Gallienus, wie so viele andere illyrische Jünglinge, in die Armee eingetreten, und ist bei seinen ungewöhnlichen geistigen Fähigkeiten rasch genug emporgekommen. Es waren nicht gerade auffallend glänzende Kriegsthaten, welche dem Diokles die Gunst der großen Kriegsfürsten jenes Zeitalters und die allgemeine Achtung von Seiten der übrigen Generale erworben haben. Wohl aber schätzte man sein administratives Talent, seine geistige und sittliche Tüchtigkeit, und allgemein galt der Ruf seiner durchdringenden Klugheit und seines zugleich bedächtigen und festen Sinnes. An Beruf zum Regenten überragte nachmals jedenfalls Diokles den ganzen Stab des Carus um ein Bedeutendes. Aber nur einer unter seinen Kameraden, sein vertrauter Freund Maximianus, wußte, daß Diokles, wie manche dieser illyrischen Glückssoldaten ein Mann von überaus eifriger Religiosität und überzeugter Anhänger des alten Volksglaubens und seiner Kulte, seit Jahren an seinen Stern und als eifriger Verehrer der Orakel und Weissagungen mit eigenthümlicher Zähigkeit an die Prophezeiung glaubte, die einst eine keltische Druidin gegen ihn gethan hatte. Noch

als jungem Offizier war ihm aus diesem Munde in den belgischen Quartieren bei Tongern die Weissagung geworden, „er werde einst Kaiser sein, wenn er den Eber (aper) erlegt haben werde". Seitdem hatte er viele dieser Thiere getödtet; jetzt war der Tag gekommen, wo er den „rechten Eber" tödten sollte.

Diokles kommandirte unter Kaiser Carus und Numerianus die kaiserlichen Haustruppen, die eigentliche Leibwache. Als nun auf die Kunde von Numerians Tode die Repräsentanten des Heeres zu Chalkedon die Zukunft des Reiches beriethen, war man bald über seine Erhebung einig. Am 17. September 284 wurde er feierlich zum Imperator proklamirt. Nun sollte sofort die Untersuchung über den Tod Numerians angestellt werden. Sie verlief sehr kurz und bündig. Als Aper vor sein Tribunal geführt wurde, fühlte der neue Kaiser, wie von einer dämonischen Inspiration erleuchtet, daß das alte keltische Orakel seiner Erfüllung sich nahe. Ob und wie weit Aper schuldig gewesen, kam bei dieser Verbindung superstitiöser und politischer Motive in diesem Moment nicht mehr in Betracht. Genug, Diokles, der bei seiner bisherigen Stellung leicht dem Verdacht einer, und sei es nur passiven, (historisch mit Sicherheit weder zu leugnenden, noch zu behauptenden) Mitschuld an Numerians räthselhaftem Ausgange ausgesetzt war, zog sein Schwert, wandte sein Gesicht zur Sonne, und schwur, daß er an dem Untergange Numerians keinen Antheil habe. Dann aber stürzte er sich auf Aper und stieß ihm das Schwert in das Herz mit den Worten: „dieser hat Numerians Ermordung veranlaßt!"

Nun aber galt es, durch tüchtige Regierung und große Thaten den erschreckenden Eindruck zu verwischen, den solche sultanische Justiz unzweifelhaft auf seine Umgebungen machen mußte. Der neue Kaiser, der sich jetzt Gajus Aurelius Valerius Diokletianus nannte, wandte sich zuerst nach Nikomedien, wo er am 27. September 284 einzog. Es galt jetzt, den Krieg gegen Carinus einzuleiten, der natürlich nicht gewillt war, ohne Weiteres die Herrschaft über den Westen aufzugeben. Und leicht ist diese erste Arbeit dem Diokletian nicht geworden. Allerdings war Kaiser Carinus eine durchaus bösartig veranlagte Persönlichkeit; er galt als lasterhaft, dabei gewaltthätig, rachsüchtig und grausam, so daß sich seine Zeitgenossen durch sein Treiben mehrfach an Nero erinnert fühlten. Während seiner kurzen Regierung gewann er eigentlich nur die Liebe der Massen in der Reichshauptstadt, deren unverwüstlicher Gier nach üppigen und aufregenden Schauspielen aller Art und nach überreichen Geschenken Carinus in höchst verschwenderischer Weise entgegenkam. Dafür sah man ruhig zu, wie dieser unwürdige Sohn des alten strengen Carus seine stete Gesellschaft aus Schauspielern, Possenreißern, Buhlerinnen wählte, und sich bei gleichzeitiger Trägheit in allen Regierungsgeschäften mit Behagen allen Ausschweifungen ergab. Die Zahl seiner Liebesabenteuer war übergroß; fast harmlos erschien es daneben, daß der rohe Wüstling schnell nach einander neun Frauen heirathete und ebenso rasch wieder verstieß. Dabei stand er mit dem Senat, den er mit schnödem Hochmuth behandelte, auf einem sehr gespannten Fuße. Dieses um so mehr,

weil er keine tüchtigen Männer in seiner Nähe ertrug, mit Akten der Grausamkeit schnell bei der Hand war, und sich nicht scheute, ganz unwürdige Subjekte an die wichtigsten Stellen zu setzen. Nichtsdestoweniger war Carinus nicht ohne persönliche Tapferkeit und Feldherrntalent, und in dieser Hinsicht für Diokletian durchaus kein ungefährlicher Gegner.

In der That zog Carinus gegen den neuen Augustus des Ostens aus den Grenzlegionen seines Reichstheils ein bedeutendes Heer zusammen, warf auf dem Marsche durch Venetien in kurzer Zeit einen Usurpator Julianus nieder, der sich nach Carus' Tode hier pronuncirt hatte, und wandte sich dann im Jahre 285 nach Mösien. Hier hat sich der Krieg einige Zeit hingezogen. Und als es endlich (vielleicht erst) im Sommer dieses Jahres bei der Stadt Margus, — die an der Mündung des gleichnamigen Flusses (j. Morawa) in die Donau, zwischen Mons Aureus und Viminacium lag, — zur Hauptschlacht kam, zeigte sich das abendländische Heer den Truppen Diokletians merklich überlegen. Aber die höheren Offiziere des Carinus, welche der thörichte Mann vielfach, nur zu oft durch Verführung ihrer Frauen, erbittert hatte, wollten ihn nicht siegen lassen. Da das Glück sich den Waffen des Diokletian zu versagen begann, so nahm ein in so schmählicher Weise erst ganz neuerdings verletzter Oberst des Carinus den Moment wahr, um diesen im Getümmel zu ermorden. Und nun dauerte es nicht lange, und auch die Armee des Westens, der dann der Senat sofort folgte, huldigte dem Stern des großen Mannes, der jetzt das Werk der illyrischen Helden, seiner Lehrmeister, zu vollenden sich anschickte.

Freilich hatte auch Diokletian die Gewinnung der Alleinherrschaft furchtbar theuer zu bezahlen. Wie nun schon so oft, so hatte auch dieser kurze Thronkrieg, der die Heere des Reiches nach der unteren Donau führte, auf mehreren Stellen des Reiches den Anstoß zu höchst gefährlichen Verwirrungen gegeben. In Aegypten erwachte wieder der alte unruhige Geist, den weder Aurelian noch Probus hatte ausrotten können. Hier fielen wieder die nubischen Blemmyer in das obere Land plündernd ein, und in Alexandria ergriff der ägyptische Usurpator L. Elpidius Achilleus mit solchem Erfolge die Herrschaft, daß das Nilthal mehrere Jahre hindurch vom Reiche getrennt blieb. Pannonien wurde von deutschen und sarmatischen Streifschaaren überschwemmt. Auf der gallisch-deutschen Grenze war die alamannische Besetzung (S. 615) des Zehntlands nun als endgiltig zu betrachten. Und im ganzen Nordosten von Gallien brach eben jetzt eine neue, bisher noch unbekannte Kalamität herein.

Gerade dieser Theil des Reiches mit einer kräftigen und Dank seiner keltischen Abkunft leicht erregbaren und zu kühnen Abenteuern zu entflammenden Bevölkerung hatte unter dem Drucke der Zeitlage seit Postumus' Tode und in Folge der fränkisch-alamannischen Raubzüge besonders schwer gelitten. Die Lage des Bauernstandes war seit Mitte des dritten Jahrhunderts begreiflicherweise in sehr vielen Provinzen eine sehr traurige. Die unauf-

hörlichen Kriege, der Steuerdruck, in ruhigeren Pausen das Streben der großen Grundherren und der städtischen Dekurionen, sich auf Kosten ihrer kleinen Nachbarn und theilweise Untergebenen zu erholen, hatte offenbar in vielen Theilen des Reiches eine schlimme sozial-agrarische Aufregung erzeugt. Zu einem furchtbar großartigen Ausbruche kam aber diese Stimmung im Sommer 285 im nordöstlichen Gallien. Die schwer gedrückten Bauern, gleichviel ob sie noch frei hießen, aber mit Frohnden belastet, oder schon ganz zu „Colonen" solcher Art herabgesunken waren, wie deren seit Marc Aurels Zeit immer zahlreichere aus deutschen Kriegsgefangenen oder unter ungünstigen Bedingungen Angesiedelten erwuchsen, empörten sich in Masse. Freie, Erbunterthänige, Pächter, Leibeigene und Sklaven, ballten sich zusammen. Schnell genug wurden diese Haufen, denen alles mögliche Proletariat, Gesindel, Desperados jeder Art zuliefen, zu bewaffneten Schaaren, die nun in antiker Art alle Greuel der Bauernkriege des Mittelalters, ganz speziell der französischen Jacquerie des 14. Jahrhunderts über das Land ausgossen. Man nannte sie (nach einem keltischen Worte unbekannter Bedeutung) „Bagauden". Zu Fuß und zu Roß verheerten sie das platte Land in wahnsinniger Wuth, kühlten ihre Rachgier in furchtbaren Thaten an den Grundherren, und brannten überall die Dörfer, und wo ihnen städtischer Pöbel die Thore öffnete, auch Städte unter vielen Schreckensthaten nieder. Die Behörden waren momentan völlig waffenlos und ohne Halt. So konnte die Bewegung bis zu der Höhe erstarken, daß die blutigen Banden zwei ihrer Führer, Amandus und Aelianus, zu Kaisern ausriefen. Diese aber verschanzten an der Mündung der Marne in die Seine ein Lager; und von hier aus dehnten ihre Desperados ihre Raub-, Mord- und Brandzüge bis zum Gebiet der Saone aus. Das war der schauerlichste Theil der Erbschaft, die Diokletian jetzt zu übernehmen hatte.

Zweiter Abschnitt.

Das Zeitalter Diokletians und Constantins.

Erstes Kapitel.

Kaiser Diokletian.

Die Lage des Reiches nach dem Falle des Carinus war so ernster und bedrohlicher Art, daß Diokletian die ganze Energie seines Geistes aufbieten mußte, um die weitgreifenden Reformpläne, mit denen er sich trug, in praktisch durchschlagender Weise sogleich mit den kräftigsten Maßregeln zum Schutze der bedrohten Reichstheile zu verbinden. Während der neue Herr des Reiches die Römer durch die seit Menschengedenken bei einem gewaltsamen Thronwechsel nicht mehr gekannte, „ganz unerhörte" Milde überraschte, die er gegen die Partei des gestürzten Carinus an den Tag legte; während also von Blutvergießen, Verbannungen, Konfiskationen keine Rede war, galt es zuerst den Brand in Gallien zu löschen, der theils bedenklich weiter greifen, theils auch die Einbrüche der Germanen fördern konnte. Nun aber forderte auch der Osten des Reiches so sehr die persönliche Thätigkeit des Kaisers, daß dieser einen zuverlässigen Stellvertreter gegen die Bagauden und Germanen schicken mußte. Hier setzte Diokletian zuerst reformirend ein. Um von Anfang an der Gefahr zu begegnen, daß der eventuelle Sieger in Gallien schließlich zum Usurpator werde, so zog der Kaiser sofort seinen bisher vertrautesten Freund dadurch gänzlich in sein Interesse, daß er ihn nicht nur mit dem Kriege in Gallien betraute, sondern auch zum Cäsar erhob, die höchste Gewalt freiwillig mit ihm theilte. Dieser Mann war der schon genannte Maximianus. Der Sohn eines Colonen bei Sirmium hatte dieser vieljährige Waffengefährte des Diokles sich durch Tapferkeit und eigene Tüchtigkeit in der Armee emporgearbeitet; er war ein tüchtiger Heerführer geworden, auch der Verwaltung wohl gewachsen, aber dabei ein roher Soldat geblieben, dem die feinere Bildung seiner Zeit fremd war. Indessen, so rauh und wild seine Art, so bäuerisch und landsknechtsmäßig seine Haltung, so furchterregend sein Blick war: Diokletian hatte diesen Mann, der mit unerschütterlicher Treue an ihm hing und stets wie zu einem höheren Wesen zu ihm hinaufblickte, moralisch vollkommen in seiner Gewalt. Er durfte ihm unbedingt

vertrauen. Der jüngere Freund, der auch durch astrologische Beziehungen sich an Diokletian gefesselt glaubte, war längst der verschwiegene Vertraute aller, auch der geheimsten und kühnsten Ideen des vorsichtigen und schweigsamen Imperators geworden.

Während Diokletian persönlich die Sicherheit Pannoniens herstellte, eilte der neue Cäsar nach Gallien, um sich hier vollständig zu seines großen Freundes Zufriedenheit zu bewähren. Die Bagauden konnten vor der Taktik und der Wucht der Legionen nirgends Stand halten und streckten nach einigen Gefechten überall die Waffen. Und nun verfuhr Maximian, selbst ein Bauernsohn und als solcher wenig erfreut oder gar stolz auf traurige Siege über diese Art von Feinden, bei aller Festigkeit und Energie mit großer Mäßigung. Von umfassenden Metzeleien und Hinrichtungen war nicht die Rede. Die Noth und die tumultuarische Strömung, welche die Bauern fortgerissen hatte, galt als ein starker Grund zu einer milderen Auffassung. In Wahrheit lag es dem Cäsar, wie dem Augustus, vor Allem daran, hier die Ruhe möglichst rasch wiederherzustellen, und namentlich Gallien nicht noch mehr zu entvölkern. Freilich sind die tieferen Motive, in denen die Bagaudie wurzelte, niemals durchgreifend gehoben worden; und wir werden ihr daher später in Gallien noch wiederholt begegnen.

Marmorbüste des Kaisers Diokletian. (Rom, Vatican.)

Zu Anfang des Jahres 286 war die Bagaudie in Gallien niedergeworfen, und nun belohnte der Kaiser seinen Freund, indem er (1. April 286) den siegreichen Feldherrn als „Marcus Aurelius Valerius Maximianus" zum Augustus erhob und die Herrschaft mit ihm theilte. Die Aufgabe, das

ungeheure, jetzt auf so vielen Stellen durch auswärtige Gefahren und innere Bedrängnisse beschwerte Reich überall ausreichend zu schützen, und aller Orten die von Diokletian erstrebte Neubelebung des Römerthums zu erzielen, war so kolossal, daß es schon aus diesem Gesichtspunkte wohlgethan schien, nach einem sicheren Plane — nicht das Reich, wohl aber die Geschäfte der Regierung zu theilen. Während Diokletian sich speziell die Obhut über alle Provinzen von Rätien bis zum Eufrat und zur nubischen Grenze vorbehielt, und als Sitz seiner Kanzlei das bithynische Nikomedia bevorzugte, war Maximian, dessen Regierungssitz nun Mailand wurde, mit der Aufsicht über Italien und Afrika, Spanien, Gallien und Britannien betraut, und hatte die volle fürstliche Machtvollkommenheit, mit Einschluß eines eigenen Reichsschatzes. Die Einheit der Regierung blieb dabei stets gewahrt; nicht sowohl durch bestimmte Vorbehalte, als vielmehr dadurch, daß Diokletian andauernd als „Oberkaiser", als der „leitende Gedanke" angesehen wurde. Aeußerlich stellte sich die Reichseinheit dadurch dar, daß die Edikte und Reskripte, die Münzen, Staatsverträge und zum Theil auch die Inschriften die Namen beider Kaiser an der Spitze trugen.

Medaillon von Maximianus mit der Umschrift: VIRTVS MAXIMIANI AVG(usti).

Weitere durchgreifende Reformen konnten nur allmählich zur Ausführung kommen; denn noch vergingen längere Jahre, bis die Gefahren von Außen her überall nachdrücklich überwunden waren. Maximian zunächst sah sich sofort genöthigt, mit höchster Anstrengung die Rheinlinie zu vertheidigen, welche von Alamannen und Burgundern auf das schwerste bedroht wurde. Die letzteren hatten neuerdings im Rücken der Alamannen festen Fuß gefaßt, und dehnten sich, indem sie sich keilartig zwischen Katten und Alamannen drängten, auf Kosten der letzteren am mittleren Main wie auch an der Pegnitz aus, bis allmählich die alte römische Schanzenlinie im Osten des Zehntlandes die Grenze zwischen ihnen und den Alamannen bildete. Die riesigen, brünetten Recken der Burgunder aber drückten nicht bloß auf ihre schwäbischen Nachbarn, sie zogen zuweilen auch mit ihnen, wie nun eben jetzt, gegen die Römer zu Felde. Ihr Anprall war diesmal so furchtbar, daß Maximianus, der seit dem Frühling 286 seine Stellung in Mainz genommen hatte, erst dann mit Erfolg gegen sie zum Angriff vorgehen konnte, als die Germanen durch Abschneidung der Zufuhr und durch die Flucht des gallischen Landvolkes mit seinem Vieh und seiner fahrenden Habe hinter die Mauern der Städte in arge Verlegenheit gerathen waren. Erheblich leichter dagegen wurde es, einen kleineren Trupp niederdeutscher Völker aufzureiben, welcher an der belgischen Küste gelandet und in das Innere eingedrungen war. Hier nämlich hatte sich ein Theil der an der Ostsee zurückgebliebenen

gothischen Heruler mit Korsaren eines niederdeutschen Volkes zwischen Ostsee und Elbe verbunden, welches zu den nördlich vom Harze und den fränkischen Ländern wohnenden Massen gehörte, die nur zu bald als „Sachsen" den Römern ebenfalls furchtbar werden sollten.

Denn in eben dieser Zeit fanden die Kaiser zu ihrem Schrecken, daß selbst die nordgallischen und die brittischen Küsten nicht mehr sicher waren. Fränkische Schaaren hatten allmählich das Inselgebiet der Bataver und friesische Bezirke gewonnen, und mit Hilfe der alten Einwohner eröffneten sie nun kecke Seezüge gegen die Küsten des brittischen Kanals bis westwärts zur Bretagne. Und die sächsischen Korsaren wetteiferten bei solchem Werke mit ihnen.

Der Versuch Maximians, dieser neuen Kalamität zu wehren, führte unerwartet zu einem schweren Verluste für das Reich. Dieser Kaiser setzte großes Zutrauen auf einen menapischen Offizier, Carausius mit Namen, der sich unter ihm bisher mehrfach ausgezeichnet hatte. Da dieser Mann früher auf Handelsschiffen als Kapitän gedient hatte, so ertheilte ihm nunmehr Maximian den Befehl, mit der Kanalflotte die deutschen Korsaren zu vertreiben. Carausius war auch thätig genug. Aber bald erfuhr Maximian, daß der treulose Admiral seine Erfolge nur dazu benutzte, um sich selbst zu bereichern. Ja, es hieß, Carausius habe die Germanen ruhig bei seiner Station Boulogne (Gesforiacum, später Bononia) vorüberseegeln lassen, um ihnen nachher ihren Raub für sich abzujagen. Als nun der Kaiser kurz und bündig ihn zum Tode verurtheilte, so pronuncirte sich Carausius, gewann durch sein Gold die Flotte zum Abfall, segelte nach Britannien, brachte (zu Anfang des Jahres 287) die Besatzung dieser Provinz auf seine Seite und nahm für sich den Kaisertitel an. Dann verstärkte er sein Heer und seine Flotte (namentlich mit Hilfe geworbener Sachsen und Franken) zu gewaltiger Stärke. Es war ein schwerer Schlag für die Römer im nördlichen Gallien, die während der stürmischen letzten Jahrzehnte die blühende brittische Provinz nicht nur als wichtige Flankendeckung, sondern auch als Fleisch- und Kornkammer zu schätzen gewohnt waren.

Maximian konnte nicht sofort rächend einschreiten. Denn noch war es nöthig, im Jahre 287 ein fränkisches Heer aus dem Moselthale zu vertreiben, und ebenfalls 287 einen kräftigen Vorstoß tief in das fränkische Gebiet hinein zu versuchen. Nun endlich konnte er mit Diokletian ernstlich über die brittische Frage sich benehmen. Der letztere hatte seit 286 namentlich die Angelegenheiten des außerägyptischen Orients wohl geordnet und namentlich (287) den Arsakiden Tiridates (S. 566), der seit langen Jahren im römischen Hauptquartier gelebt und sich zu einem prachtvollen Recken und überaus tüchtigen Manne entwickelt hatte, in den Stand gesetzt, das alte armenische Erbe seiner Familie unter dem Jubel seines Volkes den Sasaniden wieder zu entreißen. Weiter aber war 287 die alte rätische Donaugrenze wiederhergestellt, die Donau bei Guntia (Günzburg) überschritten,

das neue Alamannenland verheert, und hier schließlich, wohl im Zusammenwirken mit Maximian, der Friede hergestellt worden. Nun konnte (287/8) endlich Diokletian wieder persönlich mit Maximian zusammentreffen. Im Sinne seines enthusiastischen und superstitiösen Jupiterkultus hat er damals für sich den Beinamen „Jovius" angenommen, seinem Mitregenten in sehr charakteristischer Weise den Namen „Herculius" beigelegt. Aber alle Tapferkeit dieses Herculius vermochte damals noch nicht des Carausius Meister zu werden. Wohl wurde im Sommer 288 im nördlichen Gallien eine neue Flotte ausgerüstet und geschult. Aber der im Jahre 289 gegen Britannien versuchte Stoß scheiterte so gänzlich, daß die beiden Auguste sich entschließen mußten, im Jahre 290 mit Carausius, dessen Flotte das Meer bis nach Spanien beherrschte, Frieden zu schließen und ihn als Augustus von Britannien (mit Einschluß von Bononia) anzuerkennen.

Seitdem war Maximian, offenbar auf Diokletians Rath, seit Februar 291 eifrig damit beschäftigt, verödete Theile von Gallien, zunächst die Gebiete der Nervier und Trevirer, mit fränkischen Kriegsgefangenen als Kolonisten wieder zu besetzen. In diesen Gebieten waren damals die Ansiedler besser gestellt, als sonst gewöhnlich die sogenannten Colonen. Während diese sonst an die Scholle gefesselt und ihren Patronen oder auf den Domänen dem Fiskus erbunterthänig, durch schwere Steuern gedrückt, der Rekrutirung unterworfen, und vielen willkürlichen Forderungen ihrer Patrone, die viele Mittel zur Beugung trotzigen Widerstandes in ihrer Hand hatten, ausgesetzt waren, gab es namentlich in Gallien, und ihre Zahl wurde bald bedeutend vermehrt, bereits erhebliche Ansiedlungen deutscher sogenannter Läten. Diese waren nur dem Kaiser unterthan, besaßen eigene pachtfreie Güter, zahlten keine Kopfsteuer, und hatten nur die Verpflichtung, ihr Grundstück zu bebauen, welches sie weder willkürlich verkaufen noch verlassen durften. Weder zu den Legionen, noch zu den Auxiliaren sollten sie ausgehoben, dagegen als angesiedelte Grenzmiliz verwendet werden. Hier also stellte Maximian die lätischen Ansiedelungen wieder her, und führte ihnen zahlreiche Gefangene als Colonen zu.

Allmählich aber reifte bei dem, bisher andauernd im Orient beschäftigten Diokletian der Plan, das System der Theilung der Reichsgeschäfte nach territorialen Bezirken noch weiter auszudehnen, und damit zugleich eine höchst eigenthümliche Neugestaltung und Sicherung der Thronfolge zu verbinden. Er beschloß daher, zwei der bedeutendsten Männer des Stabes zu Cäsaren zu ernennen, von welchen der eine ihm selbst, der andere dem Maximian zu minderen Rechten als Reichsgehilfe zur Seite stehen sollte. Es waren allerdings, obwohl beide Illyrier, Männer sehr verschiedener Art. Der neue Cäsar des Ostens, Galerius Valerius Maximianus Jovius, der Sohn einer Mutter, die noch aus dem alten Dakien stammte, war bei Serdica in niedrigem Stande geboren, und wie Maximian ursprünglich Hirte gewesen. Er blieb auch in seiner hohen Stellung diesem Kaiser vorzugs-

weiſe ähnlich, nur daß er geiſtig begabter und zum Regenten geſchickter war. Ein tüchtiger Soldat und nicht ohne brave Grundanlage, war er allerdings rauh, heftig und leidenſchaftlich, zu Gewaltthat und Grauſamkeit geneigt, ein Verächter der Wiſſenſchaft, und heidniſchem Aberglauben beſonders eifrig ergeben. Dagegen rühmen die Alten den neuen Cäſar des Weſtens im beſten Sinne des Wortes als eine echt vornehme Natur. Der General Flavius Conſtantius, der als Cäſar noch die Namen „Valerius“ und „Herculius“ annahm, war der Sohn eines vornehmen Dardaners, Eutropius mit Namen; und ſeine Mutter Claudia, des Criſpus Tochter, war die Nichte des gefeierten Helden von Naiſſus, des kaiſerlichen Gothenbezwingers Claudius. Dieſen Illyrier nun, der ſchon die Gunſt und hohe Achtung der ſtrengen Kaiſer Aurelian, Probus und Carus genoſſen hatte, zeichneten nicht bloß glänzende Feldherrneigenſchaften und hohe Intelligenz aus. Conſtantius, — den ſpätere Hiſtoriker, wegen der angeblichen Bläſſe ſeiner Geſichtsfarbe, richtiger wohl, weil Weiß ſeine Lieblingsfarbe war, gern „Chlorus“ zu benennen beliebt haben, — eine treffliche Ergänzung für Maximian, hatte ſich auch im Feldlager und in größtentheils roher Umgebung nicht nur hohe Achtung vor wiſſenſchaftlicher Bildung, ſondern auch ein ſchlichtes, einfaches und leutſeliges Weſen bewahrt. Bei aller Energie und Kraft, die damals kein römiſcher Machthaber entbehren konnte, galt er als ein liebenswürdiger, jeder unnützen Härte, jeder rohen Gewaltthat, und namentlich jeder Bedrückung des Volkes abgeneigter Mann, und die Provinzen, die ihm ſpeziell anvertraut wurden, hatten in der That allen Grund, ſich glücklich zu preiſen.

Wie nun überall in der politiſchen Praxis des klugen Diokletian in höchſt merkwürdiger Weiſe ſeine politiſche Erwägung, ſcharfe Menſchenkenntniß und ſuperſtitiöſe, auf Vorzeichen und Orakel baſirte Motive ſich mit einander verbinden, ſo iſt er auch bei der Auswahl dieſer Reichsgehilfen verfahren. Am 1. März 293 bekleidete ſich in ſeinem Auftrage Galerius bei Nikomedia vor den Truppen und dem Volke in feierlicher Form mit dem Purpur; dasſelbe geſchah an dem gleichen Tage zu Mailand, wo Maximian den Conſtantius in ſeine neue Würde einführte. Um endlich die neuen Cäſaren noch enger mit den Auguſten zu verbinden, mußten ſie ihre bisherigen Frauen entlaſſen, und wurden, Galerius mit des Diokletian Tochter Valeria, Conſtantius mit Maximians Stieftochter Theodora vermählt, beide Männer endlich auch jeder von ſeinem Auguſtus adoptirt.

Für die Zukunft verband nun Diokletian mit dieſem Schritte einen höchſt eigenthümlichen Plan. Durch ſeine ganze politiſche Arbeit geht der Gedanke, zu bleibender Sicherung und neuer Kräftigung des Reiches dem durch Auguſtus vor dreihundert Jahren begründeten Syſtem der Dyarchie grundſätzlich ein Ende zu machen und eine wirkliche Monarchie zu ſchaffen. Der Senat in Rom hatte ſich trotz ſeiner ſtolzen Anſprüche und Erinnerungen, notoriſch als unfähig gezeigt, noch länger den politiſchen Forderungen der Zeitlage zu genügen. Die ſeit Septimius Severus eingeleitete Soldatenherr-

schaft aber mit ihrer absoluten Willkür neigte jeden Augenblick dahin, das Reich in Sonderherrschaften aufzulösen, bot trotz einzelner glänzender Episoden gar keine Gewähr der Dauer, und war die Quelle unaufhörlicher innerer Kriege gewesen. Die neue staatsrechtliche Grundlage für die Zukunft des Reiches fand Diokletian nur in der absoluten Monarchie. Um aber auch diese nur erst sicher zu stellen; um nur erst die Epidemie der Pronunciamientos auszurotten, mußte vor Allem die Erbfolge grundsätzlich sicher gestellt werden. Weil aber einerseits Diokletian keinen Sohn hatte, andererseits es wesentlich darauf ankam, zugleich die Arbeitslast zu theilen und für die Sicherheit des zu reformirenden Reiches zu sorgen, so wurde jetzt ein überaus künstliches System ins Leben gerufen. Der Grundgedanke war zunächst dieser: indem drei namhafte Männer der Armee mit dem Oberkaiser in die Regierung des Reiches sich theilten, war nicht nur deren Ehrgeiz befriedigt, es war auch der frivolen Neigung zu lokalen Erhebungen und zum Kaisermord ein starker Zügel angelegt. Denn der jähe Tod eines einzelnen dieser Männer setzte nicht wie bisher das gesammte Reich in arge Verwirrung, sondern die Elemente der Ordnung hatten an den übrigen einen festen Halt, und ein ermordeter Kaiser sofort seine berufenen Rächer. Weiter aber sollten nach Diokletians Plane die beiden Auguste nicht für Lebenszeit regieren, sondern nach einer Zeit von zwanzig Jahren abdanken, und dann die Cäsaren, zuerst also Galerius und Constantius, in die Stellung als Auguste einrücken, um dann ihrerseits wieder neue Cäsaren zu ernennen. Es sollte also, ohne daß wir über manche schwierige Detailfrage klar sehen können, zunächst ein Zustand hergestellt werden, wo vier Regenten die Herrschaft zugleich führten, die sich durch Kooptation ergänzen, und wo die jüngeren unter Anleitung der älteren für ihre spätere Stellung als Auguste sich einschulen sollten.

Die praktischen Schwierigkeiten, auf welche später die Durchführung dieses neuen Systems stieß, und die Verhältnisse, die endlich zum Durchdringen des Princips der Erblichkeit führte, lernen wir später kennen. Demnächst aber wurden die Geschäfte wirklich getheilt. Constantius erhielt die Verwaltung von Gallien, mit welcher Britannien verbunden werden sollte, während Maximian unmittelbar die Aufsicht über Italien (mit Rätien und Vindelicien), Afrika und Spanien sich vorbehielt. Galerius dagegen sollte Griechenland mit Kreta, Makedonien, die Balkanhalbinsel (außer Thrakien), und die illyrischen Provinzen mit Einschluß von Noricum verwalten, während Diokletian sich die orientalischen Provinzen mit Einschluß der meisten griechischen Inseln vorbehielt. Die Cäsaren hatten in ihrem Bereiche die höchste militärische und richterliche Gewalt, und in der Finanzverwaltung, wie in der Ausführung allgemeiner Reichsgesetze war ihnen ein ziemlich weiter Spielraum gelassen. Dagegen konnte unter Umständen jeder Augustus im Gebiet seines Cäsars mit Truppen erscheinen und die Leitung übernehmen, ihn auch zu bestimmten Aufträgen zu sich entbieten. In der Gesetzgebung fand kein kollegiales Verfahren statt; diese stand lediglich bei den Augusten, thatsächlich

allein bei Diokletian, bei dessen hohem Ansehen und Gewandtheit es niemals zu „Friktionen" mit den übrigen Machthabern gekommen ist. Für die beiden großen Hälften des Reiches endlich gab es wahrscheinlich nur je eine Hauptkanzlei.

Die erste große politische Unternehmung nach Ernennung der Cäsaren galt der Wiedergewinnung von Britannien, mit welcher Constantius betraut worden war. An Veranlassungen, mit Carausius zu brechen, fehlte es nicht. Doch gelang i. J. 293 nur erst die Eroberung von Boulogne. Noch fehlte es an einer Flotte; noch mußten auch des Carausius fränkische Freunde am Unterrhein und im batavischen Rheindelta unschädlich gemacht werden. Trotz aller Terrainschwierigkeiten trug nun Constantius hier einen überaus glänzenden Erfolg davon, den er weiter dazu ausnutzte, gewaltige Massen fränkischer Gefangener, namentlich Friesen und Chamaven, im inneren Gallien, speziell an der Somme und Oise (bei Amiens und Beauvais), und bei Troyes und Langres, zwangsweise als neue Ansiedler zu vertheilen. Roms Adler hielten jetzt wieder für längere Zeit an dem ganzen unteren Lauf des Rheins und der Maas auf den Wällen neu erbauter Grenzkastelle die Grenzwacht gegen die Germanen. Inzwischen aber war der Usurpator Carausius in seinem britannischen Sonderreiche durch den Verrath seines Gardepräfekten Allectus gefallen, der nun selbst den Purpur nahm. Aber der neue Gewalthaber war an Bedeutung mit seinem Vorgänger nicht zu vergleichen. Als daher Constantius nach langen, vorsichtigen Rüstungen, und nach Ankunft Maximians am Oberrhein zur Deckung der Grenze gegen die Alamannen, im Frühling 296 zum Angriff überging, war die Sache schnell entschieden. Ein Theil der gallischen Flotte unter Asklepiodotus gewann von der Mündung der Seine aus, durch dichte Nebel gedeckt, ohne Kampf die brittische Küste, und nun (im Frühling 296) marschirte das hier gelandete Corps direkt auf London. Allectus, der bei Dover die bei Boulogne liegende Flotte des Cäsars beobachtet hatte, wandte sich gegen Asklepiodotus und wurde in übereilt angenommenem Kampfe mit seinen fränkischen Söldnern geschlagen und getödtet. Seine flüchtigen Schaaren, die nun London plünderten, wurden darüber durch die Mannschaften eines dritten, in die Themse eingelaufenen, gallischen Geschwaders niedergehauen. Und als Constantius selbst in Kent landete, fand er keinen Feind mehr, und konnte sich die Sympathie der Provinz durch seine kluge Milde und Schonung, und durch die Energie gewinnen, mit welcher er die Sicherheit und den materiellen Wohlstand zu hüten sich bemühte, zu welchem die brittische Provinz durch Carausius gediehen war. Zu bleibender Sicherung der Küsten des Kanals gegen die germanischen Korsaren wurde ein ständiger Admiral designirt.

Die Hauptaufgabe blieb es aber noch immer, den Wohlstand des nordöstlichen Galliens herzustellen und die Rheingrenze möglichst kräftig zu schützen. Das erstere war freilich nur sehr langsam und in ziemlich beschränktem Umfange zu ermöglichen. Es war nicht so leicht, Landschaften

wieder aufzuhelfen, die vielleicht seit Jahrzehnten zerstampft lagen, und überall zerstörte Meliorationswerke, Brücken, Kanäle, Wasserleitungen, Regulirungen der Wasserläufe, Anstalten zur Entsumpfung u. dgl. rasch wiederherzustellen. Am ersten gelang es, einzelne Städte wieder emporzubringen; so namentlich Autun, welches seine Erhebung für Kaiser Claudius i. J. 268 (S. 604) damals schrecklich hatte büßen müssen, und seit 269 noch nicht wieder zu Kräften gekommen war. Für diesen Platz verwandte sich mit Erfolg einer seiner Bürger, des Cäsars eigener Geheimsekretär Eumenius, Enkel eines geborenen Atheners, der früher in Autun als Professor der Rhetorik docirt hatte. Und der Cäsar säumte nicht, bedeutende Mittel zur Herstellung der öffentlichen und vieler Privatgebäude in Autun flüssig zu machen, und eine starke Besatzung dahin zu verlegen, die bei den Arbeiten helfen sollte. Eumenius selbst wurde in ehrenvollster Weise an die Spitze der höheren Bildungsanstalten seiner Vaterstadt gestellt. In ähnlicher Art wurde jetzt die ebenfalls tief herabgekommene Stadt Trier, die seit dieser Zeit wiederholt der Sitz der fürstlichen Machthaber gewesen ist, welche Gallien zu verwalten hatten, durch stattliche Neubauten zu einer prächtigen Residenz umgestaltet: ein imposantes Amphitheater, mehrere Basiliken, ein Forum und andere Bauten, die nachmals Constantin vollendet hat, rief damals der treffliche Cäsar ins Leben.

Daneben wurde Alles geordnet, um die Rheingrenze von Mainz bis Arbor Felix am Bodensee durch neue Schanzbauten gegen die Angriffe der Alamannen und Juthungen zu sichern. Solche Arbeit aber störten 298 diese Gegner sehr empfindlich. In diesem Jahre drang noch einmal ein gewaltiges alamannisches Heer über den Oberrhein tief in Gallien ein. Erst im Gebiete der Lingonen (bei Langres) hielt Constantius sie auf, und brachte ihnen nach langem und schwierigem Kampfe eine kolossale Niederlage bei, die dann gleich nachher durch einen zweiten Sieg bei Vindonissa, und weiter durch Verwüstung des alamannischen Gebiets bis nach Günzburg an der Donau gründlich vervollständigt wurde. Seitdem gewann der Oberrhein für längere Zeit Ruhe. Die Römer haben nun ihre Schanzen erheblich ausgebaut, und namentlich auf der schweizerischen und sundgauer Seite eine doppelte Vertheidigungslinie hergestellt. Der Commandeur dieses Systems stand zu Olino (wahrscheinlich Edenburg bei Neubreisach); an die Stelle des alten in den letzten Kämpfen ruinirten Augusta Raurica (Basel-Augst) trat das neue Castrum Rauracense, dessen Wälle (Kaiser-Augst) großentheils aus den Ruinen der alten Kolonie gebaut wurden. Aehnliche große Bauten sind zu Oberwinterthur und Stein am Rhein ausgeführt worden. Dahin gehört auch die strategisch wichtige Festung Tasgätium (Burg Eschenz) zwischen Stein und Sigmaringen, schon auf dem Boden von Rätien, dessen Statthalter jetzt die Donaulinie und durch eine Flotte den Bodensee hütete. Eine neue Chaussee führte von Vindonissa über Ad Fines (Pfyn) und Stein eben nach der Sigmaringer Gegend zur oberen Donau.

In eben diesen Zeiten hatten aber die römischen Waffen auch auf andern Punkten durchaus nicht geruht. Maximianus war genöthigt gewesen, i. J. 297 Unruhen in Afrika zu dämpfen und mehrere maurische Völker, welche die Gelegenheit zu Raubzügen benutzten, energisch bis zum Atlas zu bekämpfen. Galerius war 293 bis 296 fast unaufhörlich durch Feldzüge gegen Quaden, Jazygen, Bastarner und Karpen beschäftigt gewesen. Endlich aber gelang es ihm, i. J. 296 die Karpen so gründlich zusammenzuhauen, daß sie seitdem aufhörten gefährlich zu sein. Große Massen dieses Volkes wurden über die Donau getrieben und in der pannonischen Landschaft auf dem rechten Ufer, deren Centrum Aquincum war, als Colonen angesiedelt. Um sie kolonisiren zu können, wurden jetzt ausgedehnte Waldstrecken, namentlich am Plattensee und bei Sopianä (Fünfkirchen), erst gerodet. Dieser Strich erhielt zu Ehren der Prinzessin Valeria deren Namen zugetheilt. Zahlreiche andere karpische Gefangene wurden mit großem Erfolge als höchst brauchbare Soldaten unter die römischen Truppen vertheilt.

Diokletian persönlich, der mit ungeheurer Energie die Verwaltung des gesammten Reiches überwachte und namentlich die östliche Hälfte des Reiches regelmäßig inspicirte, hatte ebenfalls gerade während der letzten Jahre mehrere große Kriege ausgefochten. Mit Anfang des Frühlings 295 war endlich der Angriff auf das abgefallene Aegypten eingeleitet worden. Der Kaiser kam von Nikomedia her durch Syrien, damals einige Zeit durch Galerius unterstützt, und eroberte Alexandria nach achtmonatlicher Belagerung zu Anfang 296 durch Abschneidung seiner Wasserleitungen. Die Stadt hatte bereits durch Mord und Plünderung Seitens der Legionen furchtbar gelitten, als der Sieger endlich Gnade gewährte; aber es fehlte auch nachher im Nilthale nicht an Aechtungen und Hinrichtungen, und zu wirksamer Zähmung des rebellischen Geistes wurden Orte wie Koptos und Busiris völlig zerstört. Daneben aber erfolgten wieder viele zweckmäßige Verfügungen, um Motive zu immer wieder sich erneuernden Unruhen zu beseitigen. Zur Ermöglichung endlich einer strafferen Verwaltung wurde jetzt die uralte Gliederung des Nilthals abgeschafft, und die große Provinz in die drei kleineren Thebais, Jovia und Herculia zerlegt. Es gelang dann auch, die unruhigen Blemmyer aus Oberägypten zu vertreiben und zu einem Frieden zu bestimmen, der durch Jahrgelder und religiöse Motive gesichert wurde. Dazu aber veranlaßte der schlaue Kaiser die feindlichen Nachbarn der Blemmyer, die Nobaten, einen oberhalb der Nilfälle bei Syene ihnen angewiesenen Landstrich zu besetzen, den sie nun in ihrem wie im Interesse der Römer vertheidigen sollten.

Während aber Diokletian in Aegypten, Galerius an der Donau mit den Karpen vollauf beschäftigt war, hatte auf der Ostgrenze des Reiches der seit 292 regierende Perserkönig Narsehi oder Narses die Zeit benutzt, die Interessen seines Reiches auf Kosten der Römer wieder geltend zu machen. Tiridates wurde aus Armenien vertrieben, und nun überschritten die Perser

zu Anfang des Jahres 296 auch den Tigris, um sich gegen das unmittelbare römische Gebiet zu wenden. Unter diesen Umständen gebot der Augustus des Ostens seinem Cäsar, aus Pannonien zum Schutze Syriens aufzubrechen. Der ungestüme Galerius mochte in seinem Feuer nicht auf die Ankunft Diokletians warten, überschritt mit Tiridates den Eufrat, wurde nun aber im Herbst 296 in der seit Alters gefürchteten Ebene zwischen Kallinikon und Karrhä von den überlegenen Massen der persischen Eisenreiter aufs Haupt geschlagen. Als er dann flüchtig dem von Antiochia her zu Hilfe heranziehenden alten Augustus begegnete, demüthigte ihn dieser dadurch zur Strafe höchst empfindlich, daß er ihn vor den Augen der Armee eine volle Meile weit seinem Wagen zu Fuße folgen ließ. Bald aber sollte Galerius die Scharte auswetzen. Er mußte während des Winters, während Diokletian den Eufrat hütete, in den illyrischen Provinzen aus römischen Veteranen und frisch geworbenen Gothen ein Heer von Kerntruppen formiren. Mit diesen Streitkräften dirigirte ihn Diokletian im Sommer 297 nach den für die Bewegungen der Legionen viel günstigeren Gebirgslandschaften von Armenien. Und nun gelang es dem Cäsar und seinem und des Tiridates schon unter Probus geschulten Freunde Licinius, das Lager des Schahinschah in der Morgenfrühe mit 20,000 Mann unerwartet anzugreifen. Die Perser wurden auf das gründlichste geschlagen. Narses selbst mußte die Flucht ergreifen. Sein ganzer Harem, Frauen, Kinder, Schwestern, viele vornehme Perser, und die Kriegskasse fielen in die Hände der siegreichen Römer, die nun bei Nisibis von Diokletian mit den höchsten Ehren empfangen wurden. Der Kriegsmuth des Narses war völlig gebrochen; er war jetzt sehr bereit, mit den Römern einen Frieden zu schließen, der diesen als Siegespreis ganz Mesopotamien, und ferner fünf Bezirke nördlich vom oberen Laufe des westlichen Tigrisquellflusses brachte. Tiridates erhielt sein armenisches Erbland zurück, welches durch Atropatene vergrößert wurde. Endlich traten die iberischen Häuptlinge aus der persischen in die römische Klientel über. Damit war denn der alte Valerian nunmehr ausgiebig gerächt, und die römische Ostgrenze für fünfzig Jahre wirklich vor den Persern sichergestellt.

So war es denn der vieljährigen Arbeit Diokletians und seiner Reichsgenossen wirklich gelungen, das Reich in noch anderer und festerer Weise wieder zusammenzufassen, und der große Kaiser konnte nun daran denken, den inneren Neubau des Reiches noch systematischer weiterzuführen, als es bisher ihm möglich gewesen war. Der Grundgedanke dieses Kaisers, dessen Werk — allerdings mit einigen sehr bedeutungsvollen Abweichungen — nachmals Constantin vollendet hat, war es, das alte System der Dyarchie, mit Einschluß aller republikanischen Ansprüche und Velleitäten des Senates, gründlich zu beseitigen, und die absolute Monarchie zu voller Durchführung zu bringen. In der That bietet das Staatsrecht der folgenden Zeit nach Abschluß dieser Neugestaltung ein gänzlich verändertes Aussehen dar.

Von jetzt ab regieren die Kaiser aus eigenem Recht, nicht mehr auf Grund der Anerkennung durch den Senat; mehr noch, wie es schon Aurelian ausgesprochen hatte, die Theorie des göttlichen Rechtes, der von Gott verliehenen Herrschaft kommt zu bestimmter Ausbildung. Der absolute Monarch ist nicht mehr an die Gesetze gebunden. „Die Gottheit," so ist die vollendete Theorie, „hat die kaiserliche Gewalt den Menschen als ein lebendiges Gesetz gesetzt, dem nun selbst die Gesetze des Staates untergeordnet sind." Das findet nun schon seit Diokletian seinen sehr bestimmten äußerlichen Ausdruck. Mit dieser Regierung wird die früher gemiedene, nur von wenigen Kaisern geforderte oder zugelassene, den älteren Römern so widerwärtige Anrede „Dominus", Herr, mündlich und schriftlich zur feststehenden offiziellen Praxis. Bleiben daneben freilich noch immer die alten Formen, die Consulate, die Bezeichnung der Jahre der tribunicischen Gewalt, die Stellung des Kaisers als Pontifex Maximus, in Gebrauch, so wird jetzt neben dem Titel „Dominus", der auch die göttliche Natur des Herrschers andeuten sollte, „Sacer" und „Sacratissimus" (heilig und hochheilig) die amtliche Bezeichnung für „kaiserlich". An Stelle der alten bürgerlichen und soldatischen Begrüßung tritt der orientalische Hofgebrauch der Kniebeugung. Bei feierlichen Audienzen und Festen erscheint der Kaiser nunmehr geschmückt mit dem Diadem, der weißen und perlenbesetzten Stirnbinde, und nach Art der persischen Großkönige in seidenen, mit Gold und Edelsteinen überladenen Gewändern, selbst die Schuhe mit edlen Steinen geziert. Weiter aber wird die Etikette des Hofes nunmehr sehr bestimmt fixirt. Der Zutritt zu der geheiligten Person des Kaisers wird durch neue Ceremonien, durch Wachen und zahlreiche Palastbeamte bedeutend erschwert, und nur gewissen Rangklassen zugestanden. Es war nicht Hochmuth oder der Wahn der Selbstvergötterung, was den klugen Diokletian, der die schweren Bedenken dieser Isolirung des Kaisers von der steten unmittelbaren Berührung mit dem Volke sehr wohl erkannte, zur Einführung dieses Systems bestimmt hat. Hier hatte der starke Zug des Mißtrauens, welcher dem Principat so sehr eigenthümlich gewesen war und durch die Zeit der unaufhörlichen Aufstände und Kaisermorde nur an unheimlicher Stärke hatte gewinnen können, es davongetragen. Es galt für die neu antretenden Selbstherrscher des Reiches, in erster Reihe die Sicherheit ihrer Person wiederherzustellen, und zugleich die Person des Kaisers dem Volke wie den Truppen gegenüber mit einem ganz neuen, feierlichen, ehrfurchtgebietenden Nimbus zu umgeben.

Den vollständigen Ausbau hat das neue absolutistische System mit allen seinen Konsequenzen erst durch Constantin erhalten, bei dessen Regierung wir noch auf verschiedene wichtige Momente aufmerksam zu machen haben. Für Diokletian aber kommen schon jetzt namentlich noch folgende Punkte in Betracht. Zuerst die systematische Degradirung Italiens, die Entthronung der alten Reichshauptstadt Rom, und die thatsächliche Zurückdrängung des Senats.

Zur Vollendung nämlich der Ausgleichung zwischen Italien und den Provinzen wurde das alte Stammland, das alte Herrenland des Reiches, jetzt endlich thatsächlich selbst nach Art der Provinzen behandelt. Im Laufe nämlich der Jahre 290 bis 300 wurde, wie wir dasselbe hernach auch bei den alten Provinzen sehen werden, Italien in eine Reihe kleinerer Amtsbezirke zerlegt, an deren Spitze theils „Correktoren" theils „Consularen" traten. Die alten „Rechtspfleger" hörten auf, ihre Gerichtsbarkeit ging auf die Statthalter über. Die Curatoren aber der Städte wurden nunmehr aus Bürgern derselben durch den Gemeinderath erkoren, die dem Kaiser präsentirt und von demselben bestätigt werden sollten. Damit war verbunden, daß nun auch die uralte, seit der Zeit des Siegers von Pydna, Aemilius Paullus, bestandene Steuerfreiheit des italischen Bodens aufhörte. Kaiser Maximian erhob aus Oberitalien eine Abgabe für seine mailänder Hofhaltung. Mittel- und Unteritalien dagegen hatten zur Versorgung der Stadt Rom Kalk, Holz, Schweine, Rinder und Wein zu liefern.

Nur Rom blieb selbständig, hörte aber jetzt auf, die Reichshauptstadt zu sein. Ebensowohl die Abneigung Diokletians gegen den stolzen Geist der Römer, die sich noch immer als die Erben der Weltherrschaft fühlten und sich nicht in die neue monarchische Art und Etikette finden mochten, wie die praktische Nothwendigkeit bestimmten Diokletian, die alte Welthauptstadt zu degradiren. Theoretisch war der Sitz der Regierung und der Herrschaft stets da, wo er residirte; thatsächlich wechselte er zwischen Sirmium, Antiochia, und namentlich Nikomedia. Doch behielt die alte Welthauptstadt noch immer eine abgesonderte Stellung. Allerdings ist die Legion vom Albaner Berge nun entfernt, die alte Garde numerisch beschränkt worden. Sonst aber wurde Rom keinem Statthalter untergeben. Der Gebieter in Rom wurde der Polizeipräsident, der nach wie vor am Schweinemarkt residirte, und nunmehr „gleichsam als Bürgermeister der alten Reichshauptstadt" im Range den höchsten militärischen und bürgerlichen Reichsbeamten gleichgestellt wird. Er vereinigte in Rom die gesammte militärische, administrative und jurisdiktionelle Kompetenz in seiner Hand. Sämmtliche übrige Behörden daselbst, für die er auch früher die oberste Instanz gebildet hatte, wie auch die Aufsicht über das Proviantwesen, das Löschwesen und das gesammte städtische Regiment, sind ihm nun förmlich unterstellt. Schon seit Septimius Severus gelangten Anklagen jeder Art und Angeklagte jedes Standes vor diesen Beamten, dem damals auch das Recht ertheilt war, auf Deportation und Bergwerkstrafen zu erkennen. Den Senatoren endlich wurde seit der diokletianischen Zeit in ihm ein befreiter Gerichtsstand verliehen, und er galt jetzt als Haupt und Spitze des Senats.

Der Senat sah seinerseits, ohne es aufhalten zu können, daß die alte Verfassung des Augustus für immer zu Grabe getragen war. Nach alter Praxis der Römer hat nun Diokletian den Reichsrath nicht etwa abgeschafft, sondern einfach politisch in Ruhestand versetzt. Er hatte sich nicht

mehr um die Anerkennung desselben bemüht; er hat ihn quà politischen Faktor als Selbstherrscher nachher einfach ignorirt. Das hohe Haus in der entthronten alten Hauptstadt der Welt blieb seit dieser Zeit ein ehrwürdiges Stück Alterthum, für welches ein rechter Platz in der verwandelten Ordnung des Reiches noch nicht gefunden war. Seine Bedeutung bestand außer seinen uralten Traditionen und außer der alten Würde wesentlich darin, daß sich hier die Repräsentanten sehr zahlreicher Familien aus allen Theilen des Reiches gesammelt fanden, die zum Theil über ganz außerordentliche Reichthümer, namentlich an Grundbesitz, verfügten. Dabei blieben die alten Formen allerdings noch lange fortbestehen. Die Gesetzgebung wurde jetzt das ausschließliche Recht des Monarchen; aber man knüpfte in der Art an das alte System an, daß, — wenn der Kaiser nicht einfach die Form des Ediktes benutzte, — neue kaiserliche gesetzliche Ordnungen in der Form eines Anschreibens an den Senat proklamirt wurden, wie sie früher dazu gedient hatten, ein Senatsconsult zu veranlassen. Von den alten Aemtern der Republik verschwinden die der Aedilen und Tribunen. Aber die Würde des ordentlichen, jetzt durch die Kaiser vergabten Consulats, und die durch den Senat zu bestellenden Aemter der Ergänzungskonsuln, und namentlich der Prätoren und Quästoren blieben bestehen. Nur daß dieselben aufgehört hatten, für die Uebernahme gewisser Reichsämter formell vorbedingend zu sein; nur daß sie jetzt wieder römisch städtische Aemter geworden sind, und daß die Ernennungen nunmehr einer besondern kaiserlichen Bestätigung bedurften.

Der Absolutismus aber, den Diokletian ins Leben gerufen hat, ist keineswegs als ein persönliches Regiment anzusehen. Dazu war das Reich viel zu kolossal angelegt. Vielmehr ist für die durch Diokletian eingeleitete und durch Constantin zum Abschluß geführte neue Ordnung der Dinge das Charakteristische, daß sie in der Schöpfung allgemeiner großer Reichsämter und in der Ausbildung einer fein durchgearbeiteten, reich gegliederten Bureaukratie gipfelt. Wie für das dritte römische Jahrhundert die Soldatenherrschaft, so wird im Guten und im Schlimmen für das vierte Jahrhundert die Beamtenherrschaft das bestimmende Moment. Unter der Zurückdrängung des Senats tritt nunmehr als eigentlicher Reichsrath immer bedeutsamer in den Vordergrund der Geheime kaiserliche Staatsrath, das (S. 384) kaiserliche Consilium, welches jetzt anfängt, offiziell den Namen „Consistorium" (sacrum) zu führen. Die Mitwirkung des Staatsrathes betraf sowohl die Gesetzgebung, wie auch die Gerichtsbarkeit in oberster Instanz.

Das entwickelte System der großen Reichsministerien und der zu neuen Kompetenzen ausgestalteten prätorianischen Präfekturen kann erst bei Constantins Geschichte skizzirt werden. Dagegen hatte schon Diokletian den Unterbau seiner neuen Bureaukratie vollendet. Während des dritten Jahrhunderts hatte sich die Ausbildung eines Beamtenstandes, auf Grund der alten ritterlichen Beamtung, und unter immer bestimmterer Zurückdrängung der freigelassenen Hausbeamten, immer sicherer vollzogen; und zwar parallel

den übrigen Verhältnissen so, daß sich derselbe in ein überwiegend bürgerliches, juristisches, und in ein wesentlich militärisches Element schied. Das ausgehende Prinzipat hinterließ der neuen Monarchie den Berufsoffizier und den Berufsbeamten. Mit solchem Material arbeiteten Diokletian und später Constantin. Da ist es nun für die folgende Zeit grundlegend, daß Diokletian einerseits bei grundsätzlicher Trennung der Civil- von der Militärgewalt das System des dritten Jahrhunderts, welches auf Zerlegung der alten großen Provinzen hintrieb, zu seiner vollen Höhe entwickelt, die Zahl der Statthalterschaften in außerordentlicher Weise vermehrt, andrerseits aber durch Zusammenfassung mehrerer derselben unter je einer neuen Oberbehörde ein neues Zwischenglied zwischen dem Kaiser und den Provinzialbehörden geschaffen hat. Diese neue Organisation des Reiches ist, wie es scheint, bis zum Jahre 297 n. Chr. durchgeführt worden. Diokletian theilte nämlich das gesammte Reich (mit Ausnahme der 297 den Persern abgerungenen neuen Eroberungen) in zwölf Diöcesen, von welchen die kleinste, nämlich Britannien, in vier, die größte „Oriens" (nämlich Libyen, Kyrene, Aegypten, Syrien, Kypros, Kilikien und Mesopotamien) in 16 Provinzen zerfiel. Im Ganzen hat er damals das Reich in 101 Provinzen zerlegt.

Von großer Bedeutung wurde die Schöpfung der Vorsteher der Diöcesen; sie führten den Titel „Vicarius" (etwa durch Oberpräsident wiederzugeben), und bildeten das neue Mittelglied der Verwaltung zwischen dem Kaiser und den Statthaltern der einzelnen Provinzen. Die letzteren standen je nach ihrer Bedeutung unter Chefs von verschiedenem Range. Den obersten Rang unter diesen nahmen die wenigen „Proconsuln" ein, die man für die neuen kleineren Provinzen Asia, Achaja, Bätika und Afrika Zeugitana (Karthago) kennt. Diese standen den Vikaren im Range gleich und direkt unter dem Kaiser. Die übrigen aber, die „Consularen", die „Correktoren", und die „Präsides", standen unter dem Ressort ihrer Vikare, und waren unter einander in den Rangklassen verschieden. Dieses neue System sollte die schärfere administrative Beaufsichtigung der Provinzen und ein stärkeres unmittelbares Eingreifen in das Leben derselben ermöglichen. Das aber durchzuführen, wurde jetzt dadurch möglich, daß während des Principats und namentlich seit der Ausdehnung des römischen Bürgerrechts über das Reich die Nivellirung, die Ausgleichung zwischen den Provinzen, und deren Romanisirung immer stärkere Fortschritte gemacht hatte. Freilich war mit der neuen Bureaukratie nun auch der Weg gebahnt, um der Physiognomie der Provinzen einen immer eintönigeren Charakter aufzuprägen; um immer sicherer die municipalen Freiheiten der Städte zu absorbiren, und leider auch, wie das sich bald zeigen sollte, in die großen religiösen Streitigkeiten innerhalb der christlichen Gemeinde von Seiten des Hofes in einer Weise einzugreifen, wie sie das Reich bisher nicht gekannt hatte.

Wie den Unterbau der Bureaukratie, so schuf auch, übrigens ebenfalls aus dem Geiste und Sinne dieser Zeit heraus, schon Diokletian die Ordnung

des Titelwesens der Hof- und Staatsbeamten, das nach seinen Einzelheiten allerdings erst unter Constantin d. G. näher bekannt ist. Principiell wichtiger aber war der Abschluß einer anderen Entwickelung: sie betraf die Rechtspflege. Für die Strafrechtspflege hatte sich während des dritten Jahrhunderts die Macht des Polizeipräsidenten der Hauptstadt und der Gardepräfekten immer höher gesteigert; namentlich seitdem die Kaiser mehr und mehr darauf verzichteten, die an sie gerichteten Appellationen persönlich zu erledigen. Für seinen Bereich war der Polizeipräsident der Residenz allmählich, wenigstens thatsächlich, so gut wie „inappellabel" geworden; (abgesehen von den Entscheidungen, für die ihn der Kaiser selbst zur Entscheidung an seiner Statt delegirt hatte). Was aber die prätorianischen Präfekten angeht, so ging bereits um die Mitte des dritten Jahrhunderts an sie die Appellation von den Straffentenzen der Statthalter; und nun war auch bei dem Abkommen des alten Quästionenprozesses die Aburtheilung auch solcher Personen an sie gekommen, die zu solchem Zwecke aus den Provinzen nach Rom geschickt wurden. In diesen Fällen entschied der Präfekt einfach als Vertreter des Kaisers selbst, „an Kaisers Statt". Unter Constantin endlich ist die „Inappellabilität" von ihren Sprüchen im Jahre 331 förmlich sanktionirt worden, während von den übrigen höchsten Behörden, auch vom Polizeipräsidenten, die Appellation an den Kaiser selbst offen blieb. Für die Civilrechtspflege aber hat Diokletian im Jahre 294 das Geschwornenverfahren förmlich abgeschafft, und nun dominirt überall die kaiserliche Rechtsprechung auf Grund der Untersuchung und der Relation der betreffenden Beamten, soweit dieselben, namentlich die Statthalter, nicht selbst die entscheidenden Gerichtsbehörden sind.

Mit ganz besonderer Energie endlich arbeitete Diokletian an der Reform des Heerwesens, wo sein Streben ebenso sehr darauf gerichtet war, der Epidemie der Meutereien zu begegnen, wie die Defensivkraft des Reiches wieder zu sichern und zu erhöhen. Die im Laufe des dritten Jahrhunderts bereits, wie wir sahen, auf vielen Punkten des Reiches eingeleitete, nunmehr aber principiell vollendete, durchgreifende Trennung der Militär- von der Civilgewalt, und die Zerlegung der großen Provinzen in kleinere wirkte in ersterer Hinsicht sehr erfolgreich. Nicht minder die specifisch militärischen Reformen. Auch nach dieser Richtung können wir erst bei der Geschichte des Kaisers Constantin ein einigermaßen vollständiges Bild geben, und begnügen uns daher nur erst mit einigen Umrissen. Diokletian für seine Person ignorirte, wie wir bereits fanden (S. 633), die alte Prätorianergarde vollständig. Dagegen wurden zu seiner und des Maximianus persönlicher Bedeckung zwei zuverlässige illyrische Elite-Legionen zu je 6000 Mann bestimmt, welche besonders geübt waren in der Anwendung einer gefürchteten Waffe, nämlich kurzer, mit Blei ausgegossener Wurfspieße, sogenannter „Martiobarbuli". Die neue Garde des Diokletian erhielt den Namen der Jovianer, die des abendländischen Augustus den der Herkulianer.

Viel einschneidender aber wirkte zugleich gegen die Möglichkeit großer Soldatenempörungen und für die Vertheidigung des Reiches die Neugestaltung der eigentlichen Armee, bei welcher dann ebenfalls verschiedene Neuerungen zu durchgreifender Ausbildung kamen, die seit längerer Zeit sich vorbereitet hatten. Besonders wichtig ist die Gliederung der Armee in zwei an Rang verschiedene Hauptmassen geworden, nämlich (im Anschluß an ein seit Alexander Severus sich ausbildendes System) in angesiedelte Grenztruppen und in die eigentlich mobile Armee. Die numerische Stärke des Heeres hat bei der Nothwendigkeit, wiederholt auf drei oder vier Grenzen gleichzeitig Krieg führen zu müssen, Diokletian erheblich vermehrt; wirklich zuverlässige Angaben in dieser Richtung stehen uns jedoch nicht zu Gebote. Wir werden später die Zahl der Legionen gegen früher außerordentlich vermehrt finden; aber es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die einzelnen Legionen seit dieser Zeit thatsächlich an Zahl viel schwächer waren, als unter dem früheren System des Principats.

Die erhöhten Kosten der Armee und der Verwaltung nöthigten offenbar zu starker Anspannung der Finanzkräfte des Reiches. Es kam dazu, daß die Nachwirkungen der vielen inneren und äußeren Kriege der früheren Zeiten, und noch mehr der schrecklichen Münzkrisis nur sehr langsam überwunden werden konnten. Dennoch sind die durch grimmige Parteileidenschaft gegen Diokletian erhobenen Klagen über enormen Steuerdruck im Allgemeinen nicht begründet: sie entspringen einerseits der Aufhebung der alten Grundsteuerfreiheit Italiens, und treffen andrerseits nur insofern zu, als auch unter ihm das platte Land und namentlich die Kolonen am schwersten belastet blieben. In Wahrheit führte der Kaiser eine verständige Wirthschaft, und war sehr wohl geneigt, Ermäßigungen eintreten zu lassen, wo es anging. So wurde namentlich die Kopfsteuer, die von jedem gefordert ward, der kein Grundeigenthum besaß und höchstens dem plebejischen Stande angehörte, aus guten Gründen den ohnehin schon stark beschwerten Städten erlassen.

Ganz besonders wichtig wurde es, daß Diokletian endlich die Reform des Münzwesens mit Energie wieder in Angriff nahm, obwohl auch nach dieser Seite erst Constantin wirklich sichere Zustände herzustellen vermocht hat. Am wenigsten gelang es jenem mit dem Golde. Es war allerdings ein Anlauf zum Besseren, daß Diokletian ein neues Goldstück von nahezu 6 Grammen, welches den alten Aureus darstellen sollte, wieder zur Hauptmünze zu machen suchte. Aber bald ist seine und seiner Mitregenten und Nachfolger Goldprägung bis zum Jahre 312 wieder in die frühere Verwirrung und Schwankung verfallen; derart daß das römische Goldstück noch immer zwischen 5,93 und 4,39 Gr. schwankte. Dagegen steuerte Diokletian der Silberverwirrung jetzt definitiv. Er hat seit 292 die solide Silberprägung in umfassender Weise wieder aufgenommen. Das Pseudosilber der letzten schlimmen Jahrzehnte wurde in seinen schlechtesten Sorten eingezogen, die besseren Arten mit mäßig erhöhtem Nominalwerthe im Umlauf als Scheidemünzen gelassen. Dann

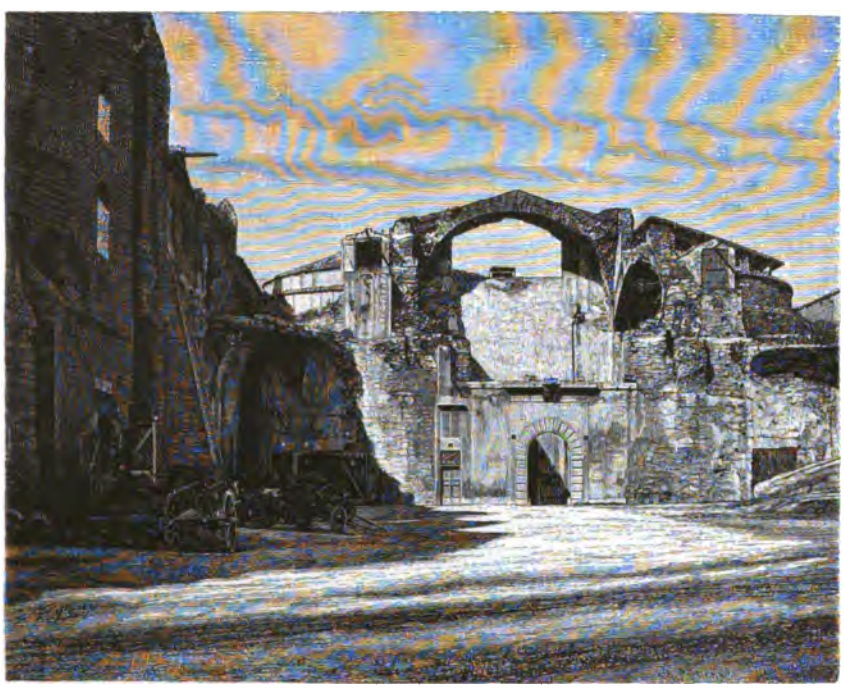
aber ließ Diokletian namentlich wieder eine Hauptsilbermünze prägen, die (unter neuem, uns nicht bekanntem Namen) dem alten Neronischen Denar zu $^1/_{96}$ Pfund gleichkam, und wieder wesentlich nach guter alter Praxis mit rechtem Feingehalt ausgemünzt wurde. Auch die Kupferprägung, zum Theil unter Beibehaltung des Weißsiedens der jetzt als Kupfergeld ausgegebenen alten Stücke, wurde während der Jahre 296 bis 302 wieder auf regelrechten Fuß gebracht. Als kaiserliche Münzstätten waren jetzt namentlich Rom, Aquileja, Arelate, Lugdunum, Trier, Siscia, Nikomedia und Alexandria in Thätigkeit.

Alles zusammengefaßt, so konnte die Regierung dieses Kaisers, der mit vollem Bewußtsein den Marc Aurel zu seinem Vorbilde genommen hatte, als eine höchst wohlthätige gelten. Das Elend der unaufhörlichen feindlichen Einbrüche war endlich beseitigt; das Reich wieder fest und sicher zusammengefaßt, die Epidemie der Pronunciamientos hatte aufgehört. An der Spitze des Gesammtreiches stand ein hochintelligenter Mann von wahrhaft staunenswürdiger Thätigkeit, und von ebenso redlichem Willen, wie von wirklich väterlichem Wohlwollen. Dabei war Diokletian klug genug, harte und strenge Maßregeln, die doch oft unumgänglich nöthig sich zeigten, in augenfälliger Weise in die Hände seiner Diener, Rathgeber und Mitregenten zu legen. Für seine Person behielt er sich mit Vorliebe die milden, die gütigen Maßregeln, die Akte der fürstlichen Gnade vor. Nur dann schritt er selbst mit zerschmetternder Strenge ein, wenn er die Majestät des Kaiserthums im Ernste bedroht zu sehen glaubte. Daß der wohlwollende Autokrat mit wohlgemeinten Maßregeln sich unter Umständen auch vergriff, war freilich nicht immer zu vermeiden. Interessant ist in letzterer Hinsicht namentlich der verunglückte Versuch, einer gewaltigen, namentlich auch für die Armee höchst empfindlichen Theurung, welche in letzter Reihe durch mehrere Mißernten in der Osthälfte des Reiches veranlaßt war und durch die kaufmännische Spekulation erheblich verschlimmert wurde, im Jahre 301 durch ein umfassendes und sehr in das Einzelne eingehendes Edikt („de pretiis") zu begegnen, welches für die allgemeinsten Lebensbedürfnisse im Bereiche des gesammten römischen Reiches gewisse höchste, bei Todesstrafe nicht zu überschreitende Preise feststellte.

Dagegen war die Zeit dieses Kaiserthums auf den verschiedensten Punkten des Reiches überaus belebt durch massenhafte Bauthätigkeit, wie sie theils durch die Nothwendigkeit, vom Rheindelta bis zur Persergrenze an Eufrat und Tigris, und weiter auf den Grenzen Syriens, Arabiens und Aegyptens, die Defensivstellungen zu erneuern und zu verstärken, theils durch den Wunsch der Kaiser, ihre neuen Residenzen, wie Trier, Mailand und Nikomedia neu und glänzend auszustatten, theils auch durch die Absicht, wichtige Plätze mit unruhiger Bevölkerung, wie Antiochia und Karthago, zu gewinnen, hervorgerufen wurde. Die bedeutendste Schöpfung dieser Zeit, deren Reste noch heute sich erhalten haben, ist (neben dem Amphitheater zu

Das Amphitheater zu Verona.

Verona, dessen Entstehung gewöhnlich in diese Epoche versetzt wird,) ein Riesenbau in Rom. Diokletian und Maximian hatten noch so viel Rücksicht gegenüber der degradirten Welthauptstadt gehabt, um nicht nur mehrere unter Carinus durch eine Feuersbrunst verheerte, oder sonst verfallene alte Prachtbauten wiederherstellen, sondern auch einige neue errichten zu lassen. Dann aber entschlossen sie sich seit 298 n. Chr., auf der in das Plateau des Ostens auslaufenden nordöstlichen Abdachung des Quirinals, — in einiger Entfernung westlich von der alten Citadelle der Prätorianer, — jenen ungeheuren Thermenbau erstehen zu lassen, welcher bei 1200 Schritt Umfang



Reste der Thermen Diokletians zu Rom.

selbst die gewaltige Anlage des Caracalla an Ausdehnung noch überbot, und wenige Tage nach der Abdankung Diokletians eingeweiht worden ist. Von diesem Riesenwerke sind noch heute sehr bedeutende Reste vorhanden; namentlich mehrere große Säle mit dem hauptsächlichsten Schmucke. Dahin gehört der große Mittelsaal, wahrscheinlich das ehemalige Tepidarium, der mit seinen gewaltigen Granitsäulen jetzt die Kirche San Maria degli Angeli bildet[1]),

1) Es war ein kühn gesprengtes Kreuzgewölbe, welches von vortretenden kolossalen Wandsäulen (mit darüber befindlichen Gebälkstücken) getragen wurde: „eine Disposition von erhabener, in sich beschlossener Rhythmik".

mit einem anstoßenden kleinen Rundsaale (einst das Schwitzbad), welcher dieser Kirche gegenwärtig als Vorhalle dient; und eine andere Rotunde von 22 Meter Durchmesser an einer Ecke des Umfassungsbaues, jetzt die Kirche S. Bernardo. Mit aller Pracht der Zeit erbaut, und für (S. 425) eine Zahl von 3200 Badenden eingerichtet, waren diese Thermen nach alter Art auch mit Kunstwerken gefüllt, und mit allen Mitteln zur Unterhaltung reich ausgestattet; auch die alte ulpische Bibliothek war von Trajans Forum nach diesem neuen Bauwerke verpflanzt worden.

Wie an gewaltigen Schöpfungen der architektonischen Kunst, so war die Zeit der Herstellung des Reiches auch an litterarischen Produktionen nicht ganz arm. Das Hauptgewicht fällt jetzt allerdings so gut wie ganz auf die Prosa. Hier dominirte immer bestimmter die oratorische Kunst. Während in der Griechenwelt die Professoren der modernen Sophistik zu Athen mit Eifer und Erfolg dahin arbeiteten, ein neues Zeitalter der Blüthe in dieser Richtung ins Leben zu rufen, dessen höchst charakteristische Physiognomie jedoch erst in der Zeit der Constantiner uns in scharfen Zügen ausgeprägt sich darstellen wird, war die lateinische Rhetorik neuerdings in Gallien ganz besonders reich entwickelt worden. In den vielbesuchten Bildungsanstalten des durch die Schreckenszeit des dritten Jahrhunderts wenig berührten Südens, in Massilia, Narbo, Tolosa, Burdigala, jetzt nun auch wieder zu Autun, ferner in Rheims und Trier, hatte sich bei der Lebhaftigkeit und Sprechgewandtheit des keltoromanischen Volkes eine Latinität und Redeweise ausgebildet, welche sich gegenüber der Dunkelheit und Geschraubtheit der romanischen Afrikaner durch Glätte und Korrektheit unterschied, die Art der letzteren auch an Wortfülle überbot, aber freilich an Gedankengehalt hinter ihnen zurückblieb. Aus solchen Verhältnissen heraus entwickelte sich die Litteratur der sogenannten Panegyriker; nämlich jener Rhetoren, die, an die alte Art des jüngeren Plinius, in ihrem Styl an die Rundung und Fülle des Cicero anknüpfend, namentlich im Hoflager zu Trier ihre Beredtsamkeit in Vorträgen zu Ehren der großen Machthaber des Westens entfalteten. Unter ihnen war zu jener Zeit der schon früher (S. 629) erwähnte Eumenius von Autun (geb. um 250 n. Chr.) der bedeutendste.

Viel unbedeutender hielt sich dagegen die römische Geschichtschreibung, deren damalige Vertreter, Aelius Spartianus, Vulcatius Gallicanus und Trebellius Pollio, die zu den sogenannten „Erzählern der Kaisergeschichte" von Hadrian bis Numerian gehören, in den ihnen zugeschriebenen Biographien ein sehr reiches römisches und griechisches Quellenmaterial leider in bedauerlich geistloser und schriftstellerisch ungeschickter Weise verarbeitet haben.

Geistig viel bedeutender als diese Männer waren dagegen zwei christliche Schriftsteller dieser Zeit. Einerseits nämlich der leidenschaftliche und derbe Rhetor Arnobius aus Sicca in Numidien, der um 295 nach seinem Uebertritt zum Christenthum zur Rechtfertigung dieses Schrittes seine energische Polemik gegen die alten Kulte verfaßte. Und andrerseits sein viel be-

deutenderer Schüler, der Rhetor Lactantius Firmianus. Dieser letztere, anscheinend italischer Abkunft und erst in reiferen Jahren zum Christenthum übergetreten, lebte lange in ziemlich ärmlichen Verhältnissen als Lehrer der Redekunst in Nikomedia. Als ungemein fruchtbarer Schriftsteller aber verband der geistvolle, feurige, kenntnißreiche, und an den guten Mustern der Alten tüchtig geschulte Mann die Gluth der Ueberzeugung mit einer damals selten gewordenen Gewandtheit, Glätte und Korrektheit der Darstellung. Längere Zeit erschöpfte sich seine schriftstellerische Thätigkeit in apologetischer Behandlung der christlichen Lehre als der höchsten Wahrheit und in ähnlichen religiös didaktischen Arbeiten. Aber die Zeit war nahe, wo ein gewaltiger innerer Kampf im Reiche den „christlichen Cicero" veranlassen sollte, den ruhigeren Ton der christlichen Ueberzeugung mit der herben Tonart eines glühenden Fanatismus und brausender Leidenschaft zu vertauschen.

Zweites Kapitel.

Der letzte Kampf des Römerthums gegen das Christenthum. Diokletians Diadochen.

Die moderne Forschung ist darüber einig, daß Diokletian, wäre er schon im J. 303 gestorben oder von dem Kaiserthum zurückgetreten, unbestritten als einer der größten und verdientesten Männer der römischen Geschichte gelten würde. Wenn er dagegen politisch mit einem schlimmen Mißerfolg abgeschlossen hat; wenn noch heute in weiten Kreisen sein Name nur mit Haß und Abscheu genannt wird, so hängt das zusammen mit der Stellung, welche er während der letzten Phase seiner Herrschaft zu dem Christenthum eingenommen hat. Bei einem Manne wie Diokletian, der die volle Kraft seines Lebens an die Regeneration des römischen Reiches setzte, und zugleich bei tiefer persönlicher Religiosität der Krone wie dem Reiche den stärksten Rückhalt und neubelebende Kraft durch Auffrischung der alten Kulte zu geben hoffte, mußte natürlich die Stellung, die er zu den Christen einzunehmen hatte, von Anfang an eine Frage der hochwichtigsten Bedeutung werden. Die Christen waren seit dem Toleranzedikt des Gallienus (S. 578), also seit einem Menschenalter, offenbar ein Machtelement im Reiche geworden, welches man nicht mehr übersehen konnte und durfte. Die Zeit war längst vorüber, wo nur Sklaven, Freigelassene und „kleine Leute" die Masse der Gemeinde ausmachten. Als Diokletian das Scepter führte, war die neue Religion auf allen Punkten des Reiches in die Armee eingedrungen. Mehr aber, von Generation zu Generation hatte sich die Zahl der hochgebildeten Männer griechischer und lateinischer Zunge, der ästhetisch, philosophisch, rhetorisch gebildeten Elemente vermehrt, die aus tiefer Ueberzeugung mit den alten Kulten gebrochen und ihren Frieden als neue Glieder

der christlichen Gemeinde gefunden hatten. Noch immer freilich bildeten die Christen numerisch nur eine Minderzahl von nicht allzugroßer Ausdehnung. Vielleicht ist jene Berechnung die zutreffendste, welche annimmt, daß sie in Diokletians Zeit ein Zwölftel der Gesammtbevölkerung des Reiches ausmachten; etwa so daß sie in der Westhälfte des Reiches den 15., in der Osthälfte, namentlich östlich von Thessalonike und Euböa, den 10. Theil aller Einwohner abgaben. Aber was ihnen noch an Massenhaftigkeit fehlte, ersetzten sie durch innere Kraft und durch eine vortreffliche Organisation. Noch immer war im Ganzen und Großen die Sittlichkeit der Christen der der heidnischen Massen erheblich überlegen. Noch immer wirkte auf edle Gemüther der zuversichtliche Glaube an eine selige Unsterblichkeit und die christliche Sündenvergebung mit unwiderstehlicher Kraft: in seiner grandiosen Einfachheit und schlichten Erhabenheit ganz anders als die düsteren Mysterien, als die furchtbaren Sühnungen und die Taurobolien, durch welche die Heidenwelt nach demselben Ziele zustrebte. Sklaven fesselte die christliche Freiheit und brüderliche Gleichheit; manchen Unwürdigen freilich auch die großartige Wohlthätigkeit und die Almosen, wie sie namentlich die römische Gemeinde in umfassender Weise zu spenden gewohnt war. Gaben die Erinnerungen an die heldenmüthigen Märtyrer und deren Pflege den nachlebenden Geschlechtern eine gewaltige Spannkraft, so hatten die wiederholten Verfolgungen und die doch immer nur wenig gesicherte äußere Stellung der Gemeinde, die auch in ruhigen Zeiten immer genöthigt war, ihr Recht auf das Dasein sittlich und litterarisch zu verfechten, dieselbe zusammengehalten. Es war bisher gelungen, alle tiefer gehenden Spaltungen zu überwinden und sowohl asketische Schwärmerei, wie phantastische Spekulation auszuscheiden. Noch war bisher der Rahmen weit, die Sinnesweise frei genug gewesen, um auf dogmatischem und disciplinarischem Gebiet bereits ziemlich entwickelte Gegensätze zu ertragen. Dagegen hatte die Verfassung der „Kirche" ihre ursprünglich demokratische Physiognomie schon damals so gut wie ganz aufgegeben. Zwar blieb der Gemeinde noch lange die Wahl oder doch die Bestätigung ihrer Geistlichen; aber schon war der Unterschied zwischen Klerus und Laien sehr bestimmt ausgeprägt, und die Episkopalverfassung in voller Ausbildung begriffen. Die außerordentlich zahlreichen Bischöfe, in früheren Verfolgungen die Hauptobjekte der gegnerischen Wuth, die Führer der Gemeinden, — denen die Christen seit Alters ihre Streitigkeiten unter einander zur Ausgleichung und schiedsrichterlichen Entscheidung vorzutragen gewohnt waren, anstatt sie vor die weltlichen Richter zu bringen: sie waren jetzt in Wahrheit die geistlichen Beherrscher ihrer Kirchen. „Wer in die christliche Verbrüderung trat, der wurde ein religiöser Unterthan des Bischofs fast ebenso unbedingt, wie er ein politischer des Kaisers war." Die zahlreichen provinziellen Synoden vereinigten die Bischöfe noch insbesondere als höheren Stand. Unter diesen selbst aber entwickelten sich bereits erhebliche Rangunterschiede. Unter den großen Bischöfen endlich der provinziellen Metropolen hatten wieder jene das höchste

Ansehen, deren Gemeinde sich direkt und indirekt auf apostolische Stiftung zurückführen ließ, wie also Jerusalem, Antiochia, Alexandria, Korinth, Thessalonike, und namentlich die alte Reichshauptstadt in Italien, an deren Bischöfe schon jetzt gallische und afrikanische, syrische und ägyptische Geistliche in schwierigen Fragen des Glaubens, des Kultus und der Disciplin mit Vorliebe appellirten. Damit war zugleich in einer Zeit, wo seit langen Jahren jedes politische Interesse vor der Kaiser- und Soldatenherrschaft erstorben oder verdorrt erschien, auch dem Ehrgeiz und der persönlichen Selbständigkeit eine neue Laufbahn geöffnet. Freilich wußten die tieferen Kenner der Kirche recht gut, daß auch sie nicht mehr die alte Reinheit behauptet hatte. Unter den Bischöfen war wiederholt Ausartung in weltliches Treiben beobachtet worden. Haß, Intriguen, Heuchelei und Herrschsucht der Bischöfe hatten wiederholt Aergernisse gegeben. Trägheit und Nachlässigkeit der Laien wie der Geistlichen in religiösen Dingen war vielfach eingerissen. Meinungs- und Sektenhader erbitterte Gemeinden und Priester gegenseitig. Die Brüderlichkeit, die Eintracht, die christliche Demuth waren stark im Schwinden begriffen. Noch immer aber ging ein starker Zug der Einheit, ein kräftiges Gefühl der Zusammengehörigkeit durch die ganze Kirche, und leicht vergaß man den einzelnen Hader, wenn es das gemeinsame Interesse gegen das Heidenthum galt.

Gerade das letztere Moment aber trat intelligenten heidnischen Beobachtern, wie Diokletian, besonders scharf entgegen. Er erkannte in der Kirche einen vollständig geschlossenen neuen Staat innerhalb des Reiches: einen Staat, auf dessen inneres Leben die souveräne Gewalt des Kaisers gar keinen Einfluß hatte, und dessen Angehörige, um von ganz schroffen Aeußerungen leidenschaftlicher Eiferer abzusehen, wenigstens principiell nur soweit zu unbedingtem Gehorsam sich verpflichtet fühlten, als es ihr, oft höchst empfindliches Gewissen zuließ. So war für Diokletian seine Stellung zu den Christen offenbar ein quälendes politisches Problem. Allein, er hat den größten Theil seiner Regierung hindurch sich ihnen eher wohlwollend als feindselig gezeigt. Während seiner ersten Jahre nahmen ihn die Bedrängnisse des Reiches, später die innere Reformarbeit so gut wie ganz in Anspruch. Weiter aber hatten die Christen durch eine dreihundertjährige Existenz thatsächlich, durch Gallienus' Edikt auch rechtlich, eine Berechtigung erworben, die man wohl (wie es 296 geschah) der neuen Sekte der Manichäer versagen, jenen gegenüber aber nicht ohne Weiteres in Frage stellen konnte. Dabei durften doch thatsächlich die Christen im Allgemeinen als die ruhigsten, fleißigsten und sittlich tüchtigsten Unterthanen gelten. Ruhig, beobachtend, überlegend und verschlossen, wie er war, hatte darum der Kaiser den Christen einstweilen volle Freiheit gelassen, ihnen sogar thatsächlich sehr schätzbare Concessionen gemacht. Ihre Zahl wuchs zusehends; selbst in Nikomedia durften sie eine stattliche Kathedrale erbauen. Christliche Beamte wurden von der Theilnahme an Opfern dispensirt, die ihr Amt unter

Umständen forderte. Im Haushalt und am Hofe des Kaisers gab es nicht nur unter den Sklaven, sondern auch unter den angesehensten Beamten mehrere Christen. Ja selbst die Kaiserin Priska und die Prinzessin Valeria waren entschieden christlich gesinnt, ohne förmlich der Gemeinde beizutreten.

Wenn aber die Christen mehrfach gehofft zu haben scheinen, den Kaiser endlich gänzlich für sich gewinnen zu können, so war dies ein schrecklicher Irrthum. Diokletian selbst, so scheint es, war allerdings darüber wohl sich klar geworden, daß im Sinne seiner Reichspolitik ihm nur übrig bleiben werde, entweder sich selbst dieser gewaltigen Bewegung der Geister zu bemächtigen, indem er sich an ihre Spitze stellte, — oder aber, als die Grundlage des alten römischen Wesens innerlich zerstörend, sie mit aller Macht zu bekämpfen. Aber bei seiner leidenschaftlichen Anhänglichkeit an die alte Religion konnte für ihn der erste Fall gar nicht in Frage kommen, der für ihn eine kolossale Revolution bedeutet haben würde.

Die zweite Richtung einzuschlagen, wurde er vielseitig gedrängt. Namentlich der Cäsar Galerius, der Sohn einer fanatischen Mutter, dazu unter den Gebildeten der Zeit Leute wie der bithynische Statthalter Hierokles, — als christenfeindlicher Polemiker freilich viel geringer wiegend, als der (S. 601) hochbegabte Neuplatoniker Porphyrios, — und nicht wenige Opferpriester, Wahrsager, Zauberer, arbeiteten bei Diokletian gegen die längere Duldung der Christen. Der Kaiser aber hat nur erst 298 dem Galerius dahin nachgegeben, daß durch einen Armeebefehl die christlichen Offiziere und Soldaten vor die Wahl gestellt wurden, entweder an den Opfern sich zu betheiligen, oder aber aus dem Dienst zu scheiden. Es steht jedoch dahin, ob dieses System mit Konsequenz und im ganzen Umfange der Armee wirklich durchgeführt worden ist. Weiter aber ging Diokletian einstweilen nicht; ihn hielt die Erinnerung an die Fruchtlosigkeit der früheren Verfolgungen, und noch mehr der Gedanke an die furchtbaren Folgen zurück, welche die Eröffnung des inneren Krieges gegen die Kirche nach sich ziehen mußte.

Es ist nun mit historischer Sicherheit nicht zu ermitteln, welche Motive ihn schließlich doch bestimmt haben, die Sturmfahne gegen die Christen zu erheben. Genug, im Spätjahr 302 war er zur Aufnahme des Kampfes entschlossen; nur daß er sich zum ersten Male in seinem Leben verrechnet hat, wenn er hoffte, diesen Kampf ohne Blutvergießen durchführen zu können. Nachdem er zu Nikomedia den Rath des Consistoriums, dann die Entscheidung des milesischen Apollo eingeholt, gab er am 23. Februar 303 das Signal zum Avanciren gegen die Christen: die große Kathedrale zu Nikomedia wurde durch die kaiserliche Garde niedergerissen. Am folgenden Tage wurde öffentlich die Kriegserklärung gegen die Christen angeschlagen. „Die christlichen Kirchen sollten niedergerissen, alle christlichen Schriften ausliefert und vernichtet werden, alle gottesdienstlichen Versammlungen verboten sein. Solche Christen, die Ehrenstellen und Würden besaßen, sollten dieselben verlieren, falls sie nicht der christlichen Religion entsagen würden.

Gegen Christen jedes Standes sollte die Folter zulässig sein. Christen geringeren Standes sollten ihre Rechte als Bürger, Freigelassene unter Umständen die Freiheit wieder verlieren, Sklaven aber, so lange sie Christen blieben, niemals die Freiheit erlangen dürfen!"

Die Hoffnung des Kaisers, dieses vernichtende Edikt ohne Blutthaten durchführen zu können, mußte schon in den nächsten Stunden aufgegeben werden. Auf der Stelle erwachte wieder der alte herausfordernde Trotz, die todesmuthige aggressive Haltung, der seit Alters den Heiden so imponirende Märtyrermuth der Christen. Und sobald erst die „kaiserliche Autorität" in Frage gestellt war, schritt Diokletian zu Maßregeln, die mit grauenhafter Schnelligkeit ihn in ein Meer von Blut trieben, und nur zu rasch durch ihre eigene Schwere ihm die Leitung des Krieges aus der Hand schlugen. Als ein hochgestellter Christ voll bitteren Hohnes das Edikt abgerissen hatte, wurde dieser sofort ergriffen und lebendig verbrannt. Und nun erwachte zunächst die Grausamkeit, die Mordlust und die haßerfüllte Dienstbeflissenheit vieler kaiserlicher Beamten. Der zweimalige Ausbruch einer Feuersbrunst im Schloß veranlaßte Diokletian und Galerius zu dem Glauben, daß ihnen ein christliches Komplott gegenüberstehe; sie antworteten mit einer furchtbaren Untersuchung, die in Schloß und Stadt über Viele die Greuel der Folter und den Henkertod brachte. Und als nun die Kriegserklärung gegen die Christen das gesammte Reich in Bewegung brachte; als in Melitene und Antiochia Unruhen ausbrachen, die auf die Christen zurückgeführt wurden, — da ging Diokletian mit furchtbarer Energie immer weiter. Es galt jetzt für ihn, wie er hoffte, die gefährlichen Gegner schnell zu zerschmettern. Kurz und bündig gebot ein zweites Edikt, alle Vorsteher der Gemeinden festzunehmen; ein drittes Edikt gebot, die Verhafteten loszulassen, wenn sie freiwillig opfern würden, — Widerstrebende aber auf jede Weise dazu zu zwingen. Ein viertes Edikt i. J. 304 dehnte dieses Gebot auch auf die Laien aus.

Damit hatte Diokletian darauf verzichtet, des Sturmes Herr zu bleiben, den er entfesselt hatte. Wie der Krieg der Justiz gegen die Christen sich in den verschiedenen Theilen des Reiches gestalten würde, hing jetzt ganz überwiegend theils von dem Charakter der Auguſten und Cäsaren, theils von der Persönlichkeit der verschiedenen Statthalter und Richter, theils endlich von dem Volkscharakter der einzelnen Landschaften des großen Schlachtfeldes ab. Der lange unheilvolle Kampf, der wesentlich bis zum Frühling 311 getobt hat, trägt denn auch eine sehr wechselvolle Physiognomie. Für den ersten Anlauf allerdings schien wirklich Diokletians Plan gelingen zu sollen. Allerorts hörte man von Abfall zahlreicher Christen von ihren Gemeinden. Vielfach wurden die heiligen Schriften ausgeliefert; es fehlte nirgends an Priestern, die ihre Heerden schimpflich im Stiche ließen, oder sich durchaus ohne Haltung zeigten. Aber, die Angreifer machten bald dieselbe Erfahrung wie einst Decius und Valerian. Der Kern der Gemeinde leistete aller Orten den entschlossensten Widerstand und zeigte sich unüberwindlich. Die leidenschaftliche und wild

erregbare Art der Orientalen, der Semiten, der Aegypter, der Afrikaner, die ritterliche Art der Spanier gab den Martyrien in verschiedener Weise ihren Charakter. Im Ganzen aber bewegte sich die christliche Tapferkeit zwischen den Linien des passiven Heroismus, des duldenden Opfermuthes, und des ungestümen und herausfordernden sich Drängens zum Tode oft in grausamster Gestalt: so daß gar manche der Opfer ein schuldbeladenes Leben durch die Schreckniſſe des Martyriums gesühnt zu sehen hofften. Der Orient, Aegypten und Afrika, wo die Christen relativ bereits am zahlreichsten waren, sahen auch die zahlreichsten Opfer fallen. Diokletian und namentlich Galerius gaben natürlich dem ersten Angriff vollen Nachdruck. Im Abendlande folgte Maximian in Italien, in Afrika und in Spanien ihrem Beispiel mit vieler Energie. Der letztere hatte mehr Interesse an Bluturtheilen, als an Zerstörung der Kirchen und Schriften. Constantius Chlorus dagegen hielt eine andere Richtung ein. Der Cäsar des Westens huldigte, wie damals sehr viele gebildete Heiden, einem unklaren Monotheismus, der häufig in der speziellen Verehrung Einer Gottheit, namentlich des Jupiter oder des Sonnengottes, seinen Ausdruck fand und ihnen die Toleranz gegenüber den Christen leicht machte. Den Christen persönlich wohlgesinnt, und von Natur wohlwollend, in seinem Herrschaftsgebiete hoch populär, wußte Chlorus mit großer Gewandtheit eine Linie zu nehmen, welche die Christen nicht zu aggressivem Vordrängen und fanatischer Todessehnsucht veranlaßte, und beschränkte sich bei systematischer Schonung der Personen auf die Zerstörung einiger Kirchen.

Dagegen erhielt die Verfolgung in den Ländern des Ostens namentlich dann ihren höchst blutigen Charakter, als Diokletian, wie wir sehen werden, vom Schauplatze abgetreten und Galerius die bestimmende Persönlichkeit geworden war. Sie mußte aber für mehrere Jahre eine immer grausamere Gestalt annehmen, weil überall, wo nicht (wie in Griechenland und in den illyrischen Ländern) die Christen sich wesentlich passiv verhielten, der hartnäckige, oft bis zum Fanatismus erhöhte, Widerstand derselben die Erbitterung und die Wuth der römischen Beamten aufs Höchste reizte. Wo nicht etwa humane Naturen der Sache in irgend einer Weise ihre Schärfe zu benehmen verstanden, was besonders im Westen häufiger vorkam, galt es vielen der Beamten für Ehrensache, die ihnen unverständliche Zähigkeit und den „strafwürdigen Ungehorsam" der Christen zu brechen. Und so erfüllten denn wiederholt alle Greuel der Tortur und der Hinrichtungen, wie sie damals die völlig verwilderte römische Strafjustiz zu entfalten liebte; es erfüllten alle Schreckniſſe, wie sie die Rohheit, die erfinderische Grausamkeit, und die blinde Wuth erbitterter Beamten, brutaler Soldaten und unter Umständen die blutige Henkerphantasie eines fanatisirten Pöbels, — dieser namentlich in Aegypten, — über wehrlose Gegner jedes Geschlechts nur immer zu verbreiten vermochten, einen erheblichen Theil der römischen Provinzen. Die Zahl der Christen, die in dieser letzten großen Verfolgung ihren Untergang fanden, ist mit einiger Sicherheit nicht zu berechnen. Darüber freilich

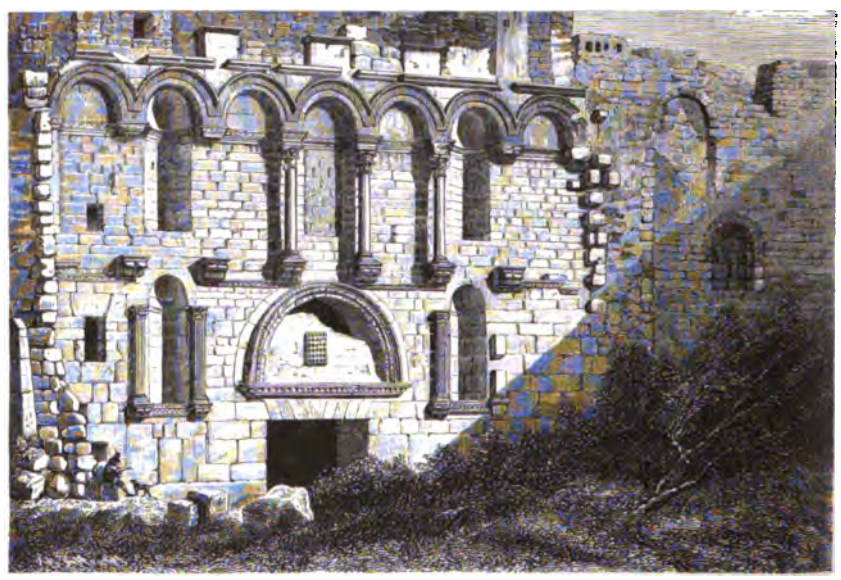
ist niemals ein Zweifel gewesen, daß sie verschwindet vor der Masse ungezählter Opfer, welche in späteren Jahrhunderten durch den gegenseitigen konfessionellen Bluthaß der Christen selbst den Tod gefunden haben. Die Leistungen der Henker des Galerius und seiner Zeitgenossen halten allerdings den Vergleich nicht aus mit denen solcher Prachtblüthen des menschlichen Satanismus, wie Simon von Montfort, Torquemada, Arbues, Alba, und anderer Würger der Folgezeit.

Der Kampf gegen die Christen mußte indessen allmählich, wie jeder Terrorismus, doch erlahmen, sobald entweder die größte Exaltation ausgetobt hatte, oder vielfach die Ueberzeugung durchdrang, daß es unmöglich sei, auf dem Wege der Gewalt mit den Christen zu Ende zu kommen. Es kam dazu, daß sehr bald in der politischen Lage des Reiches Veränderungen eintraten, die einerseits das Interesse der Regenten von dem inneren Kampfe ablenkten, andererseits mehreren derselben Anlaß boten, mit den Christen als einem wichtigen politischen Faktor zu rechnen; nur daß das letztere Moment zeitweise auch wieder den Anstoß zu deren erneuter Heimsuchung bot.

Den Anstoß aber zu diesen politischen Bewegungen gab der Rücktritt des alten Diokletian von der Regierung. Der Kaiser hatte im Jahre 303 zum ersten Male die alte Reichshauptstadt an der Tiber besucht, und hier mit Maximian (20. November) seine „Vicennalien" und den Triumph für alle während seiner Regierung erkämpften Siege gefeiert, bei welchem Anlaß auch eine ausgedehnte Amnestie verkündigt wurde, die damals noch bestimmt war, vielen verhafteten Christen zu Gute zu kommen, (S. 645) falls sie sich zum Opfer bequemen würden. Im August 304 wieder zu Nikomedia, traf ihn eine schwere Krankheit, die ihn in dem schon seit längerer Zeit genährten Plane nur bestärken konnte, nunmehr die Krone niederzulegen und in stiller Zurückgezogenheit das Fortarbeiten des durch ihn geschaffenen, jetzt jüngeren Händen anzuvertrauenden, Staatsorganismus zu beobachten. Am 1. Mai 305 verkündete Diokletian zu Nikomedia in feierlichster Gestalt den Truppen seinen Entschluß und proklamirte den nunmehrigen Augustus Galerius als seinen Nachfolger im Kaiserthum. Gleichzeitig wurde ein Verwandter des neuen Augustus, Daja Maximinus, zum Cäsar des Ostens erhoben. An demselben Tage legte auch, freilich nur sehr widerstrebend, der Kaiser Maximianus, (der vielleicht, S. 621, vor 20 Jahren an diesem Tage Cäsar geworden war), in Mailand das Diadem nieder. Nach Diokletians Plane ging jetzt das Oberkaiserthum auf das Abendland, also auf Constantius Chlorus über, und in Mailand trat als Cäsar des Westens der illyrische General Severus an.

Maximianus zog sich nach einer anmuthigen Villa zurück, die er in Lukanien besaß. Diokletian dagegen, der sich nun wieder „Diokles" nannte, suchte für sein höheres Alter die erhoffte Ruhe in seiner dalmatinischen Heimat. Hier wurde eine Villa bei der Stadt Salonä sein Sitz, und hier hatte er sich an dem kühlem Gestade der Adria einen berühmt gewordenen

Palast erbauen lassen. „Der Grundriß, welcher die Gestalt eines römischen Lagers nachahmte, ein Viereck von 700 Fuß Länge und 600 Fuß Breite, nahm eine Fläche von 16 Morgen ein. An der Stelle der Porta Prätoria führte das „Goldene Thor" zu dem Haupteingang und ließ im Hintergrund ein Peristyl von Granitsäulen erblicken, an welches sich links ein viereckiger Tempel, rechts der achteckige Jupitertempel anschloß.*) Die nach Süden gerichtete Fronte des Schlosses war durch einen 500 Fuß langen



Vom Palast Diokletians zu Salonä.

Säulengang gedeckt." Der kleinere Tempel galt früher als ein Heiligthum des Aeskulap; neuerdings wird er für das bei Lebzeiten errichtete Mausoleum des Kaisers gehalten, der jetzt sich gänzlich auf die friedliche Pflege seiner Gärten zurückziehen wollte.

Zunächst schien Diokletians System bei der geistigen Ueberlegenheit des Constantius Chlorus über die andern Regenten sich wirklich bewähren zu sollen, dem, so scheint es, auch das momentan gelang, die blutgierigen Nei-

*) „Die Gesammtdisposition des Schlosses zu Salonä ist sehr eigenthümlich und verräth einen kräftigen Sinn. Das Material der überlieferten Formen ist frei, von den bisherigen konstruktiven Gesetzen zum Theil völlig absehend, für den Effekt verbraucht, (Wandbekrönung durch kleine Arkadengallerien auf Consolen, Säulenstellungen mit Bögen anstatt des Gebälkes, oder Wechsel von Bögen und geradem Gebälke u. s. w.) Die architektonische Absicht ist ausschließlich dekorativ geworden; aber das künstlerische Vermögen erscheint bereits greisenhaft, unfähig, das Beabsichtigte irgendwie zur Anmuth zu entfalten. Alles Einzelne hat ein starres, schweres, kümmerliches Gepräge."

gungen des Galerius und des Maximinus gegenüber den Christen einigermaßen im Zaume zu halten. Aber der unerwartet frühe Tod des Chlorus stellte das System auf eine Probe, bei welcher dessen schwächster Punkt sofort in gefährlicher Weise sich geltend machte, — nämlich der Umstand, daß Diokletian für die Söhne der Kaiser keinen Platz gefunden hatte. Theils die fatalen Erinnerungen der Römer an solche Männer, die wie Domitian, Commodus, Caracalla, Gallienus, Carinus, als Kaisersöhne zur Herrschaft gelangt waren; theils die Absicht, der Gefahr auszuweichen, die unfähige oder unmündige Thronerben über das Reich bringen konnten, hatte Diokletian zu dem System geführt, von der Berücksichtigung der Prinzen als Cäsaren ganz abzusehen. Das sollte sich jetzt rächen, wo gerade einer der übergangenen Kaisersöhne eine ebenso geniale, wie herrschsüchtige Natur entfaltete, nämlich des alten Chlorus Sohn erster Ehe. Der Cäsar des Westens hatte in jüngeren Jahren eine Verbindung mit einem Mädchen niederen Standes geschlossen. Helena, die Tochter geringer Eltern, anscheinend aus Mesopotamien gebürtig, und zur Zeit, als Chlorus sie kennen lernte, Dienerin in einer Gastwirthschaft in der obermösischen Stadt Naissus, hatte hier am 28. Februar 274 dem jungen Offizier einen Sohn geboren, der nachmals als Flavius Valerius Constantinus weltgeschichtliche Bedeutung zu gewinnen bestimmt war. Als Chlorus im J. 293 zum Cäsar berufen wurde, kannte man seinen Sohn bereits als einen schönen, stattlichen Jüngling, der an des Vaters Seite im Waffendienst geschult, durch ungemeine persönliche Unerschrockenheit, gewaltige Stärke und ungewöhnliche Intelligenz auffiel. Die Erhebung seines Vaters war (S. 626) von der Verstoßung seiner Mutter begleitet. Constantin selbst blieb im Gefolge Diokletians, unter dessen Augen sich seine glänzende Begabung, damals zunächst nach der militärischen Seite, immer bedeutender entfaltete. Andrerseits scheint er die Eifersucht und das Mißtrauen des Galerius in merklichem Grade auf sich gezogen zu haben, ohne daß die theils sporadischen, theils parteiisch gefärbten Quellennachrichten uns hier ein recht bestimmtes Urtheil erlauben. Constantin war einer der angesehensten Obersten in Diokletians Umgebung, als im J. 305 der Thronwechsel eintrat. Nun forderte sein Vater seine Rückkehr nach Trier. Galerius willigte anscheinend nur ungern ein. Daher verließ Constantin noch vor der verabredeten Zeit Allen unerwartet Nikomedien, und ließ mit der schroffen Entschlossenheit, die ihn charakterisirt, auf der Reise durch die Donauhalbinsel auf einer Anzahl von Stationen der Reichspost überall die Postpferde durch Zerschneidung der Sehnen lähmen, um sich vor einer befürchteten Verfolgung zu sichern.

Helena.

Er erreichte seinen Vater in dem Augenblicke, als dieser zu Boulogne sich nach Britannien einschiffte, um dieses Land gegen die Angriffe der schottischen Hochländer zu schützen, unter denen jetzt die Pikten namentlich hervortreten. Der neue Feldzug des kaiserlichen, durch ein alamanni-

sches Hilfskorps verstärkten, Heeres an der brittischen Nordgrenze verlief durchaus glänzend. Aber damit war auch des Kaisers Chlorus Kraft erschöpft. Der alte Held starb am 25. Juli 306 zu Eburacum.

Damit gerieth aber das System des Diokletian in ein höchst bedenkliches Schwanken. Zunächst fiel die Würde des Oberkaisers nunmehr bleibend an Galerius, der einer solchen Stellung keineswegs gewachsen und schwerlich zu solcher Bestimmung von seinem Schwiegervater jemals vorbehalten gewesen war. Dann aber, — während dieser von sich aus den in Mailand regierenden Cäsar als Flavius Valerius Severus zum Augustus des Westens erhob, — erwachte in Britannien die alte Neigung der Armee zur Ernennung von Fürsten ihrer Wahl jäh aufs Neue. Ob Constantius selbst noch dazu mitgewirkt hat, steht wohl dahin; seinen Wünschen entsprach die Nachfolge des hochbegabten Sohnes jedenfalls. Jedenfalls rief die Armee, deren Gunst der tapfere, feurige, glühend nach der Herrschaft sich sehnende Constantin auch hier schnell gewonnen hatte, den jungen Fürstensohn enthusiastisch zum Cäsar aus, und Kaiser Galerius hielt es auch für angemessen, obwohl nicht gerade mit besonderer Freude, ihm die Bestätigung als „zweiter Cäsar" nicht zu versagen.

Büste des Constantius Chlorus. (Rom, Vatican.)

Während nun Constantin sich seinen neuen Regentenpflichten mit großer Energie hingab, wirkte aber sein Beispiel weiter und gab nach wenigen Monaten den Anstoß zu einer höchst gefährlichen Usurpation in Italien. Ein zweiter Kaisersohn, nämlich des Galerius eigener Schwiegersohn, Maxentius, des alten Maximian Sohn von der syrischen Eutropia, ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, der nach seines Vaters Rücktritt auf einer Villa bei Rom an der Labicanischen Straße gelebt hatte, benutzte die tiefe Unzufriedenheit der alten Kaisergarde wegen ihrer Zurücksetzung und die Erbitterung der Römer theils wegen der Degradirung der alten Welthauptstadt überhaupt, theils wegen des harten Steuerdrucks, den Galerius jetzt auch auf sie ausdehnte, um mit Hilfe der Garde den Purpur an sich zu reißen. Am 27. Oktober 306 riefen ihn die Truppen und das Volk an der Tiber zum Kaiser aus, und die Diokletianische Reichsordnung war in höchst bedenklicher Weise gestört. Maxentius selbst, so scheint es, gab sich anfangs nur als „Cäsar", und hoffte wohl, auf seines Vaters Ansehen ge-

stützt, von den übrigen Regenten anerkannt zu werden. Das war aber durchaus nicht die Absicht seines Schwiegervaters. Vielmehr veranlaßte dieser den Kaiser Severus, mit aller Energie gegen den jungen Usurpator vorzugehen. Als aber der Augustus des Abendlandes von Mailand her die Nähe der alten Reichshauptstadt erreicht hatte, da versagten seine Soldaten. Die alten Legionen des Maximianus, die sein Heer bildeten, mochten nicht gegen den Sohn ihres alten Feldherrn streiten; dazu arbeitete das Gold des Maxentius, der den Chef der feindlichen Gardetruppen, den Anulinus, zum offenen Abfall von Severus bestimmte. Nur mit schwacher Macht vermochte sich der letztere nach der Festung Ravenna zu retten, wo ihn nun Maxentius, — jetzt durch seinen Vater unterstützt, der nach anfänglichem Widerstreben auch wieder als Augustus aufgetreten war, — mit seiner Armee blokirte. Als Severus erkannte, daß seine Lage hoffnungslos war, ergab er sich zu Anfang des Jahres 307 an denselben alten Maximian, der ihn vor noch nicht zwei Jahren zum Cäsar erhoben hatte, und wurde als Gefangener nach dem latinischen Flecken Trestabernä an der Via Appia abgeführt, wo ihn, so scheint es, Maxentius als Geisel während eventueller Unterhandlungen mit Galerius zu verwahren gedachte.

Die Sache erhielt aber bald einen noch viel wilderen Charakter. Zunächst entwickelten sich zwischen dem alten, derben und herrschsüchtigen Maximianus und seinem Sohne, dem bösartigen Wüstling Maxentius, der allerdings nach dem Urtheil der Zeitgenossen der Herrschaft möglichst wenig würdig war, überaus gehässige Konflikte. Da auch die Soldaten, die das bequemere Leben unter Maxentius der alten strengen Disciplin des Vaters vorzogen, sehr entschieden die Partei des jungen Herrschers ergriffen, so verließ Maximian endlich tief erbittert das Kaiserschloß an der Tiber und eilte nach Gallien zu Constantin, den er damals (etwa im April 307) am Rhein in Kämpfen mit Franken und Alamannen beschäftigt fand. Diesen jungen Helden suchte er jetzt für sich zu gewinnen, um mit seiner Hilfe sowohl dem Galerius wie dem Maxentius die Spitze zu bieten. Der schlaue Sohn des alten Chlorus ließ sich nun zwar bereitwillig die Ehren des Consulats und den Rang des Augustus übertragen; er hat damals auch seine Verbindung mit seines Sohnes Crispus Mutter Minervina aufgelöst und des Maximianus Tochter von Eutropia, die Prinzessin Fausta, zur Gattin genommen. Weiter aber ging er damals nicht. Noch fühlte er sich nicht stark genug, noch hielt er es für gerathen, sich nicht in die politischen Konflikte östlich von den Alpen einzumischen. Man darf diesem gewaltigen Menschen wohl zutrauen, daß er bei seiner Kenntniß der Personen und Zustände die Zeit abzuwarten gedacht hat, wo die übrigen Machthaber im Reiche ihre Kräfte erst hinreichend wider einander verbraucht hätten.

Darüber entbrannte in Italien ein neuer Kampf. Kaiser Galerius wollte mit seinem treulosen Schwiegersohne keinen Frieden auf Kosten seines Freundes Severus schließen, sondern drang im Sommer 307 mit starker Macht aus Illyrien gegen Rom vor. Und nun bedachte der wüste Maxen-

tius sich nicht länger mehr, den Gefangenen zu Trestabernä kurz und bündig erdrosseln und dann in der Gruft des Gallienus (neun Miglien von Rom) beisetzen zu lassen. Galerius war nicht in der Lage, diesen Frevel zu strafen. Denn als er Interamna erreicht hatte, zeigte sich ein Theil seiner Armee ebenso unzuverlässig, wie früher die Soldaten des Severus. So mußte Galerius in aller Eile die Halbinsel der Apenninen wieder räumen, und dachte nun nur daran, das erprobte Ansehen des alten Diokletian anzurufen, um mit dessen Hülfe die Ordnung im Reiche möglichst wieder herzustellen. Auch Maximian war mit diesem Plane einverstanden, und so trafen denn die drei alten Regenten im November 307 zu entscheidenden Beschlüssen in Carnuntum zusammen.

Den Gedanken, selbst wieder die Zügel der Regierung zu ergreifen, lehnte der Alte von Salonä ruhig ab. Dagegen wurde am 11. November ein alter Waffenbruder des Galerius, einer der besten Generale dieser Zeit, der noch im Stabe des Probus geschulte Gajus Flavius Valerius Licinianus Licinius, der in Dakien geboren und durch soldatische Tüchtigkeit aus niedrigem Stande emporgekommen war, an des todten Severus Stelle zum Augustus erhoben, und mit der Herrschaft in Pannonien und den Alpenländern betraut. Maximin und Constantin sollten sich zunächst mit dem neuen Titel „Söhne der Auguste" begnügen. Maxentius wurde einstweilen staatsrechtlich ignorirt, der Kampf gegen diesen Gewalthaber der Zukunft vorbehalten, während der alte Maximian den Purpur wieder ablegte und mit dem Consulat des J. 308 dekorirt wurde.

Damit war nun freilich die Ordnung der Hauptsache nach wiederhergestellt; aber mit Ausnahme der Länder zwischen den Alpen und der brittischen Hadriansmauer, wo Constantin in der vollen Kraft seiner Jugend sich als tüchtiger Regent bewährte, gestaltete sich die materielle Lage eines großen Theiles der Provinzen des Reiches nichts weniger als glücklich. Von Außen her hatte man jetzt allerdings Ruhe und Sicherheit. Aber Italien hatte bereits wieder unter dem Kriege seit der Erhebung des Maxentius fühlbar gelitten. Und nun fingen die Kosten der vielfachen Hofhaltungen und die der theuren neuen Bureaukratie doch an, recht drückend sich fühlbar zu machen. Galerius seinerseits zeigte trotz guten Willens als Oberkaiser weder die Kraft noch die Einsicht des Diokletian, und verstand es nicht, die Willkür der Provinzialbeamten zu beherrschen. Mehr aber, gerade in seinen und des Maximinus Provinzen nahm die Christenverfolgung immer mehr einen blutigen und greuelvollen Charakter an, je mehr die Hoffnung schwand, auf dem Wege der Gewalt mit den tapfern und standhaften Gegnern rasch zu Ende zu kommen, ja überhaupt zum Ziele zu gelangen. Die Willkür der Justiz, die Hinrichtungen, wüste Henkerscenen mit vielseitiger Anwendung des möglichst qualvoll gestalteten Feuertodes, seit 308/9 die nicht minder greuliche Praxis, an die Stelle der Todesstrafe wenigstens Verstümmelungen treten zu lassen, häuften sich in der Art, daß bei denkenden und wohlmeinen-

den Heiden der Ekel an dieser Verfolgung immer stärker wurde, während auf christlicher Seite — neben dem fortlaufenden Abfall nicht Weniger — der bis zum Fanatismus und zu wilder Herausforderung des Martyriums, etwa durch Anzündung eines heidnischen Tempels, gesteigerte, bald düstere bald freudige Todesmuth immer energischer zur Erscheinung kam. Dagegen hatten im Westen des Reiches die Verfolgungen gänzlich aufgehört; auch der rohe und wilder Grausamkeit sonst keineswegs fremde Maxentius war als Gegner des Galerius kein Verfolger der Christen.

Dagegen reiften allmählich neue politische Veränderungen. Der ehrgeizige Maximinus Daja, obwohl in der Gegnerschaft gegen die Christen mit Galerius vollkommen einig, übrigens trotz seiner Leidenschaftlichkeit und Genußsucht ein gewandter und talentvoller Mensch, hatte schon im J. 308 den Oberkaiser dadurch schwer verletzt, daß er auf sein Heer gestützt den Augustustitel für sich in Anspruch nahm. Galerius konnte ihm das nicht verweigern, und versagte diesen Titel nun auch dem Constantin nicht länger. Der letztere war inzwischen in die Lage gebracht worden, mit seinem Schwiegervater Maximian aufzuräumen. Der alte unruhige Herr hatte sich von Carnuntum aus über Ravenna nach Gallien begeben, hier aber sehr bald angefangen, im J. 309 gegen seinen Schwiegersohn gefährliche Intriguen anzuzetteln. Wie es heißt, so benutzte er die Zeit, wo Constantin am Rhein gegen die Franken kämpfte, um wieder als Kaiser aufzutreten. Er bemächtigte sich der ihm zugänglichen öffentlichen Mittel, zog durch Geschenke und Versprechungen einen Theil der Armee an sich, und setzte sich zu Arelate fest. Als nun aber Constantin mit höchster Eile vom Rheine her südwärts zog, mit seinen Truppen zu Schiffe auf Saone und Rhone sich näherte, da wich Maximian nach dem festen Massilia zurück. Hier aber fand er keine Sicherheit, denn sehr bald streckten die zu ihm abgefallenen Soldaten die Waffen, um dadurch Constantins Gnade zu erkaufen. Auch Maximian erhielt noch einmal Verzeihung. Als er aber nicht lange nachher (310) mit neuen gefährlichen Ränken gegen Constantin sich trug, setzte die eigene Tochter, die Kaiserin Fausta, ihren Gatten davon warnend in Kenntniß. Nun griff der junge Herrscher rücksichtslos zu, und Maximian mußte sich entschließen, sich seine Todesart zu wählen; er ließ sich erwürgen. Sein Grab mit seiner noch wohlerhaltenen, einbalsamirten Leiche in einem Bleisarge wurde zu Anfang des 11. Jahrhunderts in Marseille gefunden; damals ließ der Erzbischof Reimbald von Arles die Reste des alten Christenfeindes ins Meer werfen. Parallel mit diesen in düsteres Halbdunkel gehüllten Scenen auf gallischem Boden hatte Maxentius einen Kampf um den Besitz von Afrika zu bestehen gehabt. Alexander nämlich, ein Phryger von Geburt, damals Statthalter dieser Provinz, wurde durch die galerianisch gesinnten Truppen dieser Gegenden aus Abneigung gegen Maxentius i. J. 308 mit dem Purpur bekleidet, obwohl er persönlich ein alter Herr und zu gewagten Unternehmungen keineswegs aufgelegt war. Erst im J. 311 sah sich Maxentius

in der Lage, hier durchzugreifen. Sein General Rufus Volusianus überwand den Alexander mit leichter Mühe. Der letztere wurde dann erdrosselt, und der grausame Usurpator in Rom rächte den Abfall der Afrikaner durch schreckliche Mißhandlung mehrerer Städte, wie namentlich Karthago und Cirta.

Als die Katastrophe Alexanders sich vollzog, hatte inzwischen die große Politik des Reiches schon wieder eine ganz neue und unerwartete Wendung genommen. Der Oberkaiser Galerius war endlich doch zu der für ihn höchst unerfreulichen Ueberzeugung gekommen, daß es ihm unmöglich sei, die Christen zu vernichten. Vielleicht daß noch andere politische Motive es ihm räthlich erscheinen ließen, den Krieg gegen die Kirche zur Zeit einzustellen: genug, er entschloß sich, die Verfolgung einzustellen und vereinigte sich endlich mit den Kaisern Licinius und Constantin dahin, ein Toleranzedikt zu erlassen, welches am 30. April 311 in Nikomedia veröffentlicht wurde. Die beliebte Annahme, daß der verzweifelnde Galerius unter den Schrecknissen einer langwierigen, entsetzlichen Krankheit sich zu dieser Concession verstanden, ist nach der neueren Kritik, die jedoch die Krankheit selbst nicht in Zweifel zieht, hinfällig. Das Edikt selbst, reich an inneren Widersprüchen, suchte in sehr gewundener Weise den alten Standpunkt des römischen Staates festzuhalten, vermied jede Andeutung einer Nachgiebigkeit, und endigte damit, daß nunmehr die christliche Religion als eine erlaubte eine gesetzliche Stellung im Staate erhielt. Die Christen sollten ihren Kultus ausüben, ihre Kirchen wiederherstellen dürfen, unter der Bedingung, daß sie sich der Staatsordnung fügten; sie sollten fortan „zu ihrem Gott beten für das Wohl der Kaiser und des Reiches und ihr eigenes, damit der Staat in jeder Hinsicht wohl erhalten bleibe, und sie ruhig in ihren Wohnsitzen leben könnten." Auch Maximinus publicirte hierauf von sich aus ein analoges Toleranzedikt.

Galerius überlebte diesen Schritt nicht lange. In Pannonien war er mit Lichtung gewaltiger Wälder und Ableitung des Plattensees nach der Donau beschäftigt gewesen; nun starb er schon im Mai 311 zu Sardika an seiner furchtbaren Krankheit. Und nun gerieth der alte Bau des Diokletian in neues, diesmal nicht mehr aufzuhaltendes Schwanken. Maximinus, der sich für den berufenen Nachfolger des Galerius ansah und den Licinius mit dem höchsten Mißtrauen betrachtete, griff sofort zu den Waffen und brach in Eilmärschen nach dem Hellespont auf, suchte auch die Provinzen Vorderasiens durch Steuererlasse sich günstig zu stimmen. In Nikomedia, so scheint es, fielen auch die Wittwe des Galerius und ein Sohn desselben aus einer andern Verbindung in seine Hände. Da nun auch Licinius mit seiner Armee die thrakische Küste besetzt hatte, so schien ein Krieg unausbleiblich. Diesmal jedoch kam es am Hellespont zu einem Vergleiche, in welchem Maximinus die Oberhoheit des Licinius bis zu einem gewissen Grade anerkannte, dafür aber ganz Asien bis zu den griechischen und thrakischen Gewässern behauptete.

Maximinus, der seit dieser Zeit seine Residenz in Nikomedia aufschlug,

mußte indessen bald erkennen, daß die Zeit nicht fern war, wo er doch in allem Ernst mit Licinius zu kämpfen haben würde. Für ihn diente bald genug das Schicksal des Maxentius zum bösen Vorzeichen. Der junge gallische Kaiser Constantin nemlich war nun endlich seit der Vereinigung mit Licinius und Galerius zu jenem Toleranzedikt den allgemeinen Reichsfragen näher getreten. Constantin hatte nach seiner Erhebung zum Cäsar bereits viel von sich reden gemacht, nicht bloß wegen seiner Beziehungen zu Maximian. Als er im Sommer 306 der Nachfolger seines Vaters geworden war, fand er sofort Gelegenheit, durch seine Kraft als siegreicher Heerführer die Sympathien seiner Völker zu gewinnen. Auf die Kunde von des alten Chlorus Tode waren fränkische Schaaren in das Reich eingefallen. Auf diese warf sich jetzt Constantin mit zerschmetternder Wucht, schlug sie aus dem Felde, nahm selbst ihre Häuptlinge Askarich und Gaiso gefangen; auch alamannische Angriffe wurden (gegen Ende 306 oder zu Anfang d. J. 307) siegreich abgeschlagen. Aber der tapfere Feldherr befleckte seinen Sieg in wahrhaft schauerlicher Weise, indem er die Barbarei der alten Republik gegenüber besiegten feindlichen Fürsten weit überbot. In dem großen Amphitheater nemlich zu Trier, dessen mächtige Reste noch heute an diese Schrecknisse erinnern, wurden die gefangenen fränkischen Fürsten bei einem „Festspiele" zur rohen Freude der Römer den wilden Thieren vorgeworfen! Natürlich erregten solche Greuel die furchtbarste Erbitterung unter den deutschen Völkern auf dem rechten Rheinufer, und so hatte Constantin während der Jahre 307 bis 310 alle Kraft aufzubieten, um ihres Andrangs Meister zu werden. Indessen diesmal stand das Glück den Römern zur Seite. Der junge Kaiser überschritt bei Köln den Rhein und drang, anscheinend i. J. 307, tief in das Gebiet der Brukterer ein, die dann aufs Haupt geschlagen wurden. Auch diesmal ließ Constantin nach furchtbarer Verheerung des feindlichen Landes eine Masse gefangener Brukterer in Trier durch wilde Thiere zerreißen. Etwa mit 308 begann er auch zu dauernder Einschüchterung der Franken bei Köln den Bau einer stehenden Brücke von Stein über den Rhein; es war die erste, welche der prächtige Strom jemals getragen hat. Ihre baufälligen Trümmer sind erst im 10. Jahrhundert durch Erzbischof Brun, des Kaisers Otto I., des großen Liudolfingers Bruder, abgetragen worden; einige Reste sah man noch im Jahre 1766. Den Brückenkopf bildete „Castra Divitensia", das heutige Deutz. Der Schutz der Rheingrenze, unter Mitwirkung der Stromflotte, wurde auch sonst kräftig gehandhabt, die Siege über die Germanen durch ein periodisches Fest, die „fränkischen Spiele", verherrlicht. Auch die Verwaltung wurde sorgsam und verständig geleitet, Trier durch neue Bauten ausgestattet, und — wie es später von dem Bezirke von Autun bezeugt wird, — die Grundsteuer um ein Viertel herabgesetzt und fünfjährige Steuerrückstände erlassen.

Als nun aber Galerius im Mai 311 gestorben war, wandte sich Constantins hochstrebender Ehrgeiz anderen Aufgaben zu. Dem Tode des Ober-

kaiſers, ſo ſcheint es, folgte eine Zeit diplomatiſcher Sondirungen zwiſchen den vier Machthabern im Reiche, unter denen der wilde Maxentius Ehrgeiz genug beſaß, auf Abreißung eines Theiles der illyriſchen Länder von dem Reiche des Licinius zu ſinnen, der jetzt über die geſammte Balkanhalbinſel gebot. In irgend nähere Beziehungen zu Conſtantin zu treten, lehnte der italiſche Machthaber ab, um bald zu erkennen, daß der kluge Auguſtus von Trier den Licinius ſehr bereit fand, ſich mit ihm enger zu verbinden und ſich mit ſeiner Schweſter Conſtantia zu verloben. Nun nahm allerdings Maxentius den Antrag des Maximinus, mit ihm ein geheimes Bündniß zu ſchließen, gern an, und war kühn genug, — ſo ſcheint es, — „als Rächer ſeines Vaters“ dem verhaßten und gefürchteten Conſtantin die offene Fehde anzuſagen.

Maxentius galt damals bei Chriſten und Heiden in gleicher Weiſe als ein ſchlechter, wollüſtiger, raubgieriger, grauſamer Mann, der noch dazu ſich düſterer Magie mit ihren blutigen Greueln ergeben hatte. Aber es fehlte ihm weder an politiſchem Geſchick, noch an der Fähigkeit, die Truppen, denen er allerdings Alles nachſah und große Freigebigkeit zeigte, feſt an ſeine Perſon zu feſſeln. Mehr noch, als endlich zu Anfang des Jahres 312 der Bruch mit Conſtantin vollendet war, verfügte Maxentius über ein weit größeres Heer, als ſein Gegner. Nun aber war Conſtantin ſeinem Schwager und deſſen Generalen an Feldherrngenie und an energiſcher Thätigkeit ganz unvergleichlich überlegen. Obwohl (nach einer allerdings ſehr hohen Angabe) der italiſche Imperator über 170,000 Mann und 18,000 Reiter verfügte, ließ er es doch geſchehen, daß Conſtantin mit einer wahrhaft an Julius Cäſar erinnernden, ſtürmiſchen Eile den Mont-Cénis mit etwa 90,000 Mann und 9000 Reitern, — brittiſchen, galliſchen und deutſchen Kerntruppen, — überſchreiten konnte, um ſich nun auf die in Oberitalien vertheilten Corps des Maxentius zu ſtürzen, welche mit einer Treue und Hingebung für Maximians Sohn ſich ſchlugen, wie ſie der wüſte Menſch kaum verdient hatte.

Es war ein Feldzug, der an die glänzendſten Thaten der alten Römerfeldherren erinnerte. Nach raſcher Erſtürmung der Feſtung Seguſio (Suſa) warf ſich Conſtantin auf die feindlichen Abtheilungen bei Turin, wo die ſchweren Eiſenreiter des Maxentius durch die feine Taktik Conſtantins und durch die eiſenbeſchlagenen Keulen niedergeworfen wurden, mit denen dieſer ſeine Krieger bewehrt hatte. Turin und Mailand öffneten ſofort ihre Thore. Aber nach einem glücklichen Reitergefecht bei Brescia kam der Kampf unter den Mauern von Verona wieder zum Stehen. Hier kommandirte des Maxentius beſter General Ruricius Pompejanus; hier waren auch neue, bedeutende Heeresmaſſen aus Mittelitalien angelangt. Erſt als in langer, mörderiſcher, nächtlicher Schlacht der tapfere Ruricius gefallen war, konnten die Maxentianer in die Stadt zurückgedrängt werden. Als dann nach einiger Zeit Aquileja ſich ergeben hatte, ſtreckte auch die Beſatzung von Verona die Waffen. Um die Kriegsgefangenen hier an Deſertion zu hindern, mußten erſt aus ihren Schwertern Feſſeln geſchmiedet werden.

Nun huldigte auch die Festung Mutina, und Constantin, der die Pässe der Apenninen ohne Vertheidiger fand, konnte sein Heer zur letzten Hauptschlacht nach der Campagna von Rom führen. Es schien anfangs, als wollte Maxentius, der über große, aus allen Theilen seiner Herrschaft herbeigeführte, Proviantmassen verfügte, sich hinter der noch durch neue Werke verstärkten Aureliansmauer vertheidigen. Aber wider Erwarten führte er nun doch in den letzten Tagen des Oktobers 312 sein noch immer sehr zahlreiches Heer ins offene Feld; jetzt, wie es heißt, durch zu seinen Gunsten gedeutete sibyllinische Orakel ermuntert. Er nahm mit seiner, den Truppen Constantins an Zahl noch immer bedeutend überlegenen Armee seine Aufstellung neun Miglien nordwärts von Rom, bei Saxa Rubra, der zweiten Poststation auf der Via Flaminia (anscheinend an der Stelle, wo jetzt die Häuser von Prima Porta stehen). Nach der Darstellung des großen deutschen Strategen der Gegenwart[1]), der wir hier folgen, war nun des Maxentius Aufstellung zur Schlacht durchaus nicht so thöricht oder verzweifelt, wie es gewöhnlich geschildert wird. Wahrscheinlich „machte der Kaiser diesseits Saxa Rubra Halt und ordnete seine Massen auf dem freien und ebenen Hügelrücken zwischen Celsa und Valca zur Schlacht. In dieser Stellung hatte er den erstgenannten Bach vor der Fronte. Sein rechter Flügel lehnte an dem hohen, felsigen Abhang zur Tiber; die linke Flanke wurde durch das tief eingeschnittene Thal der oberen Valca gedeckt. Das Angriffsterrain seines Gegners war ein durchschnittenes und wenigstens für Reiterei schwieriges." Für den Rückzug blieb dem Kaiser nicht nur die alte bekannte Milvische Brücke offen, die fast eine deutsche Meile hinter dem Rücken seines Heeres lag. Er hatte einerseits noch weiter stromaufwärts eine Schiffbrücke schlagen lassen. Andererseits hinderte im Nothfalle Nichts, auf dem rechten Ufer der Tiber die vier Wegstunden bis nach den Brücken der Hauptstadt zurückzulegen.

Am 27. Oktober 312 führte nun Constantin sein Heer gegen die Maxentianer, deren dichte Massen in gewaltiger Ausdehnung ihm gegenüberstanden. Die Schlacht, von deren Details uns wenig bekannt ist, begann mit einem für Constantin glücklichen Reitergefecht. Dagegen gab es mit der Masse des maxentianischen Heeres einen langen und theilweise sehr heißen Kampf. Die italischen Aufgebote freilich schlugen sich nur lau. Tapferer widerstanden die Truppen aus Afrika und den Inseln; die alten Prätorianer endlich ließen sich fast sämmtlich auf ihrem Posten niederhauen. Maxentius erlitt eine vollständige Niederlage, und der Rückzug wurde zu einer regellosen Flucht, bei welcher sehr Viele in der Tiber ertranken. Der Kaiser selbst, der möglichst schnell den Strom zwischen sich und die Feinde bringen wollte, fand in den Wellen der Tiber seinen Tod; sei es, daß sein Pferd sich mit ihm überschlug und ihn in dem Flusse begrub, als er denselben durch-

1) Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch von H. Graf Moltke, Generalfeldmarschall. Dritte Auflage. Berlin 1879. S. 117 ff.

schwommen hatte und nun auf dem steilen Lehmufer sich emporarbeiten wollte, sei es, daß die wirre Masse der Fliehenden ihn von der zusammenbrechenden Schiffbrücke in das Wasser drängte. So der Ausgang dieser berühmten Schlacht, die auch in der christlichen Legende, wie in der Kunst eine so bedeutende Rolle spielt.

Maxentius.

Am folgenden Tage wurde die Leiche des Maxentius gefunden, und sein Haupt auf einer Stange nach Rom getragen, wo das Volk und der Senat jauchzend Constantin als Befreier begrüßten. Grund genug dazu hatten sie. Denn der todte Usurpator hatte sich bei ihnen auf das äußerste verhaßt gemacht; waren doch in der blutdampfenden alten Reichshauptstadt einmal bei einem Streite mit seinen Soldaten 6000 Menschen umgekommen; hatten doch die Erpressungen noch für den gegenwärtigen Krieg wie Afrika und Italien, so auch Rom überaus schwer heimgesucht.

Constantin, nunmehr der Herr der gesammten Westhälfte des Reiches und ein mit Recht bewunderter Schlachtenmeister, zeigte sich mit großer Klugheit, wie überhaupt seinen neuen Unterthanen, so namentlich den Römern überaus milde und gnädig. Es gab nur wenige Gewaltthaten. Das alte Gardekorps wurde jetzt für immer aufgehoben, dessen alte Citadelle niedergerissen, der Stamm des Maxentius ausgerottet und dessen nächste Freunde getödtet. Während die Rachgier der Römer im Zaume gehalten wurde, eilte Constantin, die Opfer der harten Regierung seines Vorgängers persönlich zu rehabilitiren, und konfiscirte Güter ihren Eigenthümern zurückzugeben. Dabei war er feiner Politiker genug, um durch äußere Ehren, die ihn zu nichts verpflichteten, die Gunst des Senats zu gewinnen, der wenigstens noch für Rom und Italien einen Rest seiner alten Bedeutung behauptete, und den neuen Herrn, der an solchen Dingen stets seine Freude hatte, nun mit Dankes- und Ehrenbezeugungen aller Art überschüttete.

Es ist der Sieg des Constantin über Maxentius und die Eroberung der westlichen Reichshälfte nunmehr weltgeschichtlich bedeutungsvoll geworden, weil Constantin jetzt die ersten entscheidenden Schritte that, durch welche der spätere vollständige Sieg des Christenthums vorbereitet wurde. Das psychologische Problem, die in unseren Tagen so oft erörterte Frage wegen Constantins innerer Stellung zu der christlichen Religion, berühren wir erst später. Hier handelt es sich vielmehr um seine politische Stellung zu der „Kirche". Der junge Kaiser hatte bereits auf dem Feldzuge gegen Maxentius ein christliches Abzeichen den altheidnischen Symbolen seines Heeres eingereiht. Er hatte nämlich, offenbar in Anwendung eines bei den Christen wohl schon vorkommenden Gebrauches, die Schilde seiner Krieger mit dem Monogramme des Namens Christi, den verschlungenen Buchstaben XP, zeichnen lassen. Die Christen wußten später zu erzählen, es sei in Folge eines Traumgesichtes geschehen. „Das Heerzeichen der Flavier" ist seit dieser Zeit binnen weniger Jahrzehnte das gebräuchlichste und be-

deutendste Zeichen der siegenden Kirche geworden. Im J. 312 dagegen war es für Constantin nur erst „ein symbolisches und doch nicht mißverständliches Bekenntniß politischer, vielleicht zugleich superstitiöser, Art zum Christengott, der hier zum ersten Mal als Lenker der Schlachten aufgeboten wurde im Kampfe gegen einen in den Künsten der heidnischen Mantik und Magie sich erschöpfenden Feind." Trotz des Toleranzediktes v. J. 311 war dieser Schritt noch immer ein Akt kühnsten Entschlusses, mochte auch Constantin seiner Armee völlig gewiß sein. Wie weit jedoch diese Neuerung über die Reihen des Heeres hinaus größere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, steht dahin. Wirklich imposant aber war die Bedeutung des großen Schrittes, zu dem Constantin, nachdem er als Sieger bereits ein neues Toleranzedikt erlassen, zu Anfang d. J. 313 in Mailand mit Licinius sich verband.

Das nunmehr publicirte Religionsedikt, der Ausgangspunkt einer ganz neuen inneren Entwickelung im römischen Reiche, verkündigte zunächst uneingeschränkte Religionsfreiheit für Alle, namentlich aber für die Christen. Alle Schranken, die bisher noch die Ausübung des christlichen Kultus eingeengt hatten, alle Hindernisse, die noch dem freien Uebertritt zum Christenthum entgegenstanden, wurden einfach aufgehoben. Das Christenthum war fortan nicht mehr eine zugelassene Religion im Reiche, sondern eine vollkommen gleichberechtigte geworden. Die Kirche wurde jetzt als Korporation gesetzlich anerkannt. Alle ihre während der Verfolgung konfiscirten Versammlungsorte, Kirchengüter und Privatbesitzungen, sollten vom Fiskus wie von Privatpersonen unentgeltlich sofort zurückgegeben werden; heidnische Privatpersonen, die solche durch Schenkung oder Kauf erhalten hatten, wurden an die Vergütung durch kaiserliche Gnade gewiesen.

Dieses Edikt, an welches sich später immer neue Gunstbezeugungen Constantins gegenüber der Kirche gereiht haben, hat nun keineswegs, wie früher oft geschrieben wurde, das Christenthum zur Staatsreligion erheben sollen. Vielmehr hob es, namentlich durch seine Motivirung, principiell die Idee einer Staatsreligion auf. Praktisch aber hat es in der That durch die vollständige Freistellung des Christenthums dessen Obsiegen im Reiche möglich gemacht. Unter allen Umständen war es von Seiten des Kaisers Constantin eine überaus kühne That. Es war der eine der beiden Schritte, der seinen Ruf als ein wahrhaft genialer Staatsmann für alle Zeiten begründet hat. Constantin, ein Mann von erstaunlicher Intelligenz und schärfster Beobachtungsgabe, hatte an Diokletians Hofe vor und nach Ausbruch der Verfolgung, und weiter als selbständiger Beherrscher des Westens, Zeit und Mittel genug gehabt, um über die Politik sich vollkommen klar zu werden, die das Kaiserthum unvermeidlich gegenüber den Christen, wie gegenüber den alten Kulten einschlagen mußte. Er hatte deutlich erkannt, daß die alte Religion, mochte ihr noch immer die weit überwiegende Mehrheit der Reichsbürger angehören, innerlich vollkommen haltlos, geistig ohne Kraft, überhaupt vollständig unfähig geworden war, dem Reiche noch ferner als

eine nachhaltige Stütze zu dienen. Auf der anderen Seite war der Staat mit allen seinen Machtmitteln und mit allen Waffen der brutalsten Gewalt bei dem Versuche, die Christen zu überwältigen, vollständig gescheitert. Die Hinfälligkeit der alten Religion, welche rettungslos zerbröckelte, und die Unmöglichkeit, das Christenthum auszurotten, war gar nicht mehr zu bestreiten. Mehr aber, Constantin erkannte, — und dadurch ragte er hoch empor über die Menge toleranter und wohlmeinender Heiden seiner Zeit, — daß die unbezwingliche Macht der Christen, die längst aufgehört hatten, nur „einen stillen Erbauungsverein" zu bilden, eine weltgeschichtliche sei, daß ihr die Zukunft gehören müsse. Ebenso kühn wie scharfblickend, hielt er es nun für geboten, nicht mit mürrischer Duldung zuzusehen, wie allmählich der neue Staat im Staate von sich aus den alten Staat sprengte oder eroberte, sondern sich selbst an die Spitze dieser Bewegung zu stellen, sich ihrer durch einen großen Entschluß zu bemächtigen. Längst hatte die alte Auffassung des Staates von Seiten der Christen einer anderen Raum gegeben, die eine Ausgleichung sehr wohl möglich machte. Constantin konnte hoffen, wenn er jetzt der Kirche zugleich klug und kraftvoll die Hand bot, die stärkste geistige Macht der Zeit, die imposante, kompakte, einheitliche, wohl organisirte christliche Welt, — die kraft- und lebensvollste neue Gestaltung im Reiche neben der Armee, — in seinen Dienst nehmen und für die Neubelebung und innere Zusammenfassung des auseinanderfallenden Reiches gewinnen zu können. In diesem Sinne war das Edikt von Mailand erlassen; in diesem Sinne begann Constantin damals das, was man seine Politik der Parität nennen mag.

Die Tage zu Mailand waren neben so wichtigen Entschlüssen auch durch Feste belebt; damals nämlich fand die Hochzeit des Licinius und der Prinzessin Constantia statt. Damals aber kam es auch zum Bruche zwischen den beiden großen Machthabern und dem fürstlichen Einsiedler zu Salonä. Der alte Diokletian war bisher noch wiederholt von den aktiven Machthabern um seinen Rath angegangen worden. Sehr erbaut konnte er über die Lage der Verhältnisse nicht sein, wo sein mühsam aufgerichtetes System vollständig in Trümmer zerfiel, wo sein großartiger Feldzug gegen die Christen unverkennbar mit dem vollständigen Siege dieser seiner Gegner zu Ende ging. Nun hatten ihn damals die Kaiser Constantin und Licinius nach Mailand eingeladen. Diokletian aber, der beide Männer wohl kannte, mochte der gefährlichen Berufung keine Folge leisten. Der alte Regent wußte wahrscheinlich, daß sowohl für Licinius, wie für Constantin, (der auch nachmals die ihm früher durch Diokletian erwiesene Zuneigung durch hämische Reden vergalt und sein Andenken zu verdunkeln liebte,) Rücksichten der Dankbarkeit und der Pietät nicht vorhanden waren, sobald ihre politischen Interessen in Frage kamen. Er wußte, wie gespannt bereits die Verhältnisse zwischen Licinius und Maximinus waren, und scheint persönlich mit diesem zähen

Gegner der Christen sympathisirt zu haben. Um so gereizter war dafür die Stimmung des Licinius, der vielleicht eine offene Parteinahme des Alten für Maximin fürchtete. Befanden sich doch zur Zeit die Kaiserinnen Prisca und Valeria in der Gewalt des letzteren. Licinius wußte freilich nicht, daß die Wittwe des Galerius keineswegs geneigt war, auf den Heiratsantrag Maximins einzugehen.

Sicher ist, daß Constantin und Licinius an den Alten von Salonä nunmehr drohende Briefe abgehen ließen. Constantin ließ sogar aller Orten die Statüen und Bilder der alten Kaiser „Jovius und Herculius" vernichten. Und es ist stets unsicher geblieben, ob der Tod, der nicht lange nachher, noch vor dem Sommer 313 den tief erschütterten Diokletian zu seinen Vätern versammelte, nicht durch den eigenen Entschluß des unglücklichen Greises beschleunigt worden ist. Er fand seine Ruhestätte in dem (S. 648) bereits erbauten Mausoleum. Ein Sarkophag mit den Reliefs der kalydonischen Jagd, wo der gegen den Eber ausholende Meleager an die entscheidende Scene seines Lebens (S. 618) erinnerte, umschloß seine Asche. Constantin ließ es zu, daß der Senat in Rom Diokletians Apotheose beschloß: „die letzte im heidnischen Sinne".

Unmittelbar darauf folgte der Untergang des Kaisers Maximinus im Kampfe mit Licinius, während Constantin von Mailand sich nach Trier begeben hatte. In diesem Kriege stießen thatsächlich die neuen zu Mailand proklamirten Ideen mit den alten Kulten zusammen. Maximinus hatte nach seinem Anschluß an das Edikt des Galerius im Jahre 311 die Verfolgung der Christen nur sechs Monate hindurch suspendirt. Nur zu gern hatte er der Forderung einer fanatischen Partei in seinem Reiche, Priester, Magier, städtische Beamte an ihrer Spitze, nachgegeben und Plackereien, Verbannungen, Verstümmelungen, zuweilen auch Hinrichtungen von Christen wieder freien Lauf gelassen. Dazu versuchte er es auch, durch Ausbildung einer heidnischen Hierarchie und durch andere mehr geistige Mittel das Christenthum zu bekämpfen. Der Forderung des Constantin und Licinius, das Edikt von Mailand nun auch zu proklamiren, wagte er dann doch nicht sich zu widersetzen, suchte aber durch eine andere Einkleidung, die er demselben verlieh, seine Unabhängigkeit zu wahren. Als ihm aber klar wurde, daß die beiden Schwäger es auf seinen Sturz abgesehen hatten, griff er, rasch entschlossen wie er war, mit Ungestüm zu.

Noch vor Ablauf des Winters 313 zog er mit starker Macht in Eilmärschen aus Syrien nach der Propontis und erreichte das thrakische Perinth. Hier aber stieß er auf die Truppen, die Kaiser Licinius so schnell als möglich zur Abwehr seines energischen Gegners zusammenzog. Zwischen Perinth und Adrianopel kam es (30. April 313) zu einer Schlacht, in welcher Maximin der überlegenen Taktik, vielleicht auch der Popularität des Licinius unterlag, zu welchem ein Theil seines Heeres überlief. Auf seiner Flucht machte er erst in Kappadokien Halt. Es galt jetzt, durch Sperrung der Pässe des

kilikischen Tauros die Gegner aufzuhalten und im Südosten des Reiches neue Truppen zu sammeln. Aber unter solchen Arbeiten starb Maximin im Juli 313 zu Tarsos an einer Krankheit, nachdem er noch vorher nun auch die Christen des Ostens, denen Licinius bereits zu Nikomedia sein Toleranzedikt verkündigt, durch ein günstigeres Gesetz für sich zu gewinnen versucht hatte.

Nun war Kaiser Licinius ohne Widerspruch der Herr der gesammten östlichen Hälfte des Reiches. Aber er besudelte seinen Sieg in der schändlichsten Weise. Offenbar in der völlig brutalen Absicht, sich jeder möglichen Prätendentschaft bei Zeiten zu entledigen, ließ er zu Nikomedia die Familien des Galerius, des Severus und des Maximinus, darunter selbst unschuldige Kinder, kurzweg tödten. Zur Vollendung aber der Greuel dieser scheußlichen Zeit ließ Licinius auch auf die flüchtigen Kaiserinnen Prisca und Valeria Jagd machen und beide Damen enthaupten, als sie 314 zu Thessalonike aufgegriffen worden waren. Er sollte seiner blutbefleckten Herrschaft sich nicht lange unangefochten erfreuen. Es dauerte nämlich nur kurze Zeit, so erfolgte das Unvermeidliche, und die beiden Erben der Diadochen Diokletians geriethen in ihrer wilden und rücksichtslosen Herrschsucht mit einander in scharfen Konflikt.

Constantin hatte nach seiner Rückkehr aus Italien im Jahre 313 gefunden, daß die Franken abermals sein Reich bedrohten und am Niederrhein, in drohende Massen zusammengeballt, sich zu einer neuen Invasion anschickten. Es gelang auch diesmal, sie mit Hilfe einer Kriegslist vollständig zu schlagen und ihr Gebiet zu verheeren. Ein Theil der Gefangenen wurde nach seiner niederträchtigen Praxis wieder den wilden Thieren des Amphitheaters zu Trier überliefert.

Dann begann die große Arbeit der inneren Reform, welche diesen Kaiser seitdem für lange Jahre in Anspruch genommen hat. Sie wurde jedoch im Laufe des Jahres 314 momentan unterbrochen durch die neue Wendung der großen Politik. Auf der einen Seite, so scheint es, die Begehrlichkeit Constantins nach einigen Stücken des östlichen Reiches; auf der andern eine blutige, dunkle Familienintrigue, welche den Constantin veranlaßte, seiner zweiten Schwester Anastasia mit Licinius verwandten Gatten Bassianus zu beseitigen, während Licinius sich bestimmt weigerte, desselben schwer kompromittirten Bruder Senecio auszuliefern, führte zu starker Spannung zwischen beiden Kaisern. Als endlich nach dem Brauche dieses Zeitalters der Bruch dadurch äußerlich signalisirt worden war, daß man in der illyrischen Grenzstadt Aemona, (die wieder zu Pannonien gehörte, seitdem Diokletian den Kamm der Alpen als Italiens Grenze festgestellt hatte,) die Standbilder Constantins umstürzte: da eröffnete dieser mit seinem gewöhnlichen stürmischen Ungestüm den Krieg.

Mit nur 25,000 Mann Kerntruppen drang der kühne Imperator von Italien her in das Herz von Illyrikum ein und stieß endlich in dem östlichsten Theile des Duabs der Drau und Sawe auf seinen Schwager. Bei

Cibalis (oder Cibalä, jetzt Sevilei oder Svilaja), südlich von Mursa und 16 Stunden nordwestlich von Sirmium, kam es am 8. Oktober 314 zu einer mörderischen Schlacht. Da Licinius selbst ein ausgezeichneter Schlachtenkommandant und um 10,000 Mann stärker war, als Constantin, so mußte dieser während eines langen Tages seine ganze taktische Kunst und endlich seine persönliche Tapferkeit rücksichtslos aufbieten, um endlich den überaus hartnäckigen Widerstand der tapferen Illyrier zu überwinden. Nun wich Licinius schnell nach Sirmium zurück, ernannte hier den Commandeur von Obermösien, Valens, zu seinem Cäsar und eilte, in Thrakien neue Truppen zu sammeln. Als Constantin ihm endlich nachgedrungen und bis in die Gegend von Philippopolis gelangt war, kam es nach dem Scheitern versuchter Verhandlungen zwischen dieser Stadt und Adrianopel in der Mardischen Ebene zu einer neuen Schlacht, in welcher Licinius zwar taktisch den Kürzeren zog, sich aber so zäh gehalten hatte, daß Constantin es für gerathen erachtete, den Bogen nicht zu überspannen, also mit Licinius jetzt einen billigen Frieden zu schließen. Der Cäsar Valens freilich mußte unter allen Umständen fallen; die Bildung einer dritten Dynastie wollte Constantin nicht dulden. Dagegen behielt Licinius die Masse der östlichen Provinzen mit Einschluß von Thrakien und Niedermösien. Als Siegesbeute konnte Constantin Noricum, Pannonien, Obermösien, Dalmatien, Makedonien und Griechenland zu seinen alten Besitzungen hinzufügen. Wahrscheinlich in diesem Kriege hatte außer anderen Germanen der Franke Bonit dem Kaiser Constantin, — der trotz seiner Grausamkeit gegen einen Theil der fränkischen Kriegsgefangenen das deutsche Element in seinem Reiche in auffallender Weise begünstigte und verwerthete, — sehr erhebliche Dienste geleistet.

Mit der neuen Machtausdehnung Constantins trat das Reich für längere Jahre in eine allen Theilen höchst erwünschte Friedenspause ein, welche für die spätere Stellung des abendländischen Imperators nach vielen Seiten hin höchst bedeutungsvoll geworden ist. Ein bleibendes Verdienst erwarb sich Constantin in dieser Zeit zuerst durch die endliche Durchführung der Münzreform, die mit dem Jahre 312 begonnen wurde. Die noch immer fortwährende unheilvolle Verwirrung in der Goldprägung beseitigte er mit Einem Schlage, indem er zunächst einfach zur Waage zurückkehrte, um bei den Bürgern des Reiches endlich wieder das Vertrauen zu seinem neuen System herzustellen. Das Goldpfund wurde die alleinige Norm für jede Werthschätzung; die Goldmünze sollte „nur einen passenden kleinen Theil jener, für das praktische Bedürfniß natürlich viel zu großen Werthseinheit darstellen." So rief der Kaiser denn das System ins Leben, wo das neue goldene „Ganzstück", der sogenannte Solidus (angesetzt auf $^1/_{72}$ Pfund = 4,55 Gr.) die Grundlage bildete; (im Werthe von 12 R.-Mark 70 Pf.) Gute und solide Prägung, strenge Festhaltung des Gewichtes und des Feingehaltes, sind dieser neuen Reichsmünze bis auf die spätere byzantinische

Zeit eigenthümlich geblieben. Auch die Silberprägung hielt sich nunmehr durchaus wieder in regelrechten Bahnen. Constantin behielt von Diokletians Silbermünzen nur den erneuerten guten Denar bei, dessen Prägung erst mit dem Jahr 360 aufhörte. Dagegen ließ er zu bequemerem Anschluß der Silberscheidemünze an die neue Goldwährung ein neues Silberstück prägen, Miliarense oder Miliaresion (zu 91 R.-Pf. Werth) genannt, welches als $^1/_{1000}$ des Goldpfundes gelten sollte, und wovon $13^8/_9$, beziehentlich 14 auf den Solidus kamen.

Die administrativen und militärischen Verhältnisse, welche unter mehrfacher Modification oder Weiterbildung der Schöpfungen Diokletians der neue Herr des Reiches als Grundlage für die folgenden Jahrhunderte hinterlassen hat, können erst da näher besprochen worden, wo von Constantins Alleinherrschaft die Rede sein wird. Zunächst verfolgen wir nur den weiteren Gang seiner politischen wie seiner kirchenpolitischen Thätigkeit; namentlich die letztere fällt für die Zeit nach der Eroberung von Illyrien sehr fühlbar ins Gewicht. Nach jener Seite ist für mehrere Jahre eigentlich nur die Feier seiner Decennalien (316) von Interesse und zwar aus antiquarischen Motiven. Constantin nämlich erschien damals wieder in der alten Welthauptstadt Rom, wo ihm der Senat eine prachtvolle architektonische Huldigung bereitet hatte, die freilich zugleich ein merkwürdiges Licht wirft auf den damaligen Stand der Kunst. An sich schon waren die Römer sehr bereit gewesen, die Erinnerung an den sehr bauluſtigen Maxentius im Interesse des neuen Herrn auszulöschen. Der wilde Sohn des alten Maximianus hatte namentlich zwei imposante Neubauten geschaffen: einen Cirkus außerhalb der Stadt an der Via Appia, der (so scheint es) den Namen seines Sohnes Romulus trug, und auf der Velia eine große Basilika, die noch jetzt als gewaltige Ruine dem Nordwestabhang des Palatinus gegenüber emporragt. Der letztere Bau, der übrigens wie jener des Cirkus zugleich für die fortschreitende Ausartung der Ziegelbautechnik und für die enorme Zähigkeit des die Steinlagen verbindenden Tuffsandmörtels recht charakteristisch ist, wurde (wie andere Schöpfungen des Maxentius) nach d. J. 315 unter Constantins Namen geweiht. Daneben aber hatte der Senat nach des grimmen Usurpators Fall beschlossen, für Constantin einen prachtvollen Triumphbogen zu errichten, der nun 316 vollendet erschien. Dieses schöne, noch heute wohlerhaltene Werk — zwischen dem Palatin und dem Colosseum — zeigt eine Höhe von 21, eine Breite von 25,70 und eine Tiefe von 7,40 Metern, und bildet drei Durchgänge, von welchen der mittlere in der Breite und Höhe 6,58 und 11,50, und jeder der beiden äußeren 3,36 und 7,40 M. mißt. Die beiden Frontseiten sind durch je vier Säulen, die sich auf vorspringenden 3,65 Meter hohen, 1,80 breiten und ebenso tiefen Piedestalen erheben, gegliedert. Die drei Seiten der letzteren sind mit Reliefs geschmückt. Der Plan der Anlage übertrifft den des Septimianischen Bogens erheblich an Schönheit und scheint mit einem Theile des architektonischen Materials

Triumphbogen Conſtantins des Großen (Rom).

einem uns nicht mehr erhaltenen Vorbilde entlehnt zu sein. Die Reliefs aber, die zum Theil Kriegsscenen aus des Kaisers Leben, namentlich aus der letzten Schlacht bei Rom, darstellen, stammen nur theilweise aus dieser Zeit, wo sie dann überall den tiefen Verfall der Plastik verrathen, und plump, inkorrekt, roh und geschmacklos erscheinen. Die Masse freilich ist von Monumenten Trajans einfach übernommen worden: eine künstlerische Rohheit, welche noch weit die seit mehreren Jahrhunderten eingerissene Unsitte überbietet, ältere Standbilder durch Veränderung der Inschrift und Aufsetzung eines neuen Porträtkopfes jedesmal neu zu feiernden Machthabern zuzueignen. Constantin selbst schuf nachmals in Rom neue Thermen auf dem Quirinal und verschönerte den großen Cirkus in verschiedener Weise.

Besonders bedeutsam aber sind diese Jahre dadurch geworden, daß Constantin, ohne darum in irgend fühlbarer Weise mit den alten Kulten zu brechen, der christlichen Kirche und ihren Repräsentanten persönlich immer näher getreten ist. Soweit die großen politischen Fragen in Betracht kamen, war der junge Held, war der gewaltige Wiederhersteller der Reichseinheit immer bestimmter zu der Ueberzeugung gelangt, daß die einheitliche Kirche als ein ausgezeichnetes Organ für die zukünftige neue Stärkung des Reiches werde dienen können; aber er lernte auch bereits auf einer der gefährlichsten Stellen die Schwierigkeiten kennen, welche der fanatische Sektengeist auch wohlwollenden Kaisern sofort bereitete, sobald der blutige Druck der Verfolgung von der Kirche genommen war. Constantin hat Alles gethan, um die Kirche, die als Korporation juristisch anerkannt wurde und das werthvolle Recht erhielt, Erbschaften zu empfangen (321), nun auch äußerlich möglichst zu fördern. Während er selbst, trotz seiner christlichen Mutter Helena, noch gar nicht daran dachte, sich unter die Katechumenen der Kirche aufnehmen zu lassen, war er bereits von den Bischöfen des Abendlandes umgeben, die ihm mehr oder minder persönlich nahe traten, ihn über die Geheimnisse der christlichen Lehre unterrichteten, und namentlich die neuen Streitfragen erörterten, welche fast unmittelbar nach dem Erlöschen der großen Verfolgung die Kirche erregten. War nun der Kaiser persönlich gegenüber der Kirche und ihren Priestern freigebig genug, so galt es als überaus wichtig, daß der Kirche Steuerfreiheit, den Geistlichen aber die Befreiung von öffentlichen Lasten und Aemtern zu Theil wurde, namentlich von dem damals mit Recht immer mehr verabscheuten städtischen Dekurionat; (313 und 319). Freilich war er schon 320 genöthigt, durch Verbote dem Zudrang reicher Leute zum geistlichen Stande zu begegnen, die auf diesem neuen Wege sich des Dekurionats zu entledigen hofften. Weiter aber gab Constantin der Kirche auch ein Stück weltlicher Macht offen in die Hände. Es war bisher (wie in späteren Jahrhunderten bei den Griechen unter osmanischer Hoheit) Gebrauch der Christen gewesen, bei ihren Streitigkeiten, ehe sie sich an den weltlichen, heidnischen Richter wendeten, die schiedsrichterliche Ausgleichung durch ihre Bischöfe in Anspruch zu nehmen. Mißfiel ihnen

der Spruch, so konnten sie nachher noch immer an die weltlichen Gerichte appelliren. Dieses letztere Verfahren nun hob Constantin auf. Um jede Konkurrenz und jeden Streit zwischen Bischöfen und weltlichen Richtern erster und letzter Instanz abzuschneiden, machte er, falls die Christen sich zuerst an einen Bischof gewendet hatten, den Spruch des letzteren so bindend, „als hätte der Kaiser selbst ihn gegeben." Der Kaiser ordnete sogar eine Art Sonntagsfeier an, wo das Handwerk und die Gerichtsverhandlungen ruhen sollten; doch ließ er es zu, daß die Heiden sie nicht beachteten. Damit jedoch der Sonntag wenigstens in der Armee gemeinsam begangen werden könnte, schrieb er ein allgemein monotheistisches Gebet vor, an welchem die Heiden beinahe ebenso wenig Anstoß zu nehmen vermochten wie die Christen.

Ernstliche Schwierigkeiten freilich bereiteten ihm die Differenzen innerhalb der christlichen Kirche. Aus der Verfolgungszeit heraus hatte die letztere neben dem erhabenen Bewußtsein, durch ungeheure Standhaftigkeit und Glaubenstreue einen großartigen Sieg gewonnen zu haben, doch auch manches Hochbedenkliche mitgebracht. Auf der einen Seite war der Sieg der Kirche von wilden profanen Leidenschaften begleitet. Es ist menschlich sehr wohl begreiflich, aber darum doch keineswegs erfreulich, zu beobachten wie rohe Schadenfreude, schneidender Hohn bei dem Unglück der Gegner, und die wildeste Rachsucht in vielen Gemüthern tobte. Die berühmte Schrift des Lactantius „Von den Todesarten der Verfolger", die zu Ende d. J. 313 oder zu Anfang des J. 314 erschien, — eine mit grimmigem Fanatismus erfüllte Tendenzschrift über das Ende aller Verfolger des Christenthums von Nero bis auf Galerius und Maximinus Daja, — bewegt sich in einer Leidenschaftlichkeit, und vereinigt die seit Alters gewohnte antike Roheit gegenüber besiegten oder todten Gegnern mit einer mehr modernen Gluth der Empfindung nur zu charakteristisch für den Geist, der jetzt in weiten Kreisen der Kirche zum Durchbruch kam. Denn leider hat die glühende Rachsucht gegenüber den Heiden und ferner der Geist der Verfolgung gegenüber Andersdenkenden seit dieser Epoche der großen Veränderung in der Stellung der Kirche immer tiefer und kräftiger Wurzel geschlagen, um dann die folgenden Zeiten immer entschiedener zu beherrschen. Zunächst, lange Jahre zuvor, ehe noch unter Constantins Nachfolgern der Krieg gegen die Antike eröffnet wurde, war bereits in die Kirche eine Spaltung eingedrungen, — viel bedenklicher, als alle früheren, die man seit Alters immer glücklich überwunden hatte. Gerade aus den Stürmen der Verfolgung heraus waren mehrfach die Elemente der schwärmerischen und todesmuthigen Hingebung zu erbitterter, ja fanatischer Feindschaft vorgegangen gegen solche Glieder der Gemeinden, die während der Schreckenszeit sich schwach oder feige gezeigt, oder auch nur durch erlaubte Mittel christlicher Klugheit sich gerettet hatten. Am wildesten machte sich diese Richtung in Afrika bemerkbar, wo die kirchlichen Differenzen vorzugsweise einen schroffen und unversöhnlichen Charakter anzunehmen pflegten. Hier entstand aus solcher schroff rigorosen Sinnesweise, wie sie namentlich

der ebenso begabte, als fanatische Bischof Donatus vertrat, noch unter Maxentius, im Anschluß an eine streitige Bischofswahl zu Karthago, — wo zuerst Majorinus, dann Donatus gegen Cäcilian aufgestellt wurde, — die böse donatistische Spaltung, die Afrika bis in die Zeit der Vandalen hinein mit wildem religiösem Hader, mit Blut und mit rauchenden Trümmern erfüllt hat. Denn diese Fanatiker, die ihre asketische Kirchenzucht und die ablehnende Schroffheit gegen die übrigen Christen auf die höchste Spitze trieben, verbanden sich auch mit den durch Steuern und Frohnden erbitterten numidischen und mauretanischen Bauern, die hier vielfach ähnliche Stimmungen nährten, wie die Bagauden in Gallien. Als nun Constantin nach Ueberwältigung des Maxentius auch in Afrika Herr geworden war, nahm er sich des (S. 653) durch Maxentius ruinirten Landes mit Energie an; die zerstörte Centralstadt Cirta wurde als Constantina wieder erbaut, die Provinz, deren Centrum sie damals war, Numidia Constantina genannt. Nun aber appellirten die kirchlichen Parteien des afrikanischen Landes, die sich unter einander nicht mehr zu verständigen vermochten, i. J. 313 an die weltliche, an die kaiserliche Gewalt. Constantin entschied endlich nach Anhörung mehrerer Synoden zu Gunsten des Cäcilian. Als aber dann gewaltsam gegen die Donatisten vorgegangen und mehrere Kirchen derselben abgebrochen wurden: da entbrannte der donatistische Fanatismus, dem sich namentlich 316 das agrarische Proletariat, — wüthende religiös-politische Schwärmer, Circumcellionen genannt, an der Spitze, mit zerstörender Vernichtungswuth anschloß, in solcher Gluth und zeigte einen so grimmigen Märtyrermuth, daß der kluge Kaiser sofort einlenkte und weitere Fehler zu machen vermied. Constantin ergriff seitdem gegenüber der gespaltenen Kirche die Politik, in solchen Streitfragen sich allerdings bestimmt für eine Partei zu erklären, derselben aber keinerlei strafende Machtübung gegen die andere zu gestatten. So lenkte der Kaiser jetzt in Afrika in sehr geschickter Weise ein, ermahnte zu gegenseitiger Sanftmuth und Duldung, und gewährte thatsächlich den Donatisten freien Glauben und Gottesdienst.

Gegenüber solcher feinen Politik mußte nun aber das Verfahren des Kaisers Licinius ganz auffallend abstechen. Das Mißgeschick, welches diesen Machthaber schließlich betroffen, hat auch die Nachrichten so gut wie ganz verdunkelt, die uns über die sehr wahrscheinlich von langer Hand gegen ihn vorbereiteten Intriguen Constantins aufklären könnten, und ihn offenbar nach manchen Seiten über Verdienst in ungünstiges Licht gestellt. Es scheint doch, daß er als Regent sich um den schwer gedrückten Bauernstand und um das Gedeihen der Städte wirkliche Verdienste erworben hat. Und wenn dieser rohe Soldat sich gegenüber der wissenschaftlichen Bildung sehr feindselig verhielt, so stand er mit solcher Sinnesweise in dieser wilden, eisernen Zeit nicht gerade allein. So wenig wie gegenüber den Familien der früheren Kaiser (S. 661), mag er auch sonst sich gescheut haben, ein nützliches Verbrechen zu verüben oder zuzulassen. Dagegen ist es sehr wenig wahrscheinlich, daß

der Kaiser, der seit Alters auf ehrbare Sitten gehalten hatte, mit einem Male sich in einen rohen Wüstling umgewandelt hat, wie ihm seine Feinde später nachsagten. Wohl aber machte er in der Kirchenfrage einen für ihn selbst höchst gefährlichen Fehler.

Licinius war auf der einen Seite an und für sich schwerlich geneigt, eine so weitgehende Begünstigung der Kirche gutzuheißen, wie sie Constantin betrieb. Auf der anderen Seite muß ihm seit dem ersten Kriege mit seinem Schwager dessen Reichspolitik, dessen weitgreifender Ehrgeiz immer verdächtiger geworden sein. Das Detail ist uns hier unbekannt. Und nun konnte ihm gar nicht entgehen, daß die immer glänzender sich gestaltende Lage der Kirche in seines Schwagers Provinzen allmählich das höchste Interesse der Christen seines Reiches für Constantin entzündete, — eine Stimmung, die sie auch durchaus nicht verhehlten. Und nun glaubte Licinius in ihnen seine Gegner, die Parteigänger seines Feindes erkennen zu müssen, und er machte seit 319 den gefährlichen Fehler, in seinem Groll gegen Constantin sie zu bedrücken und zu belästigen. Licinius hatte in seinem Groll offenbar die Geduld verloren. Als Politiker ohnehin lange nicht so geschickt, wie als Feldherr, griff er seit 319 zu Mitteln, die nur zu sehr geeignet waren, die Christen seines Reiches erst recht zu eifrigen Anhängern seines mit Argwohn betrachteten Schwagers zu machen. Er wollte zwar keine Verfolgung, die ohnehin der heidnischen Bevölkerung in Erinnerung an die maximinische und galerianische Blutzeit und deren nutzlose Greuel nur widerwärtig gewesen wäre: aber er bewegte sich in einer Reihe von Plackereien, welche trotz ihrer Kleinlichkeit ab und zu in das Colorit einer Verfolgung hinüberzuspielen begannen, und unter allen Umständen die Christen fühlbar erbitterten. Licinius wollte an seinem Hofe und zum Theil auch in seiner Armee keine Christen dulden. Offiziere, die nicht opfern wollten, degradirte er, und entließ christliche Beamte. Viel empfindlicher wurde es den Christen, daß der Kaiser alle, ihm politisch verdächtige Synoden der Bischöfe untersagte, und unter wunderlichen Vorwänden den christlichen Kultus aus den Städten, namentlich aus Nikomedia, auf das freie Feld verbannte. Die Bischöfe sollten die Grenzen ihres Sprengels nicht überschreiten, die christlichen Frauen ihre religiöse Belehrung nicht mehr durch Geistliche, sondern durch Lehrerinnen erhalten. Ob wirkliche Martyrien vorkamen, ist sehr streitig und zweifelhaft. Doch wurden in Pontus mehrere Kirchen zerstört oder geschlossen, und es fehlte auch nicht an Fällen von Verhaftungen, der Confiskation, der Verbannung, der Verurtheilung zu Bergwerksstrafen, des Verkaufes in den Sklavenstand, selbst gegenüber angesehenen und gebildeten Leuten.

Während in solcher Weise für das Reich des Ostens, dessen christliche Kreise gleichzeitig durch den neu entbrannten dogmatischen Streit, der sich an die Lehre des Arius von Alexandria knüpfte, gewaltig erregt wurden, die Temperatur immer heißer sich gestaltete, trieben die Verhältnisse

zwischen Licinius und Constantin endlich wieder zum offenen Bruche, das will sagen zum letzten Kampfe um die Alleinherrschaft.

Constantin hatte, — damals noch mit Licinius in äußerlich gutem Einverständniß, — am 1. März 317 seinen ältesten Sohn (von der Minervina), den Crispus, und den ersten Sohn der Kaiserin Fausta, den anscheinend gegen Ende d. J. 316 oder im Februar 317 zu Arelate geborenen Constantin, zu Cäsaren erhoben; gleichzeitig wurde diese Würde auch des Licinius nur erst zwanzigmonatlichem Söhnchen Licinianus ertheilt. Dem sehr tüchtigen, hoffnungsvollen Crispus, der damals etwa 16 oder 18 Jahre zählte, übertrug Constantin nachher die Regentschaft in Gallien, während er selbst seinen Sitz jetzt in Illyrien, namentlich in dem Centralplatz Sirmium nahm. Crispus zeigte sich als der rechte Sohn seines Vaters. Es gelang ihm, i. J. 320, in einem Kriege mit den Franken, wohl auch mit Alamannen, am Rhein diesen Gegnern erhebliche Vortheile abzugewinnen. Zu Anfang d. J. 321 konnte sich der junge Sieger mit frischen Lorbeeren geschmückt in Sirmium seinem Vater vorstellen, der ihn bald zu noch größeren Dingen bestimmte. Nicht lange nachher entbrannte ein anderer Krieg an der unteren Donau, der anscheinend in die Jahre 321 und 322 fällt. Sarmatische Jazygen und ein Theil der Gothen traten wieder als Gegner der Römer auf. Die Sarmaten griffen (so scheint es) die Donaulinie südlich von Buda-Pest an, und zogen dabei den Kürzeren. Nun aber kamen ihnen gothische Schaaren unter dem Häuptling Rausimut zu Hilfe und versuchten eine Diversion gegen die Festung Bononia (wohl nicht die bei dem j. Neusatz, sondern die obermösische, bei dem j. Widdin). Hier aber wurden sie durch Constantin empfindlich geschlagen. Der Römer überschritt sogar die Donau und zwang diese Gegner durch einen neuen derben Schlag zum Frieden.

Nun aber waren, so scheint es, bei diesen letzten Kämpfen auch die Grenzen des östlichen Reichs beiderseits berührt worden, und die Operationen des Constantin auf dem Gebiet seines Schwagers füllten für letzteren das Maaß der Uebergriffe und Intriguen, die er von Constantin nicht länger mehr ertragen mochte. Die Spannung zwischen beiden Kaisern war so hoch gestiegen, daß der Krieg in der Luft lag. Die Römer erkannten aus Constantins nächsten Schritten sehr deutlich, was sich vorbereitete. Dieser Kaiser nemlich verlegte nach Abschluß des sarmatisch-gothischen Krieges seinen Sitz nach Thessalonike, wo er nun seit Mitte des Jahres 322 einen großartigen Kriegshafen ausgraben ließ. Gleichzeitig wurden, — nunmehr von Licinius Zug um Zug erwidert — gewaltige Rüstungen, diesmal auch zur See angestellt. War die altehrwürdige Stadt Athen bisher von Constantin mit auszeichnender Gunst und Sympathie behandelt worden: jetzt sah sie seit Jahrhunderten wieder zum ersten Male ihren Piräeus durch eine sehr zahlreiche Flotte von Kriegs- und Lastschiffen belebt, welche der Kaiser namentlich aus seinen griechischen Provinzen sammelte. Parallel damit zog Licinius aus den Seeprovinzen des Ostens eine mächtige Flotte im Hellespont zusammen.

Endlich im Frühling 323 warfen beide Kaiser die letzte Maske ab und waren bereit, einander auf der Wahlstatt zu begegnen. Weit entschiedener als im Jahre 312 zeigte es sich, daß dieser Kampf der Herrschsucht zweier kriegerischer Selbstherrscher um den Alleinbesitz des Reiches nun auch ein Principienkrieg werden sollte. Licinius hatte zuletzt in seiner zornigen Leidenschaft sich vollständig wieder als Heiden präsentirt. Er hatte sich mit ägyptischen Zauberern, Gauklern und Opferern umgeben, Traumdeuter und Orakel befragt, überhaupt den neu entbrennenden Krieg als einen Entscheidungskampf bezeichnet zwischen den alten Göttern und dem „neuen fremden Gott". So nahm der Krieg in der That noch einmal das Colorit eines gewaltigen bewaffneten Ringens um die große religiöse Schicksalsfrage des Reiches an.

Die beiden großen Heerführer hatten diesmal Kräfte aufgeboten, wie sie kaum zur Zeit des Septimius Severus gegen einander ins Feld gestellt worden waren. Beide verfügten auch über massenhafte deutsche Hilfstruppen, der abendländische über rheinische und gothische, der oströmische über gothische in Menge geworbene Krieger. Constantin hatte zu Lande 120,000 Mann, dazu an Reiterei und Schiffssoldaten zusammen 10,000 aufgestellt, und gebot über 200 Kriegs- und 2000 Transportschiffe. Licinius dagegen deckte den Hellespont durch 350 Kriegsschiffe unter dem Admiral Amandus (oder Abantos) und hütete Thrakien mit 150,000 Mann und 15,000 kleinasiatischen Reitern. Während nun der letztere mit der Masse seiner mobilen Armee bei Adrianopel hielt, gewann Constantin, dessen Flotte unter Prinz Crispus bei Thessalonike eingetroffen war, von hier aus auf der Küstenstraße vorgehend und durch die Flotte auf seiner rechten Flanke gedeckt und unterstützt, von Südwesten und Süden her den Eintritt in das thrakische Land. Dann drang er energisch im Hebrosthale aufwärts vor, und griff endlich die Stellungen an, welche Licinius mit ausgezeichneter Kunst und Sorgfalt bei Adrianopel gewählt hatte. Auch diesmal zeigte sich Constantins militärisches Genie der vielbewährten Meisterschaft seines Gegners überlegen. Nach längerem, von beiden Seiten brillant durchgeführtem Ringen erzwang Constantin durch eine verwegene Umgehung am 3. Juli 323 die Hauptschlacht, in welcher Licinius eine schwere Niederlage erlitt. Constantin, der selbst verwundet wurde, erstürmte das feindliche Lager, ein Theil der Truppen ergab sich ihm. Licinius aber, der in aller Eile von dem mit 34,000 Leichen bedeckten Schlachtfelde nach dem Bosporus zurückwich, gedachte von den Wällen der Festung Byzantion aus den Krieg mit zäher Ausdauer fortzusetzen. Aber während nun die Constantiner die starke Stadt am bithynischen Sunde blokirten, machte die Gewandtheit und das Glück des Prinzen Crispus auch diese Stellung des Licinius bald genug unhaltbar. Der junge glänzende Cäsar nemlich drang auf des Vaters Befehl mit der Flotte verwegen in den Hellespont ein. Bei Kallipolis gelang es ihm, die über-

Licinius.

legenen Geschwader des Abantos schwer zu schlagen; und ein Sturm richtete am folgenden Tage einen großen Theil der letzteren, (und mit ihnen eine Masse von Truppen, die Licinius aus Thrakien nach Asien zurücksenden wollte), vollständig zu Grunde. Unter diesen Umständen hielt Licinius es für gerathen, mit der Masse seiner Krieger Byzantion zu verlassen. Er nahm bei Chalkedon eine neue feste Stellung. Sein Reichskanzler Martinianus, den er zum Cäsar ernannte, mußte mit starker Macht von Lampsakos aus den Hellespont und die Propontis beobachten. Er selbst sammelte theils aus seinen orientalischen Provinzen, theils durch neue gothische Werbungen bei Chalkedon ziemlich schnell wieder ein neues imposantes Heer. Nun war es aber dem Constantin, der als wirklich tüchtiger Feldherr nicht einzelne Festungen, sondern das Heer des Gegners zu besiegen strebte, gelungen, mit Hilfe leichter Fahrzeuge den Bosporus zu überschreiten und auf dessen asiatischer Seite bei dem sogenannten Hieron (jetzt Anadoli-Hawak) festen Fuß zu fassen. Da rief denn Licinius in aller Eile Martinians Corps nach dem Sund zurück, und am 18. September 323 kam es bei Chrysopolis zu der zweiten Hauptschlacht dieses Krieges, die für Licinius zu einer schrecklichen Niederlage sich gestaltete. Er verlor von seinen 130,000 Kriegern nur an Todten etwa 25,000 Mann und brachte auf dem nun unvermeidlichen schnellen Rückzuge nur noch 30,000 Mann mit nach Nikomedia. Byzantion und Chalkedon gingen jetzt sofort zu Constantin über, und bald war auch Nikomedia blokirt. Da unterhandelte endlich Licinius durch seine Gattin Constantia mit dem Sieger. Constantin sagte seiner Schwester das Leben ihres Gatten eidlich zu. Nun ergab sich Licinius, legte seinen Kaiserpurpur ab, und wurde nach Thessalonike internirt. Constantin war jetzt der Alleinherrscher im gesammten Umfang des gewaltigen Reiches. Er säumte nicht, seinen Sieg auch nach der religiösen Seite hin auszunutzen. Der Sieg über Licinius wurde durch ein großes enkaustisches Bild symbolischen Inhalts verherrlicht, welches vor den Thoren der Reichshauptstadt aufgestellt ward. Man sah den Kaiser und seine Söhne, zu ihren Füßen wand sich der Ueberwundene als Drache mit Pfeilen im Leib, unter ihm der Abgrund; über dem Ganzen schwebte das Kreuzeszeichen. Den neuen Unterthanen aber im Osten des Reiches kündigte Constantin gleich nach seinem großen Siege in zwei Erlassen das Programm seiner ferneren Religionspolitik an. „Es war im Wesentlichen das alte von Mailand, nur lebhafter vorgetragen und schärfer bestimmt. Innerhalb der Grenzen des Edikts von Mailand hielt er sich, wenn er jetzt auch für den Orient alle Nachwirkungen der Verfolgung für die Kirche und ihre einzelnen Glieder beseitigte. Ebenso, wenn er nachdrücklich betonte, daß jeder die Freiheit haben solle, in religiösen Dingen zu thun, was er wolle; der Tempelkult sei mit nichten, wie man fälschlich ausgesprengt habe, aufgehoben. Er freilich würde allen Menschen rathen, sich der reinen und unbefleckten Religion zuzuwenden, wenn nicht die Macht des Irrthums in den Herzen etlicher zu tief eingewurzelt wäre." — Bestimmter aber als

früher zu Mailand offenbarte Constantin jetzt seine persönliche Stellung, indem er das Heidenthum als „unfromme Meinung", als eine „Macht der Finsterniß" bezeichnet. „Doch die „Irrenden" mögen immerhin ihre „Lügentempel" behalten! Denn den Kampf für die Unsterblichkeit aufzunehmen, darf Niemand durch Strafen gezwungen werden; nur möge, wer nicht geheilt werden will, dies nicht einem Andern zuschreiben, da das Heilmittel Allen offen angeboten sei, und sich hüten, die wahre Religion zu verachten." Genug, auch diese Erlasse athmen noch immer den Geist der Toleranz, noch immer wurde durchweg die Freiheit der Ueberzeugung betont.

Bald sollte auch der neue Herr des Reiches die Gelegenheit finden, dieselbe Kirche, die er jetzt wenigstens erst auf die Bahn der zukünftigen Alleinherrschaft geleitet hatte, in ganz eigenthümlicher Weise sich unterthan zu machen. Leider glaubte er aber seiner neuen imposanten Machtstellung nicht eher sicher sein zu können, als bis er, — was weder die edleren Vertreter des alten, noch die des neuen Glaubens gutheißen durften, — die seiner Schwester gegebene Zusage gebrochen und „nach ziemlich kurzer Anstandsfrist" gegen den Mai des Jahres 324 den entthronten Licinius in Thessalonike aus Motiven der rücksichtslosesten, mißtrauischen Staatsraison hatte erdrosseln lassen.

Drittes Kapitel.

Constantins des Großen Alleinherrschaft.

Des alten edlen Chlorus gewaltiger Sohn hatte das Ziel seines glühenden Ehrgeizes erreicht, dem er unter blutigen Kämpfen seit einer langen Reihe von Jahren mit furchtbarem Nachdruck und niemals fehlender Sicherheit zugestrebt hatte. Der Rest seiner Herrschaft aber sollte für die Zukunft, nicht nur des römischen Reiches, noch ungleich bedeutungsvoller werden. Nicht weiter von großartigen Schlachten und genial geplanten Feldzügen ist fortan zu berichten. Aber wir haben den Kaiser nunmehr zu zeichnen als Moderator in den leidenschaftlichen Kämpfen der neu sich bildenden christlichen Konfessionen, — als den Schöpfer einer neuen Welthauptstadt, — und bei der abschließenden Arbeit, den administrativen und militärischen Organismus des großen Reiches auf den Grundlagen der Diokletianischen Schöpfungen neu zu gestalten.

Während unverkennbar die Arbeit der Neugestaltung des Reiches seit 312 unablässig im Gange war, nöthigte die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse den Kaiser nicht lange nach des Licinius Untergange zu einem Schritte von ganz außerordentlicher Bedeutung. Die Kirche, sahen wir schon, war aus der langen Zeit der Verfolgung sehr verändert herausgetreten. Hatte die unerschütterliche Ausdauer, Standhaftigkeit und Glaubenstreue der Bekenner

einen glanzvollen Sieg davongetragen: jetzt, wo des gewaltigen Constantinus volle Gunst ihr zugewandt war, und wo nach den seit 20 Jahren mit der noch etwa vorhandenen inneren Kraft der alten Kulte gemachten Erfahrungen die Wiederkehr neuer Angriffe nicht mehr zu erwarten stand, zeigte sich an vielen Stellen ein massenhafter Zudrang neuer Proselyten zu der Kirche. Es waren keineswegs immer Menschen, die durch tiefen inneren Drang ihr zugeführt wurden; nur zu oft mehrte sich jetzt die Zahl der Christen aus sehr äußerlichen Motiven. Und leider war jetzt auch die Zeit gekommen, wo die religiös assimilirende, wo die sittlich erneuernde Kraft der Kirche erheblich abnahm, wo die geistige Energie der führenden Männer immer bestimmter auf innere, auf dogmatische Streitfragen sich richtete. Mit dem lebendigsten Dankgefühl gegen Gott, der sie soweit geführt, und gegen Kaiser Constantin; mit tiefem Selbstbewußtsein und stolzem Kraftgefühl verband sich schon frühzeitig eine wachsende, leidenschaftliche, feindliche Unduldsamkeit gegen das Heidenthum und dessen äußere Erscheinung. Zugleich aber auch eine glühende Leidenschaftlichkeit in den nun unter den Christen selbst entbrennenden Kämpfen über die geheimnißvollsten Probleme des Glaubens und der dogmatischen Spekulation.

Als Constantin das Reich des Licinius erobert hatte, fand er die Kirche des Ostens in gewaltiger innerer Bewegung. Die Kirche war in das Zeitalter eingetreten, wo sich eine Dogmatik auszubilden begann. Der scharfe Verstand und die uralte Neigung der Griechen und der hellenistisch gebildeten Völker zu philosophischer Spekulation hatte sich immer bestimmter auch innerhalb der Kirche geltend gemacht. Und wenn bisher noch immer die ethische Seite des Christenthums das Uebergewicht behauptet hatte; wenn es bisher noch immer gelungen war, trotz mancher heftigen Meinungskämpfe während des zweiten und dritten Jahrhunderts tiefer gehende und bleibende Spaltungen zu vermeiden: jetzt war über die Frage um die Person Christi ein Kampf ausgebrochen, der mit schrecklicher Schnelligkeit die Kirche in zwei feindliche Lager theilte und auch für die politische Entwicklung nicht nur der Romanen, sondern auch der Germanen, die uns später begegnen werden, verhängnißvoll geworden ist.

Der Presbyter Arius in Alexandrien, ein Mann von strengem asketischen Wandel, großer Gelehrsamkeit und scharfem Verstande, in griechischer Philosophie und Dialektik wohl bewandert, hatte die schon während des 3. Jahrhunderts vielfach behandelte theologische Frage über das Verhältniß „des Sohnes zum Vater" mit Energie neu aufgenommen, hatte dieselbe prinzipiell zu fassen und auf einen bestimmten, greifbaren Punkt zu fixiren gesucht, und war auf dem Wege der Dialektik zu dem Resultat gekommen, daß Jesus Christus, obwohl Gott, Gott im vollen Sinne und „vor der Zeit" entstanden, doch nicht „als ewig" anzusehen sei. Es habe ein „Einst" gegeben, wo er noch nicht war, und er selbst sei — vor Entstehung der Welt — durch einen Akt des Willens des Vaters geschaffen. Auf Grund dieser Theorie, die er in seiner Pfarr-

kirche unter großem Zudrange predigte, war er mit seinem Bischof Alexander, der die gegentheilige Ansicht (etwa die spätere nikänische) lebhaft verfocht, etwa seit 318 oder 319 in einen theologischen Conflikt gerathen, der sehr schnell die alexandrinische Kirche in zwei Parteien theilte, die einander mit großer Heftigkeit befehdeten. Der Bischof war endlich unbesonnen genug, im Jahre 321 durch eine Synode der Bischöfe von Aegypten und Libyen den Presbyter seiner Stellung entsetzen zu lassen. Damit goß er aber Oel in die Flammen. Arius vertheidigte nicht allein seine Theorie in einer größeren Schrift; er dichtete auch populäre arianische Lieder, die allenthalben in das Volk eindrangen. Mit erstaunlicher Schnelligkeit verbreitete sich der Streit über die Provinzen des Orients. Die gesammte christliche Welt des Ostens, bis hinab in die letzten Schichten der sogenannten arbeitenden Klassen, nahm für und wider Arius Partei; in und bei Nikomedia trat Bischof Eusebius mit seinen Anhängern auf dessen Seite. Und als sich Constantin im Jahre 324 an der Spitze des gesammten Reiches fand, sah er den Zwiespalt zu einer furchtbaren Höhe entwickelt. Natürlich zur Freude der Heiden, welche spottend den Streit sogar auf ihre Bühne brachten.

Jetzt, wo durch Constantins christenfreundliche Politik die junge Kirche bereits mit dem römischen Reiche und dem römischen Staatsinteresse innig verknüpft war, gewann der große dogmatische Kampf eine ganz andere Bedeutung als früher. Und es war nicht mehr zu vermeiden, daß die politischen Verhältnisse, welche der Kirche ihre neue Stellung geschaffen hatten, auch auf die nächste Entscheidung und den weiteren Verlauf des Streites den stärksten Einfluß ausübten. Constantin wußte sich auch der gespaltenen Kirche gegenüber schnell zurecht zu finden. Mehr noch, wie es ihm jetzt und später gelungen ist, bei scheinbar widerspruchsvollem Verfahren mit sicherer Hand ohne gewaltsame Erschütterungen das Reich aus der heidnischen in die christliche Zeit hinüber zu führen, — so wurde es ihm jetzt auch möglich, die siegreiche Kirche nun seinerseits zu besiegen und zu fesseln, sie zu einem mächtigen Organ der Reichsgewalt zu gestalten. Dazu benutzte er der Hauptsache nach eben die tiefe Spaltung der Kirche.

Sehr entschieden gewillt, die vorhandenen Mißverhältnisse auszugleichen, die Gegensätze zu versöhnen, die Einheit, wie des Reiches, so der Kirche festzuhalten, versuchte er anfangs, durch eine Ermahnung zum Frieden, durch Abmahnung von „müßigem Streite über unerforschliche Dinge", die Gemüther zu beruhigen. Aber dieser Versuch scheiterte gänzlich. Es zeigte sich bald, daß — so schien es, nur auf der Grundlage eines festgestellten und allgemein angenommenen Lehrsatzes von der Sohnschaft Christi die erwünschte Einigung zu hoffen war. Constantin entschloß sich daher, die Streitfrage durch ein allgemeines Concil entscheiden zu lassen. Ein solches bot ihm zugleich den Vortheil, daß er dadurch mit den führenden Männern der christlichen Welt des Ostens unmittelbar in Beziehung treten konnte. So erschienen denn auf Einladung des Kaisers im Juni 325 in dem bithynischen Nikäa etwa

318 Bischöfe; es waren meistens orientalische, nur 7 oder 8 aus dem Abendlande, auch Rom war nur durch zwei Presbyter vertreten. Mit den Bischöfen waren ein zahlreiches priesterliches Geleit und viele in der Dialektik erfahrene Laien in Nikäa erschienen. Die Versammlung dieser Männer, von denen so viele die harte Zeit der Verfolgung tapfer und ehrenvoll bestanden hatten; die in idealer Auffassung die Einheit und Gesammtheit der Kirche, und die neue Verbindung der Kirche mit dem römischen Weltreiche repräsentirte, war unleugbar eine großartige historische Erscheinung. Bald aber sollte es sich zeigen, daß die Kirche ihre alte Selbständigkeit aufgegeben hatte, und daß die neue Zeit gekommen war, wo die kaiserliche Gewalt auch auf die dogmatische Substanz und auf das innere Leben der Christenheit ihren bestimmenden Einfluß auszuüben begann. Rasch genug trat es zu Tage, daß der Kaiser, obwohl er der Kirche auch noch nicht einmal äußerlich angehörte, doch der Mittelpunkt der Verhandlungen des Concils war. Hatte er, was nun das Recht der Krone blieb, den Ort und die Zeit des ersten großen „ökumenischen" Concils selbständig bestimmt, so eröffnete er nun auch die Verhandlungen; es ist üblich geblieben, daß später die Kaiser, wenn sie nicht selbst erschienen, ihre Commissare zur Leitung der Concile abordneten. Auf die letzte Entscheidung des großen dogmatischen Kampfes, der zu Nikäa ausgetragen werden sollte, übte Constantin den fühlbarsten Einfluß aus. Es hatten sich bald drei Hauptgruppen kenntlich gesondert. Auf der einen Seite führte Arius die nicht allzu große Zahl seiner strengeren Anhänger. Diesen gegenüber stand die ebenfalls nicht übermäßig zahlreiche Schaar der Männer, welche in dem spanischen Bischof Hosius von Corduba und in dem jungen Diakonus des Bischofs von Alexandrien, in dem hochbegabten, enthusiastischen, genialen Redner Athanasius, dem imposantesten Repräsentanten der Orthodoxie dieser Zeit und dem ersten der großartigen „hierarchischen" Charaktere, welche die alte Kirche hervorgebracht hat, ihre Führer fanden. Diese Partei vertrat die Idee „von der Ewigkeit des Sohnes", zugleich von der „ewigen Zeugung des Sohnes"; „sofern der Sohn von Ewigkeit her gezeugt sei, sollte die Abhängigkeit, Bedingtheit, Endlichkeit seines Wesens als eines Gezeugten in der Ewigkeit seines Seins wieder aufgehoben werden". Das unergründliche Geheimniß von der gleichen Ewigkeit des Vaters und des Sohnes wollte diese Partei durch das (nicht biblische) Wort „Homousios" (wesensgleich) ausgedrückt wissen. Zwischen beiden Parteien stand die Masse der minder Entschiedenen, die (wie die Anhänger des Eusebius von Nikomedia) zum Theil mehr nach der arianischen Seite neigten, im Allgemeinen aber mehr mit einem allgemeiner gehaltenen Glaubensbekenntniß sich hätten begnügen mögen. Die Debatte darüber begann und erhitzte sich immer mehr. Endlich kam durch den Einfluß des Kaisers die Entscheidung. Constantin hatte eine Zeit lang sich den Arianern genähert. Schließlich trug es jedoch die entschlossene Partei der Homousianer davon, deren einer Führer, Hosius von Corduba, ohnehin schon seit Jahren ihm persönlich nahe stand. Constantin

erklärte sich für die Formel „Homousios"; sie wurde mit einigen entsprechenden Zusätzen in das „Symbol von Nikäa" aufgenommen. Aber nur ungern entschloß sich die Masse der Versammelten, die Formel zu unterschreiben, welche immer nur die dogmatische Theorie einer Minorität gewesen war. Hier wirkte nun der kaiserliche Einfluß sehr bestimmt. Constantin hat die Masse der Schwankenden besiegt durch seine kluge Liebenswürdigkeit, Geduld, Demuth, Bitte und fesselnde Rede. Die Zäheren dagegen, selbst der nikomedische Eusebius, widerstanden nicht weiter, als kaiserliche Ungnade und Absetzung von ihren geistlichen Stellen drohend in der Ferne gezeigt wurde. Nur Arius und zwei ägyptische Bischöfe verweigerten standhaft ihre Unterschrift.

Für die Kirche wurde nunmehr der Begriff der „Homousie" der charakteristische Ausdruck für das acceptirte Verhältniß des Sohnes zum Vater. Nur daß diese Theorie, welche in vollendet abstrakter Weise sich dabei an das Bild des Lichtes und des Lichtabglanzes hielt, noch weit davon entfernt war, wirklich durchzudringen; nur daß die Kirche, das Reich, die deutschen Nachbarvölker, welche das Christenthum allmählich ergriff, erst an der Schwelle langer und überaus erbitterter Kämpfe standen. Nach dieser Richtung war es ein böses Zeichen des schonungslosen Eifers der Parteileidenschaft und des nach Austoben der Verfolgungsstürme bedauerlicher Weise immer rascheren Schwindens der alten Brüderlichkeit, daß nicht allein während des Concils gar viele der Bischöfe wider einander bei Constantin Anklageschriften eingereicht hatten, die der Kaiser freilich vernichten ließ, sondern daß auch die große Versammlung mit einem Akt schroffster Härte geschlossen wurde. Denn mit der Ablehnung der Theorie des Arius, dessen Schriften der Vernichtung verfallen sollten, wurde eine Verfluchungsformel verbunden. Und wie Arius, die beiden zu ihm bis zuletzt haltenden ägyptischen Bischöfe, und einige Presbyter abgesetzt und nach Illyrien verwiesen wurden, so mußten auch die Bischöfe Eusebius von Nikomedien und Theognis von Nikäa, welche das Anathema zu sanktioniren sich weigerten, in das Exil nach Gallien ziehen. Der Kaiser begab sich dann zu mehrmonatlichem Aufenthalt nach Rom, wo er im Sommer 326 seine Vicennalien mit großem Pompe feierte.

Constantin selbst, der als der eigentliche Sieger aus dieser weltgeschichtlichen kirchlichen Krisis heraustrat, erschreckte gleich nachher Christen wie Heiden durch die dunkelsten Thaten seines Lebens, deren Genesis und Verlauf freilich niemals vollständig ans Licht getreten ist. Sicher war nur, daß ziemlich schnell nach einander auf des Kaisers Befehl zuerst sein trefflicher ältester Sohn, Prinz Crispus, der Liebling des Volkes und der Armee, in dem dalmatinischen Pola (etwa im Sommer 326) getödtet, dann aber nicht sehr lange nachher des Kaisers Gemahlin Fausta in einem heißen Bade erstickt worden ist. Es scheint, daß Constantin, als dessen stärkste Leidenschaft rücksichtslose Herrschsucht hervortritt, auf seinen glänzenden Sohn eifersüchtig geworden war. Es ist möglich, daß in Erinnerung an die

noch unvergessene diokletianische Aera und deren Erbfolgesystem Prinz Crispus bei Gelegenheit der Vicennalien seines Vaters an Diokletians und Maximians Abdankung nach zwanzigjähriger Herrschaft erinnert hat. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Mißverhältnisse zwischen Vater und Sohn und die Erbitterung des Kaisers durch böswillige Zwischenträger, namentlich aber durch eine Intrigue der für ihre Söhne arbeitenden Kaiserin Fausta, bis zu dem Grade gesteigert wurden, daß endlich entsetzliche Frevel nicht mehr zu hindern waren. Als dann nach des Crispus und des eilfjährigen Licinius, (Constantins Neffen) schnöder Beseitigung die Leidenschaft des Kaisers verflogen war und wilde Reue sich einstellte, da, so scheint es, war es wieder der Einfluß der fast 80jährigen Kaiserin-Mutter Helena, der den Kaiser bestimmte, die blutige Intrigue und seine persönliche Schuld an der schuldvollen Fausta, und wahrscheinlich auch an manchen dem Hofe nahe stehenden Theilnehmern dieser furchtbaren Episode durch rücksichtslose, sultanische Justiz zu rächen. Aber keine Reue und keine Rachethat konnte die jämmerliche Thatsache gut machen, daß er den besten Mann seines Hauses aus dem Wege geräumt, daß er die Zukunft seines Hauses und des Reiches nunmehr wesentlich auf Faustas Söhne verwiesen hatte.

Die älteste der in diese Schreckensgeschichte verflochtenen Persönlichkeiten, die alte Helena, verschwand bald ganz von dem Schauplatze. Die hochbejahrte Dame trat wohl noch im J. 326 eine längere Reise nach dem gelobten Lande an, wo sie, so heißt es, bei der Entdeckung der Grabstätte und des wahren Kreuzes Christi mitwirkte, Kirchen auf den heiligen Stätten gründete, und sehr zahlreiche Reliquien sammelte. Wie lange nach ihrer Rückkehr an den Hof sie gestorben ist, steht allerdings dahin.

Dagegen lenkte Constantin persönlich die schaudernde oder zornige Aufmerksamkeit der Zeitgenossen sehr bald von den blutigen Bewegungen an seinem Hofe ab durch diejenige That seiner Regierung, die neben seiner Anerkennung der christlichen Kirche für die gesammte Folgezeit bis auf unsere Tage als die bedeutungsvollste sich erwiesen hat: nämlich durch die Gründung einer neuen Welthauptstadt. Die historische Forschung unseres Zeitalters nimmt als sicher an, daß Constantin mit einer gewissen unabweisbaren Nothwendigkeit dahin getrieben wurde, an Stelle der alten Stadt des Romulus und des Augustus sich eine neue Residenz zu schaffen. Constantin zog in seiner genialen Weise für das Römische Reich auf allen Punkten die Summe der ungeheuren Veränderungen, welche seit einem Jahrhundert sich eingeleitet und in weitem Umfange bereits durch Diokletian ihr Recht erhalten hatten. Wie die alte Siebenhügelstadt schon längst nicht mehr als geeignet erkannt war, um das Reich militärisch und administrativ zu überwachen: so konnte sie noch weniger die Welthauptstadt bleiben, seit einerseits die Dyarchie und die letzten republikanischen Velleitäten des Senats dem bureaukratischen Absolutismus Platz gemacht, seitdem andrerseits das Kreuz thatsächlich den Sieg über die Olympier davongetragen hatte. Für den Mittel-

punkt des nach neuen Ordnungen zu regierenden Reiches brauchte Constantin einen völlig neuen Boden; wie ein geistreicher Kenner dieses Zeitalters es ausgedrückt hat, „eine traditions- und voraussetzungslose Residenz und Einwohnerschaft, die ihm Alles verdankte, sich nur auf ihn bezog, die für so vieles Neue in Staat und Gesellschaft das Gefäß abgeben konnte". Wahrhaft genial zeigte sich Constantin, — hierin mit Alexander bei der Gründung der griechischen Seehauptstadt von Aegypten zu vergleichen, — in der Auswahl des Platzes seiner neuen Residenz, wodurch die Pensionirung Roms endgiltig sanktionirt worden ist. Und die Bewunderung vor seinem Scharfblick wird dadurch nicht getrübt, daß der Gewaltige nicht sofort, sondern erst nach einigem Schwanken zwischen verschiedenen anderen Punkten der Osthälfte des Reiches sich entschloß, sein „neues Rom" an den Gestaden des Goldenen Hornes und des Bosporus zu erbauen, und damit zunächst auch äußerlich den neuen illyrischen Kernländern des Reiches, die jetzt vollständig an die Stelle von Italien getreten waren, „die Ehrenkrone" zu verleihen. Soldaten, Historiker und Geographen wetteifern in unserer Zeit, die imposanten Vortheile im Einzelnen nachzuweisen, welche die Halbinsel zwischen der Propontis, dem Bosporus und dem südlichen Ufer des Goldenen Hornes in militärischer, in politischer, in kommerzieller Beziehung nicht nur für sich, sondern auch für die kraftvolle Zusammenhaltung eines großen, über drei Welttheile ausgespannten Reiches darbietet. Die ganze weitere Geschichte selbst, die wir hier noch zu erzählen haben, wird uns zeigen, wie zunächst die Offensiv- und Defensivkraft der illyrischen Provinzen, die bisher wesentlich auf Sirmium, Adrianopel und namentlich auf Thessalonike gestellt war, durch die neue Riesenfestung am Goldenen Horne, mit ihren von der Mündung des Bosporus in den Pontus bis südwärts zur Insel Tenedos reichenden Außenlinien mindestens verdreifacht, wie aber weiterhin die Existenz eines byzantinischen Reiches bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts ganz vorzugsweise durch die ungeheure Stärke dieser durch Constantin neu geschaffenen Centralstellung gerettet worden ist. Und unser eigenes Zeitalter hat es erlebt, wie bedeutende Elemente dieser defensiven Stärke das byzantinische Constantinopel auf das osmanische Stambul vererbt hat.

Wenden wir uns den historischen Details zu. Sobald Constantin sich einmal entschlossen hatte, die neue Welthauptstadt an den Ufern des Goldenen Hornes zu begründen, so konnte er sich unmöglich mit dem schmalen Raume der alten griechischen Mittelstadt Byzantion auf der Ostspitze jener Halbinsel begnügen. Die Erweiterung aber derselben zu einer majestätischen Weltstadt konnte bei der Natur des Terrains nur nach der thrakischen Seite hin stattfinden. Es wurden daher die Ringmauern von Byzanz auf der Westseite abgebrochen. Die neue Stadt sollte den Raum einnehmen, der sich von der alten Stadtgrenze aus noch 15 Stadien (45 Minuten) weiter westwärts mit rasch zunehmender Breite zwischen den Fluthen der Propontis und des Goldenen Hornes ausdehnt. Die neue Ringmauer, welche die

Stadt gegen ihre Campagna abschloß, wurde bis zu der Gegend des heutigen Blangaboſtan vorgeſchoben. Als ſogenannter Gründungstag der neuen Welthauptſtadt gilt der 4. November des Jahres 328 n. Chr. Es war der Tag, wo nach Vollziehung mehrfacher Weihungen und ſymboliſcher Handlungen der Kaiſer in eigener Perſon, einen Speer in der Hand, den Lauf der neuen Ringmauer bezeichnete und den Grundſtein legte. Die alten und die neuen Theile zuſammen erhielten damals den Umfang von $2^1/_5$ geographiſchen Meilen. Von den ſieben Hügeln, welche Conſtantinopel ſpäter im 5. Jahrhundert bedeckte, gehörten ſchon fünf zu der Stadt, welche der Kaiſer damals ſchuf. Deren erſter, auf dem alten Stadtboden, ſollte das neue prachtvolle Kaiſerſchloß am Bosporus tragen.

Zu Conſtantins ſtärkſten, nicht bloß am Bosporus bewährten, Leidenſchaften gehörte die Bauluſt, in welcher er vielleicht den alten Trajan noch übertraf und dem Hadrian mit Erfolg nacheiferte. Daher betrieb er denn ſowohl den Bau der neuen Ringmauer, wie den der zahlreichen öffentlichen Nutz- und Prachtbauten, mit ſolcher Energie und mit ſo fieberhaftem Feuer, daß die ſogenannte „Einweihung" der neuen Stadt, die bereits den volksthümlichen Namen Conſtantinopel gewonnen hatte, ſchon am 11. Mai 330 feierlich begangen werden konnte. Viele der Großbauten freilich, deren Anlage ſo ſehr überhaſtet wurde, bedurften theils früh genug koſtſpieliger Reparaturen, theils wurden ſie erſt während der folgenden Regierung wirklich vollendet. Der 11. Mai aber galt ſeit dieſer Zeit offiziell als der „Geburtstag" von Conſtantinopel und wurde von den Einwohnern alljährlich feſtlich begangen. Die Einweihung ſelbſt, welche Conſtantin perſönlich leitete, beſtand aus einer Reihe großer Feſtlichkeiten, bei denen heidniſche Formen, magiſche Begehungen und chriſtliche Riten in einer für des Kaiſers eigenthümliche, innere Zwitterſtellung zwiſchen „Hellenismus" und Chriſtenthum höchſt charakteriſtiſchen Weiſe einander durchkreuzten. Den Abſchluß der Feſtlichkeiten bildeten nach herkömmlicher Weiſe großartige Cirkusſpiele, die in den folgenden byzantiniſchen Jahrhunderten ſpeciell auf dieſem neuen Boden für das ſpätere Parteiweſen noch in ganz anderem Sinne eine klaſſiſche Bedeutung gewinnen ſollten, als zu Rom oder ſelbſt zu Antiochia. Unter den vielen architektoniſchen Schöpfungen in der neuen Weltſtadt ſind manche für die Geſchichte der folgenden Zeit ſehr bedeutungsvoll geworden. Zunächſt hatte man die concentrirte Pracht und, freilich nur im Sinne dieſes Zeitalters, auch die künſtleriſche Schönheit hauptſächlich in der Oſthälfte von Conſtantinopel zu ſuchen. Auch für unſere Geſchmacksrichtung wahrhaft impoſant wirkte wohl nur die Geſammterſcheinung der neuen Stadt, wie ſie auf ihren Hügelterraſſen inmitten einer grünen, wunderbar ſchönen Landſchaft aus den blauen Fluthen emporſtieg, die ſie auf drei Seiten umſchloſſen. Sonſt aber ſcheint im Allgemeinen der Charakter dieſer neuen byzantiniſchen Pracht ein überaus bunter und unruhiger geweſen zu ſein; und mit dieſer Richtung in Styl und Dekoration der Bauwerke, wo ſich noch kein

bestimmter, am wenigsten ein reiner und geläuterter Geschmack wieder ausgebildet hatte, stimmte nur zu sehr die Neigung zur Ueberladung, und zu wahrhaft massenhafter Anhäufung plastischen Schmuckes, den der Kaiser aus der gesammten klassischen Welt nach dem Bosporus zusammentrug. Abgesehen nun von den gewaltigen, im Laufe der folgenden Jahrhunderte wiederholt noch erheblich ausgedehnten und verstärkten Festungswerken, mit welchen Constantin seine Stadt umgürtete, so wurde die östliche stumpfe Spitze des byzantinischen Dreiecks die Basis des neuen Kaiserschlosses: von da bis auf diesen Tag ein schicksalsschwerer Platz für eine halbe Welt. Wie das Serai der Osmanen, so wird auch dieses Schloß als ein ausgedehntes System mannichfaltiger Prachtgebäude mit Gärten, mit zahlreichen inneren und äußeren Höfen, mit den Amtswohnungen vieler vornehmer Beamten, mit großen Hallen für die verschiedenen Abtheilungen der Schloßgarde, der Schloßpolizei und der Hofdienerschaft zu denken sein. Von hier aus brauchte man nun beinahe fünf Viertelstunden, um durch das westlichste Festungsthor, das sogenannte Goldene Thor, die Campagna zu erreichen. Der architektonische (obwohl nicht genau der mathematische) Mittelpunkt der Stadt war das kolossale Constantinische Forum auf der Mitte der Linie, welche früher die Ringmauer von Byzanz auf der Landseite beschrieben hatte. Dieser riesenhafte Markt war durch drei große Prachtstraßen mit dem Schloß verbunden, welche ihrerseits mehrere der wichtigsten Punkte der neuen Stadt mit einander verbanden. Die südlichste dieser Linien berührte den gewaltigen, zum Theil auf starken Substruktionen ruhenden, Hippodrom (jetzt der osmanische Atmeidan,) — später wiederholt der Schauplatz und Ausgangspunkt der wildesten Parteibewegungen. Die mittlere Linie passirte in der Nähe des Schlosses die neue Irenenkirche, die unter Constantius II. ihren Namen an die seit 343 der „heiligen Sophia", d. h. der „Weisheit Christi" zu Ehren ausgebaute, mit ihr verbundene, Sophienkirche abtrat, und den Senats- und Justizpalast; weiter aber das Augustäum, nämlich den großen Platz, ein längliches Viereck, mit Säulenhallen umgeben, mit der Porphyrstatüe der Kaiserin-Mutter Helena und mit einer Nachbildung des goldenen Meilenzeigers in Rom: von hier nahmen jetzt die Meilenzahlen der großen Reichsheerstraßen ihren Anfang. Die nördliche Linie endlich folgte dem Laufe des Goldenen Hornes. Unter den Bauten dagegen in der westlichen Hälfte der Stadt wurde, ehe die auch dort entstandenen kaiserlichen Paläste zu ihrer historischen Bedeutung gelangt sind, von speciellem Interesse die neue Apostelkirche, die erst durch Justinians I. riesige Sophienkirche gänzlich verdunkelt worden ist. Aus buntem Marmor aufgeführt, hochgewölbt, (wahrscheinlich ein griechisches Kreuz mit Kuppel), die Decke ganz mit Gold bedeckt, auch die äußere Bedeckung aus vergoldetem Erz; frei stehend inmitten eines großen Hofes, den von allen Seiten Hallen, kaiserliche Säle, Wächterwohnungen umgaben: so wurde diese Kirche, wo der Thron des Kaisers neben dem Sitze des Bischofs aufgestellt war, nunmehr das Mausoleum der römischen Kaiser, zunächst der

Constantiner, welche im Orient residirten, und zugleich der Bischöfe der neuen Weltstadt. Wenn nun Constantin seine neue Stadt nicht nur mit imposanten Kirchen, sondern auch mit Göttertempeln ausstattete, so zeigte er nach der Ueberlieferung die Parität, — und für seine Person die mit innerer religiöser Neutralität, mindestens mit kenntlicher Unklarheit verknüpfte Neigung, alle geistigen Mächte seiner Zeit mit sich und seinen Schöpfungen in nächste Beziehung zu setzen, noch frappanter auf andere Weise. Noch heute zeigt Stambul eine merkwürdige Ruine aus dieser Zeit, die sogenannte „verbrannte Säule". Es ist (soweit die Zerstörung durch Sturm und Blitz am 5. April 1101 übrig gelassen hat) der Rest eines riesigen, fast 33 Meter hohen, Monolithen von Porphyr aus der ägyptischen Thebais, welchen Constantin damals auf dem Mittelpunkt seines Forums aufstellte. Der Platz wurde schnell genug Objekt eines phantastischen Kultus; denn nicht allein soll der Kaiser unter der (etwas über 6 Meter hohen) aus weißem Marmor bestehenden Basis der Säule das heimlich entführte Palladium der Stadt Rom verborgen haben. Die Säule selbst trug auf ihrer schwindelnden Höhe einen bronzenen, antiken Koloß des Apollo; aber der Kaiser hatte den Kopf des Sonnengottes durch seinen eigenen Portraitkopf ersetzen lassen, und zugleich in dem Koloß ein Stück des wahren Kreuzes Christi verborgen. Wir bemerken endlich noch, daß die Straßen der Stadt am Abend durch Lampen tageshell beleuchtet waren.

Mit der Gründung der neuen Stadt waren nun natürlich von Anfang an die mächtigsten Rückwirkungen auf einen großen Theil der sozialen Zustände dieses Zeitalters verbunden. Im Zusammenhange mit den zahlreichen Bauwerken, welche der Kaiser in andern Theilen des Reiches aufführen ließ, erhielt natürlich die Thätigkeit aller möglichen Klassen von Bauhandwerkern und Bautechnikern, erhielt der Betrieb der verschiedensten Künste, und die Ausbeutung der edlen Steinbrüche auf der ganzen Linie vom Taygetos bis nach Prokonnesos und Synnada, und wieder bis zum Rothen Meere und den Granitfelsen bei Syene eine neue, frische und gewaltige Anregung. Dagegen war bei der bereits sehr fühlbaren materiellen Erschöpfung der antiken Welt die neue Blüthe der Weltstadt am Goldenen Horn nur auf Kosten eines erheblichen Theils namentlich der östlichen Provinzen zu erzielen. Die für die neuen Schöpfungen nöthigen außerordentlichen Kosten waren allerdings ihrer Natur nach nur vorübergehender Art; man hat sie auf 60 Millionen Francs berechnet. Dagegen konnte eine starke Bevölkerung von Constantinopel nur durch Entvölkerung namhafter Theile des Reiches geschaffen werden. Denn das Abströmen zahlreicher Bürger und Bauern nach dem Bosporus konnte jetzt zu Hause entweder gar nicht mehr, oder doch nur durch Aufnahme fremder Barbaren in den Reichsverband gedeckt werden. Um aber seine Schöpfung möglichst schnell durch ein neues Volk zu beleben und zahlreiche Ansiedler zur Uebersiedelung zu locken, wandte Constantin alle möglichen Mittel und Begünstigungen an. Nicht nur daß Constantinopel als Gemeinde mit allen Rechten und Privilegien der alten Welthauptstadt

an der Tiber begabt wurde und mit dem „italischen Rechte" die Befreiung von Reichssteuern erhielt, so stellte der Kaiser auch den einzelnen Ansiedlern namhafte Vortheile in Aussicht. Zu letzteren gehörten leider auch die schlimmsten staatswirthschaftlichen Gewohnheiten des kaiserlichen Rom. Denn für die ärmere Bevölkerung wurden auch hier die heillosen römischen Spenden an Korn, Wein, Fleisch und Oel in Aussicht gestellt. Dieselben sind seit dem 18. Mai 332 dauernd in Gang gekommen und erreichten allmählich eine solche Höhe, daß man später 80,000 Personen zählte, die täglich von Staatswegen Brod erhielten. So sammelte sich denn schnell genug neben dem Hofe, neben der Besatzung und den großen Reichsbureaus, neben den Großen des Reiches, neben zahlreichen wohlhabenden Bürgern und einer besser situirten „arbeitenden Klasse" auch ein künstlich produzirter Pöbel, der das römische Schlagwort „Panem et Circenses" nach dem Goldenen Horn verpflanzte, und an Grausamkeit, Wildheit, an Neigung zu Unruhen und zu Brandstiftungen mit jenem der älteren großen lateinischen und hellenistischen Centralplätze erfolgreich wetteiferte. Während aber der schnell sich ausbildende, mächtige Verkehr der neuen Weltstadt auf die nähere Umgebung sehr günstig wirkte, war und blieb es die Sorge der Kaiser und des Großhandels, wie früher nur Rom, so jetzt auch Constantinopel stets zu rechter Zeit mit billigem Korn zu versorgen. Asia und Syrien und vor Allem das Nilthal kamen hier sehr wesentlich in Betracht. Nach Constantins Verordnung wurde ein Theil der ägyptischen Naturalabgaben zur regelmäßigen Verproviantirung der neuen Stadt bestimmt. Theils unter den Lockungen, die damals wie heute solche Großstädte ausüben, theils unter dem Drucke der späteren politischen, namentlich der kriegerischen Ereignisse, nahm die Einwanderung nach Constantinopel mit jeder Generation immer energischer zu; schon zu Anfang des fünften Jahrhunderts hatte die Stadt mehr als $\frac{1}{2}$ Million Einwohner. Die Provinzialstädte empfanden außer Anderem namentlich das Uebertreten vieler Dekurionen in den Rath der neuen Hauptstadt sehr schmerzlich.

Ein anderes Moment wurde namentlich in den hellenischen Provinzen sehr bitter empfunden. Constantin war unabläßig bemüht, seine neue Schöpfung einerseits in allen Stücken zu einem Abbild Roms zu gestalten, andererseits aber möglichst prachtvoll zu dekoriren. Nach jener Richtung wurde in Constantinopel mit dem ganzen Gerüste der stadtrömischen Beamtungen in dem Stadtrath der neuen Residenz zugleich ein neuer Senat hergestellt. Dieser Senat, der bei den prächtigen kaiserlichen Schaustellungen doch nicht fehlen durfte, verhielt sich zu den Curien der östlichen Provinzen nun (ähnlich wie für den Westen, bei freilich kolossalen historischen Traditionen, der römische) in dieser neuen Zeit als der höchste und angesehenste Stadtrath des Ostens — mit höheren Ehren und geringeren Lasten, als die unglücklichen Dekurionen der Landstädte. Ein gewisses Maß municipialer Jurisdiction, die übliche Last hoher städtischer Aemter, die nicht minder althergekömmliche Plage der „Leiturgien" der öffentlichen Spiele; dann die Ehren-

auszeichnung, daß (wie an den römischen, so auch) an diesen Senat, gleichsam als an eine Art Repräsentation der Bevölkerung des Reiches, die neuen kaiserlichen Gesetze und Verordnungen zuerst mitgetheilt wurden: das etwa waren die Auszeichnungen dieses Senats, den nachmals noch Kaiser Julian wesentlich in allen Stücken mit den Rechten und Privilegien des römischen begabt hat.

Viel empfindlicher aber wurde die plastische Dekoration der Hauptstadt für das feinste Geistesleben der Hellenen. Constantinopel sollte in großartigster Weise mit ächten Kunstwerken geschmückt werden. Da solche in dieser Zeit nicht mehr herzustellen waren, so griff der Kaiser in einer in der That barbarischen Weise zurück zu der alten Praxis der republikanischen Prokonsuln und der Agenten des Nero. Er ließ durch seine Beamten namentlich in den griechischen Provinzen überall, theils aus verlassenen oder entbehrlichen Tempeln, theils aus anderen geweihten Stätten des Landes, theils aus der Fülle der noch immer an Kunstwerken verschiedenster Zeiten überreichen griechischen Städte, massenhafte Kunstschätze nach Constantinopel führen, wo sie nun theils ohne Weiteres, theils mit oft sehr willkürlichen Umformungen, zur Dekoration der neuen Plätze und Prachtbauten verwendet worden sind. Auch hierbei verleugnete sich die Richtung des Kaisers und seiner Zeit sowohl auf das Massenhafte, — selbst auf Kosten des reinen Geschmacks und der bewußten Wirkung des einzelnen Kunstwerkes, — wie auf Neutralisirung des Antiken und des damals Modernen, nämlich des Christlichen, nicht. Anhäufungen großer Massen von Bildwerken (man fand unter Anderem später an der Sophienkirche volle 427 Statüen aller Art und Zeit zusammengestellt,) Degradirung alter historisch geweihter Stücke, wie des im Hippodrom aufgestellten platäischen Siegesgeschenks der Panhellenen aus Delphi, zu müßigen Dekorationen, Verwendung antiker Kunstwerke zu christlichen Zwecken, sind weitere charakteristische Momente bei dieser großartigen Verpflanzung künstlerischer Alterthümer nach dem neuen riesigen Museum am Bosporus.

Obwohl nun die Gunst der Lage, der Kaiser, und die politischen Verhältnisse gemeinsam dahin gewirkt haben, ein rasches Aufblühen der neuen Reichshauptstadt zu ermöglichen, so hat es doch sehr lange gedauert, bis die alten großen Centralpunkte der antiken Welt ihre Rivalität gegen diesen „Parvenü unter den Städten" aufgaben. Obwohl Constantinopel schnell genug ein wesentlich griechisches Gepräge angenommen hat, so hat es doch erst in den späten Zeiten der Paläologen den Rest der griechischen Welt so ausschließlich vertreten, wie heute etwa Paris Frankreich. Dagegen machte sich noch mehrere Menschenalter hindurch Seitens der übrigen Großstädte ein starker litterarischer, sozialer, politischer und namentlich kirchlicher Gegensatz geltend. Die Universitäten Alexandria und Athen standen in dauernder Rivalität gegen die neue Universität Constantins auf dem byzantinischen Capitol, der gegenüber Athen erst seit des zweiten Theodosius Zeit den kürzeren

zog. Die soziale und politische Machtsphäre der neuen Hauptstadt wurde noch lange im Orient durch Antiochia und Alexandria fühlbar eingeengt. Und namentlich in Sachen der kirchlichen Verhältnisse stieß jeder Versuch der byzantinischen Bischöfe auf Gewinnung eines anerkannten Primats noch lange auf zähen Widerstand. Dieses so sehr, daß die hellenischen Kirchen noch bis zum 8. Jahrhundert in bewußtem Gegensatz zu Byzanz — fest zu Rom hielten, und daß gar manche der grimmigen dogmatischen Kämpfe, welche dem Ausleben des Arianismus folgten, ihren bestimmenden Charakter eigentlich der harten Rivalität zwischen den fürstlichen Kirchensitzen am Nil und am Goldenen Horn verdankten.

Die Vorliebe des Kaisers Constantin für architektonische Schöpfungen machte sich, soweit es sich nicht um die neue Hauptstadt handelte, außer Anderem namentlich auch in Anlage der kirchlichen Bauten bemerkbar, die unter seiner Hand emporwuchsen, je mehr seine Gunst mit den Jahren der christlichen Kirche sich thatsächlich zuwandte. Ueberhaupt aber macht sich jetzt der Einfluß des Christenthums auch auf die Kunstübung in verschiedenster Weise sehr bestimmt fühlbar. Die ungeheure geistige und sittliche Veränderung, welche durch das siegreiche Durchdringen und später durch die Alleinherrschaft der Kirche in dem inneren und äußeren Leben der antiken Welt in der Uebergangszeit bis zu dem Obsiegen der Germanen und bis zu dem Uebergange der griechischen Hälfte des Reiches in den Byzantinismus hervorgerufen wurde, hat mit und neben der Kirchenbaukunst auch sonst vielfache Spuren in den künstlerischen Schöpfungen dieser und der folgenden Zeiten zurückgelassen. Dieses um so mehr, weil die alte Kunst schon seit mehreren Jahrzehnten auf neuen Bahnen sich versucht hatte.

Die Kunst, schwankend und unsicher schon zur Zeit der Antonine, nahm seit deren Epoche mancherlei fremdartige Elemente in sich auf und verfiel einem mehr und mehr „willkürlichen" Betriebe. Es machte sich dabei das Streben nach einer prunkvoll dekorativen Wirkung in steigendem Maße geltend. Nur das Aeußerliche des Scheines wurde erstrebt, während das Gefühl für lebendige Durchdringung der Form abzusterben begann. Das dritte Jahrhundert, welches sich zunächst noch in den Bahnen und der Richtung des zweiten zu bewegen fortfuhr, bezeichnet bereits die in solcher Weise sich kundgebende, immer fühlbarere Entartung, der Beginn aber des vierten Jahrhunderts die nothwendig folgende rasche Verarmung des künstlerischen Vermögens. „Schwere und Erstarrung im Ganzen des Kunstwerkes, kümmerliche Dürftigkeit in seinen Einzelheiten sind das letzte Ergebniß, obgleich allerdings nicht zu übersehen ist, daß inmitten des Verfalls Elemente neuer, einer künftigen Zeit vorbehaltener Entwicklungen sich kundgeben." Dabei zeigt sich in der Architektur namentlich der Gewölbe- und Bogenbau im siegreichen Kampfe gegen die alten Formen griechischer Tempelbauten. In des großen Constantins Zeit endlich reihen sich an die ausgehende heidnische nun eben in kenntlicher Weise die Anfänge der christlichen Kunst.

Eine lebhafte Umbildung des römischen Architekturstyls hatte sich dabei in den orientalischen Provinzen ergeben, wo der asiatische Geist sich aufs Neue zu regen begann, und sich in einer Entfaltung von prunkendem Schimmer und phantastischer Laune zu entfalten suchte.

Während in Kleinasien das dominirende Griechenthum diese neue Richtung noch immer in Schranken hielt, nahm die römisch-asiatische Architektur ihren größten Aufschwung in Syrien, namentlich in Heliopolis (Baalbek) und in Palmyra, zur Zeit der kurzen und staunenswerthen Blüthe dieser Oasenstadt. Von ihren Bauten sind noch ansehnliche Ruinen erhalten. Die Trümmer von Palmyra, Tempel und Höfe, mächtige Säulengänge durch die Stadt, Bogenpforten und thurmartige Grabmonumente, zeigen im Ganzen eine ruhigere Pracht. „Das dekorative Gesetz macht sich in reicher Entwicklung geltend, man findet geschmückte bauchige Friese, Consolen an den Säulenschäften, zum Tragen für Bildsäulen bestimmt u. dgl. m., aber die großen Linien herrschen vor. In der Bogendekoration, wo Pfeiler und Bögen durchweg mit Ornamentfüllungen versehen zu sein pflegen, ist hiermit eine eigenthümliche, verhältnißmäßig noch edle Wirkung erreicht." In den Tempeln und Tempelhöfen dagegen von Heliopolis sondern und scheiden sich die Massen, im Ganzen wie im Einzelnen, gern in ein buntes Nischenwerk, zu dessen Dekoration die antiken Architekturformen in mannichfachster, oft willkürlichster Weise verwandt werden. „Hier ist Alles auf phantastische, überraschende, die Sinne einigermaßen verwirrende, Wirkungen abgesehen."

Petra im römischen Arabien, in engem Felsenterrain erblüht, hat eine erhebliche Anzahl von Monumenten, welche zum Theil im Freibau ausgeführt waren, zum Theil ebenfalls, so namentlich die Grabfaçaden, aus dem Fels gemeißelt sind. Sie erscheinen zumeist als phantastisch barocke Compositionen, welche die antiken Bautheile in willkürlicher Weise für abenteuerliche Wirkungen verwenden: einige noch in brillanter Durchbildung, andere schon in entartet roher Behandlung.

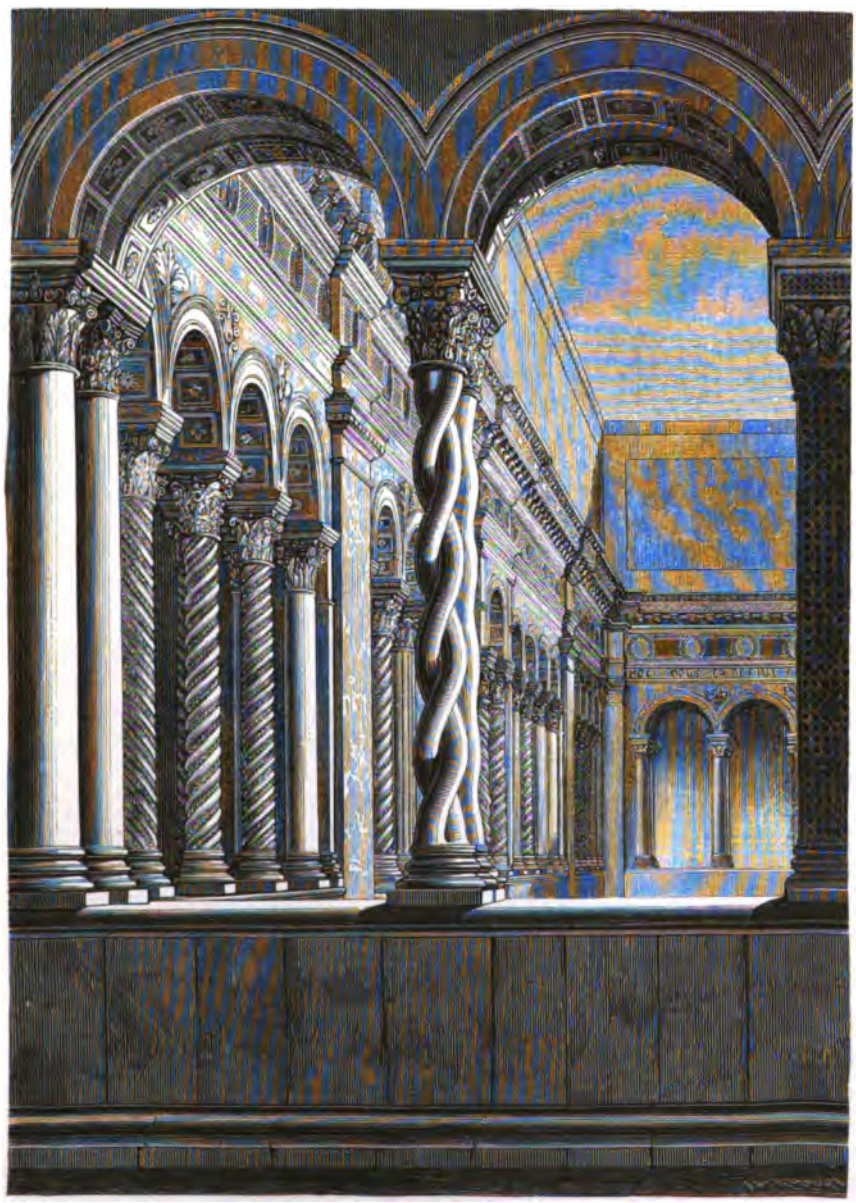
Einige Monumente geben dann Kunde von der Uebertragung des asiatischen Geschmacks auf die abendländische Architektur. Dahin gehören namentlich zwei Thore zu Verona, die sogenannte Porta de' Borsari (265 n. Chr.), und der verbaute Arco de' Leoni. Die erstere hat zwei Durchgangsbögen und über denselben zwei Geschosse von Arkadenfenstern „mit zierlich spielender architektonischer Umrahmung". Sonst ist namentlich Gallien reich an neuen und imposanten Thorbauten, wie zu Besançon, Reims, Saintes, Carpentras. Speziell auch interessant zu Autun aus dem dritten Jahrhundert die „Porta d'Arroux", eines der Beispiele einer neuen, auf die Vertheidigung berechneten, und zugleich malerisch wirksamen Anordnung, indem sich über dem Thore selbst, — hier zwei große Haupteingänge mit zwei Nebenpforten, — eine architektonisch dekorirte Arkadengallerie hinzieht.

Wenden wir uns dagegen zu der nunmehr immer bestimmter in den Vordergrund tretenden christlichen Kunst, so kommen hier zuerst die Versamm-

lungshäuser der christlichen Gemeinden zu gemeinsamer gottesdienstlicher Erbauung in Betracht. Als wesentliche Muster und Vorbilder galten dafür die seit Alters in der römischen Welt gebräuchlichen Basiliken: jene großen Gerichts- und Börsenlokale, — Langräume, welche sich durch Säulenstellungen und Gallerien über diesen in mehrere Schiffe sonderten, und an welche sich an der hinteren Schmalseite eine große Halbrundnische für das richterliche Tribunal anschloß.

Sobald nun eine öffentliche Bethätigung des Gemeindelebens gestattet war, wurden, schon im dritten Jahrhundert in Menge, unter und seit Constantin aber überall, Kirchen nach solchen Mustern angelegt. In dem Langraume der Basilika und auf den Gallerien sammelte sich das Volk; in dem Halbrunde auf der hinteren Schmalseite saßen die Priester, vor denen der Altar errichtet war. Wer noch erst der Aufnahme in die christliche Gemeinschaft harrte, fand seinen Platz in der Vorhalle des Gebäudes. Reste der älteren Kirchen haben sich namentlich im nördlichen Afrika erhalten. Seit Constantin aber entfaltete sich das System dieser Kirchenbauten immer selbständiger und durchgebildeter. Jerusalem, Constantinopel, Rom zeigten bereits unter diesem Kaiser höchst stattliche Kathedralen, bei denen zuweilen ältere Bauten für kirchliche Zwecke umgestaltet wurden. Noch vorhanden ist die durch die Kaiserin-Mutter Helena gegründete Marienkirche zu Bethlehem, die allerdings einige Jahrzehnte später einer Erneuerung unterworfen worden ist. Diese Kirche ist eine große fünfschiffige Basilika; aber als wirkungsvoller Fortschritt macht sich bemerkbar, daß hier über den Säulen des in selbständiger Erhebung emporsteigenden Mittelschiffes, des Hauptraumes, gerade Gebälke sich befinden, und über diesen keine Gallerien mehr, sondern abschließende, durch Fenster geöffnete Oberwände. Ein hoher säulengetragener Bogen führte aus dem Mittelschiff zu einer stattlichen Querhalle vor der „Tribuna", welche — durch die Bedingungen des nun reicher ausgestatteten Altardienstes veranlaßt, — mit ihren Fensteröffnungen dem heiligen Raume des Altars den hellsten Lichtzufluß gewährte. Die in ganz derselben Weise erbaute, von Constantin in Rom gegründete Peterskirche hatte noch einen weiten, mit Säulenstellungen umgebenen Vorhof, welcher das Gebäude von dem Treiben des Tages sonderte; in der Mitte desselben lag, als wesentliches Zubehör der größeren Basilika, ein Brunnen zur Reinigung vor dem Eintritt in das Heiligthum. Gegen Ende des vierten Jahrhunderts entstand in Rom noch die mächtige fünfschiffige Basilika S. Paolo fuori le mura, die bis auf unser Jahrhundert sich erhielt, und nach einem Brande im J. 1823 der alten Anlage thunlichst entsprechend erneuert worden ist. Sie hat bereits die Eigenthümlichkeit, daß die Säulen des Mittelschiffes durch Bögen verbunden wurden. In dieser Kirche wurden auch die Innenräume sehr reich ausgestattet; neben den Marmorschmuck der Fußböden und den Schmuck der Felderdecken mit prächtigem vergoldetem Täfelwerk, traten die musivischen Malereien, welche die Oberwände des Mittelschiffes,

welche ferner den Bogen, der zur Querhalle führte und als Siegesthor des christlichen Glaubens „Triumphbogen" genannt wurde, und die Nische der Tribuna bedeckten. Auch die große Basilika zu Trier war durch die wieder-



Kreuzgang von S. Paolo fuori le mura zu Rom.

holte Verbindung großer Apſiden mit den Haupträumen eigenthümlich bemerkenswerth.

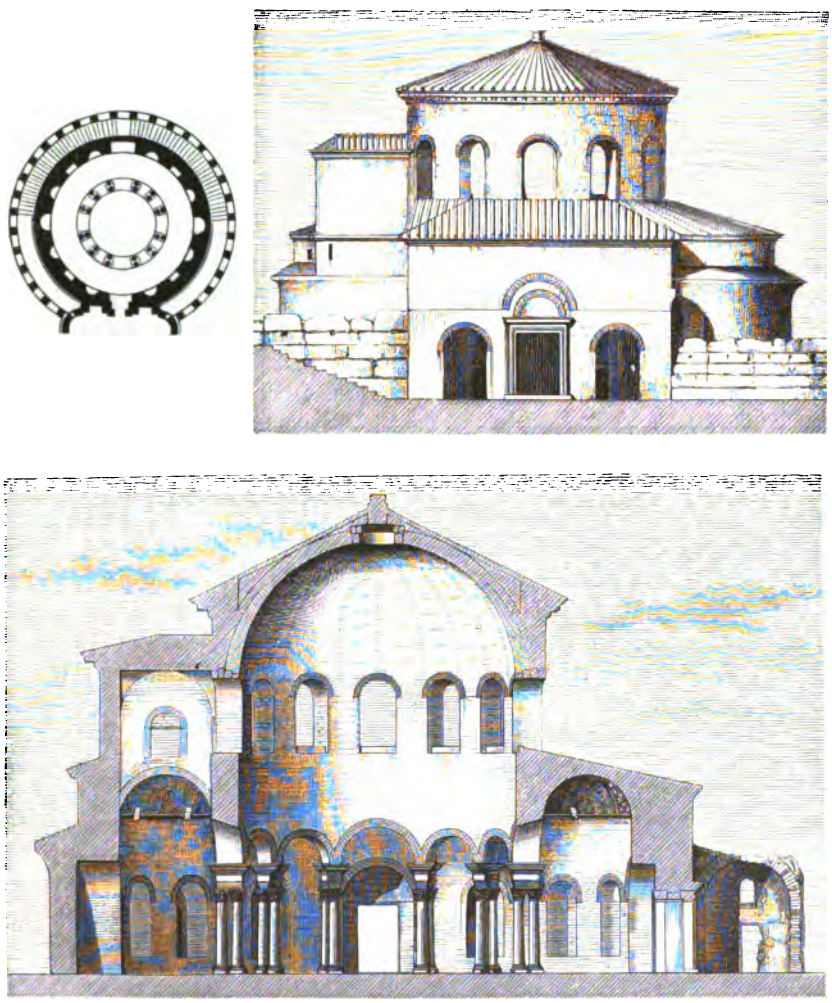
So hatte ſich im Laufe des vierten Jahrhunderts das Weſentliche in Form und Behandlung der chriſtlichen Baſilika für die Zwecke des Kultus feſtgeſtellt. In Rom und in den von hier aus beſtimmten Ländern hielt man an dieſen Ergebniſſen feſt, wenn auch die dreiſchiffigen Kirchen die Regel wurden, die fünfſchiffigen mehr nur als Auszeichnung für kirchliche Metropolen von beſonders hohem Range blieben. Im Orient dagegen, namentlich in Conſtantinopel, nahm man von der römiſchen Entwicklung des Kirchenbauſtyls nur wenig an. Man behielt hier namentlich die Gallerie über den Seitenſchiffen bei, die den Frauen zum beſonderen Aufenthalt angewieſen wurden. Dabei ſtrebte man namentlich nach glänzender Entfaltung des architektoniſchen Details, wobei nun die aſiatiſchen Prachtwerke der ſpät-antiken Zeit zum Muſter genommen wurden. Auch in Aegypten entwickelte ſich eine, ſpäter der koptiſchen Kirche eigenthümlich gebliebene, Abzweigung des Baſilikenbaues. Noch eigenthümlicher ſind die Formen der chriſtlichen architektoniſchen Kultur in Syrien, wo ſich (aus der Zeit zwiſchen 282 und 565) zahlreiche monumentale Quaderbauten dieſer Art erhalten haben. Im Hauran führte der Holzmangel frühzeitig zu einer durchgängigen Anwendung von granitenen Gewölb- und Steindecken, die mit ſchwerem, ſchmuckloſem Pfeilerbau ſich verbinden. Bei ſtrenger Schlichtheit der Formen, kommt zuweilen bereits ein Thurm im Anſchluß an das heilige Gebäude vor. Dann erſcheinen auch kleine Kuppelbauten als quadratiſche Kapellen mit Vorhallen; ſpäter kommen großartige Anlagen dieſer Art vor, wie (512) die Kathedrale von Boſtra. Doch bringt auch hier allmählich die Geſtalt der Baſilika, mit Aufnahme des Säulenbaues, durch, die nun (drei- und fünfſchiffig) beſonders im nördlichen Syrien dominirt. Hier aber zeigt die Baſilika weder Querhallen noch Emporen, aber zuweilen drei Apſiden; dazu weſtliche Vorhallen, ſelbſt mit Doppelthürmen eingefaßt.

Die Form der Baſilika blieb jedoch nicht die einzige, die für Kirchenbauten zur Anwendung kam; namentlich ſoweit orientaliſche Geſchmacksrichtung ſich geltend machte. Schon unter Conſtantin war die Hauptkirche zu Antiochia in achteckiger Geſtalt mit Umgängen und Gallerien erbaut. Die zu Conſtantinopel vom Gründer der Stadt erbaute Apoſtelkirche erhielt, ſo ſcheint es, eine Kreuzform, ſpäter mit einer Kuppel in der Mitte.

Am meiſten aber wich man da von der Form der Baſilika ab, wo es ſich um Bauten handelte, die nur für einzelne Andachtszwecke beſtimmt waren, alſo namentlich bei Grabkapellen und Taufkapellen. Bei jenen boten antike Muſter thurmartiger Rundbauten für ſepulcrale Zwecke den Anſtoß zur Anlage von Rundkapellen, wie die Kirche S. Coſtanza[1]) eine war.

1) Urſprünglich das Grabmal von Conſtantins Schweſter Conſtantia, nach deren Tode 328 an der Via Nomentana erbaut; die heutige Kirche S. Coſtanza.

Anderweit empfahl sich auch die Kreuzform des Grundrisses, so daß man die Arme des Kreuzes zur Aufnahme der Sarkophage, den Mittelraum zur



S. Costanza zu Rom.
Grundriß Aufriß und Durchschnittsansicht.

Vollziehung der kirchlichen Dienste benutzte. In solcher Art hat sich aus dem fünften Jahrhundert erhalten (s. unten) die Grabkapelle der Kai-

Dieses Bauwerk gilt, trotz der erstarrten Behandlung der Form, als eine für jene Zeit zukunftreiche Neuerung in architektonischen, bereits völlig unantiken, Kombinationen. Es ist ein erhöhter Rundbau, dessen Mauermasse auf einem Kreise gedoppelter Säulen

serin Galla Placidia, das sogenannte Kirchlein SS. Nazario e Celso zu Ravenna. Hier sind die Kreuzarme durch Tonnengewölbe, der viereckige Mittelraum aber, erhöht, durch ein entsprechendes Kuppelsegment überwölbt. Für die Taufkapelle dagegen empfahl sich eine centrale, kreisrunde oder polygone Gestalt, wobei die Mitte des Raumes durch das weite Taufbecken eingenommen wurde. Die bedeckten Schwimmteiche in den römischen Thermen gaben zu solcher Anlage ein natürliches Vorbild; von ihm erhielt die Taufkapelle den Namen des Baptisteriums. Das älteste bekannte derselben stammt aus dem vierten Jahrhundert; es ist die Kirche S. Maria Maggiore bei Nocera, in der Gegend von Neapel.

Die Katakomben endlich bei Rom, die nicht nur als christliche Begräbnißplätze gedient hatten, sondern auch als Zufluchtsstätten in den Zeiten der Verfolgung und zur Ausübung der Andacht über den Gräbern der Märtyrer, bei denen der Grabdeckel als Altarplatte diente, waren ebenfalls architektonisch ausgebaut, die Kapellen in denselben oft mit Eckſäulen und einer gewölbartig gegliederten Decke ausgestattet worden. Ihre Räume (S. 456 ff.) sind auch schon sehr frühzeitig in ausgedehnter Weise durch Wandgemälde geschmückt worden. Man erkennt dabei eine Ausstattung der Räume, welche das Dekorationsprincip der antiken Wandmalerei, wie in den Grabhallen der antiken Zeit, ja selbst an den Wänden von Pompeji, aufnimmt; „eine wohlgeordnete Feldertheilung, ein Schmuck von Umrahmungen und Füllungen, der einen an heitere Würde gewöhnten Sinn bekundet". Darin vertheilen sich Figuren und Scenen christlich symbolisirenden Inhalts, dazu auch Gestalten und Scenen des christlichen Lebens. Während des dritten, und auch noch im vierten Jahrhundert herrscht bei der Behandlung dieser Malerei noch immer im Aeußeren das antike Gepräge vor. Daneben aber macht sich eine neue und selbständige Empfindung geltend: „es ist eine Stille der Seele, eine Leidenschaftslosigkeit, eine ruhige Größe bei diesen Versuchen, die ihnen bei allen Mängeln oft einen eben so eigenthümlichen, wie tief innerlichen Reiz gibt". Die Katakomben der h. Agnes, des h. Calixtus, des h. Cyriacus, des h. Saturninus, und andere bieten zahlreiche Beispiele dieser Art. Dagegen verwildert während des fünften Jahrhunderts die Form immer mehr, während der Ausdruck etwas Ekstatisches gewinnt. „Es ist eine Epoche, die sich bei sinkenden Mitteln in ihrem leidenschaftlichen geistigen

ruht, welche unter einander durch Gebälke und mit dem nächsten Paare durch Bögen über dem Gebälke verbunden sind: von einer Kuppel überwölbt und von einem niedrigen, gleichfalls gewölbten Umgange umgeben. Dagegen gehören die Reliefs an ihrem Porphyrsarkophage, welche Rankengewinde und traubenlesende Genien darstellen, und die an dem Sarkophage der alten Kaiserin Helena, (beide jetzt im Vatikanischen Museum) zu den Belegen für das Erstarren der Skulptur in dieser Zeit. „Das Handwerk in der Bewältigung des schwierigsten Materials, und die künstlerische Kraft stehen hier in empfindlichem Gegensatze" Die künstlerische Komposition und Ausführung der Reliefs ist bereits sehr mangelhaft.

Schwunge zu bekunden strebt." Für diese Zeit scheinen namentlich die Darstellungen in den Katakomben der Priscilla maßgebend zu sein. Endlich aber gehören dem fünften und sechsten Jahrhundert andere Darstellungen an, welche darauf abzielen, die Personen der heiligen Geschichte und Momente derselben unmittelbar zu vergegenwärtigen, sie groß und feierlich zu zeigen, ihre Bedeutung in charakteristischen Typen auszudrücken. Die Kunst ist dabei allerdings lediglich auf das Niveau des Handwerks herabgesunken; aber im Ausdrucke — namentlich in dem Ideal des Christuskopfes — wird noch immer Bewunderungswürdiges erreicht. Nach dieser Seite sind die Katakomben des h. Pontianus besonders wichtig.

Aehnlich wie die Kapellen der Katakomben sind wahrscheinlich auch die älteren kirchlichen Gebäude im Inneren ausgestattet gewesen. Sehr bald aber überwog die Neigung, die Wände und die Wölbungen der letzteren mit musivischen Gemälden zu bedecken, die besonders geeignet schienen, um dem strengen Ernst des Gedankens und der Andeutung eines majestätischen ehrfurchtgebietenden Daseins zu dienen. In solcher Weise zeigen im vierten Jahrhundert die Wölbungen der Kirche S. Costanza in Rom reiche Mosaikdekorationen, diese noch in antikisirendem Geschmack; einen reichen bildlichen Charakter gewinnen die musivischen Darstellungen des fünften Jahrhunderts. Hier sind besonders bedeutend die Mosaikbilder des Baptisteriums S. Giovanni in Fonte zu Ravenna, mit der Taufe Christi in der Mitte der Kuppel und dem feierlichen Reigen der Apostel. Nicht minder der reiche Mosaikschmuck in SS. Nazario e Celso. In Rom zeigt die Mosaikdarstellung in S. Maria maggiore den ältesten Versuch einer eigentlichen Geschichtsdarstellung, mit Scenen des alten Testaments an den Oberwänden des Mittelschiffs, und mit Scenen des neuen Testaments, nebst symbolischen Einzelheiten, am Triumphbogen. In der Mitte des fünften Jahrhunderts wurde die Vorderfläche des Triumphbogens an S. Paolo fuori le mura zu Rom mit einer großartigen Mosaikdarstellung versehen: ein riesiges Brustbild Christi in der Mitte, zu den Seiten die Symbole der Evangelisten, die 24 Aeltesten der Apokalypse, die Gestalten von Petrus und Paulus. Als das Meisterwerk der erhaltenen altchristlichen Mosaik gelten die Bilder (aus der Frühzeit des 6. Jahrhunderts) in der Halbkuppel der Tribuna und an der dieselbe umschließenden Bogenwand von SS. Cosma und Damiano zu Rom. An der Bogenwand finden sich symbolische Darstellungen, Engel und die Aeltesten der Apokalypse; in der Halbkuppel eine segnende Christusgestalt von Wolken getragen, und fünf Gestalten heiliger Männer, mit ihnen als sechster der römische Bischof Felix IV., der das Werk gestiftet. Darunter endlich ein Fries mit Lämmern, symbolischen Figuren Christi und der Apostel.

Dagegen ist die Skulptur für die christlichen Kunstzwecke nur in geringerem Maße zur Anwendung gekommen. Die eigentliche Bildnißskulptur wurde noch im dritten Jahrhundert und weiter eifrig betrieben. Dabei erhielten Prunk und Forderungen der Mode eine vorwiegende Geltung. Ge-

wänder aus buntem Marmor, bewegliche ſteinerne Perücken, die nach Belieben und Bedürfniß gewechſelt werden konnten, finden ſich ſeit dieſer Zeit nicht ſelten. In den früheren Zeiten des Chriſtenthumes dagegen iſt nur erſt ſehr ſelten von Bildnißſtatüen oder Statuetten die Rede. Dafür hat man ſich durchaus nicht bedacht, für die Zwecke des chriſtlichen Gedankens die Weiſe des Reliefs zu verwenden, wie ſie die ſpätere Zeit der Antike für die Skulptur der Sarkophage ausgebildet hatte.[1]) „Wie dort die alten

Altchriſtlicher Sarkophag. (Rom, Lateran.)

Die Muſchel in der Mitte enthält die Bildniſſe der Beigeſetzten; die übrigen Reliefs ſtellen ohne beſondere Scheidung folgende Scenen der alt- und neuteſtamentlichen Geſchichte dar: Erweckung des Lazarus; Verleugnung Chriſti durch Petrus, charakteriſirt durch den Hahn; Moſes die Geſetztafeln empfangend; das Opfer Abrahams; Pilatus die Hände waſchend. In der unteren Reihe: Moſes in der Wüſte Waſſer aus dem Felſen ſchlagend; die nächſte Gruppe iſt vielleicht als Gefangennahme Petri zu erklären; Daniel in der Löwengrube; Hiob; Chriſtus heilt den Blindgeborenen; eine Darſtellung der wunderbaren Speiſung bildet den Schluß.

Mythen in ſymboliſirender Bilderſchrift, ſo reihen ſich hier die Figuren und Scenen der chriſtlichen Symbolik neben einander, bald einen feſteren Gedankengang ausſprechend, bald das herkömmlich Gewordene in loſerer Verknüpfung zuſammenfügend, zum Theil ohne ſehr bemerkliche Scheidung der

1) In umfaſſender Weiſe wurde damals auch ſonſt die Pflege der Reliefbilder an Sarkophagen fortgeſetzt, die ſeit der Antoninenzeit in Aufnahme gekommen war. Die helleniſtiſche Richtung der Kunſt ſprach ſich hier nochmals in Darſtellungen namentlich mythologiſchen Inhalts aus. Manches erinnert in Auffaſſung, Anordnung und Behandlung noch in anſprechender Weiſe an glücklichere Epochen; das meiſte freilich zeigt die wachſende Abnahme der künſtleriſchen Kraft. Ein ſinniges Element jedoch gewinnen dieſe Arbeiten, indem die Künſtler Darſtellungen ſchaffen „die im Tode zugleich die Sehnſucht, die Hoffnung eines neuen, verklärten Daſeins ausſprechen". Die antiken Mythen, darunter auch die von Amor und Pſyche, werden hierzu in neuer Sinnbildnerei verwendet. Sehr ergiebig war weiter der Mithrasdienſt (S. 451) für derartige ſymboliſche Darſtellungen. Erſt die Conſtantiniſche Periode kennt nur noch die

Gruppen, zum Theil und besonders in den jüngeren Arbeiten mit einer Trennung derselben durch Säulen- und sonstige dekorative Architekturstücke." Rom erscheint als ein Hauptsitz solcher Arbeiten; aber auch an anderen Orten Italiens, wie namentlich Ravenna, sind sie gefunden worden. Berühmt ist ferner ein Sarkophag in der Franziskanerkirche des dalmatinischen Spalato, mit der trefflichen Reliefdarstellung des Unterganges Pharaos und des Zuges der Israeliten durch das Rothe Meer. Im Allgemeinen freilich tritt seit dem vierten Jahrhundert hier ein schneller Verfall des künstlerischen Vermögens entgegen.

Vorderseite eines altchristlichen Sarkophags mit Darstellungen aus der Leidensgeschichte. 4.—5. Jahrh. (Rom, Lateran.)

Durch 6 spiralförmig cannellirte korinthische Pilaster ist die Fläche in fünf Felder getheilt. In dem Mittelfelde steht das Labarum, von einem Kreuze getragen und umgeben von einem Kranze, welcher ein Sinnbild des ewigen Lohnes ist. Auf jedem Arme des Kreuzes sitzt eine Taube; sie picken an dem Kreuze: eine Andeutung der Hoffnung auf die mit Christus zu theilende Krone des ewigen Lebens. Die beiden Soldaten unter dem Kreuze scheinen sich auf die Wache am Grabe Christi zu beziehen. In den Darstellungen von zweien der Seitenfelder steht Christus vor Pontius Pilatus; über ihm hängt eine Krone: der Lohn derer, die ihn vor den Menschen bekennen. Auf der andern Seite setzt ein Soldat Christus eine Krone aufs Haupt, doch gleicht sie nicht einer Dornenkrone. Im letzten Felde trägt Christus, von einem Soldaten bewacht, sein Kreuz, über dem wieder eine Krone, die des verheißenen Lohnes, schwebt.

Entwickelt aber hat sich das gesammte bildnerische Element der christlichen Kunst aus einer Reihe zumeist einfacher Symbole, die den Geist der Gläubigen an die heiligen Momente des christlichen Lebens erinnern und als Erkennungszeichen für die Genossen des heiligen Bundes dienen sollten. Das Monogramm des Namens Christi, der Weinstock, der Fisch, das Lamm waren Sinnbilder des Erlösers, Fisch und Lamm auch des Getauften und

---

unfreie und starre Wiederholung vorhandener Typen und zeigt ein entschiedenes Unvermögen zu deren selbständiger Verwendung und irgendwie belebter Erfindung. Während endlich die Malerei des dritten Jahrhunderts und der nächstfolgenden Zeit, nur auf das völlig Aeußerliche gerichtet, nur für das rein Aeußerliche verwendet wurde, und namentlich bei den Porträtbildern die Tracht die Hauptsache geworden war, blieben die Mosaikfußböden mit bildlichen Darstellungen andauernd beliebt, auch die Technik in diesem Zweige noch immer recht achtbar; so unter Anderem bei der Darstellung von Fechterspielen auf dem zu Nennig bei Trier entdeckten Mosaik. Jedenfalls entsprach die „starre Pracht" des Mosaiks gar sehr dem Wesen der jetzt immer mehr „erstarrenden" Kunst.

Altchristlicher Sarkophag (aus dem 5. Jahrh.?) mit einer Darstellung der Arche Noah. (Trier, Museum.)
(In den beiden Nebenfeldern sitzen auf umgestürzten Körben blumenwindende Genien. In dem von Säulen begrenzten Mittelfelde sind in der Arche unter allerlei Thieren vier Menschenpaare, je ein Mann und ein Weib, dargestellt.)

des Jüngers. Das Schiff deutete auf die Kirche, die Lyra auf den Gottesdienst, die Palme auf den Sieg über den Tod, das Kreuz auf den Opfertod. Solche Zeichen haben sich vielfach auf den Geräthen der älteren christlichen Zeit, Lampen von Erz oder von gebranntem Thon, und auf anderen Gegenständen erhalten. Erst allmählich ist man zu bildlichen Darstellungen christlichen Inhalts von selbständiger lebensvoller Kraft übergegangen, blieb aber auch dann in der symbolischen Richtung und übertrug die orientalische Weise der Gleichnißrede in die bildliche Darstellung. Mit ganz besonderer Vorliebe wird Christus in solcher Art unendlich oft unter dem Bilde des guten Hirten dargestellt, der seine Heerde bewacht und tränkt, und das verlorene Schaaf aus der Wüste rettet. Weiter wurden Scenen aus der Geschichte des alten Bundes dargestellt, welche symbolisch oder prophetisch die des neuen vorzudeuten schienen. Damit verknüpften sich weiterhin wieder Scenen des neuen Bundes, welche die alten Zeugnisse der Propheten von der messianischen Sendung erhärteten. Die Darstellung Christi in solchen Darstellungen wurde zunächst nicht die einer individuellen Persönlichkeit, vielmehr entschieden ideal, „dem Genius der altrömischen Anschauung entsprechend, als

feierlich gewandet, noch unbärtiger Jüngling, nicht als historische Bildnißgestalt, sondern als eine Verbildlichung des göttlichen Logos". Als endlich die Kirche zur herrschenden Macht wurde, suchte man auch ein persönliches Abbild Christi und seiner Züge zu gestalten; aber auch so wurde die heilige Gestalt nicht aus der Glorie der Verklärung in die Beschränkung des sinnlichen Thuns hinabgezogen, sondern nur „bei solchen Handlungen vorgeführt, deren symbolisches Gewicht wiederum über das Maß des Ereignisses selbst wesentlich hinausging".

Weiter aber gewann jetzt auch ein alter eigenthümlicher Kunstzweig einen christlichen Charakter. Es waren die sog. Diptychen, nämlich gedoppelte Tafeln aus edlem Metall, Elfenbein, Holz, Schiefer, Pergament oder Papyrus, deren mit Wachs überzogene innere Seiten zum Schreiben dienten, während die Außenseiten mit mehr oder minder reichen Reliefs geschmückt wurden. Sie dienten als Notizbücher, die man an einem Bande oder am Gürtel bei sich trug. Solche Diptychen machte man einander am Neujahrstage oder als Andenken zum Geschenk. Namentlich geschah dieses von Seiten der Consuln und andrer Magistrate; sie schenkten deren bei ihrem Amtsantritt und bei den Spielen dem Volke, dann aber auch den Kaisern, den Senatoren und ihren Verwandten und Freunden. Das Bild des Consuls in seiner Amtstracht zierte die Außenseite der Diptychen, die übrigens auch mit andern Bildern geschmückt waren.[1]) Bald wurde der Gebrauch dieser Schreibtafeln auch in der Kirche eingeführt, wo er schon im 4. Jahrhundert allgemein war. Auf dem „Ambo" (etwa der Kanzel) verlas man während des sonntäglichen Gottesdienstes die Namen der höchsten Behörden, der mit der betreffenden Kirche in Gemeinschaft stehenden Bischöfe, die der Märtyrer und Bekenner, der Verstorbenen, endlich der Lebenden, welche die liturgischen Liebesgaben darbrachten. Die zur Aufzeichnung dieser Namen dienenden Tabletten wurden zuletzt ebenfalls Diptychen genannt. Der Name wurde auch dann noch beibehalten, als die beiden Elfenbeintäfelchen (das eine für die Todten, das andere für die Lebenden) nur noch den Deckel bildeten, in dessen Innerem sich die nach Bedürfniß wachsende Anzahl von Pergamentblättern befand. Die Bilder auf den kirchlichen Diptychen sind meist aus der heiligen Schrift entlehnt oder zeigen Darstellungen Christi, der Maria, und anderer von der Kirche verehrter Gestalten. Man scheint selbst fortlaufende Cyklen von bildlichen Darstellungen aus der biblischen Geschichte auf den Diptychen angebracht zu haben; ein Prachtstück dieser Art aus dem 4. Jahrhundert besitzt die Kathedrale von Mailand. Eine erhebliche Zahl von Diptychen, wie jenes des

1) Das älteste uns erhaltene Denkmal dieser Art ist das Diptychon des Stilicho aus d. J. 405. Das von uns in Abbildung mitgetheilte ist das Diptychon des Consuls d. J. 506 Flavius Areobindus Dagalaiphus in Constantinopel; es gehört dem erzbischöflichen Archiv zu Lucca.

Das Diptychon des Conſuls Areobindus.
(Zürich, Stadtbibliothek.) Abbildung der vorderen Tafel.

Mit den fünf Löchern am linken Rande correſpondiren eben ſo viele in der anderen Tafel. Beide wurden mittelſt Schnüren, welche durch dieſe Löcher gezogen wurden, verbunden. Die Aufſchrift lautet: FL. AREOB. ADGAL. AREOBINDUS. V̄L. Das heißt: Flavius Areobindus Dagalaiphus, Areobindus, Vir Illustris. Er iſt dargeſtellt im Conſulargewand, der geſtickten Toga. Unter dieſer liegt das Schultertuch (Superhumerale, Omophorion); zwei breite Streifen, die ſich von den Schultern her auf der Bruſt vereinigen und von denen einer bis zu den Füßen herabhängt (in der Abbildung durch den doppelten Saum und das kleinere Muſter von der Toga unterſchieden). Das dritte Kleidungsſtück iſt die Tunica mit langen anliegenden Aermeln, am Halſe und am unteren Saume mit einer Bordüre von Palmblättern geſtickt. Die Muſter aller drei Kleidungsſtücke ſind verſchieden. Die Füße des Conſuls ſind mit den Calcei consulares bekleidet, die kreuzweis gebundene Bänder um Fuß und Bein feſthalten. Die Füße ruhen auf einem Schemel wegen der Höhe der Sella curulis, auf welcher der Conſul ſitzt, und die zu beiden Seiten mit zwei Victorien verziert iſt. — In der rechten Hand hält der Conſul ein zuſammengefaltetes Tuch, die Mappa circensis: es iſt das beſtimmte Zeichen der Spiele. In der linken Hand trägt der Conſul ein Scepter, das ein Adler in einem Lorbeerkranze und über dieſem ein ſtehender Krieger ziert, der einen (abgebrochenen) Speer und einen Schild trägt. — Die beiden hinter dem Conſul ſtehenden Figuren ſind als Diener oder Untergebene zu betrachten. — Daß die Köpfe nicht Porträts ſind, verräth die ſteife und ausdrucksloſe Ausführung; dieſe Tafeln wurden, da ſie vielfach gebraucht wurden, vermuthlich auf Vorrath gearbeitet und nur die Inſchriften dem jedesmaligen Zweck entſprechend hinzugefügt.

Auf beiden Tafeln iſt das Bild des Conſuls und ſeiner Umgebung ganz gleich. (Daher hier nur einmal abgebildet.) Unter demſelben ſind auf beiden Tafeln verſchiedene Darſtellungen von Spielen, durch die der Conſul ſeine Amtsführung verherrlicht hat. Eine verzierte Brüſtung ſchließt den Kampfplatz ab, auf den Zuſchauer herabſehen. Auf der Vorderſeite kämpfen vier Gladiatoren mit vier Löwen. Die Kämpfer tragen Beinkleider, die vom Gürtel bis zum Knie reichen. Das Knie iſt nackt, Unterſchenkel und Fuß haben beſondere Bekleidung. Nackt iſt auch der Oberleib; nur vor der Bruſt hängt zum Schutze ein viereckiges Stück Leder. In der Mitte des Kampfplatzes ſchreitet der Magister oder Exercitator Bestiariorum, der die Kämpfenden anfeuert. Die vier Thorflügel an den Seiten bezeichnen die Käfige der Thiere.

Das Bild auf der Rückſeite (ſ. S. 697) ſtellt einen Kampf mit Bären dar und zwar die ſogenannte Venatio, bei der die Thiere

Consuls Areobindus (S. 695 Anm.) ist aus ursprünglich bürgerlichem Gebrauch in kirchlichen übergegangen, wiederholt auch zu Buchdeckeln verwendet worden. Gern wurden die Diptychen zum Schmucke auf den Altären aufgestellt. Aus dieser Gewohnheit haben sich in der gothischen Periode nachmals an den feststehenden Altären die sogenannten Flügelaltäre entwickelt, während auch die Gewohnheit aufkam, die Diptychen älterer Zeit an den kleinen Tragaltären und Reliquiarien anzubringen.

Constantin der Große hatte durch seine gewaltige Bauthätigkeit auch der architektonischen Kunst seiner Zeit noch einmal eine mächtige Anregung zu geben vermocht. Aber weder seine persönliche Anregung, noch seine großen Thaten, noch die tiefgreifenden Veränderungen, welche seine Reichspolitik und der Sieg der Kirche herbeiführten, waren im Stande, der schönen Litteratur in lateinischer wie in griechischer Sprache einen neuen Aufschwung zu geben. Soweit nicht das geistige Interesse sich auf Kanzelberedtsamkeit oder auf theologische Beredtsamkeit concentrirte, wo die Palme dem genialen Bannerträger der nikänischen Orthodoxie, dem alexandrinischen Athanasius blieb, so zeigt eigentlich nur die Kunstrhetorik einen neuen Aufschwung, der allerdings bis dicht zu den furchtbaren Katastrophen im letzten Viertel des 4. Jahrhunderts sich erhalten hat. Während Gallien nach wie vor die Reihen der lateinischen Lobredner (S. 640) ergänzte, unter denen damals Nazarius der bedeutendste gewesen zu sein scheint, blühte auf der Universität zu Athen, die während der Zeit der Constantiner ein neues Blüthenalter erlebt hat, die Kunst der griechischen Prachtrhetorik noch einmal in einer imposanten Weise auf. Hier standen namentlich zwei Professoren mit einander in leidenschaftlicher Rivalität, Apsines von Sparta und der allerdings geistig weit bedeutendere Julianos (zwischen 307 und 340) aus

auf mancherlei Weise geneckt wurden. In der Ecke rechts hält ein Bestiarier einem Bären eine Art von Drehkreuz vor, an dem er sich halten und schnell herumdrehen konnte; indeß scheint der Bär ihn schon gepackt zu haben. Ein zweiter steht mit einer erhobenen Schlinge in der Mitte der Scene und ein dritter springt, die Beine spreizend, über den nach ihm schnappenden Bären hinweg. Ein vierter, wie auch der erste, mit einem Tuche versehen, welches den Thieren vorgehalten und über den Kopf geworfen ward, wird auf der Flucht von dem dritten Bären am Fuße gepackt. Den Hintergrund bildet der steinerne Bärenkäfig mit verschlossener Thüre. Auch sieht man den Magister. Die unförmliche Gestalt, welche neben dem Käfig bemerkbar ist, ist vermuthlich eine ausgestopfte Figur, die gebraucht wurde, um die Thiere zum Kampfe zu reizen. Unerklärt bleibt der, auch auf der Vordertafel befindliche Kreis mit dem Zeichen des Kreuzes. (Nach S. Bögelin.)

dem kappadokischen Käsareia. Nur daß uns von den Produktionen dieser Griechen, über deren für unsern Geschmack freilich sehr zweifelhaften Werth noch später zu sprechen sein wird, nichts erhalten ist. Dagegen war die Geschichtschreibung noch immer nicht wieder im Stande, auch nur die Höhe wieder zu erreichen, auf welcher einst Cassius Dio sich bewegt hatte. Von den Memoiren, welche der für die Litteratur persönlich interessirte Kaiser Constantin verfaßt hatte, sind nur wenige Spuren erhalten. Und über die griechischen Historiker Onasimos von Sparta, der in Athen als Sophist docirte und des Probus Leben beschrieben hat; Praxagoras von Athen und Demarchios von Käsareia, welche als des großen Kaisers, ihres Zeitgenossen, Biographen auftraten, läßt sich nach den vorhandenen Fragmenten nichts Sicheres urtheilen. Dagegen verurtheilt die heutige Kritik als servil und unredlich jene Biographie Constantins, welche der gelehrte Bischof von Käsareia in Palästina, Eusebios (zwischen 270 und 340) verfaßt hat. Von seinen zahlreichen übrigen Werken, die zum Theil dem Gebiet der Theologie angehören, sind für die Geschichtswissenschaft namentlich sein wesentlich chronologischer Abriß der Weltgeschichte (bis 325) und seine bis 324 in 10 Büchern geführte Geschichte des Christenthums von dessen Ursprung an, von bleibender Bedeutung geblieben. Unter den lateinischen Historikern dieser Zeit dagegen gilt als der erträglichste Flavius Vopiscus von Syrakus, welcher die Biographien der Kaiser und der Usurpatoren von Aurelian bis auf Numerian geschrieben hat. Seine schriftstellerische Thätigkeit, bei welcher er sich Suetonius und Marius Maximus zu Mustern nahm und wesentlich zuverlässiges Material zu sammeln bemüht war, ohne nach künstlerischer Gestaltung des Stoffes zu ringen, begann gleich nach des Diokletian Abdankung i. J. 305; er schrieb verständig, nüchtern, klar und parteilos, ohne gerade besondern historischen Tiefblick zu besitzen, und verfügte über leidliche historisch-antiquarische Kenntnisse. So wenig erfreulich nun freilich der Blick sich gestaltet, den uns dieses Werk auf das geistige und litterarische Niveau dieses Zeitalters gestattet, so steht doch selbst Vopiscus noch immer hoch über so kümmerlichen Gesellen, wie Aelius Lampridius, der seine unsäglich armseligen Biographien des Elagabal und des Severus Alexander dem Kaiser Constantin zu widmen sich nicht entblödet hat, und wie Julius Capitolinus, der für den Verfasser der Biographien der Kaiser Maximinus (des alten thrakischen Unholdes, S. 547), der Gordiane, des Maximus und Balbinus gilt. Gegenüber so stümperhaften Arbeiten in der historischen Prosa und neben mehreren tüchtigen Juristen, wie namentlich Charisius und Hermogenianus, fehlt es auch jetzt nicht ganz an Dichtern. Nur daß die Dichtung wesentlich bloß schulmäßig weiter arbeitete und der Hauptsache nach „von mehr und mehr verblassenden Reminiscenzen besserer Zeit" fortlebte. Mit Vorliebe wurde in der Constantinischen Zeit eine Art grammatisches „Wort- und Versespiel" kultivirt. Nachdem noch zuletzt einige Dichter, wie namentlich Reposianus, der um das Jahr 300 geblüht zu haben scheint, in ganz

hübschen Versen mit Unbefangenheit und nicht ohne frivole Grazie sich auf dem Boden der alten Mythologie bewegt hatten, die aber auch für die Heiden ganz und gar zur bloßen Dekoration geworden war, kam man jetzt auf die Idee, Verse des Vergil stückweise zum Aufbau neuer Gedichte ganz verschiedenen Inhalts zu verwerthen. Zeigte sich hierbei noch immer Feinheit und Geschmack, so verfielen dagegen andere auf die seltsamsten Einfälle. Man formirte „figurirte" Gedichte, welche „behutsam" geschrieben, z. B. einen Altar, eine vielröhrige Hirtenflöte, eine Orgel vorstellen; man verfiel auf Vereinigung aller römischen Versmaße in Einem Gedicht; auf Aufzählung von Thierlauten, auf anacyklische Verse, die man vorwärts und rückwärts lesen kann, u. dgl. m. Das Wunderlichste in Ueberwindung solcher seltsamen Schwierigkeiten leistete ein angesehener christlicher Afrikaner, Publilius Optatianus Porphyrius, der aus irgend einem Grunde in die Verbannung geschickt war, und nun durch eine Anzahl unglaublich künstlicher Gedichte, die zugleich mit Complimenten für Constantin und Crispus gefüllt waren, die Gnade des Kaisers sich wieder erwarb.

Darüber waren nun aber auch die Christen in die antike Poesie eingetreten. Aber die biblische Geschichte konnte von ihnen nicht mit der Freiheit behandelt werden, wie die Heiden den antiken Mythus bearbeiteten. Daher trugen die Bearbeitungen der alt- und neutestamentlichen Geschichte in epischem Versmaße, mit welcher der spanische Presbyter Gajus Vettius Aquilius Juvencus (329) unter Benutzung namentlich der Vergilischen Phraseologie auftrat, den Charakter einer Trockenheit, für welche das deklamatorische Element keinen Ersatz bot.

Das letztere zeigte dagegen recht deutlich, wie sehr noch immer, und gerade wieder während des vierten Jahrhunderts ganz vorzugsweise, die rhetorische Bildungsweise die gebildete alte Welt beherrschte; und zwar die Christen in demselben Grade, wie die Anhänger der alten Kulte. Bis zu den Katastrophen, die mit der hunnischen Völkerwanderung nachmals über das Reich hereinbrachen, blieben die Menschen dieser Zeit ein Geschlecht, dessen Lebensäußerungen im Guten wie im Schlimmen wesentlich rhetorisch gefärbt waren. Die Rhetorik mit ihren Nebenwissenschaften, durch deren Aneignung man damals ein gebildeter Mann wurde, diente noch in dieser Zeit des Verfalls der Antike der gebildeten Welt als rechte Ergänzung der übrigen hochgeschätzten bildenden und redenden Künste. Alle Wissenschaft der Zeit, die Medicin nicht ausgenommen, bedurfte der Redekunst, um die Säle der Docenten mit Zuhörern zu füllen. Die Technik der Rhetorik selbst war immer systematischer ausgearbeitet worden, und die Freude an der schönen rednerischen Form, an dem oratorischen Concert, unbeschadet der sachlichen Inhaltlosigkeit, war mit voller Kraft bei Christen wie bei Heiden wiedererwacht, sobald nur die furchtbaren Ungewitter des dritten Jahrhunderts ausgetobt hatten. Kaiser Constantin, der selbst ein eifriger Liebhaber der Redekunst war, bestätigte gern den Professoren dieser Kunst, den Grammatikern, und den

ebenfalls sehr privilegirten Aerzten die Immunität von lästigen städtischen Aemtern und Leistungen, befreite sie namentlich von der schauderhaften Plage des Dekurionats, wie ferner von Einquartierungslast und vom Kriegsdienste, Exemtionen, die auch auf die Frauen, die Söhne und die Besitzthümer dieser Männer ausgedehnt wurden. Die entscheidenden Verfügungen in dieser Richtung hat Constantin in den Jahren 321, 326 und 333 erlassen. Vollkommen aber im Geiste der kaiserlichen Praxis dieser und der folgenden Zeiten, welche einen guten Theil der öffentlichen Lasten den Städten zuzuwälzen bemüht war, lag es, daß die Dotirung solcher Professoren auch auf Stellen von ursprünglich kaiserlicher Stiftung, wie zu Athen, der Hauptsache nach in Anweisungen auf den städtischen Fiskus bestand, sobald nicht die Kaiser zu persönlichen Zulagen und Auszeichnungen für Einzelne sich bestimmt fühlten. Wir bemerken dabei, daß neben den sophistischen, philosophischen und mediciniſchen Hochschulen des Reiches seit Diokletians Zeit auch das seit Alters durch die Kaiser hoch begünstigte phönikische Berytos als Sitz einer berühmten Juristen-Universität einen glänzenden Aufschwung nahm. Die Pflege aber der juristischen, wie besonders der Studien, durch welche die junge Männerwelt sich jene stylistische Gewandtheit und Wohlredenheit erwerben konnte, die als unentbehrliche geistige Ausstattung galt für den Eintritt in den Staatsdienst, mußte gerade unter Constantins Regierung ganz besonders zunehmen, welche die Neugestaltung der römischen Bureaukratie in umfassender Weise zu Ende geführt hat.

Kaiser Constantin der Große hinterließ in der That den Diokletianischen inneren Staatsbau des Reiches allseitig abgeschlossen. Wenn man von der Gründung der neuen Reichshauptstadt, wie von der ungeheuren Veränderung einmal absieht, die durch die thatsächliche Ersetzung der alten Religion durch das Christenthum als der stärksten geistigen Stütze der kaiserlichen Gewalt herbeigeführt wurde, so ist gar nicht zu verkennen, daß weitaus die meisten der Neugestaltungen auf dem Gebiet der inneren Verwaltung schon auf Kaiser Diokletian zurückgehen. Aber sie galten doch jahrhundertelang, und nicht mit Unrecht, als Arbeiten Constantins. Auf dem Gebiete des Heerwesens, des Reichsorganismus im Großen, des Hofwesens, des feineren Details der Bureaukratie, wie nach Seite des neuen fürstlichen Absolutismus und seines Ceremoniells, hatte der Sieger von Saxa Rubra und Chrysopolis überall zwar die Erbschaft Diokletians angetreten. Aber vielfach waren die Schöpfungen seines gewaltigen Vorgängers doch nur erst halb vollendet. Erst Constantin fand die volle Macht und die volle, lange Zeit, um — mehrfach gewandelt — das Werk Diokletians, der, auch von seiner Feindschaft gegen die Christen abgesehen, vollkommen hinter dem Glanze des neuen Augustus zurücktrat, zu krönen und allseitig zu ergänzen.

Wie es nur natürlich war, so konnte das System der bleibenden administrativen Theilung des römischen Reiches in vier große Ländermassen; so

konnte ferner die planmäßige Durchführung der neuen Organisation der Wehrkraft des Reiches; so konnte endlich das Steuersystem Constantins, — und neben solchen Gestaltungen die große Neugestaltung aller Hofchargen, mit Einschluß der Schöpfung großer Reichsministerien, recht systematisch erst seit dem Moment durchgeführt werden, wo auch der starke Kriegsfürst Licinius die Waffen vor seinem furchtbaren Schwager hatte strecken müssen. Wir geben demnächst eine Skizze der Gestalt, wie sich seit der Alleinherrschaft des Siegers von Adrianopel und Chrysopolis das römische Staatswesen zunächst äußerlich ausnimmt.

Materiell hielt Constantin an der administrativen Gliederung des Reiches in vier große Komplexe von Provinzen fest, die jetzt noch viel bestimmter, als zur Zeit der Diokletianischen Auguste und Cäsaren von einander geschieden wurden. Das Reich zerfällt seit dieser Zeit in vier große „Präfekturen"; in die des Orients, welche fünf Diöcesen mit zusammen 46 Provinzen, — Illyricum, die zwei Diöcesen mit 11 Provinzen, — Italien, die vier Diöcesen mit 30 Provinzen, — und Gallien, die drei Diöcesen mit 29 Provinzen umfaßte. Aus dem administrativen Verband aber der Präfekturen waren ausgelöst die zwei kleinen modernen, proconsularischen Provinzen „Asia" und „Afrika" mit Karthago, die unmittelbar in des Kaisers Namen verwaltet wurden, und ferner die beiden großen Reichshauptstädte Rom und (seit 359/60) Constantinopel, die mit ihren Bezirken unter selbständigen, den Chefs der großen Präfekturen vollkommen gleichgestellten, Präfekten standen. So zerfiel nunmehr das ganze Reich in 14 Diöcesen und 120 Provinzen. In das feinere Detail gehen wir nicht ein, machen nur auf einzelne Punkte noch aufmerksam, die in der Geschichte der Folgezeit wiederholt hervortreten. Die Präfektur des Orients war nicht auf Asien und das Nilgebiet beschränkt, sondern umfaßte auch noch auf der Balkanhalbinsel die thrakische Diöcese. Die illyrische Präfektur enthielt wahrscheinlich schon seit der Constantinischen Reichsordnung, (nicht erst seit der Reichstheilung im Jahre 395), nicht sämmtliche „illyrische" Provinzen. Vielmehr unterschied man jetzt ein „orientalisches" Illyricum oder die dakische Diöcese, und ein „occidentales" oder die pannonische Diöcese. Die letztere, die Alpenprovinzen und Afrika standen unter der Verwaltung des italischen Präfekten. Weiter ist noch zu beachten, daß jetzt wie später die Tendenz der Reichsverwaltung, die noch immer ziemlich ausgedehnten Provinzen fortwährend in kleinere zu zerlegen, immer bestimmter in den Vordergrund tritt.

An der Spitze nun des neu gegliederten Reiches erscheint jetzt ganz anders mächtig und bedeutsam als während der langen Zeit der militärischen Kaiser, der Hof mit seinen Chargen. Im Gegensatz zu der bisherigen Hofgeschichte, einige Momente nur des ersten Jahrhunderts ausgenommen, wird für den neuen Hof der Constantiner und ihrer Nachfolger, an die sich nachher die unabsehbare Reihe der Byzantiner anschließt, der mächtige Einfluß der kaiserlichen Damen und der christlichen Geistlichkeit auf die Schicksale

des Reiches charakteriſtiſch. Man möchte ſagen, die Atmoſphäre, die auf dem Hofe der Conſtantiner ruht, muthet ſchon „mittelalterlich“ an; nur daß noch lange der Abglanz der Antike wie ein glühendes Abendroth auf dem neuen Kaiſerſchloſſe am Bosporus ruht; nur daß der koloſſale Zug, den die vielhundertjährige Weltherrſchaft dem römiſchen Kaiſerthum aufgeprägt, erſt nach dem Tode des zweiten Baſilius aus der Phyſiognomie dieſes Hofes verſchwindet. Sonſt aber entwickelt ſich an dem neuen römiſchen Hofe in Ton und äußeren Formen ein eigenthümliches Mittelding zwiſchen der Neigung zu einer Nachahmung des Pompes und der feierlich ſteifen Würde und Grandezza, wie ihn bis dahin der innere Orient, zuletzt namentlich der Hof von Suſa und Kteſiphon entwickelt hatte, — und ſtarken Reſten der Sitten und Bräuche, wie ſie ſeit Actium die römiſche Dyarchie und weiter das Kaiſerthum der großen Generale in der Palatiniſchen Hofburg und im Heerlager erzeugt hatten. Eines allerdings tritt immer ſchärfer und charakteriſtiſcher hervor. Während ſelbſt jetzt, — ſelbſt in dieſer neuen Zeit, wo endlich wirkliche Dynaſtien ſich auszubilden anfangen, — ein unanfechtbares legitimes Erbrecht in Sachen des römiſchen Thrones ſtaatsrechtlich ſo wenig ſich ausgeſtaltet, daß noch in der Zeit der älteren Byzantiner die „Rhomäer“ gegenüber den Perſern die wahrhaft heilloſe Unbeſtimmtheit ihrer Thronfolge als „Freiheit“ rühmen, tritt der abſolutiſtiſche Zug trotz der bureaukratiſchen Organiſation des Reiches immer ſchärfer und ſchneidiger in den Vordergrund. Schon Conſtantin und noch viel mehr die meiſten Conſtantiner ſtehen thatſächlich auf dem Standpunkt des „l'état c'est moi“; und die Auffaſſung greift immer mehr um ſich, daß der Staat eigentlich einzig um des Kaiſers willen da ſei. Recht deutlich zeigt ſich das in der Geſtaltung der großen Reichsminiſterien, die jetzt endlich, mehr als 300 Jahre nach der Trockenlegung der alten Republik, ins Leben gerufen worden ſind. Waren früher die großen Hofchargen des juliſch-claudiſchen Hauſes aus perſönlichen Bedienungen des Princeps zu wichtigen Staatsämtern geworden: in der Monarchie der Conſtantiner fallen die Stellen der großen Reichsminiſter eigentlich mit Hofämtern wieder vollkommen zuſammen.

Fünf große Chargen treten uns ſeit Vollendung der Diokletianiſch-Conſtantiniſchen Reichsordnung in der römiſchen Geſchichte wiederholt als politiſch vorzugsweiſe bedeutſam entgegen. An der Spitze des Hofes ſteht der ſogenannte „Vorſteher des heiligen Gemaches“ d. h. der kaiſerliche Oberkammerherr, der Chef von vier Klaſſen fürſtlicher Diener, der eigentlichen Kämmerer und Bedienten des Palaſtes, der Pagen am Hofe, der Garderobebeamten, und der dreißig Silentiarier der Hofburg. Später ſteht auch die Verwaltung der kaiſerlichen Chatoullengüter in Kappadokien, mit Einſchluß der großartigen Stutereien am Berge Argäos, unter ſeiner Leitung. Unmittelbar politiſch wichtiger dagegen waren die Aemter des „Magister officiorum“ und des Quäſtors. Der erſtere nämlich muß gleichzeitig als Palaſtmarſchall und als Staatskanzler bezeichnet werden. Nach der

einen Seite bekleidet er ein wichtiges Hofamt. Er nahm die Gerichtsbarkeit wahr nicht bloß über die ihm unmittelbar untergebenen Beamten, sondern auch über die Hofdienerschaft im engeren Sinne. Unmittelbar unter seinen Befehlen standen die verschiedenen (angeblich schon zur Zeit der Gordiane zuerst ins Leben gerufenen) „Kriegsschulen", nämlich eine Anzahl von Elitekompagnien der „Scholaren", 3500 Mann, welche den Wachdienst im Schloß und bei der Person des Kaisers hatten, und erst seit Kaiser Zeno militärisch werthlos geworden sind. Eine dieser Abtheilungen, die der „Agentes in rebus", (später 248 Offiziere, 250 Unteroffiziere und 750 Gemeine), waren kaiserliche Couriere und Feldjäger, wurden aber mit Vorliebe zu Zwecken geheimer politischer Polizei, zur Ueberwachung des Reiches, und zu geheimen, oft gewaltsamen und blutigen Akten mißtrauischer Sicherheitspolitik und grausamer Kabinetsjustiz gebraucht. Dazu treten noch einige andere Kategorien niederer Beamten. Auf der anderen Seite war aber der Palastmarschall mit der obersten Leitung wichtiger Zweige der Verwaltung betraut. Das Reichspostwesen, alle Waffenfabriken des Reiches, eine kontrolirende Mitwirkung im Departement des Militärwesens, und für den Hof die Aufsicht über das Ceremonienmeisteramt gehörten zu seinem Ressort. Als Staatskanzler endlich stand er an der Spitze aller allgemeinen Gesetzgebungs- und Verfassungsangelegenheiten, der Justiz und Verwaltung, und namentlich der auswärtigen Angelegenheiten. In letzterer Beziehung waren ihm alle Dolmetscher für fremde Sprachen unterstellt und hatte er die Audienzen fremder Gesandten bei dem Kaiser zu vermitteln, denen er hinter einem Vorhange beiwohnte. Unter seiner Leitung standen vier große „Scrinia" oder Ministerialbureaus mit etwa 150 Beamten, nämlich das S. memoriae, das kaiserliche Expeditionsbureau, dem wahrscheinlich die Erledigung aller kürzeren kaiserlichen Resolutionen, dann der Kabinetsordres „aus eigener Bewegung", alle Gnaden- und Anstellungssachen zufielen; das S. epistolarum, die Kanzlei für auswärtige Angelegenheiten; das S. libellorum, das Justizdepartement, und das S. dispositionum, die Kanzlei für Ausführung administrativer Anordnungen. Die drei ersten Bureaus standen je unter einem Unterstaatssekretär, das vierte unter einem Comes. Die gewaltige Machtfülle, die in der Hand dieses Reichsministers lag, wurde nun aber mehrfach abgeschwächt. Einmal nämlich wurde ein erheblicher Theil der Angelegenheiten des Reiches, selbst in oberster Instanz, schon durch die Chefs der großen Präfekturen erledigt. Dazu aber tritt die auch in der Bureaukratie der Constantiner beibehaltene Kürze der Amtsdauer auch dieser hohen Beamten, und weiter der Umstand, daß der Staatskanzler dem Kaiser nur schriftliche Vorträge erstattete, beziehentlich die der Landesbehörden genügend durchgearbeitet vorlegte.

So theilte er denn theoretisch einen starken Theil des politischen Einflusses auf den Kaiser mit dem sogenannten Quästor, d. i. mit dem eigentlichen Kabinetsminister, welcher allein bei dem Kaiser den mündlichen Vortrag hatte. Dieser empfing die fürstlichen Resolutionen und hatte dieselben,

— was als Gesetz oder als Befehl veröffentlicht oder auf Bittschriften verfügt werden sollte, — in der von dem Kaiser bestimmten Fassung aufzusetzen, die dann der weiteren Ausfertigung zur Grundlage diente. Neben der wesentlichen Mitwirkung in der Gesetzgebung gehörten zu dem Ressort dieses Ministers alle in das sogenannte „kleinere Buch" einzutragenden Anstellungen. Ein eigenes Bureau hatte der Quästor nicht, sondern wählte sich seine Arbeitskräfte, zusammen 26 vornehme Beamte, aus den Bureaus des Staatskanzlers.

Von außerordentlicher Wichtigkeit war viertens die Stellung des *Reichsfinanzministers* (des sogenannten „Comes der heiligen Spenden"). Dieser Großbeamte der Krone hatte die oberste Leitung des direkten und des indirekten Steuerwesens für das ungeheure Reich in den Händen. Die Uebertwachung der Naturallieferungen, der öffentlichen Transportanstalten für die Naturalvorräthe aller Art, die Verwaltung des Reichsschatzes, die Aufsicht über die fiskalischen Beziehungen des Handels, über die Erträge der Bergwerke und der Münze, über die Magazine, und die überaus zahlreichen von Staatswegen betriebenen Fabriken lag in seiner Hand. Die Last der Geschäfte wurde allerdings *dadurch* erleichtert, daß einerseits die Provinzialbehörden die Vertheilung und Erhebung der Steuern zu besorgen hatten, andererseits aus den großen Präfekturen nur die Ueberschüsse in die Centralkasse flossen. Die Zahl der von diesem Ministerium ressortirenden Beamten war natürlich *sehr* bedeutend; sie war um so größer, je mehr seit der Neugestaltung der Reichsorganisation und bei dem energischen Ringen um die *Erhaltung* des Reiches in der spätrömischen, wie nachher in der byzantinischen Zeit das Schwergewicht auf die *fiskalische* Seite fiel. Von diesem Minister also ressortirte in jeder Diöcese ein Finanzdirektor, in den einzelnen Provinzen eine Anzahl fiskalischer Beamten oder Rationalen, endlich die Chefs der verschiedenen Provinzialkassen, Münzen, Fabriken und Transportanstalten. Das große Centralbureau des Finanzministeriums zerfiel wieder in eine Anzahl von Spezialbureaus; (seit der späteren Reichstheilung im Orient in 15, im Abendland in 13).

Der *fünfte* dieser Großbeamten war der „Comes des h. Privatvermögens", der eigentliche *kaiserliche Schatzmeister*, der mit Verwaltung des Kronschatzes (der jetzt wieder vom Reichsschatze getrennt ist) und der Staatsdomänen, (kaiserlichen Schlösser, Güter, Waldungen, Dominialgefälle, der meisten Stutereien), confiscirter Privatvermögen und herrenloser Güter betraut war.

Im Range diesen Ministern gleichgestellt und noch zu den Hofchargen zählend waren endlich die beiden Chefs der *kaiserlichen Leibwache* (domestici et protectores) oder der Haustruppen zu Fuß und zu Roß. Waren die Stellen dieser hohen Offiziere vorzugsweise Vertrauensposten, so erscheinen auch die Mannschaften dieses hoch privilegirten und glänzend besoldeten (vielleicht schon durch Septimius Severus eingerichteten) Corps, theils aus bewährten und besonders stattlichen Soldaten zusammengesetzt, (es waren nur Veteranen, ausgediente Centurionen,) theils aus jungen Leuten von vornehmer

Abkunft, die hier ihre militärische und politische Schule machten, und oft mit wichtigen Aufträgen betraut wurden.

Neben den großen Hofchargen und Ministern steht nun noch einerseits als ein Großbeamter von hoher Bedeutung der Primicerius der Notare oder Oberhofnotar, welcher das sogenannte Große Buch, das Verzeichniß aller Aemter und Titel sowohl des Civil- als des Militäretats zu führen, wahrscheinlich auch das gesammte Anstellungswesen zu überwachen, und in den häufig vorkommenden Rang- und Anciennetätsstreitigkeiten zu entscheiden hatte. Andrerseits aber das Consistorium des Kaisers, dessen Ausbildung seit der Zeit Hadrians wir bereits mehrfach beobachtet haben. In demselben hatten regelmäßig Sitz und Stimme: der in der Residenz anwesende prätorianische Präfekt, die anwesenden großen Generale (s. unten), der Staatskanzler, der Quästor, die beiden Finanzminister, und eine unbestimmte Anzahl von „Comites" oder „Wirklichen Geheimräthen". In besondern Fällen wurden zu den Berathungen auch außerordentliche Theilnehmer zugezogen, Männer hohen Ranges und vornehme Beamte.

Die neue Bureaukratie des Römischen Reiches gliederte sich nun aber erheblich weiter, zugleich in die Breite und in die Tiefe. Einerseits nämlich erinnern wir an die seit Diokletians neuer grundlegender Arbeit durch Constantin vollendete Hierarchie der Provinzialbeamten. Hier haben wir speziell nur noch der vier neuen Chefs der großen Präfekturen zu gedenken, auf welche jetzt der Titel der „Prätorianischen Präfekten" übergegangen war. Diese Großbeamten erscheinen gewissermaßen als Vicekaiser für ihr Gebiet; sie machen die kaiserlichen Gesetze bekannt und erlassen in geeigneten Fällen selbst Edikte für ihr Gebiet. Sie stehen für dasselbe an der Spitze der Administration und des Finanzwesens. Sie haben als Repräsentanten der höchsten Instanz in der Rechtsverwaltung Gewalt über Leben und Tod, konnten jedoch (nach einer späteren Verordnung) an Geld nicht über 50 Pfund Gold (etwa 45,000 Mark) strafen. Von ihren Entscheidungen fand keine Appellation an den Kaiser statt; eventuell war nur der Weg der Bitte offen gelassen. Die Sitze der vier Präfekturregierungen waren zu Constantinopel für den Orient, zu Sirmium für Illyrikum, zu Mailand für Italien, und zu Trier für Gallien. (In der alten Reichshauptstadt Rom residirte mit seinem Bureau nur der für die eine, die eigentliche Halbinsel der Apeninnen umfassende, Diöcese Italien bestimmte Vikar.)

Die Präfekten hatten in jeder Diöcese einen Stellvertreter, den Vikarius (S. 635); nur die dakische wurde von dem illyrischen, das abendländische Illyrien von dem italischen Präfekten unmittelbar verwaltet. Es folgen dann für die Provinzen die verschiedenen Gruppen von Civilstatthaltern, — drei Proconsuln, 37 Consulare, 71 Präsiden, und fünf Correctoren (s. S. 635). Alle diese sind ordentliche Richter, theils erster Instanz für bestimmte Kategorien von Rechtssachen, theils höherer Instanz für jene, die von den städtischen Gerichten an sie appelliren durften. Abgesehn von den Bezirken der drei Pro-

conſuln (ſ. u.), ſo wurde von den Urtheilſprüchen der Statthalter theils an den Vikar, theils an den reſſortirenden Präfekten unmittelbar appellirt, womit es dann alſo gewöhnlich ſein Bewenden hatte. Bei dem Gerichtshofe des Präfekten des „Orients" arbeiteten unter Andern 150, bei dem Vikar oder Comes der Diöceſe „Orient" 40, bei dem des Vikars von Aegypten 50 Rechtsanwälte. Vikare und Statthalter ſtanden unter der Disciplinargewalt des reſſortirenden Präfekten, der ſie ſogar ſuspendiren und proviſoriſch durch andere Beamte erſetzen konnte. Dagegen wurde ihre Ernennung durch den Kaiſer vollzogen, an welchen (beziehentlich an den Staatskanzler) die Vikare ihre eigenen, und die Berichte der Statthalter unmittelbar einſandten.

Auch dieſe Hierarchie fußte nun auf breiten Bureaus, d. h. auf einer neuen, in die Tiefe hinab fein gegliederten, überaus zahlreichen Maſſe von ſubalternen und niederen Beamtungen; gewöhnlich ſo, daß ſich nach dem Primicerius oder Kanzleidirektor die Angeſtellten in drei (in der Kanzlei des Präfekten in fünf) Hauptgruppen theilen: die für das Gerichtsweſen, die für das Finanzweſen beſtimmte Klaſſe, und die ſchreibende, ausfertigende und vollziehende Klaſſe. Das Detail der Bureauverfaſſung gehört nicht in unſere Darſtellung dieſes Zeitalters. Wir dürfen uns mit der Bemerkung begnügen, daß dieſelbe weit genauer für die Bureaus der Provinzialverwaltung, als für die Miniſterialbureaus bekannt iſt, und daß es ſich dabei ſehr weſentlich um die Schulung und Gruppirung der maſſenhaften niedern und ſubalternen Beamten handelte. Die neue Monarchie hatte, wie wir wiſſen, mit der Erbſchaft des ausgelebten Principats die nun vollkommen entwickelte Richtung auf Ausbildung und Verwendung der „Berufsbeamten" übernommen, während die perſönliche Arbeit, wie ſie theoretiſch Sache des Princeps geweſen war, aus der Reichsverwaltung zurücktrat. Was die höheren Reichsämter angeht, ſo ließ Conſtantin zunächſt noch immer dieſelben ſo gut wie ausſchließlich den Rittern. Aber noch vor Ablauf ſeiner langen Regierung kam die Erkenntniß zum Durchbruch, daß die Ausſchließung des ſenatoriſchen Adels von der Theilnahme an der Reichsverwaltung ein entſchiedener Fehler ſei, und daß es jetzt darauf ankomme, die Kräfte dieſes Standes wieder umfaſſend zur Arbeit im Staatsdienſt heranzuziehen. Auf der andern Seite war es mit der Verwendung von Sklaven und Freigelaſſenen in Beamtungen für immer zu Ende. Der „dritte" Stand wurde in großem Umfange zu den untern Stellen zugelaſſen; ſo bildete ſich nunmehr eine Subalternencarrière im modernen Sinne und ein in ſich geeinigter Reichsbeamtenſtand.

Unter der Maſſe der unteren und der ſubalternen Beamten dieſer Bureaus ſchieden ſich natürlich ſolche, die eine wiſſenſchaftliche Befähigung nicht oder nur in geringem Maße beſaßen, und daher nur zu niederen Dienſten oder zu rein praktiſchen Aufträgen verwendet wurden, ſcharf ab von der Menge jener, die juriſtiſche Studien gemacht hatten, und nun (als „Notarien" im weiteſten Sinne des Wortes, oder als „Rechtskandidaten") ihre

gewöhnlich sehr langwierige Laufbahn durch die verschiedenen Stufen der Bureaus machten.

Es giebt nun aber noch eine Reihe von Momenten, welche dem römischen Staatswesen, welches aus einem Militärstaate in eine kolossale Bureaukratie umgeformt worden war, nunmehr, immer im Anschluß an eine länger schon fühlbar gewordene Entwicklung, eine ganz eigenthümliche Physiognomie verliehen haben. Dahin gehört in erster Reihe die sehr systematisch ausgearbeitete Rang- und Titelordnung, welche seit Constantins Zeit fertig ausgeführt dasteht. Ganz außerhalb der bureaukratischen Hierarchie standen mehrere Würden oder Titel. Den des Glorioſus führten die Consuln, die als Eponymen des Jahres und Vorsitzende des Senates nur noch einen alterthümlichen Schnörkel darstellten: die reale Macht war ihnen damals etwa so vollständig geschwunden, wie heutzutage den Rektoren unserer Universitäten. Der alte Geburtsadel der Republik, das Patriciat, wurde nunmehr, wie etwa in unseren Tagen die höchsten Stufen hoher Orden, als persönliche Auszeichnung namentlich an hochgestellte Reichsbeamten (später auch an deutsche Häuptlinge,) verliehen, während das Nobiliſſimat als eine Ehrenauszeichnung für Prinzen von Geblüt eingeführt war. Nun aber unterschied man in der höheren Bureaukratie die Viri Illustres (die Erlauchten), zu denen die sechs Präfekten des Reiches, die Kronfeldherren (s. unten), der Oberkammerherr, die vier großen Reichsminister gehörten; — die Spectabiles (die Hochansehnlichen), den modernen „Excellenzen" zu vergleichen, zu denen neben einigen Hofchargen der Oberhofnotar, die Unterstaatssekretäre, die Proconsuln von Asien, Afrika und Achaja, die Oberpräsidenten der Diöceſen, und die kommandirenden Generale in den Provinzen (diese erst nach 361) zählten; — die Clariſſimi (die Vielberühmten), unter denen neben zahlreichen Hofbeamten namentlich die Civilstatthalter der Provinzen und die Senatoren rangirten; — und die Perfectiſſimi (die Vollkommensten); dieses ein Rang, der vielfach an hohe fiskalische Beamte, Bureauchefs und andere verliehen, und bei der wachsenden Titelsucht gern auch auf Nachsuchen, dann für Geld, vergeben wurde. Der Titel Egregii („Ausgezeichnete") scheint den Rittern zugestanden zu haben, während der Titel Honorati solchen zustand, die, ohne eine Amt bekleidet zu haben, nur den Titel eines solchen erhielten. Selbständig tritt neben diesen Rangklassen vielfach der Titel Comes auf, was man gewöhnlich der Kürze halber, obwohl nicht zutreffend, mit „Graf" wiedergibt; richtiger ist vielleicht „Wirklicher Geheimrath". Dieser Titel hängt eben noch zusammen mit dem Brauche des Principats, die vertrauten Rathgeber des Princeps, die ihm auch auf Reisen folgten und unterwegs als „Consilium" dienten, mit dem offiziellen Titel der „Begleiter", der „Comites Augusti" zu bezeichnen. Die Mitglieder des Consistoriums, die Finanzminister, der Vikar der Diöceſe „Orient", dann aber die Chefs der Leibwache und mehrere der wichtigsten Militärkommandanten in den Provinzen führen den Titel „Comes" regelmäßig. Es versteht sich endlich

für dieses System von selbst, daß innerhalb aller dieser Rangklassen wieder Abstufungen und Rangverschiedenheiten bestanden, die nicht lediglich auf die Verschiedenheit des Dienstalters begründet waren. Und weiter entsprachen den neuen Ehrenprädikaten eine Reihe analog abgestufter, hochtönender Anreden, die zum Theil auch die Begleitung gewisser Aemter waren. Constantin persönlich war in Erfindung solcher neuen, dem Geschmacke der Zeitgenossen so wohlgefälligen Ehrentitel ungemein ausgiebig gewesen.

Zu den Auszeichnungen, die mit den neuen Würden der höheren Beamten verbunden waren, gehörten auch noch einerseits die äußeren Amtszeichen und das äußere Gepränge, welches dieselben umgab, andrerseits die Sinnbilder, die in der Regel den Bestallungsbrief derselben zierten, und theils deren öffentlichen Charakter, theils den Geschäftskreis bezeichneten, in welchem sie sich bewegten. Es waren Schildereien, eine oder mehrere Tafeln aus Holz und Metall, auf denen die wesentlichen Attribute des Amtes, (bei den Statthaltern die Personifikation ihrer Provinzen in weiblicher Gestalt, bei den Kronfeldherren die Wappenschilder ihrer Truppenabtheilungen, bei den Generalen die charakteristischen Züge ihres Rayons), in Farben gemalt erschienen; diese, so scheint es, wurden in den Amtsstuben aufgehängt und den Beamten bei feierlichen Gelegenheiten vorausgetragen. So war ein roth gedeckter Tisch mit einem Buche in grünem Leder, auf dem Rücken das Bild des Kaisers in Gold, und um den Tisch her Gold und Silber in Barren, mehrere Gefässe mit Goldstücken, und vier zugebundene Säcke, das Sinnbild des Finanzministers. Eine vergoldete Säule, und ein in Purpur gebundenes Buch auf einem Tische, rings umher 15 weibliche Gestalten mit Geschenken in ihren Händen, das Sinnbild des „Comes" des Orients. Ein Tisch mit einer weißen, goldbordirten Decke, darauf das Gesetzbuch mit dem Bildniß des Kaisers, zu beiden Seiten brennende Kerzen in goldenen Leuchtern, war das Sinnbild des Präfekten von Illyrikum.

Der neue Beamtenstaat war aber auch darauf bedacht, seine Diener auch materiell gut zu stellen, so daß dieselben, — auch wenn sie es vermochten, sich der alten römischen Sünde, der Neigung zu Erpressungen, zu enthalten, — recht gut bestehen konnten. Nach Seite der Salarirung wurde nicht gekargt; und dazu traten nun vielerlei Vortheile, Privilegien und Exemtionen, welche der Natur der Sache nach mit jeder Stufe aufwärts sich steigerten. Der demokratische Geist unserer Tage, welcher, wesentlich auf radikale soziale Nivellirung gerichtet, unter den größeren modernen Kulturvölkern namentlich Deutschland und Frankreich gänzlich beherrscht, betrachtet wenig Erscheinungen in der Zeit der antiken Völker und des Mittelalters mit größerer Befremdung und Abneigung, als gerade dieses System der Privilegien und Exemtionen. Aber gerade diese erhielten seit dieser Epoche eine immer größere Ausdehnung und wurden für die Masse der übrigen Bevölkerung immer drückender; namentlich für die zur Uebernahme städtischer Würden und Aemter verurtheilten Lastthiere dieser Tage, gebildeten Standes, für die

städtischen Dekurionen, deren Zahl auch dadurch immer mehr sank, daß das Gesetz die Reichs- und Hofbeamten von dieser Plage freisprach. Für die höheren Provinzialbeamten war endlich auch das Recht der Postfreiheit für ihre Person, und die Berechtigung, sie bis zu einem bestimmten Umfange auch anderen zu ertheilen, sehr schätzenswerth. Es war nur natürlich, daß gegenüber der alten senatorischen und municipalen Aristokratie im Reiche aus den Familien der Hof- und Reichsbeamten, bei denen die Privilegien, auch für den Fall der Pensionirung, forterbten, und die über die municipale Misère der Zeit erhaben standen, ein neuer Hof- und Dienstadel sich bildete.

Gegenüber nun dieser vielseitigen Gunst, mit welcher die Beamtenhierarchie von Seiten des Kaisers bedacht wurde, spielte aber andauernd eine höchst charakteristische Rolle das tiefe und unverhüllte, allerdings vielfach nur zu wohl begründete Mißtrauen, welches die absolute Monarchie von dem Principat geerbt hatte. Dasselbe richtete sich sowohl nach der politischen, wie nach der eigentlich dienstlichen Seite. Der neue Absolutismus konnte der Natur der Verhältnisse nach nur ein auf Bureaukratie basirter sein. Aber unausrottbar blieb am Hofe auf Grund der herben Erfahrungen einer Reihe von Menschenaltern der tiefe Argwohn gegen die politischen Intriguen und den hochstrebenden Ehrgeiz mächtiger Beamten. Um hier allen Gefahren vorzubauen, wurde neben vielfachen künstlichen Mitteln und manchen, nach moderner Auffassung nicht immer dem Interesse des Dienstes entsprechenden Maximen in der Vertheilung der Geschäfte, das alte schlimme aus der Republik vererbte System konsequent beibehalten, welches immer nur eine ziemlich kurze Belassung derselben Männer in denselben Aemtern für wohlgethan erachtete. Auch in den großen Bureaus fungirten vielleicht nur die Unterstaatssekretäre und die Bureauchefs der Provinzialbehörden für längere Zeit. Dagegen wurden die niederen und subalternen Beamten nicht leicht über ein Jahr hinaus in derselben Stellung belassen. Hier scheint nun neben anderen Motiven namentlich ein tiefes Mißtrauen gegen die moralische Haltung der Beamten bestimmend gewesen zu sein. Unleugbar stand das moralische Niveau der Romanen und Griechen dieses Zeitalters sehr tief. Und wie die Leidenszeit des dritten Jahrhundert wesentlich auf die Rechnung der Soldatenherrschaft kommt, so lastet die Schuld einer furchtbaren Masse von Unheil während des vierten auf der tiefen Verderbniß der Beamten. Was in den oberen Etagen durch bösartige Intriguen, Gewaltsamkeit, Betrug, Corruption, Erpressungen, in Menge gefrevelt ward, fand im kleineren Format in den unteren überreiche Nachahmung: Schäden, denen auch Constantins harte Strafgesetze gegen Erpressung und die Arbeit wohlmeinender Kaiser nur selten mit Erfolg zu begegnen vermochten.

Nicht ein modern liberaler Gedanke, nicht das sogenannte „konstitutionelle" Mißtrauen, sondern das derbe politisch-soziale war es denn auch, was Constantin und dessen Nachfolger veranlaßt hat, zur Ueberwachung des Beamten-

thums von unten her dem Institut der provinziellen Landtage einen neuen Aufschwung zu geben. Während mit der Bureaukratisirung und der nun unaufhaltsam weiter fortschreitenden Nivellirung im Reiche die alten noch etwa verhandenen Eigenthümlichkeiten städtischer Verfassungen (namentlich in den griechischen Provinzen) immer mehr verschwanden und zugleich die noch vorhandenen Reste municipaler Selbständigkeit und municipaler Steuerfreiheit immer mehr verkümmert, die municipalen Aristokratien immer mehr auf den Standpunkt etwa der griechischen Primaten unter osmanischer Herrschaft herabgedrückt wurden, sollten jetzt die Landtage als ein lebendiges Glied des großen Organismus arbeiten. Es war allerdings die Absicht der Constantiner und später der pannonischen Kaiser, daß die Provinziallandtage (seit 382 auch Diöcesantage) das Recht haben sollten, vollkommen unabhängig von den Statthaltern regelmäßig jährlich, wie auch außerordentlicher Weise, zusammenzutreten, die vorhandenen Bedürfnisse und Beschwerden ihrer Provinzen in Erwägung zu ziehen, und ihre Bitten und Beschwerden durch Gesandtschaften mit freier Fahrt auf der Post an den zuständigen prätorianischen Präfekten und durch diesen an den Kaiser zu bringen. Jede Behinderung und jede Verstümmelung der Landtagsbeschlüsse durch die Statthalter (die davon nicht einmal Einsicht nehmen sollten) war bestimmt untersagt. Den Bescheid ertheilte der Kaiser dann selbst in Reskripten, die unmittelbar an den Landtag gerichtet waren. Die Geschichte dieser Landtage läßt sich urkundlich über das erste Drittel des fünften Jahrhunderts hinaus nicht mehr sicher verfolgen. Aber man sieht doch, daß die Kaiser, — obwohl sie zuweilen den Präfekten das höchst bedenkliche Recht einräumten, manche Beschwerden der Landtage direkt selbst zu erledigen und „nur das geeignet befundene" an den Kaiser zu bringen, stets dahin drängten, das Recht der Landtage gegen die Eingriffe der Statthalter sicher zu stellen. Materiell hat diese Einrichtung den Provinzen wiederholt wirklich Nutzen geschaffen. Doch muß man sich gerade hier gar sehr vor einer optimistischen Ansicht der römischen Verhältnisse hüten.

Parallel endlich mit der Vollendung des neu organisirten Hof- und Beamtenstaates läuft die abschließende Neugestaltung des Heerwesens, wie sie Constantin seinen Nachfolgern hinterließ; ebenfalls auf Grundlage wie seiner persönlichen Erfahrungen, so der Schöpfungen Diokletians. Auch hier begegnen uns an der Spitze nunmehr Persönlichkeiten, deren Kompetenz das gesammte Reich umfaßte. So lange die neugewonnene Reichseinheit bestand, stehen an der Spitze der Armee zwei große Kronfeldherren oder „Magistri militum" („Heermeister", Feldmarschälle): ein General der Infanterie und ein General der Kavallerie, die jedoch nicht viel später, weil sich eine solche Theilung wohl als unpraktisch erwies, durch Heermeister „beider Waffengattungen" ersetzt, und deren Zahl unter Constantius II. auf vier erhöht wurde, wobei es dann bis auf Theodosius I. geblieben ist. Die Kronfeldherren am Hofe („de praesenti") hatten ein centrales Generalkommando, und hatten die cen-

trale Verwaltung des Heerwesens unter ihrer Aufsicht. Angelegenheiten des Avancements, Versetzungen, die Militärgerichtsbarkeit, gehörten zu ihrem Ressort. Dagegen war im Sinne der mißtrauischen inneren Politik des Kaiserthums die große Kompetenz dieser militärischen Machthaber dadurch wieder eingeengt, daß *einerseits* die Chefs der Grenztruppen unter der Gerichtsbarkeit des Staatskanzlers standen, *andererseits* aber die Anstellung eines bestimmten Theiles der Stabsoffiziere zu dem Ressort des Quästors gehörte.

Die *römische Armee* selbst, die jetzt ihre militärischen Mittelpunkte in den großen Commandos fand, die an den Centralpunkten der großen Präfekturen domizilirt waren, bietet (S. 636 ff.) seit der diokletianisch-constantinischen Reorganisation eine ganz neue Physiognomie. Den Zeitgenossen und den Historikern des fünften Jahrhunderts erschien als besonders charakteristisch die *neue Gruppirung* der römischen Streitkräfte, die allerdings aus den veränderten Bedürfnissen der Zeit sich überwiegend erklärt. Seitdem das Reich einer fast auf allen Seiten blokirten Riesenfestung glich und an hundert Stellen die Einbrüche barbarischer Grenznachbarn abzuwehren hatte, war, — namentlich seit Alexander Severus — immer entschiedener das System ausgebildet worden, die langgestreckten Stromlinien der Grenzen und ferner auch die „trockenen" Grenzen des Reiches durch *angesiedelte*, nur für diesen Dienst bestimmte, Kriegshaufen zu schützen, die zur Deckung des Landes vollständig ausreichten, so lange es sich nicht um einen Krieg größeren Styles handelte. Diese Truppen, die Grenzmiliz, die auch in dem verwilderten Latein dieser und der späteren Zeit mit dem Namen der riparienses und castriciani oder castrensiani bezeichnet werden, wurden natürlich mit Vorliebe aus den Bewohnern der betreffenden Provinzen selbst formirt. War das nicht oder nicht ausreichend ausführbar, wie namentlich im *Orient*, so kolonisirte man auch Soldaten aus anderen Gegenden, aus dem Abendland, oder aus übergetretenen deutschen Stämmen an solchen Grenzen. Diese „Grenzer", die in sehr zahlreiche Reiterregimenter und Infanteriebataillone getheilt waren, sollten in der Regel aus ihren Bezirken nicht weggezogen werden und standen unter den Befehlen des kommandirenden Generals ihrer Provinz. Einen Rückhalt, so scheint es, erhielten die Grenzer durch einen Theil der Linien- und Auxiliartruppen geringeren Ranges, nämlich durch die Abtheilungen der sogenannten *Pseudocomitatenser* oder Besatzungstruppen, die namentlich in Gallien zahlreich standen, wo es so gut wie keine Grenzer gab.

Das *mobile Heer* dagegen, die große Reichsarmee, zerfiel in zwei Hauptmassen, in die Eliteabtheilungen, die in dem „*Palatinischen*" Heere vereinigt waren, und in das „*Comitatensische*" Heer. Das Palatinische Heer umfaßte an Legionen etwa $\frac{1}{5}$ bis $\frac{1}{6}$ des gesammten, an Reiterei gegen $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ des Totalbestandes, und eine erhebliche Masse von Auxiliartruppen zu Fuß. Die Comitatenser bildeten das eigentliche Linienheer. Die *ethnographische* Zusammensetzung der Armee war in dieser Zeit immer

bunter geworden; denn während zwar seit Caracalla die Romanisirung der Völker des Reiches die erheblichsten Fortschritte gemacht hatte, nöthigte die Entvölkerung in den meisten Provinzen die Kaiser, immer umfassender die Hilfe fremder, namentlich deutscher Söldner in Anspruch zu nehmen. Noch immer, so scheint es, hielt man allerdings daran fest, daß die Legionen, wenigstens die palatinischen und comitatensischen, aus Romanen und Rhomäern gebildet wurden. Dagegen bestanden die Auxiliarabtheilungen, namentlich die Reiterregimenter, neben maurischer und dalmatinischer Kavallerie, jetzt wohl ganz überwiegend aus fremden Kriegsvölkern, die wenigstens zum Theil auf diesem Wege sich allmählich romanisirten.

Die äußere Erscheinung des Reichsheeres wurde dadurch natürlich immer bunter, die Fülle der verschiedenen, oft höchst klangvoll martialischen Namen der Truppengattungen immer verwirrender. Die Zahl der Legionen allein, die freilich die alte numerische Stärke von 6100 Mann nicht mehr hatten, erreichte jetzt allmählich die Höhe von 175, von denen nur 28 noch die alten, aus der früheren Geschichte wohlbekannten Namen führten. Von diesen Truppenkörpern kamen etwa (soweit die nach dieser Richtung nur erst begonnenen Untersuchungen des ziemlich unklaren und mangelhaften Materials zu ergeben scheinen) 25 Legionen auf das Palatinische, 70 oder mehr auf das Comitatensische, und 37 auf das Pseudocomitatensische Heer. Aber neben allen diesen Heerhaufen gab es noch mancherlei kleinere Abtheilungen. Dahin gehören die mehrfach erwähnten Detaschements von „Läten" (S. 625) und (sarmatisch-deutschen) „Gentilen"; in Gallien standen auf der langen Bogenlinie von der unteren Seine bis nach Lyon zwölf Abtheilungen von Läten unter Präfekten, und namentlich in Italien 21 dergleichen von Gentilen. Besonders wichtig waren die Flotten und Flottillen auf den Grenzströmen des Reiches und deren Nebenflüssen geworden; neben der Donau war namentlich die Save in dieser Weise armirt worden. Aber auch der Eufrat hatte seine Flotte, und im Inneren des Reiches tragen später die Seine, die Saône und der Rhone bewaffnete Fahrzeuge. Die Noth der Barbarenkriege hatte es dahin gebracht, daß auch Seen, wie der Comer- und der Neuenburgersee in solcher Weise geschützt und militärisch verstärkt waren. Dagegen scheint es unmöglich, über die wirkliche numerische Stärke des römischen Heeres sichere Berechnungen aufzustellen; sicher nur, daß die Zeitverhältnisse es unumgänglich nöthig machten, ein viel zahlreicheres Heer auf den Beinen zu halten, als das noch zu Caracallas Tagen der Fall gewesen war.

Für die militärischen Zustände seit Constantin ist aber Verschiedenes sehr charakteristisch. Den Zeitgenossen war besonders auffallend, daß der Kaiser zuerst von der alten seit Augustus üblichen Praxis abwich, die mobile Armee an den Grenzen zu concentriren. Nach der jetzt in ganz Europa üblichen Weise wurden unter ihm die meisten Truppen dieser Art in das Innere gezogen und in oder bei namhaften Städten vertheilt gehalten. Die für den Kaiser bestimmenden Gründe sind uns nicht bekannt;

vielfach mag es sich aber als unräthlich gezeigt haben, die großen Centralplätze des Reiches mit unruhiger Bevölkerung und zahlreichem Proletariat aller Art ohne stets bereite Besatzungen zu lassen.

Die Zerlegung der Armee einerseits in eine sehr große Anzahl selbständiger Truppentheile von immer nur geringer numerischer Stärke; andrerseits in eine Reihe größerer Massen, die an Rang, Sold und Privilegien von einander fühlbar verschieden waren, sollte sehr bestimmt zur Abwehr der Gefahren dienen, die seit der Ermordung des Alexander Severus dem Throne wie dem Reiche während jener langen Reihe entsetzlicher Jahre bis zu Diokletians Erhebung in schauerlicher Regelmäßigkeit durch meuterische Armeekorps und ehrgeizige Generale bereitet worden waren.

Sonst nahm die römische Armee aus der Zeit dieses neuen Augustus, der — anders als der Schöpfer der Dyarchie und des stehenden Heeres — seine Truppen ohne Aufhören viele Jahre lang von Sieg zu Sieg geführt hatte, noch einmal die Traditionen mit von der gewaltigen, zerschmetternden Kraft der römischen Waffen. Bis zu den Tagen des Romulus Augustulus blieb hier ein mächtiger Rest römischen oder doch romanischen Kraftbewußtseins lebendig, und erhielt sich in der Armee ein ganz eigenthümliches, selbständiges Leben. Noch weit über die Zeit hinaus, wo das alte Heidenthum von Staatswegen geächtet und unterdrückt wurde, konnten sich innerhalb der Armee auch heidnische Soldaten und Offiziere behaupten. Und bis zu Ricimers Tagen war die Armee der Boden, wo immer neue Elemente den Romanen sich assimilirten und am raschesten für römische Reichsinteressen gewonnen wurden. So lange das Reich noch gewaltige Feldherren zu erzeugen oder die Söhne fremder Stämme zu ergebenen und glücklichen Heerführern der Römer zu machen vermochte, gelang es auch, die sehr verschiedenen Elemente fest zusammenzuhalten, aus denen die Armee sich seit dieser Epoche mehr und mehr zusammensetzte. Denn neben der Masse angeworbener Fremdlinge, deren Menge naturgemäß von Epoche zu Epoche sich steigerte, war ohne Zweifel ein gewaltiger Unterschied zwischen Soldaten, wie sie neben den afrikanischen Reitervölkern die kriegerischen Kernprovinzen mit illyrischer Bevölkerung lieferten, und dem bunten Mosaik, das sich aus den Söhnen der Grenzer, aus denen unzähliger Veteranenfamilien, und wieder aus dem Material zusammensetzte, wie dasselbe jetzt theils durch Aushebungen aus den Colonen, theils durch Vermittlung einer Masse von Agenten, die man Rekrutenhändler nannte, zusammengebracht wurde.

Der innere Organismus der Truppentheile war gegen früher nicht sehr verändert. Die Hauptsache ist, daß jetzt, — wo nun schon seit vielen Jahrzehnten der Soldat von den niedrigsten Stellungen durch Glück und Tapferkeit bis zu den höchsten Höhen menschlicher Größe gelangen konnte, der Stand der Berufsoffiziere vollständig ausgebildet war. Die verschiedenen kommandirenden Generale der einzelnen Provinzen, Heeres- und Landestheile heißen jetzt duces; eine Auszeichnung war es, wenn der

Feldherr nicht als Dux, sondern als Comes regierte. Die Legionskommandeure hießen schon seit Gallienus' Zeiten nicht mehr Legaten, sondern Präfekten. Die Chefs kleinerer Abtheilungen werden nicht selten auch als „Präpositi" bezeichnet; ein Name, der jetzt auch für die Tribunen oder Kommandeure der einzelnen Cohorten (mit Ausnahme der ersten) wiederholt gebraucht wurde. Unter den Kommandeuren der Cohorten stehen dann die Centurionen, deren fünf erste als Ordinarien oder Oberoffiziere fungiren. Die Bewaffnung, die auch in der Zeit seit Constantin bei den thatsächlich und nominell romanischen Abtheilungen dieselbe geblieben zu sein scheint, war jetzt in der Art geordnet, daß die fünf ersten Cohorten der Legion Pila führten, und zwar jeder Mann deren zwei, ein größeres (Spiculum) und ein kleineres (Vericulum), beide wohl von dem alten Pilum verschieden. Die fünf letzten dagegen trugen die sogenannte Lancea, eine zum Werfen bestimmte und mit einem Wurfriemen versehene Waffe. Dazu führte der Legionar ein langes Schwert. Bei dem Aufmarsch war die Legion in zwei Treffen formirt. Das erste bildeten die fünf ersten Cohorten, von denen die erste auf dem rechten Flügel, die dritte im Centrum, die fünfte auf dem linken Flügel stand. In dem zweiten Treffen nahm die sechste den rechten Flügel, die achte das Centrum, die zehnte den linken Flügel ein.

Welche Veränderungen nun die, wie wir sahen, vorauszusetzende Reduktion der numerischen Stärke der Legionen auch nach dieser Richtung herbeigeführt hat, liegt noch im Dunkeln. Dagegen tritt allmählich immer mehr in den Vordergrund der Einfluß, den das deutsche Element auf die Art des römischen Kriegswesens ausgeübt hat. Und auch nach dieser Richtung hin ist die Regierung Constantins des Großen epochemachend. So grausam gerade dieser Kaiser, wie wir früher fanden, wiederholt gegen besiegte deutsche Kriegsleute am Rhein aufgetreten ist, so wenig feindselig hat er sich grundsätzlich gegen die massenhafte Aufnahme von Germanen in den Reichs- und Heeresverband gezeigt; mit so demonstrativer Gunst, mit solcher gewinnenden Feinheit und Gewandtheit hat er die Deutschen, speciell namentlich auch die Gothen behandelt. Constantin bildete auch nach dieser Seite die Grundlinien jener spätrömischen und byzantinischen Politik vor, welche das nationale Element immer mehr in den Hintergrund drängte, dafür alles Gewicht auf die Erhaltung des Staates, gleichviel mit welchen Unterthanen, auf die Kirche, und auf die kraftvoll zusammenhaltende Verwaltung legte und den Mangel an Rhomäern durch massenhafte Aufnahme fremder Zuwanderer deckte. Nur daß die Dinge in Constantins Zeit noch immer nicht allzu bedenklich aussahen; nur daß er wohl noch hoffte und glaubte, die Masse von Germanen, die in den großen römischen Mischkessel gestürzt wurden, zu römischem Metall umschmelzen, — ihrer, welche die neue materielle Stütze des Reiches abgeben sollten, in analoger Weise Meister bleiben zu können, wie der neuen geistigen Hilfsmacht, nämlich der Kirche. Die langsam wirkenden Mittel zur Erhaltung des echten romanischen Stammes,

wie sie die Kaiser seit Nerva versucht hatten, genügten dem raschen und energischen Constantin offenbar nicht mehr. Das Alimentarsystem, welches wahrscheinlich mit Eintritt der neuen Organisation Italiens durch Diokletian sein Ende erreicht hatte, nahm Constantin nicht wieder auf. Desto energischer wurde unter ihm die Ueberfülle deutscher Kräfte zum Nutzen des Reiches verwendet; dabei fand sich zugleich das bequemste Mittel, die Neigung der Germanen zu Einbrüchen in das Reich zu schwächen, indem man den Ueberschuß ihrer jungen militärischen Kräfte für die römische Armee anwarb. Deutsche Ansiedler sind damals unter Constantin in erstaunlicher Menge in das Reich gekommen, namentlich nach der östlichen Hälfte Galliens, wo die Franken die Hauptrolle spielten, und nach der nördlichen Hälfte der Balkanhalbinsel. Der Einfluß der fränkischen und der gothischen Offiziere tritt in der Folgezeit immer fühlbarer hervor. Die Folgen dieses Systems für das Reich sind in den weiteren Jahrzehnten bis zu den ersten furchtbaren Wogenschlägen der hunnisch-gothischen Wanderung sehr merkwürdig. Mit Ausnahme einstweilen noch der Kirche und der antiken Kulte tritt, — so daß allerdings die romanischen Provinzen viel stärker davon berührt werden, als die griechisch redenden, — schon jetzt eine überaus starke Durchsetzung des Reiches mit deutschen Elementen hervor. Deutsche Soldaten halfen die Kriege des Reiches gegen die deutschen Nordsee-, Rhein- und Donauvölker, gegen Perser und Afrikaner schlagen. Deutsche Bauern füllten als freie Ansiedler, als Läten, als Colonen auf kaiserlichen Domänen und auf den Gütern der großen Grundherren, und als Sklaven die furchtbaren Lücken aus, welche die Pest, die Münzkrisis und die schrecklichen Kriege des dritten Jahrhunderts an hundert Stellen in die agrarische Bevölkerung des Reiches gerissen hatten. Deutsche Sklaven und Sklavinnen füllten die Paläste der reicheren Bevölkerung in allen Provinzen zu allen Diensten, wie sie die Gewohnheiten der Alten mit sich brachten. Aber aus den Reihen der angesiedelten Unterthanen des Reiches und aus der Armee drangen die deutschen Romanen, wie die noch ungemischten Deutschen auch viel weiter vor. Auf dem Wege zumal durch die Armee sind sie allmählich bis zu sehr hohen Stellungen auch am Hofe gelangt. Als Soldaten wegen ihrer ausgezeichneten kriegerischen Eigenschaften, ihrer Zuverlässigkeit und Disciplin hoch geschätzt, sind ihrer allmählich sehr viele in die unmittelbare kaiserliche Leibwache, und namentlich wieder in die Reihen der „Candidaten", d. i. der aus den stattlichsten und erprobtesten der Gardesoldaten erlesenen Elitekompagnien, aufgenommen worden. Als Offiziere sind sie, — mochten sie nun auf deutschem oder auf römischem Boden geboren sein, — nach und nach immer zahlreicher in die höchsten Stellen eingedrungen. Die Geschichte wird uns zeigen, wie stark schon zur Zeit der hunnischen Wanderung das deutsche Element selbst unter den leitenden Männern des Reiches geworden war.

Um die Lage des Reiches seit dieser Zeit in Bezug auf die Durchsetzung mit neuen, namentlich mit deutschen Elementen richtig zu würdigen,

muß man den Blick auf das moderne Mexico und die spanischen Republiken von Südamerika richten. Wer aus der Ferne nur darauf achten wollte, daß dort Völker wohnen mit spanischer Sprache, mit wesentlich spanischer Sitte, und unter den Formen der römisch-katholischen Kirche, — der möchte leicht wähnen, das weite Gebiet von Monterey bis nach Puerto Montt und bis nach Patagonien sei lediglich von einem jüngeren Zweige der hispano-romanischen Gruppe bewohnt. Aber in Wahrheit bergen sich unter jenen spanischen Formen mehr als $^2/_3$ Mischlinge aller Art, und ganz oder halb civilisirte Indianer; und selbst Vollblutindianer mit den wohlklingenden alten spanischen Namen wie Alvarez, Juarez und viele andere haben sich seit dem Sturze der Gachupinos längere Zeit schon mit den romanischen Kreolen in die politische Herrschaft wirksam getheilt. Ganz ähnlich haben wir uns zunächst für die Zeit der Constantiner und der pannonischen Kaiser die Zustände im römischen Reiche zu denken. Denn täglich mehrte sich damals in der Armee und im „Civil" die Zahl der Menschen, die unter volltönenden romanischen Namen fremdartige germanische, und als Soldaten unter römischen Uniformen ihre deutschen Hünengestalten bargen. Und in vielen Theilen des Reiches mochte denkenden Männern altromanischer Zunge ernstlich bange werden, wenn sie fanden, wie das brünette und schwarzäugige Volk überall Boden verlor vor der wachsenden Ueberfülle der blonden Menschen mit blauen Augen und hochragender Gestalt.

Es gab endlich noch ein Moment, welches seit der Diokletianisch-Constantinischen Epoche für die Schicksale des Reiches in überaus einschneidender Weise seine Wirkung ausübte, nämlich das des mehrfach umgeformten Steuerwesens. Im Ganzen steht dasselbe bei der historisch-politischen Kritik in keinem guten Rufe, und es ist sicher, daß die großen Schöpfer der neuen Organisation des Reiches nach dieser Richtung hin am wenigsten schöpferische Kraft entfaltet haben. Was Constantin persönlich angeht, so war (S. 663 ff.) sein bedeutendstes Verdienst die Herstellung sicherer und guter Münzzustände. Seine Regierung, die nicht mit Unrecht als eine „geldmachende" bezeichnet worden ist, hat unzweifelhaft sehr bedeutende Mittel gebraucht, und abgesehen von der persönlichen Freigebigkeit des Kaisers auch damit abgeschlossen, das Budget des Reiches bleibend und fühlbar zu erhöhen. Die gewaltige Bauthätigkeit, die sich namentlich an die neue Reichshauptstadt knüpfte, konnte ihrer Natur nach auf weitere Kreise sehr wohlthätig wirken. Die Kosten für die aus zwingenden Gründen erheblich vergrößerte Armee dagegen, und noch mehr die für den Beamtenstaat und den Hof mußten das Budget jedenfalls sehr stark belasten. Man kann nun allerdings sagen: bei der verzweifelten Lage, in welche die Erschütterungen des dritten Jahrhunderts das Reich gebracht hatten, blieb zu seiner Erhaltung für weitere zwei Jahrhunderte kaum ein anderes Mittel übrig, als die kraftvolle Zusammenfassung der noch vorhandenen Kräfte und Mittel in der Hand des in-

telligenten Absolutismus; und so gut wie die Vergrößerung der Armee war auch die kräftige Centralisirung der Verwaltung auf der Basis einer fein gegliederten Bureaukratie unvermeidlich geworden. Aber die Völker des Reiches haben den unter neuen Formen fortgesetzten Kampf um die Existenz des Reiches sehr theuer zu bezahlen gehabt.

Bloß an und für sich betrachtet, so war wahrscheinlich die Summe, welche das römische Budget unter gewöhnlichen Verhältnissen auch in dieser Zeit beanspruchte, gar nicht übermäßig hoch; aber das System der römischen Steuerwirthschaft namentlich dieses Zeitalters war vielfach so sehr fehlerhaft und drückend, daß es nur dann leichter auszuhalten erschien, wenn einmal so intelligente und so sparsame Verwalter, wie später Prinz Julian in Gallien, oder so gründliche Kenner der Bedürfnisse des Volkes, wie Kaiser Valentinian I., das Heft in der Hand hatten, oder wenn einmal diese oder jene Provinz unter ganz ausnahmsweise intelligenten, wohlmeinenden, und die Finanzbeamten scharf überwachenden Chefs stand. Viel wesentlich Neues ist allerdings in der Diokletianisch-Constantinischen Epoche nach der finanziellen Seite hin nicht geschaffen worden; das neue System basirt ganz und gar auf den seit Alters hergebrachten Steuern des Reiches, und seine Mängel sind hauptsächlich aus einer Praxis erwachsen, die freilich durch die Wissenschaft unserer Zeit mit Recht verurtheilt wird: noch nicht zu reden von den furchtbaren Uebelständen, welche die tiefe Korruption eines großen Theiles der Beamten nach sich zu ziehen pflegte.

Das Wesen der „Steuerreform" dieser Zeit war natürlich, daß man die Saugkraft des Fiskus zu verstärken bemüht war. Während alle bestehenden Monopole, Regalien und sonst bestehenden Rechtstitel der Staatskassen auf irgend welche Einnahmen sorgsam konservirt wurden, beruhte die große Haupteinnahme des Reiches auf der durch Diokletian endlich auch auf Italien ausgedehnten Grundsteuer, welche seit seiner Reform auf Grund einer Eintheilung alles Grundeigenthumes in gleiche (übrigens je nach den Provinzen verschieden benannte und mehrfach verschieden gestaltete), sorgfältig nach Klassen, Bodenwerth und Ertrag abgeschätzte, genau katastrirte „Steuerhufen" erhoben wurde. Die Steuer war theils in Geld, theils in Naturalien zu entrichten; in beiden Fällen verband sich mit ihr noch eine Zuschlagssteuer an Naturalien (annona), — nämlich Nahrungsmittel aller Art, aber auch Viehfutter, Holz, Kleidung, — die für die Besatzungen und die Beamten in die fiskalischen Magazine geliefert, zuweilen jedoch auch in Geld gezahlt ward. Fiel die Grundsteuer, von deren Entrichtung nunmehr weder die Grundstücke früher steuerfreier Orte (wie selbst Athen), noch auch die des senatorischen Adels ausgenommen waren, hauptsächlich auf den Stand der Possessores, der Gutsbesitzer, welche den wichtigsten Theil der städtischen Bevölkerung ausmachten, so hatte der Stand der Negotiatores, nämlich Kaufleute jeden Ranges, Fabrikanten jeder Art, und die Gewerbetreibenden im umfassendsten Sinne des Wortes, die soge-

nannte persönliche Steuer zu zahlen, die je nach Umständen nach dem beweglichen, nach dem unbeweglichen Vermögen, und nach dem Arbeitsgewinn bemessen wurde. Es ist dann in der nachdiokletianischen Zeit üblich geworden, alle Negotiatoren einer Stadt in eine Matrikel einzuschreiben und zu einer Korporation zu verbinden. Dieser wurde nun eine Steuersumme im Ganzen auferlegt — (sie erscheint unter verschiedenen Namen, von denen „Chrysargyrum" der bekannteste ist), — und ihr es überlassen, dieselbe selbst unter ihre Mitglieder zu repartiren. Die eigentliche alte „Kopfsteuer", die mehr und mehr den Charakter einer Hausstandssteuer annahm, ist allmählich gänzlich auf das Landvolk beschränkt worden. Die ärmere städtische Bevölkerung suchte man soweit als möglich zu der Gewerbesteuer heranzuziehen, (mit Einschluß selbst der Huren); die ärmsten ließ man ganz frei von direkten Steuern. Dafür fiel jene Hausstandssteuer mit Wucht auf die Colonen des platten Landes. Deren Kopfsteuer wurde von dem Herrn des Gutes, zu welchem sie gehörten, zugleich mit der Grundsteuer eingezahlt, durch diese aber wieder von ihnen eingetrieben.

Der fiskalische Charakter der neuen Zeit, der im Laufe der folgenden, namentlich der byzantinischen Jahrhunderte sich immer entschiedener ausprägte, tritt für uns Spätere wesentlich auch in der Bedeutung zu Tage, die für die Chronologie der weiteren römischen und byzantinischen Geschichte die Rechnung nach „Indictionsperioden" gewonnen hat. Zunächst in Aegypten begann man seit 312 n. Chr. nach fünfzehnjährigen Indictionsperioden zu rechnen. Seit Ende des 4. Jahrhunderts, wo die olympischen Spiele von Staatswegen unterdrückt wurden, und im Laufe des fünften gewann dann diese neue Art der Zeitrechnung im Reiche allgemein das Uebergewicht. Es scheint eben, daß immer nach Ablauf einer Periode von 15 Jahren die Erneuerung der Steuerkataster stattfand.

Es ist, wie schon bemerkt wurde, immerhin nicht unwahrscheinlich, daß die Höhe der großen direkten Steuern, welche der römische Fiskus alljährlich aus dem Reiche zog, an sich nicht gar so gewaltig war. Aber es ist nicht minder wahrscheinlich, daß nach dem Verlaufe der Schreckenszeiten des dritten Jahrhunderts einerseits die wirkliche Steuerkraft der Völker des Reiches erheblich abgenommen hatte, andrerseits aber Dank der neuen Organisation die Saugkraft der fiskalischen Organe bedeutend zugenommen hat. Nun aber waren die Romanen noch durch viele andere Lasten beschwert. Abgesehen von manchen Abgaben, die nur in einzelnen Fällen gezahlt wurden; abgesehen ferner von der besondern Besteuerung einzelner Vermögensobjekte, so war doch auch die Wirkung der vielen Zölle und Gefälle nicht zu unterschätzen. Dazu traten die massenhaften Sporteln, welche durch die Organisation des neuen Beamtenstaates so sehr vermehrt waren; nicht minder die Kosten der Gebühren, derart daß auch die Beamten für ein Anstellungs- und Aufrückungsreskript anfangs 5 Goldstücke, später noch weit mehr zu zahlen hatten. Endlich noch andere materielle Lasten, welche die

fehlerhafte Staatswirthschaft dieser Zeit nach sich zog. Gerade Constantin hatte dem kaiserlichen Postwesen, welches in der folgenden Zeit eine sehr wichtige Rolle spielte, eine ganz besondere reformatorische Aufmerksamkeit geschenkt. Aber auch dieser intelligente Monarch ist unbegreiflicherweise niemals auf den Gedanken gekommen, dieses Institut zu einem allgemeinen Verkehrsmittel zu machen, und dadurch zugleich für die Völker des Reiches nutzbar, und für die Staatskassen gewinnbringend zu gestalten. So blieben denn nach wie vor die Hand- und Spanndienste und sonstigen Kosten der Post eine schwere Reallast der Bevölkerung, und wurden von Geschlecht zu Geschlecht als eine immer härtere Plage empfunden.

Selbst von diesen Umständen abgesehen, so waren mit der Erhebung der direkten Steuern die schwersten Uebelstände verbunden. Seit alter Zeit zeigt sich Hang zu Erpressungen jeder Art und zu unredlichem Gewinn als eine unausrottbare Sünde des römischen Beamtenthums; und nach dieser Seite ist es auch unter den Constantinern und den Pannoniern, oft zum schweren Unheil ganzer Provinzen, nicht besser geworden. Das Uebelste aber war, daß — die Grundsteuer ausgenommen, — die Steuerschraube mit ihrer vollen Wucht auf die mittleren und unteren Besitzer im Reiche drückte. Wirklich leidlich befand sich in dieser Hinsicht nur die unterste Stufe, die Sklaven, — und die oberste, das heißt die vielen zum Schaden der Uebrigen von den öffentlichen und den municipalen Lasten Eximirten. Die Art, wie die Steuern die Colonen trafen, macht es uns verständlich, wie schwer auf diese auch sonst vielgeplagte, und der Willkür der Patrone gar sehr ausgesetzte Klasse die Pression der Gutsherren drücken konnte. Aber auch die Negotiatoren hatten schwer zu leiden. Diesen Stand angehend, so war hier der ewige Krieg im Gange zwischen den Steuerbeamten, die bei Indiktionen und Superrevisionen mit peinlicher Genauigkeit jedes steuerbare Objekt zu erforschen suchten, und den Steuerpflichtigen, die namentlich im Orient mit möglichster Zähigkeit sich dagegen wehrten. Und nun wurden gegen Restanten und gegen solche, die mit oder ohne Grund im Verdachte standen, falsche Angaben über ihr Vermögen zu machen, alle möglichen Mittel mobil gemacht: mit Einschluß der erzwungenen Aussagen der nächsten Angehörigen gegen ihre Väter und Gatten, ja selbst der Schläge und der Folter. Greuel, gegen welche allerdings Constantin, der überhaupt von fiskalischen Plackereien und Schindereien nichts wissen wollte, mit großer Lebhaftigkeit ankämpfte, ohne sie jedoch ausrotten zu können. Das an sich schwerste Loos aber war das der städtischen Dekurionen, deren Bestand der Staat ebenso bestimmt zu erhalten und zu steigern suchte, wie umgekehrt die unglücklichen Männer der municipalen Aristokratie kein Mittel unversucht ließen, um aus dem furchtbaren glänzenden Elend ihres vor Alters so ersehnten Standes zu entkommen. Denn die Dekurionen des municipalen Steuerbezirks hatten die Aufgabe, die demselben auferlegte Grundsteuersumme an die Staatskasse zu liefern. Das bedeutete aber: sie mußten zunächst

nach der Censusliste diese Summen auf die einzelnen Possessoren des Bezirks repartiren, hernach aber für die richtige Ablieferung der sämmtlichen Ansätze mit ihrem Vermögen einstehen, — also das an den einlaufenden Beträgen Fehlende aus ihrem eigenen Vermögen zusetzen. Für die Dekurionen kamen dann noch die vielen rein municipalen Kosten und Lasten hinzu, die sich bei der Neigung der Reichsregierung, mancherlei Ausgaben den Städten zuzuweisen, immer steigerten. Namentlich die Dotirung höherer Studienanstalten aus städtischen Fonds, und wahrscheinlich auch mehrfach christlicher Kirchen aus denselben Mitteln, vermehrte nach dieser Richtung wiederholt die Wucht der Lasten, so daß für diesen Stand die Aussicht in die Zukunft immer trüber und entmuthigender wurde.

Die letzten Jahre der langen Regierung Constantins des Großen seit der Einweihung der neuen Reichshauptstadt waren im Vergleich mit den früheren an politischen Ereignissen arm. Der alternde Schlachtenmeister hat im Jahre 332 noch einmal eine glückliche Fehde gegen die Gothen an der Donau geleitet, und im Jahre 334 an 300,000 Vandalen, die sich jenseits der Donau gegen Gothen und Sarmaten nicht mehr behaupten konnten, in den Reichsverband aufgenommen und großentheils in den nördlichen Provinzen der Donau- und Balkanhalbinsel, namentlich in Pannonien, angesiedelt.

Daneben läuft die weitere Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse, die wir aber immer nur in ihren Umrissen darstellen. Die „Parität" zwischen den Christen, deren Zahl seit 323 begreiflicherweise in beständiger Zunahme sich befand, und den Anhängern der alten Kulte hat Constantin bis an sein Ende energisch und geschickt vertreten. Andauernd hielt der kluge Politiker darauf, daß die Heiden sich nicht zurückgesetzt fühlen und verstimmt werden konnten. Diesem Theile seiner Unterthanen gegenüber trat er andauernd als Pontifex Maximus auf, während zugleich die Kirche immer entschiedener und augenfälliger begünstigt wurde. Wenn im Jahre 326 das Verbot erging, verfallene Tempel herzustellen; wenn Kulte von ganz besonderer Schmutzigkeit und Scheußlichkeit unterdrückt, wenn verödete Heiligthümer inmitten christlicher Bevölkerungen ihrer Schätze beraubt wurden, um Constantinopel zu schmücken: so war doch die alte Religion als solche keineswegs bedrückt, beengt, oder auf den Standpunkt einer geduldeten zurückgedrängt. Nach wie vor wurden die heidnischen Priester bei ihren Rechten und Einkünften erhalten, und zuletzt noch durch Gesetz in der Freiheit von öffentlichen Diensten und Lasten bestätigt. „Noch in seinen letzten Jahren (335—337) ertheilte der Kaiser dem italischen Städtchen Hispellum oder Flavia Constans (j. Spello in Umbrien, zwischen Foligno und Assisi) die Erlaubniß, seinem Geschlechte, der gens Flavia, einen Tempel zu erbauen und daselbst scenische Spiele und Gladiatorenkämpfe zu veranstalten; nur daß das seinem Namen gewidmete Heiligthum nicht durch den „Trug irgend eines ansteckenden Aber-

glaubens befleckt werden sollte." Selbst auf seinen Münzen ließ der Kaiser zwar heidnische „Legenden" verschwinden, bediente sich aber seitdem vielmehr einer „neutralen"; und wenn die erste Münze mit christlichem Symbol spätestens 326 geprägt wurde (vermuthlich aber nicht vor 324), so sind nachher nur erst vier Münzen Constantins mit christlichen Emblemen zuverlässig bekannt. Das Gesetz endlich kannte unter ihm keinerlei Unterschied zwischen heidnischen und christlichen Bürgern des Reiches, und in der Praxis des öffentlichen und des Hofdienstes, in welchem nun zahlreiche Christen ihren Platz fanden, machte sich die Parität erst recht geltend.

Das schloß nun aber durchaus nicht aus, daß nicht Constantin selbst bei seinem scharfen Verstande recht wohl voraussah, daß die Parität schließlich entschieden zu Gunsten der Christen ausschlagen werde. Er selbst hatte bereits seine Söhne von der Fausta als Christen erziehen lassen, und konnte wohl voraussetzen, daß eine Zeit kommen werde, wo die alten Kulte von Staatswegen zurückgedrängt werden würden. Auch unterließ er es nicht, durch seine Mittel das Wachsthum der Kirche namentlich indirekt zu erleichtern und zu fördern, und immer deutlicher zu zeigen, wohin seine persönliche Neigung sich richtete, Neubekehrte durch Gnadenerweisungen auszuzeichnen, auch wohl in noch rein heidnischen Gegenden Kirchen zu erbauen und reich zu dotiren, damit sie durch Wohlthätigkeit neue Gemeinden um sich zu sammeln vermöchten.

Daneben aber machte ihm bis zum Ende seines Lebens die konfessionelle Zerklüftung der Kirche schwere Sorge. Constantin hatte bald erkannt, daß die große Entscheidung von Nikäa nicht im Stande gewesen war, den inneren Frieden der Kirche wiederherzustellen. Der Arianismus gewann immer mehr Boden, wenn auch nicht in seiner strengsten Form. Das nicht biblische Wort „Homousios" (S. 675) erregte vielen Anstoß, und es zeigte sich allmählich, daß in den orientalischen Provinzen die Stimmung sehr nach einem „etwas dehnbaren" Bekenntniß drängte, welches den verschiedenen Auffassungen des großen dogmatischen Problems Spielraum lasse.

Constantin wünschte unter diesen Umständen sehr, zu einer Ausgleichung zu gelangen. Er näherte sich den Arianern, und als der alte Arius schließlich aus seinem Exil heraus (S. 676) sich nachgiebig und zum Frieden gestimmt zeigte und ein neues, allgemein gehaltenes Glaubensbekenntniß ausstellte, in welchem nur die Formel von der „Wesensgleichheit" fehlte, durften er selbst sowohl wie seine Anhänger (328/9), und bald auch die andern, die exilirten Bischöfe, aus ihrer Verbannung zurückkehren und wurden zu Gnaden angenommen. Zur Vollendung der äußeren Ausgleichung sollte nun Arius seine alte Pfarrstelle in Alexandria wieder übernehmen. Hier aber war i. J. 328 jener gewaltige Athanasius, der Idealtypus der homousianischen Hierarchie der ganzen Zeit vor Ambrosius von Mailand, Bischof geworden, und dieser entschlossenste Gegner des Arianismus stellte der Bitte, wie später auch den Drohungen des Kaisers den zähesten Widerstand entgegen. Athanasius war einerseits einer jener nicht sehr zahlreichen Kleriker dieser und der

folgenden Zeit, welche sich gegen das Eingreifen der kaiserlichen Gewalt in das innere Leben der Kirche streng ablehnend verhielten. Auf der andern Seite war dieser Bischof, der die wilde und nachhaltige Energie, mit welcher die Märtyrer den Krieg und die Angriffe der Verfolger gegen die Kirche überstanden hatten, nun auch in dem inneren dogmatischen Kriege entfaltete; war dieser „Vater der Orthodoxie" wirklich ein großer Mann, voll bedeutender Ideen und Zwecke, dessen imposantes Auftreten auch auf Constantin mächtig einwirkte. An großartiger Glaubenskraft, an Gluth und Tiefe der Empfindung, an Bewußtsein von der Würde des priesterlichen Amtes, wie an Gelehrsamkeit und Großartigkeit der Spekulation, an Gewandtheit in der Rede und der Schrift, war er das gegebene Haupt seiner homousianischen Glaubensgenossen. Die Gluth seines Enthusiasmus, seine Standhaftigkeit, die kein Opfer scheute und keine Menschenfurcht kannte, sein weiter und durchdringender Blick, seine Rücksichtslosigkeit gegen seine persönlichen und gegen fremde Interessen, endlich seine Thatkraft, die unter Umständen auch Gewaltsamkeiten nicht scheute, machte ihn zu einem überaus wirksamen und erfolgreichen Führer in dem langwierigen konfessionellen Kriege, der seit jener Periode die Kirche zerrüttete. Gegen ihn operirte nun nach dem Scheitern der auf des Arius Restitution gerichteten Versuche der feine Bischof Eusebios in Nikomedia (S. 676), der nach seiner Rückkehr aus dem Exil der Führer der sogenannten „semi-arianischen" Mittelpartei war und jetzt wieder am Hofe in großem Ansehen stand. Eine Reihe von Intriguen wurde in Scene gesetzt und eine ganze Anzahl persönlicher und politischer Anklagen gegen Athanasius mobil gemacht. Endlich gelang es, den Kaiser zu bestimmen, daß der trotzige Bischof von Alexandria vor ein Untersuchungsconcil berufen wurde. Dasselbe fand i. J. 335 n. Chr. zu Tyrus statt, und hier nahmen seine dogmatischen Gegner, die entschieden die Oberhand hatten, Rache für Nikäa. Wohl konnte Athanasius die Nichtigkeit der meisten wider ihn vorgebrachten Anschuldigungen siegreich erweisen. Aber (so scheint es) von dem Vorwurf einiger arger Gewaltthätigkeiten vermochte er sich nicht zu reinigen, und nun eilten seine Gegner, ihn für schuldig und abgesetzt zu erklären, während Arius wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen wurde. Eine wiederholte synodale Verhandlung zu Constantinopel bestätigte das über Athanasius gefällte Urtheil, und Constantin schickte den stolzen Bischof in ein mildes Exil nach Trier; doch sollte der bischöfliche Stuhl zu Alexandria einstweilen nicht neu besetzt werden. Hatte nun der Kaiser bei diesen Verhandlungen gezeigt, daß er für zähe Opponenten noch eine andere Sprache hatte, als die milde und demüthige, in welcher er gewöhnlich mit den Bischöfen zu verkehren pflegte; hatten die Arianer ihr neues Uebergewicht in wenig würdiger Weise sofort gegen ihren größten Widersacher gemißbraucht: so zeigten wieder im Jahre 336 die Homousianer, wie verheerend die neue dogmatische Parteiwuth in der Kirche wirkte. Der fast 80jährige Arius sollte in Constantinopel unter großen Feierlichkeiten wieder in die Kirchengemeinschaft

aufgenommen werden. Aber am Tage vor dieser Scene flehte der homousianische Bischof der Residenz vor allem Volke zu Gott um ein Wunder: „um den Tod des Erzbösewichts vor seiner Aufnahme in die heilige Gemeinschaft". Und als nun unheimlich genug am Abend oder am anderen Morgen Arius wirklich unter plötzlichen furchtbaren Convulsionen auf einem öffentlichen Abtritt starb, hatten die wildesten Homousianer nur Hohn und Triumphgeschrei über diese düstere Katastrophe.

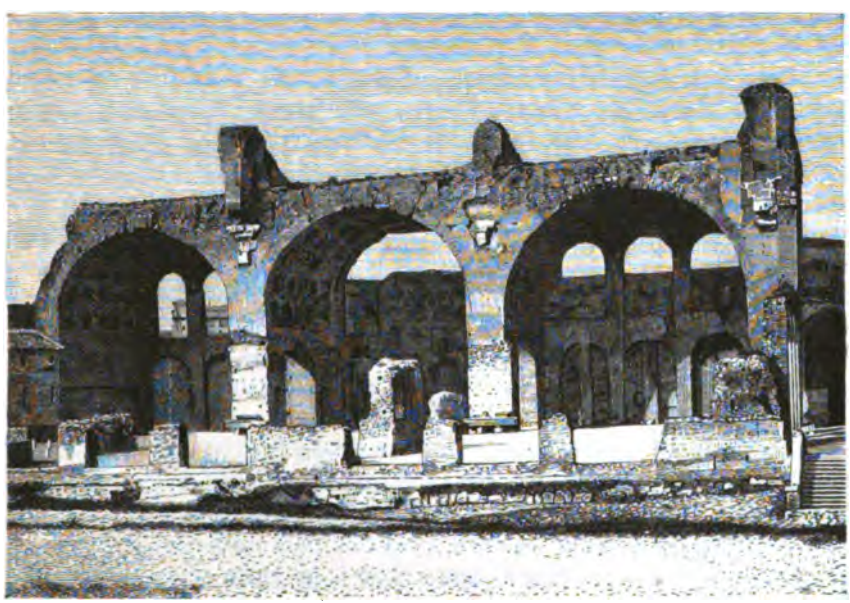
Die Weiterführung dieser Kämpfe sollte Constantin nicht mehr erleben, sein Ende war nahe. Wir versuchen es, diesen außerordentlichen Menschen zu charakterisiren. Auch Constantin gehört zu den Gestalten, an deren richtiger Würdigung die Späteren bis auf unsere Tage in Liebe wie in Haß sich immer wieder versucht haben; auch sein Charakter gehört bis zu einem gewissen Grade zu den zahlreichen psychologischen Problemen der römischen Kaisergeschichte. Täuscht uns unsere Beobachtung nicht, so war Constantins Charakter sehr eigenthümlich gemischt. Aber als der Alles bestimmende und beherrschende Grundton erscheint doch eine gewaltige Herrschsucht; aber so, daß sie stets auf das Höchste gerichtet war, so daß sie unter der auszeichnenden Gunst der Zeitverhältnisse diesen groß veranlagten, durch erstaunliche Intelligenz, durchdringenden Scharfblick, ungewöhnliche Menschenkenntniß und vorwiegend scharfen Verstand imponirenden Menschen ebenso wohl dahin trieb, als in den Stand setzte, die Entwicklung der antiken Menschheit, und nicht dieser allein, für Jahrhunderte in neue Bahnen zu lenken. Dieser mächtigen Leidenschaft aber erscheinen bei Constantin alle übrigen Züge seines Wesens untergeordnet. Ihr diente natürlich seine ungemeine diplomatische Begabung und seine Kunst, in politischen Dingen zu warten, allerdings um im passenden Moment mit der Schnelle und der Wucht des Blitzstrahls zuzugreifen oder loszuschlagen. Ihr diente seine jugendliche, frische Heldenkraft und seine, an Roms stolzeste Siegestage gemahnende Feldherrngröße. Ihr diente endlich die furchtbare Energie seines Willens, die vor keinem Hinderniß, aber auch vor keiner Gewaltthat, und leider auch vor einem nützlichen Trug und vor Tücke nicht zurückscheute. Die gerechte, wohlwollende, und liebenswürdige Art sich zu geben, hatte Constantin von seinem edlen Vater Chlorus geerbt; nicht aber dessen schlichte und milde Sinnesweise. Und wie Diokletian alle Rücksichten schwinden ließ, wenn er die kaiserliche Autorität bedroht glaubte, so kannte Constantin keine Pietät und keine Schonung, wenn er seine Machtstellung bedroht wußte oder meinte. Hier war in der That das berühmte „Hab' ich einmal zu fürchten angefangen, so hab' ich auch zu fürchten aufgehört", der präcise Ausdruck seines Wesens.

Goldmünze, Solidus, Constantins des Großen. Auf der Vorderseite der Porträtkopf Constantins mit dem Lorbeerkranze und der Umschrift: CONSTANTINVS Pius Felix AVGustus. Die Kehrseite trägt die Umschrift: VICTORIA CONSTANTINI AVGusti und zeigt Constantin von Victoria bekränzt. SIRM ist die Prägstätte Sirmium in Ungarn. (Kgl. Münzcabinet zu Berlin.)

Es war nun aber nur natürlich, daß die persönliche wie die politische Haltung dieses Kaisers im Laufe seiner langen und wechselvollen Regierung durch den Wechsel seiner Schicksale nicht unwesentlich beeinflußt worden ist. Daß seine Natur groß angelegt war, hat sich allerdings niemals ganz verleugnet. Und gemeine Züge, Hang zu rohen materiellen Genüssen, zum Spiel, zu Ausschweifungen mit Frauen, haben auch seine Feinde dem stolzen Selbstherrscher, dem Freunde feiner, wissenschaftlicher Bildung, nicht vorgeworfen. Aber scharfblickende Zeitgenossen, wie sein Geheimschreiber Eutropius, machten doch mit Recht einen erheblichen Unterschied zwischen der ersten und der zweiten Hälfte seiner Regierung. Unbestritten blieb ihm der Ruhm, daß seine Herrscherkraft und seine staatsmännische Feinheit und sichere Hand ihm niemals untreu geworden. Aber die Zeit nach dem Falle des Licinius läßt zwar nicht den Reichthum an großen und schöpferischen Ideen vermissen, wohl aber den frischen Schwung seiner kriegerischen, sturmbewegten, Jugendjahre. Und was schlimmer ist: der Besitz der Alleinherrschaft, die Stellung als absoluter und weithin gefürchteter Selbstherrscher wirkte, wie die Geschichte es uns so oft zeigt, auch auf ihn nicht sehr günstig. Härte, Willkür, unbändige Leidenschaft und Hingabe an die Fehler seines Charakters machten sich gar sehr bemerkbar. Wohl blieb der Kaiser immer ein lebhafter Geist, und ein sehr thätiger Gesetzgeber. Die Unterthanen erkannten es dankbar an, daß Constantin stets die Gesandtschaften und die Beschwerden der Provinzen persönlich hören wollte. Aber sein alter stolzer Ehrgeiz wurde mehr und mehr zu ungemessener Eitelkeit und Lobgier. Seine erstaunliche Thatkraft und rastlose Thätigkeit schlug wohl in unruhige Launenhaftigkeit um. Seine Stellung zu den Freunden und Günstlingen seiner Umgebung erinnerte mehrfach in bedenklicher Weise an die dunkleren Tage des großen Hadrian. Sein Hof war ein gefährlich glatter Boden. Constantin liebte den heitern Verkehr und die freie Hingabe an seine Freunde, mit denen er übrigens noch lieber neckend und spottend, als gerade verbindlich zu verkehren pflegte; aber die ihnen gewährte, gewöhnlich auch materiell werthvolle Gunst konnte unter Umständen jäh und furchtbar mit Ausbrüchen wilden Zornes wechseln. Wenn der Kaiser einmal Grund zu haben glaubte, über Treulosigkeit oder über Mißbrauch ihrer Stellung Seitens der Männer seiner Umgebung zu klagen, so fehlte es nicht an Erschütterungen, bei denen unter Umständen das Schwert des Henkers in drohender Nähe sich zeigte. Daneben fehlte es auch nicht an Klagen über die Vergeudung der öffentlichen Mittel durch zu große Prachtliebe und durch allzu ausgedehnte persönliche Freigebigkeit. Sicher wird es sein, daß Constantins Genie, seine Regententüchtigkeit, seine militärische und organisatorische Begabung, sein großartiges Geschick, die neuen Mächte seines Zeitalters zu erkennen und in den römischen Reichsorganismus einzuführen, unbestritten bleiben; aber sympathisch wird uns der Charakter des neuen Augustus nicht leicht anmuthen.

Nur mit wenigen Worten endlich sei das persönliche Verhältniß Con-

ſtantins zu dem Chriſtenthum berührt. Die Geſchichte iſt nach Lage unſerer Quellen nur im Stande, über die Religions- und Kirchenpolitik dieſes Kaiſers ein ſicheres Urtheil zu gewinnen. Wir haben es oben verſucht, an der Hand der tüchtigſten und berufenſten Forſcher unſerer Tage uns darüber auszuſprechen. Das pſychologiſche Geheimniß aber der inneren Stellung Conſtantins zu der Ethik und der Lehre der Kirche, welcher er den Weg zur künftigen Herrſchaft gebahnt hat, zu ergründen, — dazu fehlen uns die hiſtoriſchen Mittel. Mit Sicherheit läßt ſich hier nur ſehr wenig ſagen. Conſtantin war kein Menſch wie der gewaltige Judenkönig David, der ſeine Hand nicht minder tief in Blut getaucht hat, als der Sohn der alten Helena, und dabei



Reſte der Baſilika Conſtantins zu Rom; vgl. Seite 664.

doch die erſchütterndſte Reue und die heißeſte Gluth religiöſer Empfindung genährt hat. Der harte Politiker, der leidenſchaftliche Herr des Reiches und ſeines eigenen Hauſes, der ſo raſch nach einander die Blutbefehle gegen Licinius, Criſpus und Fauſta erlaſſen konnte, ſtand noch ganz und voll auf antikem Boden, und die ideale Forderung des Chriſtenthums, den ganzen inneren Menſchen von Grund aus zu erneuern, iſt ihm ſchwerlich jemals ernſtlich nahe getreten. Auch der wilde Kampf zwiſchen den chriſtlichen Confeſſionen hat dem Kaiſer ſchwerlich ein tieferes inneres, auch nur wiſſenſchaftliches, Intereſſe abgewonnen. Wie weit hinaus über die ſichere Erkenntniß und kräftige Anerkennung der welthiſtoriſchen Macht des Chriſtenthums und des chriſtlichen Geiſtes Conſtantin religiöſe Gedanken genährt hat, das

wie geſagt bleibt uns verborgen, und wir halten uns nicht berechtigt, über die letzten Geheimniſſe ſeines Herzens ein Urtheil zu fällen. Nur das iſt äußerlich erkennbar, daß der Monotheismus, dem Conſtantin von ſeinem Vater her huldigte, bei ihm allmählich eine chriſtliche Färbung gewonnen hat. Es iſt möglich, daß der lebhafte Verkehr mit den Repräſentanten der Kirche in ſeiner Umgebung ihn endlich auch von der Wahrheit des Chriſtenthums überzeugt hat. Sicher aber, daß er ſein Leben als ein Mitglied der chriſtlichen Gemeinſchaft beſchloſſen hat.

Das Uebergewicht des römiſchen Reiches im Orient war ſeit dem letzten Siege des Galerius und Diokletian (S. 631) mehrere Jahrzehnte hindurch völlig unerſchüttert geblieben. Mehr noch, während der ganzen Zeit ſeit 297 konnte das befreundete Armenien unter der langen und glänzenden Regierung ſeines Königs Tiridates als Vormauer des Römerthums gelten. Die Herrſchaft dieſes Mannes wurde für die Zukunft namentlich dadurch ſo wichtig und folgenreich, daß unter ſeiner entſchiedenen Begünſtigung jetzt das Chriſtenthum ſiegreich in das ſchöne Alpenland eindrang. Ein Prinz aus einer Seitenlinie der Arſakiden, den man gewöhnlich Gregor „den Erleuchter" nennt, führte hauptſächlich die Armenier dem Evangelium zu. Schon 302 wurde auch Tiridates getauft. Das Chriſtenthum ſollte, als armeniſche Kirche geſtaltet, in ſpäterer Zeit in analoger Weiſe eine Hauptſtütze des armeniſchen Volksthums werden, wie in der Zeit der Osmanenherrſchaft die anatoliſche Kirche für die Griechen. Zunächſt allerdings ſtand noch immer eine ſtarke Partei des Adels der neuen Lehre feindlich entgegen und neigte zu den Saſaniden, die nach langer Ruhe in Conſtantins letzter Zeit den Frieden wieder zu ſtören gedachten.

In Kteſiphon regierte ſeit 309 des armſeligen Perſerkönigs Narſes Enkel Sapor II. (309—380). Er war noch als Säugling zur Herrſchaft beſtimmt worden, hatte aber, zum Jüngling gereift, eine ungewöhnliche Kraft und Thätigkeit zu entfalten begonnen, die freilich mit arger Grauſamkeit gegen beſiegte Landesfeinde verbunden war. Ermuthigt durch einen großen Sieg über arabiſche Stämme; mißtrauiſch gegen Conſtantin als Freund der Chriſten, die in Perſien noch immer höchſt brutal verfolgt wurden; und in Sorgen wegen der Gunſt, die ſein früher aus Perſien vertriebener Bruder Hormisdas in Conſtantinopel genoß; endlich in ſeiner ſtolzen Weiſe gewillt, die alte Schmach ſeines Großvaters zu ſühnen und das Gebiet zurückzugewinnen, welches 297 an die Römer hatte abgetreten werden müſſen: ſo fing er zuerſt an, diplomatiſche Zerrereien mit Conſtantin einzuleiten, forderte endlich kurz und gut die Rückgabe des einſt von Narſes abgetretenen Landes, und ſchritt wirklich auf der meſopotamiſchen Seite zu Grenzverletzungen.

Unter dieſen Umſtänden mußte der alternde Selbſtherrſcher des römiſchen Reiches noch einmal zu den Waffen greifen. Bedeutende Rüſtungen wurden angeordnet; einer der Söhne des Kaiſers, der Cäſar Conſtantius, ſtand bereits an der perſiſchen Grenze. Conſtantin ſelbſt war zur Abreiſe nach dem zu

erwartenden Kriegsschauplatze bereit, als er in der Osterwoche des Jahres 337 heftig erkrankte. Die Thermen des bithynischen Drepanon, das er seiner Mutter zu Ehren Helenopolis genannt hatte, brachten ihm nicht die erwartete Genesung. Er fühlte das Nahen seiner letzten Stunde, und ließ sich nunmehr in der Märtyrerkirche dieser Stadt in die Reihe der christlichen Katechumenen aufnehmen, dann aber nach der Villa Achyrona bei Nikomedia bringen. Nach dem damals beliebten Brauche, erst dicht vor dem Tode sich taufen zu lassen, um entsündigt zu Gott einzugehen, ließ sich der Kaiser endlich bei dem mächtigen Fortschreiten seines Leidens am Pfingstfeste durch Bischof Eusebius taufen, empfing das heilige Sakrament, und starb am letzten Tage des Festes, am 22. Mai 337, um Mittag. Bei dem Tode des Gewaltigen hat sich die für sein Uebergangszeitalter so charakteristische Mischung der religiösen Auffassungen wiederholt. Der Senat nämlich zu Rom verlieh auch diesem getauften Imperator die Apotheose. Die anatolische Kirche, deren Priester ihn den „Apostelgleichen" zu nennen sich gewöhnten, die armenische und die russische verehren ihn als „Heiligen" und feiern sein Fest am 21. Mai. Die römische Kirche dagegen hat ihn nicht kanonisirt.

Die Leiche des großen Selbstherrschers wurde in einem goldenen Sarge nach Constantinopel gebracht und zunächst mit allem kaiserlichen Pompe in der Hofburg ausgestellt, um dann nach Ankunft des Cäsars Constantius mit dem höchsten kirchlichen und militärischen Gepränge in einem herrlichen Grabmale in der Apostelkirche beigesetzt zu werden. Aber an die Bestattung des alten Imperators knüpften sich nur zu schnell entsetzliche Ereignisse, die nur zu sehr mit der blutigen Familiengeschichte der Diadochen Diokletians in Einklang standen.

Constantin hatte, wie wir sahen, mit ungeheurer Anstrengung und unter gewaltigen Kämpfen die Reichseinheit wieder hergestellt. Aber er muß sich schließlich überzeugt haben, daß nach Crispus' Tode unter den zahlreichen Prinzen seines Hauses keiner sich befand, der die Kraft und das Talent besaß, das gesammte Reich in seiner Weise weiter zu leiten, — und noch weniger ein so hervorragender Mann, daß der Neid und die Eifersucht der übrigen sich ohne Weiteres vor ihm hätte beugen mögen. Es blieb ihm, so scheint es, nur der Ausweg übrig, zu einem Theile der Maximen des Diokletian zurückzukehren und verschiedene Theile des Reiches an die nächstberechtigten Erben in Gestalt von Sonderherrschaften zu verleihen; so blieb das Reich dann doch immer in der Hand der Dynastie der Constantiner. Dabei gedachte der Kaiser jedoch nicht ausschließlich seine drei Söhne von der Fausta territorial zu dotiren. Wie es scheint, so sollte auch die Nachkommenschaft der Söhne der Prinzessin Theodora (S. 626), die bereits erwachsenen Söhne eines seiner Stiefbrüder, jetzt in einen Theil der Rechte eingesetzt werden, die jenen einst durch seine eigene Erhebung abgeschnitten worden waren. Seine eigenen Söhne waren insgesammt zu dem Range von Cäsaren erhoben worden: Constantin, der älteste (geb. 316) im Jahre 317, der zweite, Constantius,

(geb. 317) im Jahre 323, und Constans, der jüngste (geb. 323) zu Ende des Jahres 333. Dieselbe Stellung ertheilte der Kaiser im September 335 dem energischen und reichbegabten Sohne seines Stiefbruders Dalmatius, der des Vaters Namen trug. Und nun war bereits im Jahre 335 das Reich administrativ in der Art unter des Kaisers präsumtive Erben vertheilt worden, daß Constantin (II.) als der älteste Sohn die gallische Präfektur, Constans Italien mit Afrika und den eigentlichen illyrischen Provinzen, Dalmatius Thrakien mit Constantinopel, Makedonien und Achaja, Constantius den gesammten Osten jenseits der Propontis und der griechischen Gewässer übernahm. Im Orient aber war als fünfter Regent, wohl unter des Constantius Oberhoheit, ein Bruder des Cäsars Dalmatius, Prinz Hannibalian, der des Kaisers Tochter Constantia zur Frau hatte, bestimmt; derselbe sollte mit fürstlichem Range über Pontus, Kleinarmenien und Kappadokien schalten.

Die verschiedenen kaiserlichen Prinzen regierten in der That seit 335 ihre Gebietstheile. Trotzdem scheiterte die friedliche Durchführung der Bestimmungen des alten Constantin nicht lange nach seinem Tode an einer in ihrer Wirkung ganz entsetzlichen Vereinigung dunkler Intriguen, die ihren Mittelpunkt in der politischen Umgebung des Cäsars Constantius hatten, und des Wiedererwachens soldatischer Neigungen zur Kaisermacherei. Der alte Imperator hatte seine und Faustas Söhne als Christen erziehen lassen; aber es war nur gelungen, ihre konfessionellen Leidenschaften anzuregen, nicht aber sie zu Menschen zu erziehen, an denen die christliche Gemeinde ihre Freude hätte haben mögen. Von den großen Talenten und den imponirenden Eigenschaften des Vaters, und von der Seelengröße des Großvaters Chlorus war auf diesen Zweig der Constantiner nur verzweifelt wenig übergegangen. Dafür besaßen sie namentlich die bedenklichen Züge der Familien, denen sie entsprossen waren, in nur zu ausgiebiger Weise, und das sollte schnell zu Tage treten. Es scheint doch, daß die drei Brüder, namentlich aber der immerhin bedeutendste unter ihnen, Constantius, nur mit tiefem Unwillen die Betheiligung ihrer Vettern an der Reichsregierung ertragen hatten. Und nun fand offenbar gerade Constantius, der zeitlebens aus den Banden einer wahrhaft entsetzlichen Camarilla sich nicht loszumachen vermocht hat, unter seiner persönlichen Umgebung Rathgeber der allezeit bösartigsten und niederträchtigsten Sorte, die dann weiter, so steht zu vermuthen, nach des großen Constantins Ableben dem jungen Fürsten den Dienst erwiesen, für ihn zu intriguiren und zu handeln. Mit Benutzung der leidenschaftlichen Anhänglichkeit der Armee an den großen Feldherrn und freigebigen Spender Constantin wurde es möglich, die höheren Offiziere der in Constantinopel stehenden Truppen als Akteurs in den Vordergrund zu schieben, dann die Soldaten in der abscheulichsten Weise zu verhetzen, und dabei dem Cäsar Constantius die Rolle zu sichern, daß er, was nun kommen sollte, „nur mehr geschehen ließ". Und bei Gott, er ließ dann sehr viel „geschehen".

Es handelte sich zunächst, unter brieflich eingeholter Zustimmung der

Cäsaren Constantin und Constans, nur darum, die durch den todten Imperator vorgezeichnete Reichsordnung umzustoßen und die Herrschaft lediglich Constantins Söhnen zu sichern. Aber den Faiseurs dieses empörenden Staatsstreiches —, der auf dem Boden der neuen Welthauptstadt zum ersten Male dynastische Greuel in Scene setzte, die später unter den Byzantinern und Osmanen nur zu oft Nachahmung gefunden haben, — kam es noch weit mehr darauf an, die Seitenlinien des Hauses der Constantiner und deren politischen Anhang ein für allemal zu entwurzeln. Es ist wohl möglich, daß dabei mit arger List neben anderen aufregenden Einflüsterungen das Gerücht in den Kasernen und in der Residenz verbreitet worden war, als sei der große Kaiser durch seine Stiefbrüder vergiftet gewesen und habe noch auf dem Todtenbette befohlen, ihn zu rächen. Genug, zu Anfang September 337 brachen die lange vorbereiteten Soldatentumulte in Constantinopel aus. Die tobenden Soldaten riefen, nur die Söhne Constantins sollten ihre Auguste sein, und eröffneten dann das blutige Werk des Fürstenmordes. Die ganze Nachkommenschaft aus des alten Chlorus zweiter Ehe, also die noch lebenden Stiefbrüder des Kaisers Constantin, dazu mit Einschluß der (wahrscheinlich nach der Hauptstadt gelockten) Fürsten Dalmatius und Hannibalian, sechs Enkel des Chlorus, und die Gemahle der Prinzessinnen, außerdem der einst sehr einflußreiche Präfekt Ablavius, wurden in Stücke gehauen. Daß der eine der Brüder Constantins, Julius Constantius, (Vater der einzig diesem byzantinischen Palastgemetzel entronnenen minderjährigen Prinzen Gallus und Julianus), zugleich des Cäsars Constantius Oheim und Schwiegervater, daß Hannibalian des Constantins Schwager war, kam nach den Traditionen dieser Dynastie nicht in Betracht. Hier namentlich mag indessen Constantius nach dem Ausdrucke eines hochstehenden Zeitgenossen „mehr zugelassen, als veranlaßt haben".

Nachdem die untergeordneten Werkzeuge der blutigen Intrigue ihre Arbeit vollendet und in der Hofburg gründlich aufgeräumt hatten, fiel dem Senat die Aufgabe zu, die drei Söhne Constantins am 9. September 337 öffentlich als die neuen Kaiser zu proklamiren.

Dritter Abschnitt.

Von Constantin I. bis zum Tode Theodosius I.

Erstes Kapitel.

Die Constantiner.

Unter so schauerlichen Scenen leitete sich der Uebergang der romanischen und griechischen Völker ein aus der welthistorischen Epoche Constantins in das letzte Zeitalter, wo noch einmal von einem einheitlichen Reiche die Rede war, wo ferner von einer Art äußerer und innerer Ruhe und Sicherheit noch gesprochen werden konnte. Freilich hat es auch während der Periode von dem Antritt der drei jungen Constantiner bis zur Thronbesteigung des ersten Theodosius, oder vielmehr bis zu dem Uebergange des westgothischen Volkes über die Donau und dessen Folgen, am Eufrat, wie an Rhein und Donau nicht an gewaltigen Kriegen gefehlt, die auf der persischen Seite schließlich zu einer schlimmen Demüthigung der Römer geführt haben. Freilich kannte auch dieses Zeitalter drei dynastische Kriege, von denen wenigstens einer die Kräfte des Reiches in ähnlicher Weise in Anspruch nahm, wie einst der letzte Kampf zwischen Constantin und Licinius. Aber im Ganzen angesehen, so waren doch, im Vergleich mit den furchtbaren Zeiten des sturmbewegten dritten Jahrhunderts, der alternden Menschheit der antiken Welt noch einmal vier Jahrzehnte geordneter Verhältnisse vergönnt: eine Zeit, während welcher die neuen Schöpfungen der Diokletianisch-Constantinischen Epoche nach allen Richtungen hin sich einleben und ihre volle Wirksamkeit und Tragweite entfalten konnten.

Auch dieses Zeitalter entbehrt weder großartiger Gestalten im Guten wie im Bösen, im Staatsleben, in der Armee, in der Kirche, im sinkenden Heidenthum. Selbst an anmuthigen Episoden fehlt es keineswegs inmitten einer Zeit harter Prosa und schwerster Arbeit in dem Kampfe um das Dasein. Aber abermals im Ganzen betrachtet, so liegt doch vorwiegend eine düstere Beleuchtung, eine schwere Atmosphäre ausgebreitet über dem historischen Bilde dieser Periode. Schon äußerlich, physisch, war nach Beweis aller erhaltenen Zeugnisse der alte Stamm, namentlich in den oberen Ständen, die Nachkommen der Menschen aus der durch Krieg, Hunger, Pest, Finanzmisère

so grausig gestalteten Nothzeit des dritten Jahrhunderts, größtentheils zu arger Häßlichkeit und Verkümmerung entartet. Die Neugestaltung des Reiches, die neue Zusammenfassung der Kräfte des Reiches, und seine neue, bis zu der Mordschlacht bei Adrianopel kraftvoll behauptete Machtstellung gegenüber den nordischen Völkern wurde nun aber nicht nur nach der finanziellen Seite hin überaus theuer bezahlt. Nicht nur, daß der Steuerdruck, wie wir wissen, so schwer auf dem mittleren Besitz und auf dem Landvolke wuchtete: auch der Druck des Beamtenthums, dessen zeitweise zu entsetzlicher Höhe gesteigerte Frevel uns wiederholt blitzartig die unergründliche sittliche Versunkenheit der Menschen dieses Zeitalters wahrhaft gespenstisch illustriren, und die mit der Barbarisirung des Reiches immer grausamer, barbarischer, blutgieriger, sich gestaltende Justiz machen es begreiflich, wie nachmals seit dem Eintreten frischer und unabhängiger deutscher wie hunnischer Massen in die geschichtliche Bewegung nicht wenige Griechen und Romanen kurz entschlossen dem glänzenden Elend der antiken Civilisation den Rücken zu kehren und unter ganz primitiven Zuständen bei deutschen und hunnischen Häuptlingen ihre Zuflucht zu suchen vermögen. Neben dem glänzenden Elend aber dieser Zeit, aus welchem allein die schwerfällige Pracht der Hofburg und die hohe, wie die niedere Bureaukratie, die neben Armee und Kirche sich ein eigenes selbständiges Leben ausbildete, sich behaglich und in satten Farben abheben, arbeiten die beiden jungen Mächte, die den historischen Beruf hatten, zunächst noch das Römerthum zu stützen, zugleich aber dasselbe innerlich und endlich auch äußerlich gänzlich umzugestalten. Die Germanen, deren Stellung zum Reiche erst seit der Schlacht von Adrianopel eine akute Veränderung erfährt. Und in vorläufig weit höherem Grade die Kirche. Diese führt einerseits mit wachsender Energie und wachsendem Erfolge den Krieg gegen die täglich mehr zusammenschwindende heidnische Majorität; die Periode schließt ab mit der von Staatswegen verfügten gewaltsamen Unterdrückung der alten Kulte. Auf der andern Seite bringt der konfessionelle Kampf innerhalb der Gemeinden ein neues und kraftvolles Parteileben und neue dominirende Interessen in das Leben dieser Zeit. Aber die Parteiwuth erreicht allmählich die entsetzliche Höhe, daß noch vor Ablauf des vierten Jahrhunderts von Staatswegen das erste Blut christlicher Ketzer vergossen wird. Aber der dogmatische Bürgerkrieg schwächt nicht nur die missionirende, sondern auch die sittlich verjüngende Kraft der Kirche in bedauerlichem Grade, und treibt nicht nur zu schlimmen Gewaltthaten, nicht nur zu harten und überaus gehässigen Verfolgungen, nicht nur zur endlichen Vernichtung aller wirklichen Religionsfreiheit, sondern auch zu der schlimmen Gewohnheit, immer entschiedener das Schwergewicht nicht mehr auf das christliche Leben, sondern auf die je nach dem konfessionellen Standpunkte verschieden gefaßte „Rechtgläubigkeit" und zwar gerade in jenen Fragen zu legen, die ganz vorzugsweise den transcendentalen Höhen des Unbegreiflichen angehörten. Und mit der äußeren, immer glänzender sich entfaltenden

Machtausdehnung der Kirche und mit dem inneren Kriege erwuchsen auch spezifisch christliche Fehler: Unduldsamkeit und Herrschsucht, verketzernder und verdammender Haß und wilder Fanatismus, wie ihn die wüsten und hoffnungslos verdorbenen Massen, die jetzt der Kirche zuströmten, am schnellsten begriffen: diese schrecklichen Epigonen der antiken Welt, an deren Entartung die ganze Kraft der damaligen Kirche ihre Schranken fand. Und dennoch brachte andauernd der neue Glaube Millionen Trost, warf er ein neues Licht in unzählige Gemüther, wirkte er in dem Kampfe mit der alten Weltanschauung auch sittigend zurück auf die Edelsten der Heidenwelt, trieb die Kirche eine Reihe wahrhaft großartiger Erscheinungen hervor. Kraft, Frische und neues Leben waren wesentlich doch auf ihrer Seite, und — sobald es sich nicht um den dogmatischen Krieg handelte, — war doch immer die sittliche Haltung der Geistlichkeit und eines guten Theiles der Laien ein lichtes Moment in dem Dunkel dieser Zustände; und im Kampfe gegen das materielle Elend, wie gegen die Greuel der Justiz und der schlechten Beamten, und gegen die Corruption der Zeit war der Episkopat der Träger einer humanen Arbeit und einer neuen und wirksamen öffentlichen Meinung.

Wie immer, so entzieht sich auch hier die stille, segensreiche Arbeit des Christenthums und seine verjüngende und sittlich erfrischende Kraft im Kreise unzähliger tüchtiger Familien dem näheren Einblick. Aber die großartige Wohlthätigkeit innerhalb der christlichen Welt, — die natürlich in dem Bereiche christlicher Familien in verschiedenster Weise ausgeübt werden konnte, — nahm in der Hand der Bischöfe eine wahrhaft ungeheure Ausdehnung an, und sicherte durch ihre zahlreichen Krankenhäuser, Waisenhäuser, und andere Anstalten zum Besten der zahllosen Armen und Bettler dieser finstern Zeit gerade nach dieser Seite hin gar sehr die moralische Stellung der Kirche bei den leidenden Massen, die in der aristokratischen Zeit der antiken Welt nur sehr sporadisch, wirksam doch nur durch die Lebensmittelvertheilungen in den größeren Städten, öffentliche Unterstützung erhalten hatten. Dagegen führte die in den ernsteren christlichen Familien seit Alters vielfach geübte Entsagung von Genüssen und Freuden der Welt, führte die hochgesteigerte christliche Askese, zuerst im Orient, endlich zu neuen und sehr eigenthümlichen Gestaltungen, nämlich zu den Anfängen des Mönchthums. Aegypten, wo von früher her jüdische Therapeuten am mareotischen See und bei den Sarapistempeln in Zellen eingeschlossene Einsiedler bestanden hatten, sah die ersten christlichen Anachoreten oder Eremiten, die theils aus Ekel und Ueberdruß an dem Weltleben, theils im Drange der Askese und in der heißen Sehnsucht, durch Reue und Buße ein sündiges Vorleben zu sühnen, sich zu einem einsamen Leben voll härtester Entbehrungen und unter möglichster Ertödtung des sinnlichen Wesens in die Einöden dieses Landes, namentlich des oberen Nilthales zurückzogen. Um die Mitte des vierten Jahrhunderts beginnt dieses Eremitenthum einen neuen charakteristischen Zug des christlichen Lebens im Nilthale darzustellen. Aus dem Anachoretenthum

gehen allmählich große Kolonien solcher Eremiten hervor, die allerdings zu einem sehr großen Theile sich aus den gedrücktesten Schichten des ägyptischen Landvolkes ergänzten, und ihre erste, namentlich auf Erziehung zum Gehorsam gerichtete, Ordnung durch Pachomius erhielten. Neben dem Distrikt von Tabenna zwischen Tentyris und Theben entstanden solche Mönchskolonien allmählich auch bei Arsinoë in der Gegend des Mörissees, dann in der nitrischen Wüste westlich vom Delta, und auf anderen Punkten. In den letzten Jahrzehnten des vierten Jahrhunderts erfolgte dann der Uebergang zu dem eigentlichen Klosterleben, dem auch die Frauen als Nonnen nicht mehr fremd blieben. Neben der Arbeit waren Gebet, Gottesdienst und vielfache Kasteiungen das wesentlichste Element des ägyptischen Mönchthums. Daneben dauerte aber das alte eigentliche Einsiedlerwesen noch immer in einzelnen Erscheinungen fort.

Es dauerte nicht lange, so griff das Mönchthum auch nach Asien hinüber. In Palästina breitete sich, vielfach mit Ackerbau und Weinbau verbunden und weniger concentrirt, die Praxis der Anachoreten weithin aus, und dehnte sich nach Syrien, Mesopotamien, und verschiedenen Theilen Kleinasiens aus. Für Armenien, Paphlagonien, Pontus, wurde ein wesentlicher Urheber des Mönchthums der strenge Bischof Eustathios von Sebasteia. Die edelste Erscheinung aber war Basilios der Große von Käsareia, der um 375 n. Chr. von seinem Sitze am Flusse Iris aus, dem Mönchthum zunächst für Kappadokien und Galatien eine neue, sehr wirksame Stellung schuf, dasselbe durchaus veredelte und idealisirte und die Idee der „Weltflucht" zu einer Rückkehr zur Natur gestaltete. Stilles, gottseliges Leben im Geist, Bedürfnißlosigkeit und Selbstbeherrschung, als Nachbild der Geduld und des Leidens Christi sind hier die leitenden Gedanken; das einsiedlerische Leben tritt in den Hintergrund. Im Abendland, in Italien und Gallien, fand das Mönchthum erst in den achtziger Jahren des 4. Jahrhunderts Nachahmung, ohne aber so charakteristische Erscheinungen zu erzeugen. Erst mit Benedict zu Anfang des 6. Jahrhunderts beginnt hier ein für das Kulturleben des jungen Mittelalters wichtiger Aufschwung. Vorläufig erhielt jenseits des Nilthals die Klosterwelt stets wachsenden Zuzug, seit neben dem chronischen Druck der römischen Zustände und neben dem Drange tief gläubiger Gemüther, sich ganz den Versuchungen des Weltlebens zu entziehen, mit den schrecklichen Ereignissen am Ausgange der hier geschilderten Periode und zunehmend darüber hinaus, die Sehnsucht nach gänzlicher Entfernung aus einer Welt, deren Lage immer hoffnungsloser sich zu gestalten schien, täglich sich steigerte.

Es gab aber noch ein Moment, welches den chronischen Druck der inneren Reichslage fortschreitend zu erhöhen gar sehr geeignet war. Während nämlich die Verbindung der kaiserlichen Gewalt mit dem fürstlichen Uebergewicht auch in der Kirche, und der Ausbau der Bureaukratie als einer dauernden Stütze des Staates und einer Trägerin aller Verwaltungstraditionen auch zu Gunsten minder befähigter Kaiser, bereits in erkennbarer Weise die

Zustände vorbereitet, welche später für den sogenannten Byzantinismus so charakteristisch geworden sind: so macht sich der fiskalische Geist, der diese Richtung belebt, namentlich auch dadurch fühlbar und drückend, daß die Gesetzgebung seit der diokletianisch-constantinischen Epoche immer mehr dahin arbeitet, die Bevölkerung des Reiches — gewissermaßen in Kasten zu gliedern, jedenfalls aber die Söhne der Männer der verschiedensten Berufsstände soviel als immer möglich in dem einmal bestehenden Verhältniß ihrer Klassen festzuhalten, ja festzubannen. Bei den gedrücktesten Klassen des Reiches fing das am ersten und wirksamsten an. Für die Colonen und die auf diese Stufe herabgesunkenen einst freien Bauern hatte das gar keine Schwierigkeit. Hier hatte man schon den erbunterthänigen und principiell an die Scholle gefesselten Stand, aus welchem heraus (sobald der Patron nicht dem eventuellen, aber seltenen Ueberschuß junger Leute den Uebertritt zu andern Geschäften gestattete) es gewöhnlich nur zwei Auswege gab. Der eine führte, wie wir sahen, in Aegypten, dem typischen Lande der harten Ackerfrohnden, die ländlichen Proletarier in das Mönchthum der Wüste, der andere ging durch die Rekrutirung in die Armee. Alle diese Auswege aber waren den Dekurionen verschlossen. Hier sollte die unheilvolle Ehre der municipalen Aristokratie forterben; der Sohn eines municipalen Grundherrn konnte dabei weder Kaufmann noch selbst Soldat werden, wenn er nicht etwa einen Bruder hatte, der den Vater einst als municipales Lastthier ersetzen konnte. Dieselbe Gebundenheit war aber auch einer Reihe von Innungen und sonstigen Korporationen auferlegt; so daß z. B. Münzknechte, Purpurfärber, Schwertfeger, für Rom und Byzanz die Kornschiffer, Viehhändler, Bäcker, und wer von ihnen abstammte, an ihren Stand oder ihre Herkunft mehr oder minder fest in der Art gebunden waren, daß sie für den ersten in Anspruch genommen werden konnten, in welches Verhältniß sie sich immer begeben mochten. Auch die Armee sollte in solcher Weise sich großentheils wieder aus sich selbst ergänzen. Schon seit Alexander Severus sollten die den „Grenzern" angewiesenen, niemals als Privatgut zu behandelnden Ländereien auf die Söhne der Soldaten nur dann vererben, wenn diese selbst wieder Soldaten würden. Jetzt wurde der Kriegsdienst für die Söhne der Veteranen, und zwar mit Einschluß der Offiziere, gewissermaßen zu einer erblichen Verpflichtung gemacht, auch die Väter veranlaßt, bei eigener Verantwortung ihre Söhne mit dem 18. Jahre zu dem nämlichen Dienst vorzustellen, den sie selbst einst geleistet hatten. Ein sehr wirksames Zwangsmittel war dabei dieses. Die ausgedienten Krieger wurden in dieser Zeit je nach ihren Wünschen bei ihrem Dienstaustritt entweder als Gutsbesitzer, oder für den Fall mit Geld dotirt daß sie ein Handelsgeschäft übernehmen wollten. Dazu wurden sie in Rang und Ehren den Dekurionen der Städte gleichgestellt, wo sie sich niederließen, aber von den lästigen und drückenden municipalen „Ehren", Leistungen und Pflichten befreit, die Kaufleute auch von Zöllen und Gewerbesteuer. Wollten oder konnten nun ihre Söhne nicht ebenfalls Soldaten wer-

den, so mußten diese wirkliche Dekurionen werden und an allen Plagen dieses Standes theilnehmen.

Fiskalischer Conservatismus traf bei diesem System zusammen mit der Tendenz, durch möglichst wirksamen Zwang der allgemeinen socialen Auflösung zu begegnen, wie sie sicherlich das klägliche Ergebniß der Nothzeit von Philippus bis Carinus gewesen war. Jetzt aber, nach Constantins Tode und nach dem Mordfest in seiner Residenz, waren es zunächst andere Mächte als die nordischen Sturmkolonnen und die meuterischen Legionen, als die Falschmünzer und die Bagauden, die an dem neuen Riesenbau des Siegers von Adrianopel und Chrysopolis rüttelten.

Die drei jungen Kaiser aus Constantins und Faustas Blute haben die ihren Vettern Dalmatius und Hannibalianus entrissene Beute im Sommer d. J. 338 bei einer Zusammenkunft zu Sirmium getheilt, und noch durch spätere Unterhandlungen ihre neuen Besitzverhältnisse bestimmter regulirt und ausgeglichen. Endlich standen die Dinge so, daß Constantius II. Aegypten, ganz Asien, und Thrakien mit der neuen Residenz, Constans die illyrische und die italische Präfektur, Constantin II. die gallische Präfektur und einen Theil des westlichen Nordafrika als selbständige Reiche regierten. Große Sympathien bestanden nicht zwischen den jungen Fürsten. Obwohl „Christen", war doch die brüderliche Gesinnung unter diesen letzten „Flaviern" nicht viel lebendiger, als zur Zeit des alten Principats zwischen den meisten Gliedern des julisch-claudischen Hauses. Mehr noch, der konfessionelle Hader hatte nun auch die Kaiserfamilie in Parteien getheilt. Constantius neigte entschieden zu den Arianern, während seine Brüder eifrige Verehrer des Athanasius waren. Nichtsdestoweniger brach gerade zwischen beiden letzteren der erste Hader aus, — aus sehr profanen Motiven. Heftige Streitigkeiten über die Ausführung der Theilung von Nordafrika erhitzten den Kaiser Constantin I. dermaßen, daß er im J. 340 mit einem Ungestüm, das an die stürmische Art seines Vaters erinnerte, in rasch begonnenem Kriege aus Gallien durch die Alpenländer gegen das Herz des Mittelreiches vordrang. In der Nähe von Aquileja stieß er gegen Anfang April auf die Vorhut des von Constans' erfahrenen Generalen gesammelten Heeres. Unbesonnen genug griff er mit schwacher Macht die Gegner an und ließ sich in einen Hinterhalt locken. Bald wurde er umzingelt und getödtet, und die Wellen des Flüßchens Alsa trugen die blutige Leiche nach den Lagunen der Adria. Constans hätte nun mit Constantius theilen müssen; aber er zog es vor, das gesammte Reich in der Ausdehnung zu behalten, wie es sein Vater vor dem Kriege d. J. 323 besessen hatte. Er konnte das allerdings wohl wagen, weil sein Bruder zur Zeit in den schweren persischen Krieg verstrickt war, den Constantin seinen Söhnen als ihr nächstes militärisches Problem hinterlassen hatte.

Der Tod des gefürchteten Kaisers Constantin hatte die Perser zu kühnerem Vorgehen gegen Mesopotamien ermuthigt, und seit 338 n. Chr. war der lange suspendirte Krieg zwischen Iraniern und Romanen wieder in vollem Gange. Bis auf die großartig heroische Episode des Kaisers Julian ist dieser Krieg wieder viele Jahre lang in der altherkömmlichen Weise dieser asiatischen Grenzfehden geführt worden, obwohl König Sapor sich wiederholt als ein kühner und geschickter Feldherr zeigte, gegen den Kaiser Constantius wenigstens persönlich als Heerführer nicht aufzukommen vermochte. Der Brand ergriff auf der einen Seite Armenien, wo der christenfeindliche Theil der Ritterschaft gegen Tiridates für die Perser Partei nahm, und auf der andern namentlich Mesopotamien. Aber die Einbrüche der großen persischen Feudalheere führten bei der Schwerfälligkeit und Planlosigkeit des iranischen Heerwesens wohl zu großen Raubzügen durch das Zweistromland; wiederholt auch sind Römer und Perser mit wechselnden Erfolgen in größeren Schlachten zusammengestoßen. Aber die Perser, denen die Römer jetzt doch immer weit zäher und glücklicher widerstanden, als einst zu Valerians Zeit, erzielten keinerlei bleibende Ergebnisse, weil ihre ganze Macht sich immer wieder an den ausgezeichnet vertheidigten Mauern der stolzen Festung Nisibis, wie an einem mächtigen Fluthenbrecher brach. Zuerst im J. 338 mußte Sapor nach einer fruchtlosen Belagerung von 68 Tagen von Nisibis ablassen und wieder über den Tigris zurückkehren, nicht ohne daß nun die Römer verheerend über diesen Strom folgten. Günstiger wurden die Chancen der Perser auf der armenischen Seite, als König Tiridates i. J. 342 vergiftet worden war. Sein schwacher Sohn Khosru II. vermochte sich gegen die feindliche Adelspartei und die Perser nicht in der Art seines Vaters zu behaupten. Aber i. J. 346 scheiterte wieder ein gewaltiger Angriff der Perser auf Nisibis; ein Mißgeschick, dem, so scheint es, i. J. 347 ein Waffenstillstand folgte.

Kaiser Constantius II. ist durch diese schwierigen Verhältnisse nicht nur gehindert worden, mit Constans wegen der ausschließlichen Ausnutzung des Sieges von Aquileja zu seinem persönlichen Vortheil zu rechten. Er sah sich auch zu seinem Verdruß dadurch gehindert, sich so ausgiebig, wie er wünschte, mit den kirchlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Die Söhne Constantins hatten die theils paritätische, theils klug reservirte Haltung ihres großen Vaters in Sachen der Religionspolitik sogleich aufgegeben und eine nichts weniger als heilsame Richtung eingeschlagen. Als Christen, wie sie nun hießen, hatten sie sofort eine aggressive, feindliche Stellung gegen das Heidenthum eingenommen. Und in der kirchlich-konfessionellen Streitfrage nahmen sie viel zu leidenschaftlich persönlichen Antheil an den theologischen Problemen, und machten den weiteren schlimmen Fehler, den durch sie unterstützten Parteien freie Hand zu lassen zu Gewaltthaten, Rache und Verfolgung. Das Hauptgewicht in dieser Richtung fällt dabei immer auf Constantius, weil in seinem Gebiet einerseits das Heidenthum bereits am fühlbarsten im Rück-

gange begriffen, andererseits aber der Arianismus besonders tief gewurzelt und weit verbreitet, die theologischen Leidenschaften aber ganz vorzugsweise wild entflammt waren.

Christliche Eiferer, — so namentlich (nach dem Jahre 340) der furchtbare Agitator Julius Firmicus Maternus, (nicht zu verwechseln mit seinem sicilischen, heidnischen Zeitgenossen gleiches Namens und vielleicht Verwandten, dem neuplatonischen Mathematiker und Astrologen,) in seiner Brandschrift „über den Irrwahn der profanen Religionen", — hatten von Anfang an mit wahrhaft wüthendem Fanatismus die jungen Kaiser zu einem Vertilgungskampfe gegen das Heidenthum aufzustacheln versucht, wie ihn dann 40 Jahre später der Spanier Theodosius wirklich in Scene gesetzt hat. Davon konnte jetzt allerdings noch nicht die Rede sein. Aber Constantius eröffnete 341 den Feldzug gegen das Heidenthum durch ein scharfes Edikt gegen den „Wahnsinn" der Opfer und die „Superstition"; so wurde nunmehr amtlich das Heidenthum genannt, eine Revanche für den Ausdruck „Atheismus", den die Heiden gegen das Christenthum zu schleudern liebten. Indessen war nicht einmal mit einer bestimmten Strafe gedroht; nur die nächtlichen, sogenannten „magischen" Opfer, die mit vielen Verbrechen und schlimmen Unsittlichkeiten verbunden waren, wurden unter strenger Strafe verboten. Thatsächlich bestanden die alten Götterdienste noch immer fort; aber principiell war allerdings die Gleichberechtigung der Religionen, ja die Berechtigung der alten Kulte überhaupt aufgehoben. Nur dachte man jetzt, und nach den späteren viel weitergehenden Edikten des Constantius, und auch nachher noch viele Jahrzehnte lang, nicht daran, die Anhänger der alten Kulte persönlich zu verfolgen. Mehr aber, bis herab zu den ersten schwachen Versuchen des armseligen Kaisers Honorius dachte man aus zwingenden praktischen Rücksichten nicht daran, die Heiden etwa von Beamtenstellungen, oder gar von Offizierstellen auszuschließen. Ein Verhältniß, welches im Ganzen auch innerhalb der Christen stattfand, wo man sich auch seitens des Staates wohl in Acht nahm, lediglich der Konfession halber Arianer oder Homousianer von Aemtern auszusperren. Kaiser Constans wagte es in seinen noch ganz überwiegend heidnischen Provinzen mit den dort viel fester organisirten alten Kulten noch weniger, so energisch wie sein Bruder aufzutreten. Wohl erklärte er sich (namentlich 346) sehr bestimmt gegen die „Superstition", schloß auch wohl in stärker christianisirten Landstrichen ab und zu einen Tempel, war aber klug genug, namentlich in wichtigen Grenzländern, wie Griechenland, sich doch auch zu den Anhängern der alten Kulte freundlich zu stellen. Für die Griechenwelt wurde es vortheilhaft, daß der junge Fürst sehr stolz war auf die gerade damals in voller Pracht sich neu entfaltende Blüthe der Universität Athen, deren damals glänzendster Vertreter, übrigens der einzige Christ unter seinen Collegen, der gefeierte Professor Proäresios, auch seine volle persönliche Gunst zu gewinnen wußte.

Dagegen beeiferten sich beide Brüder, die Kirche auch positiv immer

eifriger zu begünstigen, sie immer reicher auszustatten, die Priester durch immer neue Freiheiten, Vorrechte und Immunitäten auszuzeichnen. Aber die konfessionelle Gegnerschaft erzeugte bald genug ein sehr übles Verhältniß zwischen den Brüdern, zumal Constans nicht daran dachte, den Kaiser des Ostens in dem Kriege gegen die Perser zu unterstützen. Nur ungern hatte sich Constantius im Jahre 338 unter Einwirkung seiner Brüder entschlossen, die Bitte des Athanasius zu gewähren und den berühmten Kirchenfürsten, der ihm als Homousianer, wie als Vertreter einer gewissen Selbständigkeit der Kirche gegenüber der Krone gleich antipathisch war, die Rückkehr nach Alexandria zu gestatten, wo gleich dessen festlicher Einzug zu Tumulten Anlaß gab. Als nun bei der Energie des großen Agitators gegen den Arianismus und bei der Erbitterung und den Intriguen der Gegenpartei die gesammte christliche Welt des Ostens bald genug wieder in allgemeine leidenschaftliche Aufregung gerieth, die von der Fischerhütte bis zur Hofburg sich fortsetzte, hielt Constantius im Jahre 341 zu Antiochia eine große Synode ab, welche einerseits ein neues, das alte Streitwort „Homousios" ausschließendes, Symbol schaffen sollte, andererseits aber den Athanasius wieder seines Bisthums für verlustig erklärte. Der Widerstand des großen Kirchenfürsten und seiner enthusiastischen Anhänger und Anhängerinnen in Alexandria wurde unter überaus widerwärtigen Auftritten durch Waffengewalt gebrochen, der wenig würdige Gregor als neuer Bischof eingeführt und Athanasius zur Flucht nach dem Abendland genöthigt, wo er nun bei der Kirche von Rom unter Bischof Julius und bei Kaiser Constans die möglichst sympathische Aufnahme fand. Nach längeren Verhandlungen sah sich später der Kaiser des Ostens durch seinen Bruder, den Athanasius und die Römer inspirirten, bestimmt, nach dem dakischen Sardika ein neues großes Concil zu berufen, wo die Symbolfrage erledigt werden sollte. Auf dieser Synode (347) erschienen aber die europäischen und afrikanischen Bischöfe in solcher Menge, daß die des Orients, — noch dazu durch das Erscheinen des Athanasius verstimmt, dessen Sache noch einmal zu prüfen die ihm sympathische Mehrheit schroff ablehnte, — bald wieder die Stadt verließen und sich nach Philippopolis zurückzogen. Der Versuch freilich, den nun die Rumpfsynode zu Sardika machte, schon jetzt für den Bischof von Rom oberrichterliche Befugnisse zu gewinnen und ihm namentlich das Recht zu ertheilen, die Appellation abgesetzter Bischöfe anzunehmen und die Revision des Prozesses zu veranlassen, — scheiterte an dem heftigen Widerstreben des Orients. Auch der dogmatische Streit blieb natürlich ungelöst; aber anders stand es mit der zu Sardika ausgesprochenen Rehabilitirung des Athanasius. Nicht die leidenschaftliche Fehde zwischen den Bischöfen der beiden Rumpfsynoden, sondern die hohe Politik hatte hier zu entscheiden. Thatsächlich war es doch der starke Druck, den die Uebermacht des Kaisers Constans ausübte, was den Constantius bestimmte, im Jahre 349 sich in die Rückkehr des Athanasius zu fügen, dessen Triumpheinzug in der ägyptischen Seehauptstadt mit der ganzen Exal-

tation begrüßt wurde, wie sie mit solchen Siegen kirchlicher Parteien über den Staat und über die Gegenpartei verbunden zu sein pflegt.

Gerade damals war der Krieg auf der Persergrenze wieder in vollen Flammen ausgebrochen. König Sapor brach im Jahre 348 den Waffenstillstand und griff die mesopotamische Festung Singara an, die zu erobern und zu zerstören ihm auch gelang. Die Armee des Constantius griff rachedurstig, es war tief im Hochsommer, das persische Lager bei Hileja an, wo ein Sohn des Sapor den Befehl führte, erstürmte es, nahm den Prinzen gefangen und richtete ein furchtbares Blutbad an, — wurde dann aber, völlig erschöpft, in der folgenden Nacht durch frische persische Truppen angegriffen und nun ihrerseits schwer mitgenommen. Die Wuth der Römer trieb die Soldaten dann zu der unverantwortlichen Thorheit, den gefangenen Perserprinzen grausam zu ermorden, während die persische Armee über den Tigris zurückwich.

Unter solchen Umständen gewann endlich das Jahr 350 durch neue große Katastrophen auf verschiedenen Punkten des Reiches ein hochdramatisches Interesse und mehr noch, die Schicksale der Römerwelt nahmen wieder einmal eine ganz neue Wendung. Zunächst eröffnete der Perserkönig den Feldzug diesmal mit Heeresmassen von ganz ungewöhnlicher Stärke; es galt, das furchtbare Bollwerk Nisibis unter allen Umständen zu überwältigen. Die tapfere Besatzung unter dem Commandanten Lucianus, und die wackere Bürgerschaft, deren Energie der fromme Bischof Jakob immer von Neuem zu entflammen verstand, hatten schwere Proben während einer furchtbaren viermonatlichen Belagerung zu bestehen. Denn der Perser ließ, da der Felsenboden der Umgegend andere Arbeiten ausschloß, zuerst den die Stadt durchfließenden Mygdonios, dessen Gewässer durch den schmelzenden Gebirgsschnee hoch geschwollen waren, unterhalb der Stadt abdämmen. Als die Versuche, auf diese Weise der Stadt zu schaden oder mit Kähnen sich ihr zu nähern, scheiterten, wurde der Fluß oberhalb gestaut, dann die Wassermasse jäh gegen Nisibis losgelassen und eine ungeheure Bresche gelegt. Aber ein furchtbarer, durch Reiterhaufen und Elefanten geführter Sturmangriff scheiterte vollständig, und die Vertheidiger konnten nicht gehindert werden, den Mauerbruch sofort wirksam zu stopfen.

Während aber die römische Feldarmee unter Constantius durch die schwere Bedrängniß ihrer mesopotanischen Hauptfestung im fernen Orient festgehalten wurde, erreichten den Kaiser unheilvolle Botschaften aus dem Abendlande. Gewaltige Erschütterungen waren im Gange, die sich ganz unmittelbar gegen den Fortbestand des Hauses der Constantiner richteten. Kaiser Constans hatte, auch abgesehen von der Antipathie der großen heidnischen Partei gegen sein Regime, neuerdings sich große Feindschaften zugezogen. Der junge, lebensfrische Regent hatte anfangs bessere Hoffnungen erweckt und namentlich in den Jahren 341 und 342 mit Tapferkeit und Glück gegen die Rheinfranken gefochten. Als aber sein trefflicher Minister, der Oberkammerherr Eutherius, nicht mehr den bestimmenden Einfluß auf ihn behauptete; als Männer wie der raubgierige Staatskanzler Eugenios und

andere Günstlinge sein Ohr hatten: da trugen es die schlimmen Züge bei Constans davon. Tyrannisches Wesen, Geiz und Hang zu Erpressungen wurden von den Völkern des Reiches übel genug empfunden. Persönlich theilte der junge Kaiser, wenn ihn nicht die kirchliche Politik in Anspruch nahm, seine Zeit zwischen schmachvoller Wollust und dem Betrieb des Waidwerkes. Allmählich verstimmte er auch die Armee; diese namentlich durch auffallende Begünstigung der naturfrischen Germanen, — zumal sein Verhältniß zu mehreren schönen jungen deutschen Sklaven und Geiseln, denen er alles erlaubte, so auffallend und schamlos war, daß er überall die Verachtung und den Zorn der Truppen erweckte.

Auf dem Hintergrunde der allgemeinen Verstimmung der Romanen erwuchs nun im Jahre 350 in der nächsten Umgebung des jungen Thoren ein mit ganzer Energie gegen die Dynastie gerichtetes Complot. Der Finanzminister Marcellinus, ein Todfeind des Hauses der Constantiner, unterstützte mit allen Mitteln den hochfliegenden Ehrgeiz des Commandeurs zweier auserlesener palatinischer Legionen, des Generals Magnentius. Dieser Mann war ein Deutscher, ein Sohn fränkischer Läten, die unter Constantin dem Großen in Gallien eingewandert waren; er gehörte zu jener Sorte von Deutschen, die bis heute nicht ausgestorben ist, — zu jener, die damals so schnell und so energisch als möglich sich zu romanisiren strebte. In seinem thörichten Ehrgeiz bedachte er nicht, daß die Romanen auf die Dauer ihm seine deutsche Abkunft niemals verzeihen würden, und setzte die Revolution keck, energisch und ungestüm in Scene.

In Abwesenheit des Kaisers erfolgte das wohl vorbereitete Pronunciamiento zu Autun. Das gedrückte Landvolk und die Truppen fielen schnell genug dem Usurpator zu, und für den völlig überraschten Constans, der die Schreckenskunde auf der Wildbahn erhielt, blieb nichts übrig, als mit einer Handvoll Begleiter die Flucht nach Spanien zu versuchen. Es wurde sein Todesritt. Nicht mehr fern von den Pyrenäen, in dem Städtchen Helena (j. Elun) holte ihn ein deutscher Offizier des Magnentius, Gaiso, mit seinen Leuten ein. In einem Tempel des Städtchens wurde Constans niedergehauen, und starb in den Armen seines letzten Begleiters, des deutschen „Candidaten" Laniogaiso am 18. Januar 350.

Die Gefahr für Constantius war sehr groß. In dem ersten Rausche der Revolution waren alle Provinzen des Westens bis zu der illyrischen Grenze dem Magnentius zugefallen. Und während Constantins des Großen letzter Sohn durch die furchtbare Gefahr der Festung Nisibis im fernen Mesopotamien festgehalten wurde, gab es für ihn gar kein Mittel, um den Anfall Illyriens an den fränkischen Kronräuber zu verhindern. Kam es aber so weit, so standen die Chancen des Constantius noch viel schlechter, als einst jene des Licinius gegen Constantin. Bei so schwieriger Lage rettete ihn wider Erwarten der Ausbruch des meuterischen Geistes und der alten Neigung zur Erhebung von Kaisern ihrer Wahl bei den Legionen von

Illyricum. Hier mochte man sich dem fränkischen Augustus nicht fügen, sondern erhob nach alter Praxis des dritten Jahrhunderts kurz und gut den eigenen kommandirenden General zum Kaiser. Es war der alte Vetranio, ein biederer und gutmüthiger Haudegen von ziemlich beschränktem Gesichtskreis, der wenig geeignet war, die Schlingen zu erkennen, die ihm vom Orient her sofort gelegt werden sollten.

Kaiser Constantius war ein Mensch, dessen Fähigkeiten nicht entfernt an die seines gewaltigen Vaters heranreichten, und dessen Charakter nicht leicht über ein gewisses niedriges Niveau sich zu erheben vermochte. Aber seine Zeitgenossen erkannten, daß ausnahmsweise diese höchst gefahrvolle Krisis seine ganze Kraft erweckt, und ihn zur Entfaltung einer Gewandtheit und einer Energie getrieben habe, die ihn zeitweise als einen echten Constantiner erscheinen ließen. Von Anfang an war er viel zu stolz, um von seinem legitimen Recht als Nachfolger seines Bruders sich etwas abhandeln zu lassen. Sobald er nun erkannte, daß der Ausbruch des illyrischen Brandes das bequeme Hinübergreifen der fränkischen Usurpation nach der Donauhalbinsel unmöglich machte, galt es, den alten Vetranio zu gewinnen, diplomatisch zu überflügeln, endlich sanft bei Seite zu schieben. Es gelang zunächst, ein freundschaftliches Verhältniß zu dem illyrischen Kaiser herzustellen und mit demselben Verabredungen zum Kriege gegen Magnentius zu treffen. Aber ernsthaft konnte an Krieg gegen den Franken doch erst gedacht werden, wenn die Perser nicht mehr zu fürchten waren. Und nun wollte es das Glück des Constantinerhauses, daß in Sapors vor Nisibis lagernder Armee endlich auch noch Seuchen und Mangel ausbrachen. So mußte wohl der tief gedemüthigte Sasanide nach ungeheuren Verlusten ruhmlos über den Tigris zurückkehren. Zum Frieden kam es freilich nicht. Aber die letzten schlimmen Erfahrungen und die Nothwendigkeit für Sapor, das iranische Reich auf seiner Nordostseite gegen die Angriffe wilder Stämme zu vertheidigen, führten thatsächlich zu einer etwa neunjährigen Waffenruhe. Nun endlich hatte Constantius die Arme wieder frei. Das Schwanken des alten Vetranio gegenüber den Angeboten des Magnentius wurde geschickt überwunden, der alte Herr durch die Anerkennung als College des Constantius, und durch das Angebot der Hand der schönen Prinzessin Constantia (der Wittwe Hannibalians) vollständig sicher gemacht. Daneben wurden heimliche Verbindungen mit den Offizieren der illyrischen Armee angeknüpft, um sie durch überaus reiche Geschenke wieder für die Dynastie des noch unvergessenen großen Constantin zu gewinnen. Namentlich ein deutscher Oberst der Gardeabtheilung der Goldbeschildeten, der Alamanne Gomoar, zeigte sich bei dieser unterirdischen Arbeit sehr thätig. Endlich war verabredet worden, daß Constantius und Vetranio zum Abschluß der letzten Unterhandlungen und Vereinbarungen im December 350 bei Naissus zusammentreffen sollten. Es geschah. Und nun bestieg Constantius die Rednerbühne und wußte dann mit einer bei ihm ganz überraschenden Redegewandtheit so geschickt

unter Neubelebung der constantinischen Erinnerungen die Gemüther der Soldaten zu bewegen, daß die Truppen des Vetranio endlich mit einem gewaltigen Ruck zu dem kaiserlichen Redner übergingen. Der Schatten des großen Constantin hatte für seinen Sohn gesiegt, und (24. December) dem alten, schwer getäuschten Vetranio blieb nichts übrig, als sofort abzudanken. Ganz wider seine Natur und sonstige Praxis zeigte sich Constantius in diesem Falle gnädig, und erlaubte dem alten General, die noch übrigen sechs Jahre seines Lebens in bequemer Muße in dem bithynischen Prusa zuzubringen.

Viel schwieriger dagegen gestalteten sich die Kämpfe mit Magnentius. Freilich mußte der Franke schnell genug erkennen, daß die Romanen nach Verlauf des ersten Rausches ihn nur mit sehr geringer Sympathie ertrugen. Es war selbst möglich geworden, daß in Italien offener Aufstand wider seine Regierung ausbrach. Ein Prinz des alten Kaiserhauses, ein Enkel von Constantins des Großen jüngster Schwester Eutropia, Nepotianus mit Namen, der zufällig dem Gemetzel d. J. 337 entgangen war und bei geringer Einsicht doch große Verwegenheit besaß, rechnete auf die Abneigung namentlich der Römer gegen den deutschen Usurpator, sammelte einen Haufen von Gladiatoren und Landstreichern, ließ sich am 3. Juni 350 als Kaiser ausrufen und schlug auch wirklich die aus demselben Material bestehenden Schaaren in die Flucht, mit denen des Magnentius Stadtpräfekt Anicius die Hauptstadt Rom zu schützen suchte. Leider verfiel dann aber die alte Metropole des Reiches einer wüsten Plünderung, mit welcher sich selbstredend zahlreiche Mordthaten verbanden. Nichtsdestoweniger war Magnentius eine viel zu mannhafte Persönlichkeit, um vor solchen Schwierigkeiten zu weichen. Allerdings ist er darüber, — rauh, heftig und durchgreifend, wie der frische, schöne Franke, damals ein kraftvoller Vierziger, überhaupt war, nur zu schnell zu einem harten und rücksichtslosen Tyrannen geworden, der namentlich an Erpressungen es nicht fehlen ließ, um reiche Geldmittel zur Gewinnung zuverlässiger Soldaten sich zu schaffen. Denn während der Usurpator, persönlich zwar Christ, die Heiden durch volle Toleranz und Wiedergestattung der magischen Opfer zu gewinnen suchte, verließ er sich materiell auf seine deutschen Landsleute, auf Franken und Sachsen, die in immer größeren Massen für seine Armee angeworben wurden. In Italien aber stellte ihm sein Freund Marcellinus, jetzt Staatskanzler, schnell genug die Ruhe des Kirchhofs her. Vor dessen regulären Truppen stürzte schon nach 28 Tagen die Herrschaft des Nepotianus zusammen. Dieser ephemere Machthaber wurde geschlagen, sein Kopf durch die Straßen Roms getragen, und auf Veranlassung des Bluthundes Marcellin die ganze zu Rom befindliche Nachkommenschaft der Constantiner, namentlich die Damen, und viele Anhänger des Hauses, ermordet und ihr Vermögen geraubt.

Magnentius hat dann auch, um in seiner höchst gespannten Lage wenigstens den Vortheil des kühnen Angriffs sich zu sichern, im Jahre 351 den Kampf gegen Constantius eröffnet. Beide Gegner ließen in ihren

Reichen „Cäsaren" als Stellvertreter zurück. Magnentius in Gallien seinen Bruder Decentius. Constantius dagegen ernannte den älteren seiner noch vorhandenen Vettern, die bei den Mordscenen i. J. 337 übrig geblieben, seines Oheims Julius Constantius Sohn Gallus, am 15. März 351 zum Cäsar, vermählte ihn mit der mehrerwähnten Prinzessin Constantia und schickte ihn nach Antiochia. Unter Aufbietung aller Kräfte soll Constantius ein Heer von etwa 80,000 Mann aufgebracht haben, mit welchem er den Anprall des Magnentius aufzuhalten hatte, der allerdings (bei der Nothwendigkeit, die erbitterten Provinzen in seinem Reiche nicht unbesetzt zu lassen) ein an Zahl geringeres Heer mitbrachte, dafür aber deutsche Kerntruppen in überwiegender Menge hatte, und erhebliche Feldherrntalente zeigte.

Beide Gegner, so scheint es, stießen im Frühling oder zu Anfang des Sommers 351 im oberen Gebiet der Save zusammen; etwa so daß Constantius, der namentlich an Reiterei stark war, von Siscia her den von Emona aus operirenden Magnentius aufzuhalten suchte. Der letztere zeigte aber zunächst ein ganz entschiedenes Uebergewicht; namentlich wurde ein bis zum Gebirge vorgeschobenes Corps des Constantius bei dem Rückzuge in den Pässen von Adrans sehr übel zugerichtet. Dagegen gelang es, den voreilig versuchten Uebergang der Abendländer über die Save bei Siscia durch einen kräftigen Vorstoß glücklich abzuwehren, und für das Hauptheer den sichern Rückzug nach der festen Stellung bei Cibalä im östlichen Theile des Duabs der Save und Drau zu gewinnen. Unterhandlungen, welche Constantius anknüpfte, — sei es, daß er muthlos geworden war, sei es, daß er zugleich die gegen Vetranio mit Erfolg versuchte Diplomatie wieder zu erproben gedachte, — scheiterten an der übermüthigen Forderung des Magnentius, Constantius solle abdanken und auch das östliche Reich abtreten.

Dieser sinnlose Hochmuth sollte zu Falle kommen. Ein Angriff der westlichen Armee auf Sirmium scheiterte. Und als Magnentius nun bei den Stellungen des Constantius vorüber marschirte und sich auf Mursa an der Donau warf, zog er auch hier entschieden den Kürzeren. Nun entschloß sich Constantius, der tapferen Stadt mit ganzer Macht zu Hilfe zu kommen. Eine gewaltige Schlacht bereitete sich vor, und abermals bereitete der Schatten des großen Constantin dem Sohne einen erheblichen Erfolg. Denn ehe noch die Heersäulen auf einander stießen, schwenkte ein junger deutscher Heerführer, des Franken Bonit (S. 663) glänzender Sohn Silvanus, mit dem ganzen prächtigen Gardecorps der „Armatur-Reiterei" zu Constantius ab. Der Jüngling hatte sein Commando noch von Constans erhalten und vermochte es nicht, im Moment der großen Entscheidung gegen die Familie zu fechten, durch die sein Haus groß geworden war. Ein Hinterhalt aber, den Magnentius den östlichen Truppen gelegt hatte, wurde von Mursa aus entdeckt und vollständig vernichtet.

Die Schlacht bei Mursa am 28. September 351 gehört zu den schrecklichsten Metzeleien der Kaisergeschichte und rieb in frevelhaftem innerem Kampfe

massenhafte Kräfte auf, die später überall an den gefährdeten Grenzen des Reiches vermißt wurden. In dieser mörderischen Schlacht lehnte Constantius seinen rechten Flügel an die Drau, vereinigte seine ganze Reiterei auf dem linken. Es gelang zuerst, die Kavallerie des Magnentius zu sprengen und aus dem Felde zu schlagen. Um so zäher und tapferer hielt das abendländische Fußvolk aus, vor Allem die deutschen Truppen. Endlich mit Einbruch der Nacht wandten auch die romanischen Legionen sich zur Flucht. Und nun fielen die Reiterschaaren des Constantius mit furchtbarer Wucht auf die deutschen Abtheilungen, die schon durch den Pfeilhagel der asiatischen Schützen schrecklich dezimirt wurden. Und auf der nun unvermeidlichen Flucht ertranken viele noch in den Wellen der Drau. Constantius hatte vollständig gesiegt, — es hieß nachher, Dank den Gebeten des Bischofs Valens von Mursa, der nebst dem Bischof Ursacius von Singidunum zu den eifrigsten

Constantius II.

Goldmedaillon vom Gewicht eines Achtelpfundes (9 Solidi). Dominus Noster CONSTANTIVS MAXimus AVGVSTVS, der Sohn Constantins des Großen. Auf der Kehrseite der Kaiser als Triumphator im Sechsgespann. Im Abschnitt A N, die Prägstätte Antiochia, und Darstellungen von Ehrenzeichen und Spenden, welche beim Triumphzuge vertheilt wurden: drei Kränze, drei Halsringe (torques), in der Mitte ein Gefäß mit überfließenden Geldstücken. (Unicum des Kgl. Münzcabinets zu Berlin.) Originalgröße.

Führern der Arianer zählte; aber unter den 54,000 Todten, welche das Schlachtfeld bedeckten, gehörte die größere Masse der Armee des Ostens an.

Jedenfalls war auch Constantius, der den Silvanus nach der Schlacht zum Danke zum General der Infanterie beförderte, dermaßen geschwächt, daß der Krieg gegen Magnentius, der sich bis dahin zu Aquileja hielt, erst gegen Mitte d. J. 352 fortgesetzt werden konnte. Doch war es bis dahin gelungen, durch die Flotte Afrika, Spanien und den größten Theil von Italien zum Abfall zu bringen. Aber der Kaiser verschmähte auch nicht die Anwendung eines infamen, in Betracht der Lage des Reiches geradezu selbstmörderischen Kriegsmittels. Er stachelte nämlich die Alamannen durch Briefe und Geldgeschenke zu einem großen Einbruche in Gallien an. Als nun Mitte 352 die Operationen gegen Italien eröffnet, die Alpenpässe durch die Constantianer überschritten wurden, gestaltete sich des Magnentius Lage auch in Ober-

italien, trotz eines Vortheils, den er noch am Ticinus zu erfechten vermochte, bald vollkommen unhaltbar. Und nun verlor er auch in Gallien den Boden. Auch hier nahm der Abfall überhand; tief im Jahre 353 verlor der Usurpator noch einmal eine Schlacht in den Cottischen Alpen und floh dann in voller Verzweiflung nach Lyon. Um nicht gar durch seine eigenen Soldaten an Constantius ausgeliefert zu werden, tödtete er zuerst seine Mutter, dann einen seiner Brüder, endlich sich selbst. Decentius dagegen war durch den Alamannenfürsten Chnodomar geschlagen worden und hatte sich, von Alamannen in Sens blokirt, endlich auch mit eigener Hand getödtet.

Im August des Jahres 353 stand Constantius unbestritten als Alleinherrscher des großen Reiches da. Aber sein Sieg sollte den Völkern des Reiches nach keiner Seite hin zum Heile gedeihen. Es waren nur die schlimmsten Züge seines höchst bedenklichen Charakters, die es jetzt bei ihm davontrugen. Constantius hatte unleugbar manche ganz schätzenswerthe Eigenschaften. Als Regent war er in der That ein Mann von entschiedenem Pflichteifer und bei eiserner Gesundheit von ungemeiner Thätigkeit, der zugleich für seine Person den strengen Forderungen seiner christlichen Erziehung in dem äußeren Leben eifrig nachkam. An seinem üppigen Hofe lebte er selbst ohne Prunk und Aufwand; strenge Mäßigkeit in Speise und Trank, und eine durch keinerlei Verleumdung oder Geheimgeschichte in Zweifel gestellte Keuschheit darf ihm auch die Geschichte nachrühmen. Auch den Wissenschaften nicht fremd, war er stets bereit, den Schlaf den Geschäften zu opfern. Nichtsdestoweniger war Constantius niemals eine liebenswürdige oder populäre Herrschergestalt. Ein finsteres und unsympathisches Naturell, ein kleinliches Wesen war für diesen Kaiser nur zu charakteristisch. Und die steife Würde, die er überall festzuhalten suchte, mischte die alte römische Grandezza nicht eben glücklich mit der Despotie des drückenden Ceremoniells, der er sich nur zu gern unterwarf. Zu allem Unheil trug eine seiner stärksten Leidenschaften, die Herrschsucht, die ihn in den ersten Tagen seiner Regierung zu jener schrecklichen Politik getrieben, Dank welcher das Kaiserhaus nunmehr verödet lag, durchaus nicht den großartigen Charakter, wie bei seinem Vater. Ganz eingeschrumpft zu kalter, herzloser Selbstsucht, erhielt sie bei Constantius ihre bestimmte Physiognomie durch einen chronischen Argwohn und durch ein finsteres Mißtrauen, welches diesen christlichen Kaiser zu Thaten fortriß, die seiner schlimmsten heidnischen Vorgänger mehr als würdig waren. Die politische Spionage, die falschen Denunciationen, die Folterknechte und die Henker durften unter dieser Regierung nur selten feiern. Bei scharfem Verstande und durchdringendem Blicke für die Schwächen der Menschen, fehlte diesem Kaiser das Organ der fürstlichen, ja selbst nur der klugen Milde so gut wie ganz. Gnade hat er bei politischen Prozessen kaum jemals geübt. Und trieb ihn auf der einen Seite die immer neu aufgethürmte Blutschuld immer tiefer in bigottes Wesen hinein, so andererseits die an den alten Tiberius erinnernde Angst vor persönlichen Nachstellungen in die Arme einer Camarilla, die

an Verworfenheit ihres Gleichen suchte, und welche nicht nur die Kunst mit Meisterschaft ausübte, den auf seine Würde und Selbständigkeit so eifersüchtigen Monarchen schlau zu lenken und zu beherrschen, sondern auch hinter seinem Rücken bald die Ausraubung der Unterthanen erfolgreich betrieb, bald sich in wahrhaft teuflischen Intriguen gefiel. Von ihrem Chef, dem Oberkammerherrn Eusebios, galt der bekannte blutige Hohn des derben, alten Historikers Ammianus, „daß der Kaiser viel bei ihm vermocht habe".

Constantius war der Gedanke ganz fremd, die traurige Lage, in welche der letzte Bürgerkrieg große Theile des Reiches gestürzt hatte, durch humanes, wohlwollendes Walten nach Kräften zu mildern. Ganz im Gegentheil: anstatt der nach der Katastrophe von Mursa proklamirten Amnestie nach des Magnentius Fall, ebenso klug als großmüthig, nun erst recht die weiteste Ausdehnung zu geben und durch solchen Versöhnungsakt eine neue Aera des inneren Friedens einzuleiten, wurde jetzt in den bisher durch Magnentius bestimmten Provinzen die systematische Blutjagd eröffnet auf alle namhaften wirklichen oder vermutheten Anhänger des todten Usurpators. Die blutgierigen Beamten, die Constantius im October 353 in dem Hauptquartier zu Arelate mit dieser Aufgabe betraute, — unter ihnen der verrufenste der Notar Paulus, mit dem Beinamen „Catena" (die Kette), begnügten sich nicht mit der Jagd nach wirklich Compromittirten, sondern brachten aus Raubgier auch Schuldlose durch erdichtete Anklagen zu Falle. Spionage, Denunciation, Folter, Todesstrafe, Confiskation und Verbannung waren die Segnungen, welche das neue Regime zwei Jahre lang über das Abendland verbreitete.

Die Verbrechen der Camarilla wirkten aber auch unmittelbar zum schweren Schaden für die äußere Sicherheit des Reiches. Der Zustand der nordöstlichen Hälfte von Gallien war seit dem Zuge des Magnentius nach dem Sawethale und seit Entfesselung der Alamannen durch Constantius' schmachvolle Politik (S. 744) wieder eben so schlimm geworden, wie einst nach des großen alten Postumus Tode im dritten Jahrhundert. Sachsen, Franken und Alamannen durchzogen das Land unter wilden Verheerungen, und eine große Zahl von Städten verfiel wieder der Zerstörung. Zahllose Einwohner wurden in die Sklaverei über den Rhein geschleppt, gewaltige Beute mitgenommen, viele Orte von ihren geängstigten Bewohnern verlassen. Bis nach Autun hatte alle Sicherheit aufgehört. Zwei kurze Vorstöße, die Constantius persönlich gegen die Alamannen versuchte, — zuerst im Jahre 354 in der Gegend von Basel, dann im Frühjahre 355 in Begleitung des Generals der Kavallerie, Arbetio, westlich vom Bodensee, — hatten gar keinen nennenswerthen Erfolg. Viel Besseres schien dagegen der junge General Silvanus (S. 743) leisten zu sollen, der nach diesem letzten Feldzuge von Constantius zum Schutze der Rheingrenze als kommandirender General nach Köln geschickt wurde. Silvanus, eine durchaus edle Persönlichkeit, der bereits viel von den besseren Zügen der romanischen Bildung angenommen hatte,

ohne darüber die tüchtigen Eigenschaften seines Stammes zu verlieren; ein trefflicher Feldherr und zugleich ein Mann von milder Art und großer Rechtschaffenheit, hatte sich glücklich durch die zwischen Autun und Reims schweifenden Alamannen durchgeschlagen, Köln erreicht, und mit kräftiger Hand die Zügel ergriffen. Es sah wirklich so aus, als sollte es ihm gelingen, im nördlichen Gallien die Sicherheit wenigstens gegen die Franken wieder herzustellen. Da zettelte aber der auf seine hohe Gunst bei Constantius eifersüchtige General Arbetio mit Hilfe einer Anzahl hochstehender Männer am Hofe zu Mailand, wo der Kaiser damals residirte, eine Intrigue an, um mit wahrhaft staunenswerther Kunst der Niederträchtigkeit und frechen Verlogenheit dem Kaiser den Glauben beizubringen, Silvanus gedenke den Weg des Magnentius zu gehen. Nun trat freilich des Silvanus wackerer Landsmann und Freund, der Oberst Malarich von der Gardekompagnie der Gentilen, tapfer und geschickt für die Ehre des Silvanus ein, und brachte es auch, durch die vielen Franken am Hofe unterstützt, wirklich dahin, daß nicht nur die sofort gegen ihn selbst sich richtenden Ränke scheiterten, sondern auch das Komplott enthüllt und mehrere der Gegner des Silvanus ernsthaft zur Verantwortung gezogen wurden. Das half aber dem edlen Silvanus nicht mehr. Der tapfere General wußte nur, wie schwer er bedroht war; er hatte, wie er den Kaiser jetzt kannte, Alles zu fürchten, und entschloß sich endlich, da auch die Flucht über den Rhein unrathsam schien, in seiner verzweifelten Lage sich durch die Empörung zu retten, die ihm seine Feinde in Mailand angedichtet hatten. Als nun die heillose Botschaft von seinem Pronunciamiento nach Mailand gelangte, blieb dem Kaiser nichts übrig, als zu schnöder List zu greifen. Er stellte sich gegen Silvanus, als ob ihm dessen Abfall noch unbekannt sei, und schickte den Ursicinus, General der Kavallerie, der bisher unter arger Ungunst des Hofes zu leiden gehabt hatte, mit geheimen Aufträgen nach Köln. Von Silvanus, der ihn als seinen Leidensgenossen betrachtete, arglos und freundlich aufgenommen, arbeitete der Römer mit arger Gewandtheit am Verderben des edlen Feldherrn, und brachte wirklich zwei gallische Abtheilungen dahin, daß sie eines Abends — 28 Tage nach des Silvanus Erhebung — eine Meuterei begannen, bei welcher dieser in Stücke gehauen wurde. Dann folgte die übliche Blutjagd auf die Anhänger des Todten; doch zog ihr aus Rücksicht auf die fränkischen Offiziere Constantius selbst klüglich ziemlich enge Grenzen.

Die Folge nun von der Beseitigung des Silvanus war es, daß die Rheingrenze jetzt völlig schutzlos dalag. Die Franken überschritten den Rhein, und diesmal ging selbst das stolze Köln, ging das linke Rheinufer noch im Jahre 355 für die Römer fast vollständig verloren. Die Noth im nördlichen Gallien erreichte eine furchtbare Höhe, bis zuletzt ein verwegener Freischaarenführer auf eigene Hand den Guerillakrieg gegen die fränkischen Haufen organisirte. Das war der schreckliche Charietto. Seiner Abkunft nach selbst ein Franke und ursprünglich ebenfalls ein wilder Raubfahrer, der

geraume Zeit den Romanen Galliens sich furchtbar gemacht hatte, war er aus uns unbekannten Gründen nachher mit seinen Landsleuten zerfallen und auf römisches Gebiet nach Trier übergesiedelt. Als jetzt die Franken wieder das Land westlich vom Rhein verheerend überschwemmten, ergriff Charietto offen Partei wider sie und begann als ein Mann von riesiger Gestalt und Körperstärke, und als ein Recke von staunenswerther Verwegenheit, einen Privatkrieg auf eigene Faust. Er überfiel die fränkischen Streifschaaren zu nächtlicher Stunde, wenn sie schlafend oder trunken dalagen, in ihren Lagern und wurde völlig handwerksmäßiger Kopfabschneider. Sein blutig-unheimliches Treiben schüchterte die Franken bald genug fühlbar ein; der furchtbare Mensch aber gewann für seine Sache andere wilde Abenteurer, an deren Spitze er nun als Freischaarenführer den kleinen Krieg gegen die Germanen mit vielem Glück fortsetzte. Natürlich konnte aber die Centralregierung den Schutz des gallischen Landes nicht lediglich in solchen Händen lassen. Die Nothwendigkeit für Constantius, entweder persönlich sich am Rhein und an der Mosel in die Bresche zu werfen, oder aber einen zuverlässigen Feldherrn nach Gallien zu schicken, führte jetzt den letzten Mann aus dem Hause der Constantiner auf den Schauplatz der großen Politik.

Wir erinnern uns, daß dem Prinzenmorde des Jahres 337 in Constantinopel nur zwei Knaben fürstlicher Abkunft entgingen, des Julius Constantius (S. 729) Söhne, der damals 12/13jährige Gallus und der (geb. 331) damals kaum 7jährige Flavius Claudius Julianus. Die Knaben sind nach Ablauf jener schauerlichen Scenen auf des Kaisers Constantius Veranlassung zuerst der Erziehung des Bischofs Eusebius von Nikomedia, später unter der Leitung eines alten Eunuchen ihres Hauses den öffentlichen Studienanstalten der bithynischen Großstadt überwiesen, mit reiferen Jahren jedoch durch den ewig argwöhnischen Kaiser nach dem kappadokischen Schloß Macellum bei Käsarea geführt worden. Schon damals bereitete sich in der Seele Julians die Stimmung vor, die ihn viele Jahre später zu dem unglücklichen Versuche getrieben hat, die Folgen der Kirchenpolitik Constantins d. Gr. mit aller Macht zu bekämpfen. Die jungen Prinzen wurden natürlich als Christen erzogen. Aber nur Gallus ging ernstlich auf den Ton ein, auf den ihn die damals beliebte Erziehung zu stimmen bemüht war. Anders Julian. In diesem letzten überlebenden Sprossen des stolzen Kaiserhauses lebte ein Geist, der in andern Zeiten in früher Jugend ihn zu einem Helden hätte machen müssen; zugleich auch eine reiche Begabung und eine feine Empfänglichkeit für die heitere Schönheit der Antike. Zu dem Christenthum, das ihm entgegengebracht wurde, verhielt er sich wohl schon frühzeitig in innerer Opposition. Es war das nur natürlich. Die neue Weltreligion trat dem lebhaften Knaben und Jüngling nur in einer Gestalt entgegen, die auf ihn nicht sympathisch wirken konnte. Der „Christ" Constantius galt ihm als der blutige Verderber seines Geschlechts. Der trüben Askese und der herben Recht-

gläubigkeit, die man von ihm forderte, mochte er sich wohl äußerlich unterwerfen, auch ein reiches Wissen in der ihm gebotenen christlichen Bildung gewinnen; aber wie niederschlagend und drückend mußte gerade in der Zeit seiner kräftigen Entwickelung der wilde Fanatismus und die leidenschaftliche Streitsucht auf ihn einwirken, welche damals, in der Blüthezeit der Kämpfe um die durch Arius entzündete dogmatische Frage die Kirche, namentlich die des Orients erfüllte. Wirklich edle Persönlichkeiten unter den einflußreichen Christen, mit denen er bis zu seiner Sendung nach Gallien in Berührung kam, mögen ihm kaum begegnet sein. So gab er sich innerlich ganz der Richtung hin, die ihn dahin gebracht hat, wegen der Fehler der Personen und der ihm bekannten Repräsentanten des Christenthums diese Religion selbst zu verwerfen. Um so glühender sehnte er sich, je länger zumal er von jeder praktischen Bewährung seiner eminenten fürstlichen Begabung als Soldat und Regent abgesperrt war, mit seiner liebebedürftigen, enthusiastischen Natur, die dabei der Milde und zarten Empfindungen keineswegs fremd war, — nach der alten Herrlichkeit des antiken Griechenthums. Alle seine Ideale lagen bei dieser groß und edel angelegten Natur in der Vergangenheit. Endlich kam die Zeit, die nach verschiedenen Richtungen hin für seine Zukunft von entscheidender Bedeutung werden sollte.

Goldmünze mit dem Porträt des Julianus. Umschrift lautet: FL(avius) CL(audius) IVLIANVS P. F. AVG.

Als während der schweren politischen Krisis des Jahres 351 Kaiser Constantius sich entschloß, den Prinzen Gallus als Cäsar nach Antiochia zu senden, durfte Julian endlich nach Constantinopel kommen, um hier den Studien zu leben. Aber seine anziehende und bedeutende Persönlichkeit machte hier zu viel Aufsehen, als daß nicht der ewig mißtrauische Kaiser ihn bald wieder nach Nikomedia dirigirt hätte. Die Freiheit aber, in der er hier sich bewegen durfte, führte ihn in die Arme der neuplatonischen Philosophen des vorderen Kleinasien. Die einst in Alexandria entstandene, weitverbreitete Schule des alten großen Plotin (205—270) repräsentirte damals neben den letzten Resten der alten Akademiker und der Aristoteliker, den letzten Aufschwung der antiken Philosophie, und umschloß zugleich alle geistig bedeutenden Männer des Ostens, die auf dem Boden des Hellenismus den religiös-wissenschaftlichen Kampf gegen das immer siegreicher sich ausbreitende Christenthum führten. Von Anfang an war die neuplatonische Schule nicht auf dem Boden der reinen und nüchternen Spekulation der antiken Philosophie geblieben, sondern hatte mit altplatonischen (aus Aristoteles ergänzten) Ideen bedeutende Theile orientalischer Momente verbunden, hatte ferner der Wundersucht und der Schwärmerei der spätrömischen und spätgriechischen, wie der hellenistischen Welt starke Handhaben geboten, wie sie andrerseits der auch in der edleren Heidenwelt namentlich des dritten Jahrhunderts immer stärker sich regenden Sehnsucht nach Hebung der Moralität und der Richtung auf Askese entgegenkam. Man nahm Einen, pantheistisch gedachten, Gott an als Urquell und Ausfluß

aller Dinge und Wesen, in bestimmt absteigenden Graden des Daseins, und statuirte zwischen den Menschen und der Gottheit noch zahlreiche, in 8 Stufen gruppirte Mittelwesen, unter denen namentlich die Dämonen eine große Rolle spielen. Auch die Seele des Menschen galt als eine unmittelbare Emanation des göttlichen Wesens, mit dem sie sich zeitweise ganz wieder vereinigen könne. Man glaubte an eine Wanderung der Seelen zu höheren Klassen, bei den besten an eine Versetzung nach gewissen Gestirnen.

Die neue Theorie bot nun einerseits die Möglichkeit, nicht nur die landläufige Mythologie als Hülle physischer, religiöser und sittlicher Wahrheiten symbolisch zu deuten, sondern auch die volksthümlichen Göttergestalten als „demiurgische Mittelwesen" zu Dämonen zu degradiren. Letzteres eine Auffassung, die auch den Christen vielfach nicht fremd war; nur daß diese dann in den alten Göttern böse und menschenfeindliche Dämonen erblickten. Andererseits drang die neue Schule, namentlich ihr edler Stifter und sein bedeutendster Schüler, der berühmte christenfeindliche Schriftsteller Porphyrius (geb. 233 n. Chr.) auf sittliche Reinheit, höhere Moralität, und selbst auf Kasteiung, und pflegte die Erinnerung an besonders begnadigte Götterfreunde der Vergangenheit. Aber während die Theorie von dem Abfall der Menschheit, von ihrer Verunreinigung durch die Materie, von der Nothwendigkeit ihrer Reinigung, zu höherer Sittlichkeit hintrieb: während noch Plotin und Porphyrius am liebsten bei der „Anschauung Gottes mittelst der Ekstase" als höchstem Ziel der Philosophie stehen blieben: so trug es allmählich, namentlich zunächst für das vierte Jahrhundert, — wesentlich unter dem Einfluß des Jamblichos aus Chalkis in Kölesyrien (starb um 333) — die mystische Seite, ja leider selbst der Hang zur Wundersucht und zur Magie davon. In der Stufenreihe nämlich der aus der Gottheit „emanirten" Wesen „wirkte (nach dieser Theorie) Geist auf Geist und Geist auf Natur in magischer Weise, und den Schlüssel zu dieser Magie glaubten die Eingeweihten zu besitzen". Damit war aber dem Versinken in allen möglichen Spuk und Aberglauben die Bahn geebnet. Die Verehrung, Anrufung, und Unterscheidung der verschiedenen zwischen Gott und Menschen stehenden Wesen wurde Lebensaufgabe, und in der Theurgie, in der Kunst der magischen Beschwörung und Bannung der Götter, Dämonen und abgeschiedenen Seelen, einer Hauptaufgabe der neuplatonischen „Weisen" dieser Zeit, glaubten sie eine wesentliche Waffe gegen das Christenthum zu besitzen. Als nun Prinz Julian mit den Repräsentanten dieser Theurgie, dieser concentrirten Verbindung von Philosophie, Magie, Zauberkünsten und Mysterienwesen, zusammentraf, wurde er bald vollständig gewonnen. Der scheinbare Tiefsinn dieser Lehre, und der einem Zuge seines eigenen Wesens entsprechende mystische Zauber, der auf dieser Theorie ruhte; die kunstvolle Symbolisirung des Mythus, und der Rest antiker Schönheit, der selbst unter so trüben Nebeln noch immer sich barg, zogen seinen scharfen und feinen Geist gänzlich hinein in diesen Wahn. Und so erwuchs bei ihm der zweite Irrthum, über den er nicht hinausgekommen

ist. Er ahnte nicht, wie sehr gerade diese exclusive Schule den Rest des heidnischen Wesens alter Art zersetzte, und täuschte sich über die Art der altgläubigen Stimmungen bei den noch immer heidnischen Massen der Völker des Reiches in einer für ihn selbst später sehr schädlichen Weise. Zunächst aber bezauberten ihn Männer wie Aedesios von Pergamon und namentlich Maximus von Ephesos vollkommen. Der letztere, ein glühend beredter, überaus gelehrter Mann und gewandter Dialektiker, persönlich eine ehrwürdige Erscheinung, fesselte ihn nicht nur durch seine phantastische Lehre, sondern prophezeite ihm auch den Thron und den künftigen Beruf, die Altäre der alten Götter wieder aufzurichten.

Einen Augenblick freilich schien es, als sollte ein neuer Blutbefehl des Constantius auch diesen Constantiner vorzeitig zum Hades befördern. Julians Bruder, der Cäsar Gallus und seine schlimme Frau Constantia hatten in Antiochia in einer Weise gewirthschaftet, die selbst neben dem harten und grausamen Regime des Kaisers durch ihre wüste Abscheulichkeit auffiel. Das blutgierige und raubsüchtige System dieses schändlichen Paares und die erbitterten Klagen der hohen Reichsbeamten über den neuen Caracalla erregten endlich den tiefsten Unwillen seines kaiserlichen Vetters, der zugleich von schwerer Besorgniß geplagt war, ob nicht Gallus entweder durch seine Thorheit Aufstände veranlassen, oder aber nach Art mancher Usurpatoren des dritten Jahrhunderts in einer desperaten Stimmung seine Tollheiten durch offenen Abfall krönen werde. In seiner listigen Weise ließ er endlich, nachdem die Prinzessin Constantia bereits auf der Reise nach Mailand gestorben war, den Cäsar durch ausgesuchte Schlauheit von Antiochia nach Illyricum locken. Unterwegs aber wurde Gallus von Pettau ab, bereits als Gefangener, nach Pola geführt, um hier, wo einst Prinz Crispus den Tod gefunden, gegen Ende d. J. 354 enthauptet zu werden.

Damals schwebte auch das Leben des Julian, den Gallus auf seiner Reise zum Schaffot unterwegs gesprochen, in höchster Gefahr. Die Camarilla des Constantius rieth dringend, auch diesen Prinzen aus dem Wege zu räumen, und Julian, der nach Italien abgeführt und in Como internirt worden, blickte trübe genug in die Zukunft, obwohl keinerlei Schuld auf ihn zu bringen war. Zu seinem Glück fand er eine mächtige Fürsprecherin am Hofe. Die jugendlich schöne und anmuthige Kaiserin Eusebia, eine reizende Griechin von vornehmer Abkunft aus Thessalonike, mit welcher nach dem Ableben seiner ersten Frau, Julians Schwester, der Kaiser Ende 352 oder Anfang 353 sich vermählt hatte; die einzige liebenswürdige Gestalt an diesem schauderhaften Hofe, — (und doch auch sie angeblich nicht so rein, daß nicht nachmals auch ihr schlimme Dinge in Sachen ihrer Gehässigkeit gegen Julians spätere Gattin hätten nachgesagt werden mögen) — war dem Julian wohlgesinnt. Ihrem Einfluß hatte es der Prinz zu verdanken, daß ihm im Mai 355 erlaubt wurde, sich zu neuen Studien nach der Universität Athen zurückzuziehen.

Nichts konnte für Julian erwünschter sein, als diese neue Verbannung nach der Stelle der alten Welt, die damals noch die ganze Fülle ihrer herrlichen Denkmäler aller Zeiten bewahrt hatte; nach der Stadt des Perikles und des Plato, wo jeder Stein an unvergänglichen Ruhm und alte Herrlichkeit erinnerte; wo endlich noch immer der alte heidnische Hellenismus in voller Kraft lebte und an den Professoren der Universität die beredtesten Vertreter fand. Die vorwiegende Richtung auf die rhetorischen Studien und die Begeisterung, die damals im Osten wie im Abendlande, ja selbst unter der ritterlichen Jugend der armenischen Alpenthäler für Athen lebte, hatte diese Stadt zu der damals wahrscheinlich besuchtesten Universität des Reiches gemacht. Die Stadt Athen, die die jungen Männer aus allen Theilen des Reiches in ihren Mauern sich sammeln sah, und auf diesem Wege noch einmal einen Abglanz ihrer alten Weltbedeutung gewonnen hatte, ging jetzt vollständig auf in akademischen Interessen, und ihre Bürger und Behörden nahmen an den Parteiungen der studirenden Jugend ebenso leidenschaftlich theil, wie an den Intriguen und Rivalitäten der großen Professoren, und an den oratorischen Probekämpfen und Kunststücken, welche der Neubesetzung eines erledigten Lehrstuhles regelmäßig vorauszugehen pflegten. Die Spezialgeschichte Griechenlands für diese Zeit unterrichtet uns sowohl von dem eigenthümlich ausgebildeten, in Hinsicht auf das studentische Verbindungswesen vielfach fast modern anmuthenden, und doch wieder vielfach ganz seltsam fremdartigen Leben und Treiben der studirenden Jugend, wie von den großen Professoren dieses Zeitalters und der letzten Blüthe atheniſcher Redekunst mit ihrer merkwürdigen Formvollendung, bei dauerndem Mangel an tieferem Gehalt, und mit ihren an modernes Virtuosenthum anklingenden persönlichen Gegensätzen; wie endlich auch von der noch immer mit Erfolg fortlebenden Neigung der Docenten, unter Umständen in den höheren Staatsdienst zu treten. Prinz Julian nun, der in Athen auch mit mehreren jener Männer zusammengetroffen ist, die später als gefeierte Häupter der Kirche glänzten, wie Basilios von Käsareia und Gregor von Nazianz, fand namentlich zwei Professoren als Zierden der Universität gepriesen, die vor Allem dieser Epoche Athens ihren Charakter aufgeprägt haben: den bereits alternden, christlichen Proäresios aus Kukusos im römischen Armenien (geb. 276/7), und ihm gegenüber den eifrigen Heiden Himerios aus dem bithynischen Prusias (geb. um 315), der sein besonderes Interesse gewonnen hat. Wichtiger noch wurde ihm Athen als die Stadt der Eleusinischen Mysterien. In der That hat Julian damals in Athen in aller Stille seinen Rücktritt zum „Hellenismus" vollzogen, indem er sich durch einen neuplatonisch gebildeten Hierophanten von Eleusis, der fortan einer seiner einflußreichsten Vertrauten blieb, in die Eleusinischen Mysterien aufnehmen ließ.

Julian konnte jedoch nur bis zum Oktober 355 in Athen verweilen. Die schreckliche Lage Galliens (S. 748) machte es nöthig, daß an die Spitze dieses Landes eine fürstliche Persönlichkeit gestellt wurde, sei es auch

nur, um den Bewohnern dieser Provinz einiges Zutrauen zu dem ernsten Willen des Hofes, sie zu schützen, einzuflößen. Es war abermals die Kaiserin Eusebia, die, so scheint es, mit scharfem Blick die hohe Begabung des Prinzen Julian erkannt hatte und jetzt seine Berufung nach Mailand durchsetzte. Nur ungern entschloß sich Constantius zu diesem Schritte; offenbar

Reste des olympischen Zeustempels zu Athen, mit der Ansicht der Akropolis.

fürchtete er selbst, und noch weit mehr die blutige Camarilla, daß Julian eines Tages auf den Gedanken kommen möchte, für die Mordthaten des J. 337 und nun wieder für die Beseitigung seines Bruders Gallus die Blutrache zu vollziehen. Endlich scheint aber der Gedanke überwogen zu haben, daß Julian in den gallischen Nöthen sich schnell abnutzen und vielleicht den Untergang finden werde.

Genug, Julian wurde nach Mailand berufen, „rasirt und in prächtige Gewänder gesteckt“, am 6. November 355 den Truppen als neu ernannter

Cäsar vorgestellt, mit des Kaisers Schwester Helena vermählt, und dann nach Gallien abgeschickt. Seine Lage war über alle Begriffe schwierig. Er sollte eine wichtige Provinz aus schlimmster Gefahr retten: erst zu Turin (2. December 355) erfuhr er, daß auch Köln verloren gegangen war. Schlechte und räuberische Beamte hatten das Volk erbittert; die Armee, die Constantius ihm nur zögernd und mißtrauisch verstärkte, war einerseits nicht sehr zahlreich, andrerseits wenigstens theilweise demoralisirt. Dabei fand er sich von Spionen des Hofes umgeben; und während die Leute vom Hofe ihre billigen Späße machten über den wenig formgewandten, „unpraktischen" Gelehrten, waren die Instruktionen für die höheren Offiziere und Beamten in Gallien nicht nur darauf berechnet, dem unerfahrenen Cäsar passend zu Hilfe zu kommen, sondern zielten weit mehr darauf ab, ihn zu überwachen und möglichst an selbständigen Schritten zu hindern. Auch die Soldaten und Offiziere konnten nicht sogleich zu dem „griechischen Windbeutel", zu dem „Schulmeister" rechtes Zutrauen fassen. Da brach aber in dieser Zeit der Noth die große Seele, die Heldenkraft, die — sagen wir Themistokleische — Genialität dieses großen Mannes siegreich durch. Es ist wahrhaft staunenswerth, wie es diesem Jüngling gelingen konnte, gleichsam mit Einem imposanten Ruck aus der Stille der Studirstube und aus dem Dämmerlicht einer phantastischen Philosophie sich emporzuschwingen zu der kühnsten und großartigsten, eminent praktischen Auffassung seiner kolossalen Aufgabe. Einmal vor die fast verwirrende Fülle der Geschäfte gestellt, entfaltet dieser große Mensch nicht nur eine wahrhaft heroische Tapferkeit und zähe Ausdauer, sondern auch einen kühnen Schwung, eine soldatische Begabung, ein administratives Genie, welches an den großen Constantin erinnerte, und seine Gegner diesseits und jenseits der römischen Grenzen vollständig verblüffte; und dazu eine Seelengröße, welche ihn, vereint mit seinem fürstlichen Glück als Regent und Feldherr, schnell zum angebeteten Liebling der Armee und des Volkes machte.

Julians erstes Hauptquartier in Gallien wurde Vienna am Rhone, wo er das Consulat i. J. 356 antrat, und nun für den Feldzug dieses Jahres rüstete. Erst im Juni konnte er mit anfangs nur schwachen Streitkräften ausrücken, und erreichte zuerst am 23. d. M. Autun, welches eben noch mit eigenen Mitteln sich eines Angriffs der Alamannen hatte erwehren müssen. Ein gewandt geleiteter Marsch führte ihn dann mitten durch schwärmende deutsche Haufen nach Tricassi (Troyes) und Reims, wo er sich mit der Armee des Heermeisters Marcellus vereinigte. Und nun machte er eben so kühn, als geschickt und siegreich seinen ersten Vorstoß gegen die Alamannen am Oberrhein, in deren Hände damals die Uferstädte von Straßburg bis Mainz gefallen und verwüstet waren, und entfaltete überall wieder, am Oberrhein, dann am mittleren und unteren Rhein, nun auch gegenüber den Franken, kühn die römischen Fahnen und beschloß diesen ersten, mehr zur Rekognoscirung angestellten Feldzug durch die Wiedereinnahme der Ring-

mauern von Köln. Dann wandte er sich über Trier nach dem Inneren, um in Sens an der Yonne, 40 Meilen westlich vom Rhein, die Winterquartiere zu beziehen. Aber während die Armee über verschiedene benachbarte Landstriche vertheilt war, erschien plötzlich ein deutscher, vermuthlich fränkischer Heerhaufen und blokirte die momentan nur schwach besetzte Stadt. Sechzig Tage hielt Julian tapfer aus, bis die Feinde wieder mit leeren Händen abziehen mußten. Ein anderer Vortheil folgte: der General Marcellus hatte aus Trägheit oder Böswilligkeit den Cäsar durchaus nicht unterstützt, und nun entschloß sich doch auch der Kaiser, bei welchem Julian jetzt durch den wackeren Oberkammerherrn Eutherius (S. 740) tüchtig vertreten wurde, den Elenden durch den viel besseren General Severus zu ersetzen.

Jetzt in seiner Stellung erheblich gekräftigt, gedachte Julian den Feldzug d. J. 357 in großem Style, und die Vertheidigung Galliens in einer des alten Eroberers dieser Provinz würdigen Weise durch einen imposanten Angriff auf das Gebiet der Germanen zu führen. Nach Abrede mit Constantius sollte dessen Heermeister Barbatio, der eben damals Dank der Tapferkeit seiner Soldaten die Juthungen glücklich aus Rätien herausgeschlagen hatte, mit 25,000 M. vom helvetischen Süden her Julians von Westen kommenden Stoß gegen die Alamannen secundiren. Schwer genug wurde die Durchführung dieses Planes dem jungen Helden gemacht. Nicht nur daß es nöthig wurde, gleich zu Anfang einen verwegenen Haufen meuterischer Läten, welche sich zwischen die römischen Heersäulen drängten und bis vor Lyon gelangten, niederzuwerfen, so legte der nichtsnutzige Barbatio, als endlich der Krieg sich am Oberrhein entwickelte, von seiner Stellung bei Basel aus dem bei Trestabernä (Zabern) operirenden Cäsar durch verschiedene Schurkereien die schwersten Hindernisse in den Weg. Endlich ließ er sich auch durch die Alamannen sehr empfindlich schlagen, und führte nun mitten im Sommer sein Corps in die Winterquartiere, um persönlich dann nach Mailand abzureisen. Unter diesen Umständen wuchs der Muth der Alamannen gewaltig, und sieben ihrer Häuptlinge, unter ihnen der riesige Chnodomar der mächtigste, sammelten ein Heer von etwa 30,000 M. und nahmen eine Stellung bei Straßburg ein, sicher, die kaum halb so starke Armee Julians nun leicht überwältigen zu können.

Julian aber war entschlossen, den schweren Kampf zu bestehen. Dieser ließ auch nicht lange auf sich warten. Nicht allzufern von einer stark verschanzten Lagerfestung, die der Cäsar hatte anlegen lassen, stießen die Römer auf das alamannische Heer, welches in der alten Weise, des Fußvolks Masse zu einem imposanten Keil oder „Eberkopf" vereinigt, ihnen begegnete. Als die Deutschen bemerkten, daß Julian seine gesammte Reiterei auf den rechten Flügel zog, stellten sie ihre Reiter, mit Plänklern gemischt, jenen gegenüber auf ihre Linke. Vor ihrer Fronte hatten sie in tiefen Gräben verdeckt aufgestellte Schützen postirt. Bald entbrannte an diesem heißen Augusttage der Kampf, den die Vortruppen der Alamannen gegen das Fußvolk der

Römer mit ungestümer Heftigkeit, aber ohne Erfolg führten. Nun aber gelang es der deutschen Reiterei, die gefürchteten römischen Panzerreiter über den Haufen zu werfen. Mit verzweifelter Anstrengung wußte der Cäsar die Fliehenden aufzuhalten, die sich dann hinter den Legionen wieder sammelten. Die Alamannen aber, die nun mit ungeheurer Energie auch das Fußvolk zu durchbrechen suchten, scheiterten mit allen Anstrengungen, zumal an der römisch geschulten Tapferkeit germanischer Auxiliaren; und als endlich doch das erste römische Treffen geworfen war, stellten die Abtheilungen der Bataver die Schlacht wieder her. Endlich entschlossen sich die alamannischen Fürsten, die letzte Reserve, die sie diesmal gespart hatten, zu verwenden. Und wirklich wurde diesmal die Mitte und der halbe linke Flügel des römischen Vordertreffens völlig zerrissen. Da traf nun aber ihr wilder Anprall auf Julians starke Reserve; und an den besseren Waffen und der Taktik der Elitelegion der „Primaner" scheiterte die alamannische Heldenkraft in unheilvoller Weise. Jetzt wurde aus dem Kampfe eine wilde Flucht; in fürchterlichem Gemetzel kamen die Alamannen in Masse um, noch viele andere bei dem Versuch, über den Rhein zu schwimmen. Chnodomar selbst gerieth in römische Gefangenschaft, und wurde nach dem Hofe des Kaisers geschickt, um später in Rom am Heimweh zu sterben.

Julian rastete nicht auf seinen schwer erkämpften Lorbeeren, sondern wandte sich, nachdem er noch einige Zeit bei Zabern gehalten hatte, rasch nach Mainz, überschritt hier den Rheinstrom, richtete nun eine Reihe gewaltiger Verheerungen auf alamannischem Gebiet an, und nöthigte drei feindliche Häuptlinge zu einer auf zehn Monate zu schließenden Waffenruhe, um dann über Köln und Jülich unter erfolgreichen Kämpfen mit fränkischen Haufen den Rückmarsch nach Reims anzutreten und weiter von seinem bevorzugten Winterquartier Paris aus (Lutetia Parisiorum, damals nur erst die kleine Stadt auf der Seine-Insel) einen starken Stoß gegen die Franken vorzubereiten.

Im Mai des Jahres 358 wandte sich der Cäsar zuerst gegen die sog. Salier, die sich seit längerer Zeit als Ansiedler in „Toxandrien" (d. i. das Land südlich der Waal und östlich der Schelde, jetzt Nordbrabant und ein Theil von Antwerpen) festgesetzt hatten, und brachte sie durch diplomatische List und kräftige Machtentfaltung zur Unterwerfung unter die römische Hoheit. Eine Reihe glücklicher Gefechte nöthigte die Chamaven zum Frieden. Noch wichtiger aber wurde es, daß Julian einerseits die Verbindung mit Britannien wieder zu sichern vermochte; das war sehr werthvoll, weil aus dieser reichen Getreideprovinz die römischen Bewohner und Soldaten des verödeten nördlichen Gallien am schnellsten den Proviant erhielten, der sonst nur aus dem weit entfernten Aquitanien zu beziehen war. Andrerseits aber hatte die glückliche Bekämpfung der fränkischen Stämme die nützliche Folge, daß der Rhein wieder von römischen Schiffen frei befahren werden konnte, deren Julian sofort 600 auf den stolzen Strom werfen ließ. Derselbe Feldzug hatte ihm

nun auch die Gelegenheit geboten, jenen schrecklichen Charietto, der wohl schon 356 oder 357 sich Julian persönlich genähert hatte, regelrecht in seine Dienste zu nehmen. Mit seiner durch salische Franken verstärkten, jetzt als römisches Auxiliarcorps arbeitenden Schaar diente er weiter mit großem Erfolge in den Vorposten- und Rekognoscirungskämpfen, die der Cäsar nach Besiegung der Franken gegen einen Theil der bis zum unteren Rheine vorgerückten, anscheinend mit den Chamaven verbündeten Sachsen (namentlich Chauken) zu bestehen hatte.

Im Spätsommer desselben Jahres folgte Charietto dem Cäsar dann weiter südwärts, als Julian sich wieder nach Mainz wandte und nun zum zweiten Male den Oberrhein überschritt und durch schreckliche Verheerungen zwei andere alamannische Fürsten zum Abschluß für die Römer günstiger Verträge zwang.

Das Jahr 359 endlich machte es möglich, nach Anlegung einer Reihe neuer Festungen am Niederrhein, mit starker Macht den Oberrhein zu überschreiten und 15 Meilen weit in alamannisches Gebiet bis zur burgundischen Grenze (zwischen Kocher und Jagst) vorzudringen, und überall die alamannischen Häuptlinge zu schrecken und zum Frieden mit den Römern zu zwingen. Gegen einen gefährlichen Einbruch schottischer Völker (Picten und Scoten) in Britannien wurden aus der gallischen Armee zu Anfang des Jahres 360 Verstärkungen abgeschickt.

Die Bewohner der gallischen Provinzen hatten allen Grund, Julians Regierung zu preisen. Die Armee war wieder trefflich organisirt und hatte wieder zu ihrer Kraft Vertrauen gefaßt, durch die neuen Erfolge die größte Zuversicht zu seiner Führung gewonnen. Die äußere Sicherheit war wieder hergestellt, 20,000 Gefangene nach ihrer Heimat zurückgeführt, den überrheinischen Grenzvölkern allenthalben ein heilsamer Schrecken eingeflößt worden. Noch höher aber schätzte das Volk Julians Verwaltung. Der Cäsar war ein Mann von staunenswerthem Pflichtgefühl, der es mit seiner fürstlichen Aufgabe in einer damals beispiellosen Weise schwer und ernst nahm. Die höchste Arbeitsamkeit, lauteres Rechtsgefühl und Rechtsliebe, und — damals zum Entsetzen selten — verständige Milde charakterisirten von Anfang an sein System. Und was noch mehr imponirte: Julian arbeitete mit ebensoviel Energie und wirthschaftlicher Einsicht, als gutem Erfolge dahin, die gerade auf Gallien mit seinen damals vielleicht nur noch 8 Millionen Einwohnern besonders schwer wuchtende Last der Steuern erheblich zu ermäßigen. Die Zustände unter Constans und Magnentius, nicht minder unter dem Drucke der raubgierigen Camarilla des Constantius waren notorisch unerträglich gewesen, und die Raubzüge der Germanen hatten das Uebrige gethan. Julian aber, der mit der lebhaftesten Sorgfalt für das Wohl der Unterthanen die reichste Begabung für die Verwaltung vereinigte, wußte so ausgezeichnet zu wirthschaften, daß er endlich die Grundsteuer auf weniger als den dritten Theil des von seinen Vorgängern erhobenen

Betrages, — genauer „die Abgabe für das Simplum von anfangs 25 auf 7 Goldstücke" herabsetzen konnte. Leider aber war das schnelle Ende dieser glücklichsten Zeit in des großen Mannes Leben schon sehr nahe.

In den übrigen Theilen des großen Reiches, namentlich in den mittleren und in den östlichen Provinzen hatten inzwischen unter des Constantius verderblichem System die inneren Gegensätze sich zu einer immer gefährlicheren Spannung entwickelt. Das gilt wesentlich von den religiösen Zuständen. Der Kaiser hatte einerseits schon i. J. 353 nicht lange nach dem Untergange des Magnentius den großen Schritt wirklich gethan, den man so oft irrthümlich schon seinem Vater zuschreibt: das Christenthum war thatsächlich zur Staatsreligion gemacht worden. Denn das bedeutete jenes wilde Gesetz, welches die Schließung der Tempel anordnete und die Opfer verbot, Zuwiderhandelnde aber mit Hinrichtung und Gütereinziehung bedrohte. Thatsächlich hat nun freilich diese principielle Aechtung der alten Kulte damals nur erst sehr unvollkommen durchgeführt werden können. Verfolgungen und Hinrichtungen von Heiden erfolgten nur wegen der vielbeliebten Befragung von Orakeln über den eventuellen Nachfolger des Kaisers, wie auch wegen Pflege der 357 und 358 verbotenen Magie und anderer abergläubischer Dinge. Dagegen war die Bureaukratie noch viel zu stark mit Heiden durchsetzt, war das System der Bestechung und der Connexionen viel zu mächtig, als daß nicht die Provinzialchefs an hundert Stellen Gesetze solcher Art, die ihnen bedenklich oder unangenehm waren, einfach ad acta gelegt oder mindestens höchst saumselig ausgeführt hätten. Am häufigsten geschah es, daß (namentlich im Orient) Tempel geschlossen, an Günstlinge verschenkt oder zu Kirchen eingerichtet wurden. Manche freilich fanden schmachvoller Weise auch eine Bestimmung als Wohnsitz öffentlicher Dirnen. Noch andere sind unter oft schrecklich stürmischen Scenen durch fanatische Bischöfe mit ihrem Anhang zerstört worden. Der alte Glanz freilich des alten Kultus war weithin erloschen; selbst in Rom ärgerte Constantius i. J. 357 persönlich den Senat, indem er aus dessen Sitzungssaal die uralt heilige Statüe der Victoria mit ihrem Altare entfernen ließ.

Viel energischer aber als der dumpfe Groll der schwer gereizten heidnischen Mehrheit im Reiche tobte der Kampf innerhalb der Kirche. Die Parteiwuth, mit welcher, die Hauptstadt Constantinopel nicht ausgenommen, die Arianer und Homousianer einander bekämpften, war in dauernder Zunahme begriffen. Sie wuchs, als Constantius nach dem Untergange des Magnentius sich mit erhöhter Energie der thörichten Aufgabe zuwandte, die Glaubenseinheit wiederherzustellen. Gelungen ist ihm vorläufig nur Eines, der Sturz seines verhaßten Gegners Athanasius in Alexandria. Die Bischöfe eines zu Mailand i. J. 355 versammelten Concils, welches die arianischen Hofbischöfe Valens und Ursacius leiteten, ließen sich durch den rücksichtslos entfalteten Druck des Kaisers mit wenigen Ausnahmen bestimmen, die Verurtheilung und Absetzung des Athanasius zu unter-

schreiben, der dann durch Waffengewalt unter neuen abscheulichen Scenen der Gewaltthat und des beiderseitigen Fanatismus aus Alexandria vertrieben wurde, und nach den Einöden der Thebais flüchtete.

Dagegen ist es dem Kaiser nicht gelungen, unter Beseitigung der ihm tief verhaßten Formel „Homousios" ein neues Symbol zu erzielen, welches im Stande gewesen wäre, die tief gespaltene Kirche wirklich zu versöhnen. Nicht nur daß das Abendland und die alten hellenischen Länder zäh zu Nikäa hielten, während in den illyrischen Ländern die Parteien einander ziemlich gleich, im Orient die Gegner des „Homousion" in der entschiedenen Mehrheit standen: auch die Gegner von Nikäa waren wieder in Parteien gespalten, die schroff genug zu einander standen. Die schroffsten Arianer nämlich hatten als Parteischiboleth für sich den Ausdruck „Heterousios" (wesensanders) für den Sohn aufgestellt; man nannte sie auch „Anomöer", weil sie den Sohn als dem Vater unähnlich darstellten. Viel zahlreicher jedoch war die Mittelpartei der „Semi-Arianer", welche den Streit durch Annahme der Formel „Homöusios" (wesensähnlich) zu vermitteln suchten, und daher „Homöusianer" genannt wurden. Daneben hatten sich von diesen größeren Parteien noch zahlreiche kleinere Gruppen von verschiedener Ansicht abgezweigt.

Constantin huldigte der Theorie der Homöusianer und suchte in dieser Richtung die Vereinigung herzustellen. So wurden denn unter immer wachsender Erhitzung der Gemüther und unter immer leidenschaftlicherer Steigerung der gegenseitigen, oft unbeschreiblich rohen Beschuldigungen größere und kleinere Synoden in Menge abgehalten. Aber der Kaiser erntete nur den Spott der Heiden, er habe die Post ruinirt, — weil er nämlich den zu den vielen Synoden reisenden Bischöfen die Benutzung der Post kostenfrei gewährte.

Allmählich aber schien es doch, als sollte eine Art Ausgleichung erzwungen werden können. Nach langen theologischen Kämpfen schlugen endlich die Führer der Arianer dem Kaiser vor, den Streit um die bisher bräuchlichen Formeln fallen zu lassen und die Herstellung der allgemeinen Einheit dadurch zu erzielen, daß man für das streitige Verhältniß zwischen Gott und Christus die biblisch zu begründende Formel anwende: „der Sohn ist dem Vater „ähnlich", „ebenbildlich" (Homöos) in allen Stücken, wie die heiligen Schriften lehren". Und nun traten auf des Kaisers Veranlassung im Jahre 359 wieder zwei große Concilien zusammen. 400 Bischöfe aus der gesammten westlichen Welt mit Einschluß von Afrika, tagten unter des italischen Präfekten Taurus Vorsitz im Juli zu Rimini, 200 des Morgenlandes im November zu Seleukia in Isaurien. Durch des Kaisers vertraute Bischöfe Valens und Ursacius eingeleitet, begannen die Debatten zuerst in Rimini. Allein, wenn auch damals der Arianismus schon Mailand und dessen bischöflichen Sitz erobert hatte: die Mehrheit war — und blieb nikänisch und hielt nicht nur zäh an dem Homousion fest, sondern schleuderte auch gegen Bischof

Valens die Exkommunikation. Als aber die Boten des Concils nun am Hoflager des Kaisers erschienen, wurden sie nach langen Unterhandlungen doch dahin gebracht, ein neues durch den Kaiser patronisirtes Symbol zu unterschreiben, welches auf Grund der Formel „Homöos" entworfen war, und nun auch durch alle Mittel der Ueberredung, der Ermüdung, des sanften Zwanges, endlich durch ziemlich verständliche Drohungen bei den Vätern zu Rimini zur Annahme gebracht wurde. Die inzwischen unter Leitung des kaiserlichen Kabinetsministers Leonas zusammengetretene Versammlung in Seleukia, die in ihrer großen Mehrheit aus Homöusianern bestand, und bald genug von den Minderheiten der Homousianer und Anomöer verlassen wurde, war anfangs gewillt, ebenso bestimmt an dem Homöusion festzuhalten, wie anfangs die Abendländer an dem Homousion. Aber ihre Gesandten wurden am Hoflager des Kaisers noch schneller umgestimmt, als die von Rimini, und so unterschrieben auch sie im Namen der Synode von Seleukia das neue „Homöische Symbol von Rimini".

Damit schien denn die lang erstrebte kirchliche Einheit wiedergewonnen zu sein. Kaiser Constantius half in seiner Weise kräftig nach. Denn das neue Symbol wurde nunmehr im ganzen Reiche jedem einzelnen Bischof zur Unterschrift vorgelegt, und in allen Provinzen wurden homousianische, wie homöusianische Bischöfe, die an ihrem bisherigen Glauben festhielten und die Unterschrift verweigerten, zur Strafe abgesetzt und meist durch stramme Arianer ersetzt. Mitten hinein aber in diese wilde Gährung schlug wie der Blitz die Kunde von einem neuen politischen Pronunciamiento. Abermals im fernen Orient, unter dem Drucke eines Perserkrieges, wie zur Zeit des Magnentius, — und abermals aus Gallien erhielt der Kaiser solche Kunde. Diesmal aber hatte Constantius selbst das Unheil verschuldet, und diesmal stand ihm kein romanisirter Franke gegenüber, sondern der Sieger von Straßburg, Cäsar Julian.

Auch Constantius hatte seit der Entsendung Julians nach Gallien wiederholt auf anderen Punkten der Grenzen die Waffen zu führen gehabt. Er war seit dem 28. April 357 einige Zeit in der alten Welthauptstadt Rom gewesen, deren monumentale Herrlichkeit selbst seine kalte Natur zu unverhohlener Bewunderung hinriß. Er hatte nachher im Spätjahr 357 sich nach Sirmium wenden müssen, um von dieser Basis aus die Quaden und Jazygen zu bekämpfen, die sich wieder als schlimme Feinde der Provinzen Pannonien und Mösien zeigten. Und seit dem Frühjahr 358 überschritt nun Constantius die pannonische Donau, drang in ihrem Lande verheerend nordwärts vor, schlug die nördlichen Jazygen und die Quaden in einer heißen Schlacht, und nöthigte sie zum Abschluß eines für die Römer günstigen Friedens. Die südlichen Jazygen dagegen, die sogenannten Limiganten, wurden in längerem Kriege furchtbar zusammengehauen, ihr Gebiet entsetzlich verwüstet, und noch über die Theiß hinaus die Heerfahrt fortgesetzt. Der wilde Krieg endigte erst zu Anfang des Jahres 359 mit erheblicher Zurück-

drängung der Jazygen von dem Grenzstrich zwischen der Donau und der unteren Theiß.

Inzwischen war aber der Krieg mit Persien wieder ausgebrochen. Die noch 357 wiederholten Versuche, mit dem Hofe von Ktesiphon zu festem Frieden zu gelangen, scheiterten, weil (358) Sapor kurz und bündig die Abtretung von Mesopotamien und Armenien forderte. Und noch i. J. 358 war der Schahinschah wieder in das römische Gebiet eingebrochen, diesmal durch einen römischen Verräther unterstützt. Er eroberte endlich nach mehrmonatlicher Belagerung (7. Oktober 359) die Festung Amida am obern Tigris, wo er abscheuliche Frevel verübte. Dieser neue, sehr lästige und schwierige Krieg nun war es, was den Kaiser dahin trieb, an Julian Forderungen zu stellen, an denen sich ein neuer Bürgerkrieg entzünden sollte.

Die äußeren und inneren glänzenden Erfolge, die Julians Namen weithin im Reiche populär machten, hatten die Eifersucht und die Scheelsucht des Constantius allmählich immer höher gesteigert. Seine Gattin Eusebia, andauernd Julians Gönnerin, war wohl schon gestorben. Und seine niederträchtige Umgebung säumte nicht, einerseits sich in schnöden Spöttereien über die Großthaten des trefflichen Prinzen zu ergehen, andererseits die stille Besorgniß des Kaisers vor eventuellen hochverrätherischen Absichten seines Vetters zu steigern. Da gab nun die Nothwendigkeit, gegen die Perser kräftig zu rüsten, dem Hofe zu Constantinopel, unter heimlicher Mitwirkung des Florentius (des eigenen prätorianischen Präfekten an Julians Hoflager), die erwünschte Veranlassung, einen, wie man hoffte, höchst erfolgreichen politischen Stoß gegen Julian zu führen. Es schien billig, daß der siegreiche Cäsar einen Theil seiner bewährten Kriegshaufen zur Deckung der asiatischen Grenzen abgebe. Vielleicht wurde es auf diese Weise allmählich möglich, den gefürchteten Julian militärisch so weit zu schwächen, daß er später ohne Gefahr abberufen werden konnte, — jedenfalls sich außer Stande finde, eine Erhebung zu versuchen. Aber der pfiffige Plan wurde so ungeschickt als möglich ins Werk gesetzt. Gegen Ende des Jahres 359 nämlich ging auf des Kaisers Befehl der Oberst Decentius nach Paris, um dem Präfekten Florentius und dem Heermeister Lupicinus die Verfügungen des Constantius, — die dem Cäsar nur nachrichtlich mitgetheilt wurden, zu überbringen. Vier der bewährtesten Auxiliarbataillone, dazu 300 auserlesene Soldaten aus allen Abtheilungen, sollten sofort nach dem Orient abmarschiren. Außerdem sollte der Stallmeister Sintula aus den Gardeabtheilungen der Scutarier und Gentilen die tüchtigsten Freiwilligen ausheben und nach dem persischen Kriegsschauplatze führen. So unangenehm der unerwartete Befehl für Julian war: er fügte sich, machte aber auf den bedenklichen Mißgriff aufmerksam, gerade solche Auxiliarkorps nach dem Orient ziehen zu wollen, deren deutsche Soldaten nur unter der Bedingung sich hatten anwerben lassen, daß sie nicht über die Alpen geführt würden. Natürlich nahm des Kaisers Agent auf diesen sehr berechtigten Einwand keine Rücksicht. Sintula

Valens die Exkommunikation. Als aber die Boten des Concils nun am Hoflager des Kaisers erschienen, wurden sie nach langen Unterhandlungen doch dahin gebracht, ein neues durch den Kaiser patronisirtes Symbol zu unterschreiben, welches auf Grund der Formel „Homöos" entworfen war, und nun auch durch alle Mittel der Ueberredung, der Ermüdung, des sanften Zwanges, endlich durch ziemlich verständliche Drohungen bei den Vätern zu Rimini zur Annahme gebracht wurde. Die inzwischen unter Leitung des kaiserlichen Kabinetsministers Leonas zusammengetretene Versammlung in Seleukia, die in ihrer großen Mehrheit aus Homöusianern bestand, und bald genug von den Minderheiten der Homousianer und Anomöer verlassen wurde, war anfangs gewillt, ebenso bestimmt an dem Homöusion festzuhalten, wie anfangs die Abendländer an dem Homousion. Aber ihre Gesandten wurden am Hoflager des Kaisers noch schneller umgestimmt, als die von Rimini, und so unterschrieben auch sie im Namen der Synode von Seleukia das neue „Homöische Symbol von Rimini".

Damit schien denn die lang erstrebte kirchliche Einheit wiedergewonnen zu sein. Kaiser Constantius half in seiner Weise kräftig nach. Denn das neue Symbol wurde nunmehr im ganzen Reiche jedem einzelnen Bischof zur Unterschrift vorgelegt, und in allen Provinzen wurden homousianische, wie homöusianische Bischöfe, die an ihrem bisherigen Glauben festhielten und die Unterschrift verweigerten, zur Strafe abgesetzt und meist durch stramme Arianer ersetzt. Mitten hinein aber in diese wilde Gährung schlug wie der Blitz die Kunde von einem neuen politischen Pronunciamiento. Abermals im fernen Orient, unter dem Drucke eines Perserkrieges, wie zur Zeit des Magnentius, — und abermals aus Gallien erhielt der Kaiser solche Kunde. Diesmal aber hatte Constantius selbst das Unheil verschuldet, und diesmal stand ihm kein romanisirter Franke gegenüber, sondern der Sieger von Straßburg, Cäsar Julian.

Auch Constantius hatte seit der Entsendung Julians nach Gallien wiederholt auf anderen Punkten der Grenzen die Waffen zu führen gehabt. Er war seit dem 28. April 357 einige Zeit in der alten Welthauptstadt Rom gewesen, deren monumentale Herrlichkeit selbst seine kalte Natur zu unverhohlener Bewunderung hinriß. Er hatte nachher im Spätjahr 357 sich nach Sirmium wenden müssen, um von dieser Basis aus die Quaden und Jazygen zu bekämpfen, die sich wieder als schlimme Feinde der Provinzen Pannonien und Mösien zeigten. Und seit dem Frühjahr 358 überschritt nun Constantius die pannonische Donau, drang in ihrem Lande verheerend nordwärts vor, schlug die nördlichen Jazygen und die Quaden in einer heißen Schlacht, und nöthigte sie zum Abschluß eines für die Römer günstigen Friedens. Die südlichen Jazygen dagegen, die sogenannten Limiganten, wurden in längerem Kriege furchtbar zusammengehauen, ihr Gebiet entsetzlich verwüstet, und noch über die Theiß hinaus die Heerfahrt fortgesetzt. Der wilde Krieg endigte erst zu Anfang des Jahres 359 mit erheblicher Zurück-

drängung der Jazygen von dem Grenzstrich zwischen der Donau und der unteren Theiß.

Inzwischen war aber der Krieg mit Persien wieder ausgebrochen. Die noch 357 wiederholten Versuche, mit dem Hofe von Ktesiphon zu festem Frieden zu gelangen, scheiterten, weil (358) Sapor kurz und bündig die Abtretung von Mesopotamien und Armenien forderte. Und noch i. J. 358 war der Schahinschah wieder in das römische Gebiet eingebrochen, diesmal durch einen römischen Verräther unterstützt. Er eroberte endlich nach mehrmonatlicher Belagerung (7. Oktober 359) die Festung Amida am obern Tigris, wo er abscheuliche Frevel verübte. Dieser neue, sehr lästige und schwierige Krieg nun war es, was den Kaiser dahin trieb, an Julian Forderungen zu stellen, an denen sich ein neuer Bürgerkrieg entzünden sollte.

Die äußeren und inneren glänzenden Erfolge, die Julians Namen weithin im Reiche populär machten, hatten die Eifersucht und die Scheelsucht des Constantius allmählich immer höher gesteigert. Seine Gattin Eusebia, andauernd Julians Gönnerin, war wohl schon gestorben. Und seine niederträchtige Umgebung säumte nicht, einerseits sich in schnöden Spöttereien über die Großthaten des trefflichen Prinzen zu ergehen, andererseits die stille Besorgniß des Kaisers vor eventuellen hochverrätherischen Absichten seines Vetters zu steigern. Da gab nun die Nothwendigkeit, gegen die Perser kräftig zu rüsten, dem Hofe zu Constantinopel, unter heimlicher Mitwirkung des Florentius (des eigenen prätorianischen Präfekten an Julians Hoflager), die erwünschte Veranlassung, einen, wie man hoffte, höchst erfolgreichen politischen Stoß gegen Julian zu führen. Es schien billig, daß der siegreiche Cäsar einen Theil seiner bewährten Kriegshaufen zur Deckung der asiatischen Grenzen abgebe. Vielleicht wurde es auf diese Weise allmählich möglich, den gefürchteten Julian militärisch so weit zu schwächen, daß er später ohne Gefahr abberufen werden konnte, — jedenfalls sich außer Stande finde, eine Erhebung zu versuchen. Aber der pfiffige Plan wurde so ungeschickt als möglich ins Werk gesetzt. Gegen Ende des Jahres 359 nämlich ging auf des Kaisers Befehl der Oberst Decentius nach Paris, um dem Präfekten Florentius und dem Heermeister Lupicinus die Verfügungen des Constantius, — die dem Cäsar nur nachrichtlich mitgetheilt wurden, zu überbringen. Vier der bewährtesten Auxiliarbataillone, dazu 300 auserlesene Soldaten aus allen Abtheilungen, sollten sofort nach dem Orient abmarschiren. Außerdem sollte der Stallmeister Sintula aus den Gardeabtheilungen der Scutarier und Gentilen die tüchtigsten Freiwilligen ausheben und nach dem persischen Kriegsschauplatze führen. So unangenehm der unerwartete Befehl für Julian war: er fügte sich, machte aber auf den bedenklichen Mißgriff aufmerksam, gerade solche Auxiliarkorps nach dem Orient ziehen zu wollen, deren deutsche Soldaten nur unter der Bedingung sich hatten anwerben lassen, daß sie nicht über die Alpen geführt würden. Natürlich nahm des Kaisers Agent auf diesen sehr berechtigten Einwand keine Rücksicht. Sintula

führte inzwischen die Freiwilligen und die Elitesoldaten südwärts ab; verschiedene militärische Motive machten es dagegen nöthig, den Abmarsch der Auxiliaren noch einige Zeit zu verschieben. Darüber aber gewann die Verstimmung im nördlichen Gallien eine bestimmtere Gestalt. Das Volk grollte bitter; die Armee der Provinz war ohnehin nicht stark, und von einer Schwächung derselben fürchtete man eine Wiederkehr fränkischer und alamannischer Raubzüge. Die für den Orient bestimmten Soldaten aber, ohnehin durch die Nichtachtung des Vertrags erbittert, scheuten den Zug nach den glühenden Steppen von Mesopotamien, und erinnerten sich voll wachsenden Mißmuthes noch anderer Beschwerden, die sie gegen das von Seiten des Constantius beliebte System der Armeeverwaltung zu führen hatten. Die Verstimmung ergriff allmählich auch die übrigen Truppen, und bald begann die für Julian begeisterte Armee zwischen ihrem Cäsar und dem Constantius ihre, dem Kaiser sehr ungünstige, Vergleichung zu ziehen.

Noch immer suchte Julian die Unzufriedenheit zu beschwichtigen. Da brachte die Thorheit des Decentius die Lawine ins Rollen. Wider den Rath des Cäsars, wahrscheinlich gerade weil Julian abgerathen hatte, führte dieser Höfling die Auxiliaren über Paris, und machte natürlich hier auch noch einen Rasttag, der seinem Kaiser verderblich werden sollte. Denn hier reifte die Verstimmung der Truppen zur raschen That. In der Nacht vor dem in Aussicht stehenden Weitermarsch kam die Meuterei zum Ausbruch. Die Truppen rückten aus ihrem Lager bei Paris aus und marschirten unter gewaltigem Geschrei nach dem Palast. Julian wußte, was sie von ihm begehren würden: und er war nicht gewillt, die Rolle des Germanicus zu spielen, und nach Allem, was seit 337 geschehen war, nun auch noch sein Leben nutzlos für diesen Constantius zu opfern. Das letzte Schwanken machte fester Entschlossenheit Platz, als — so heißt es, — auf sein Flehen zu Zeus um ein Omen vor seinem tief erregten Geiste eine Vision erschien: „der Genius des römischen Reiches, der ihn aufforderte, dem Rufe zu folgen". Mit Sonnenaufgang zeigte sich der Cäsar den Soldaten, die immer ungestümer nach ihm gerufen hatten. Noch einmal sucht er sie zu beruhigen; aber es ist umsonst, schon werden sie drohender, und endlich bricht der ungestüme Geist dieser Armee mit aller Macht durch. Unter brausendem Geschrei wird Julian zum Augustus ausgerufen, nach deutscher Weise auf den Schild erhoben, und statt des Diadems mit der Ehrenkette eines Offiziers gekrönt. Die Abtheilung aber des Sintula kehrte auf die Kunde von diesem Pronunciamiento sofort nach Paris zurück.

Die Erhebung Julians war noch im Winter d. J. 360 erfolgt. Aber der edle Regent hatte durchaus nicht die Absicht, ohne dringende Noth das Reich in einen Bürgerkrieg zu stürzen. Ganz im Gegentheil, — wie er seinen Feind Florentius ungehindert entkommen ließ und sich hernach damit begnügte, den ihm verdächtigen General Lupicinus einfach in Haft zu nehmen, — so versuchte er es zunächst, durch verständige und höchst maßvoll

gehaltene Vorschläge mit Constantius sich zu verständigen. Wie es scheint, so wollte er sich einfach mit dem bereits in seiner Hand befindlichen Theile des Reiches, der gallischen Präfektur, begnügen. Der Versuch scheiterte jedoch an der zornigen Abneigung des Kaisers gegen den verhaßten Vetter. Als die Boten Julians den Constantius endlich im Sommer 360 in dem kappadokischen Käsareia erreichten, gerieth der Kaiser in den wildesten Zorn. Und sein Kabinetsminister Leonas mußte an Julians Hoflager den Entschluß des Kaisers mittheilen, daß Julian nur dann Verzeihung erhalten könne, wenn er sich mit der Stellung als Cäsar begnügen würde: eine Zumuthung, die das Heer und Volk in Gallien gewaltig aufregte, und mit welcher auch Julian sich nicht mehr begnügen konnte. Es schien doch, als müsse jetzt zwischen den beiden letzten Constantinern das Schwert entscheiden. Noch hatte Julian einen Raubzug der attuarischen Franken mit blitzartiger Schnelligkeit und Wucht durch einen Vorstoß von Xanten aus gegen deren Wohnsitze an der oberen Ruhr gerächt. Nun aber nahm er für 360/361 die Winterquartiere zu Vienna, um die Verhältnisse des Ostens besser beobachten zu können. Hier starb seine Gattin Helena. Hier aber wurde Julian auch inne, daß Constantius offenbar damit umging, gegen ihn das einst mit Glück gegen Magnentius versuchte Spiel zu wiederholen und die Alamannen zu einem neuen Angriff auf Gallien aufzustacheln. Der schon länger mit Constantius im Einverständniß stehende Häuptling Vadomar, dessen Stamm jetzt auf der schweizerischen Seite wieder den Rhein plündernd überschritten, zeigte sich so verdächtig, daß Julian ihn mit raschem Entschluß durch List in seine Gewalt brachte und nach Spanien führen ließ, um dann zu Anfang d. J. 361 seinen Stamm durch eine kräftige Demonstration wieder zur Ruhe zu bringen. Vadomar selbst, ein gewaltiger Kriegsmann, zugleich in den Künsten der List wohl erfahren, hat sich nachher vollständig romanisirt und ist später noch unter Julian zum Commandanten von Phönikien gemacht worden. Noch später ist er zu diplomatisch-militärischen Aufträgen mit Erfolg benutzt worden, hat aber namentlich eine staunenswerthe Meisterschaft in der römischen Belagerungskunst, also als Ingenieur, sich angeeignet.

Als Julian endlich inne wurde, daß Constantius mit aller Energie dahin arbeitete, den Perserkrieg zum Stillstand zu bringen, um dann mit gesammter Macht sich gegen Gallien zu wenden, so entschloß er sich kurz. Es galt, mit raschen Märschen das zur Zeit schwächer besetzte Illyrikum zu überrennen und die wichtigen Paßlandschaften zu gewinnen, welche das Gebiet der unteren Donau mit Thrakien verbinden. Und diese militärische Aufgabe hat Julian in wahrhaft Cäsarischem Geiste und mit staunenswürdiger Schnelligkeit ausgeführt. Sein Freund Sallustius blieb als prätorianischer Präfekt in Gallien zurück. Im Mai 361 erfolgte der große Aufmarsch nach Illyrien. Julian hatte sein Heer in drei starke Colonnen getheilt. Die erste, die er selbst führte, zog quer durch den Schwarzwald und das Land der Alamannen nach der oberen Donau. Die zweite unter

dem General der Kavallerie Nevitta, einem Gothen, folgte der Straße südlich des Bodensees über Bregenz. Die dritte unter dem General der Kavallerie Jovinus ging durch Oberitalien. Als Julian die Gegend von Wien erreicht hatte, schiffte er auf der Donauflotte 3000 Mann ein, während der Rest seiner, und die zweite Colonne, zusammen 20,000 M., den Landweg nach Sirmium nahmen. Es gelang, die Donaufahrt so schnell zu vollenden, daß Julian schon am Abend des eilften Tages zu Bononia, acht Stunden vor Sirmium, eintraf. In Sirmium hatte man noch gar keine Ahnung von seiner Nähe; so konnte der Gardeoberst Dagalaiphus noch in derselben Nacht ungehindert mit seiner Schaar in Sirmium eindringen, den hier kommandirenden General Lucillianus im Schlafe überfallen und gefangen zu Julian führen. Und als nun der kühne Imperator des Westens mit seiner nur erst schwachen Macht vor der stolzen Centralstadt Illyriens erschien, huldigten ihm (tief im Spätsommer) Volk und Besatzung unter lautem Jubel. Auch Italien und Sicilien waren Julian ohne Schwertstreich zugefallen, der nun noch mit raschem Vormarsch die strategisch alle Zeit hochwichtigen Pässe von Succi, die dominirende Stellung auf der großen Straße zwischen Sardika und Philippopolis, ohne Kampf besetzen konnte. Zu Naissus machte er dann für längere Zeit Halt, um des Constantius weitere Schritte zu erwarten. Zur Vorsicht wurden zwei Legionen und ein Schützenbataillon, die bisher in Sirmium gestanden hatten, nach Gallien dirigirt, wo sie die Rheinlinie decken sollten. An die Armeekorps, die Provinzen, und an die wichtigsten Städte des Reiches, (darunter auch Julians Lieblingsstadt Athen), erließ, was er schon in Pannonien begonnen hatte, der junge Imperator in Gestalt von Manifesten verschiedene Schreiben, in denen er in kräftiger, aber ruhiger Sprache das seit 337 von Seiten des Constantius gegen ihn und sein Haus befolgte Verfahren schilderte und seine Erhebung zu rechtfertigen bemüht war. Nicht überall freilich blieb die Stimmung für Julian so günstig, wie namentlich in Athen und Griechenland, wo man bereits von seinen religionspolitischen Absichten unterrichtet war. Die aus Sirmium nach Gallien bestimmten Truppen nämlich, mißvergnügt über diese Dislokation, ließen sich auf dem Marsche durch Oberitalien durch den mesopotamischen Reiteroberſten Nigrinus zur Meuterei fortreißen, besetzten die Festung Aquileja, wo die Massen noch für Constantius gestimmt waren, und suchten von hier aus auch andere Striche Italiens zu gewinnen. Und General Jovinus, der mit Julians dritter Colonne sofort gegen die Meuterer dirigirt wurde, konnte wohl Aquileja einschließen, hatte aber bei der Belagerung keinerlei Erfolge.

Diese Diversion der Constantianer hätte für Julian sehr bedenklich werden können, wenn er wirklich genöthigt worden wäre, die Waffen mit Constantius zu kreuzen. Dazu aber sollte es nicht mehr kommen: mit Anfang nämlich des Novembers 361 stand nur wieder Ein Kaiser an der Spitze des Reiches. Obwohl Constantius persönlich auch diesmal im Perserkriege

keine erheblichen Lorbeeren zu erfechten vermochte, so hatten doch die Perser im J. 360 von allen ihren Eroberungen auf römischem Gebiet nur Bezabde am Tigris zu behaupten vermocht. Constantius hatte zu Antiochia überwintert, und im Frühling sein Hauptquartier nach Edessa verlegt. Die große persische Armee, welche Sapor wieder nach dem Tigris führte, wurde nach einiger Zeit wieder nach Hause geschickt, weil bei der seltsamen Weise dieser Asiaten der Schahinschah sich durch hindernde Zeichen erschreckt fühlte. Und Constantius, der — er stand schon im Herbst — die unerwünschte Kunde von Julians Eilmarsch nach Pannonien erhielt, wandte sich nun nach dem Abendlande, um unter eifriger Zustimmung seines Heeres den „undankbaren Empörer" anzugreifen. Gegen Ende Oktober verließ er Antiochia; aber schon zu Tarsos fing er an zu kränkeln, und zu Mopsukrene am Fuße des Tauros ergriff ihn ein hitziges Fieber mit solchem Ungestüm, daß er am 3. November 361 starb. Ob dieser Mann wirklich in seinem letzten lichten Momente es hat über sich gewinnen können, im Angesicht des Todes reuevoll den letzten Mann seines verödeten Hauses, den so lange bitter gehaßten Julian, selbst zum Kaiser designiren, mag dahin gestellt bleiben. Sicher ist wohl nur, daß man nachher amtlich der Sache eine solche Wendung gab, als trotz der Agitation der Camarilla die angesehensten Beamten und Offiziere seiner Umgebung den einzig verständigen Beschluß faßten, nun ohne Weiteres dem Julian zu huldigen; (ein Schritt, dem nachher auch Aquileja folgte). Zwei der namhaftesten Offiziere reisten sogleich nach Naissus ab, um dem neuen Augustus die große Botschaft zu bringen, die nun dem gesammten Reiche den Frieden wiedergab.

—

Der Zug des Kaisers Julian von Naissus nach dem Goldenen Horn gestaltete sich bei seiner großen Beliebtheit und bei den großen Erwartungen, mit denen man seiner Alleinherrschaft entgegensah, zu einem wahren Triumphzuge. Schon zu Perinth begrüßten ihn die jubelnden Massen von Constantinopel; am 11. December 361 hielt er in der Reichshauptstadt seinen glänzenden Einzug. Es war der letzte Moment ungetrübten Glückes und Glanzes für den großen Mann.

Es trat sofort zu Tage, daß mit Julians Thronbesteigung ein neuer Geist in der Hofburg zur Herrschaft gelangt war, von dessen Walten viel Gutes für das Reich zu hoffen stand. Schon die mehrjährige Verwaltung Galliens hatte gezeigt, daß Julian nicht nur die reichste Begabung für die Regierung besaß, sondern auch als ein Fürst von hohem Seelenadel gerühmt werden durfte. Seine Hingabe an die Antike und an den Neuplatonismus hatte die gute Folge gehabt, daß er mit aller Kraft „nach der Tugend" strebte und mit Erfolg dahin arbeitete, die auch diesem Constantiner angeborene Leidenschaftlichkeit, seine Leichterregbarkeit, und die schlimme Mitgabe seines wilden illyrischen Blutes zu überwältigen. Und in der That konnte nur der

leidenschaftlich erregte Fanatismus seiner späteren kirchlichen Gegner bestreiten, daß den neuen Augustus eine Reihe der edelsten Tugenden zierten, wie sie auf dem römischen Throne nur sehr selten geleuchtet haben. Seine Sittenreinheit war über jede Versuchung erhaben. Mit der größten persönlichen Einfachheit der Lebensweise und mit einer rastlosen Thätigkeit für das Wohl der Völker des Reiches verband Julian eine große Gerechtigkeitsliebe, Mäßigung und persönliche Kraft der Selbstüberwindung. Milde, Güte, Schonung — seit langen Jahren unbekannte Dinge am römischen Hofe, — und richtige Einsicht in die materiellen Bedürfnisse des Volkes, bestimmten Julians Schritte, und ließen es hoffen, daß seine Regierung von den Bürgern des großen Reiches gesegnet werden würde. Für die Armee wie für das Volk hatte es ja wenig oder gar nichts zu bedeuten, daß psychologische Beobachter in der edlen Haltung des jungen Kaisers einen reflektirten und einigermaßen studirten Charakter finden konnten. Um mit einem der feinsten modernen Beurtheiler dieser hochinteressanten Persönlichkeit zu sprechen: in seinem Enthusiasmus für die große klassische Vorwelt und für seine großen Vorbilder Alexander, Cäsar und Marc Aurel „wußte Julian allerdings beinahe in jedem Augenblicke, wessen Beispiel er folge, und indem er ihm nachahmte, glaubte er ihm gleichzukommen".

Nicht dieser Zug war es, der nachher den großartig veranlagten Fürsten in unüberwindliche Schwierigkeiten gestürzt hat; auch nicht die ungemessene Eitelkeit, die für ihn nach echter Art der Philosophen seiner Zeit eigenthümlich war, und ihn, den geistvollen und eleganten Redner und Schriftsteller nicht nur dahin trieb, bei jeder Gelegenheit durch Reden zu glänzen, sondern auch veranlaßte, in der gesuchten Einfachheit seiner äußeren Erscheinung bis zur Uebertreibung zu gehen. Zunächst jedenfalls begann seine Regierung unter günstigen Auspicien. Es erregte allgemeine Befriedigung, daß Julian, — nach Beisetzung der Asche seines Vetters in der Apostelkirche, — die entsetzlichen Frevler, welche unter Constantius so namenloses Unheil veranlaßt hatten, vor einen Staatsgerichtshof zu Chalkedon stellen ließ, der die schlimmsten dieser Unholde zu hundertmal verdienter Todesstrafe verurtheilte. Persönlich dagegen mied der Kaiser jetzt wie später jede Verfolgung solcher Männer, die sich gegen ihn oder seinen Bruder Gallus früher feindselig gezeigt hatten. Die rücksichtslose Abstellung des ausgedehnten und verschwenderischen Hofhaltes und die Entlassung der Masse der Hofdienerschaft, so hart dieser Schritt viele Einzelne traf, wirkte mit dazu, daß der sparsame Kaiser die schweren Reichssteuern um $^1/_5$ ihres Betrags herabsetzen konnte. Auch sonst wurde die treue Sorgfalt und ungeheure, rastlose Arbeitsthätigkeit des Kaisers nach verschiedenen Seiten des öffentlichen Dienstes wirksam und fühlbar.

Da war es nun der unheilvolle Gedanke, den Kampf gegen das dominirende Christenthum aufzunehmen und das sinkende Heidenthum innerlich und äußerlich wieder zu verjüngen, was Julian binnen kurzer Zeit in Schwierig-

keiten so unlöslicher Art gestürzt hat, daß sein früher Tod auf dem Felde der Ehre, der das Reich seines größten Feldherrn beraubte, für ihn wie für das Reich eigentlich als ein Glück angesehen werden mußte, — so verderblich auch diese Katastrophe unmittelbar auf die militärische Stellung des Reiches gewirkt hat. Wir zeigten oben, wie Julian dazu gekommen ist, sich innerlich immer entschiedener von der Kirche abzuwenden; wir machten auch darauf aufmerksam, welche falsche Auffassung Julian von dem Christenthum, wie von dem Heidenthum seiner Zeit gewonnen hatte. Das tragische Moment in der Geschichte dieser Regierung liegt aber darin, daß ein edler, hochgesinnter und hochbegabter Machthaber seine reiche Kraft und seinen besten Willen nutzlos in aufreibendem Kampfe für einen ungeheuren Irrthum verbraucht hat. Freilich war es der Irrthum einer genialen Natur; und auch so nur möglich, weil einerseits die Entwickelung des römischen Absolutismus seit Constantins Tode das Beispiel von Kaisern, wie namentlich Constantius, gegeben hatte, die sich den Beruf zuschrieben, die religiöse Wahrheit durch ihren Willen festzustellen und den Bürgern des Reiches aufzunöthigen, und weil andrerseits der in allen praktischen Dingen so klar verständige und findige Julian durch einen mystischen Zug geleitet wurde, der ihn an seinen Beruf glauben ließ, die Dienste der alten Götter wiederherzustellen. Zu Julians Unheil lagen alle seine Ideale in der Vergangenheit: und im Kampfe für dieselben ist es ihm gegangen, wie allen, immerhin großen, edlen, liebenswürdigen Männern der Geschichte, die es je versucht haben, gegen das Urtheil des Gottes, der in der Geschichte waltet, zu appelliren und gegen weltbewegende Mächte zu streiten, deren Sieg für nüchternere Naturen bereits als entschieden gilt.

Nicht bloß für ihn war es zu beklagen, daß ein Mann von seinem Geist und Charakter und von seiner Bildung der Kirche gänzlich entfremdet war. Indessen, selbst wenn Julian einmal entschlossen war, zu den alten Altären zurückzukehren: ein so vollendeter Verstandesmensch wie einst Constantin würde wahrscheinlich sich mit der Politik begnügt haben, wie sie nach Julians Untergang ein persönlich sehr eifriger Homousianer, der Kaiser Valentinian I., mit gutem Erfolge zum Heile des Reiches eingeschlagen hat, nämlich mit der Proklamirung und strengen Durchführung allgemeiner Religionsfreiheit und strenger Parität für alle Kulte und Konfessionen. Es ist nun eben Julians Verderben geworden, daß er weiter zu gehen gewagt hat.

Julian war in Vienna am 6. Januar 361 zum letzten Male in der Kirche gesehen worden. Nun aber warf er die lästige Maske ab und erklärte sich wieder offen für die alten Kulte, gebot aller Orten die Tempel wieder zu öffnen, verfallene herzustellen und zerstörte neu zu erbauen, auch die Opfer nach der alten Sitte zu feiern. Während solche Verfügungen in Provinzen, wie Griechenland, wo die alten Kulte noch entschieden fest wurzelten, mit enthusiastischem Jubel begrüßt wurden; während Julian persönlich als Pontifex Maximus anfing, die priesterlichen Pflichten dieser Stel-

alten Machtstellung zurückführen zu können. Er mußte aber schnell genug erkennen, daß er nach allen Seiten hin hoffnungslose Aufgaben übernommen hatte. Bis zu einem gewissen Grade freilich schien er Erfolge haben zu sollen. Wohl jauchzte ein großer Theil der Heidenwelt ihm bei seinen Dekreten gegen das Christenthum zu. Und unter den Christen selbst gab es immerhin nicht wenige innerlich haltlose Leute, die der veränderten Windrichtung folgten und theils dem Spott, theils den Mitteln der Verführung nachgaben, die Julian namentlich in der Armee und in der Büreaukratie anwandte, um möglichst Viele wieder für die alten Kulte zu gewinnen. Aber weit reichten diese Erfolge doch nicht. Es fehlte schon unter den hochstehenden Laien nirgends an charaktervollen Männern, die, wie in der Armee der spätere Kaiser, damals Oberst Valentinian, der Ungnade des Kaisers kaltblütig Trotz boten, oder wie der alte Professor Proäresios in Athen die Ausnahme nicht annahmen, die Julian zu ihren Gunsten von dem Unterrichtsgesetz gemacht wissen wollte. Der geistig entscheidende Theil aber der verhaßten „Galiläer", wie Julian die Christen verächtlich nannte, nahm den Kampf mit ungeheurer Energie auf. Der junge Kaiser hatte noch keine Ahnung gehabt von der religiösen Gluth, der zähen Glaubenskraft, der stürmischen Begeisterung, die trotz der schnellen Ausartung der Kirche unter den dogmatischen Streitigkeiten im Inneren der Gemeinden lebte, und sah sich nun mit einem Male einer geschlossenen Phalanx von leidenschaftlichen Gegnern gegenüber. Alle kirchlichen Parteien hatten wieder ihre Einheit gefunden in dem gemeinsamen Gegensatze gegen die versuchte Restauration. Mit erstaunlicher Rührigkeit suchte man die Wirkungen des Unterrichtsgesetzes zu schwächen, indem man, um die christliche Jugend nicht in die Hände heidnischer Gelehrten geben zu müssen, sich anschickte, eine christliche schöne Litteratur nach den Mustern der Antike zu improvisiren. Leider aber trieb die kampflustige und inbrünstige Begeisterung, der Zorn und die Erbitterung über die feindselige Stellung des Kaisers zu der Kirche nicht wenige ihrer Vertreter in ihrer Polemik gegen Julian weit hinaus über jedes irgend zu rechtfertigende Maß. Das in den konfessionellen Kämpfen großgezogene wilde Ungestum kehrte sich in Schriften und, — da die Christen volle Freiheit des Kultus behalten hatten, — in glühenden Kanzelreden mit brausender Leidenschaft, oft unter wilden und fanatischen Schmähungen gegen Julian. Aus dieser Litteratur stammt das schmähliche Zerrbild, welches in älterer Zeit wiederholt von diesem Kaiser entworfen worden ist.

Während nun Julian gegenüber dieser zähen und thatkräftigen Opposition in Wahrheit keinen Schritt vorwärts zu kommen vermochte, ließ ihn die ungeheure Masse der heidnischen Laien und Priester vollständig im Stiche. Es zeigte sich bald, wie gewaltig der Kaiser in der Auffassung der wirklichen Verhältnisse auch nach dieser Seite sich getäuscht hatte. Nicht daß es auch auf dieser Seite an fanatischen Naturen gefehlt hätte. Aber die Masse der gebildeten Anhänger der alten Kulte verhielt sich schon lange dem Christen-

thum gegenüber mit einer gewissen vornehm ironischen Indolenz oder Indifferenz. Weder bei diesen, noch bei der Masse der von ihren Tempelpfründen bequem lebenden Priester war irgend welche Neigung vorhanden zu einem energischen Kampfe gegen die Kirche. In schlaffer Behaglichkeit war man ganz zufrieden, wenn Julian diesen Kampf ausfechten wollte und konnte; aber von Opferwilligkeit, von frischer Begeisterung, von irgend welcher Neigung, sich auf die lästigen und unbequemen Neuerungen des Kaisers einzulassen, war so wenig die Rede, daß man eher die peinliche Superstition, die Neigung zur Verwendung massenhafter Opferthiere, und den exakten Ritualismus belächelte, mit welchem der fürstliche Pontifex sein Amt wahrnahm. Dabei verstand es sich von selbst, daß der Versuch vollkommen hinfällig war, den unteren Schichten mit ihrem alten Götterglauben die neuplatonisch umgewandelte alte Religion als neuen lebendigen Glauben einzuflößen. Einstweilen hielten nur die reichen Mittel, welche der Kaiser auf Herstellung der alten Kulte und Tempel verwenden konnte, den Schein einigen Erfolges aufrecht. Und wohl nur wenige selbst der neuplatonischen Hofphilosophen des Kaisers mochten überzeugt sein, daß ihre Sache noch eine Zukunft habe.

Es war bald genug unschwer vorauszusehen, daß Julians unglückselige selbst gewählte Lebensaufgabe mit einer großartigen Niederlage abschließen werde. Aber damit wäre, wenn der unglückliche Idealist lange Zeit zu weiteren Anstrengungen behalten hätte, die Sache schwerlich zu Ende gewesen. Dank seiner mächtigen Willenskraft und Selbstbeherrschung wollte der Kaiser mit aller Energie darauf halten, daß der nun entzündete Kampf nicht zu einer Verfolgung der Christen sich gestalte. Mit Feuer warf er sich persönlich darauf, die Kirche und das Christenthum, — dem gegenüber er auch wieder die Juden zu begünstigen begann, litterarisch zu bekämpfen. Persönlich ist er, namentlich als er seit Mitte des Jahres 362 den syrischen Orient erreicht hatte, den schroffsten Angriffen einzelner Bischöfe gegenüber gelassen geblieben. Aber der absolute Selbstherrscher des Reiches konnte doch nicht hindern, daß an vielen Stellen der wild entbrannte Hader zu schrecklichen Scenen führte. Der Uebereifer mancher Beamten, die nicht alle so taktvoll, gemäßigt und tolerant sich hielten, wie der neuplatonische Oberpontifex von Lydien, Chrysanthios, und die Ausbrüche der Volkswuth gegen einzelne verhaßte christliche Persönlichkeiten waren sicherlich immer schwerer im Zaume zu halten. Und noch weniger der alte ungestüme Märtyrermuth, mit welchem einzelne Christen Gewaltthaten verübten, namentlich Tempel, die wieder geöffnet werden sollten, in Brand steckten, und die heidnischen Massen zu blutiger Rache geradezu herausforderten. Unter manchen Schreckensscenen solcher Art, wie sie die glühende Temperatur dieser Tage erzeugte, trug wieder Alexandria den Preis davon. Hier hatte der arianische Bischof Georg, ein auch sonst übel berufener Mann, die heidnischen Elemente schwer gereizt. Ein alter unter Kaiser Constantius II. der Kirche geschenkter Tempel des Mithras hätte nach Julians Edikt den Heiden zurückgestellt werden

sollen. Nun aber hatte der Bischof gerade diesen Platz zu einer neuen Kirche bestimmt; er holte aus dem Allerheiligsten Skelette und Schädel hervor, altes Handwerkszeug der Mithrasprieſter, erklärte sie für Ueberreste von Menschenopfern, und die christlichen Haufen trugen sie spottend durch die Gassen. Da brachen die Heiden (im Sommer 362) los; des Bischofs Freund, der als wüster Frevler verrufene General Artemius, war nicht lange zuvor nach Antiochia zu Julian berufen und seiner Verbrechen halber hingerichtet worden; so war des Bischofs letzte Stütze gefallen. Es kam zu schlimmen Gewaltthaten und Bischof Georg wurde von den Wüthenden in schauderhafter Weise ermordet. Julian konnte nur schwer gegenüber solchen Episoden zu nachdrücklicher Strafe sich entschließen. Er selbst wehrte sonst immer ab, Märtyrer zu machen, hielt sich auch persönlich noch immer reservirt; nur daß der nach Georgs Tode aus der Verbannung nach Alexandria heimgekehrte Athanasius, der sofort wieder als Bischof antrat und viele Heiden für das Christenthum gewann, auf seinen Befehl die ägyptische Hauptstadt wieder verlassen mußte. Allein, es ist gar nicht abzusehen, wie lange bei diesem inneren, täglich erbitterter sich gestaltenden Streite Julians Selbstbeherrschung seine natürliche Leidenschaftlichkeit wirksam im Zaume zu halten vermocht hätte. Und noch weniger, welche tiefen Erschütterungen das Reich hätten bedrohen mögen, wenn der Kaiser endlich zu wirklichen Gewaltthaten sich hätte drängen lassen. Die einsichtigsten Freunde des jungen Herrschers mochten es daher wohl als ein Glück betrachten, daß er schon ein anderes Ziel zu neuer und glänzender Entfaltung seiner Heldenkraft sich gewählt hatte: den Perserkrieg.

Der kluge Schahinschah Sapor hatte mit Schrecken vernommen, daß an die Stelle des wenig furchtbaren Constantius der gefürchtete Sieger von Straßburg in das Kaiserschloß am Bosporus eingezogen war. Er hatte in der That Grund zu schwerer Besorgniß. Denn Held Julian war von Anfang an höchst entschieden gewillt, die durch seinen Vorgänger vielfach kompromittirte römische Waffenehre am Tigris gründlich herzustellen und als ein neuer Alexander die alte Siegesbahn des großen Makedonen, Trajans und des Septimius Severus wieder aufzusuchen. Ob und wieweit der Perser es wirklich versucht hat, den drohenden Gewaltstoß durch billige Friedensvorschläge abzuwehren; ob Julian wirklich alle solche Vorschläge kurz und bündig abgewiesen hat, ist nicht sicher zu ermitteln. Sicher aber, daß der junge Kaiser etwa in der zweiten Hälfte des Mai 362 von Constantinopel nach Asien aufbrach und im Juli Antiochia erreichte, wo nun ernsthafte Vorbereitungen zu der persischen Expedition getroffen wurden. Der längere Aufenthalt in dieser Großstadt, wohin er auch den atheniſchen Professor Himerios als seinen Sekretär zu sich berief, bereitete dem Kaiser beinahe nur höchst verdrießliche Eindrücke. Eine schlechte Ernte veranlaßte einen großen Nothstand, den Julian vergeblich zu lindern bemüht war; er vergriff sich in seinem Eifer zuletzt sogar so sehr, daß er es mit dem verfehlten System versuchte, durch bestimmte Taxen die Lebensmittelpreise reguliren zu wollen.

Dazu erschien Julian in seiner asketischen und in der äußeren Erscheinung vernachlässigten Haltung den üppigen und zugleich bissigen und spottlustigen Antiochenern als komische Person. Der Kaiser dagegen war empört über die religiösen Zustände, die er traf. Nicht nur daß unter den 200,000 Einwohnern der großen syrischen Metropole wohl mehr als die Hälfte bereits der Kirche angehörten, so verletzte ihn noch mehr die grade hier in drastischer Weise ihm begegnende Gleichgültigkeit der massenhaften Heiden gegen ihren eigenen Kultus. Als endlich am 22. Oktober der große, durch Julian prachtvoll restaurirte Tempel des Apollo in der schönen Gartenvorstadt Daphne abbrannte, erreichte des Kaisers Zorn einen sehr hohen Grad. Er bezweifelte nicht, daß die Feuersbrunst böslicherweise durch die Christen veranlaßt sei, und ließ nun, auch abgesehen von strengen Untersuchungen, als Gegenstoß die Kathedrale der Stadt schließen. Um so mehr sehnte er sich, obwohl an sich es mit dem mesopotamischen Feldzuge nicht gerade eilte, aus der ihm widerwärtigen Stadt heraus; um so mehr drängte es ihn, aus dem unheilvollen Wirrwarr heraus, in den ihn seine Restaurationsversuche gestürzt hatten, wieder in frische Luft und auf ein Terrain zu kommen, wo er wieder wie früher am Rheine seine gewaltige Heldenkraft in einem Kampfe für die Ehre und die Sicherheit des Reiches zur Geltung bringen konnte. Die Rüstungen waren vollendet, gothische Auxiliaren in großer Menge angeworben, auch die Hilfe des armenischen Hofes in Anspruch genommen, die Truppen der Feldarmee bereits über den Eufrat vorgeschoben. Da brach auch Julian am 5. März 363 von Antiochia auf, um sich in das Lager zu begeben. Und nun entfaltete er in der That wieder eine Verbindung von umfassender Vorsorge, von Klugheit und genialer Verwegenheit, von strategischer Kunst und persönlicher Tapferkeit, und eine Gabe, die Truppen zu begeistern, die ihn für dieses Jahrhundert zu einer fast einzigen Erscheinung unter den großen römischen Heerführern gemacht hat.

Julian hatte etwa 100,000 Mann aufgeboten. Um die Perser zu täuschen und sie glauben zu machen, daß er gesinnt sei, durch das nördlichste Mesopotamien nach der Tigrislinie vorzudringen, entsandte er eine Heersäule von 30,000 Mann unter den Generalen Prokopius und Sebastianus in dieser Richtung. Diese sollten womöglich, mit den Armeniern vereint, nach dem südlichsten Theile Mediens vorstoßen, dann aber am unteren Tigris mit ihm zusammentreffen. Er selbst wandte sich wider Erwarten der Perser mit 65,000 Mann nach der Eufratlinie. Am 1. April 363 erreichte er die Grenzfestung Circesium. Am 5. April überschritt er den Grenzfluß Chaboras. Nun ging es mit dem altgewohnten Ungestüm vorwärts. Die Armee folgte dem linken Ufer des prächtigen Stromes, auf dessen Gewässern eine Flotte von 1100 Schiffen schwamm. Tausend derselben führten Proviant und Kriegsbedarf; die übrigen waren bewaffnet, und konnten im Nothfalle zur Anlegung von Schiffbrücken verwendet werden. Rasch fielen verschiedene Castelle und verschanzte Städte, welche den persischen Theil der Stromlinie schützten, in

seine Hand. Die große und stark befestigte Stadt Pirisabora wurde nach nur eintägiger Bestürmung durch die furchtbaren Angriffswaffen der römischen Ingenieurkunst zu Fall gebracht; auch ihre Citadelle mußte nach zweitägiger Vertheidigung kapituliren. Die Waffen des jungen Helden schienen gefeit zu sein. Die außerordentlichen Hindernisse, welche damals das reich entwickelte Kanalsystem und die Sumpfstriche der Landschaften im südlichen Mesopotamien, oder richtiger im nördlichen Babylonien dem Vordringen der Römer entgegenstellten, wurden alle glücklich überwunden. Auch die gewaltige Festung Maogamalcha, nur noch zwei oder drei Meilen von der persischen Residenz entfernt, deren Vertheidiger zum entschlossensten Widerstande sich stellten, wurde in der Nacht, die dem zweiten Tage der Belagerung folgte, unter Benutzung eines glücklich geführten Minenganges mit Sturm genommen und gänzlich zerstört. Julian und der ausgezeichnete gothische General Nevitta hatten den Angriff persönlich geleitet. Nun konnte die Armee ohne Weiteres bis in die Nähe der Ruinen von Seleukia und der auf dem rechten Ufer des Tigris belegenen Vorstadt von Ktesiphon, Koche genannt, vorrücken, und nach Eroberung der Festung Sabatha die Ueberschreitung des gewaltigen Stromes vorbereiten.

Um das aber ausführen zu können, ließ der Kaiser einen vom Eufrat zum Tigris führenden Kanal, den einst Trajan angelegt, die Perser aber gestopft hatten, wieder schiffbar machen. Als auch das mit überraschender Schnelligkeit vollendet war, segelte die Römerflotte nach dem Tigris. Nun aber fand Julian die persische Armee auf dem hohen linken Ufer des breiten und reißenden Stromes in höchst günstiger Stellung verschanzt. Trotzdem wagte er in der nächsten günstigen Nacht den Uebergang. Vergeblich schossen ihm die Perser die fünf ersten Schiffe in Brand. Sie vermochten die Römer nicht an der Ueberschreitung des mächtigen Stromes zu hindern, und als erst die Sturmkolonnen Julians die Uferhöhen erstiegen hatten, begann um Mitternacht die mörderische Hauptschlacht, die am Mittag des folgenden Tages mit der vollständigen Niederlage der iranischen Schaaren endigte, welche unter dem wüthenden Nachdrängen der Gothen in wildester Flucht nach Ktesiphon retirirten (wie man berechnet hat am 27. Mai 363).

Julians Glück und Kriegsruhm hatte seine Sonnenhöhe erreicht. König Sapor war dermaßen erschüttert, daß er sich zu großen Opfern entschloß und durch den im feindlichen Lager befindlichen Prinzen Hormisdas (S. 726) Frieden zu gewinnen suchte. Es sollte Julian persönlich und den Römern zu schwerem Unheil gedeihen, daß der junge Held diese glänzenden Chancen zurückwies. Zu seinem Schaden trugen es diesmal bei ihm die Alexanderträume davon über die Gebote der Staatsraison und über die alte Erfahrungsweisheit der römischen soldatischen Tradition, die ein Vordringen über den Rayon von Ktesiphon hinaus für durchaus unräthlich erklärte.

Es galt also, den Marsch in das Innere des iranischen Reiches fortzusetzen. Nun hatte Julian, so streng er die Disciplin hielt, so schwer er

Feigheit und Nachlässigkeit strafte, die ganze Begeisterung und zähe Anhänglichkeit der Soldaten erweckt durch staunenswerthe persönliche Tapferkeit, durch die rücksichtslose Preisgebung seiner Person, durch die Theilnahme an allen Mühen und Strapazen, wie durch die größte persönliche Selbstlosigkeit bei Vertheilung der Beute. So konnte er es denn freilich wagen, die Proviantflotte zu verbrennen, die er den Persern in Ktesiphon nicht überlassen mochte. Ein Corps zu ihrem Schutze am Tigris zurückzulassen, war aber unthunlich, weil die Colonne der Generale Prokop und Sebastian, theils wegen deren Uneinigkeit, theils durch Schuld der Armenier, nicht eingetroffen war.

So wurde also der verhängnißvolle Weitermarsch nach dem inneren Iran angetreten, vermuthlich in nordöstlicher Richtung auf Ekbatana gewendet. Bald aber zeigten sich sehr erhebliche Schwierigkeiten. Die entsetzliche Junihitze dieser Gegend wirkte auf die Truppen, namentlich auf die deutschen Abtheilungen, höchst verderblich. Die greuliche Insektenplage dieser Landschaften wurde unerträglich. Und nun fing nur zu schnell es an Proviant zu mangeln an. Denn so fruchtbar das Land war: die persischen Truppen, die zwar nirgends ernstlich Stand hielten, aber doch durch ihre Reiterschwärme sehr lästig wurden, hatten, durch den grimmigen Römerhaß des Volkes unterstützt, mit rücksichtsloser Energie überall das Land verwüstet, alle Dörfer niedergebrannt, überall die Vorräthe und die Ernte auf den Feldern zerstört. Schon nach vierzehn Tagen erkannte Julian, daß er umkehren müsse. Die Noth, die allen Alexanderträumen ein Ende machte, gab ihm, der auch unter so schwierigen Umständen durch die treueste Kameradschaft und eifrigste Sorgfalt die Liebe und Ausdauer der Soldaten zu erhalten verstand, die volle Klarheit des Entschlusses wieder. Es galt, sofort nach Nordwesten abzuschwenken und die Richtung nach dem Hochlande von Corduene zu gewinnen. Mit Xenophontischer Energie und Geschicklichkeit wurde dieser Zug geleitet. Bald aber zeigte es sich, daß eine große persische Armee unter dem Fürsten Merenes darauf ausging, den Römern den Marsch nach dem obern Tigris abzuschneiden. Es kam zu hitzigen Gefechten; aber weder die Massen der asiatischen Eisenreiter und ihr Pfeilhagel, noch die persische Elefanterie vermochte des Ungestüms der Römer Meister zu werden. Julians Rückzug schien trotz aller Opfer, welche diese Kämpfe kosteten, wirklich gelingen zu sollen; dann hinderte ihn nichts, im nächsten Jahre auf Grund der gemachten Erfahrungen einen neuen, glücklicheren Feldzug gegen das Reich der Sasaniden zu eröffnen.

Da geschah es, daß in der Morgenfrühe des 26. Juni 363 Julian der Hitze halber ohne Panzer seinen Vortrab inspicirte, während die Perser unter steten „Neckereien" seinen Marsch begleiteten. Mit einem Male entwickelte sich in der Nähe von Samarra neben leichten Angriffen auf Vorhut und Nachhut ein stärkerer Stoß persischer Eisenreiter und Elefanten gegen die Mitte seiner linken Marschkolonne. Mit Glück wirft der Kaiser den Angriff zurück, leitet aber nun — des fehlenden Panzers uneingedenk — die

Verfolgung mit heißem Ungestüm. Da plötzlich trifft ihn einer der furchtbaren Perserpfeile, welche die fliehenden Reiter so kunstvoll zu schießen wußten, und verwundete ihn tödtlich in der Seite. Nun entbrannte freilich eine große, mörderische Schlacht, in welcher die Perser ihre Generale Merenes und Nahodares, fünfzig Satrapen und viel Kriegsvolk, die siegreichen Römer namentlich den Staatskanzler Anatolius verloren. Aber alle Siegesfreude schwieg, als man nun hörte, daß um Mitternacht nach dieser heißen Blutarbeit der wunde kaiserliche Held aus den Reihen der Lebenden geschieden war. Der Niedergang der römischen Macht und Größe folgte unmittelbar auf den jähen Tod des letzten Constantiners.

Zweites Kapitel.

Die Pannonische Dynastie.

Als die erste Nachricht von Julians Tode nach den Provinzen des Orients gelangte, ertönte weithin das Sieges- und Triumphgeschrei der christlichen Welt, die sich mit Einem Male wieder aus der unbequemen und drückenden Lage der letzten 18 Monate befreit sah. Und es fehlte nicht an Scenen tumultuarischer Reaktion gegen die durch die kurze Gunst der kaiserlichen Gnade gehobenen Anhänger der alten Weltanschauung. Unter den Heiden dagegen war die Bestürzung und die Verzagtheit groß, und mehr als ein denkender und scharfblickender Mann unter ihnen war nicht mehr im Zweifel, daß den neuen Schöpfungen des todten Julian, die jetzt überall von selbst wieder zusammenfielen, der gänzliche Niedergang der alten Götterwelt in einer nicht mehr gar fernen Zeit folgen werde. Bald aber kamen weitere Botschaften vom Kriegsschauplatze, deren schmachvoller Charakter aller Welt noch einmal zum Entsetzen deutlich zeigte, wie viel das Reich mit dem letzten Helden aus des alten Chlorus Hause verloren hatte.

Gleich am 27. Juni war in dem assyrischen Heerlager die Versammlung der Offiziere zusammengetreten, um dem Reiche nach dem Aussterben des Hauses der Constantiner ein neues Haupt zu geben. Zu allem Unheil lehnte Julians Freund, der allgemein geachtete Präfekt Sallustius Secundus, wegen seines Alters und seiner Kränklichkeit die Krone ab. Und nun fiel die höchst übereilte Wahl auf den Obersten Jovianus. Der Sohn eines hochgeachteten Heerführers, des Grafen Varronian, für seine Person bisher der Chef einer der angesehensten Abtheilungen in der neuen Kaisergarde, war Flavius Claudius Jovianus (geb. 331) in diesem verhängnißvollen Augenblick sehr wesentlich durch die Verdienste seines Vaters gehoben. Er selber war ein stattlicher Mann, von imposanter kriegerischer Erscheinung, aber leider nicht sehr viel mehr, — jedenfalls durchaus nicht der Mann, um die schwierige Lage zu beherrschen, in welcher die Armee zur Zeit sich be-

fand. Freundlich, liebenswürdig und wohlwollend; ein Freund eines guten Trunkes und der Frauen; ein guter Kamerad und in seinen Kreisen als ein Ehrenmann bekannt, so sollte dieser neue Augustus jetzt zunächst das Heer aus der persischen Klemme in Sicherheit führen. Und gleich hier scheiterte Jovianus in einer Weise, die unter seinem Vorgänger undenkbar gewesen wäre.

Es verstand sich von selbst, daß der Marsch sogleich fortgesetzt wurde. Nachdem man noch einmal mit den Persern geschlagen hatte, ging es unter beständiger Belästigung durch die Asiaten allerdings rüstig vorwärts. Der Tigris wurde bei Schloß Sumera erreicht; aber bei Dura verlor der neue Kaiser mehrere kostbare Tage mit erfolglosen Versuchen, den Strom zu überschreiten. Bei der unsichern Leitung wurden die Truppen bereits da und dort meuterisch. Schlimmer war es, daß ein römischer Ueberläufer, ein persönlicher Feind des Jovianus, den Schahinschah über die sehr untergeordneten Fähigkeiten des neuen Kaisers unterrichtet hatte. Darauf baute Sapor den Plan, da er der römischen Armee mit Gewalt nicht Meister zu werden vermochte, durch List dem Jovianus einen für Persien günstigen Frieden abzugewinnen.

In dem römischen Lager erschienen mehrere hochstehende Perser, um Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Jovian, der einerseits nicht das Zeug hatte, um der furchtbaren Beschwerden der Lage Herr zu werden; der nicht das Feuer Julians hatte, welcher vielleicht einfach durch unaufhörliches rasches Vorgehen binnen Kurzem sich der größten Gefahr würde entzogen haben; der andrerseits in sehr egoistischer Sinnesweise nur daran dachte möglichst bald mit möglichst vielen unvernutzten Truppen das römische Reich zu erreichen, um der Gefahr einer (namentlich von dem mit Julian verwandten General Prokopius gefürchteten) Usurpation zu begegnen, ließ sich wirklich durch die Perser umgarnen, zumal es ihm auch an diplomatischer Begabung mangelte. Er ließ sich thörichterweise noch weitere vier Tage lang festhalten, so daß die Noth und die Verdrossenheit der Soldaten sich immer fühlbarer steigerte. Und unter solchen Umständen kam 16 Tage nach Julians Tode der über alle Maßen schimpfliche Friede auf 30 Jahre zu Stande, durch welchen Held Jovianus nicht nur die Eroberungen Diokletians (S. 631), sondern auch einen großen Theil des römischen Mesopotamiens mit 16 Festungen, mit Singara und mit der Heldenstadt Nisibis an die Perser abtrat, und Armenien den Persern preisgab.

Dafür erhielten dann die Römer von dem Schahinschah freien Abzug aus seinem Lande, Proviant, und Mittel zur bequemeren Ueberschreitung des Tigris. Auch diesseits dieses Stromes, in den mesopotamischen Steppen, hatte man auf dem Marsche, der zuerst nach dem Rayon der Oasenstadt Atra, dann nach Ur, endlich nach Thilsaphata führte, noch viel durch Proviantnoth auszustehen; endlich war aber auch das überstanden, und nun drückten andere Nöthe auf Jovianus. Freilich fand man an letzterem Platze

die Armee des Generals Prokopius, der natürlich sofort huldigte, und den Auftrag erhielt, Julians Asche nach Tarsos zu führen. Freilich konnte der neue Kaiser jetzt nach allen Theilen des Reiches vertraute Offiziere schicken, um sich überall durch passende Anstellungen die Herrschaft zu sichern, die nach dem Aussterben der alten stolzen Dynastie der Constantiner ja nur durch eine höchst zweifelhafte Wahl in die Hände eines bisher fast unbekannten Offiziers gefallen war. Aber es war für Jovian jetzt doch ganz entsetzlich hart, von dem persischen Commissar Bineses gedrängt, den schmachvollen Frieden selbst vollziehen zu müssen. Der Kaiser war nicht aus dem Holze jener alten Stimmführer des Senats gemacht, die einst mit ebensogroßer Rücksichtslosigkeit wie Perfidie die Samniten um den Gewinn der Caudinischen Katastrophe zu bringen verstanden. Er widerstand dem Jammer und den Bitten der Helden von Nisibis, die im Nothfalle bereit waren, den Kampf gegen die persischen Schwadronen allein auf sich zu nehmen. Die Bürger der treuen Stadt mußten bei Todesstrafe binnen drei Tagen ihre Stadt räumen; sie sind dann nach Amida übergesiedelt.

Eine glücklichere Hand zeigte der Kaiser in Behandlung der Religionspolitik. Er war Christ und zwar eifriger Homousianer. Als Christ gab er sofort den Kirchen und dem Klerus, den Wittwen und den „heiligen Jungfrauen" Alles zurück, was ihnen früher Constantius bewilligt, Julian wieder zurückgezogen hatte. Dann aber entschied sich Jovian für die allein richtige Politik in dieser wild aufgeregten Zeit, nämlich für vollständige Religionsfreiheit, im Sinne des alten Constantinischen Ediktes von Mailand. Mit Ausnahme der mit Recht verrufenen „magischen Opfer" sollten die Heiden ihre Kulte ungestört ausüben können; auch die neuplatonischen Philosophen aus Julians Umgebung, die nach des Kaisers Rückkehr nach Antiochia kaum ihres Lebens sicher waren, fanden an seinem Hofe Schutz. Innerhalb der Kirche wollte der Kaiser ebenfalls Frieden und gegenseitige Duldung hergestellt sehen. Aber es ist fraglich, ob er gerade im Stande gewesen sein würde, nach dieser Seite bei seinen verständigen Ansichten zu beharren. Er war mit seiner Armee aus Mesopotamien nach Antiochia marschirt, wo er sich einige Zeit aufhielt. Hier erschienen die Bischöfe der verschiedenen Denominationen, um ihn wo möglich für sich zu gewinnen. Persönlich gewann nur der alte Athanasius, jetzt ein siebzigjähriger Greis, den Jovianus nach Antiochia berufen hatte, die volle Gunst des Kaisers. Sonst blieb dieser dabei, daß Niemand seines Glaubens wegen belästigt werden sollte. Das hinderte natürlich nicht, daß die Homousianer manche persönliche Gunst erfuhren, und daß einige Höflinge bestraft wurden, die sich mit ihrem Arianismus zu keck in den Vordergrund drängten.

Jovians Regierung war indeß zu kurz, als daß die Festigkeit seiner religiös-politischen Grundsätze ernstlich hätte auf die Probe gestellt werden können. Der Kaiser nämlich verließ gegen Ende December 363 die syrische Metropole und wandte sich über Tarsos, wo er Julians Grabmal mit

Blumen schmückte, zunächst nach dem kappadokischen Tyana, um nachher über Ankyra den Zug nach seiner Hauptstadt Constantinopel anzutreten. Er sollte sie niemals betreten. In der kleinen Stadt Dadastana auf der Grenze von Galatien und Bithynien, etwa 13 Meilen von Ankyra entfernt, empfing er noch die Glückwünsche einer Deputation des byzantinischen Senats, deren Wortführer, der berühmte hellenistische Philosoph und Redner Themistios, ihn dankend wegen der Gewährung der Religionsfreiheit pries. Aber in der Nacht vom 16. zum 17. Februar 364 ist Jovianus plötzlich gestorben. Ein starker Diätfehler und der Kohlendunst in seinem frisch mit Gips beworfenen Schlafzimmer tödteten den jugendlichen Augustus in der Blüthe seiner Jahre.

Die kaiserliche Leiche wurde nach dem Bosporus geführt, um neben denen der Constantiner in der Apostelkirche beigesetzt zu werden. Die Armee dagegen marschirte nach Nikäa; und hier traten nun die Offiziere mit den höchsten Reichsbeamten zu einer neuen Wahl zusammen, die diesmal besonnener vollzogen wurde. Nicht ohne lebhafte Empfehlung des alten Sallustius entschied man sich endlich einstimmig für die Erhebung des pannonischen Gardeobersten Valentinianus. Die neue Dynastie entstammte in ihren Anfängen einer sehr niedrigen Volksschicht. Der Vater des nun zur Herrschaft berufenen Imperators war ein Seilerbursche aus der schlachtberühmten pannonischen Stadt Cibalä, mit Namen Gratianus. Für die Armee ausgehoben, hatte er in der diokletianisch-constantinischen Zeit durch seine riesige Kraft, natürlichen Verstand, und Gewandtheit in den Waffen sein Glück gemacht; er war in die kaiserliche Leibwache gelangt, und später commandirender General in Afrika, dann in Britannien geworden, endlich als Graf Gratianus in den Ruhestand getreten, den er auf seinen Gütern, anscheinend in der Nähe seiner pannonischen Heimath verlebte. Nur daß nach der Schlacht bei Mursa der rachgierige Constantius den alten General seiner Besitzungen beraubte, weil derselbe nicht umhin gekonnt hatte, den Usurpator Magnentius bei dessen Anmarsch zu bewirthen. Nichtsdestoweniger hatten seine Söhne Valentinian (geb. um 321 zu Cibalä) und der sieben Jahre jüngere Valens ebenfalls als Offiziere ihr Glück gemacht. Namentlich Valentinian war rasch avancirt; freilich nicht, ohne daß auch er auf seinen Wegen wiederholt auf Schwierigkeiten stieß. Die Armee kannte ihn als einen Mann von majestätischer Gestalt, von reicher geistiger Begabung, von scharfem Verstand und erstaunlicher Energie. Ein schneidiger Offizier von ausgezeichnetem persönlichem Rufe, war er im J. 357 unter Cäsar Julian bereits Reiteroberst, da vertrieb ihn in diesem Jahre eine wahrhaft infame Intrigue des Generals Barbatio aus dem Dienst. In seiner pannonischen Heimath, in Sirmium gebar ihm dann (18. April oder 20. Mai) 359 seine Gattin Valeria Severa Marina den Gratianus. Julian zog den tüchtigen Soldaten sofort nach des Constantius Tode wieder in seine Nähe; aber die zornige Aufwallung, mit welcher der nunmehr zum Oberst in der Gardeabtheilung der Schildtrabanten beförderte Valentinian als eifriger Christ im Sommer 362 zu Antiochia bei einer

Prozession Julians einen heidnischen Priester ins Gesicht schlug, der seinen Mantel mit Weihwasser besprengt hatte, trug ihm mehrmonatliche Strafversetzung nach einem ägyptischen Kastell in der Thebais, bei der Kirche den Titel eines „Bekenners" ein. In dem persischen Kriege nachher durch Julian wieder beschäftigt, und von Kaiser Jovianus dazu verwendet, um den gallischen Legionen die Thronveränderung zu verkündigen, war er endlich durch diesen Augustus zu einem höheren Commando in seiner früheren Gardeabtheilung befördert worden, — da fiel auf ihn, der zur Zeit von Jovianus' Tode noch zu Ankyra stand, die Wahl zum neuen Herrn des Reiches.

Am 26. Februar erst des Jahres 364 trat Valentinian I. auf dem Marsfelde zu Nikäa die Herrschaft an, wo ihn die Soldaten nach deutscher Weise auf den Schild erhoben. Dann ging es nach Constantinopel und hier hat der neue Kaiser, dem die Armee in Erinnerung an die Noth bei Julians Tode die Wahl eines Mitregenten dringend nahegelegt hatte, — wider den klugen Rath des Generals der Kavallerie, Dagalaiphus, seinen Bruder Valens, den er unter dem 1. März zum Oberstallmeister gemacht hatte, am 28. März zum Mitregenten ernannt. Er konnte freilich nicht voraussehen, welche Stürme dieser Mann von nur subalterner Befähigung zu unheilvollster Stunde lediglich mit seinen eigenen Kräften zu bestehen haben würde. Sonst nichts weniger als geneigt, seine Angehörigen auf Kosten der öffentlichen Interessen zu begünstigen, trug es in diesem Falle bei ihm die Liebe zu dem jüngeren Bruder davon, welcher nun allerdings mit Ausnahme der Kirchenpolitik bei unerschütterlicher Treue und festem Gehorsam gegen Valentinian in allen Staatsfragen der Leitung desselben folgte. Lange durfte jedoch der neue Herrscher am Bosporus nicht verweilen. Julians Tod und die persische Katastrophe hatten allen Feinden des Reiches auf den Grenzen des Abendlandes, an der pannonischen Donau, am Rhein, an der schottischen Grenze und in Afrika neuen Muth eingeflößt, und so mußte Valentinian eilen, dem Westen Ruhe und Sicherheit wiederzugeben. Von Valens bis Sirmium begleitet, wo die Brüder für immer von einander Abschied genommen haben, hat Valentinian auf dem Schlosse Mediana bei Naissus mit Valens die Armee getheilt. Von den großen Generalen des Reiches blieben der berühmte Reiterführer Victor (von Geburt ein Jazyge), Arintheus und Lupicinus bei Valens, — während Dagalaiphus und Jovinus im Stabe Valentinians standen, welcher letztere selbst ein vortrefflicher Feldherr war, im Angriff wie in der Vertheidigung gleich geschickt, bei aller Behutsamkeit unter Umständen überaus kühn und ungestüm. Zu Sirmium wurde die formelle Reichstheilung (im Juli 364) in der Art vollzogen, daß Valens die orientalische Präfektur mit Aegypten und Thrakien erhielt, Valentinian die drei anderen großen Präfekturen unter seine Aufsicht nahm. Im November 364 hielt der letztere seinen Einzug in Mailand, wo nun wieder für längere Jahre eine kaiserliche Hofhaltung ihren Sitz genommen hat.

In Ruhe konnten beide Kaiser ihre Reichstheile nicht verwalten. Nur

waren es Feinde sehr verschiedener Art, mit denen sie zu thun hatten. Valentinian fand namentlich in Afrika, in Britannien und in Gallien furchtbare Zustände vor, die sich seit Julians Abmarsch von Vienna in unheimlicher Schnelligkeit entwickelt hatten. Die Frechheit, mit welcher die gallische Provinz durch Räuberbanden unsicher gemacht wurde, war indessen noch eher zu zähmen, als die immer wieder auflodernde ungestüme Neigung der Alamannen, das Reich mit Krieg zu überziehen. Die Absicht des stolzen und energischen Kaisers, den unter dem Namen von Geschenken seit langer Zeit den alamannischen Häuptlingen zugestandenen Barbarenzoll erheblich zu verringern, und die grobe Manier, mit welcher dabei sein Staatskanzler Ursacius die alamannischen Gesandten behandelte, welche zur Begrüßung Valentinians nach Mailand gekommen waren, veranlaßte die Alamannen, i. J. 365 nach alter Praxis den Oberrhein wieder zu überschreiten und das mittlere Gallien zu verheeren. Kurz ehe der Kaiser, gegen Ende Oktober 365, in Paris eintraf, erhielt er diese unheilschwere Kunde. Und an demselben Tage meldeten ihm Depeschen aus seines Bruders Landen die noch bedenklicher lautende Nachricht, daß Constantinopel sich in Feindes Hand befand, daß ein direkt gegen die neue Dynastie gerichteter Aufstand im Osten des Reiches ausgebrochen war. Julians Verwandter, jener General Prokopius, war wegen dieser verwandtschaftlichen Beziehungen schon von Jovianus, noch mehr aber von dessen Nachfolgern mit Argwohn verfolgt worden, zumal unter den Massen das unsinnige Gerücht umlief, Julian habe ihn vor dem Aufbruch gegen die Perser heimlich zum eventuellen Nachfolger designirt. In Gefahr, auf seinen kappadokischen Gütern verhaftet zu werden, war er flüchtig geworden. Endlich seines elenden Lebens in Verstecken und seiner ewigen Unsicherheit überdrüssig, suchte und fand er bei einem vornehmen Freund in Chalkedon eine Zuflucht, und bemerkte von hier aus bald, daß in der Reichshauptstadt des Ostens die Stimmung dem Kaiser Valens keineswegs günstig war. Die rücksichtslose Begünstigung der Arianer durch Valens, und noch mehr der übermächtige Einfluß seines zum Patricius erhobenen Schwiegervaters Petronius, der auch den trefflichen Sallustius zu Gunsten des Nebridius aus der Präfektur des Orients verdrängt hatte, und als habsüchtig und grausam verrufen war, hatten eine tiefe Unzufriedenheit erzeugt. Valens seinerseits begab sich im Frühling 365 nach Käsarea in Kappadokien, um sich, so war sein Plan, zur Beobachtung der Perser, die wieder drohend auftraten, dann nach Syrien zu begeben. Diese Reise wußte nun Prokopius, den seine harte Lage zu äußerster Verwegenheit trieb, zu einer kühnen Erhebung zu benutzen. Schon war ein Komplott im Gange, da marschirte ein römisches Heer, welches Valens, der in Bithynien von drohenden Bewegungen der Westgothen gegen die Donaugrenze unterrichtet worden, nach der Dobrudscha dirigirt hatte, durch Constantinopel. Diese Truppen wußte der Abenteurer zu gewinnen. Julians großer Name und das Geld einiger Freunde brachten dieses Corps und mit demselben Constantinopel zu Anfang des Herbstes

365 auf seine Seite; und als er erst den Präfekten Nebridius und den Dux von Thrakien verhaftet, die thrakische Armee ebenfalls gewonnen, und sich der dritten Frau des verstorbenen Constantius II., der Kaiserin-Wittwe Fausta und ihrer kleinen Tochter bemächtigt hatte: da wagte es Prokop, der noch einmal die Trümmer und die Schatten der alten Dynastie des Constantinerhauses ins Feld führte, den Bosporus zu überschreiten und nach Bithynien vorzudringen, wo die Elitelegionen der Jovianer und Herculianer zu ihm übergingen.

Der plötzlich entbrannte Bürgerkrieg, in welchem der alamannische General Vadomar (S. 763) ebenso tapfer als geschickt für Valens kämpfte, verlief vorläufig zu Gunsten des Prokop, der den Kaiser zum Rückzug nach Galatien nöthigte. Aber mit dem Frühjahr 366 schnellte die Schale des Usurpators empor. Er hatte den als Pensionär zu Constantinopel lebenden alten General Arbetio unnützerweise schwer beleidigt und diesen dadurch veranlaßt, werkthätig auf die Seite des Valens zu treten. Dessen Ansehen, Kunst der Intrigue und altbewährte persönliche Verbindungen wirkten nun schnell zu Ungunsten des Usurpators. Durch ihn wurde der General Gomoar mit seinen Truppen bei dem lydischen Thyatira zum Abfall bestimmt. Und die entscheidende Schlacht bei Nakolea in Phrygien ging durch den Uebertritt des Agilo mit seinem Corps zu Valens sofort für Prokop verloren. Der Usurpator mußte fliehen, wurde schon am folgenden Morgen durch zwei seiner Obersten an Valens ausgeliefert und sofort (27. Mai 366) enthauptet. Wie sein Bruder ein echter Pannonier, also von grausamem Naturell, rächte Valens die lange Angst durch massenhafte Todesurtheile gegen die schwerer compromittirten Theilnehmer des Aufstandes, durch nicht minder zahlreiche Verbannungen und Konfiskationen bei geringerer Verschuldung. Aber aus den Nachwehen dieses Bürgerkrieges entwickelte sich ein Krieg mit den Westgothen. Die Häuptlinge dieses Volkes, namentlich der grimme Athanarich, hatten in alter Anhänglichkeit an das Haus der Constantiner den Prokop mit zahlreichen Hilfstruppen unterstützt, und das sollte auf Valentinians bestimmten Rath jetzt gestraft werden. Valens weigerte sich also, mehrere tausend kriegsgefangener Gothen freizugeben. Darüber entbrannte i. J. 367 der Krieg an der unteren Donau. Hier aber begleitete das alte Glück der Constantiner auch die Heerführer des Valens. Vielleicht daß innere Parteiungen die Kraft der Westgothen lähmten: genug, die römischen Feldherrn Victor und Arintheus konnten auf drei Feldzügen verheerend und siegreich das gothische Land heimsuchen, endlich bis zum Dnjestr vordringen. Da die Gothen außerdem bereits die Genüsse und Vortheile der römischen Civilisation kennen gelernt hatten und namentlich die Störung ihrer seit längerer Zeit bestehenden Handelsverbindungen mit den römischen Grenzländern drückend empfanden, so wurde es den Römern nicht schwer, i. J. 369 zu einem ihnen nützlichen Frieden zu gelangen. Die Unterhandlungen wurden zwischen dem gothischen Herzog Athanarich, — einem stolzen und rauhen Charakter, von wilder Kühn-

heit, eiserner Entschlossenheit und strengem Willen, — und Kaiser Valens zu Schiffe auf der Donau persönlich zum Abschluß gebracht. Um aber den kriegerischen Gothen dauernd zu imponiren, sorgte der Kaiser für die umfassende Erneuerung der neuerdings vernachlässigten Donaufestungen.

Viel mühseliger war die kriegerische Arbeit des ungleich bedeutenderen abendländischen Kaisers. Mit echtem Römergeiste hatte Valentinian im Herbst 365 es vorgezogen, die Gefahr des Reiches, die von den Alamannen drohte, zu bestehen und den dynastischen Kampf gegen Prokop einstweilen seinem Bruder zu überlassen. Und in der That steigerten sich die Schwierigkeiten immer mehr: die Alamannen standen gerade auf der Höhe ihrer Heldenzeit. Schon im Januar d. J. 366 überschritten sie in Masse das Eis des Oberrheins und drangen in der Richtung nach dem Stromgebiet der Saone in drei Haufen vor. Umsonst warf sich ihnen der tapfere Charietto, jetzt Graf und commandirender General der „beiden Germanien", etwa in der Gegend bei Besançon entgegen; diesmal fand der gefürchtete Feldherr selbst den Tod durch einen Pfeilschuß, und die Schlacht ging für die Römer verloren. Nun wandten sich die Sieger mehr nordwestlich und nahmen die Richtung auf Reims und Paris, von wo aus der Kaiser den Krieg leitete. Aber erst als der General der Kavallerie Jovinus die Führung der Armee erhalten hatte, wandte sich das Glück den römischen Waffen zu. In der Mitte des Juni 366 gelang es dem gewandten Heerführer, zwei der drei alamannischen Corps bei Scarpona an der Mosel (jetzt Charpeigne zwischen Metz und Toul) zu überraschen. Das eine wurde über den Haufen geworfen, das zweite zersprengt. Aber viel schwieriger war der regelrechte Kampf mit der dritten Colonne, die inzwischen bis Chalons an der Marne vorgedrungen war und nun in Eilmärschen eingeholt wurde. Hier wüthete die Schlacht einen vollen Tag lang; am andern Morgen erst hatten die Alamannen, die über 6000 Mann einbüßten, den Rückzug angetreten, um diesmal Gallien gänzlich zu räumen. Mit der Siegesbotschaft von Chalons zusammen traf Prokops blutiges Haupt bei Valentinian in Paris ein.

Nichtsdestoweniger setzten jetzt die Alamannen unter der trefflichen Leitung des Häuptlings Vithikab (Vadomars Sohn) ihre Raubzüge i. J. 367 gegen Gallien in kleinerem Style fort; namentlich der Ueberfall und die Plünderung von Mainz am Osterfeste dieses Jahres erregte allgemeinen Schrecken. Valentinian, der gegen solche Handstreiche durch verstärkten Schutz namentlich der oberrheinischen Grenze Sicherheit zu schaffen suchte, erkrankte darüber im Sommer 367 so schwer, daß man an seinem Aufkommen zweifelte. Als er dennoch wieder genas, beeilte er sich, zur Sicherung der Dynastie seinen achtjährigen Sohn Gratian am 24. August zu Amiens zum Augustus zu erheben. Und im Sinne kluger Realpolitik hat er nachher auch die kleine nachgelassene Tochter des Constantius von der Fausta (S. 782), die Prinzessin Constantia, i. J. 369 noch als

Kind seinem Sohne verlobt, um auf diese Weise die dynastische Verbindung mit dem alten großen Hause der Constantiner herzustellen.

Die alamannischen Einfälle hatten inzwischen den Kaiser dermaßen erbittert, daß er — so tief herabgekommen war bereits die alte stolze römische Würde gegenüber gefährlichen Feinden — es zuließ oder selbst veranlaßte, daß ein früherer Diener des Fürsten Vithikab den gefährlichen Germanen meuchlings ermordete. Freilich trat dafür nicht lange nachher in dem Herzog Macrian, dem Häuptling eines der nördlicheren Stämme, ein noch weit gefährlicherer Führer an die Spitze der Alamannen. Zunächst gedachte jedoch der Kaiser, im Sinne Julians in ehrenhafterer Weise den Kampf fortzusetzen, nämlich ihn unmittelbar auf deutsches Gebiet zu spielen. Nach Heranziehung illyrischer und italischer Legionen brach der Kaiser, von den Generalen Sebastian, Severus und Jovinus begleitet, mit drei Corps aus der Schweiz, etwa an der Aarmündung, in das feindliche Gebiet ein, umging den Schwarzwald, marschirte dann unter gewaltigen Verheerungen östlich desselben die Wutach hinauf über die Donauquellen zu denen des Neckars, so daß er mitten zwischen den westlichen und östlichen Gauen der Alamannen stand. In der Nähe von Solicinium (j. Sulz) am obern Neckar kam es zu einer gewaltigen Schlacht. Die Römer nahmen die steilen Abhänge, auf denen die Alamannen hielten, und trieben die Weichenden der Colonne Sebastians in die Speere, die inzwischen die deutschen Stellungen umgangen hatte. Mehr als ein blutiger Sieg wurde aber auch jetzt nicht gewonnen; der Kaiser kehrte nach Trier zurück, ohne die Deutschen zum Frieden gezwungen zu haben.

Die furchtbare Höhe der Schwierigkeiten, mit denen Valentinian zu kämpfen hatte, wird uns aber recht klar, wenn wir nun finden, daß in derselben Zeit, wo er selbst den verwegenen Zug nach dem inneren Schwaben antrat, einer der größten Römer dieser Zeit die Aufgabe hatte, eine der bis dahin noch immer blühendsten Provinzen des Reiches vor dem vollständigen Ruin zu retten, nämlich Britannien. Seit langer Zeit war diese Insel die unentbehrliche Kornkammer für die Städte, Schlösser und Besatzungen in dem unter den Einfällen der Sachsen, Franken und Alamannen so schwer leidenden nördlichen und nordöstlichen Gallien gewesen. Nun aber hatte sich das seit Julians Perserkrieg in unheilvollster Weise verändert. Schon Julian (S. 757) hatte bemerken müssen, daß die wilden Stämme des schottischen Nordens der römischen Provinz wieder ernsthaft lästig wurden. Seit dieser Zeit erscheinen namentlich die Picten und die Scoten als die blutgierigsten Feinde der romanischen Civilisation des Nordens; die Annahme ist anscheinend begründet, daß diese Stämme aus Ireland nach Schottland gewandert waren und jetzt die Kraft der alten Caledonier erheblich verstärkt hatten. Ihre schlimmste Unterstützung erhielten aber diese Barbaren durch die Zustände innerhalb der Provinz. In den Jahren seit 362 ohne ernsthafte kaiserliche Controlle, hatten die Provinzialbeamten

die öffentlichen Gelder veruntreut und andere Willkür verübt. Die Militärverwaltung hatte die Soldaten schlecht oder gar nicht bezahlt; so war auch die Kriegszucht total verfallen. Und während nun sächsische Corsaren die Südostküste plünderten, waren die Picten und Scoten seit 364 immer tiefer in Britannien vorgedrungen. Im Jahre 367 hatten die wüsten Zustände ihren Höhepunkt erreicht. Der General Graf Nectaridus war im Kampfe gefallen, der Oberst Fullofaudes in Gefangenschaft gerathen. Die römischen Soldaten hatten sich großentheils in Räuberhaufen aufgelöst, viele waren sogar zu den Schotten übergegangen; dabei näherten sich die letzteren immer mehr dem großen Handelsplatze Londinium. Die Generale Severus und Jovinus zeigten sich der überaus komplizirten Lage nicht gewachsen. Da entschloß sich Valentinian zu Ende d. J. 367, den besten Mann gut romanischer Abkunft, den er damals besaß, den Spanier Theodosius, mit großen Vollmachten über den Kanal zu schicken.

Flavius Theodosius, der Ahnherr der späteren spanischen Kaiserdynastie, stammte wahrscheinlich aus Cauca, einer kleinen spanischen Landstadt im Gau der Vaccäer (unfern von Segovia, am Eresma, einem linken Zuflusse des Duero); jedenfalls befanden sich hier seine Besitzungen. Von vornehmer Abkunft, eine majestätische Erscheinung, und schon vielfach als tüchtiger Offizier bewährt, war er in der That genial veranlagt, und keineswegs nur für das Kriegswesen. Was aber damals noch viel mehr sagen wollte: Theodosius war einer der reinsten Charaktere dieser schrecklichen Zeit. Ein Staatsmann von unbestechlicher Rechtsliebe, vermochte er, — was sein Kaiser zu keiner Zeit über sich gewann, — auch human zu sein, und gewann ebensowohl durch seine persönliche Milde und Hoheit, wie durch seine glänzende Kriegführung die größten Erfolge. Mit zwei Legionen und zwei deutschen Auxiliarhaufen setzte jetzt Theodosius von dem gallischen Boulogne nach dem britannischen Rutupiä über, rettete durch schnellen Vormarsch und einen Sieg über die Schotten das schwer bedrängte Londinium. Und nun hat er, immer in Begleitung seines und der Thermantia reichbegabten Sohnes (des späteren Kaisers, der etwa 346 n. Chr. geboren sein wird), im Laufe der Jahre 368 bis 370 die britannische Provinz soweit hergestellt, als es damals noch möglich war. Die Schotten wurden überall geschlagen, die Gefangenen ihnen entrissen, die Beute ihnen abgejagt und den Einwohnern zurückgegeben. Unter den obwaltenden Umständen verzichtete Theodosius auf die damals übliche, geradezu grauenhafte Strenge, mit welcher die Deserteure gewöhnlich (später, in Afrika, selbst von diesem als milde gerühmten Manne) behandelt wurden, und gewann vielmehr durch eine wohlbemessene Amnestie die desertirten Soldaten zu den Fahnen zurück. Ein gewandt geführter Guerillakrieg gegen die noch immer in Menge umherschweifenden schottischen Haufen räumte unter diesen gründlich auf; die Feinde wurden endlich wieder nach Norden gedrängt, viele mußten sich auch ergeben und in römische Dienste treten. Der Festungsgürtel des Landes wurde überall

wiederhergestellt, sogar zwischen den alten Linien des Hadrian und des Antoninus als eine Art Glacis die „Provinz" Valentia eingerichtet. Dann veranlaßte er auch den Kaiser, der neu gesicherten Provinz in Civilis einen tüchtigen Statthalter, und in dem Dulcitius einen vortrefflichen Militärkommandanten zu geben, und krönte seine Arbeit i. J. 369 durch rasche Ueberwältigung des frivolen Aufstandes, den ein pannonischer Abenteurer in der vielgeprüften Provinz noch zuletzt versucht hatte. Valentinian, an dessen Hoflager der treffliche Mann zu Anfang d. J. 370 zurückkehrte, belohnte seine Verdienste, indem er ihn zum General der Kavallerie beförderte.

Rasten aber durfte Graf Theodosius nicht; vielmehr hat der Kaiser, der jetzt in ihm seine beste Stütze erkannte, ihn demnächst auf den verschiedensten Schauplätzen verwendet. Valentinian hatte während des Jahres 369 mit ungeheurer Energie die rheinische Festungskette von Rätien bis zum Delta des prächtigen Stromes erneuern und verstärken lassen. Aber während die Alamannen als der Hauptfeind galten, rührten sich andauernd an der Nordseeküste die Sachsen gewaltig. Obwohl Theodosius noch von Britannien aus eine ihrer Corsarenflotten vernichtet und ein fränkisches Heer an der Baal geschlagen hatte, so landete doch wieder im Jahre 370 ein sächsisches Heer in Belgien, dessen vollständige Vertilgung dem General Severus allerdings gelang, aber nur unter Anwendung infamer Verrätherei.

Ritterlicher gedachte Valentinian in demselben Jahre gegen die Alamannen zu streiten, die unter Herzog Macrian, dem Führer der im heutigen südlichen Nassau wohnenden Glieder des großen Volkes, ihm immer neue Besorgnisse einflößten. Die Allianz freilich, die der Kaiser mit deren feindlichen Nachbarn, den Burgundern, geschlossen hatte, ließ er sogleich wieder fallen, als nun volle 80,000 riesige Krieger dieses deutschen Volkes (darunter viele von sieben Fuß Höhe) am Rhein erschienen, die ihm nur als höchst gefährliche Freunde gelten konnten. Dagegen gelang es diesmal dem Grafen Theodosius, von Rätien her höchst nachdrückliche Stöße gegen die Alamannen zu führen, während der Kaiser persönlich während der folgenden Jahre mit höchster Anstrengung des unerreichbaren Macrian Meister zu werden versuchte, ohne jedoch mehr zu erzielen, als einen erträglichen Schutz der Rheingrenze, die darum doch nicht selten von kleinen Raubschaaren der unermüdlichen Alamannen durchbrochen wurde.

An dieser aufreibenden Arbeit nahm Theodosius nur so lange noch Theil, bis der Kaiser sich genöthigt sah, ihn zur Lösung einer ähnlichen Aufgabe, wie vorher nach Britannien, nunmehr nach Afrika zu schicken. Dieses Land befand sich seit einer Reihe von Jahren in durchaus bedenklichen Zuständen. Des großen Constantin thörichte Söhne hatten die kluge Kirchenpolitik ihres Vaters, wie wir wissen, aufgegeben. Und so hatte denn zuerst Kaiser Constans im Jahre 348 thörichterweise wieder begonnen, die afrikanischen Donatisten in den Bann der homousianischen Kircheneinheit zu

zwingen. Die lange Ruhe unter Constantin war insofern nützlich gewesen, als die scheußliche Sekte der (S. 667) Circumcellionen, die beiläufig vielfach aus Leuten, die nur Punisch verstanden, sich ergänzte, sehr an Anhang verloren hatte. Die eigentlichen Donatisten aber mit ihrer sittlichen Rigorosität, mit ihrer ausgesprochenen Abneigung gegen die Verbindung der Kirche mit dem Staate, und gegen äußerlich erzwungene Bekehrungen; endlich mit ihrer stolzen und schneidenden, finstern und hartherzigen Verachtung der schweren Mißstände, wie sie damals in der offiziellen Kirche so vielfach zu Tage traten, — eine Verachtung, die so weit ging, daß diese leidenschaftlichen Afrikaner jeden, der sich ihnen anschloß, von Neuem zu taufen pflegten, — waren in ihrem beständigen Fortschreiten den Homousianern ebenso widerwärtig wie den Arianern. Und nun, als die Regierung des Constans es mit guten Worten, mit Geschenken, endlich mit Druck versuchte: da erwachte nicht nur die zäheste Widerstandskraft der donatistischen Kirche, sondern es regten sich mit elementarer Wuth auch die Circumcellionen wieder. Abermals verübten diese „Kriegsschaaren Christi wider den Teufel", diese „Heiligen", diese fanatischen Bluträcher aller gedrückten Klassen, diesmal unter Anführung des Axido und Tuxio, in Afrika die ärgsten, oft von Brandstiftungen begleiteten Gewaltthaten gegen harte Gläubiger und Gutsherren, zerstörten mit Vorliebe alle Schuld- und Hörigkeitsurkunden, und erhielten durch Desperados aller Art Zuzug. Und als erst ein Theil ihrer Schaaren in der numidischen Stadt Bagä durch die Bataillone der kaiserlichen Commissäre Paulus und Makarius mit Gewalt niedergeworfen, dann aber eine allgemeine, auch unter Constantius II. sich fortsetzende, Verfolgung (unter Anwendung von Verhaftungen, Konfiskationen, Geißeln und Foltern) gegen den Donatismus in Gang gekommen war: da nahm die Wuth der Circumcellionen erst ihren vollen dämonischen Aufschwung. Heroismus und Verbrechen, Märtyrermuth und flammenheißer, mordlustiger Fanatismus mischten sich in der Haltung dieser schrecklichen Banden, die nicht nur Greuel mit Greueln erwiderten, und namentlich die Priester der feindlichen Kirche raffinirt mißhandelten, sondern selbst den kaiserlichen Truppen sich zum Kampfe stellten und keine Art des Todes scheuten. Sie sowohl wie die Masse der ruhigeren Donatisten wurden andauernd durch die Sympathie des afrikanischen Volkes getragen und erschienen unüberwindlich, bis Julians Politik ihnen volle Freiheit gab, die nun der Donatismus benutzte, um rachgierig das Terrain wieder zu okkupiren, was ihm die Kirche entrissen hatte.

So tief zerrüttet waren die Zustände südlich vom Mittelmeer, als Kaiser Jovianus im Jahre 363 den Grafen Romanus zum kommandirenden General in den afrikanischen Provinzen ernannte. Es war ein furchtbarer Mißgriff; denn dieser Mann gehörte zu den niederträchtigsten Schurken unter der Elite schlechter Großbeamter und Stabsoffiziere dieses blutigen Zeitalters. Weniger wohl seine persönliche Abneigung gegen die Donatisten, die er bei Valentinians (s. unten) toleranter Kirchenpolitik nicht allzu scharf

engeren Glaubensgenossen interessirt, und in der alten Art Constantins vielfach bereit, christliches Wesen (wie nach Seite der Sonntagsfeier) zu pflegen, war er andrerseits viel zu sehr verständiger Staatsmann, um nicht den Priestern die Freiheit von der Gewerbesteuer zu entziehen, und im Jahre 370 der zunehmenden Habsucht und Erbschleicherei, die unter Priestern und Mönchen eingerissen war, Schranken zu ziehen. Der heidnische Kultus wurde mit Strenge gegen Störungen christlicher Fanatiker geschützt; nur sollten nach des Kaisers wohlerwogenem Befehl zu solchem Dienste keine christlichen Soldaten verwendet werden. Der Altar und das Bild der Victoria, welches Julian dem römischen Senat zurückgegeben hatte, durfte ungestört an seinem Platze bleiben. Julians Unterrichtsgesetz dagegen war schon 364 kassirt worden.

Die Wirkung der Politik Valentinians war sehr merkwürdig. Das nicht mehr verfolgte Heidenthum verfiel immer mehr in bequeme Apathie; die Uebertritte zur Kirche wurden immer häufiger, so daß neben dem alten starken Grundstock, den die Bekenner der alten Kulte in Griechenland und in dem römischen Senat unter der höher gebildeten Bevölkerung besaßen, mehr und mehr nur noch das Volk der kleineren Städte und des flachen Landes zäh an den Olympiern festhielten. In dieser Zeit kam die Gewohnheit der Christen auf, die Anhänger der alten Kulte geringschätzig „Paganen", den alten Glauben den „Bauernglauben" zu nennen.

Auch der Arianismus verlor in dieser Friedenszeit westlich von der Adria, wo er überhaupt nur sporadisch zur Macht gelangt war, unmerklich aber sicher an Kraft. Ein höchst bedeutungsvolles Zeichen dafür war die Thatsache, daß i. J. 374 nach dem Tode des mächtigen und tüchtigen arianischen Bischofs Auxentius von Mailand, (der unter Constantius' II. Einfluß i. J. 355 hier eingetreten war,) nun durch eine völlig selbständige Bewegung des Volkes und des Klerus der bisherige hochbeliebte Civilstatthalter (seit 369) der ligurischen Provinz, Ambrosius, Abkömmling einer vornehmen Familie (Sohn eines Präfekten von Gallien, geb. um 340, vielleicht in Trier), ein Homousianer, der noch nicht einmal die Taufe erhalten hatte, zum neuen Bischof gewählt wurde: fortan einer der eifrigsten Verfechter des Homousion und einer der glänzendsten Vertreter der Kirche und ihrer Machtstellung.

Sehr schädlich für das innere Gedeihen der Kirche wirkte dagegen in Rom während dieses Zeitalters der vieljährige Hader, den der Ehrgeiz mehrerer, nach dem schon jetzt die Bedeutung der übrigen Metropolitansitze des Reiches merklich übersteigenden, reichen und glänzenden bischöflichen Throne trachtender Kleriker, nämlich der früheren Diakone Damasus und Ursinus, in die große homousianische Gemeinde der alten Welthauptstadt warf. Namentlich die Zeit von 366 (wo der alte Liberius starb,) bis 384 war nach dieser Richtung hin voll tief betrübender Erscheinungen. Die mächtige Glaubenskraft der besten Christen dieser Zeit und der ideale Zug, der sie

andauernd vor der einer bequemen Euthanasie verfallenen, eleganten olympischen Welt auszeichnete, tritt damals stark zurück vor einer Reihe wilder und häßlicher Scenen, welche innerhalb der ersten christlichen Gemeinde des Reiches sich abspielten. Namentlich in den Jahren 366 und 367 erfüllten blutige Kämpfe zwischen den gegnerischen Faktionen die Straßen und selbst die Kirchen der alten Welthauptstadt mit Blut und Mord. Und gegen das Uebergewicht, welches 367 Damasus als faktisch regierender Bischof durch des Kaisers Entscheidung erhielt, wie gegen dessen weitere, mit rücksichtsloser Härte wahrgenommene Stellung gegenüber seinen Gegnern unter Klerus und Laien, kämpfte wieder Ursinus jahrelang mit allen Mitteln der Intrigue an. Ein großer Theil der Städte und Bischöfe Italiens wurde in den unheilvollen Streit hineingezogen, und beide Parteien erhoben umschichtig ihre Führer als Heilige in den Himmel, überhäuften die der Gegner mit den schwersten Anklagen. Erst seit 381 gewann Damasus Dank der Entscheidung des durch Ambrosius geleiteten Concils von Aquileja das unbestrittene Uebergewicht, um sich dann wieder durch seine Gewaltthätigkeit gegen eine ihm abgeneigte, aber höchst achtbare, kleine Abzweigung der römischen Kirche schwer zu kompromittiren. Es war moralisch wenig für die Kirche gewonnen, daß er bei seinem Tode 384 die äußere Machtstellung seines bischöflichen Sitzes erheblich erweitert hinterließ und starke Schritte auf dem Wege gethan hatte, der dahin führte, daß schon im fünften Jahrhundert für das römische Bisthum im Abendlande ein gewisses Primat wenigstens thatsächlich bestand.

Freilich stimmte die tiefe Zerrüttung innerhalb der römischen Gemeinde nur zu sehr mit allem, was wir aus dieser Zeit über den vorzugsweise in der alten Reichshauptstadt durchschnittlich sehr tief gesunkenen Sittenzustand wissen. In der heidnischen Gesellschaft erhoben nur die edleren Elemente des Senats sich etwas über dieses Niveau. Hier allerdings erhielten hochgebildete, wackere Männer, wie der gelehrte Symmachus und der treffliche Prätextatus, sich weit über der Masse ihrer gesunkenen Zeitgenossen. Der bei dem Aussterben vieler großer Familien allmählich in wenigen Händen concentrirte Reichthum, — die jährlichen Einkünfte des Prätextatus wurden auf 3,456,000 Mark berechnet, — verlieh vielen Senatoren noch immer eine erhebliche Unabhängigkeit, und erlaubte bei fast fürstlicher Stellung noch jetzt die Pflege eines überaus reizvollen Villenlebens. Aber die große Masse, noch immer auf ihren römischen Namen stolz, kannte nichts höheres als „Panem et Circenses“. Ein leicht erregbares, meuterisches Geschlecht, und sehr bereit, bei drohender Theurung oder Proviantnoth alle möglichen Excesse, zunächst gegen den Stadtpräfekten zu verüben, huldigten sie der kräftigsten Zechlust, dem Würfelspiel, und namentlich in unersättlicher Lust Allem, was nur irgend Schauspiel hieß. Hinrichtungen, Thierhetzen, Kämpfe der wilden Thiere mit fremden barbarischen Kriegsgefangenen, zum Theil noch die Gladiatur, die Pferderennen mit den daran sich knüpfenden Wetten, auch das

eigentliche Theater, mit besonderer Betonung der Komödie und des Ballets, Alles mußte der öffentlichen Unterhaltung dienen. Daneben geht nun neben Verbrechen der unheimlichsten Art die alte sexuale Unsittlichkeit dominirend einher: die Epidemie des Ehebruchs war geradezu unausrottbar, und zwar in allen Ständen. Dazu trat neben der Vorliebe für Geheimdienste aller Art ein alle Klassen und Kulte beherrschender Aberglaube, der bei den heidnischen Römern trotz aller drakonischen Strafgesetze die Pflege aller Zweige der Magie, der Beschwörung von Todten und Dämonen, der rachsüchtigen Verwünschungen, der vorwitzigen Zukunftsbefragung mit wahrer Leidenschaft betreiben ließ. Die christliche Gemeinde hatte sich von solchen Zuständen durchaus nicht rein zu halten vermocht. Und in schroffem Gegensatze zu der Askese und der klösterlichen Abgeschlossenheit edlerer Naturen gab es nach den scharfen Zeichnungen des h. Hieronymus, der bei jenem Bischof Damasus Sekretär gewesen ist, neben der feinen Corruption in den höheren, auch in manchen geistlichen Kreisen der christlichen Gesellschaft, bei den Massen vielfach auch hier die schlimmste Entartung, — mag auch immer die groteske Thatsache ziemlich isolirt gestanden haben, daß seiner Zeit einmal zwei Leute aus der Hefe sich verheiratheten, wo das Weib bereits 22 Männer, der Mann schon 20 Frauen begraben hatte.

Der Versuch Valentinians, einen Theil besonders schlimmer Schäden der sittlichen Zustände in Rom durch einen hohen Beamten von grausenhafter Härte auszurotten, führt uns nun noch zu kurzer Skizzirung der Seiten seiner Geschichte, wo Licht und Schatten in frappantester Weise wechseln. In späterer Zeit ist der Name dieses Kaisers einmüthiger gepriesen worden, als von den Zeitgenossen. Dieser gepriesene Christ, dieser feine und wohlmeinende Religionspolitiker, dieser ausgezeichnete Offizier, dieser unermüdlich thätige Regent gehört doch zu den kaiserlichen Gestalten, deren nähere Kenntniß sehr gemischte Eindrücke zurückläßt. Persönlich hatte dieser Kaiser viele höchst achtungswerthe Eigenschaften. Seine Keuschheit und seine Mäßigkeit in Speise und Trank, wie die Sauberkeit seiner Hofhaltung war mustergültig. Seine reichen und vielseitigen Anlagen, mit denen auch ein treffliches Gedächtniß sich verband, hatte er nach Kräften auszubilden gesucht. Selbst ohne eigentliche wissenschaftliche Bildung, aber trotz seiner schweigsamen Art wohl geschickt, wenn es nöthig war, schön und nachdrucksvoll zu reden, hatte er doch einen regen Sinn für die Wissenschaften und Künste, und förderte nach Kräften die Männer der Wissenschaft. Leicht zu neidischer Eifersucht auf fremdes Verdienst geneigt, wußte er doch nach dieser Seite sich kräftig zu beherrschen. Und niemand konnte schärfer den Nepotismus verurtheilen als er. Seine Angehörigen und seine Umgebung durften sich nicht erlauben, seine kaiserliche Stellung zu ihrem Vortheil zu mißbrauchen Selbst die Kaiserin Severa, eine habsüchtige Frau, mußte es büßen, daß sie die Besitzerin eines schönen Landgutes gezwungen hatte, ihr dasselbe zu einem wahren Spottpreise abzutreten. Valentinian hat sie dafür rücksichtslos verstoßen;

die Villa wurde der früheren Eigenthümerin zurückgegeben. Nur das stellte nachher die Strenge des Kaisers in diesem Fall in ein zweifelhaftes Licht, daß er nun (368) die schöne Hofdame seiner früheren Gattin, eines ehemaligen Statthalters von Ancona Tochter, die reizende Sicilianerin Justina Aviana in zweiter Ehe heirathete.

Zu diesen Zügen traten noch andere, durchaus respektable Momente in der Haltung Valentinians. Er wollte aufrichtig das Wohl der Völker seines Reiches; er kannte bei seinem scharfen Auge und durchdringenden Verstande die Noth und die Bedürfnisse derselben sehr wohl; er suchte überall die Lasten zu erleichtern, die Beamten nur nach sorgfältigster Prüfung anzustellen; er gedachte, nach Innen ebenso energisch den vorhandenen Uebelständen zu begegnen, wie den Angriffen der wilden Grenzvölker. Erpressungen waren ihm ein Greuel. Und zum Schutze der niederen städtischen Bevölkerung gegen die Bedrückungen der Vornehmen und Mächtigen, der Steuereinnehmer und eventuell selbst der Statthalter, hat er schon i. J. 364 das neue Amt der städtischen Defensoren eingeführt. Diese Beamten, die später auch eine beschränkte Gerichtsbarkeit erhielten, wurden durch die gesammte Bürgerschaft aus unabhängigen Bürgern, die nicht zu den Dekurionen gehörten, auf fünf, später auf zwei Jahre gewählt und durch die Präfekten bestätigt. Sie hatten in geeigneten Fällen bei den Statthaltern, und eventuell bei den Präfekten und bei dem Kaiser selbst Beschwerden anzubringen. Seine umsichtige Pflege des öffentlichen Wohles blieb aber nicht bloß bei größeren Angelegenheiten stehen, sondern war auch dem Detail der verschiedensten Zweige der Verwaltung, der bürgerlichen, der socialen Zustände zugewandt. Ganz besonders aber strebte dieser Kaiser nach strenger Gerechtigkeit.

Auf diesem Punkte aber fielen gerade die dunkelsten Schatten auf den Charakter und das System Valentinians. Der Kaiser war von Natur streng bis zur äußersten Härte; und seine leidenschaftliche Wildheit, die er nur mühsam zu bezähmen vermochte, brach oft unter furchtbaren Formen zu Tage. Für seine persönliche Umgebung war der Umgang mit ihm sehr gefährlich; unter Umständen wurden auch kleine Vergehen entsetzlich schwer bestraft. Und nun machte der Kaiser offenbar zahllose Erfahrungen schlimmster Art, die ihn davon überzeugten, daß das Geschlecht seiner Zeitgenossen weithin so gut wie hoffnungslos verdorben sei, und daß dasselbe nur durch Feuer und Eisen geheilt, nur durch die düstersten Schreckmittel gebändigt werden könne. So stellte sich bei ihm immer entschiedener der schauerliche Grundsatz fest, daß der Kaiser „nur mit gnadenloser Strenge" auftreten dürfe. Er wurde immer herber, immer finsterer und furchtbarer. Er begnadigte fast niemals; ja er liebte es, die Strafen und Todesarten zu schärfen. Der Flammentod und die Greuel der Tortur waren in dieser Zeit etwas alltägliches. Die strengsten Richter und Statthalter waren ihm die liebsten. In seiner Nähe, so hörte man schaudernd, wurden sogar längere Zeit zwei wilde Bärinnen gehalten, welche unter Umständen verurtheilte Frevler zu zerreißen hatten. Diese

Praxis aber des Kaisers wurde durch zwei Umstände mehrfach höchst gefährlich. Einerseits nämlich unterlag doch auch dieser höchst intelligente Despot dem Schicksal aller energischen Menschen in seiner Stellung: auch er war doch nicht unfehlbar, und namentlich konnte auch seine redliche Wachsamkeit und Sorgfalt nicht verhindern, daß nicht auch er unter Umständen (wir erinnern nur an die oben S. 788 skizzirte, schändliche Episode des Grafen Romanus,) durch das Zusammenwirken mehrerer schlechter Beamten schmählich getäuscht und dadurch zu schrecklichen Ungerechtigkeiten getrieben wurde. Andererseits konnte auch sein Princip, bei der furchtbarsten Härte gegen schlechte Beamte, die Autorität der Beamten möglichst zu vertreten, und bei der Armee strenger gegen die Gemeinen, als gegen die Offiziere aufzutreten, bei seinem Naturell unter Umständen ihn zu gefährlichen Mißgriffen führen: um so gefährlicher, je blutiger in dieser Zeit, soweit nicht die Kirche rettend oder mildernd eingriff, die römische Justiz arbeitete. Erscheint schließlich auch Valentinian als ein Machthaber, dessen wohlgemeinte Regententhätigkeit von der Gesammtbevölkerung um so höher geschätzt wurde, je entfernter man von seiner unheimlichen Nähe sich befand: so wirkte wieder versöhnend einmal der Umstand, daß der Kaiser in Staatsfragen doch auch freimüthigen Wiederspruch ruhig ertrug und zu „hören" verstand; andererseits die Thatsache, daß der sonst so heftige Valentinian in allen Reichsangelegenheiten eine erstaunliche Ruhe, gelassene Energie und ermüdenden Schwierigkeiten gegenüber eine unermüdliche, kalte Ausdauer entfaltete.

Für die dunklen Seiten dieser Regierung ist namentlich die Geschichte eines der unheimlichsten Menschen dieses Zeitalters charakteristisch, die zugleich zeigt, wie bedenklich unter Umständen die Einschmelzung so vieler Barbaren in das Römerthum wirken konnte. Aus der Reihe der seit Galerius in Pannonien kolonisirten und allmählich romanisirten, getischen Karpen war allmählich eine Familie im kaiserlichen Beamtendienst so weit emporgekommen, daß ein Mann dieses Geschlechtes das immerhin noch sehr niedrige Amt eines Registrators bekleidete. Aber dessen Sohn, Maximinus mit Namen, studirte die Wissenschaften, wurde endlich Advokat, und erhielt, nachdem er als Statthalter in Corsika und Sardinien, dann in Tuscien thätig gewesen war, durch die besondere Gunst Valentinians das hohe Amt des Chefs des stadtrömischen Proviantwesens. Aber leider hatte sich der Kaiser furchtbar vergriffen. Denn bei außerordentlicher Begabung war Maximinus ein Teufel in Menschengestalt. Er verstand es, den scharfblickenden Kaiser vollständig zu täuschen und empfahl sich als Richter durch seine entsetzliche Strenge. Der wüste Mißbrauch, der in Rom mit der Magie (S. 792) getrieben wurde, bestimmte Valentinian zu möglichst scharfem Einschreiten. Maximinus wurde daher an Stelle des Stadtpräfekten, (ein Amt, welches damals Männer wie der ältere Symmachus, der milde Prätextatus, Ampelius, Olybrius verwaltet haben), zum außerordentlichen Richter ernannt und mit umfassenden Untersuchungen gegen die Verbrechen der Zauberei, Giftmischerei, Ehebruch und Unzucht beauftragt. Als solcher hat er nun namentlich

i. J. 370 mit Hilfe einer Anzahl gleichgesinnter Unterbeamten, Spione und Denuncianten über die alte Weltstadt Grauen und Entsetzen verbreitet. Die alte getische Roheit und die tiefe Schlechtigkeit eines frechen, verschmitzten und grausamen romanischen Beamten tritt in dieser Persönlichkeit in schreckhafter Gestalt zu Tage. Nicht Rechtsliebe und empörte Sittlichkeit, sondern Blutgier und Freude an Qualen leiteten seine Schritte, und so verwandelte seine wilde Grausamkeit Roms Gerichtshöfe in Schlachthäuser. Folter, Henkerbeil und Scheiterhaufen drohten Männern und Weibern aus allen Ständen. Auch die in dem Streit mit Bischof Damasus (S. 791) verurtheilten Kleriker und Laien erlitten unter Maximins freudiger Mitwirkung durch dieses blutdürstigen Henkers Schergen Tod und Folter. Erst als Maximinus so weit gegangen war, wider die römischen Gesetze auch Senatoren der Folter zu unterwerfen, gab der Kaiser den Bitten einer Gesandtschaft des Senats nach und rief ihn ab. Aber einer seiner eifrigsten Beamten, der Rath Simplicius, fuhr nach Entfernung seines Chefs, als er selbst zum Vicar von Italien ernannt war, noch längere Zeit fort, in seines Freundes wildem Sinne zu handeln. Maximinus selbst fand dagegen Gelegenheit, als Chef der großen gallischen Präfektur bis zum Ausgang seines kaiserlichen Herrn, sich einen weithin gefürchteten Namen zu machen.

Mitten unter den Schrecknissen, welche die düstere Strenge des Kaisers und die schreckliche Härte mancher seiner Großbeamten an vielen Stellen hervorriefen, und mitten unter den politischen und kirchlichen Bedrängnissen und Kämpfen dieser Tage, lebte doch der Sinn für litterarische Thätigkeit unter Romanen und Griechen dieser eisernen Zeit fort. Nach Allem, was wir in dieser Richtung zu bemerken Veranlassung hatten, verstand es sich von selbst, daß zunächst innerhalb der romanischen Provinzen, namentlich in Rom selbst, in Karthago und anderen wichtigen Plätzen Afrikas, und in den südgallischen Studiensitzen die grammatischen und rhetorischen Studien mit unentwegtem Eifer weiter betrieben wurden. Aber interessanter als der gelehrte Commentar zu Terenz und als die lateinischen Grammatiken, welche aus dieser Zeit Aelius Donatus zu Rom, und dessen nur wenig jüngere Fachgenossen Flavius Sosipater Charisius und Diomedes uns hinterlassen haben; interessanter jedenfalls als das landwirthschaftliche Werk des Palladius, und als die zur Zeit der Constantiner entstandenen Reisehandbücher und das „historische Handbuch" für die Stadt Rom aus dem Jahre 354, bleibt der Blick auf das Weiterfortleben der Hauptrichtungen der Litteratur. Nicht gerade erfreulich ist die Beobachtung, daß die Leistungen der Historiographie immer mehr einschrumpfen. Und doch sind die bedeutendsten Historiker der Epoche vor Ammianus Marcellinus' Zeit hochgestellte Staatsbeamte gewesen. Ein Günstling des Kaisers Julian war jener Sextus Aurelius Victor, der, aus niederen Verhältnissen emporgekommen, es bis zum Statthalter in Pannonien, ja bis zum Präfekten in Rom gebracht hat, aber in seiner bis 360 herabgeführten, kompendiarisch gehaltenen Kaisergeschichte wohl die Benutzung

guter Quellen, aber keinerlei höhere litterarische Begabung verräth. Erheblich höher stand doch der treffliche (S. 724) Eutropius, der seit seiner Stellung in des großen Constantins Nähe bis zu Kaiser Valens andauernd in der Gunst der Kaiser sich behauptet, wiederholt Staatsämter bekleidet, Julian auf dem persischen Feldzuge begleitet, und auf speciellen Wunsch des Kaisers Valens nach den geläufigen Quellen eine Uebersicht über die gesammte römische Geschichte in zehn Büchern verfaßt hat, die mit Jovians Tode abschloß. Das Schriftchen ist wiederholt in das Griechische übersetzt, später zu einem vielgebrauchten Schulbuche geworden. Für die Forschung ist das gewandt und in einfacher Sprache verfaßte Buch von Werth wegen des treffenden, unbefangenen und unparteiischen Urtheils, namentlich auch über die Kaiser des vierten Jahrhunderts, deren Zeitgenosse Eutropius gewesen ist.

Von erheblichem Interesse sind neben diesen Historikern zwei Dichter des vierten Jahrhunderts von ganz entschiedener poetischer Begabung. Der eine war ein Italiker aus Vulsinii in Etrurien, Rufus Festus Avienus, ein reicher und vornehmer Beamter, dessen Blüthetage in Valentinians Zeit fielen. Die Werke dieses Dichters zeichnen sich durch das Ringen nach edler Sprache und reinen Formen aus, soweit nicht das Grundübel seiner Zeit, die rhetorische Wortfülle, störend sich geltend macht; in der That hatte er sich nach guten klassischen Mustern, namentlich nach Vergil gebildet. Avienus hatte außer anderem namentlich als geographischer, beschreibender Dichter sich einen Namen erworben, in epischem Maße die Periegese des alten Dionysios und andere griechische Vorbilder nachgebildet, in jambischen Trimetern eine Beschreibung der Küste des Mittelmeeres, des schwarzen und des kaspischen Meeres verfaßt. Dazu kamen kleinere Gedichte, Epigramme in Hexametern. Dieser Dichter ist noch mit ganzer Zähigkeit den alten Göttern ergeben, und manche seiner kleinen Gedichte sind erleuchtet durch die letzten Strahlen der sinkenden Sonne der Antike. Anders sein berühmter gallischer Zeitgenosse Ausonius, in dessen Schriften jene Reihe hochgebildeter Männer des vierten Jahrhunderts ihren litterarischen Ausdruck findet, welche einerseits zwar das Christenthum angenommen hatten, andrerseits aber mit unveränderter Freude und unentwegtem Eifer die alte Litteratur pflegten. Dieser Dichter war der Sohn der Aemilia Aeonia (Tochter des romanisirten Häduers Arborius) und des Julius Ausonius von Cossio Vasatum, der zuerst als angesehener Arzt in Burdigala, dann als Leibarzt an Valentinians I. Hofe lebte, später Präfekt von Illyricum wurde und im höchsten Alter um das J. 370 gestorben ist: ein Mann von feinem Atticismus. Sein ältester Sohn, Decimus Magnus Ausonius, ist zwischen 300 und 310 n. Chr. zu Burdigala geboren, und von Anfang an zur Pflege der Wissenschaften bestimmt gewesen. Zuerst in Tolosa geschult, wo damals unter anderen Gelehrten auch sein mütterlicher Oheim Aemilius Magnus Arborius, ein Freund der Constantiner, die ihn später nach dem Bosporus beriefen, als Rhetor und Rechtsanwalt glänzte, fungirte Ausonius mit 30 Jahren zuerst als Lehrer der Grammatik, später als

Rhetor in seiner damals noch immer relativ blühenden, reich belebten Heimathsstadt inmitten der Rebenhügel des Garonnethales. Ein glänzendes Loos blühte ihm, als der wohlmeinende Kaiser Valentinian ihn (zwischen 364 und und 367) an seinen Hof berief und zum wissenschaftlichen Erzieher des Prinzen Gratian bestimmte. Ausonius, der den Hof auch auf den alamannischen Feldzügen begleitete, ist noch durch Valentinian zum Comes erhoben, und später als Freund des jungen Kaisers Gratian mit der Präfektur zuerst von Italien (376), zwei Jahre später mit der von Gallien betraut, endlich 379 mit dem Consulat dekorirt worden. Nach des jungen Kaisers frühem Tode scheint der alte Herr sich dauernd nach Burdigala zurückgezogen zu haben, wo er in höchst behaglichen Verhältnissen bis zu seinem Tode (im letzten Jahrzehnt des vierten Jahrhunderts) in höchst eifriger litterarischer Thätigkeit fortfuhr. Eine brave und liebenswürdige Natur, in seinen litterarischen Schöpfungen weniger originell, als durch imposante Kenntnisse und umfassende Bildung getragen, zeichnete ihn als Schriftsteller und als Verfasser zahlreicher Briefe und noch zahlreicherer Gedichte, Epigramme, Idyllen, eine seltene Gewandtheit aus in der Handhabung der metrischen und stylistischen Formen. Die berühmteste seiner Idyllen ist die „Mosella", nämlich die sehr anmuthige Schilderung einer Reise von Bingen nach Trier durch das reizende Moselthal, im Style des Epos (in 483 Hexametern), die gegen Ende d. J. 370 zu Trier verfaßt worden ist.

Unter ganz anderen Verhältnissen blühte parallel mit den lateinischen litterarischen Erscheinungen dieser Zeit die griechische Litteratur weiter. Sehen wir ab von den imposanten Erscheinungen auf rein kirchlichem Gebiet, wie namentlich Gregor von Nazianz, so dominirt hier, die reine Fachgelehrsamkeit und die philosophische Spekulation ausgenommen, ganz überwiegend die hohe Rhetorik. Noch immer war Athen mit seinem buntbewegten Studentenleben und mit seinen glänzenden Sophisten, neben denen aber jetzt auch die neuplatonische Schulweisheit festen Boden gewinnt, für diesen Zweig des litterarischen Lebens die von der gesammten alten Welt mit unerschütterlicher Liebe gepflegte hohe Schule. Freilich zeigten sich schon die Spuren einer nicht mehr fernen Veränderung. Der alte Proäresios ist mit 91 Jahren im J. 367 gestorben, und sein vieljähriger Rival, der seit seiner Uebersiedelung (S. 722) in Julians Hoflager mehrere Jahre in Asien gelebt und erst 368 das atheniſche Katheder wieder betreten hatte, führte nun zwar noch lange Jahre unbestritten die oratorische Hegemonie in Athen: aber als er (385 oder 390) starb, war von einem ebenbürtigen Nachwuchs nichts zu bemerken. Die Zeit bereitete sich vor, wo der Geschmack an den prachtvollen oratorischen Concerten erlosch; wo die ernster gewordene Welt die Redekunst nur noch bei den großen christlichen Kanzelrednern suchte, und wo die Anhänger der Antike sich lediglich auf die neuplatonische Philosophie stützten, während die formelle Bildung in einer schlichteren Weise bei Rhetoren gesucht wurde, die mit den prachtvollen Prunkrednern des vierten Jahrhun-

derts nur noch den Namen gemeinsam hatten. Aufhalten konnten diese Wendung auch solche Talente nicht, die weit entfernt von Athen die dort gewonnene Schulung ausnutzten, wie jener energische Heide Libanios aus Antiochia, der (314) als Abkömmling einer großen und reichen Familie geboren, seit 336 in Athen seine Studien gemacht, später (350) eine Professur in Constantinopel erlangt, und nachher (von 354 bis wahrscheinlich 395) in seiner Heimath Antiochia unter höchst energischer litterarischer Thätigkeit als einer der gefeiertsten Professoren der hohen Rhetorik sich einen großen Namen erworben hat. Eine viel mildere Natur als dieser ungestüme und leidenschaftliche Syrer war der Repräsentant der Euthanasie des Heidenthums in Constantinopel, der (geb. 317) an Plato und Aristoteles gebildete Themistios, des Philosophen Eugenios Sohn aus Paphlagonien, der mit ähnlicher vornehmer Würde, geistvoller Ironie und melancholischer Ruhe, wie in Rom Vettius Agorius Prätextatus und Symmachus, am Bosporus den verlorenen Posten eines hochgesinnten Vertreters des ausgehenden Hellenismus behauptete. Lehrer der Beredtsamkeit in Constantinopel und fruchtbarer Redner, durch Constantius II. zum Senator erhoben, unter Julian i. J. 362 Präfekt der Reichshauptstadt, erfreute er sich des Wohlwollens auch der folgenden Kaiser, selbst — wie auch des Gregor von Nazianz, des eifrig katholischen Theodosius, unter dem er 384 noch einmal zum Präfekten ernannt, und auch sonst mehrfach ausgezeichnet wurde. In diese Zeit aber, auf welche diese litterarische Skizze bereits mehrfach hingewiesen, führt uns jetzt die weitere Darstellung der politischen Geschichte.

Während Graf Theodosius in Afrika den schwierigen mauretanischen Krieg führte und Valentinian mit angestrengter Kraft die Rheinlinie gegen die Alamannen hütete, trafen plötzlich, als letzterer eben mit Anlage des Schlosses Robur bei Basel beschäftigt war, (im Sommer d. J. 374) aus Pannonien neue Unglücksnachrichten ein. Der Kaiser hatte veranlaßt, daß die Donaulinie in ähnlicher Weise durch neue Festungen verstärkt wurde, wie das Rheinthal. Die Anlage mehrerer Kastelle auf dem linken Ufer des großen Stromes im Gebiet der Quaden machte jedoch den Unwillen dieses deutschen Stammes rege. Und nun beging der römische kommandirende General der pannonischen Provinz Valeria, jenes grimmigen Maximinus Sohn Marcellian, den Frevel, den quadischen Häuptling Gabinius zu sich zu laden und bei Tische ermorden zu lassen. Die Schandthat erbitterte die Quaden so sehr, daß sie, von ihren sarmatischen Nachbarn, den Jazygen, unterstützt, gerade zur Erntezeit des Jahres 374 die Donau überschritten und die pannonischen Provinzen mit Raub, Mord und Brand auf das furchtbarste heimsuchten. Mit Mühe entging des Prinzen Gratian jugendliche Braut (S. 783 f.), die sich damals eben auf der Reise nach Trier in Pannonien befand, der Gefangennahme. Der Abzug eines Theiles der Besatzungen nach Afrika (S. 788) machte den

Widerstand für die Römer sehr schwer; um so mehr als zwei schlecht geführte Legionen durch die Jazygen völlig zersprengt worden waren. Mit Mühe wurden die Festungen behauptet; auch der illyrische Präfekt Petronius Probus in Sirmium hatte den Kopf völlig verloren, wagte sich nicht aus der Stadt, und dachte nur darauf, durch Zusammenscharren von Geldmitteln für den Krieg Valentinian bei seiner Ankunft günstig zu stimmen.

Valentinian mußte sich unter diesen Umständen entschließen, seinen römischen Stolz zu überwinden und dem alamannischen Herzog Macrian zuerst den Frieden anzutragen. Es ist ihm wirklich gelungen, wahrscheinlich gegen reiche Geldzahlungen, bei einer Zusammenkunft in der Nähe von Mainz den alamannischen Fürsten zum Abschluß eines sichern Friedens zu bestimmen, der während Macrians Leben auch treu gehalten worden ist. So konnte denn der Kaiser im Frühling 375 mit einem starken Heere in Begleitung des Generals Merobaudes, wie auch der Kaiserin Justina und ihres kleinen Sohnes Valentinian, nach Pannonien aufbrechen. Als er aber hier in Carnuntum ankam, fand er bereits das Schwerste überwunden, — durch die gewaltige Kraft eines jungen Helden. Des großen Grafen Theodosius jugendlicher Sohn hatte damals das Commando in Obermösien erhalten. Und als jetzt (374) die Sarmaten auch seine Provinz überschwemmten, zeigte er bei nur geringer Truppenmacht, die er zur Verfügung hatte, solche Umsicht und Entschlossenheit, daß die Jazygen überall schwer geschlagen wurden. Sie waren bald völlig entmuthigt; und als Valentinian sich näherte, wichen auch die noch in Pannonien hausenden Jazygen schnell über die Donau zurück.

Nun konnten nach längerem Verweilen in Carnuntum der Kaiser und Merobaudes mit zwei Colonnen, deren eine unter Valentinian von Aquincum aus operirte, in das Gebiet der Quaden einbrechen und dasselbe auf das schrecklichste heimsuchen, während Justina und der Hof in dem Schloß Murocincta blieben. Im Herbst 375 nahm der Kaiser sein Quartier zu Bregetio. Hier erschien eine Gesandtschaft der vornehmsten Quaden, um demüthig den Frieden zu erbitten. Als der Kaiser deren kläglichen Aufzug sah, überkam ihn im Gefühl seiner hoffnungslosen Arbeit für das Reich, dem selbst solche Gegner gefährlich werden konnten, Schmerz und Zorn in solcher Wucht, daß ihn ein Schlagfluß oder Blutsturz traf, dem er rasch erlag (17. November 375).

Die Leiche des Gewaltigen wurde später nach der Apostelkirche in Constantinopel geleitet. Aber unmittelbar nach seinem Tode erwachte bei den Soldaten, die den strengen Kaiser viel mehr gefürchtet als geliebt hatten, eine meuterische Stimmung; sie hätten jetzt am liebsten den sehr populären General Sebastian als Kaiser gesehen. Da rettete die Klugheit des Generals Merobaudes die Existenz der pannonischen Dynastie. Er selbst stand noch mit Sebastian jenseits der Donau. Als ihn der Kriegsrath der Stabsoffiziere in aller Eile von der Gefahr der Lage unterrichtete, entfernte er, jetzt der Höchstkommandirende, den Sebastian sofort unter anständigen Vor-

wänden nach einem weit entfernten Posten; den Soldaten wurde, um ihnen eine andere Richtung zu geben, mitgetheilt, daß Gallien durch germanische Einfälle bedroht sei. Dann aber ließ er in aller Eile durch den Oberstallmeister Cerealis, den Bruder der Kaiserin Justina, diese selbst und ihren vierjährigen (im November 371 geborenen) Sohn nach Bregetio herbeirufen, und brachte es wirklich dahin, daß die Truppen den kleinen Prinzen sechs Tage nach seines Vaters Tode als neuen Kaiser anerkannten. Gratian, der sich in Trier befand, mußte sich in die vollendete Thatsache fügen, die ihm wenigstens einen Theil seiner Macht rettete. Die Sache war nämlich weiter so geordnet worden, — und Gratian bei wirklich edler Natur hat nachher niemals die neuen Rechte seiner Stiefmutter und seines Bruders zu verletzen versucht, — daß Gratian nur die gallische Präfektur unmittelbar regieren sollte. Die italische und illyrische dagegen sollten der Besitz Valentinians II. sein. Justina schlug ihre Hofhaltung zu Mailand auf, und Gratian, durch Merobaudes geleitet, sollte eine sehr bestimmte Suprematie auch über die Regierung der beiden inneren Präfekturen ausüben.

Nur Ein Mann des Kaiserhauses schmollte bitter über die neue Ordnung der Dinge; es war der Kaiser Valens. Seit seinem glücklichen Gothenkriege hatte dieser Augustus im Ganzen eine viel bequemere Regierung führen können, als sein kaiserlicher Bruder. Obwohl Valens an Begabung weit hinter Valentinian zurückstand; obwohl er rauh war, ohne rechte Kraft und wieder schwach, ohne rechte Milde, so befand sich doch die weit überwiegende Mehrheit seiner Unterthanen viel glücklicher, als die Völker des Abendlandes. Dieser Kaiser besaß doch auch viele gute Eigenschaften. Auch er zeichnete sich andauernd durch keusche und nüchterne Einfachheit seines Lebens auf dem Throne aus. Er galt als ein zuverlässiger Freund. Er hielt darauf, daß (nur seinen Schwiegervater S. 781 ausgenommen) seine Familie ihre glänzende Stellung nicht mißbrauchte. Die Zucht in der Armee und in der Bureaukratie suchte er mit Ernst aufrecht zu erhalten. Das Wohl des Volkes lag ihm sehr am Herzen, und er war glücklich genug, erhebliche Erleichterungen der schweren Steuerlast durchführen zu können. Bei guter und sparsamer Verwaltung fehlte es doch nicht an wohlbemessener Freigebigkeit, und an eifriger Thätigkeit in Errichtung und Erneuerung nützlicher öffentlicher Bauten, namentlich in Constantinopel und in Antiochien, dessen Klima dem Kaiser ganz besonders zusagte. Der Neigung vieler Beamten zur Beraubung der öffentlichen Kassen und nur zu vieler Richter zur Bestechlichkeit trat Valens mit scharfer Strenge entgegen.

Leider aber fielen auf seine sonst vielfach wohlthätige Regierung nach zwei Seiten dunkle Schatten. Einerseits war auch Valens, wie sein Bruder, von Natur zur Grausamkeit geneigt. Auch seine Liebe zur Gerechtigkeit nahm allmählich einen unheimlichen Charakter an. Und wahrhaft furchtbar konnte der Kaiser werden, wenn er glaubte, Hochverrath und persönliche Nachstellungen fürchten zu müssen: an Rachsucht und Blutgier blieb er in solchem Falle

nicht viel hinter Constantius II. zurück. In schrecklichster Weise zeigte sich das bei dem Hochverrathsprozeß Theodoros i. J. 371 oder 372, bei welchem auf völlig schattenhafte Indicien hin, unter Mitwirkung der Folter, eine Masse wenigstens zum großen Theile wahrscheinlich von gar keiner wirklichen Schuld belasteter Menschen, unter ihnen auch der alte Neuplatoniker Maximus, durch umfassenden gerichtlichen Mord den Untergang fanden.

Auf der andern Seite war es sehr übel, daß Kaiser Valens es nicht über sich vermochte, in der kirchlichen Frage der weisen Politik seines Bruders zu folgen. Volle Religionsfreiheit allerdings genossen auch in seinem Reiche die Anhänger der alten Kulte. Dagegen in Sachen der Kirche verhielt er sich anders. Valens war persönlich der arianischen Auffassung sehr eifrig ergeben. Seine Gattin Domnica und der arianische Bischof Eudoxios in Constantinopel, dem er die Kathedrale der Residenz überwiesen, und der ihn 367 getauft hat, bestärkten ihn in dieser Richtung sehr lebhaft. Obwohl nun dieser Kaiser in Wahrheit manchen Provokationen gegenüber stets eine gewisse Mäßigung einhielt und schon aus Rücksicht auf seinen Bruder die berühmten Führer der Homousianer, wie Gregor von Nazianz, Basilios, Athanasius (der 372/3 in hohem Alter starb) achtungsvoll behandelte, so war er doch thöricht genug, der orientalischen Kirche die Einheit im Sinn des strengsten Arianismus, der Richtung der Anomöer (S. 759), auf Kosten der Homousianer wie der Homöusianer aufnöthigen zu wollen. Darüber ist zunächst Valens in den Augen und nach den Berichten der Homousianer zu einem abscheulichen Tyrannen geworden, dem man die schlimmsten Dinge mit derselben fanatischen Uebertreibung, wie einst dem Julian nachgesagt hat. In Wahrheit arbeitete der Kaiser mit Energie dahin, möglichst viele arianische Bischöfe in erledigte Stellen zu bringen, möglichst viele arianische Gemeinden zu schaffen, und den Homousianern möglichst viele Kirchen zu entziehen. Daran allerdings knüpften sich unaufhörliche Gehässigkeiten und Tumulte; und nach der schmachvollen Art dieser Zeit fühlten sich Priester und Laien der Arianer, und kaiserliche Beamten ermuthigt, die Gegner möglichst zu kränken. Nur daß die durch die Gunst des Hofes verwöhnten Arianer, die außer ihren illyrischen Sitzen nach des Athanasius Tode die drei großen Kirchensitze Alexandrien, Antiochia und Constantinopel inne hatten, durch solche Stellung nicht stärker geworden sind. Während die zwischen ihnen und den Homousianern in der Mitte stehenden Denominationen allmählich sich auflösten und theils mit jenen, theils mit diesen verschmolzen, steigerte sich die opfermuthige Widerstandsfähigkeit der Homousianer immer mehr. Derart daß diese trotz der Ungunst des Valens in manchen Strichen, wie in Kappadokien, fast alle Kirchen, in Aegypten die Mehrheit der Christen für sich hatten.

So war die Lage in Valens' Reiche, als sein Bruder starb. Der jüngere Augustus schmollte nun bitter, als er fand, daß die Machthaber des Abendlandes weder daran dachten, sein Reich zu vergrößern, noch auch ihm eine Art von Suprematie über seine Neffen zuzugestehen. So entstand

schnell genug ein gespanntes Verhältniß zwischen Valens und Gratian, welches — ein höchst unheilvolles Moment in der großen gothischen Krisis, die sich damals vorbereitete, — nun auch noch dadurch erheblich gesteigert wurde, daß Gratian seinerseits die Religionsfreiheit der Arianer vernichtete.

Dieser junge Fürst war persönlich eine ebenso liebenswürdige, wie anmuthige Erscheinung. Ein edler, schöner Jüngling, der von dem furchterregenden Naturell seines Vaters nichts besaß; eine sanfte, milde Natur; dabei von großer geistiger Begabung und vortrefflicher Erziehung; bei wahrer Frömmigkeit und sauberer Lebensführung weder bigott noch asketisch gesinnt, und ein Freund der Kunst und Wissenschaften: so erweckte er überall die günstigsten Erwartungen. Seine Herzensgüte, und der Eifer, mit dem er sofort nach Antritt seiner Herrschaft alle rückständigen Steuern im ganzen Reiche erließ, machten auch den günstigsten Eindruck.

Und doch führte diesen trefflichen Jüngling seine Unerfahrenheit und seine vertrauensvolle Hingabe an die bedeutenden Männer, die von seinem Vater her ihn umgaben, gleich zu Anfang zu mehreren höchst gefährlichen und nicht wieder gut zu machenden Mißgriffen. Der erste war der Sturz des Grafen Theodosius. Wahrscheinlich traf die eifersüchtige Abneigung der Männer, Merobaudes gewiß nicht ausgenommen, die jetzt am Hofe zu Trier die Herrschaft führten, wider diesen großen Mann zusammen mit dem begreiflichen Haß, den die durch Theodosius so energisch beseitigten Kreaturen des Romanus und dieser Schurke selbst gegen den Grafen nährten. Genug, mit Hilfe uns unbekannter Verwände wurde nicht lange nach des alten Valentinian Tode eine satanische Intrigue gegen den Retter Britanniens und Afrikas eingefädelt. Theodosius wurde in Sitifis verhaftet, auf den Tod angeklagt, von den elenden Richtern dieser Zeit natürlich verurtheilt, endlich in Karthago enthauptet (376), und sehr passend nachher mit Hilfe wohlgewählter Zeugen die noch schwebende Untersuchung gegen Romanus zu dessen Gunsten beendigt. Die nächste Folge dieser Schandthat, die als Akt politischen selbstmörderischen Wahnwitzes auf gleicher Höhe steht wie später die Ermordung des Hunnensiegers Aëtius, war natürlich, daß auch der junge General Theodosius auf der Stelle seinen Abschied nehmen mußte, und sich nach seinen spanischen Gütern zurückzog. Außer dem Justizmord in Karthago erfolgten in dieser Zeit noch andere Gewaltthaten gegen verschiedene, den neuen Machthabern unbequeme Männer. Nur ein Zug in dieser Richtung erfüllte die Welt mit allgemeiner Freude. Der hochmüthige, blutige Maximinus nämlich, der sich zu Merobaudes und dessen Freunden nicht zu stellen wußte, wurde der Präfektur von Gallien im Frühling 376 enthoben. Vielleicht auf einen Wink aus Trier erschien nun eine Gesandtschaft des römischen Senates am Hofe, um die bittersten Klagen gegen das frühere Wüthen dieses Henkers zu erheben. Als Maximinus unter dem Jubelgeschrei der halben Welt endlich selbst den Henkertod gefunden hatte, wurden auch zwei seiner verrufensten Werkzeuge beseitigt: zuerst jener Simplicius, dann ein gewisser

Doryphorianus, dem aber durch die fanatische Wuth der durch Gratian an den Hof zurückberufenen Kaiserin-Mutter Severa statt einfacher Enthauptung ein schauderhafter, qualvoller Tod bereitet wurde.

Nicht blutig, aber höchst verderblich war die Veränderung in der Kirchenpolitik, zu welcher Gratian zuerst zu Anfang des Jahres 376 sich hat bestimmen lassen. Die Schuld an diesem Schritte, durch welchen für endlose Jahrhunderte die Religionsfreiheit aus der Welt verdrängt worden ist, trug wahrscheinlich nicht der fränkische Minister Merobaudes, sondern ein persönlich viel edlerer und besserer Mann, der Bischof Ambrosius von Mailand, der sehr bald mit dem jungen eifrig homousianischen Kaiser nahe Freundschaft geschlossen hat, und dessen „geistlicher Vater" geworden ist. Ambrosius war eine der großartigsten Erscheinungen der damaligen Kirche. Ein hochbegabter Mensch, als feuriger und hinreißender Kanzelredner damals nur durch den zur Zierde der orientalischen Kirche heranreifenden Johannes Chrysostomos von Antiochia übertroffen; im Vollbewußtsein seiner geistlichen Würde zugleich voll inniger Liebeswärme gegen die Menschen; aber leider auch im Sinne der Kirche jener Tage von zähester Unduldsamkeit, sobald es sich um den religiösen Gegensatz gegen andere christliche Denominationen handelte, und bald genug auch gegen Heiden und Juden. Wahrscheinlich also war es sein Einfluß, unter welchem Gratian, — tapfer wie sein Vater (dabei freilich schwach genug, seiner thörichten Infanterie den gefährlichen Wunsch zu gewähren, dessen Erfüllung, die Abschaffung der schweren Panzer und Helme, sie dem feindlichen Pfeilhagel oft in verderblicher Weise bloßgestellt hat), als Staatsmann aber nicht entfernt diesem zu vergleichen, und in Kirchenfragen bei aller Sanftmuth viel heftiger und herrischer, als der harte Valentinian, — zuerst i. J. 376 zum Erlaß jener Edikte bestimmt wurde, welche die „katholische" Heiligkeit jetzt ausschließlich für die Homousianer in Anspruch nahmen, dann aber „alle Zusammenkünfte der häretischen (ketzerischen) Anmaßung" verboten. Den Häretikern sollten ihre Kirchen entrissen und den „katholischen" Gemeinden überliefert werden. Damit waren die Arianer und Donatisten seines Reiches vor das Dilemma gestellt, entweder auf jeden Gottesdienst zu verzichten, oder aber in die Kirchen zu gehen, wo die ihnen verhaßten nikänischen Dogmen gepredigt, ihre eigenen geschmäht wurden. Da sie das letztere natürlich nicht mochten, vielmehr wider Gratians Befehl sich in verborgenen privaten Zusammenkünften zusammenfanden: so erfolgten 378 neue harte Edikte, welche sowohl dieses Verfahren, wie die nachsichtige Haltung der Statthalter mit den härtesten Strafen bedrohten. Die Donatisten in Afrika, gegen welche der thörichte Knabe i. J. 377 noch ein besonderes Gesetz geschleudert hatte, leisteten aber in ihrer geschlossenen Massenhaftigkeit und Abhärtung gegen Verfolgung so zähen Widerstand, daß Gratian, nun doch zu mild, um Akte grausamer Gewalt zu veranlassen, aus Rücksicht auf die elende Lage von Afrika nicht weiter vorging. Thatsächlich ist diese Denomination dermaßen

gewachsen, daß sie gegen Ende des vierten Jahrhunderts in Afrika über 400 Bischöfe zählte, und unter Umständen selbst kleine katholische Gemeinden arg plagen konnte. Dagegen gelang es ohne Mühe, in Italien die Arianer überall mundtodt zu machen und ihnen ihre Kirchen zu rauben. Selbst in Mailand vermochte die Kaiserin-Wittwe Justina, persönlich dem Arianismus höchst eifrig ergeben, was sie freilich erst nach ihres Gatten Tode öffentlich zur Schau trug, ihren Glaubensgenossen nicht mehr zu helfen. Nur in Illyrien hielt sich die geächtete Konfession noch länger. Nur daß auch jetzt noch immer kein Häretiker persönlich seines Glaubens halber belästigt oder von Aemtern ausgeschlossen wurde. Und das machte es auch möglich, daß noch lange, namentlich unter zweckmäßiger Anwendung des Geldes am Hofe, widerwillige hohe Beamte weder die gegen ihre Glaubensbrüder erlassenen, noch die ihren Gegnern günstigen Gesetze mit ernstem Nachdruck durchführten.

Goldmedaillon des Kaisers Gratianus. (Kgl. Münzcabinet zu Berlin); natürliche Größe.

Umschrift der Vorderseite: D(ominus) N(oster) GRATIANVS P(ius) F(elix) AVG(ustus). Auf der Rückseite ist die thronende Roma dargestellt mit der Umschrift GLORIA ROMANORVM. Das Stück ist in TR(eviri), Trier, geprägt; die folgenden beiden Buchstaben O B sind die griechisch geschriebene Zahl 72: alle Goldmünzen wurden nach dem zweiundsiebziger Fuß geprägt: 72 Solidi aus dem Pfunde Goldes. Der letzte Buchstabe ϵ ist das griechische Zahlzeichen 5 und bedeutet die fünfte Officin oder fünfte Emission. (Julius Friedlaender.)

Gratian betrieb seinen Feldzug gegen die Häretiker seines Reiches noch mit vollem Nachdruck, als die seit mehreren Jahren bereits drohende Katastrophe über das Reich seines Oheims hereinbrach, welche mit ihren Folgen den Riesenbau des römischen Imperiums in seinen Grundfesten zu erschüttern bestimmt war. Kaiser Valens hatte den größten Theil der letzten Jahre, namentlich seit 372, in Antiochia zugebracht, um die Perser zu überwachen. Der klägliche Friedensschluß des Jovianus hatte es dem Schahinschah möglich gemacht, nicht nur in Iberien das Uebergewicht zu gewinnen, sondern auch in Armenien den römerfreundlichen König Tiranos (Tiran) durch dessen Sohn Arsakes III. zu verdrängen. Erst als er in Armenien eine gehässige Gewaltherrschaft ausübte und den Arsakes als seinen Gefangenen fortgeführt hatte (gegen 370), veranlaßte der Bischof Narses, der für den Kronprinzen Para thätig war, den Kaiser Valens, militärische Demonstrationen auf dieser Seite zu versuchen. Auf der armenischen Grenze

erfochten 372 sogar die römischen Generale Vadomar und Graf Trajan erhebliche Vortheile über die Perser und konnten den Para in Armenien als König einsetzen. Da sich dieser jedoch als ein elender Bursche zeigte, ja sogar heimliche Verhandlungen mit Sapor nicht von der Hand wies, so ließ ihn Valens i. J. 374 durch den General Trajan ermorden. Darüber wuchs allmählich die Spannung zwischen Valens und Sapor so sehr, daß der Römer für das Jahr 376 sehr ernsthafte Rüstungen zu einem Perserkriege anstellte. Mitten unter solchen Vorbereitungen erhielt er höchst unerwartete Nachrichten von der gothischen Donau.

Die Zustände im Lande der Westgothen hatten sich seit dem letzten Kriege (S. 782) in einer für die Römer sehr erfreulichen Weise entwickelt. Während allerdings das Volk der Greuthungen oder Ostgothen seit der Mitte des vierten Jahrhunderts unter der Herrschaft des alten, weithin gefürchteten Amelungenkönigs Ermanarich, Achiulfs Sohn, seine Kraft nordwärts gewendet und bis zur Ostsee und zur Linie des Don zahlreiche deutsche, finnische und slawische Stämme unter seine Herrschaft gezwungen hatte, war der westgothische alte Herzog Athanarich mit einem starken Theile seines Volkes in böse Konflikte gerathen. Er war ein erbitterter Feind der Christen, und hatte schon 348—355 die arianischen Gothen sammt ihrem berühmten, seit 341 amtirenden Bischof Ulfila (geb. 311, † 381) aus dem Lande getrieben; mit Zulassung des Constantius II. hatten sich diese in der Gegend von Nikopolis im Balkan angesiedelt. Trotzdem war die Ausbreitung des Christenthums unter den Westgothen auf die Dauer nicht aufzuhalten gewesen; und so war Athanarich sammt anderen Häuptlingen seit 370 auf den Gedanken gekommen, die deutschen Christen blutig zu verfolgen. Denn einerseits fürchtete er den Zorn der alten Götter, wenn das Gothenvolk diesen den Rücken kehrte; andererseits galten ihm die gothischen Christen als römische Partei. So wurden denn jetzt längere Zeit auch von den gothischen Heiden zahlreiche blutige Greuelthaten verübt, bis endlich das Volk sich gegen dieses Wüthen erhob und die Gegner des Athanarich einen starken Führer fanden, den als Politiker und Heerführer ungemein begabten Häuptling Fritigern. Im Jahre 372 brach der Bürgerkrieg zwischen den Westgothen aus, und Fritigern, der in Nachtheil gerieth, rief die Römer um Hilfe an. Valens hat sie gewährt, Fritigern konnte den Athanarich siegreich zurückschlagen, und förderte nun, selbst Christ geworden, die Verbreitung des Christenthumes durch römische, arianische Priester unter den Gothen mit großem Erfolge. Während aber das tapfere Volk in solcher Weise gespalten dastand, Athanarich und seine Genossen in der Moldau und Bessarabien, die Gegenpartei unter Fritigern in der Walachei und in einem Theile Siebenbürgens: da wälzte sich gegen sie alle von Osten her das Verderben heran.

Seit 371 n. Chr. etwa war im fernsten Südosten von Europa eine Völkerwanderung im Gange; eine jener Art, wie sie bisher die Griechen nur aus den Berichten von den letzten Schicksalen des assyrischen Reiches, von

den Kämpfen des Mederkönigs Kyaxares, und später aus dem Munde baktrianischer Blutsverwandten kannten. Eine mächtige Welle der mongolischen oder „altaischen" Völkerfluth war seit längerer Zeit aus den innerasiatischen Steppenländern ausgebrochen und hatte sich weiter vom Aral und Kaspimeere her nach dem Westen gewälzt. Die Stämme der „Hunnen", wie die Alten die Völker nannten, die jetzt an den Marken der griechisch-römischen Civilisation erschienen, galten ihnen als die rohesten Barbaren, mit denen die vielgeplagten Römer bis dahin in Berührung gekommen waren. Ziehen wir alle Uebertreibung ab, wie sie anfangs Zorn und Schrecken den deutschen Völkern und den Romanen in Sachen der Hunnen in den Mund gelegt hat, so begreift man doch sehr wohl, wie unheimlich zuerst die Erscheinung der Hunnen auf die germanische und römische Welt hat wirken können. Man lernte in ihnen ein echtes Nomadenvolk kennen, welches von seinen häßlichen, aber höchst ausdauernden Pferden unzertrennlich schien. Im Kampfe, — so lernte man sie zuerst kennen, — waren sie im offenen Felde als ungestüme Reiter und tapfere Krieger überaus gefährliche Gegner, mit ihren Pfeilen, ihrem Lasso, ihren Schwertern im Fernkampf wie im Handgemenge gleich furchtbar. Und wer sie dann als einzelne Leute sah, der erschrak vor ihrer häßlichen persönlichen Erscheinung. Bartlos, die Gesichter von den Narben selbstgerissener Wunden zerfetzt, trugen diese braunen, starken und gedrungenen asiatischen Gestalten Lederkappen und über ihren schmutzigen Hemden Mäntel aus den Fellen der zahllosen kleinen Nagethiere, die ihren Geschwadern und Karren in Massen nach Europa folgten. Die Füße waren in Bockfelle gehüllt. Ihre Lebensweise war roh, keinerlei Strapaze schreckte sie; ihr Charakter war wenig zuverlässig, ihre viehische Sinnenlust für die Frauenwelt überwundener Feinde wahrhaft schreckhaft.

Die Masse nun der kriegerischen mongolisch-turkomanischen und tatarisch-tschudischen Hirten- und Jägervölker, die sich damals zum Einbruch in Osteuropa zusammengeballt hatten, warf sich unter dem Chan Balamber oder Balamir zuerst auf das zwischen Don, Wolga und Kaukasus wohnende Nomadenvolk der Alanen. Dieses kriegerische Reitervolk, — verwegene Jäger, stolze blonde Gestalten, in deren Augen ein gedämpftes Feuer glühte, — welches den ethnographischen Uebergang von den Sarmaten zu den Germanen dargestellt zu haben scheint, erlag trotz seiner Tapferkeit den hunnischen Angriffen. Das Volk fiel auseinander. Ein Theil wich in den Kaukasus zurück. Der andere wurde durch die Hunnen mit nach Westen geführt, wo das Volk nach mancherlei Schicksalen später mit den Vandalen verschmolz. Vom Asowschen Meere her wandten sich nun die hunnischen Massen (etwa 373) gegen das Reich der Ostgothen. Von den stammverwandten Westgothen damals getrennt und nicht unterstützt, waren diese zur Zeit in übler Lage. König Ermanarich war nicht nur ein Greis von angeblich fast 110 Jahren; er siechte auch an den Wunden, welche ihm die Blutrache zweier Männer des Stammes der Roxolanen (oder Rosomonen) wegen der entsetzlichen Hin-

richtung ihrer Schwester, der Gattin eines treulosen Häuptlings, beigebracht hatte. Die Thatkraft freilich des furchtbaren alten Recken war noch nicht gebrochen; aber dem Anprall der Hunnen, deren Masse, deren ungestümer Reiterangriff, deren wüstes Wesen und dämonische Häßlichkeit die Gothen verwirrte und betäubte, waren die Deutschen noch nicht gewachsen. Ueberall fielen die beherrschten Völker ab, und als der alte König starb, löste sich sein Reich vollständig auf. Der Amelunge Winithar, des Alten Nachfolger, erlag bald bei weiteren Versuchen sich zu halten. Aber die Masse der Ostgothen mußte sich unterwerfen, Tribut zahlen und Heeresfolge leisten. Unter Balambers Oberhoheit stand das Geschlecht Ermanarichs noch einige Zeit an der Spitze des Volkes; aber erst in Attilas Zeit, gegen Mitte des fünften Jahrhunderts, erscheinen diejenigen Amelungen, die die spätere Größe des ostgothischen Volkes wieder vorzubereiten im Stande sind.

Unmittelbar nach Winithars Fall war nun ein Theil seiner Leute unter den Häuptlingen Safrach und Alatheus nach der Donaugrenze gezogen, an welcher sich weiter oberhalb bereits größere Dinge vorbereiteten. Im J. 375 nämlich wälzte sich die Macht der Hunnen nun auch gegen die getheilte Kraft der Westgothen. Der Versuch des tapfern Athanarich, von der Stellung im Greuthungenthale aus die Linie des Dnjester zu halten, erwies sich als unthunlich. Die Hunnen umgingen ihn eines Nachts, überschritten den Strom und nöthigten ihn, sich in das Hochland des nördlichen Siebenbürgens zu retten. Darüber und über den Greueln der asiatischen Barbaren verlor die übrige Masse der sonst so kriegerischen Westgothen den Muth vollständig. Der Gedanke schlug durch, sich unter den Schutz der Römer zu stellen und ganz unter die Herrschaft des befreundeten Kaisers Valens zu treten. Alles sammelte sich, 200,000 Krieger unter Fritigerns und Alavivs Führung, an der niedermösischen Donau, mit ihnen unzählige Frauen, Kinder und Sklaven, und an die römischen Grenzoffiziere erging die Bitte, ihnen den Uebertritt nach Mösien zu gewähren.

Das war die große Kunde, die Valens im Sommer 376 durch die Eilboten in Antiochia erhielt. Hoch erfreut, wie er war, zeigte er sich in der Benutzung dieser großartig günstigen Chance sehr verständig, und stellte den Westgothen für ihre Aufnahme in den Reichsverband harte, aber im Interesse des Reiches durchaus wohlbemessene Bedingungen. Als Pfänder der Treue mußten eine namhafte Anzahl junger Männer aus guten Familien gestellt werden, die nach Kleinasien internirt wurden. Das Volk sollte der Sicherheit der Römer halber die Waffen bei der Ueberfahrt über die Donau abgeben, und in Mösien und Thrakien nicht in geschlossener Masse, sondern auf einer Anzahl zerstreuter Plätze in Gestalt großer Colonien angesiedelt werden, und später nicht etwa selbständige Hilfsvölker, sondern für die römische Armee Rekruten stellen. So hart diese Forderungen waren, die Gothen in ihrer Noth, und in Angst vor den immer näher rückenden Hunnen nahmen sie an. Dafür sollten sie aber auch Getreidelieferungen

erhalten, bis die ihnen zugewiesenen Ländereien den nöthigen Ertrag zu geben vermöchten.

Valens hatte ersichtlich Alles vorbereitet, um den Uebertritt der Westgothen in das Reich für dasselbe gefahrlos und nützlich zu gestalten. Aber er beging jetzt den Fehler, nicht persönlich nach der Donau zu eilen, sondern die Uebersiedelung des deutschen Volkes den römischen Beamten und Offizieren der thrakischen Diöcese zu überlassen. Und nun sollte die Schuld einer Anzahl römischer Schurken das große Ereigniß zum Ausgangspunkt einer Reihe folgenschwerer Kalamitäten gestalten, die niemals wieder gut gemacht werden konnten, und welche den Niedergang des abendländischen Reiches in verhängnißvollster Weise eingeleitet haben.

Zuerst war die Lüderlichkeit, Schlaffheit und Korruption der römischen Beamten, Offiziere und Soldaten an der Donau so groß, daß sie neben anderen Pflichtwidrigkeiten sich auf einen in seinen Details überaus schmutzigen Tauschhandel einließen und es gestatteten, daß die Gothen wider Valens' Befehl fast sämmtlich bei ihrer Ueberfahrt die Waffen behielten. Statt nun die sehr gefährlichen, zur Zeit aber ihnen noch wohlgesinnten Gäste möglichst verständig zu behandeln, that man das schlimmste Gegentheil. Es war schon Herbst; aber das Jahr 376 sollte nicht zu Ende gehen, ohne daß das tiefste Zerwürfniß zwischen Römern und Gothen sich entwickelte. Die römischen Machthaber, an ihrer Spitze Lupicinus, der kommandirende General von Thrakien, und Maximus, der nächste im Commando, ebenso habsüchtige, als soldatisch unfähige Männer, gaben Anstoß und Vorbild zu schmachvoller Mißhandlung der Gothen. Man hielt das Volk über alle Gebühr lange an der Donau fest, und lieferte wider den Vertrag nur karge und oft schlechte Nahrungsmittel; ja man zwang die Gothen, ihre Habe, ihre Sklaven, endlich selbst ihre Kinder als Zahlungsmittel für die kärglich bemessenen Lieferungen den Römern, ihrer Habgier und schmachvollen Lust, hinzugeben. Der hereinbrechende Winter 376/77 erhöhte die Leiden der Deutschen. Endlich wurde die Stimmung so gereizt und so unruhig, daß Lupicinus den Abmarsch in das Innere veranlaßte; dabei war er wieder so kurzsichtig verfahren, und hatte zur Ueberwachung der so thöricht gereizten Gothen die Grenze mehrfach so unvorsichtig entblößt, daß sehr wider Willen der Römer nun auch die Ostgothen des Alatheus und Safrach in Mösien einrücken konnten. Und mit diesen setzte sich jetzt Herzog Fritigern in Verbindung; der kluge, scharfblickende Westgothe, welcher die Schurkerei der Römer gründlich erkannt hatte und bereits darauf gefaßt war, das Schwert gegen sie ziehen zu müssen.

Die Masse der Gothen war im Frühjahr 377 aus der Gegend von Durostorum (Silistria) südwärts bis nach Marcianopolis geführt worden. Hier erfolgte endlich die furchtbare Explosion. Die frevelhafte Thorheit der Römer hatte hier einen Konflikt zwischen ihnen und den hungernden Gothen veranlaßt. Und als nun Lupicinus in halber Trunkenheit den Befehl ertheilte,

das Gefolge der in seinem Hause speisenden Fürsten Alavid und Fritigern niederzuhauen: da machten diese sich freie Bahn aus der Stadt und riefen nun mit schrecklichem Erfolge ihr Volk auf zum grimmigen Rachekriege gegen die Römer. Die Lawine war ins Rollen gekommen.

Mit großer Raschheit strömten von allen Seiten die Gothen den Feldzeichen des Herzogs Fritigern zu, der als Führer des Volkes den Krieg ebenso glücklich, wie gewandt leitete. Ein Sieg über die Truppen des Lupicinus unter den Mauern von Marcianopel hob den Muth der Deutschen auf das höchste. Die ungeheure Thorheit, mit welcher die städtische Behörde in Adrianopel zwei alte gothische, nach Asien bestimmte Regimenter in römischen Diensten unter Suerid und Kolias gerade in dieser Zeit muthwillig beleidigte, führte Fritigern neue und wohlgeschulte Krieger zu. Und als der Herzog durch vergebliche Angriffe auf die Mauern von Marcianopolis und noch üblere Erfahrungen vor Adrianopel zu dem Entschluß gebracht war, „nicht gegen Mauern Krieg zu führen", sondern den Kampf in einen Raubkrieg zu verwandeln, da ergossen sich die gothischen Schaaren unter furchtbaren Verheerungen über die ganze Osthälfte des nördlichen Theiles der Balkanhalbinsel. Und aller Orten strömten ihnen deutsche Gefangene, entlaufene Sklaven, aber auch erbitterte Proletarier in Stadt und Land, verzweifelte Schuldner, wüthende Bergwerksarbeiter zu, zeigten ihnen Weg und Steg, und fröhnten im Kielwasser der Gothen ihrer Privatrache. Von der Donau, die jetzt offen lag, kamen selbst alanische und hunnische Schwärme, die sich unter Fritigerns Führung stellten. Auch viele Jazygen, in deren Land der alte Athanarich sich auszubreiten begonnen hatte. Das Land litt furchtbar; nur die großen Städte mit ihren starken Ringmauern waren zu halten. Dabei griff die unheilvolle Bewegung immer weiter hinüber nach den Sitzen der westlicheren deutschen Stämme.

Schnell genug erfuhr Kaiser Valens, gegen den ungerechter Weise tausend Verwünschungen sich richteten, wie seine Beamten seine Anordnungen ausgeführt hatten, und Gratian in Trier, welche Gefahr über das Reich des Oheims hereingebrochen war. Beide Fürsten trafen denn auch sofort Maßregeln, um das Unheil wieder in Schranken zu bannen. Valens schickte sogleich den General Victor nach Ktesiphon, um Friedensunterhandlungen mit König Sapor anzuknüpfen, und ließ einstweilen die Generale Trajan und Profuturus mit mehreren Legionen von der armenischen Grenze nach Thrakien abmarschiren. Gratian aber beeilte sich, nachdrücklich zu helfen. Noch konnte er nicht selbst aufbrechen; daher zogen die fränkischen Generale Frigerid (mit italischen und pannonischen) und Richomer (dieser ein Franke von sehr hoher Geburt, und zur Zeit bei ausgezeichneter Begabung und Empfänglichkeit für römisch-heidnische Bildung Commandeur der Leibgarde) mit gallischen Truppen sofort nach der Balkanhalbinsel. Vor dem Anmarsch der aus Asien und aus Pannonien kommenden römischen Heersäulen wich Fritigern nun sofort aus dem südlichen Thrakien zurück und wählte für

seine Gothen nicht fern vom schwarzen Meere und dem Donaudelta in der Dobrudscha bei der alten Station „Ad Salices" eine feste, durch eine Wagenburg gedeckte Stellung. Die Schlacht, welche die an Zahl geringeren Römer unter Richomers tüchtiger Führung den Germanen im Herbst 377 hier lieferten, war sehr blutig, fiel aber taktisch unentschieden aus. Indessen, obwohl die Römer erhebliche Verluste erlitten hatten, auch die Gothen konnten sich durchaus nicht als Sieger fühlen. Und Richomer, der nach Marcianopel zurückwich, vermochte nicht nur verschiedene andere gothische Trupps in den Thälern des Balkan einzuschließen, sondern auch einige Zeit die kluge Strategie festzuhalten, welche sich nicht mehr auf größere Kämpfe einließ, dafür aber die Masse der Germanen vom Balkan und dessen gesperrten Pässen aus in dem verödeten Gebiet an der unteren Donau festhielt. Als aber unter den Gothen der Hunger und die schlechte Jahreszeit bereits aufzuräumen begannen, wurde es nöthig, daß Richomer nach Gallien sich begab, um frische Verstärkungen herbeizuholen. Und in seiner Abwesenheit glückte es dem Herzog Fritigern, der bedeutende Haufen der Alanen und Hunnen an sich zu ziehen wußte, den Augenblick zu benutzen, wo Richomers Nachfolger, der oströmische General Saturninus, den Valens geschickt hatte, seine gefährdete Stellung veränderte, und die römische Sperrungskette zu durchbrechen. Nun wichen die Römer theils in die Festungen, theils nach der Propontis zurück, und der Winter 377/78 brachte über die inneren Bezirke von Thrakien bis zur Campagna von Constantinopel noch ärgere Greuel als der vorige. Nur einmal gelang es dem römischen General Frigerid, ein wesentlich ostgothisches Corps theils in Stücke zu hauen, theils gefangen zu nehmen.

Nun wollte zu Anfang d. J. 378 Kaiser Gratian mit der ganzen Rheinarmee den unglücklichen Süddonau- und Balkanländern zu Hülfe kommen. Da hielt ihn, als die Truppen schon auf dem Marsche und zum Theil bis nach Pannonien gelangt waren, ein plötzlich neu aufflammender Alamannenkrieg in übelster Stunde in verhängnißvoller Weise auf. Der alte Herzog Macrian war in einer Fehde mit den Franken umgekommen. Die Nachrichten aus der Balkanhalbinsel hatten, wie immer seit vielen Menschenaltern, die Alamannen gewaltig aufgeregt. Und nun endlich war es durch einen jungen Gardesoldaten aus den Reihen der kaiserlichen Goldschildträger, der seine Verwandten unter den Lentiensern, den Alamannen im „Linzgau", am nördlichen Ufer des Bodensees, auf Urlaub besuchte, bekannt geworden, daß die Rheinarmee nach Thrakien theils schon unterwegs, theils bestimmt sei. Da hatten denn seit Februar 378 einzelne Haufen es versucht, über das Eis des Rheines in Helvetien (in den Thurgau) einzubrechen. Sie hatten derbe Schläge erhalten; als aber das römische Heer größtentheils in weiter Ferne sich befand, da führte der lentiensische Häuptling Priarius ein Heer von 40,000 Alamannen wieder nach dem Thurgau und drang verheerend das Rheinthal hinab, nach dem heutigen Elsaß vor.

Unter diesen Umständen mußte der thrakische Feldzug vertagt werden. Gratian rief in höchster Eile die vordersten Corps der Armee aus Pannonien zurück, eilte ihnen mit dem Rest der Truppen, die er selbst zur Hand hatte, voraus und zog den Truppen der Generale Nannienus und Mallobaudes entgegen, die von Gallien aus sich auf die Alamannen warfen. Im Mai 378 kam es bei Argentaria (im Elsaß, bei Horburg an der Ill, unweit Colmar,) zu der entscheidenden Schlacht. Wider den Wunsch des Grafen Nannienus eröffneten auf des tapfern Franken Mallobaudes Betrieb die Römer den Angriff auf die Massen des Priarius. Die heiße Schlacht wurde durch das rechtzeitige Eintreffen Gratians, der mit der Garde den Alamannen (so scheint es) in den Rücken fallen konnte, zu einer wahrhaft vernichtenden Niederlage der Germanen. Auch Priarius fiel, kaum 5000 entkamen. Nun drängte der junge Sieger den Lentiensern energisch nach und überschritt vom Thurgau aus den Rhein, um mit gewaltiger Macht in die Thäler und Waldschluchten des südöstlichen Schwarzwaldes einzubrechen. Endlich baten die Lentienser um Frieden, der ihnen gegen Stellung einer Masse von Rekruten für das römische Heer gewährt wurde. Dann aber zog Gratian, jetzt von seinen Soldaten vergöttert und siegesgewiß, in raschen Märschen über Arbor Felix (Arbon) und Lauriacum nach Pannonien, dann nach Sirmium. Aber über den Kämpfen mit den Alamannen waren kostbare Wochen verloren gegangen, und Gratian kam um einen Moment zu spät, um die schreckliche Katastrophe seines Oheims zu verhindern.

Kaiser Valens hatte endlich mit Persien unter erträglichen Bedingungen Frieden schließen können; nun eilte er, von den Verwünschungen der syrischen Homousianer verfolgt, zur Rettung der thrakischen Diöcese nach Constantinopel, wo er am 30. Mai 378 eintraf. Hier herrschte eine furchtbar erbitterte Stimmung vor, zumal seit die Gothen verwüstend in die Campagna der Residenz eingedrungen waren. Freilich hatten die wenigen vorausgeschickten Geschwader wilder Saracenen, — theils durch ihre brillanten Reiterkünste, theils durch die furchtbare Wildheit, mit der einer dieser Wüstensöhne im offenen Zweikampfe einem Gothen den Dolch in die Kehle stieß und dann das Blut soff, (eine Scene, die allerdings mehrfach auch in die Zeit nach der Schlacht bei Adrianopel versetzt wird,) die Angreifer zurückgeschreckt. Aber das große Unglück des Landes schrieb das wüthende Volk doch dem Kaiser zur Last, und die akute Erbitterung der Homousianer äußerte sich hier nicht minder drastisch, als vorher in Antiochia, während der gewaltige Sieg des homousianischen Gratian laut gepriesen und die alte Eifersucht des Kaisers auf seinen Neffen zu böser Stunde aufs höchste gesteigert wurde.

Am 11. Juni 378 rückte Valens mit starker Macht aus Constantinopel aus, und operirte in der Richtung auf Adrianopel. Sein Muth wie der des Heeres wurde fühlbar gehoben, als nun der General Sebastian, den Gratian (S. 799) begreiflicherweise gern aus seinem Dienste entließ, Valens aber jetzt an die Stelle des als unzulänglich erprobten Trajan

setzte, — 2000 Mann zu einer Elitetruppe schulte und mit derselben den Gothen am Hebros in einer Reihe von glücklichen Gefechten erheblichen Abbruch that. Nun verlegte der Kaiser das Hauptquartier nach Adrianopel, jetzt bereits wieder voller Zuversicht und in der Hoffnung, ohne die fatale Hilfe seines Neffen der Gothen Meister werden zu können. In dieser Stimmung traf ihn der General Richomer, den Gratian zur Herstellung der Verbindung mit seinem Oheim abgeschickt hatte. Gratian war nun schon bis nach Castra Martis am Oeskus (Isker) in Obermösien vorgerückt, und nur noch etwa 50 Meilen von Valens' Stellung entfernt. Binnen 14 Tagen konnten die Heere beider Kaiser unmittelbar zusammenwirken; dann schien der vollständige Sieg über die Gothen gesichert. In dem kaiserlichen Kriegsrathe aber wurde Gratians, durch Richomer und den General Victor eifrig unterstützte Bitte, Valens möge seine Ankunft abwarten, durch die Sebastians und des Kaisers persönlichen Stimmungen folgende Mehrheit der Stabsoffiziere abgewiesen und der unverweilte Hauptschlag gegen Fritigerns Gothen beschlossen.

Nun sollte das zur Zeit noch nicht allzu zahlreiche Heer Fritigerns schon am folgenden Tage (9. August 378) angegriffen werden. Aber als der Morgen dieses unheilvollen Tages, eines der heißesten dieses Sommers, aufging, wurde viel Zeit mit Vorbereitungen verloren, und die Truppen erreichten erst gegen Mittag nach vierstündigem Marsche, durch Staub, Hitze, Durst und Hunger gedrückt, die gothische Stellung. Es gelang, die Armee ungestört in Schlachtordnung zu stellen. Nun aber mußten die Soldaten stundenlang in der Gluth aushalten, weil Valens sehr zur Unzeit den Angriff verzögerte und sich durch neue Unterhandlungen aufhalten ließ, welche der schlaue Fritigern anknüpfte, um Zeit bis zur Ankunft der Alanen und Ostgothen unter Alatheus und Safrach zu gewinnen. Inzwischen plagten die Gothen ihre Gegner durch Anzündung der Gräser und Büsche der Ebene, welche die Luft mit erhöhter Gluth und Rauch erfüllten.

Endlich hatten leichte Truppen der Römer ohne Befehl ein Plänklergefecht eröffnet, wurden aber abgeschlagen. In diesem Momente erschienen die Ostgothen und Alanen und ritten sofort in furchtbarem Stoße Alles nieder, was vor der eigentlichen Schlachtlinie des Kaisers ihnen begegnete. Aber dem wilden Anprall der Germanen hielten die Römer lange tapfer Stand; ja, es gelang sogar ihrem linken Flügel, bis zu Fritigerns Wagenburg vorzudringen. Hier schwebte der Sieg auf der Spitze des Schwertes. Aber die deutschen Reiter sprengten in wildem Angriff die römischen aus einander, und nun nahmen die Dinge für Valens' Armee dieselbe Wendung, wie einst für die des Varro und Aemilius Paullus bei Cannä. Der ganze Stoß der Germanen traf jetzt auf die Legionen, die allenthalben überflügelt, endlich gedrängt und an jeder taktischen Bewegung gehindert sich fanden. Römer und romanisirte Krieger schlugen sich unter immer verzweifelteren Umständen mit Löwenmuth bis tief in das Abenddunkel hinein. Aber es ging

wie bei Cannä zu Ende. Zwei Drittel der römischen Armee waren buchstäblich vertilgt; die Pfeile, die Wurfspeere, die Keulen, die dolchartigen Schwerter der gothischen Pelzträger hatten schrecklich aufgeräumt; die Generale Sebastian, Trajan, Equitius waren gefallen. Der Kaiser selbst fand wie einst Decius den Untergang; entweder durch einen Pfeilschuß, oder auf der Flucht mit einigen Candidaten in den Flammen einer durch nachdrängende Gothen angezündeten Hütte. Nur Victor, Saturninus, Richomer waren mit einigen regellosen Schaaren im Dunkel entkommen, die meisten nach Adrianopel. Victor mußte mit einigen Reitern nach Makedonien und Thessalien ausweichen, um auf solchen Umwegen nach Mösien zu gelangen.

Die nächste Wirkung der entsetzlichen Katastrophe war moralisch höchst unheilvoll. Allgemeine Niedergeschlagenheit ging durch das Reich, namentlich durch den Orient. Schlimmer aber war es, daß alle Parteien einander mit Anklagen und schweren Beschuldigungen überschütteten. Galt es den Heiden für zweifellos, daß dieses die Strafe der Götter sei wegen des Abfalls der Kaiser und der wachsenden Masse der Christen von ihrem Dienst, so maßen die Homousianer alle Schuld der „arianischen Ketzerei" bei. Und diese allerdings ist unter diesem schrecklichen Schlage rettungslos zusammengebrochen. Vorläufig aber verfiel der größte Theil der Balkanhalbinsel wieder den gothischen Verheerungen. Die Angriffe zwar der Gothen auf Adrianopel scheiterten wieder unter schweren Verlusten für die germanischen Krieger; und auch sonst vermochten sie gegen feste Plätze, wie namentlich Perinth, nichts auszurichten. Aber das offene Land war verloren, so lange römische Truppen nicht anders, als auf den Mauern der Festungen sich zu zeigen wagten. Was aber nun auch weiter geschehen mochte: seit dieser Zeit begannen die Römer die Deutschen zuerst aus tiefstem Herzensgrunde zu hassen und zu verabscheuen. Es war die Zeit gekommen, wo der tief verwundete Stolz der antiken Kulturvölker unter dem Eindruck der Furcht und des Entsetzens, der nicht wieder wich, und in der Erbitterung, die das Gefühl, schwächer zu sein, als die verachteten Barbaren, erzeugte, den wildesten Abscheu nährte vor den Deutschen. Und viele der politischen Ereignisse der Folgezeit finden in dieser Stimmung ihre eigentliche Erklärung. Vor Allem aber loderte die heißeste Leidenschaft und Rachgier gegenüber den Siegern von Adrianopel; gegenüber den Gothen, denen man sofort damit heimzahlte, daß man ihre jugendlichen Geiseln (S. 807) in Kleinasien kurz und bündig aus dem Wege räumte. Einstweilen aber sollte noch einmal ein großer Soldat den äußeren Bestand des Reiches wirksam aus den Jammer dieser Tage retten.

Drittes Kapitel.

Theodosius I. und die bleibende Theilung des Reiches.

Kaiser Gratian, der durch Victor die Unglücksbotschaft von Adrianopel erhielt, war mit Einem Male Herr des gesammten Reiches geworden. Aber der junge Fürst konnte der neuen Macht nicht froh werden. Der Gedanke, etwa sofort den Tod des Valens zu rächen, konnte bei dem allgemeinen Entsetzen und der allgemeinen Entmuthigung gar nicht aufkommen. Vielmehr sah sich das Abendland selbst bedroht. Am Rhein wurden die Franken und Alamannen wieder unruhig; und auf der Balkanhalbinsel zeigte sich der General Maurus, der seit Gratians Ankunft in Sirmium an Stelle des tapfern Frigerid die wichtigen Pässe von Succi hütete, unfähig, sich gegen die Gothen zu halten. Gothische Schaaren durchzogen nun auch Obermösien, Dalmatien und Pannonien, wo sie auf plündernde Sarmaten und Quaden trafen, und Gratian, der wieder nach Sirmium zurückgewichen war, sah diese Hauptfestung von feindlichen Haufen umschwärmt. So wurde es nöthig, zunächst wieder auf tüchtige Männer im Reiche zurückzugreifen, denen man schwierige Posten mit Zuversicht anvertrauen konnte. Zu deren Zahl gehörte der tapfere Sohn des so schändlich gemordeten Theodosius, der nun wieder (S. 802) aus Spanien herbeigerufen und als kommandirender General in Pannonien oder Obermösien angestellt wurde. Außerdem aber setzte der Kaiser, ohne noch die Arianer selbst und deren Kultus im Orient zu belästigen, von Sirmium aus die Verfügungen gegen die Homousianer außer Kraft und rief alle durch Valens aus ihren Aemtern entfernten Priester dieser Konfession zurück. In Alexandrien hatte das Volk schon selbst den arianischen Bischof Lucius vertrieben.

Je schwieriger aber die politische Lage sich gestaltete, um so eifriger dachte der Kaiser daran, sich einen Mitregenten für den Orient zu suchen, der bei persönlicher Zuverlässigkeit als Feldherr und Regent, endlich auch durch seine religiöse Stellung Bürgschaft für ein gutes und dem jungen Fürsten genehmes Regiment leiste. Da geschah es, daß Theodosius zu Anfang d. J. 379 in Sirmium erschien, um persönlich eine Siegesbotschaft zu überbringen. Es war diesem Offizier, der die Kunst verstand, durch wohlbemessene Behandlung, ausgezeichnete Leitung, Feldherrngenie und persönliche Tapferkeit den alten tüchtigen Geist unter seinen Truppen wieder zu erwecken, gelungen, die Sarmaten aufs Haupt zu schlagen und wieder über die Donau zu jagen. Das entschied bei Gratian, zumal der General auch überzeugter Homousianer war. Nicht vergeblich wandte er sich, selbst edlen Sinnes, an die Seelengröße dieses Feldherrn, gegen den seine Regierung einst so furchtbar schwer gefrevelt hatte, und am 19. Januar 379

Theodosius der Große. Portrait auf einer seiner Goldmünzen. Umschrift: D. N. THEODOSIVS P. F. AVG.

konnte er zu Sirmium den Theodosius als Imperator und Mitaugustus zu gleichen Rechten proklamiren. Dann theilte er das Reich mit ihm und überließ ihm aus militärischen Rücksichten außer dem Orient auch noch die südliche Hälfte von Illyrikum, nämlich Makedonien und die griechischen Provinzen. Dazu wurde ein Theil des abendländischen Heeres, wie auch Richomer und andere Stabsoffiziere unter Theodosius' Befehle gestellt. Gegen Mitte d. J. 379 wandte sich Gratian nach Italien.

Theodosius aber ergriff nun mit ungeheurer Energie und großer Gewandtheit die schwere Aufgabe, die Armee des Ostens neu zu schaffen und den Krieg gegen die Gothen zu führen. Obwohl der neue Augustus an geistigen Eigenschaften entschieden hinter seinem großen Vater zurückblieb, so zierte ihn doch eine Reihe ausgezeichneter Züge. Auch er hatte, wie sein Vater und wie Gratian, eine imposante äußere Erscheinung, hohe fürstliche Würde und freundliche Umgangsformen. Sein Privatcharakter war in hohem Grade achtbar. Sein Familienleben war rein und sauber; mit den pannonischen Kaisern hielt dieser Stifter einer neuen, der spanischen, Dynastie streng auf Zucht, Keuschheit und Reinheit. Nur bitterböse Gegner in der historischen Litteratur wollten später von einer übergroßen Neigung des jungen Kaisers zu Tafelfreuden wissen. Seine Liebe zu wissenschaftlicher Unterhaltung konnte freilich erst dann recht zu Tage treten, als die größte Noth des Reiches überwunden war. Zunächst machte sich die gewaltige Arbeitskraft, Ausdauer und Arbeitslust des Theodosius bemerkbar, die erst in späteren Tagen zeitweise nachgelassen zu haben scheint. Zunächst trat seine Meisterschaft in der Kriegskunst, in der Geschicklichkeit militärisch zu organisiren, die Soldaten zu Kriegern auszubilden und zum Siege zu führen, nicht minder seine niemals versagende diplomatische Gewandtheit, und eine große Geschicklichkeit, die von ihm mit vieler Sympathie betrachteten Deutschen zu behandeln und an sich zu fesseln, in den Vordergrund. Nicht minder begabt für die Verwaltung, und geschickt in der Auswahl seiner Werkzeuge (ohne jedoch gerade auf diesem Punkte immer Mißgriffe vermeiden zu können,) galt er dabei wie Gratian als ein Mann von großer Herzensgüte. Seine Schattenseiten sollten erst später stärker hervortreten. Abgesehen von dem Einfluß, den auch auf ihn der Besitz der vollen Despotengewalt ausübte, so unterliegt, wie sich zeigen wird, seine Religionspolitik unbedingtem Tadel; und nicht nur die äußeren Feinde des Reiches sollten die entsetzlichen Ausbrüche eines Jähzornes bei dieser sonst menschenfreundlichen Natur kennen lernen, wie sie selbst der grimme Valentinian I. nicht gezeigt hatte. Nur daß dagegen wieder dieser Spanier die sittliche Kraft besaß, seine Schuld zu bereuen und, soweit es überhaupt möglich, zu sühnen.

Theodosius machte nach seiner Ernennung zum Kaiser den wichtigen Centralplatz Thessalonike zum Ausgangspunkt aller seiner Unternehmungen gegen die Gothen. Die Hauptaufgabe war es, zunächst nur erst wieder ein schlagfertiges Heer zu schaffen, den Soldaten Disciplin und rechtes Zutrauen

zu seiner Führung und zu ihrer eigenen Kraft beizubringen. Es durfte nichts aufs Spiel gesetzt, der Krieg einstweilen nur defensiv geführt werden. Mehr als drei Jahre vergingen, bis diese Aufgabe gelöst und die Balkanhalbinsel wieder vollständig beruhigt und gesichert war. Durch Sammlung der Reste des bei Adrianopel verlorenen Heeres, durch Heranziehung der Legionen aus entfernten Reichstheilen; durch massenhafte Werbungen, namentlich unter den Gothen, überhaupt den Germanen selbst, gelang es, im Anschluß an die ihm überlassenen abendländischen Legionen, allmählich eine neue Kriegsmacht aufzustellen. Sehr schnell aber war das nicht auszuführen, und darüber fanden die gothischen Heerführer noch wiederholt Gelegenheit, ihre Streifzüge selbst bis nach Epirus und Achaja auszudehnen.

Erst im Sommer 379 konnte Theodosius ernsthaft daran denken, wieder einen Angriff auf die überall zerstreuten deutschen Schaaren zu unternehmen. Nun war allerdings das Glück bei seinen Fahnen, derart daß bis zu Ende d. J. 379 die Gothen überall bis zum Balkan zurückgedrängt wurden. Auch die Kunst der Diplomatie arbeitete mit Glück dahin, die Gothen zu zersetzen. Aber in Folge der furchtbaren Ueberanstrengung seiner Kräfte verfiel der junge Kaiser (wahrscheinlich zu Anfang d. J. 380) zu Thessalonike in eine gefährliche und langwierige Krankheit. Damit gerieth manches neu Geschaffene wieder in Verfall oder doch in Stocken, und die Gothen gewannen Chancen zu einem neuen großen Feldzug, den sie von Dardanien, Obermösien und Südpannonien aus antraten. Ostgothen, Hunnen und Alanen wandten sich im Frühling 380 gegen Pannonien und Noricum, Fritigern aber mit seinen Westgothen warf sich auf Epirus, Thessalien und das nördliche Achaja.

Gegen die Schaaren, welche das Abendland bedrohten, brach Gratian selbst auf, ohne jedoch zum Kampfe zu kommen. Sein General Vitalianus war der Sache nicht recht gewachsen; so wurde man die Angreifer durch Unterhandlungen los, ohne sie jedoch hindern zu können, nun ebenfalls nach der südlichen Balkanhalbinsel abzuschwenken (Herbst 380). Während dagegen Fritigern im Süden nicht ohne Erfolg durch den griechischen General Theodoros bekämpft wurde, sah sich Theodosius nach Wiederherstellung von seiner Krankheit in Makedonien durch neue gothische Massen erheblich bedroht. Hier half, ehe die von Gratian erbetene Hilfe wirksam werden konnte, mehr noch die Diplomatie, als das Schwert. Namentlich gelang es, den alten Herzog Athanarich, Fritigerns erbitterten Feind, der jetzt auch (vielleicht nach Kämpfen mit Fritigern zu Anfang d. J. 380) auf der Balkanhalbinsel erschienen war, für Rom zu gewinnen. Machten die Römer namentlich seit dieser Zeit die immer schlimmer sich wiederholende Erfahrung, daß mit Uebernahme so vieler Deutschen auf römischen Boden sie auch deren gegenseitige Feindseligkeiten mit übernahmen, (so daß wiederholt solche Motive innere wie äußere Kriege des Reiches bestimmt haben), so waren sie andrerseits schlau genug, wiederholt einen solchen Gegner wider den

andern mit Erfolg auszuspielen. Es ist das dieselbe Politik, welche nachher auch sehr eifrig christliche Kaiser veranlaßt hat, heidnische (namentlich germanische) Regimenter zu behalten, um unter Umständen einer zu gefährlichen Uebermacht geistlicher Machthaber sich erwehren zu können.

In dieser Weise also gewann des Theodosius Diplomatie den alten Herzog Athanarich für seine Politik. Der Kaiser hatte sich selbst (14. November 380) nach Constantinopel begeben. Hier empfing er mit hohen Ehren am 11. Januar 381 den alten gothischen Recken; und als dieser nicht lange nachher (25. Januar) starb, ließ er ihn mit königlichen Ehren bestatten. Da nun Athanarichs Gefolgschaft in römische Dienste trat; da weiter auch Herzog Fritigern starb, von Italien aber entweder über Dalmatien oder zu Wasser namhafte Hilfe kam, so gewann Theodosius endlich mit d. J. 381 ein sehr entschiedenes Uebergewicht über die Gothen; nur daß der Gedanke aufgegeben werden mußte, das tapfere Volk wieder über die Donau zurückzudrängen. Von Italien her erschienen nämlich seit Ende 380 oder zu Anfang 381 zwei ausgezeichnete Heerführer, die Franken Bauto, dieser, ein Mann hoher Bildung (nachher Kommandant von Italien) und Arbogast, dieser ein riesiger Häuptling, ein ungestümer Feuergeist von nur wenig erst gebändigter Wildheit, (später bleibend im oströmischen Dienst) — beide mit weströmischen Truppen in Epirus. Und von hier aus trieben sie die Gothen systematisch nordwärts nach Thrakien. So kam es schnell dahin, daß die vielen kleinen Führer der Gothen sich entschlossen, unter günstigen Bedingungen mit Theodosius Separatfriedensschlüsse einzugehen. In dieser Weise ging es systematisch weiter fort, und bis zum (3.) 23. Oktober 382 konnte der allgemeine Friede als hergestellt gelten. Die Ostgothen des Alatheus und Safrach waren in Phrygien angesiedelt worden. Die Westgothen dagegen sind in langer Linie im mösischen und dakischen (S. 596) Donaugebiet kolonisirt worden. Sie erhielten zunächst Lebensmittel, Vieh und Getreide, hatten keine Steuern zu entrichten, und stellten als Entgelt für jährliche „Geschenke" als „innere Föderaten" des Reiches Soldaten, so oft und so viele der Kaiser forderte. Die nicht leichte Aufgabe aber, nun überall die neuen Zustände mit sicherer Hand auszugestalten, wußte Theodosius vortrefflich zu lösen.

Wäre Theodosius unmittelbar nach Erledigung der gothischen Frage gestorben, er würde mit Recht zu den verdientesten Helden der spätrömischen Zeit zählen. Leider aber hat der große Mann es als seine weitere Lebensaufgabe angesehen, den Gedanken Gratians mit ungleich erhöhter Energie aufzunehmen und nun auch den inneren Krieg gegen die Arianer, und bald auch gegen die alten Kulte zu eröffnen und die Alleinherrschaft des Symbols von Nikäa zu sichern. Gratian hatte um die Mitte d. J. 379 Italien wieder betreten, den h. Ambrosius gesprochen, und in Mailand durch ein neues Gesetz dem Irrthum begegnet, als ob er geneigt gewesen sei, außerhalb des Homousions Religionsfreiheit zu gestatten. Nicht einmal die

Kaiserin-Wittwe Justina konnte es gegen den Widerspruch des Ambrosius durchsetzen, daß ihr und ihren arianischen Glaubensgenossen in der Residenz eine leer stehende Basilika zur Feier des Gottesdienstes nach ihrem Kultus überlassen wurde. Auch der bischöfliche Thron zu Sirmium wurde 380 durch Ambrosius' Intervention den Arianern entrissen. Aber viel energischer ging Theodosius zu Werke. Seit Ende d. J. 380 trat die Kirchenpolitik des Kaisers deutlich zu Tage, und zwar trotz des noch immer wüthenden gothischen Krieges mit erstaunlicher Schroffheit. Die Zeitgenossen erfuhren damals zuerst, wie nachher noch einmal an Maximus, was spanischer Katholicismus zu bedeuten hatte. Der Kaiser, seit Anfang d. J. 377 der Gatte der frommen Spanierin Aelia Flaccilla, und überzeugter Homousianer, war noch nicht getauft, als ihn die schwere Krankheit zu Thessalonike befiel. Das längere Siechthum brachte ihn hier in Berührung mit Bischof Acholius, einem der feurigsten Vertreter des Symbols von Nikäa, der ihn dann auch taufte, und einen Einfluß auf ihn gewann, der später nur noch durch den des h. Ambrosius überboten worden ist. Schon am 28. Februar 380 hat Theodosius das berühmte Edikt erlassen, welches nun auch für den Osten die Lehre von Nikäa als die einzig „katholische" erklärte, mit militärischer Präcision dem christlichen Theil der Völker des Reiches befahl, nur in dieser Religion zu leben, und alle Gegenparteien für „irrsinnige und wahnwitzige Häretiker" erklärte, „die ein infames Dogma behaupteten". Die praktische Anwendung dieser Proklamation ließ nicht lange auf sich warten. Kaum war der Kaiser im November 380 in Constantinopel (S. 816) angelangt, so entwurzelte er mit Einem Schlage den hier noch übermächtig herrschenden Arianismus. Der tüchtige arianische Bischof Demophilos mußte seinen Palast und sein Amt aufgeben und die Residenz verlassen; der damalige Führer (seit 379) der kleinen, bisher durch die Arianer vielfach bedrängten katholischen Gemeinde, der berühmte Gregor von Nazianz, erhielt (26. November) unter prachtvollen Aufzügen der Truppen des Kaisers die Kathedrale der Stadt überwiesen. Die zu einer wahren Epidemie gewordenen theologischen Gespräche unter Laien wurden mit naiver Brutalität untersagt. Das im Frühling 381 nach der Residenz berufene Concil, wo sich 150 Bischöfe des Ostens einfanden, sanktionirte den Sieg des Homousion; noch einmal wurde das Symbol von Nikäa bestätigt, das Anathema über die Arianer und andere Häretiker ausgesprochen, und weiter bei Regulirung des Organismus der Kirche der bischöfliche Sitz zu Constantinopel für den dem römischen im Range unmittelbar folgenden erklärt: eine Verfügung, welche die Rivalität der Kirchen von Byzanz und Alexandria auf das Höchste gesteigert hat. Als endlich der Gothenkrieg ausgekämpft war, begann der mehrjährige Kampf, der darauf abzielte, den Arianern, die seit 40 Jahren die Herrschaft im Orient behauptet hatten und noch immer die Mehrheit der Christen daselbst ausmachten, allmählich alle Kirchen und Bischofssitze zu entreißen, und ihnen jeden gemeinsamen Gottesdienst unmöglich

zu machen. An harten Gewaltthaten hat es dabei wahrscheinlich nicht gefehlt. Verbot jedes Gottesdienstes in nicht-katholischer Gestalt, Confiskation aller Orte, wo solche Dienste etwa dennoch abgehalten wurden, Verbannung und Gütereinziehung waren die Mittel, durch welche laut einer Reihe von Gesetzen des weisen Theodosius das Verbrechen solcher Christen bedroht wurde, die es wagten, Gott in einer anderen Weise zu verehren, als die despotische Kirche, die nur noch für die todte Eintönigkeit der despotischen Monarchie Sinn und Verständniß hatte, es nunmehr zu erlauben für recht hielt. Natürlich fehlte es nicht an Gegenwehr und an Tumulten; aber es half kein Widerstand. Während noch immer darauf gehalten wurde, daß (die mit dem Tode bedrohten Manichäer ausgenommen) kein Mensch bloß seines Glaubens wegen persönlich verfolgt oder an der Bekleidung öffentlicher Aemter verhindert wurde, gelang in der That die Unterdrückung des Arianismus dem Theodosius im Osten so gut, wie dem Ambrosius im Westen, der i. J. 381 bei Gelegenheit des Concils von Aquileja über das letzte Widerstreben illyrischer Arianer durch Anwendung der rücksichtslosesten geistlichen Gewaltmittel den entscheidenden Sieg davongetragen hat. Freilich dauerte es noch lange, bis der Arianismus ganz ausstarb. Theodosius selbst hatte die furchtbare Erbitterung dieses Theiles seiner Unterthanen noch wiederholt zu empfinden, ein Reaktionsversuch ist nicht ganz ausgeblieben. Aber bis gegen Mitte des 5. Jahrhunderts war diese Konfession erstorben, freilich nur um desto energischer unter den deutschen Völkern Platz zu greifen, für welche das arianische Dogma ungleich verständlicher war, als das mystische der Homousianer. Den Gothen wagte der Kaiser natürlich nicht, ihren arianischen Glauben abzukommandiren. Und so wurde das Gothenland im Reiche der Zufluchtsort sehr zahlreicher ihres Amtes entsetzter und vertriebener römischer und griechischer Geistlichen, die nun einerseits mit Eifer und bedeutendem Erfolge das arianische Christenthum unter den Gothen immer weiter verbreiteten, andererseits auch deren Fanatismus gegen die katholische Bevölkerung schürten. Es hat das sehr weittragende Folgen nach sich gezogen. Theils von den Gothen aus, theils nach deren Vorgang nahmen die nächstfolgenden deutschen Stämme mit geringen Ausnahmen das arianische Bekenntniß an. Ob dabei (wie man auch vermuthet hat) bei vielen Deutschen der Gedanke mitgewirkt hat, daß es gut sei, auf diese Weise noch immer eine Schranke zwischen christlichen Römern und Deutschen erhalten zu wissen, steht dahin. Aber für die spätere historische Stellung der deutschen Völker ist der Arianismus verhängnißvoll geworden. Gerade die kirchliche Scheidung von den Romanen erhöhte die schwierige Lage vieler jener deutschen Könige und ihr oft in hohem Grade gereiztes Verhältniß zu den Romanen ganz außerordentlich, die im Laufe des fünften Jahrhunderts in verschiedenen Theilen des abendländischen Reiches selbständige Herrschaften aufgerichtet haben.

Theodosius war aber ebenso entschlossen, zu Gunsten der neu prokla-

mirten katholischen Staatsreligion auch mit den alten Kulten endgültig aufzuräumen. Offenbar ging seinem thörichten Ungestüm die ruhige Arbeit der Mission und der christlichen Wahrheit zu langsam. Die vorher erörterte Proklamation von Thessalonike i. J. 380 kündigte den nahen Sturm bereits verständlich genug an. Noch in demselben Jahre erließ der Kaiser, nicht lange nach seiner Ankunft in Constantinopel, die Dekrete, durch welche nun auch der innere Krieg gegen den „Hellenismus", gegen die äußere Erscheinung des Heidenthums eröffnet wurde. Freilich hat der Kaiser mit namhaften heidnischen Gelehrten, wie Themistios und Libanios stets in guten Beziehungen gestanden. Aber das hinderte ihn keineswegs, nunmehr den Heiden die Opfer, die Festschmäuse, die Prozessionen, alle sonstigen Riten und Feste, den alten Pomp und die Lustbarkeiten ihrer Kulte zu untersagen. Die Strafe der Proskription wurde auf alle Privatopfer bei Tage und bei Nacht gesetzt, mochten sie innerhalb oder außerhalb der Tempel angestellt werden. Die Tempel endlich sollten überall in den Städten und auf dem platten Lande geschlossen werden. Und unter dem 4. Mai 381 und 20. Mai 383 erfolgten die Edikte, daß jeder, der vom Christenthum zum Heidenthum zurückfalle, sofort das Recht verlieren sollte (mit Ausnahme von und nach Seiten der nächsten Verwandten), Erbschaften anzunehmen und über sein Vermögen testamentarisch zu verfügen. Wurden oder waren die Kinder oder Brüder solcher Leute nicht Christen, so fiel das Vermögen dem Fiskus zu. Damit war die alte Religion im Reiche des Theodosius principiell geächtet, schroffste Unduldsamkeit zum herrschenden Grundsatz erhoben. Indessen war es selbst für einen Mann von der furchtbaren Energie dieses Spaniers unmöglich, so mit Einem Schlage die uralten Kulte der Vorwelt auszurotten. Nach dieser Richtung ist der Kaiser denn auch nur ruckweise vorgegangen, ohne doch im großen Umfange den zähen passiven Widerstand der Heiden, die Abneigung und absichtliche Lässigkeit vieler seiner Beamten nach dieser Seite überwinden zu können. Am wirksamsten war für die Durchführung der Sperrung der Tempel und Abstellung der Kulte in den größeren Städten die Bereisung des Orients zu diesem Zwecke durch einen spanischen Landsmann des Kaisers, den rücksichtslosen Cynegius, der, ein schroffer Gegner des Heidenthums, früher Finanzminister gewesen war, und im Jahre 384 mit der Präfektur des Orients bekleidet wurde, die er dann vier Jahre zu führen hatte. Daneben aber lief nun immer häufiger die Liebhaberei fanatischer Priester, Mönche und Volksmassen, namentlich in den südöstlichen Theilen des römischen Orients, heidnische Tempel zu zerstören und andere Gewaltthaten zu verüben, welche wieder den erbitterten Widerstand der Heiden herausforderten. So waren Jahre lang namentlich die orientalischen Provinzen durch den Kampf gegen Arianer und Heiden auf das leidenschaftlichste erregt. Den Höhepunkt erreichte dieser klägliche Zustand im Jahre 391, wo in Alexandria der seit fünf Jahren glimmende kleine kirchliche Krieg endlich zu wildem Kampfe zwischen den Anhängern des Bischofs Theophilos und den durch neuplatonische

Philosophen, wie namentlich Olympos aufgereizten Heiden sich steigerte. Die blutige Episode schloß damit, daß auf Befehl des Kaisers das militärische Centrum der Heiden, der Sarapistempel, im Juli 391 zerstört wurde: ein Schicksal, dem dann auch die übrigen Tempel des Nilthals verfielen. Parallel damit liefen in dieser Zeit nun auch wiederholte Gewaltthaten der Massen gegen jüdische Synagogen, deren ernstliche Bestrafung durch die Behörden zu verhindern leider der h. Ambrosius sein großes Ansehen bei dem Kaiser gemißbraucht hat.

Es waren traurige Zeiten, die durch die Religionspolitik des Kaisers heraufbeschworen wurden. Es war nicht zu verwundern, wenn der Haß der unterdrückten Parteien sich glühend gegen Theodosius kehrte und sie alle Verdienste des bedeutenden Mannes, seine Herstellung des Reiches und die sonst verständige und wohlmeinende Verwaltungsarbeit vollständig übersehen ließ. Aber es ist sehr wohl zu verstehen, wie sehr Theodosius, auch abgesehen von den schwierigen Zuständen unmittelbar nach Beschwichtigung der Gothen, durch die furchtbare Gährung im Reiche in der Leitung der großen Politik gehindert wurde, die ihn nach Abschluß des Gothenfriedens noch zweimal zur Führung höchst gefahrvoller dynastischer Kriege zwang. Der erstere derselben wurde durch des jungen Gratian jähen Untergang veranlaßt.

Gratian war nach dem Jahre 380 sehr unpopulär geworden. Ohne die milden und guten Züge seines Wesens zu verleugnen, war er doch allmählich in eine gewisse Erschlaffung verfallen. Die Geschäfte des Staates langweilten ihn; dafür wurden dichterische Beschäftigungen, die Jagd, Schießübungen, Cirkus und Theater für ihn Dinge von Wichtigkeit. Die Regierung blieb den Großbeamten überlassen. Ernsthaft interessirte ihn sonst nur noch die Religionsfrage. Und hier folgte er ganz dem Vorbilde des Theodosius. Namentlich das Jahr 382 wurde bedeutungsvoll. Damals nämlich erfolgte die harte Bestimmung, welcher zufolge alle Grundstücke eingezogen werden sollten, die „der verrottete Irrthum der Vorzeit" den Tempeln geweiht hatte. Ferner sollten nun die Staatszuschüsse zur Bestreitung eines glänzenden Kultus, wie für die heiligen Kollegien und die einzelnen Priester, desgleichen auch die Privilegien und Immunitäten der Priester und Priesterkollegien aufhören. Weiter aber durften von nun an nur noch bewegliche Güter den Tempeln und Priestern als Legate und Geschenke vermacht werden. Damit erhielt namentlich der alte Pomp der alten Kulte einen nicht zu verwindenden Schlag. Weiter fortschreitend, so entfernte Gratian im Interesse der kleinen christlichen Minorität des Senats den schon früher umstrittenen Altar der Victoria wieder aus dem Senatssaale, und ließ auch, durch die Bischöfe Damasus und Ambrosius bestimmt, eine durch Symmachus geführte Deputation des hohen Hauses, die ihn in Mailand um Zurücknahme des Ediktes bitten sollte, nicht einmal zur Audienz vor. Und endlich that er den Schritt, der allerdings der ehrenhafteste war, weil ein überzeugter Christ sich in solcher Halbheit nicht länger bewegen durfte: zu Ende 382

oder zu Anfang des Jahres 383 legte er das uralte kaiserliche Amt als Pontifex Maximus nieder. Dann gab auch er am 21. Mai 383 zu Padua das harte Gesetz für das Abendland, welches, wie das des Theodosius (S. 820) für den Osten, erhebliche Rechtsnachtheile für christliche Apostaten feststellte.

War in solcher Weise Gratian der heidnischen Majorität in hohem Grade verhaßt geworden: auch die katholische Partei war neuerdings ihm nicht mehr hold. Umsonst hatte der junge Kaiser alles Mögliche für sie gethan; hatte er auch die niedere Geistlichkeit (377) von allen Zwangsämtern und Personallasten befreit und 379 gegen die Grundsätze seines Vaters der Geistlichkeit den Kleinhandel steuerfrei in die Hand gegeben. Jetzt verzieh man es ihm nicht, daß er, seinem sonstigen schlimmen System zuwider, einer neuen asketischen Sekte sich nicht feindselig zeigte. Es waren die Priscillianisten. In dem streng katholischen Spanien hatte sich seit der Mitte des vierten Jahrhunderts unter dem Einfluß eines Aegypters eine Sekte gebildet, welche in ihrer phantasievollen und poetischen Theosophie Christliches mit gnostischen und manichäischen Gedanken verband. Ihren Namen erhielt sie nach dem ersten bedeutenden Manne in Spanien, der sich ihr anschloß, nach dem reichen und vornehmen, hochbegabten Priscillian. Am meisten charakteristisch aber für die neue Richtung war ihre exorbitante asketische Strenge; durchgehendes Cölibat, Kasteiungen, Enthaltsamkeit und Bußübungen jeder Art waren die üblichen Forderungen. Sehr schnell rief ihr Auftreten die heftigste Gegnerschaft der Orthodoxie in Spanien hervor, die nun aber leider nicht nur die Thorheiten und die Uebertreibungen dieser schwärmerischen Sektirer anfocht, sondern sich auch der schmutzigsten Verleumdungen als Waffe bediente. Namentlich die Hauptgegner der Priscillianer, die Bischöfe Idacius von Emerita und Itacius von Ossonuba (Estombar) in Lusitanien, galten als rohe und gemeine Menschen der schlimmsten Art. Seit 379 stand in solcher Weise auch in Spanien der geistliche Krieg in vollen Flammen. Als die Priscillianisten sich nun 380 den verständigen, gegen sie und gegen ihre maßlose Askese gerichteten Beschlüssen einer zu Saragossa gehaltenen Synode nicht fügten, vielmehr ihren Führer zum Bischof von Avila weihten, erzielte Idacius von Merida anfangs bei Gratian eines seiner beliebten Ketzeredikte gegen die verhaßte Sekte, welches dieselbe aus dem Reiche vertreiben sollte. Als aber die Sekte nun erst recht wuchs, auch nach Aquitanien sich ausdehnte, und der Zorn der Gegner stieg: da wandten sich die Führer der Priscillianisten unmittelbar an Gratians Hof. Sie gewannen, (wie ihre Gegner ihnen nachsagten, durch Geld,) den Staatskanzler Macedonius und andere angesehene Männer; und wirklich wurde zum höchsten Unwillen der Orthodoxie ein neues kaiserliches Reskript erwirkt, welches das frühere Edikt aufhob und den Verfolgten ihre Kirchen zurückgab.

So erwuchsen dem jungen Kaiser überall Gegner. Aber das Bedenklichste wurde, daß er zuletzt in ähnlicher Weise wie einst Constans die

Truppen verstimmte. Man nahm es ihm sehr übel, daß er, fast mehr noch als Theodosius in seiner schwierigen Lage mit den Gothen es that, die Deutschen bevorzugte, gegen welche jetzt mehr und mehr die Abneigung der alten, wie der jüngeren Schichten romanischer und griechischer Bevölkerung zu Tage trat; um so giftiger, je weniger man sich gestehen mochte, daß ohne die Hilfe der großen deutschen Heerführer unter kaiserlicher Uniform das Reich sich gar nicht mehr hätte vertheidigen lassen. Nun aber hatte Gratian offenbar durch zu umfassende Begünstigung frischer Germanen die Romanen und die ganz oder halb romanisirten Germanen in Gallien, auch in der Armee, fühlbar verstimmt; der mächtige Franke Merobaudes, sein erster Minister, war in gleicher Weise verhaßt. Und während sich allmählich alle Klagen, die gegen das damalige Regime mit Recht geführt werden konnten, auf den einen Punkt concentrirten, wo das Volksgefühl jener Zeit immer reizbarer wurde, machte Gratian den Fehler, einen Trupp Alanen in seinen Dienst und Sold zu nehmen, die als vorzügliche Reiter und Jäger er ganz ungemein begünstigte. Aber dieser Vorzug, den er den schönen Wildlingen des Ostens gewährte, — so sehr, daß er zuweilen selbst in ihrem Costüm sich zeigte, — erbitterte die übrigen Truppen, selbst die deutschen, die von ihm zur Unzeit vernachlässigt wurden. Vor allen aber grollten die brittischen, stets etwas unruhigen, und nur wenig mit ausheimischen Elementen durchsetzten Legionen dem jungen Imperator. Und sie waren es, von denen nunmehr eine neue Revolution ausging.

Seit der Zeit des alten großen Theodosius befand sich bei der brittischen Armee ein junger Spanier, Magnus Clemens Maximus, von dunkler und armer Geburt, ursprünglich ein Klient und Beamter des theodosianischen Hauses, der nun aber als geschickter Offizier in dem nordischen Inselande sich von einer Stufe zur andern emporarbeitete, und jetzt bei den Soldaten in Gunst und Ansehen stand. Offenbar durch das Glück des jungen Theodosius aufgereizt, voll brennenden Ehrgeizes, kam er auf den Gedanken, die vielseitige Mißstimmung gegen Gratian zu seinem Nutzen zu verwerthen. Mit ungemeiner Schlauheit wußte er die gereizte Stimmung der Soldaten zu steigern, die Sympathie der Masse für sich zu gewinnen, allmählich unter vollständiger Düpirung nicht nur des achtlosen Kaisers, sondern selbst des klugen Merobaudes die Treue der Armee bis nach dem Oberrhein hinauf zu erschüttern. Im Sommer 383 explodirte die Mine. Von den brittischen Truppen zum Kaiser ausgerufen, eilte Maximus, durch starke Aushebungen sein Heer zu verstärken, und setzte dann nach dem Rheindelta über, wo nun zu des Usurpators Fahnen, der überall mit glänzenden Zusagen auftrat und als leidenschaftlicher Freund des Römerthums und der katholischen Orthodoxie sich gab, die Truppen und die Städte überzutreten sich beeilten. Ohne Kampf war Gallien bis zur Seine in seine Hand gefallen. Und als nun in der Mitte des Sommers 383 Gratian aus Mailand herbeieilte und sein von Merobaudes und Vallio geführtes Heer bei Paris den Feinden gegenüber-

trat: da wußte Maximus fünf Tage lang die Schlacht zu vermeiden und inzwischen Gratians Truppen heimlich so schlau zu bearbeiten, daß diese schließlich unter dem Vorgange der numidischen Reiterei offen meuterten und in Masse mit fliegenden Fahnen zu Maximus abschwenkten. Verzweiflungsvoll ergriff Gratian mit nur noch 300 Reitern die Flucht nach den Alpen. Aber des Maximus energischer und frevelmüthiger Berather, der Reitergeneral Andragathius, ein pontischer Grieche, jagte ihm blutlechzend nach. Und als der junge Kaiser nach wildem und erschöpfendem Ritt, überall von Abfall umringt, von einem meineidigen Verräther, dem Statthalter der „Lugdunensis Prima", zu Lyon zu kurzer Rast beredet worden war: da (25. August 383) erreichte ihn der Verfolger und ermordete den Kaiser in dem Prunksaale des fürstlichen Palastes in Lyon mit Hilfe des Statthalters und einer Anzahl vornehmer Einwohner der Stadt bei Tische.

Nun war Maximus unbestritten Kaiser; klug genug, nur die beiden großen Heerführer Merobaudes und Vallio zu beseitigen, (von denen der erstere zum Selbstmord schritt, der zweite ermordet wurde), suchte er zunächst seine Stellung auch staatsrechtlich zu sichern. Während in Mailand die Kaiserin Justina sich schnell mit Ambrosius aussöhnte, und dieser, als Staatsmann ebenso klug, energisch und bedeutend, wie als Kirchenfürst, als ihr Botschafter nach Trier eilte, um zu rekognosciren und eventuell das Weitergreifen des Usurpators über die Alpengrenze diplomatisch zu pariren; während ferner auf seinen klugen Rath die Kaiserin seinen langwierigen, den Winter auf 384 füllenden Unterhandlungen einen Rückhalt gab durch die schnell vollzogene militärische Sperrung der Alpenpässe Seitens des Grafen Bauto, welcher letztere es auch verstand, gegen einen Einbruch der Juthungen in Rätien hunnische und alanische Raubzüge in Bewegung zu setzen: kam Alles darauf an, wie Theodosius sich entscheiden würde. Es schien allerdings nahe zu liegen, daß der spanische Kaiser des Ostens die Waffen ergreifen würde, um die Blutrache für Gratian zu vollziehen. Aber seine Stellung war ungemein schwierig. Von den Hunnen freilich war zur Zeit nichts zu besorgen; ihr Stoß hatte einstweilen an den Karpathen sein Ende gefunden, und erst um 400 dehnten sich Gruppen derselben weiter nach dem inneren Dakien aus. Aber noch immer dauerte das unruhige Wogen zertrümmerter Völkermassen an der unteren Donau fort; nur langsam erst fanden auch die Westgothen in ihren neuen Sitzen sich zurecht. Die Balkanhalbinsel erholte sich kaum erst von der entsetzlichen Noth des langen gothischen Krieges, und während der innere Kampf gegen Arianer und Heiden allgemeine Gährung unterhielt, hatte General Richomer alle Mühe, die syrisch-mesopotamische Grenze gegen die Angriffe der wilden arabischen Saracenen zu schützen. Mehr noch, auch der Friede mit Persien, wo Sapor II. 381 gestorben und seinem Nachfolger Artaxerxes II. i. J. 384 dessen Sohn Sapor III. gefolgt war, schien nicht unbedingt gesichert zu sein. Trotzdem

rüstete Theodosius und machte einige militärische Demonstrationen. Aber es war klar, daß an allen drei Höfen, zu Constantinopel, Mailand und Trier, nur geringe Neigung zu einem neuen Kriege bestand. Unter solchen Umständen kam Mitte 384 ein Abkommen zu Stande, durch welches Theodosius und Justina einstweilen sich dahin bequemten, Gratians Mörder als Kaiser in der gallischen Präfektur anzuerkennen, Maximus aber sich verpflichtete, seiner wilden Gier nach Italien und Illyrien einstweilen Zaum anzulegen.

Die Dinge in Italien nahmen aber allmählich eine Wendung, die es dem Maximus nach einigen Jahren ermöglichte, mit besserem Erfolg seinen Eroberungszug über die Alpen fortzusetzen. Mitten unter den schwierigen politischen Zuständen setzte sich der erbitterte religiöse Krieg fort. Zunächst entbrannte über dem Wunsche der heidnischen Senatsmehrheit, durch Valentinian II. den Altar der Victoria hergestellt zu sehen, ein lebhafter litterarischer Streit. Denselben führte für den Senat der berühmte Q. Aurelius Symmachus, dessen Leben zwischen 350—420 fällt. Der Sohn eines vornehmen Mannes, der (vom April 364 bis zu Anfang d. J. 366) Präfekt von Rom und Schöpfer einer der vielen prächtigen Tiberbrücken, — der aurelischen oder valentinianischen bei San Sisto, — die zwischen 360 und 380 in Rom neu entstanden, gewesen war; für seine Person ein reicher, in der Mitte eines Kreises feingebildeter Anhänger der Antike stehender, persönlich allseitig hochgeachteter Senator, und in der Litteratur dieser Zeit als eleganter Redner und Stylist, namentlich nach Art des jüngeren Plinius als feiner Epistolograph berühmter Schriftsteller, war er einer der letzten Repräsentanten des gebildeten Heidenthums; nur daß bei seiner Art sich zu geben, das nicht mehr abzuweisende Bewußtsein von der hoffnungslosen Defensive, in die seine Sache gedrängt war, seinem Auftreten bereits einen wesentlich elegischen Zug aufprägt. So war es allerdings nicht zu verwundern, daß jetzt (384), wo er als römischer Präfekt (von 384—386) dem Hofe zu Mailand die Wünsche des Senats um Restitution des alten Kultus in einer berühmten Denkschrift („Relatio") vortrug, die harte und energische, aber auch charaktervolle und der Zukunft sichere Gegenschrift des Ambrosius, der auch als Schriftsteller sich glänzend als der „Feldherr und Staatsmann" der siegenden Kirche bewährte, wider den Wunsch des kaiserlichen Konsistoriums die Abweisung der Bitten des Senats herbeiführte. Nicht lange nachher trug der streitbare Bischof einen nicht minder glänzenden Sieg über die Kaiserin Justina davon. Die fürstliche Dame war nicht gewillt, von ihrem arianischen Bekenntniß abzulassen, und hatte nun sich und ihrem jugendlichen Sohne einen durchaus glaubensverwandten Hof geschaffen; gothische Truppen verwandte sie am liebsten in ihrem Dienste. Die orthodoxe Historiographie dieser und der späteren Zeit hat sie dafür mit allen jenen Höllenfarben gemalt, wie sie für Gegner des Homousion aus langer Praxis gebräuchlich geworden waren. Die Forschung kann der leidenschaftlichen aber glaubenstreuen und charaktervollen Frau lediglich den Vorwurf machen, daß sie einen

durchaus berechtigten Wunsch in einer politisch schlecht dazu angethanen Zeit endlich durchzusetzen strebte. Ihre Absicht nun, das Osterfest des Jahres 385 mit dem Rest der arianischen Gemeinde Mailands in einer eigenen Kirche oder Kapelle nach ihrem Ritus feiern zu dürfen, — nämlich in der kleinen Basilika Portiana außerhalb der Stadt, — erregte den wildesten Fanatismus des homousianischen Volkes und stieß bei Ambrosius auf den zähesten Widerstand. Als nun der Hof seinerseits weiterschreitend die Ueberlassung der prachtvollen „neuen Basilika" innerhalb der Stadt forderte, so kam es zu der höchsten Spannung. Bei der Erbitterung des homousianischen Volkes aller Klassen konnte Justina sich nur noch unter dem Schutze gothischer Truppen sicher öffentlich zeigen. Gegenüber dem imposanten Auftreten und der kaltblütigen Energie des Bischofs, dessen christliche Volkspoesie, dessen bei aller Einfachheit schwungvolle und hinreißende Hymnen die Schlachtlieder der katholischen Massen wurden, erlahmte die Zuverlässigkeit auch der unteren Beamten, selbst eines großen Theiles der kaiserlichen Truppen, und wurde das absolute Kaiserthum zu einer völlig schattenhaften Macht. Der letzte Versuch, die bestrittene Basilika durch Soldaten am Mittwoch vor Gründonnerstag zu okkupiren, scheiterte ganz eklatant. Denn als Ambrosius den Bann über Alle zu verhängen drohte, die im Auftrage des häretischen Valentinian auf das „Volk der Gläubigen" einhauen würden, da war die militärische Ordnung gesprengt, die Soldaten nicht mehr zu brauchen. Der Hof war völlig geschlagen, suchte sich aber nun, von langer Hand arbeitend, in anderer Art zu helfen. Man gewann den Illyrier Mercurinus, unter dem Namen Auxentius, als arianischer Gegenbischof von Mailand aufzutreten, und hatte den Muth, auf seinen Rath durch Kaiser Valentinian II. unter dem 21. Januar 386 ein Gesetz zu veröffentlichen, welches allen Anhängern des homöischen Symbols von Rimini (S. 760) das Recht des öffentlichen Gottesdienstes zurückgab, und Beeinträchtigung dieser Kultusfreiheit mit Todesstrafe bedrohte. Damit war das Signal zu neuen Stürmen gegeben. Auch der neue Versuch, auf diesem Umwege sich für Ostern 386 in den Besitz der Basilika Portiana zu setzen, scheiterte unter ähnlichen Verhältnissen, wie im Vorjahre. Und als nun Justina und Valentinian vorläufig Mailand aufgaben und nur erst dahin arbeiteten, daß in anderen Städten Italiens die Kultusfreiheit der Arianer erneuert wurde: da griff der lauernde Maximus jäh und unwiderstehlich zu.

Maximus hatte inzwischen mit großer Gewandtheit sein Scepter geführt, und als ein erfahrener Menschenkenner, der zugleich im Interesse seines Ehrgeizes jede Maske anzunehmen verstand, zugleich die Germanen, die Romanen und die Orthodoxie an sich zu ziehen gewußt. Nur über den schweren Druck seiner Finanzverwaltung wurde bitter geklagt. Dagegen war er in seinem kirchlichen Eifer weiter gegangen, als irgend einer seiner Vorgänger, und hatte einen Schritt der verhängnißvollsten Tragweite gewagt: die erste Hinrichtung von Ketzern nur um ihres Glaubens willen.

Bischof Itacius nämlich von Ossonuba hatte den neuen Kaiser mit Erfolg gegen die Priscillianisten aufgestachelt. Deren Führer wurden vor eine Synode zu Burdigala gestellt (384) und von dort, da sie an Maximus appellirten, nach Trier geführt. Bald aber zeigte es sich, daß die spanischen Gegner der Sekte den Kaiser so vollständig beherrschten, daß das schlimmste Urtheil zu fürchten stand. Es war umsonst, daß der edelste und angesehenste unter den Prälaten Galliens in dieser Zeit, „der gallische Ambrosius", nämlich der seit 375 fungirende Bischof Martinus von Tours, dem Kaiser das Versprechen abgenommen hatte, kein Bluturtheil fällen zu lassen. Der schmachvolle Prozeß, tüchtig durch die Folter unterstützt, endigte (385) mit dem Todesurtheil: sieben Opfer, Priscillian selbst, 6 Priester, und eine Frau, wurden zu Trier enthauptet, ihre reichen Güter konfiscirt.

Das ungeheure Verbrechen, — der erste gerichtliche Mord in der christlichen Welt um des Glaubens halber, — erregte damals noch bei tüchtigen Klerikern, wie gerade Ambrosius, tiefen und gerechten Abscheu. Während aber gerade unter solchen Heimsuchungen, und unter der Wucht weiterer Verfolgung der Priscillianismus in Spanien erst recht um sich griff, hob den Maximus doch sein furchtbares Verfahren gegen Häretiker in den Augen großer Massen der Homousianer, und sicherte ihm auch in Italien starke Sympathien. Es war zu spät, daß i. J. 386, als Maximus seine diplomatischen Vorbereitungen zum Kriege „für den orthodoxen Glauben" gegen Valentinian II. traf, der Hof mit Ambrosius eine Art Frieden machte. Die seit Ende dieses Jahres wieder durch den Bischof von Mailand geführten Unterhandlungen scheiterten gänzlich. Und nun rüstete Maximus so kräftig, und manifestirte seine orthodoxe Haltung und seinen Zorn über das Gesetz vom 21. Januar 386 vor den Katholiken der italischen Präfektur so gewandt, daß Valentinian II. schon halb geschlagen war, ehe es noch zum Kriege selbst kam, zumal auch der zuverlässige General Bauto kurz vorher gestorben war. Um aber völlig sicher zu gehen, täuschte Maximus i. J. 387 den Hof von Mailand durch schlaue Friedensversicherungen. Und als Valentinians II. Botschafter Domninus in Trier alles ausgeglichen meinte, und ein „Hilfskorps", welches Maximus jetzt dem jungen Kaiser gegen barbarische Angreifer Pannoniens zur Verfügung stellte, in Begleitung des Domninus die Alpenpässe überschritten hatte: da (im Herbst 387) brach Maximus, der heimlich mit seiner ganzen Macht diesen Truppen gefolgt war, in Sturmeseile durch die Pässe, und stand nun als Feind vor Mailand, — so daß Justina, Valentinian und ihre Umgebung in wilder Eile nach Aquileja, und bei dem Mangel aller Mittel zur Gegenwehr, zu Schiffe dann nach Thessalonike flüchten mußten, wo sie sich unter des Theodosius Schutz stellten.

Die italische Präfektur war nun auch in des Eroberers Händen; aber die Frage war, wie Theodosius die Sache aufnehmen würde. Seine politische Stellung war jetzt viel sicherer als i. J. 384. Mit Persien bestand

voller Friede; an den übrigen Grenzen war zur Zeit kein drohender Feind; die Gothen lieferten ihm gern viele Tausende schlagfertige Krieger. Der Kaiser persönlich war noch in demselben Jahre stark und groß genug gewesen, um einen furchtbaren Aufstand, der wegen einer neuen außerordentlichen Steueransage in Antiochia (im Februar) ausgebrochen und von Mord und Brandstiftung begleitet war, nach Züchtigung der unmittelbar Schuldigen nicht weiter zu strafen; aber es blieb doch zweifelhaft, ob nicht die Abneigung gegen die Häresie des mailänder Hofes bei dem feurigen Homousianer den Unwillen über den Raubzug des orthodoxen Maximus überbieten würde. Jedenfalls ging Theodosius sehr kühl und gemessen zu Werke. Erst als Valentinian sich entschloß, dem arianischen Irrwahn zu entsagen, griff der Kaiser, nun auch nach dieser Seite politisch gedeckt, kräftiger ein. Da seine Gattin Flaccilla i. J. 385 gestorben war, so vermählte er sich mit Valentinians bildschöner Schwester Galla, und wußte nun den schlauen Maximus durch viel größere diplomatische Gewandtheit zu übertrumpfen. Nachdem er es dahin gebracht hatte, daß vor aller Welt Maximus die Herausgabe Italiens verweigerte und deutlich enthüllen mußte, daß sein orthodoxer Eifer nur die trügerische Maske des Eroberers gewesen war, hielt er ihn listig immer wieder hin, um allmählich seine Kriegsrüstungen vollenden zu können. Dieser und die folgenden Kriege zeigen uns nun auch, daß Theodosius verstanden hatte, sich einen ausgezeichneten Stab zu bilden. Die Armee war im Mai 388 zum Aufbruch bereit; unter dem Kommando des Generals der Infanterie Timasius, des Reitergenerals Promotus, und der Franken Richomer und Arbogast, bewegte sich ein treffliches Heer, dessen Kerntruppen aus Westgothen, Ostgothen, und aus geworbenen alanischen und hunnischen Reitern bestanden, aus der Balkanhalbinsel nach den julischen Alpen.

Gegen die Orthodoxie des Theodosius hatte Maximus keine Waffen mehr. Er verlor sofort in Italien viel Boden in den Gemüthern; noch mehr, weil er die Niederbrennung der jüdischen Synagogen in Rom zu bestrafen gewagt hatte. Ein Versuch, durch seine Agenten unter den westgothischen Truppen Meuterei zu stiften, wurde schnell gedämpft. Und während bereits vom Rhein die böse Kunde kam, daß die Franken in Belgien eingebrochen waren, ließ sich Maximus durch das Gerücht täuschen, daß der Hauptangriff von Osten her zu Wasser erfolgen würde. Er ließ daher den Andragathius mit einer Flotte nach dem jonischen Meere auslaufen, und schwächte dadurch zur Unzeit seine Armee.

Er selbst zog dann mit immer noch starker, großentheils aus Alamannen und Franken bestehender Macht durch die julischen Alpen; aber es zeigte sich jetzt, daß er als Feldherr gegen die Strategie und ruhige Entschlossenheit seines Landsmannes nicht aufzukommen vermochte. Die erste Schlacht bei Siscia an der Sawe ging in geradezu schmachvoller Weise verloren. Als aber auch die Hauptschlacht unter Maximus' Bruder Marcellinus am Ausbruch der Sawe aus den Alpen nach vielstündigem mörderischen Kampfe

für den Usurpator verloren war, gingen die besten Truppen in Massen zu Theodosius über. Und nun wurde es bei der Fassungslosigkeit des Maximus möglich, die starke Stellung von Aemona zu überrumpeln und ohne erhebliche Verluste zu nehmen. Nun floh Maximus in aller Eile nach Aquileja; hier aber drangen ihm Arbogasts Krieger mit Ungestüm nach, erzwangen den Eintritt in die Stadt und nahmen den Usurpator gefangen, der dann vor Theodosius gebracht und (27. August oder 28. Juli 388) drei Meilen vor Aquileja durch die Soldaten niedergehauen wurde.

Andragathius stürzte sich auf die Kunde von diesen Ereignissen verzweifelnd in das Meer. Und während nun eine Flotte des Theodosius den jungen Valentinian II. und dessen Mutter zur See nach Rom führte, wo sie jubelnd empfangen wurden, eilte Arbogast mit einem Theile des siegreichen Landheeres nach Gallien, um auch hier die Truppen des Maximus zu überwältigen. Hier hatten inzwischen Kämpfe mit den Franken stattgefunden. Die Fürsten Marcomer, Sunno und Genobaudes hatten den Rhein überschritten und Köln angegriffen. Hier abgeschlagen, plünderten sie Belgien, bis einer ihrer Haufen in den Ardennen zwischen Sambre und Schelde durch die Generale Quintius und Nannienus aufgerieben wurde. Der kecke Vorstoß aber, den nun der verwegene Quintius von Neuß aus nach dem rechten Rheinufer machte, endigte mit einer empfindlichen Niederlage der Römer. Und als nicht lange nachher Arbogast in Gallien erschien, huldigte die unter Syrus und Charietto ihm begegnende Armee ohne Weiteres dem berühmten Feldherrn, der dann des Maximus Sohn Victor tödten ließ, die Franken züchtigte und die Grenzhut des Rheines neu ordnete.

Kaiser Theodosius war nun der Oberherr des gesammten Reiches geworden. Mit kluger Milde nahm er Abstand von einer eigentlichen Verfolgung der Partei des besiegten Usurpators, obwohl es an vielen strengen Maßregeln durchaus nicht gefehlt hat, übergab auch formell dem jungen Valentinian II. sein altes Reich und die gallische Präfektur, übte aber thatsächlich die entschiedenste Suprematie auch im Abendlande aus, wie er denn seit Maximus' Untergang längere Zeit in Italien verweilte. Neben der Beseitigung des noch etwa vorhandenen Arianismus, was um so weniger Schwierigkeiten machte, als Justina inzwischen gestorben war, galt es jetzt, auch im Westen das Heidenthum nach Kräften zu entwurzeln. Ein elfwöchentlicher Besuch in Rom, wo der Kaiser am 13. Juni 389 eintraf, gab einerseits Anlaß zu vielen Gnadenakten und Wohlthaten, andererseits zu mehrfachen Bekehrungen hochstehender wie niederer Familien und zur Beseitigung vieler alter Götterbilder. Aber die entscheidenden Verfügungen erfolgten am 24. Februar 391 zu Mailand; das damals erlassene Edikt verbot bei namhaften Geldstrafen nun auch für das Abendland Opfer jeder Art und Benutzung der Tempel zum Kultus. Und am 10. November 392 wurde zu Constantinopel das Dekret publizirt, welches in der entschiedensten Sprache

noch einmal alle und jede Opfer, gleichviel welcher Art, gleichviel an welchem Orte, verbot, Eingeweideschau als der Majestätsbeleidigung gleichstehend erklärte, den Kultus der Götterbilder mit Konfiskation bedrohte, und saumselige Richter mit schweren Geldstrafen belegte.

Es war aber die nächste Zeit nach der Niederwerfung des Maximus zugleich jene, in welche eine blutige Katastrophe fiel, die zugleich auf die Charaktere der großen Machthaber Ambrosius und Theodosius ein helles Licht warf, aber auch uns über den unheimlichen Charakter des römischen Staatswesens dieser Tage in schrecklicher Weise aufklärt. In Thessalonike stand damals eine gothische Besatzung unter dem Kommando des Generals Botherich. Ohnehin den Deutschen abgeneigt und durch sie mehrfach belästigt, gerieth das Volk in wilde Wuth, als der Kommandant eines Tages einen beliebten Wagenlenker wegen eines Vergehens verhaften ließ und auch bei den bevorstehenden Cirkusspielen dessen Freigebung abschlug. Da brach ein Aufstand aus; die Besatzung konnte ihn nicht dämpfen, und Botherich sammt anderen Offizieren wurde vom Volke todtgeschlagen (390). Als die Schreckenskunde nach Mailand kam, gerieth der Kaiser in furchtbaren Zorn, der durch die Besorgniß vor der Erbitterung der Gothen noch verstärkt wurde. Seine Umgebung, namentlich der Staatskanzler Rufinus, ein Gallier aus Elusa (j. Eause) in Aquitanien, ein reichbegabter, aber nicht nur intriganter, sondern auch habsüchtiger und rachgieriger, harter Mann, mahnte zu äußerster Strenge. Dieselbe wäre auch an sich und in verständigen Grenzen vollkommen gerechtfertigt gewesen. Aber die in Aussicht genommene Strafe war so entsetzlich, daß Ambrosius empört den Kaiser beschwor, davon abzustehen. Es war umsonst; nur zu schnell gewann Rufinus' blutiger Rath wieder das Uebergewicht. Und nun geschah das Grauenhafte. Auf kaiserlichen Befehl wurde das im Cirkus versammelte Volk von Thessalonike von einer gothischen Abtheilung eingeschlossen und dann durch diese Krieger schonungslos niedergewürgt; nach den niedrigsten Angaben sind damals 7000 Menschen umgekommen. Ambrosius, den der Bischof von Thessalonike über diese Greuelthat unterrichtete, war mit Recht von tiefer Empörung erfüllt; so zwang er denn den blutigen Gewalthaber zu einer bis dahin unerhörten Sühne. Schon hatte offenbar furchtbare Reue und Gewissensangst den stolzen Spanier geschüttelt. Aber Ambrosius versagte ihm mit voller priesterlicher Würde und im Namen der so furchtbar verletzten Menschlichkeit den Eintritt in die Kirche, und erlaubte ihm erst nach acht Monaten, etwa zu Weihnachten 390, wieder den Zutritt, als der Kaiser ein Gesetz des Gratian erneuert hatte, welches besagte, daß die Todes- und Proskriptionsurtheile erst dreißig Tage unvollzogen liegen bleiben und ihm dann von Neuem vorgelegt werden sollten, damit ruhige Ueberlegung inzwischen den Zorn besiege. Dann erst durfte Theodosius die Kirche betreten. Er warf sich reumüthig zur Erde nieder und brach schluchzend in die Worte des Psalmisten aus: „Meine Seele liegt im Staube! Herr! erquicke mich nach deinem Worte".

Die Buße des Kaiſers iſt niemals vergeſſen worden. Aber die wilde Zeit verdrängte die unmittelbare Erinnerung an die Opfer ſeines Zornes ſchnell genug durch neue düſtere Ereigniſſe. Als Theodoſius um die Mitte des Jahres 391 aus Mailand nach dem Goldenen Horn zurückkehrte, erhielt der junge, jetzt zu einem eifrigen Katholiken umgeformte Valentinian II. zwar die Leitung der Regierung des Weſtens in die Hand; aber ſein Schwager ſtellte ihm jenen ſtarken General Arbogaſt, einen ausgezeichneten Feldherrn, deſſen perſönliche Uneigennützigkeit überall gerühmt wurde, als Stütze zur Seite. Aber es kam ſchnell zu Conflikten. Der junge Fürſt war echter Romane, und mochte die immer umfaſſendere Begünſtigung der Deutſchen, die Arbogaſt, zu des jungen Kaiſers Verdruß auch ein eifriger Heide, in großem Umfange betrieb, nicht ertragen. Als Arbogaſt endlich immer rückſichtsloſer auftrat, kam es an dem damals zu Vienna in Gallien befindlichen Hoflager im Konſiſtorium zum offenen Bruche. Der Kaiſer verkündigte dem General ſeine Entlaſſung. Arbogaſt aber nahm ſie nicht an, weil ihm Valentinian das Amt nicht verliehen habe, es ihm alſo auch nicht nehmen könne. Nun ſann der General auf des Kaiſers Sturz; und als dieſer ſich anſchickte, nach Mailand zu gehen, — fand man Valentinian am 15. Mai 392, es war der Sonnabend vor Pfingſten, am Ufer des Rhone an einem Baume aufgeknüpft. Und ſo mächtig war die Stellung des Mörders, daß er, der ſelbſt als Franke das Diadem nicht zu nehmen wagte, ohne Widerſpruch einen ganz von ihm abhängigen Mann, einen Romanen, den Oberhofnotar Eugenius, einen fein gebildeten und geiſtvollen Beamten von ſonſt reinem Charakter, der zwar Chriſt, aber kein Feind der Heiden war, zum Kaiſer ernennen konnte. Es war jedoch vergeblich, daß dieſer es verſuchte, die Anerkennung des Theodoſius zu gewinnen. Man mußte in Gallien bald erkennen, daß der Kaiſer des Oſtens die Unterhandlungen nur „dilatoriſch“ führte, um inzwiſchen Zeit zu Rüſtungen zu gewinnen. Arbogaſt erkannte, daß das Schwert zu entſcheiden haben würde, und ſuchte ſich, zunächſt unter erfolgreichen Vorſtößen über den Rhein von Köln aus, Maſſen fränkiſcher und alamanniſcher Hilfstruppen zu gewinnen. Die heidniſche Partei im Reiche wurde durch Freigebung ihres Kultus, mit Einſchluß des Altars der Victoria, gewonnen.

Während Eugenius und Arbogaſt im Sommer 393 Italien beſetzten, waren die Rüſtungen des Theodoſius im vollen Gange. Richomer war darüber geſtorben; eine neue Reihe höherer Offiziere tritt jetzt in den Vordergrund, die nachher noch während der erſten Jahre des fünften Jahrhunderts eine impoſante Rolle ſpielen ſollten. An der Spitze der Verwaltung ſtand ſeit 392 jener Rufinus, deſſen angenehme Perſönlichkeit, Gewandtheit und Verſchlagenheit den Kaiſer über ſeine ſchlimmen Züge nur zu ſehr täuſchte. Auf dem Wege bösartiger, zuletzt ſelbſt blutiger Intriguen hatte er einflußreiche Gegner aus dem Wege geräumt, und war jetzt der allmächtige Präfekt des Orients geworden, der bei dem Kaiſer in Civilſachen das höchſte Vertrauen genoß. Schon aber ſtand neben ihm, zu ſeinem größten Unwillen,

jener jugendlich schöne, gewaltige Deutsche, der nur zu bald durch seinen tragischen Ausgang, dem das Verderben des Reiches auf dem Fuße folgte, einen unvergeßlichen Namen erhalten sollte: es war der glänzende Stilicho. Ein romanisirter Vandale, ein Abkömmling der seit Constantin I. in Pannonien angesiedelten asdingischen Vandalen, als Sohn eines unter Valens mit Ehren genannten Reiteroberſten etwa 359/60 n. Chr. geboren, und als ausgezeichneter Offizier seit 385 einer der speziellen Lieblinge des Theodosius, der ihn an seine Person gezogen und 388 mit Serena, seiner Nichte und Adoptivtochter, verheirathet hat. Als nun im Sommer 394 bei Sirmium die Armee sich sammelte, die der Kaiser theils aus den verschiedensten Provinzen des Reiches, theils aus 20,000 gothischen Föderaten, theils aus geworbenen Hunnen und Alanen bildete, erhielt der alte Romane Timasius das oberste, Stilicho das zweite Commando über die Reichstruppen. Dazu aber kamen die gothischen Heerführer, unter denen Gainas, Saul und namentlich der junge Alarich, dieser ein Abkömmling des großen alten Geschlechts der Balten, (zwischen 370 und 375 geboren) für das Reich zu schlimmem Verhängniß bestimmt waren. Die Haustruppen scheint der iberische General Bacurius geführt zu haben.

Noch in tiefer Trauer um den plötzlichen Tod seiner Gemahlin Galla, schickte sich Theodosius an, gegen Ende Mai 394 aus Constantinopel zur Armee abzureisen. Rufinus erhielt die Leitung der Geschäfte; unter seiner Obhut blieben des Kaisers Söhne, Arcadius, (geboren 377, und seit dem 16. oder 19. Januar 383 Augustus) und Honorius (geboren 384, und am 20. November 393 zum Augustus erhoben). Sobald der Kaiser die Armee erreicht hatte, ging er vorsichtig weiter westwärts, um den schweren Kampf mit dem Genie Arbogasts aufzusuchen, der sein Heer am inneren Abhange der julischen Alpen concentrirt hatte und zunächst die Pässe nur leicht vertheidigte. Als Theodosius, von Aemona kommend, zu Anfang September von den Höhen der Alpen herabstieg, fand er das feindliche Heer östlich von Aquileja, am Flusse Frigidus, (jetzt Wippach in der Grafschaft Görz) gelagert. Sogleich (5. September) ließ der Kaiser die Generale Gainas, Saul und Bacurius mit Gothen und anderen fremden Hilfstruppen zum Angriff vorgehen. Aber an der furchtbaren Gegenwehr des Arbogast scheiterte ihre ungestüme Tapferkeit; vollständig geschlagen und mit schweren Verlusten (allein 10,000 Gothen, dazu Bacurius, waren gefallen) mußten sie mit Einbruch der Nacht in voller Auflösung auf das Hauptheer sich zurückziehen. Die Hauptschlacht am 6. September, auf deren Annahme der Kaiser wider die Meinung seines Stabes mit höchster Entschlossenheit bestand, schien unter den schlimmsten Umständen geschlagen werden zu müssen. Denn der kühne und schlaue Arbogast ließ seinen Gegner während der Nacht auf beiden Flanken durch Seitenpässe umgehen und bedenklich im Rücken bedrohen. Theodosius war also am Morgen des entscheidenden Tages strategisch nahezu matt gesetzt. Da rettete ihn aus der höchsten Verlegenheit einer der Zwischenfälle, wie sie für die

römischen Bürgerkriege so oft charakteristisch gewesen sind. Ohne daß wir wissen, aus welchem Grunde: der Führer des aus Barbaren bestehenden Umgehungskorps, General Arbitrio, brach dem Kaiser Eugenius die Treue und führte gegen gewisse, sofort ihm zugestandene Bedingungen seine Kolonnen dem Theodosius zu. Und als der Kaiser glücklich genug gewesen war, ohne feindlichen Angriff sein Heer aus den gefährlichen Defileen, die er bei dem Aufmarsche zu passiren hatte, herausziehen zu können: da erhob sich mitten unter dem blutigen Ringen der beiden Armeen mit einem Male vom Karst her eine Bora, der gefährliche Stoßwind dieser Landschaft, der nun mit seiner Wuth und seinen Staubmassen die Truppen des Usurpators verwirrte. Noch

Goldmedaillon Theodosius des Großen, mit der gleichzeitigen Oese (Originalgröße).

Solche Medaillons wurden als Ehrenzeichen an Ketten getragen. Die Buchstaben am Anfang der Umschrift DN bedeuten Dominus Noster, die am Ende PFAVG Pius Felix Augustus, damals die offiziellen Titel. Auf der Kehrseite hält der Kaiser das Labarum mit dem Monogramm Christi aus *X* und *P*. Das Stück ist in AQuileia geprägt; *OB* ist die griechisch geschriebene Zahl 72; alle Goldmünzen wurden nach dem zweiundsiebziger Fuß geprägt, 72 Solidi aus dem Pfunde Goldes. Dies Stück wiegt, wenn man die Oese abrechnet, 9 Solidi, ist also 1/8 Pfund. (Königl. Münzcabinet zu Berlin.)

wogte der Kampf, da fiel Eugenius in die Hände der Theodosianer, die ihn vor den zürnenden Sieger brachten und dann sogleich tödteten. Als der Rest seiner Truppen das Haupt ihres Führers auf einer Stange durch die feindlichen Reihen tragen sah, da schwenkten auch diese zu Theodosius ab, und der flüchtige Arbogast hatte keine Wahl, als in einem Alpenthale sich selbst den Tod zu geben.

Zum Theil durch Ambrosius bestimmt, verfuhr der Sieger, der von seinem Schlachtfelde die beiden Armeen nach der Gegend von Mailand führte, mit ungemeiner Milde gegen die Anhänger der überwältigten Machthaber. Das neu belebte Heidenthum sank nach der Katastrophe am Frigidus sofort zusammen: der Kaiser persönlich ertheilte noch einen Befehl, der in der antiken Welt sehr bitter empfunden wurde. Die Olympischen Spiele nämlich sollten

nicht länger gefeiert werden. Der letzte uns bekannte olympische Sieger war noch neuerdings der armenische Ritter Varaztad gewesen. Die Griechen hatten 393 zum letzten Male in alter Weise die Spiele gefeiert, mit denen die letzte (die 293te) Olympiade begann. Nun sollte auch diese prächtige Ruine des antiken Lebens schwinden, und zunächst (so scheint es) wurde das uralte Zeusbild des Pheidias nach Constantinopel abgeführt. Bald aber sollte ein anderer Konduкt durch die Straßen der neuen Welthauptstadt sich bewegen.

In Folge der furchtbaren Strapazen der letzten Zeit war nämlich Theodosius nach den Kämpfen am Frigidus an der Wassersucht erkrankt. Schwer leidend, ließ er durch Serena den zehnjährigen Honorius nach Mailand berufen, und als sein Leiden immer bedenklichere Fortschritte machte, empfahl er seine Söhne der Obhut des gewaltigen Stilicho. In der Nacht des 17. Januar 395 erlag er seiner Krankheit; seine Asche ist am 8. November dieses Jahres in der Apostelkirche zu Constantinopel feierlich beigesetzt worden.

Es war bestimmt worden, daß der ältere Sohn des todten Kaisers, Arcadius, für den zur Zeit Rufin die Geschäfte führte, den Orient, der Knabe Honorius, der unter Stilichos Vormundschaft stand, das Abendland regieren sollte. Die Grenzen liefen jetzt so, daß unter definitiver Zerschneidung der illyrischen Länder Dalmatien, Pannonien und Noricum nunmehr bei dem Westen, die Provinzen des östlichen, zur Zeit von Thessalonike aus verwalteten Illyricum bei dem orientalischen Reiche blieben. Es war nicht die Absicht des Theodosius gewesen, das Reich für alle Zeiten zu theilen. Es schien so, als sollten sich nur die Zustände wiederholen, wie bei dem Emporkommen der Pannonischen Dynastie. Aber, wie sich bereits seit deren Zeit die Völker des Reiches in dessen beiden großen Hälften daran gewöhnt hatten, die chronische Zerlegung des ungeheuren Gebietes unter mehrere Herrscher als etwas Herkömmliches anzusehen: jetzt nahm auch die Geschichte eine Wendung, in Folge welcher beide Theile sich mehr und mehr zu selbständigen Staaten entwickelten, und die 395 vollzogene Trennung sich schnell zu einer ewigen gestaltet hat. Einerseits nämlich erblühten, was früher nicht der Fall gewesen, zu Byzanz wie in Italien zwei spanische Dynastien von verhältnißmäßig langer Dauer. Andrerseits aber entwickelten sich gleich nach des Theodosius Tode zwischen den leitenden Ministern der Höfe von Mailand und Byzantion so tiefe und feindselige Gegensätze, daß die beiden Reiche von Anfang an für lange in sehr scharfe Gegnerschaft wider einander getrieben wurden: ein Verhältniß, welches auch nach Herstellung des Friedens wuchtig in die Tiefe und in die Breite weiter gewirkt hat.

Honorius.

Als der große Kaiser gestorben war, erblickte das Reich den zur Zeit mächtigsten Mann in dem Vandalen Stilicho, dem Theodosius das Oberkommando über die in Oberitalien noch vereinigte Armee übertragen hatte. Aber

die Schwierigkeiten waren groß; es kostete viele Mühe, die blutigen Schlägereien zwischen den im letzten September siegreichen und den besiegten Truppen zu beschwichtigen. Ein Theil derselben, namentlich föderirte Gothen unter Alarich, wurden nach Hause geschickt. Dann aber eilte Stilicho nach Gallien, um an der Spitze einer Heeresabtheilung am Rhein die Grenzen zu besuchen, und überall den Einfluß des Reiches geltend zu machen, und namentlich bei den Franken durch neue Verträge die Ruhe der römischen Provinzen zu sichern. Während er in solcher Weise erfolgreich wirkte und bereits deutlich zeigte, daß er das ausschließliche Interesse für das Wohl des römischen Reiches mit deutscher Heldenkraft zu vereinigen wußte, war auf der Balkanhalbinsel ein großes Feuer aufgegangen.

Die Westgothen fanden sich mit der seit 382 geschaffenen Lage großentheils unzufrieden. Vielen galt sie doch immer als eine Art Knechtschaft. Intelligentere Führer sahen mit Unbehagen, daß allmählich der Zusammenhang des Volkes sich auflöse; sie ahnten, daß ihr Volk zwar langsam, aber doch unaufhaltsam sich romanisiren müsse. Die gothischen Krieger, die im Inneren des Reiches gewesen waren, wußten recht wohl, wie gehässig überall die Griechen und Romanen sie ansahen, und wie wenig die öffentliche Stimmung die Politik des Theodosius billigte, der die Gothen zu Tausenden in allen Stellungen verwendet hatte. Der Haß und die Verachtung, die man gegen die Barbaren hegte, war ihnen in zahlreichen Konflikten, blutigen und tückischen Thaten begegnet. Die Sehnsucht, die gute, alte Zeit des Herzogs Fritigern zu erneuern, war wieder erwacht, — in einem Moment, wo der ebenso verehrte, wie gefürchtete Theodosius nicht mehr die Zügel führte, wo ferner die Balkanhalbinsel von Truppen fast entblößt, der Minister Rufinus aber nach Antiochia abgereist war. Und nun fanden die Gothen einen Führer, wie sie ihn brauchten: den Armin des fünften Jahrhunderts. Der junge Alarich sah die mächtige Aufregung seiner Landsleute; da erwachte bei ihm zuerst der Plan, mit Hilfe der Gothen sich eine hohe militärische Stellung, wie sie so viele Deutsche schon gewonnen hatten, zu ertrotzen. Gelang das nicht, so blieb der Weg offen, zu der Praxis Fritigerns zurückzukehren. Noch vor des Rufinus Abreise nach Syrien hatte er für sich einen hohen militärischen Rang gefordert. Rufinus aber, der wahrscheinlich zu der Partei gehörte, welche die gothenfreundliche Politik des todten Kaisers mißbilligte, hatte ihm das wegen seiner Jugend abgeschlagen, und bei barschem Auftreten des Gothen die unbesonnene Drohung ausgesprochen, er werde bei unbotmäßiger Haltung der Gothen ihnen die Jahrgelder kürzen.

Da hatte sich Alarich kurz entschlossen. Die Gothen, soweit sie nicht in Regimentern im Reiche standen, oder zu dem Stamme (S. 805) des Ulfila, oder zu der jetzt durch den Heiden Fravitta geführten Partei des alten Athanarich gehörten, folgten im Nu seinem Rufe zur Empörung. Durch transdanubische Barbaren verstärkt, bildete sich die Masse eines neuen, freien Westgothenvolkes. Sie wählten im April 395 den Alarich zu ihrem König, — und

als Rufinus wieder in der Residenz eintraf, fand er die neuen Feinde unter wilden Verheerungen auf dem Marsche durch Thrakien nach dem Bosporus. In dieser schlimmen Verlegenheit, zugleich am Hofe durch eine intrigante Gegenpartei unter dem Kammerherrn Eutropius bedrängt, dabei in seiner eifersüchtigen Abneigung gegen Stilicho entschieden darauf bedacht, die persönliche, ihm höchst bedenkliche Ankunft des Vandalen mit der Reichsarmee vor Byzanz zu verhindern, griff der schlaue Staatsmann zu den Mitteln der feinsten diplomatischen Künste; leider hat er aber nicht nur sich selbst in seinem Netz gefangen, sondern auch den Ruin Griechenlands, wenn auch wider Willen verschuldet. Die Schilderung der nächstfolgenden Katastrophe trägt bei der Natur unserer Nachrichten sehr bestimmt den Charakter der Hypothese, was nicht verschwiegen werden darf. Wir nehmen als wahrscheinlich folgenden Verlauf an. Rufinus forderte gleichzeitig in Mailand für Arcadius die Rücksendung der oströmischen Armeekorps, und bestimmte unter den Mauern von Constantinopel den jungen Gothenkönig durch Geschenke und persönliche Verhandlungen zum Abmarsch nach Westen. In hochmüthiger Unterschätzung des jungen Barbaren scheint er ihn bestimmt zu haben, einen Einfall in Italien zu versuchen; so konnte Stilicho zu Hause beschäftigt, Alarich in das Verderben getrieben werden. Rufinus aber hatte nicht mit dem natürlichen Scharfsinn des Gothenkönigs gerechnet, der sich im Stillen vorbehielt, immer nur soweit zu gehen, als es mit den gothischen Interessen vereinbar sein würde.

In der That zog die gothische Masse nach Dalmatien und Pannonien. Als man aber der italischen Grenze sich näherte, erfuhr Alarich, daß Stilicho in aller Eile aus den Rheinlanden nach Mailand zurückgekehrt war, und mit der großen Armee zur Niederwerfung der gothischen Erhebung sich näherte. Alarich war viel zu klug, es mit der Uebermacht des großen Heermeisters zu versuchen; er schwenkte daher sofort südwärts ab, durchzog von Dalmatien aus die Ostküste der Adria, bis er bei Nikopolis den Golf von Ambrakia erreichte. Hier durch das Meer aufgehalten, wandte er sich wieder nordostwärts, überschritt den Pindus unter höchst verlustvollen Kämpfen mit den thessalischen Landmilizen, und breitete sich verheerend in der Ebene des Peneios aus. Nun hatte Stilicho inzwischen sein großes Heer bis nach Thessalonike geführt, und die Gothen waren verloren, wenn er sich jetzt wuchtig auf sie stürzte. Da wurden sie durch die Politik Rufins gerettet. Arcadius war wie Honorius ein völlig beschränkter Kopf, — nur die Töchter des großen Theodosius hatten den Geist des Vaters geerbt. Arcadius ließ sich also durch seinen Großwessir zu der unsinnigen Politik bekehren, die das Abendland als einen völlig fremden Staat behandelte, und ertheilte Stilicho peremtorisch den Befehl, die oströmischen Korps sofort nach Constantinopel zu dirigiren, das abendländische Heer aber sofort aus den Grenzen des Ostreiches zu entfernen. Stilicho in seiner deutschen Art der Vasallentreue und der Pietät gegen seines Wohlthäters Theodosius Haus mochte nicht ungehorsam sein; er marschirte also nach Dalmatien ab.

Darüber ging denn Griechenland zu Grunde. Alarich nämlich, der es nicht wagen konnte, sich wieder nordwärts zu wenden, beschloß, sich auf das seit mehr denn 100 Jahren nicht ernstlich ausgeraubte Griechenland zu werfen, wo ihm denn auch bei der Entblößung des Landes von mobilen Truppen so gut wie kein Widerstand begegnet ist. Um so mehr, weil vor 20 Jahren ein schreckliches Erdbeben die Mauern der meisten griechischen Städte zerrissen hatte. Nur Theben, Athen und Megara waren haltbare Plätze. So konnte sich eine schreckliche Verwüstung über Hellas ausbreiten, der nur die genannten Orte entgingen. Der christliche Fanatismus der Gothen gegen das Heidenthum, der arianische gegen die griechischen Homousianer, gaben dem Werke der Zerstörung einen schauerlichen Nachdruck. Nur mit Athen schloß Alarich eine Kapitulation; offenbar mußte er befürchten, daß Rufinus, wie es wohl auch dessen Plan war, die oströmische Armee ihm nachsenden würde, und vor den Mauern von Athen durfte er sich nicht fassen lassen. Dagegen, es war tief im Herbst 395, fand der Mysterientempel zu Eleusis jetzt seine Zerstörung, und noch schlimmer ging es dem Peloponnes, der systematisch zerstampft wurde. Denn neben der dämonischen Zerstörungswuth beherrschte den König noch ein anderer Gedanke. Offenbar erschien ihm diese isolirte Halbinsel als ein überaus geeignetes Gebiet innerhalb des Reiches, wo seine Gothen sicher und von römischen Einflüssen unberührt sich würden festsetzen können.

An Hilfe von Constantinopel aus war gar nicht zu denken. Denn zum allgemeinen Entsetzen hatte bei der ersten Revue, welche Arcadius am 27. November 395 in der Campagna von Konstantinopel über die zurückgekehrte Armee abhielt, der gothische General Gainas (ob mit Stilicho im Einverständniß, ist unsicher) den Rufinus in Stücke hauen lassen. Und nun, wo der armselige Eutropius, jetzt Oberkammerherr und leitender Minister, die Zügel der Regierung erhielt, war man vollkommen rathlos, und wagte am wenigsten, den Gothen Gainas gegen Alarich ins Feld zu schicken. Da veranlaßte die furchtbare Erbitterung der gesammten christlichen und heidnischen Welt über das grausame Schicksal des Lieblingslandes jener Tage, und persönliches Interesse an der Erstickung des gefährlichen Brandes, den Stilicho, nun doch rettend einzuschreiten. Die Hilfe, die er in Constantinopel anbot, wurde diesmal angenommen. Und nun führte der ausgezeichnete Feldherr von Dalmatien aus ein starkes Heer zu Schiffe mit Einem Rucke im Beginn des Sommers 396 nach den Ruinen von Korinth, sperrte den Isthmus, theilte seine Armee in mehrere Kolonnen, und drängte durch eine Art Kesseltreiben die Schaaren Alarichs endlich insgesammt auf den Hochebenen des Gebirges Pholoe zusammen, wo er sie nun immer enger einschloß. Soweit waren die Ruinen von Griechenland gerettet.

Nun aber, so scheint es, spielte die Kabinetspolitik des Eutropius, der die Politik des Rufinus gegen das Abendland fortsetzte, anscheinend mit dem Gedanken, sich auf Kosten des Stilicho mit dem fast schon zur Ver-

zweiflung getriebenen Alarich zu vertragen. Unter diesen Umständen hielt es der Vandale für sachgemäßer, sich den König der Gothen als künftiges Werkzeug für seine Politik gegen die Oströmer aufzusparen. Unter einiger Wahrung der militärischen Decenz wurde die eiserne Umklammerung des Pholoe in der Art gelockert, daß die Gothen nordwärts ausbrechen, den Sund bei Rhion überschreiten und durch Aetolien nach Epirus entkommen konnten. Die Folge war, daß Arcadius dem Stilicho den Befehl ertheilte, unverzüglich den Peloponnes zu räumen, ihn dann durch seinen Senat als Reichsfeind erklären, seine Güter im östlichen Reiche konfisciren ließ. Mit Alarich wurde i. J. 397 ein Friede geschlossen, der den Gothen Epirus und die Küste bis über Dyrrhachion hinauf überließ und dem Gothenkönig die Stellung als kommandirender General in Illyricum gewährte. So lagerte er auf den Grenzen beider Reiche, von Byzanz wie von Mailand her umworben. Die Theilung aber des römischen Reiches war zwei Jahre nach des Theodosius Tode zu offener Feindschaft zwischen beiden Reichen erweitert worden.

Ehe wir uns nun anschicken, die entscheidende Wendung der römisch-deutschen Verhältnisse im Laufe des ersten Jahrzehnts des fünften Jahrhunderts zu schildern und nachher nur noch summarisch das Auseinanderfallen des Westreiches zu skizziren, werfen wir noch einmal einen Blick auf die litterarische Bewegung des Theodosianischen Zeitalters und der unmittelbar daran sich schließenden Zeit. Allgemein zu beachten bleibt, daß noch immer, und dieses in den abendländischen Provinzen bis in die Tage der endlichen Ueberfluthung durch germanische Eroberer, im Westen die alten Bildungsanstalten, namentlich in Italien, Afrika und Südgallien fortbestehen und in altgewohnter Weise benutzt werden. Ebenso setzt sich noch immer die Kunst der Prachtrhetorik fort, die ihre glänzendsten Triumphe bei Empfangs- und Begrüßungsreden zu Ehren der Kaiser feiert. Hatten unter den geistig und politisch hochstehenden Männern des Zeitalters in Byzanz Themistios, in Rom Symmachus nach dieser Seite ihren Ruf seit Alters begründet, so glänzte speziell als Lobredner (389) des großen Theodosius ein Landsmann und Freund des Ausonius, nämlich der Rhetor Latinus Drepanus Pacatus, durch Eleganz und lebhafte Kunst der Darstellung. Neben solchen Studien blühte andauernd die Grammatik: und gerade aus dieser Periode stammt ein sehr reichhaltiger, nach Seite der Realien wichtiger Kommentar zu Vergils Gedichten, aus der Feder des Grammatikers Servius Honoratus in Rom, der etwa 355 geboren sein wird. Noch jünger war Macrobius Theodosius zu Ende des vierten, und in den ersten Jahrzehnten des fünften Jahrhunderts, ein sehr vornehmer, seit 399 in hohen Verwaltungsämtern und Hofchargen auftretender Römer, der ganz der Richtung des von ihm lebhaft bewunderten Symmachus folgte und in seinen jüngeren Jahren noch als eifriger Anhänger der alten Kulte erscheint. Als Schriftsteller kommentirte er Ciceros „Traum des Scipio" und hinterließ sieben Bücher „Saturnalia", in denen (unter starker Benutzung des Seneca und

Plutarch, wie des Gellius und Servius) in dialogischer Form eine Reihe von Momenten der Litteratur (namentlich Vergil) und der alten römischen Kultusverhältnisse erörtert werden. Den Rahmen bilden Tischgespräche an den Tagen der Saturnalien, die dem 385 verstorbenen Prätextatus und dessen Freunden in den Mund gelegt sind. Viel näher dagegen war der Gegenwart getreten der Graf Flavius Vegetius Renatus, der zwischen 384 und 395 ein wesentlich historisches Werk über das römische Militärwesen schrieb, welches (wahrscheinlich) dem Kaiser Theodosius gewidmet war.

Weitaus aber die bedeutendste litterarische Erscheinung jenes Zeitalters war das Geschichtswerk des Ammianus Marcellinus von Antiochia (zwischen 325 und 400), der, obwohl Grieche von Geburt, nach mehr als dreißigjähriger, verdienstvoller soldatischer Laufbahn (bis 378), in Rom bis gegen 390 eine Fortsetzung des Tacitus in 31 Büchern (von 96 bis 378 n. Chr.) verfaßt hat. Erhalten ist nur die Geschichte seines Zeitalters seit 353. Nach Seiten des lateinischen Styles und der Sprache nichts weniger als glänzend, behauptet dagegen Ammian die höchste Bedeutung durch die Bravheit seines Charakters und die derbe Ehrlichkeit seines Urtheils, durch seine verständige Beurtheilung und die scharfe Auffassung der Personen, Zustände und Ereignisse, über die er berichtet.

Die Frage, ob Ammianus zu den Christen gezählt habe, ist unter den Forschern streitig. Sicher aber, daß gerade in diesem Zeitalter die homousianische Kirche nicht nur die Alleinherrschaft erobert hat, sondern auch litterarisch sehr wirksam, theilweise glänzend, vertreten war. Neben der imposanten Gestalt des Ambrosius, der am 4. April 397 gestorben ist, erscheint für jenes Zeitalter als der gelehrteste Repräsentant des Christenthums, als der „Disputator und Dialektiker der streitenden Kirche", der geistreiche, streitbare und leidenschaftliche Dalmatiner Hieronymus von Stridon (etwa 340 geboren). Zu Rom rhetorisch gebildet, mit Cicero, Vergil, Horatius, Terenz und Persius wohl vertraut, und als Sekretär des Bischofs Damasus (S. 791) über die Zustände der römischen Gesellschaft auf das genaueste unterrichtet, später der berühmte geistliche Freund und briefliche Berather einer Reihe hochstehender römischer frommer Damen, hat er sich 386 in ein Kloster bei Bethlehem zurückgezogen, wo er nach Abfassung sehr zahlreicher exegetischer, historischer und polemischer Schriften, in denen seine rhetorische Richtung in eigenthümlicher Weise mit seiner asketischen Haltung sich verbindet, und nicht minder zahlreicher Briefe, endlich am 30. September 420 gestorben ist. Die großartigste christliche Erscheinung der folgenden Zeit, das größte produktive Genie der alten Kirche, der Afrikaner Aurelius Augustinus (354 bis 430), berührt sich bereits mit den eben genannten Männern. Am 13. November 354 zu Tagaste in Numidien geboren, zu Madaura und Karthago litterarisch gebildet; zuerst nach einer stürmischen Jugend Lehrer der Rhetorik in Afrika, Rom und Mailand, und längere Zeit Anhänger des Manichäismus, ist er 386 durch Ambrosius in durchgreifender Weise für das Christenthum gewonnen und

Ostern 387 getauft worden. Nunmehr eine wahre Zierde der Kirche, ist Augustin in dem afrikanischen Hippo Regius (jetzt Bona) i. J. 392 Presbyter, schon gegen 395 aber Bischof geworden, um bis zu seinem Ende (28. August 430) dieses Amt zu verwalten: sein Tod erfolgte mitten unter den Stürmen des Vandaleneinbruches in sein Vaterland. Die Bedeutung des großen Afrikaners, des bedeutendsten und am meisten praktischen Dogmatikers seiner Zeit, für jene und noch mehr für eine viel spätere Periode der Religionsgeschichte, erörtern wir hier nicht mehr; nur erinnert sei daran, daß die ihm eigenthümliche Verbindung scharfen Verstandes mit glühender Phantasie, spekulativer mit dichterischer Begabung seiner litterarischen Thätigkeit einen durchaus frischen und originellen Charakter verliehen hat.

Auch die lateinische Historiographie ging nach Ammianus in christliche Hände über. Während aber der aquitanische Presbyter Sulpicius Severus (365 bis 425), der Biograph des h. Martin von Tours, bei seiner Weltgeschichte, die er zu einem guten und angenehmen Lesebuch auf Grund guter klassischer Quellen gestaltete, nach den alten Mustern arbeitete, schrieb, beziehentlich vollendete sein Zeitgenosse, der spanische Presbyter Orosius von Tarraco (geb. gegen 390), zu Braccara in Lusitanien um 416/8 einen von Adam bis zum Jahre 410 n. Chr. herabreichenden Geschichtsabriß in sieben Büchern, der (hauptsächlich auf die Bearbeitung der Chronik des Eusebios durch Hieronymus, wie auf Livius und Eutropius gestützt) die apologetische Tendenz verfolgt, das Christenthum gegen den von heidnischer Seite oft erhobenen Vorwurf zu vertheidigen, als trage es die Schuld an dem Verfall des römischen Reiches und an den neuerdings immer furchtbarer über die alte Welt hereingebrochenen Kalamitäten. Mangel an Korrektheit und Flüchtigkeit der Quellenbenutzung schmälern den Werth des Werkes gar sehr, dem wirklich nennenswerthe historische Schriften lateinischer Zunge nicht mehr gefolgt sind.

Viel glücklicher als Orosius in der Geschichtsschreibung bewegte sich dagegen der christliche Dichter Aurelius Prudentius Clemens aus dem spanischen Calagurris (348—410) in gewandter Verwendung namentlich des epischen Versmaßes. Besonders seinen Märtyrergeschichten wird Lebendigkeit und Anschaulichkeit nachgerühmt. Mit ihm wetteifert ein fein gebildeter und formgewandter Verwandter und Schüler des alten Ausonius, Meropius Pontius Anicius Paulinus aus Burdigala (353—431), der 389 Christ wurde und 409 zum Bischof von Nola erwählt worden ist. Die heidnische Welt dagegen brachte damals noch zwei immerhin bedeutende Dichter hervor: zunächst den Alexandriner Claudius Claudianus, der trotz seiner griechischen Abkunft sich mit erstaunlicher Gewandtheit in die lateinische Sprache und in die Dichter der klassischen Zeit eingelebt hatte; es ist ihm gelungen, bei eminentem Formtalent deren Sprache und Versbau vollkommen sicher zu handhaben. Nicht ohne erhebliche rhetorische Uebertreibung arbeitend, aber vielseitig begabt, von reicher und fruchtbarer Phantasie, hat er neben einem mythologischen Gedicht über den Raub der Proserpina namentlich die Ereignisse der Zeit-

geschichte von 395 bis 403 n. Chr. zu Motiven seiner Dichtungen gewählt, bei denen es ihm dann darauf ankam, seinen hochverehrten Gönner und Freund, den großen Vandalen Stilicho, zu feiern und in das idealste Licht zu stellen, und dessen Gegner Rufinus und Eutropius mit leidenschaftlicher Erbitterung anzugreifen. Des gewaltigen Mannes Sturz (408) scheint er nicht überlebt zu haben. Gegen die schreckliche Veränderung aber, welche nach des Stilicho Untergang über Italien und Gallien hereinbrach und gegen die siegreiche Macht des Christenthums athmet noch einmal herben Widerspruch das Gedicht des vornehmen Galliers Claudius Rutilius Namatianus, welcher 412 weströmischer Staatskanzler und 414 Stadtpräfekt in Rom gewesen war, und 416 in elegischen Formen die Eindrücke seiner Heimreise von Rom nach seinen durch Gothen verheerten gallischen Gütern schilderte.

Die griechische Welt war neben der Arbeit anderer Philosophen und Rhetoren auf heidnischer Seite namentlich durch den Rhetor und neuplatonischen Philosophen Eunapios von Sardes, einen der leidenschaftlichsten Anhänger des alten Heidenthums, vertreten. Etwa 347 geboren und durch Chrysanthios erzogen, nachher seit 362 etwas über fünf Jahre lang Student zu Athen, später aber (vielleicht zuerst zu Athen, dann in seiner Heimath) selbst Rhetor, hat er einerseits die Biographien einer Anzahl namhafter griechischer Sophisten besonders des vierten Jahrhunderts verfaßt, vor Allem aber das allgemeine Geschichtswerk des Atheners Dexippos von 270 bis auf die Zeit des zweiten Theodosius fortgesetzt, die er als Greis noch erlebte. Von diesem Werke, (welches dann der Historiker Olympiodor aus dem oberägyptischen Theben, Beamter am Hofe des Honorius, für die Zeit von 405 bis 427, für das weströmische Reich fortsetzte,) sind jedoch nur Fragmente übrig. Er hatte namentlich in der ausführlichen Schilderung der Zeit seit Julian den schroffsten Gegensatz gegen das Christenthum herausgekehrt, was später der Erhaltung des Buches erheblichen Eintrag that. Die Chronologie hatte er dabei ungebührlich vernachlässigt. Sehr wesentlich auf ihn stützte sich dann ein anderer gleichgesinnter Heide, „Graf" (Geheimrath) Zosimos, fiskalischer Beamter (Finanzrath) in Constantinopel, dessen Lebenszeit jedoch nicht mit voller Bestimmtheit zu ermitteln (vielleicht aber doch in das fünfte Jahrhundert zu setzen ist) ist, in seiner von den ältesten Zeiten bis 410 n. Chr. herabgeführten allgemeinen Geschichte, die jedoch nur für die Zeit seit Constantin I. ins Speziellere ging und namentlich seit Theodosius I. detaillirter gehalten war.

Unter den christlichen Repräsentanten des geistigen Lebens griff nach den großen kappadokischen Priestern namentlich ein syrischer Geistlicher auch in die politische Geschichte fühlbar ein, der berühmte Johannes, dem seine feurige Beredtsamkeit den Namen Chrysostomos erworben hat. Zuerst in Antiochia ein hoch geschätzter Presbyter, Diakonus und beliebter Kanzelredner, ist er, als der 381 auf Gregor von Nazianz folgende Patriarch Nectarius von Constantinopel zu Ende des Septembers 397 gestorben war, zu Ende

Februar 398 nach der Residenz berufen worden. Er war der größte Kanzelredner der Zeit, von Gedankenreichthum und Poesie, von Schwung und Feinheit des Wortes, voll reicher Erfahrung und Kenntniß des menschlichen Herzens, und bei höchst freimüthiger Haltung ein ausgezeichneter, nicht von abstraktem Dogmatismus befangener Seelsorger. Sein Freimuth aber brachte ihn endlich in Conflikt mit des Kaisers Arcadius Gemahlin (seit 395), des verstorbenen fränkischen Generals Bauto Tochter Eudoxia. Am 20. Juni 404 mußte er in die Verbannung ziehen nach dem armenisch-kappadokischen Kukusos, wo er 407 gestorben ist.

Unter den alten großen Studienanstalten des Reiches im Osten hat sich Alexandria trotz aller inneren Stürme bis zur Zeit der arabischen Eroberung mit seinen exakten Wissenschaften und mit seiner Philosophie erhalten. Nur daß die letztere nach der grauenhaften Ermordung der edlen und schönen heidnischen Philosophin Hypatia (415) durch wüthende Mönche und Hafenpöbel den Zusammenhang mit dem spezifisch heidnischen Wesen mehr und mehr hat fallen lassen. In Athen dagegen ist nach des Sophisten Himerios Ableben (385 oder 390) die seit etwa 360 hier angepflanzte neuplatonische Philosophenschule immer bestimmter in den Vordergrund getreten und hat unter Verhüllung ihrer tief heidnischen Tendenzen unter einer Wolke mystischer Dunkelheit in stillem Gegensatz zu den immer energischer christianisirenden Tendenzen des byzantinischen Hofes, und zu der seit 425 durch Theodosius II. bedeutend ausgedehnten Universität zu Constantinopel sich erhalten, bis zuletzt gegen Ende des Jahres 529 ein brutaler Gewaltschritt Justinians I. das berühmte, während des 5. Jahrhunderts mehrfach auch von jungen studirenden Damen besuchte, Institut für immer vernichtete. Inzwischen war freilich der alte Riesenbau des abendländischen Reiches schon seit fünfzig Jahren in Trümmer zerfallen und hatte einer ganz neuen Staatenwelt den Platz geräumt.

Schluß.

Die Auflösung des abendländischen Reiches.

Erstes Kapitel.

Von Stilicho bis Aëtius.

Nach seiner Rückkehr von den arkadischen Bergen mußte Stilicho die Hoffnung aufgeben, auch das Ostreich zu leiten. Um so energischer hat er für den armseligen Knaben Honorius die Diktatur geführt. Seine innere Politik war in der That vortrefflich. Mit schonender Hand hat er der noch von dem letzten Bürgerkriege her schwankenden Rechtsunsicherheit ein Ende gemacht. Milde und Gerechtigkeit leiteten seine Erlasse. Auch in der Kirchenfrage trat er viel maßvoller auf, als früher Theodosius. Kultusfreiheit freilich konnte er nicht mehr wagen zu gewähren. Soweit nicht die Donatisten trotzig ihr Recht behaupteten, blieben die Tempel der Heiden und die Kirchen der akatholischen Denominationen geschlossen. Aber die schmähliche Plackerei und Verhetzung der letzten Decennien hörte auf, und während seiner Regierung drang der Versuch der homousianischen Eiferer nicht durch, Ehren und Aemter an das nikänische Bekenntniß zu knüpfen. Mit Ausnahme der verbotenen Opfer wurde den Heiden ein weiter Raum zur Feier ihrer Feste gelassen, die Tempelstürmerei kräftig in Schranken gehalten. Auch sonst war die Verwaltung gut und kräftig. Stilicho betrieb mit Eifer die Herstellung der vielfach verfallenen Chausseen; den Gewaltthaten und Uebergriffen der Soldaten, der Richter, der Steuererheber wurde nach Möglichkeit gesteuert, dabei namentlich für die polizeiliche Sicherheit der Welthauptstadt Rom, die in Folge der letzten inneren Kriege arg verfallen war, mit großer Klugheit gesorgt. Den Senat durch rücksichtsvolles Verfahren für sich zu gewinnen, war die eine wesentliche Sorge des großen Vandalen, wie andrerseits jene, den jungen Kaiser in seiner Hand zu behalten, um nicht schließlich doch durch die seit Alters den Hof umlagernden Intriganten in seiner Stellung erschüttert zu werden. Daher hat er den Honorius schon 398 mit seiner jugendlichen Tochter Maria vermählt. Freilich hat auch dieser pflichttreue Staatsmann, dieser geniale Politiker seiner nichtsnutzigen Zeit die Schuld bezahlt; und wenn der Ruf der Uneigennützigkeit und der Treue gegen des Theodosius Haus

ihm bis zu Ende geblieben ist, so hat doch auch er in Intrigue, Gewaltthat und verwerflicher List manches gethan, was des großen Mannes wenig würdig war, wie schon die letzte Intrigue mit Alarich. Aber im Ganzen überragt Stilicho die Pygmäen dieser Zeit doch riesengroß, und darf, wie fünfzig Jahre später der viel schlimmere Aëtius, zu den letzten Heldengestalten der untergehenden Welt der Romanen gezählt werden.

Die Verwaltungsthätigkeit Stilichos tritt allerdings für uns erheblich zurück hinter den schweren Waffenkämpfen, die er, zum Theil dabei durch byzantinische Intriguen genirt, seit seiner Rückkehr vom Pholoë fast unablässig zu bestehen hatte. Schon im Jahre 397 erhob sich, durch Eutropius aufgestachelt, der mauretanische Fürst Gildo (S. 789) wider das Reich und brachte durch Abschneidung der Kornzufuhren namentlich Rom in große Verlegenheit, — auch diesmal unter erheblicher Mitwirkung der Donatisten, deren Bischof Optatus eine systematische Vertheilung der großen Güter unter die empörten Bauern veranlaßte. Da gelang es, im Jahre 398 durch die Hilfe eines andern Prinzen dieses nichtsnutzigen Geschlechts, des Mascezel, (Gildos Bruder), der das Blut seiner Söhne an Gildo zu rächen hatte, des Aufstandes unerwartet schnell Meister zu werden. Es ist aber für die entsetzliche Zeit charakteristisch, daß der bald darauf erfolgte Tod des Siegers einem heimlichen Befehle Stilichos zugeschrieben werden konnte, der, so scheint es, aus Staatsraison die ungeheuren Besitzungen des umgekommenen Gildo nicht wieder in eine fremde Hand wollte gelangen lassen.

Nur zu bald aber mußte Stilicho alle Kraft anwenden, um einen furchtbaren Angriff der Westgothen Alarichs von Italien abzuwehren. Im oströmischen Reiche war neuerdings der Staatsminister Eutropius gestürzt worden. Die phrygischen Ostgothen (S. 817) hatten sich im Frühling d. J. 398 unter des Reiteroberſten Tribigild Führung empört, und brachten dadurch über die kleinasiatischen inneren Landschaften zwischen den pisidischen Hochgebirgen und den Meerengen schlimme Verheerung. Der westgothische General Gainas aber, der sie bekämpfen sollte, benahm sich so zweideutig, daß i. J. 399 der schon halb gedämpfte Aufstand wieder aufflackern konnte, und erzwang endlich gegen Ende Januar d. J. 399, vielleicht in heimlichem Einverständniß mit Stilicho, den Sturz Eutrops und mehrerer anderer einflußreicher Römer. Als dann aber Gainas weiter ging, um in irgend welcher Gestalt die leitende Stellung im Ostreich an sich zu reißen und im Frühling 399 wieder in Constantinopel eingerückt war: da machte er den Fehler, zur Unzeit den religiösen Fanatismus der jetzt großentheils katholisirten Massen von Byzanz durch Betonung der arianischen Interessen zu entflammen. Und in einem unglücklichen Moment, als er selbst mit einem Theile der Truppen in der Campagna stand, brach in der Residenz ein schrecklicher Aufstand gegen seine gothischen Truppen aus, deren nun (Anfang Juli) weit über 7000 todtgeschlagen wurden: römische Bürger und Soldaten hatten die nationale Rache für Adrianopel, Thessalonike und Achaja

an den Gothen vollzogen. Und als jetzt Gainas den offenen Krieg gegen das Reich eröffnete, spielte der Hof die überlegenen Talente seines heidnischen Landmanns Fravitta gegen ihn mit solchem Erfolge aus, daß jener nach der unteren Donau ausweichen mußte. Und hier auf transdanubischem Boden erlag der Gothe den Angriffen eines römisch gesinnten, hunnischen Häuptlings Uldin (zu Anfang d. J. 400).

Die Kunde nun von diesen Vorgängen wirkte höchst aufregend auf König Alarich. Der Hof von Byzantion hatte wider den gefürchteten Gainas mehr Energie gezeigt, mehr Erfolge gehabt, als irgend möglich erschienen war. Wie, wenn nun die Höfe von Byzanz und Mailand sich endlich wieder versöhnten: dann war der Gothenkönig in Epirus sicher verloren. Alarich scheint unter diesen Umständen, sicherlich von Constantinopel her zu solchem Schritte noch angeregt, den Plan gefaßt zu haben, sich nunmehr erobernd auf Italien zu werfen: in einem Moment, wo man ihm am Bosporus noch leidlich wohl gesinnt, und wo Stilicho durch erhebliche Bedrohung der Alpenländer Noricum und Rätien Seitens der transdanubischen Völker auf einer anderen Stelle stark beschäftigt war. Genug, die wohlgerüsteten gothischen Kolonnen setzten sich wieder in Bewegung und am 18. November 401 überschritten sie, durch Massen unruhiger Schaaren anderer ostdeutscher Völker verstärkt, die östliche Grenze Italiens, und nach einem siegreichen Gefecht an dem istrischen Flusse Timavus, östlich von Aquileja, blokirte Alarich diese Stadt. Da sie nicht genommen werden konnte, so führte er sein Heer unter gewaltigen Verheerungen tief in das venetische Gebiet hinein. Die Kunde von dem Einbruche des schrecklichen Verwüsters der alten Länder der Hellenen hatte in ganz Italien so furchtbare Angst hervorgerufen, daß Stilicho zu den verzweifeltsten Mitteln schreiten mußte. Die Mauern von Rom wurden verstärkt und armirt. Die meisten Legionen Britanniens und der Kern der Rheinarmee sollten in Gewaltmärschen nach Italien gezogen werden. Der große Feldherr persönlich stellte durch seine diplomatische Geschicklichkeit und reiche Geschenke den Frieden her mit den Völkern, welche die Alpenländer bedrohten und warb ihrer viele sofort für den Gothenkrieg. Endlich war er so weit, daß er aus den Alpen gegen Alarichs Heersäulen vorstoßen konnte, der nun im Frühjahr 402 bereits die Adda überschritten hatte und den schwer geängstigten Honorius in Mailand bedrohte. Mit einer Eliteschaar durchbrach er ihre Stellungen, warf sich in diese Stadt, und operirte dann, als die Gothen es aufgaben, Mailand zu belagern, mit dem Kaiser zunächst westwärts ausweichend, so gewandt, daß er endlich in der Nähe von Asti, bei Pollentia am Tanaro, den Gothen am 6. April 402 (es war das Osterfest) unter günstigen Umständen die Schlacht bieten konnte, welche auf seiner Seite der Reitergeneral Saul mit alanischen Geschwadern eröffnete. Die mörderischen Kämpfe führten zu einem vollständigen Siege des großen Vandalen. Doch war der Erfolg nicht so groß, um nun mit dem stark geschwächten, zur Zeit einzig verfügbaren Heere der Römer in Italien die

Gothen zum letzten Verzweiflungskampfe zwingen zu dürfen. So kam es zu einem Waffenstillstand und Rückzug Alarichs nach Osten, bis dieser anscheinend durch die Verleitung mancher seiner Völker zum Abfall i. J. 403 unter Heranziehung frischer Hilfskräfte von Osten her bei Verona den Kampf erneuerte. In der Nähe dieser Stadt kam es an der Etsch im Hochsommer zu einer neuen Schlacht, welche Alarich abermals verlor, und nun, überall überflügelt, sich gezwungen sah, Italien vollständig zu räumen und nach Epirus zurückzukehren. Noch einmal hatte ihn Stilicho geschont; er mochte nicht Alles bei einem Vertilgungskampf gegen den tapfern König aufs Spiel setzen.

Stilichos Siege über den gefürchteten Alarich wurden in Rom durch Aufrichtung eines Triumphbogens gefeiert, durch welchen der junge Kaiser am 1. Januar 404, wo er zugleich sein sechstes Consulat antrat, in Stilichos Begleitung seinen feierlichen Einzug hielt, dem eine Reihe glänzender Siegesfeste nach alter roher römischer Weise folgte. Aber während sich Senat und Volk im Siegesjubel berauschten, und Stilicho mit höchster Anstrengung beschäftigt war, die Verwirrung der Rechtsverhältnisse zu schlichten, welche Alarichs langer Aufenthalt in Oberitalien zur Folge gehabt hatte: da brach über Italien abermals eine ungeheure Gefahr herein. Gewaltige Massen deutscher Völker von der Theiß und mittleren Donau, auf welche die Hunnen immer fühlbarer drückten, waren schon seit mehreren Jahren in unruhiger Bewegung. Und nun geschah es, daß unter Führung des ostgothischen Häuptlings Rhadagais, der wahrscheinlich in Alarichs Begleitung das italische Land kennen gelernt hatte, ein Heer von mindestens 200,000 Mann, darunter wohl über die Hälfte Ostgothen, sich zusammenballte und gegen Ende d. J. 404 mit einem starken Trosse von Aemona her in Italien einbrach. Das Land litt schwer; diesmal fielen auch viele Städte in die Hände der wilden Feinde. Nicht sofort konnte Stilicho ihnen sich entgegenstellen. Der Hof barg sich hinter den Mauern der durch ihre strategische Lage so wichtigen und durch ihre sumpfige Umgebung überaus vertheidigungsfähigen Festung Ravenna, deren mehrhundertjährige Bedeutung als der Sitz weströmischer Kaiser und später ostgothischer Könige und byzantinischer Statthalter jetzt begann. Der große Feldherr aber eröffnete erst dann im Frühjahr 405 von Pavia her den Kampf, als er seine 30 Legionen durch Massen frisch geworbener Alanen und hunnischer Reiterschaaren unter Uldin erheblich verstärkt hatte. Auch der tapfere Westgothe Sarus, einer der grimmigsten Feinde des Königshauses der Balten, erscheint jetzt in seinen Diensten. Auch die altbewährte diplomatische Kunst mußte zur Zersetzung der feindlichen Massen mitwirken. Als Stilicho die Germanen faßte, war bereits Florenz von ihnen aufs schwerste bedroht, und ihre Streifschaaren plünderten noch tiefer im Süden. Die Ankunft des mit ausgezeichneter strategischer Kunst geführten römischen Heeres, dessen hunnische Reiter ein Schrecken für die Gothen wurden, wirkte vernichtend.

Rhadagais wurde geschlagen, eine seiner drei gewaltigen Kolonnen zersprengt, die andern in die Gebirge bei Fäsulä gedrängt, überall eingeschlossen, endlich vollständig aufgerieben. Unzählige wurden niedergehauen, darunter Rhadagais selbst, oder erlagen dem Hunger; die meisten verfielen der Sklaverei, 12,000 edle Gothen wurden in römischen Dienst aufgenommen. Rom war noch einmal gerettet.

Nun aber traten die weltgeschichtlichen Ereignisse ein, welche den großen Vandalen in den Untergang trieben, — und mit ihm das weströmische Reich. Zur Abwehr der ungeheuren Gefahr, in welcher seit 401 Italien schwebte, hatte Stilicho, wie wir sahen, die Rheinlinie größtentheils von römischen Legionen entblößen, deren Hut den befreundeten Franken übertragen müssen. Das Alles war den deutschen Völkern östlich vom Rheine gar wohl bekannt geworden; und theils die allgemeine Unruhe dieser Zeit, welche die Stämme bis zum Schwarzwald ergriffen hatte, theils der Druck von Osten her, dazu hier neu erwachte Raub- und Wanderlust, dort Ueberfülle junger Mannschaften, brachten während der letzten stürmischen Jahre, die Stilicho zu bestehen hatte, eine neue, höchst folgenreiche Bewegung zu Stande. Es war das Volk der Vandalen, welches bis auf einen kleinen in den alten Sitzen bleibenden Rest Pannonien verlassen und, verstärkt durch gepidische und andere Trupps, mit Alanen und Sueven (wohl Quaden oder ein markomannischer Stamm) westwärts sich gewendet, wahrscheinlich das Mainthal passirt und die seit Probus' Zeit (S. 611) hinter den Burgundern sitzenden Silingischen Stammesgenossen an sich gezogen hatte. In den ersten Januartagen d. J. 406 überschritten Alanen und Vandalen, doch wohl nördlich vom Main, den gefrorenen Rheinstrom. Nun aber warfen sich die Franken, die unter Mitwirkung der römischen Grenzbehörden einen Theil der Alanen unter König Goar für sich gewonnen hatten, wuchtig auf die Einwanderer. In mörderischer Schlacht fiel der Vandalenkönig Godegisel mit 20,000 Mann; da rettete die anderen der Alanenfürst Respendial und brachte den Franken einen schweren Schlag bei. Und nun ergossen sich Vandalen, Alanen und Sueven, ohne Widerstand zu finden, über das innere Gallien und brachten über dieses ohnehin seit Jahren unter den schweren Schäden der römischen Verwaltung leidende Land, bis hinüber nach Aquitanien, aber vorzugsweise über das Gebiet zwischen Rhein, Saône und Loire drei Jahre lang eine schreckliche Verheerung, welche die Zeitgenossen mit den dunkelsten Farben schildern. Viele Städte, wie Straßburg, Speyer, Worms, das unter furchtbaren Blutscenen erstürmte Mainz, Reims, Amiens, Arras, Tournay gingen in Flammen auf, und als der Raubzug an den Pyrenäen aufgehalten wurde, sah sich auch das südlichste Gallien, wo Tolosa energisch zu widerstehen vermochte, schrecklich heimgesucht. Und in dieser allgemeinen Verwirrung sind dann auch Franken, Burgunder, die Rheinhessen besetzten, und Alamannen endgiltig über den Rhein gezogen und begannen das linke Rheinufer nunmehr bleibend zu germanisiren.

Die Nachrichten von diesen schauerlichen Zuständen riefen in ganz Italien einen Schrei des Entsetzens hervor; sie in erster Reihe führten zu Stilichos Untergang. Vergessen war, was der große Mann bisher geleistet; ihm wurde der Niedergang der gallischen Provinz zur Schuld geschrieben. Und das um so mehr, weil er nicht im Stande war, sogleich zu helfen. Denn zur schlimmsten Stunde hielt ihn die Verwicklung mit Constantinopel unlöslich in ihren Schlingen. Von Byzantion aus war seit 396 unaufhörlich und zuweilen in höchst bedenklicher Weise gegen den großen Mann intriguirt worden. Hier hatte Stilicho endlich aufräumen und sich Alarichs dazu bedienen wollen. Er hatte 406 zuerst eine Sperrung alles Verkehrs mit dem Osten angeordnet; und weiter sollte Alarich, der noch immer höchst gefährliche Feind, dessen Lage durch den ungeheuren Brand in Gallien fühlbar erleichtet worden war, für das Abendland unschädlich, womöglich selbst nützlich gemacht werden. Unter diesen Umständen wurde mit Alarich, der seine Schaaren nun wieder nach der Gegend von Aemona führte, unterhandelt. Wie es scheint, so handelte es sich um Wegnahme des östlichen Theiles des eigentlichen illyrischen Gebietes, welches dann der Gothe als Beamter des Abendlandes behaupten sollte. Im Jahre 407 schien Alles reif zu sein: da fanden sich wieder Schwierigkeiten, namentlich am Hofe selbst. Zugleich wurden die Dinge in Gallien dadurch noch bedrohlicher, daß in Britannien, wo mitten in dieser schwierigen Zeitlage der Uebermuth der Soldaten nach einander zwei Usurpatoren erhoben und schnell wieder gestürzt hatte, ein Offizier niederen Ranges, der aber den magisch wirkenden Namen Constantin trug und große Verwegenheit besaß, den Purpur genommen hatte und nun nach Gallien hinüberging, wo man ihn überall als Retter begrüßte.

Alle noch in dieser unglücklichen Provinz zerstreuten Truppen zog er an sich und räumte auch wirklich theils diplomatisch, theils mit dem Schwerte unter den Raubschaaren nicht ohne Erfolg auf. So drang er überall siegreich bis tief nach dem unteren Rhone vor, und schien bereits seine Hand nach Italien ausstrecken zu wollen. In so furchtbarer Verlegenheit wurde die mit Alarich eingefädelte Unternehmung nun wieder suspendirt, i. J. 408 aber der tapfere Sarus über die Alpen gegen Constantin ins Feld geschickt. Während aber dieser energische Gothe nach einigen ersten Erfolgen, die ihn siegreich bis nach Valentia (Valence) am Rhone führten, durch Massen frisch von Constantin geworbener Franken unter Edobich und Gerontius bald wieder (in den ersten Monaten des J. 408) zum Rückzuge nach Italien genöthigt wurde, wo er erst noch Mühe hatte, sich den Weg über die Alpen durch dichte Haufen erbitterter ländlicher Proletarier, die wieder (S. 620) als Bagauden auftraten, zu bahnen: forderte Alarich zur Entschädigung für seine zwecklosen Rüstungen und Märsche 4000 Pfund Goldes. Man mußte sie bewilligen; aber der stolze Widerstand, den bei dieser Gelegenheit der Senat zu leisten wagte, konnte dem großen Vandalen zeigen, wie tief unterminirt seine Stellung bereits war. Noch hatte nach dem frühen

Tode der Kaiserin Maria seine kluge Gattin Serena zu Anfang d. J. 408 ihre zweite Tochter Thermantia dem Honorius als neue Gattin zugeführt. Aber schon war das Verderben vor der Thür.

Die Eifersucht der gemeinen Intriganten am Hofe gegen Stilicho war allmählich immer heftiger geworden. Gestützt durch die Verstimmung der öffentlichen Meinung, die seine Unterhandlungen mit Alarich in zweideutigstem Lichte sah, ihm selber nachmals — blödsinnig genug — verrätherische Pläne gegen den Kaiser, ja selbst die „Herbeiziehung der Barbaren" nach Gallien, zuschrieb; gestützt auf die alte, immer wilder aufglühende Abneigung der Romanen gegen die Machthaber deutscher Abkunft, und wahrscheinlich auch auf die bigotten Elemente, denen Stilicho mißfiel, weil er nicht die Wege des Cynegius (S. 820) ging: so suchte eine ebenso niederträchtige, wie kurzsichtige und selbstsüchtige Hofpartei, an ihrer Spitze der Kammerherr Olympius, ein pontischer Grieche, ein Mensch von sehr subalterner Befähigung, — aber dabei unter tief bigotter Maske ein Bursche von teuflischer Bosheit und Meister der Kunst der schleichenden Intrigue, — der den Stilicho, ursprünglich seinen Gönner, um seine Machtstellung beneidete, den jungen Honorius, der wahrscheinlich selbst die riesige Ueberlegenheit seines Großwessirs drückend empfand, gegen Stilicho einzunehmen. Nun starb am 1. Mai 408 Kaiser Arcadius in Constantinopel; und da sein Sohn Theodosius II. nur erst sieben Jahre alt war, so schien das Eingreifen des abendländischen Hofes sogleich geboten. Da beredeten Stilichos Gegner den Honorius, selbst nach dem Goldenen Horn zu reisen und die Beziehungen zwischen beiden Bruderstaaten neu zu ordnen, die nur durch die Zettelungen des „Barbaren" verfeindet seien. Stilicho dagegen vermochte noch einmal in Bologna den Kaiser umzustimmen und ihn zur Genehmigung des Planes zu veranlassen, nach welchem Honorius in Italien bleiben, Alarich in des Kaisers Diensten gegen den Usurpator Constantin dirigirt werden, Stilicho dagegen nach Byzanz reisen sollte. Als sich nun aber beide Männer verabschiedet, und Honorius sich mit Olympius nach Mailand begeben hatte, gewann dieser schnell das Uebergewicht. Es wurde dem Schwachkopf begreiflich gemacht, daß Stilicho nur darum nach dem Orient zu gehen strebe, um seinen Sohn auf den oströmischen Thron zu bringen. Und ein furchtbarer Aufstand römischer Truppen, welche Honorius dann bei Ticinum besuchte, — ein Aufstand, den Olympius heimlich veranlaßt und zur Ermordung einer Menge hochstehender Freunde des Großwessirs benutzt hatte, — gab den kläglichen Gesellen völlig in die Hand einer Camarilla, die nun um alle Folgen unbekümmert, rücksichtslos gegen Stilicho vorzuschreiten beschloß. Und Widerstand fand sie bei dem großen Manne nicht mehr. Denn trotz der dringenden Bitte seiner Freunde und Anhänger, und trotz der Treue seiner deutschen und hunnischen Truppen mochte der Held, der hier an der germanischen Mannentreue unterging, keinen Bürgerkrieg veranlassen, am wenigsten gegen des Theodosius Geschlecht. In Ravenna, wohin sich Stilicho zuletzt gewendet hatte, kamen

bald die Befehle an, die Olympius dem Kaiser entlockt hatte. Als der alte Feldherr sich vor den zu seiner Verhaftung abgeschickten Kriegern des Obersten Heraclianus in das Asyl einer Kirche flüchtete, schwur man ihm in Gegenwart eines Bischofs zu, daß es nicht auf sein Leben abgesehen sei. Und als er nun das Heiligthum verließ, da präsentirten die Verfolger den Blutbefehl, der ihnen den Sieger von Pollentia und Florenz zur gerichtlichen Ermordung überwies (23. August 408). So wiederholte sich hier die Schandthat, die an dem älteren Theodosius einst verübt war: aber ihre Folgen fielen hundertfach schwerer auf das Reich. Zunächst, weil der blutige Olympius, der jetzt mit seinen Genossen die Parole ausgab, Stilicho sei als Hochverräther gestorben, sammt seinen Henkern eine systematische Verfolgung im Namen des Kaisers gegen alle namhaften Anhänger seines todten Schwiegervaters und gegen alle höheren Beamten in Scene setzte, die Stilicho ernannt hatte, und gegen sie mit Konfiskation und Folter wüthete, auch des großen Vandalen Sohn aus dem Wege räumen ließ. Weiter aber, weil die Wuth der durch die Camarilla aufgestachelten Legionen jetzt so weit ging, daß sie überall in Oberitalien die Frauen und Kinder der barbarischen Soldtruppen Stilichos todtschlugen. Die Folge dieser neuen Greuelthat, die von den fremden Truppen des Reiches bis zu Odovakars Erhebung niemals wieder vergessen worden ist, war es, daß sofort 30,000 Mann sich empörten und nach Noricum zogen, um sich mit Alarich zu vereinigen, der nun der historische Bluträcher Stilichos werden sollte. Das Heer noch weiter zu schwächen, wäre ohne die charaktervolle Haltung eines heidnischen Generals leicht die Folge eines Gesetzes vom November 408 gewesen, durch welches die siegreiche Partei den „frommen" Kaiser Honorius nunmehr alle „Feinde" des katholischen Glaubens vom kaiserlichen Staats- und Hofdienste ausschließen lassen wollte. Der ausgezeichnete heidnische General Generid, der in Oberpannonien kommandirte, für den persönlich eine Ausnahme gemacht werden sollte, trat so entschieden auf, daß diese einstweilen noch völlig unsinnige Verfügung einfach kassirt werden mußte. Leider aber war der kolossale Schaden nicht wieder gut zu machen, den das Reich durch Stilichos Ermordung sich selbst bereitet hatte.

Bald sollten sich die weiteren Folgen der Politik des neuen Staatskanzlers Olympius offenbaren. Freilich vermochte er sich mit Byzanz besser zu stellen, als einst Stilicho es gethan. Aber schnell genug gewann die gothische Frage wieder ihre drohende Gestalt. Held Alarich hatte, so scheint es, noch einige restirende Zahlungen zu fordern und erbot sich nun, gegen deren Entrichtung und Stellung von Geiseln aus seiner Stellung an Italiens Grenzen abzuziehen. Unglücklicherweise war aber Kaiser Honorius, nunmehr zu männlichen Jahren gereift, ein bloßer Schattenkaiser. Ohne Feuer, Leidenschaft, selbst ohne Temperament, bei absoluter Talentlosigkeit indolent, bei einer gewissen Gutmüthigkeit furchtsam, jeder wohlangebrachten Zurede nachgebend, und bei schwachem Geiste nur ausnahmsweise hart-

näckig, dann aber mehr eigensinnig, als durch irgend einen bestimmten politischen Gedanken getragen. So geschah es, daß er sich jetzt weder zu entschlossener Kriegführung, wie sie freilich nur der Baltenfeind Sarus wünschte, zu erheben, noch auch einen raschen und erträglichen Frieden mit Alarich zu erzielen vermochte. Die Folge war, daß Alarich, der Italien entwaffnet vor sich liegen sah, nunmehr zur Durchsetzung der Pläne vorschritt, wie sie im Keime einst bei dem Zuge gegen Constantinopel ihm vorgeschwebt hatten. So zog denn das gothische Heer ohne Widerstand zu finden, im Herbst 408 wieder in Italien ein: diesmal — die Festungen überall umgehend — auf der Linie über Aquileja, Cremona, Rimini, endlich über die Apenninen nach der Campagna von Rom, wo es im Spätjahr anlangte. Die alte Welthauptstadt, die seit Hannibals Tagen keinen außeritalischen Feind in solcher Nähe gesehen hatte, gerieth in furchtbare Aufregung. Diese stieg, als der König die Zufuhr abschnitt, und der Hunger sich fühlbar machte. Eine infame Schandthat, die gerichtliche Ermordung der verwittweten Serena, welche der Senat und ihre Adoptivschwester Prinzessin Galla Placidia, die schöne Tochter des Theodosius und der Galla, unter dem Vorwand verfügten, daß jene die Gothen zur Rache wegen der Ermordung ihres Gatten herbeigerufen, besserte natürlich die Lage der großen Stadt nicht. Die Noth und das Ausbleiben jeder Hilfe von Ravenna, wo Honorius sich gedeckt hielt, zwang endlich die Römer, nach Abstellung ihres alten Hochmuthes den Vertrag zu schließen, der sie (gegen Ende d. J. 408) zur Zahlung einer sehr bedeutenden Brandschatzung nöthigte. Wahrhaft tragisch und als ein klägliches Wahrzeichen der Zukunft aber empfand es selbst das elende Geschlecht dieser Tage, als unter den Götterbildern, die man zur Gewinnung des geforderten Goldes einschmelzen mußte, auch das Standbild der „Virtus", der altrömischen Mannestüchtigkeit, in den Schmelztiegel wandern mußte. Daß auch 40,000 meist deutsche Sklaven zu den Gothen liefen, war nicht zu verhindern.

Kaiser Honorius.

Elfenbein-Relief auf einem vom Consul Ancius Probus geschenkten Diptychon. Dasselbe befindet sich im Schatz der Kathedrale von Aosta, ist 29,8 Centimeter hoch und jede Tafel 13½ Centimeter breit.

Wichtiger aber war es, daß der Senat sich bequemte, jetzt die definitiven Friedensbedingungen Alarichs in Ravenna zu vertreten. Der König wollte römischer Föderat werden, und mit seinem Volke als römischer Heermeister die Kriege des Reiches führen; dafür sollten ihm die Provinzen Dalmatien, Venetien und Noricum überlassen werden. Im Verlauf der Unterhandlungen hat Alarich seine Forderungen an Land endlich auf Noricum beschränkt. Die Anträge des Königs waren, trotz ihrer bedenklichen Seiten, so vortheilhaft, daß Honorius verständigerweise darauf hätte eingehen müssen. Allein, an seiner und seiner Umgebung, zuletzt des inzwischen gestürzten Olympius Nachfolgers, des italischen Präfekten Jovinus, bornirter Hartnäckigkeit und römischem Hochmuth scheiterte Alles. Obwohl der Hof zu ernstlichen Rüstungen gar nicht die Kraft, Alarich aber neuerdings durch seinen schönen, jungen Schwager Ataulph aus Pannonien bedeutenden gothischen und hunnischen Zuzug erhalten hatte, ging der Hof auf keinen vernünftigen Vergleich ein. Nun (409) zwang Alarich den römischen Senat, die Absetzung des Honorius auszusprechen und statt seiner den Stadtpräfekten Attalus, einen geborenen Jonier, als Kaiser zu proklamiren, der dann den König zum römischen Heermeister ernannte. Jener aber zeigte sofort den ganzen Römerhochmuth, und bewies sich sowohl als Regent, wie für des Gothen Pläne dermaßen unfähig, daß Alarich ihn Ende Januar 410 bei Rimini wieder absetzte. Doch durfte Attalus im gothischen Lager bleiben, wo sich auch, mit kaiserlichen Ehren gehalten, seit der Kapitulation Roms die Prinzessin Placidia als Geisel befand. Da nun, durch Sarus bestimmt, Honorius noch immer jeden Frieden abschlug, so riß Alarichs Geduld und er beschloß, den Stolz des Reiches auf das empfindlichste zu demüthigen durch die Erstürmung der Stadt Rom, die in der Nacht des 24. August 410 erfolgte. So weit war es mit der Stadt gekommen, die einst der Welt Gesetze vorgeschrieben hatte. Und doch erlitt sie jetzt nur den kleinsten Theil der Greuel, die sie einst zu Haufen über den Erdkreis, von Schottlands Hochgebirgen bis zu den Ruinen von Seleukia gebracht hatte. Alarich war Christ, ein edler Held, und jetzt auch ein zum ernsten Politiker gereifter König. Drei Tage der Plünderung brachten viel Zerstörung, viel Raub und viel Blutvergießen, nicht minder viele Römer in Knechtschaft. Aber es war kein allgemeines Morden und keine massenhafte Vernichtung. Für diese Zeit des Grauens erregte die Schonung der Gothen, die sonst wahrlich nicht mild aufgetreten waren, seit Fritigern den General Lupicinus geschlagen, allgemeines Staunen; namentlich auch die durch Alarichs entschlossene Haltung energisch geförderte, ehrfurchtsvolle Rücksicht auf die Kirchen. Schon am 28. August räumten die Gothen die Stadt. Aber bis zu den fernsten Grenzen der römischen Welt empfand man diese Tage als die Vorboten des vielleicht nicht mehr fernen Unterganges des uralten Imperiums. Nur der elende Hof zu Ravenna blieb stumpf vor so ungeheuren Schrecknissen. Und nun wollte es die Geschichte, daß durch eine ganz außer aller Erwartung liegende Katastrophe

das Wrack des Reiches noch einmal gerettet, und Roms Todeskampf noch um neue 70 Jahre verlängert wurde. „Untergang und Schande sollten ihren uferlosen Strom noch länger über das Reich wälzen, ehe das stolze Rom sich zu Grabe neigte." König Alarich gab es auf, mit dem eigensinnigen Knaben in Ravenna zu verhandeln. Er zog südwärts durch Campanien, dessen üppige, noch nie geplünderte, nur durch die allgemeine Misère der Zeit schon seit Jahren heruntergekommene Landschaft nun auch durch das Gothenheer ausgeraubt wurde. So ging es bis nach Rhegion. Hier wollte der König nach Sicilien, von dort nach Afrika übersetzen: sei es um durch Wegnahme der Kornkammern Italiens einen empfindlichen Druck auf den Hof zu Ravenna auszuüben; sei es um eine selbständige Provinz zu erobern, wo er im Anschluß an das Reich und dessen Kultur, aber ohne Zersetzung seines Volkes sich halten konnte. Aber seines Lebens vorzeitiges Ende war gekommen. Die ersten Fahrzeuge, welche den Faro überschreiten sollten, gingen durch einen Sturm zu Grunde. Und noch mit weiteren Vorbereitungen beschäftigt, starb der junge Held (noch i. J. 410) plötzlich in der Blüthe seiner Jahre. In echt romantischer Weise versenkten die Gothen seine Leiche mit Heldenehren in einem Grabe unter den Gewässern des calabrischen Flusses Burentinus (j. Busento bei Cosenza). Sein Nachfolger wurde durch die Wahl des Volkes sein Schwager Ataulph: schön und anmuthig, dabei ein kluger und thatkräftiger Politiker, und wie Alarich gewillt, in freier, volksthümlicher Haltung unter des Reiches Hoheit seine Gothen zu civilisiren, gegenüber den Römern vielfach milder, als es Alarich hatte sein können. Das letztere hatte zum Theil darin seinen Grund, daß Ataulph die schöne, damals etwa 23jährige Placidia liebte und sie zu heirathen wünschte. Die junge Prinzessin war mit dieser Absicht auch wohl einverstanden; ihr Einfluß scheint auch auf die weiteren politisch-militärischen Schachzüge des jungen Königs bestimmend eingewirkt zu haben. Nachdem nämlich Ataulph noch während des Jahres 411 in Italien, namentlich in Etrurien länger verweilt hatte, ist er, doch wohl auf Grund von Unterhandlungen mit Honorius, i. J. 412 nach Gallien marschirt, um nach Entlastung der Apenninenhalbinsel in die furchtbar verwirrten Zustände dieses Landes einzugreifen.

Der Usurpator Constantinus war (S. 848) im Laufe d. J. 408 Herr über das gesammte Gallien geworden. Nun trieb ihn sein Ehrgeiz, auch Spanien zu gewinnen, wo die Stimmung ihm bereits sehr geneigt war. Lange hielten vier spanische Vettern des Kaisers Honorius mit Hilfe der römischen Besatzungen, eigener Aufgebote und der Gebirgsbewohner die Pässe der Pyrenäen, bis endlich des Usurpators Sohn Constans an der Spitze einer ausgesuchten Heeresabtheilung den Durchbruch erzwang. Dann wurde der britische General Gerontius mit der Verwaltung der pyrenäischen Halbinsel betraut, und Constans kehrte nach dem Hofe seines Vaters zurück, der sich in Arelate (Arles) befand. Aus diesen Verhältnissen heraus entwickelte sich

schauerliches Unheil für die spanische Provinz, die seit Augustus' Tagen nur einmal, in des Gallienus Zeit (S. 569), von den Schrecken der germanischen Stürme berührt worden war. Sei es daß Constantin die gefährlichen deutschen Raubschaaren aus Gallien loswerden wollte; sei es daß der bereits auf Abfall sinnende selbstsüchtige Gerontius ihnen einen Wink gab: zur Freude der geplagten Einwohner Galliens wälzten sich mit Ausnahme eines Theiles der Alanen, die in der Touraine zurückblieben, die Vandalen, Alanen und Sueven i. J. 409 nach den Pässen der Pyrenäen. Diesmal sahen sie sich durch die neue Besatzung des Gerontius, — es waren früher durch die Generale des Honorius geworbene fremde Auxiliaren, sog. Honorianer, — nur wenig aufgehalten. Am 18. September oder am 13. Oktober drang diese Fluthwelle der Völkerwanderung hinüber nach Spanien, welches nun 70 Jahre lang von schrecklichen Kämpfen durchtobt wurde. Die erste Zeit der germanischen Ueberfluthung war besonders furchtbar. Mord, Brand, Verheerung, Hungersnoth und Pest richteten einen großen Theil der Halbinsel grauenhaft zu, — etwa die Nordseite und die Osthälfte des Landes, wo die Römer sich halten konnten, ausgenommen. Erst 411 war der wildeste Sturm vorüber; nun faßten die deutschen Völker festen Fuß und siedelten sich an, asdingische Vandalen und Sueven in Galicien und an der Westküste, silingische (zum Theil aus Lygiern bestehende) Vandalen in Bätica, Alanen in Lusitanien und bei Cartagena.

Gallien war also, mit Ausnahme der alten Gefahren an der Nordküste und an der Rheinseite, gründlich entlastet; aber die frevelhafte Selbstsucht der römischen Machthaber ruinirte immer weiter, was die Barbaren übrig gelassen hatten. Kaum hatte zu Anfang 409 Constantin dem damals durch Alarich geängstigten Honorius die Anerkennung als Kaiser abgenöthigt, so rüstete sein General Gerontius in Spanien zum Abfall, mit der Absicht, in seinem Sohne Maximus einen neuen Kaiser aufzustellen. Durch Werbungen unter den spanischen Germanen verstärkt, pronuncirte sich Gerontius i. J. 410, vertrieb gegen Ende dieses Jahres den Cäsar Constans aus der pyrenäischen Halbinsel, überschritt das Gebirge, und schloß ihn endlich in der gallischen Stadt Vienna ein, die sich zu Anfang d. J. 411 ergeben mußte. Constans wurde ermordet, und Kaiser Constantin nun seinerseits in Arelate belagert. Und nun griff hier plötzlich Honorius völlig unerwartet ein. Dieser hatte inzwischen endlich wieder einen römischen Offizier gefunden, der der Schule des Theodosius und Stilicho nicht unwerth sich zeigte. Es war der Illyrier Constantius aus Naissus; ein wackerer Mann, ein ausgezeichneter Feldherr, ernst und streng im Dienst, heiter in den Stunden der Muße, wohl geschickt, sich Respekt und Liebe zu erwerben. Den schickte der Hof von Ravenna zu günstiger Stunde hinüber nach Gallien. Unter den Mauern von Arelate verlor zuerst Gerontius die Hauptschlacht, er sah sich bei dem Abfall seiner Soldaten nun zum Selbstmord gedrängt. Dann wurde Constantin in Arelate blokirt, das durch Edobich zu Hilfe herangeführte fränkische Entschüttungsheer am Rhone zer-

schmettert, endlich aber, als nach viermonatlicher Belagerung die Nachricht im italischen Lager eintraf, daß sich zu Mainz ein neuer Usurpator, Jovinus, ein Gallier vornehmer Abkunft, mit Hilfe des Alanen Goar und burgundischer Schaaren pronuncirt hatte, dem Constantin und seinen Truppen eine Kapitulation gewährt. In Sachen des Usurpators hat Honorius dieselbe nicht ratificirt, sondern zur Rache für seine spanischen Verwandten denselben hinrichten lassen; am 11. September 411 wurde sein Haupt nach Ravenna gebracht.

Nun sollte inzwischen Ataulph nach Gallien abziehen. Da Constantius, dessen Ehrgeiz es war, die Placidia zu befreien, zu heirathen und als des Honorius Schwager das Reich zu leiten, den jungen Gothenkönig bitter haßte, so wurde einstweilen der Sieger von Arelate in Gallien durch den tüchtigen Dardanus ersetzt, der sich bereits mit dem nach Süden marschirenden Jovinus in heißem Ringen befand, als Ataulph im Frühjahr d. J. 412 Gallien erreichte. Wahrscheinlich ungeschickte Behandlung des Gothen von Ravenna aus, dann der Rath des Attalus, veranlaßten nun aber den jungen König, sich auf die Seite des Jovinus zu stellen; die Sache wurde aber nicht ernst, zunächst weil dieser schon mit Ataulphs Todfeind Sarus, der damals von Honorius abgefallen war, in Verbindung stand. Und auch als der wüthende Fürst den Sarus auf dem Marsche überfallen und nach einer an die Wunder der deutschen Heldensage erinnernden Vertheidigung überwältigt und getödtet hatte, vermochte sich kein rechtes Verhältniß zu bilden. So ließ sich nun Ataulph durch Dardanus ganz für die Römer gewinnen. Römische und gothische Schaaren schlugen sich vereinigt mit Erfolg gegen Jovinus und dessen Bruder Sebastian, und i. J. 413 erlag jener zu Valence, dieser zu Narbonne den Angriffen der Truppen des Honorius. Es war dasselbe Jahr, in welchem auch der Graf Heraclian, jetzt Statthalter von Afrika, — ein Posten, den er als Lohn für Stilichos Ermordung erhalten, — ein frivoles Pronunciamiento gemacht, von der See her Rom angegriffen, aber den Kürzeren gezogen und dann in Karthago den Untergang gefunden hatte. Dasselbe Jahr, welches das vielgeplagte Trier von den Franken geplündert, endlich auch die Burgunder, wahrscheinlich noch unter Jovinus' Zustimmung, die nachher von Ravenna aus nicht kassirt werden konnte, unter ihrem König Gunthahar noch über Rheinhessen hinaus tiefer in Gallien vorrücken sah: letztere übrigens für lange die einzigen Deutschen, die nunmehr für das Christenthum in katholischer Form gewonnen wurden.

In Folge seiner Dienste für die Römer hatte sich Ataulph eines großen Theiles des südgallischen, namentlich des aquitanischen Landes bis nach Burdigala bemächtigt: aber sein Vertrag mit ihnen hatte keinen Bestand. Honorius wollte weder die Zustimmung zu seiner Verheirathung mit Placidia geben, noch auch durch entsprechende Concessionen deren Zurückgabe erkaufen. So entstand neue Spannung, die bis zu einem Angriff Ataulphs auf Massilia führte, wo jedoch die Gothen durch den tüchtigen General

Bonifacius, einen der jetzt auftretenden neuen und letzten Generation römischer Heerführer, derb geschlagen wurden. Nun endlich entschlossen sich Ataulph und Placidia, auch wider des Kaisers Willen, zu Narbonne im Januar 414 ihre glänzende Vermählung zu feiern. Sie wurde Anlaß zu neuen Kämpfen. Es war diesmal Constantius, der zornesvoll die wilde Wuth des Honorius, soweit dieser deren überhaupt fähig war, aufstachelte und dann selbst ein Heer gegen Ataulph führte, der darauf hin die Puppe Attalus wieder als Gegenkaiser proklamirte. Diesmal aber trugen die Römer es davon. Vor den Truppen des Constantius, der von Arelate aus operirte, mußten die Gothen schon zu Anfang des J. 415 das südliche Gallien räumen und nach Spanien übertreten, wo Barcelona ihr Centralplatz wurde. Nun alliirte sich Constantius mit den deutschen Völkern in Spanien und brachte durch eine Sperrung alles Verkehrs nach dem durch die Gothen besetzten Gebiet diese in große Noth. Darüber wurde Ataulph im Juli 415 durch Everwulf, einen früheren Genossen des Sarus, ermordet, der für diesen die Blutrache ausübte. Dann riß der rohe Sigerich, des Sarus Bruder, die Herrschaft an sich, die er zu brutaler Beschimpfung der Placidia benutzte. Da wurde er nach sieben Tagen ermordet und an seiner Stelle Ataulphs Bruder Wallia zum König erwählt. Nun kam bald genug (416) ein Vertrag mit Constantius zu Stande. War vorher schon Attalus in die Hände der Römer gefallen (er wurde 417 nach den liparischen Inseln verbannt), so wurde jetzt Placidia an Honorius zurückgegeben, und Wallia trat unter sehr günstigen Bedingungen in die Dienste des Kaisers. Nach alter Praxis gab die römische Politik jetzt die neuverbündeten Germanen in Spanien wieder auf. Wallia hat sie für Rom drei Jahre lang bekämpft, sie nach einander überwältigt, namentlich die Alanen und die Silinger in Andalusien. Die Sueven, Asdingen und Alanen wurden auf die nordwestliche Ecke Spaniens zurückgedrängt. Als das ausgeführt und Roms Oberhoheit hergestellt war, führte Constantius, — der inzwischen sein Ziel erreicht, die dominirende Stellung in Ravenna gewonnen, und am 1. Januar 417 durch des Honorius Intervention die Hand der widerstrebenden Placidia erhalten hatte, — die Westgothen 418/9 nach Gallien, wo sie nun feste Wohnsitze in Aquitanien, von Tolosa bis zum atlantischen Ocean erhielten. Der Kaiser behielt die Souveränetät, die Gothen galten als Föderaten; aber ihr neuer Sitz zwischen Garonne und Pyrenäen wurde der Ausgangspunkt des ersten unabhängigen deutschen Reiches auf römischem Boden.

Mit ungeheurer Mühe hatte endlich die kluge und starke Politik des Constantius das abendländische Reich noch einmal wieder hergestellt. Die schrecklich heimgesuchten Länder Italien, Spanien und Gallien galten wieder als römische Provinzen. Auch die zur Zeit der höchsten Noth in ähnlicher Art, wie damals die Städte Britanniens, zu eigener Selbstvertheidigung aufgestandenen Stämme von Aremorica traten wieder unter die römische Verwaltung. Nichtsdestoweniger war das Reich nur noch ein Wrack, und die

Elemente der Zerstörung gewannen schnell genug wieder das Uebergewicht. Das größte Unheil war, daß der tüchtige Constantius, den Honorius im Jahre 420 zum Mitregenten, (wie die Placidia zur Augusta) erhob, schon zu Anfang des Jahres 421 zu Ravenna starb. Bereits aber hatten sich die deutschen Völker im Reiche wieder unruhig gezeigt. Nicht zu reden von der immer schattenhafter sich gestaltenden, eigentlich nur noch imaginären Defensive des Reiches an der Rheinseite, wo — isolirte, meist der Deckung oder Wiedergewinnung des wiederholt heimgesuchten Trier geltende, Vorstöße ausgenommen, — eigentlich nur noch die römische Diplomatie und das alte „Prestige" der Römer leidliche Verhältnisse zu Franken und Alamannen, und nun auch zu den Burgundern, die jetzt als Gegengewicht gegen die letzteren dienten, wirksam erhielten: so war es für die Römer sehr übel, daß der Gothenkönig Wallia schon im Jahre 419 starb. Da er nur eine Tochter hinterließ (sie wurde als Gattin eines suevischen Prinzen die Mutter des später für Roms Verfall so bedeutsamen Ricimer), so erhoben die Gothen einen Enkel Alarichs, den Theoderich, zu ihrem Könige, der nun 419 bis 451 zu Tolosa regierte, und in kühner Thatenlust und Eroberungsfreude nur den nächsten Thronwechsel in Ravenna abwartete, um das staatsrechtliche Band zu zerreißen, welches ihn an das römische Reich fesselte. Weiter aber hatte der Abzug der Gothen aus Spanien die dortigen deutschen Stämme wieder zu neuen Bewegungen ermuthigt. Als 419 die Asdingen stark auf die Sueven drückten, zog diesen der römische General Graf Asterius zu Hilfe, und veranlaßte dadurch die Vandalen, im Jahre 420 aus Galicien sich nach Andalusien zu ziehen, wo sie sich mit den Resten der Silinger vereinigten. Hier wollte sie im Jahre 422 der römische Heermeister, Graf Castinus, (früher Chef der kaiserlichen Haustruppen und 420/1 gegen die Franken thätig) mit starker Macht, durch westgothische Krieger unterstützt, unterwerfen. Aber eine schwere Niederlage zwang ihn zu rascher Flucht nach Tarragona. Die Vandalen aber unter Godegisels (S. 847) Sohn Guntherich und dessen illegitimem Bruder, dem hochbegabten Genserich oder Geiserich, dominirten nun im südlichen und inneren Spanien, eroberten 425 auch Hispalis und Cartagena, und begannen zur großen Plage für die balearischen Inseln und die mauretanische Küste, als verwegene Corsaren das Mittelmeer zu befahren.

Inzwischen hatte sich Kaiser Honorius in seiner launenhaften Weise mit seiner Schwester, der verwittweten Placidia, völlig überworfen und sie genöthigt, mit ihrem und des Constantius zu Anfang Juli 419 geborenen Söhnchen, dem zur Thronfolge bestimmten Flavius Placidus Valentinianus III., zu Anfang des Jahres 423 nach dem verwandten Hofe von Constantinopel zurückzuziehen. Nicht lange nachher, am 26. August 423, starb der Kaiser an der Wassersucht. Unbekümmert um das Erbrecht des Valentinian III. griff jetzt der Oberhofnotar Johannes nach dem Purpur und fand, namentlich Afrika ausgenommen, bei vielen einflußreichen Männern des

Bonifacius, einen der jetzt auftretenden neuen und letzten Generation römischer Heerführer, derb geschlagen wurden. Nun endlich entschlossen sich Ataulph und Placidia, auch wider des Kaisers Willen, zu Narbonne im Januar 414 ihre glänzende Vermählung zu feiern. Sie wurde Anlaß zu neuen Kämpfen. Es war diesmal Constantius, der zornesvoll die wilde Wuth des Honorius, soweit dieser deren überhaupt fähig war, aufstachelte und dann selbst ein Heer gegen Ataulph führte, der darauf hin die Puppe Attalus wieder als Gegenkaiser proklamirte. Diesmal aber trugen die Römer es davon. Vor den Truppen des Constantius, der von Arelate aus operirte, mußten die Gothen schon zu Anfang des J. 415 das südliche Gallien räumen und nach Spanien übertreten, wo Barcelona ihr Centralplatz wurde. Nun alliirte sich Constantius mit den deutschen Völkern in Spanien und brachte durch eine Sperrung alles Verkehrs nach dem durch die Gothen besetzten Gebiet diese in große Noth. Darüber wurde Ataulph im Juli 415 durch Everwulf, einen früheren Genossen des Sarus, ermordet, der für diesen die Blutrache ausübte. Dann riß der rohe Sigerich, des Sarus Bruder, die Herrschaft an sich, die er zu brutaler Beschimpfung der Placidia benutzte. Da wurde er nach sieben Tagen ermordet und an seiner Stelle Ataulphs Bruder Wallia zum König erwählt. Nun kam bald genug (416) ein Vertrag mit Constantius zu Stande. War vorher schon Attalus in die Hände der Römer gefallen (er wurde 417 nach den liparischen Inseln verbannt), so wurde jetzt Placidia an Honorius zurückgegeben, und Wallia trat unter sehr günstigen Bedingungen in die Dienste des Kaisers. Nach alter Praxis gab die römische Politik jetzt die neuverbündeten Germanen in Spanien wieder auf. Wallia hat sie für Rom drei Jahre lang bekämpft, sie nach einander überwältigt, namentlich die Alanen und die Silinger in Andalusien. Die Sueven, Asdingen und Alanen wurden auf die nordwestliche Ecke Spaniens zurückgedrängt. Als das ausgeführt und Roms Oberhoheit hergestellt war, führte Constantius, — der inzwischen sein Ziel erreicht, die dominirende Stellung in Ravenna gewonnen, und am 1. Januar 417 durch des Honorius Intervention die Hand der widerstrebenden Placidia erhalten hatte, — die Westgothen 418/9 nach Gallien, wo sie nun feste Wohnsitze in Aquitanien, von Tolosa bis zum atlantischen Ocean erhielten. Der Kaiser behielt die Souveränetät, die Gothen galten als Föderaten; aber ihr neuer Sitz zwischen Garonne und Pyrenäen wurde der Ausgangspunkt des ersten unabhängigen deutschen Reiches auf römischem Boden.

Mit ungeheurer Mühe hatte endlich die kluge und starke Politik des Constantius das abendländische Reich noch einmal wieder hergestellt. Die schrecklich heimgesuchten Länder Italien, Spanien und Gallien galten wieder als römische Provinzen. Auch die zur Zeit der höchsten Noth in ähnlicher Art, wie damals die Städte Britanniens, zu eigener Selbstvertheidigung aufgestandenen Stämme von Aremorica traten wieder unter die römische Verwaltung. Nichtsdestoweniger war das Reich nur noch ein Wrack, und die

Elemente der Zerstörung gewannen schnell genug wieder das Uebergewicht. Das größte Unheil war, daß der tüchtige Constantius, den Honorius im Jahre 420 zum Mitregenten, (wie die Placidia zur Augusta) erhob, schon zu Anfang des Jahres 421 zu Ravenna starb. Bereits aber hatten sich die deutschen Völker im Reiche wieder unruhig gezeigt. Nicht zu reden von der immer schattenhafter sich gestaltenden, eigentlich nur noch imaginären Defensive des Reiches an der Rheinseite, wo — isolirte, meist der Deckung oder Wiedergewinnung des wiederholt heimgesuchten Trier geltende, Vorstöße ausgenommen, — eigentlich nur noch die römische Diplomatie und das alte „Prestige" der Römer leidliche Verhältnisse zu Franken und Alamannen, und nun auch zu den Burgundern, die jetzt als Gegengewicht gegen die letzteren dienten, wirksam erhielten: so war es für die Römer sehr übel, daß der Gothenkönig Wallia schon im Jahre 419 starb. Da er nur eine Tochter hinterließ (sie wurde als Gattin eines suevischen Prinzen die Mutter des später für Roms Verfall so bedeutsamen Ricimer), so erhoben die Gothen einen Enkel Alarichs, den Theoderich, zu ihrem Könige, der nun 419 bis 451 zu Tolosa regierte, und in kühner Thatenlust und Eroberungsfreude nur den nächsten Thronwechsel in Ravenna abwartete, um das staatsrechtliche Band zu zerreißen, welches ihn an das römische Reich fesselte. Weiter aber hatte der Abzug der Gothen aus Spanien die dortigen deutschen Stämme wieder zu neuen Bewegungen ermuthigt. Als 419 die Asdingen stark auf die Sueven drückten, zog diesen der römische General Graf Asterius zu Hilfe, und veranlaßte dadurch die Vandalen, im Jahre 420 aus Galicien sich nach Andalusien zu ziehen, wo sie sich mit den Resten der Silinger vereinigten. Hier wollte sie im Jahre 422 der römische Heermeister, Graf Castinus, (früher Chef der kaiserlichen Haustruppen und 420/1 gegen die Franken thätig) mit starker Macht, durch westgothische Krieger unterstützt, unterwerfen. Aber eine schwere Niederlage zwang ihn zu rascher Flucht nach Tarragona. Die Vandalen aber unter Godegisels (S. 847) Sohn Guntherich und dessen illegitimem Bruder, dem hochbegabten Genserich oder Geiserich, dominirten nun im südlichen und inneren Spanien, eroberten 425 auch Hispalis und Cartagena, und begannen zur großen Plage für die balearischen Inseln und die mauretanische Küste, als verwegene Corsaren das Mittelmeer zu befahren.

Inzwischen hatte sich Kaiser Honorius in seiner launenhaften Weise mit seiner Schwester, der verwittweten Placidia, völlig überworfen und sie genöthigt, mit ihrem und des Constantius zu Anfang Juli 419 geborenen Söhnchen, dem zur Thronfolge bestimmten Flavius Placidus Valentinianus III., zu Anfang des Jahres 423 nach dem verwandten Hofe von Constantinopel zurückzuziehen. Nicht lange nachher, am 26. August 423, starb der Kaiser an der Wassersucht. Unbekümmert um das Erbrecht des Valentinian III. griff jetzt der Oberhofnotar Johannes nach dem Purpur und fand, namentlich Afrika ausgenommen, bei vielen einflußreichen Männern des

Reiches Anerkennung. Während aber der Gothenkönig Theoderich sofort die Verträge mit Rom als zerrissen ansah und sich nun erobernd in Gallien ausbreitete, verweigerte der oströmische Hof dem Usurpator die Anerkennung. Das Abströmen der kriegerischen Donaugermanen und der Westgothen nach dem Abendland hat es möglich gemacht, daß die Osthälfte des Reiches sich ruhiger und sicherer konsolidiren konnte. So unbedeutend Kaiser Theodosius II. auch war (408—450), er sah die Reichsgeschäfte nach einander zuerst durch den ausgezeichneten Präfekten des Orients, Anthemius, dann seit 414 durch seine politisch hoch befähigte Schwester Pulcheria, (mit der seit 421 seine Gattin Athenais-Eudokia, des athenischen Professors Leontios schöne und geistvolle Tochter, rivalisirte,) fest und glücklich geleitet. Gehoben durch die Erfolge seiner Armee in einer neuen persischen Fehde 421 und 422, gegen den Schahinschah Vararanes V. (Bahram-Gur 417 bis 438), nahm er mit Kraft und Zähigkeit die Rechte wahr, welche seit dieser Zeit die byzantinischen Kaiser mit wachsendem Erfolg bis auf Justinian I. als die geborenen Schutzherren und später als die natürlichen Erben im Abendlande für sich in Anspruch nahmen. Während noch Johannes auf die Hilfstruppen wartete, die ihm der General Aëtius bei den Hunnen werben sollte, gelang es den Generalen des Theodosius II., Aspar und Candidianus, in Italien einzudringen. Aspar fand im Hochsommer 425 den Weg durch die Sümpfe bei Ravenna und überrumpelte die feste Residenz. Nun wurde der Usurpator getödtet, und Theodosius II., der sich für seine Intervention durch Annektirung eines großen Theiles von Pannonien bezahlt machte, (aus welchem Lande zwei Jahre später zahlreiche Ostgothen nach Thrakien übersiedelten,) ließ in der zweiten Hälfte des Jahres 425 den Knaben Valentinian III. zu Rom mit dem Purpur bekleiden.

Die wirkliche Herrschaft führte natürlich dessen schöne, geistvolle und energische Mutter Placidia. Leider nur sah diese Tochter des großen Theodosius durch ihre eigene, wie noch mehr durch die Schuld der beiden letzten großen Heerführer, welche das Reich damals besaß, zum Entsetzen schnell eine neue Katastrophe heraufziehen, welche den Niedergang des Reiches erheblich fördern mußte. Ihre besondere Freundschaft war bei Antritt ihrer Herrschaft dem trefflichen Grafen Bonifacius (S. 856) zugewandt, der, militärischer Statthalter von Afrika, ihr auch während ihrer Verbannung nach Constantinopel und gegenüber dem Usurpator Johannes treu geblieben war. Diesem aber wurde die politische Eifersucht und der glühende, nach der ersten Stellung im Reiche begehrende Ehrgeiz eines anderen, des letzten Helden der Römer, verderblich: es war Aëtius. Dieser gewaltige Mensch war der Sohn des Generals der Kavallerie Gaudentius und einer reichen und vornehmen Italienerin, zu Durostorum (j. Silistria) in Niedermösien 395/6 geboren. In dieser Persönlichkeit mischte sich in höchst merkwürdiger Weise ein hochstrebender Ehrgeiz und imposanter römischer Patriotismus mit der Verderbniß seiner Zeit; doch war er frei von aller gemeiner Habsucht. Zugleich ein unter

Umständen völlig gewissenloser Intrigant, und ein kühner Held, — bei mittlerer Statur kräftig und gewandt, ein kühner Reiter und trefflicher Schütze — war er, seiner eminenten Begabung als Feldherr und Diplomat bewußt, bei unermüdlicher Arbeitskraft und Arbeitslust entschieden darauf bedacht, seine Bahn sich rücksichtslos zu öffnen, immer aber im Interesse des Reiches. Schon als Knabe durch tapfern Sinn ausgezeichnet, frühzeitig in die kaiserliche Garde eingetreten, hatte er in den späteren Jahren des Honorius längere Zeit als Geisel bei den Hunnen zugebracht, und in deren Lager viele Freunde sich erworben. Der Usurpator Johannes hatte ihn zum Chef der Haustruppen, dann zum Palastmarschall ernannt. Als aber Theodosius II. gegen diesen rüstete, war er zu den Hunnen geschickt worden, um bei diesen Hilfstruppen zu werben. Aber er kam mit 60,000 Mann um ein weniges zu spät, um Johannes zu retten. Da hat er denn nach einem Kampfe mit General Aspar seinen Frieden mit der Regentin Placidia gemacht. Er erhielt eine hohe militärische Stellung, bestimmte durch eine große Geldsumme die meisten seiner Hunnen zur Heimkehr, und eilte dann mit einem Theile dieser Krieger nach Gallien, um die Westgothen zurückzuwerfen, die damals bereits Arelate belagerten. Es gelang ihm, sie zu schlagen und zum Frieden zu nöthigen.

Nun aber nach Rom zurückgekehrt, verübte er 426 die dunkelste That seines Lebens, deren heillose Folgen niemals wieder gut gemacht werden konnten. Aëtius sehnte sich im Vollgefühl seiner Kraft nach einer Machtstellung an der Seite der Regentin, wie sie einst Stilicho eingenommen hatte. Um diese aber zu erlangen, spann er mit Hilfe des Heermeisters Felix eine niederträchtige Intrigue gegen den Grafen Bonifacius, Placidiens nächsten Freund. Er gab diesem listig zu verstehen, daß die undankbare und launenhafte Kaiserin seinen Untergang beschlossen habe, und verdächtigte gleichzeitig den Feldherrn bei der fürstlichen Dame als auf Empörung sinnend. Der bethörten Regentin redete er ein, den Grafen auf die Probe zu stellen und ihn nach Ravenna zu berufen, — er werde sicherlich im Bewußtsein seiner Schuld nicht kommen. Und als Placidia im J. 427 das wirklich that, erschien Bonifacius, — heimlich durch den heillosen Intriganten „gewarnt", in der That nicht. Da eilte die Regentin, den „offenkundigen Verräther" abzusetzen und zur Strafe zu ziehen. Bonifacius aber pronuncirte sich nun in der That, und wies die ersten Angriffe kaiserlicher Truppen glücklich ab. Als aber gothische Truppen unter dem Grafen Sigisvult gegen ihn mobil gemacht und maurische Raubschaaren seinen Provinzen gefährlich wurden: da rief der unglückliche Graf die spanischen Vandalen zu Hilfe; sie sollten als Lohn für solchen Dienst einen Theil von Afrika zu selbständigem Eigenthum erhalten. Graf Bonifacius wußte nicht, daß er damit den gewaltigsten Stoß gegen den wankenden Bau des römischen Reiches führte.

Erst im Mai 429 konnten die Vandalen und Alanen, zuvor noch durch

Kämpfe mit den Sueven aufgehalten, bei denen sie auch ihren König Guntherich verloren, nach Afrika, etwa nach Tingitana, übersetzen; jetzt durch den gewaltigen Geiserich geführt, dem ein Volk von 50- oder 80,000 Köpfen folgte. Klein von Gestalt und hinkend, aber schweigsam, ein kluger Feldherr und den Römern als Diplomat gewachsen, wie selten ein Deutscher, rasch entschlossen und schnell zur That, gewaltsam und arglistig, so erschien der gefährliche Bundesgenosse des Bonifacius in Afrika. Inzwischen war aber des Aëtius Trug enthüllt, die alte Freundschaft zwischen dem Grafen und der Regentin wieder hergestellt worden. Aber umsonst bemühte sich jener nunmehr, die Vandalen durch Unterhandlungen wieder zur Rückkehr nach Spanien zu bestimmen. So brach der Krieg aus, den Geiserich jetzt zur Eroberung von Afrika gegen Bonifacius eröffnete. Und bei dem Naturell des vandalischen Königs fiel das Schwert der Vandalen, die zwar noch lange nicht so civilisirt, wie schon jetzt die Westgothen, aber bei vielen tüchtigen Eigenschaften an sich nicht wilder waren, als die meisten andern Germanen dieser Zeit, mit furchtbarer Schwere auf die romanische besitzende Bevölkerung des üppig reichen Landes. Schon auch zeigte es sich, daß dieser König und dieses Volk vor anderen deutschen Stämmen besonders fanatische Arianer waren; und wenn uns die spätere Geschichte der deutschen Staaten auf romanischer Unterlage zeigt, daß der konfessionelle Gegensatz zu den katholischen Romanen eine wirkliche Ausgleichung zwischen beiden Theilen dauernd unmöglich gemacht hat, so litt gerade unter den Vandalen, zu denen sich jetzt auch die Donatisten schlugen, das katholische Element in Afrika in besonders empfindlicher Weise. Es war eine Zeit angebrochen, wo der Arianismus in germanischer Gestalt die Verfolgungspolitik der Homousianer rächte, wie sie Gratian und die spanische Dynastie im Reiche zum System erhoben hatten.

Bonifacius suchte umsonst Afrika zu schützen. Eine schwere Niederlage im Mai 430 nöthigte ihn, sich auf Hippo Regius zurückzuziehen. Diese Stadt hielt er freilich trotz einer 14monatlichen Blokade; aber inzwischen überzogen vandalische Reitergeschwader große Theile der afrikanischen Provinzen, und als die Römer, von Byzanz aus durch ein Heer unter Aspar verstärkt, abermals geschlagen worden waren, im Sommer 431, kehrte Aspar nach dem Goldenen Horn, Bonifacius nach Italien zurück. Erst 434 brachte Aspar auf den Ruinen des inzwischen gefallenen Hippo einen Vertrag zu Stande, welcher den Vandalen gegen eine jährliche Abgabe (wahrscheinlich von Getreide) Tingitana, einen Theil des übrigen Mauretanien, das östliche Numidien und einen Theil der Byzakene überließ. Es war für die Römer eine ungeheure Kalamität. Der nächst Unteritalien bisher noch immer sicherste Theil ihres Reiches; die üppige Kornkammer Roms; das Gebiet, wo der römische Adel seine großartigsten Güter besaß, war großentheils verloren, und fünf Jahre später sollte es sich erst ganz zeigen, welche schwere Gefahr für das Reich die Festsetzung eines Mannes wie Geiserich auf der afrikanischen Seite des Mittelmeeres bedeutete.

So gewaltig sich inzwischen die Kraft des Aëtius entfaltet hatte: diese Folgen seiner argen That hat er niemals gutzumachen auch nur die Zeit und die Gelegenheit gefunden. Aëtius hatte inzwischen 428 (und wieder 431) noch einmal kraftvoll und glücklich gegen die Franken am Niederrhein, im J. 430 wieder gegen die Westgothen gestritten, 430 und 431 die Alpenprovinzen beruhigt und gegen die Juthungen gesichert. Der Erhebung des Generals Felix zum Patricius (429) war seine eigene zum ersten Heermeister des Reiches gefolgt, und als Felix, der nach Art dieser Tage sein Gegner geworden, und ihn am Leben bedrohte, 430 durch Aëtius beseitigt war, schien dieser wirklich der mächtigste Mann des Reiches zu sein. Noch aber grollte die über seinen ihr nun enthüllten Frevel tief erbitterte Regentin ihm mit ihrer ganzen leidenschaftlichen Energie. Und als ihr Freund Bonifacius im J. 432 wieder am Hofe erschien, war sie unbesonnen genug, diesem die Oberfeldherrnstelle zu verleihen, — statt des Aëtius, der gerade jetzt gegen die Franken im Felde stand.

Die Folge war ein neuer Bürgerkrieg, bei welchem auch die Gothen gegen Aëtius aufgeboten wurden. Bonifacius suchte an der Spitze eines Heeres, afrikanischer und Gardetruppen, seinen Feind auf. In einer Hauptschlacht, vielleicht in Italien, wird er tödtlich verwundet; nun aber gelingt es seinem Schwiegersohn Sebastian, mit Hilfe gothischer Söldner den Aëtius zu schlagen und zur Flucht zu zwingen. Dieser aber rettet sich zu seinen hunnischen Freunden an der pannonischen Donau, und mit Hilfe der hunnischen Reiter des Khans Ruhilas überwindet er 433 nun auch den Sebastian, und nöthigt die Regentin, ihm 434 seine alte Stellung und dazu das Patriciat zu verleihen.

Jetzt hatte Aëtius um einen schweren Preis die Machtstellung im Reiche erobert, wie er sie wünschte. Und die Geschichte versagt ihm das Zeugniß nicht, daß er sie in wahrhaft imposanter Weise zum Heile des Reiches ausgefüllt hat. Zwanzig Jahre lang hat er, als Feldherr ebenso genial, wie als Diplomat, der grollenden Placidia und ihrem Sohne, der durch nichts die Abkunft aus einem Heldengeschlecht verrieth, die Trümmer ihrer Macht siegreich und großartig behauptet. Aber die Aufgaben, die er in Europa zu bewältigen hatte, waren zu massenhaft, als daß er an einen afrikanischen Krieg hätte denken dürfen. Es galt, Gallien wieder zu gewinnen, wo zugleich die Aremorikaner sich erhoben, die Bagaudie sich immer furchtbarer ausgebreitet, die Burgunder 435 sich bedrohlich nach der belgischen Seite ausgedehnt hatten. Auch hier begleitete ihn wieder sein altes Glück. Es ist ihm gelungen, bis 436 und 437 Aremorikaner und Bagauden niederzuwerfen. Die Burgunder wurden unter ihrem König Gundikar 435 schwer bedrängt; im Jahre 436 oder 437 sind sie durch die Hunnen unter Uptar entsetzlich zusammengehauen worden. Sie waren damals so sehr erschüttert, daß Aëtius sie unter ähnlichen Bedingungen wie die in Aquitanien domicilirten Gothen 443 unbedenklich nach dem heutigen Savoyen (Sapaudia) und

der Gegend von Genf verpflanzen konnte. Inzwischen aber hatten 436 die Westgothen wieder den Frieden gebrochen und sich erobernd in der Richtung auf Narbonne ausgebreitet. Das zwang den Aëtius zu einem mehrjährigen Kriege, der allerdings (mit Ausnahme einer Niederlage, die der General Litorius 439 bei dem Sturme auf Tolosa erlitt) für die Römer glücklich verlief und mit einem für sie ehrenvollen Frieden abschloß. Die gallischen Alanen wurden in derselben Zeit in dem Gebiet südlich von der unteren Loire fest angesiedelt.

Darüber hatte Geiserich in Afrika jäh den Frieden gebrochen und mit einem kecken Handstreiche am 23. Oktober 439 sich in den Besitz von Karthago gesetzt, wo er nun seine Residenz aufschlug, nachdem viele Zerstörungen, Plünderungen, Austreibungen alter Einwohner erfolgt waren. Und nun, wo abendländische und oströmische Kräfte wider ihn aufgeboten wurden, erneuerte sich für Italien in vandalischer Gestalt die Gefahr, wie sie einst die Punier der Halbinsel bereitet hatten. Eine vandalische Flotte eroberte Lilybäum, bedrohte Panormus und Unteritalien, und 442 mußte der römische Hof die freche Eroberung Geiserichs durch einen Frieden anerkennen, der den Römern in Afrika nur noch Tripolitana, Cirta mit seiner Provinz, und einige Städte in Mauretanien übrig ließ. Die öffentliche Meinung aber im römischen Reiche wollte Geiserich nur wenige Jahre später in geheimer Verbindung wissen mit dem fürchterlichsten aller Feinde, die seit Marc Aurels Markomannenkriege überhaupt gegen das sinkende Reich aufgetreten waren, nämlich mit Attila.

Seit 441 nämlich war des großen Aëtius höchste Sorge auf die Abwehr einer neuen, ungeheuren Gefahr gerichtet, die von der pannonischen Donau her dem Reiche drohte. Während Spanien, dessen östliche Hälfte noch immer römisch war, theils durch die auch hier auftretende Bagaudie, theils durch die erst 452 in Folge eines Friedens suspendirten Raubzüge der galicischen Sueven in der Richtung auf Merida, Sevilla und Cartagena stets beunruhigt wurde; während wieder 445 die Franken abgewehrt werden mußten, die bis zur Somme vorgedrungen waren: hatten die Hunnen, von Constantinopel aus sogar durch Jahrgelder gezähmt, seit längeren Jahren in friedlichen Beziehungen zu beiden römischen Reichen, — ganz unerwartet die kriegerische Richtung wieder aufgenommen, die sie vor 70 Jahren dem Abendland so sehr gefährlich gemacht hatte.

Die Hauptstämme der Hunnen standen wohl schon 424 unter der Hoheit einer Familie, aus welcher die Brüder Rua oder Rugilas (Ruhilas), Uptar und Mundzuc besonders namhaft hervortraten. Der Großkhan Rugilas hatte bereits durch seine Freundschaft mit Aëtius, die ihm auch 433 (s. oben) einen Theil des östlichen Pannonien verschaffte, erheblichen Einfluß auf das römische Reich ausgeübt. Gereizter war seine Stellung zu Constantinopel gewesen, weil die dort beliebte Politik neben der offiziellen Freundschaft mit dem Großkhan dauernd das System verfolgte, heimlich die ihm unterworfenen

Völker aufzuwiegeln. Nun starb 433 der alte hunnische Fürst, und ihm folgten seines früh verstorbenen Bruders Mundzuc Söhne Bleda und Attila. In der Erinnerung, in den Heldensagen, in den Legenden späterer Zeit concentrirten sich in diesem Attila die ganzen Schrecknisse der Völkerwanderung: alles was die Hunnen in ihrer wildesten Zeit gefrevelt, oder was ihnen auch nur die Uebertreibung angedichtet hat. In der historischen Erinnerung lebt er noch heute fort als „die Geißel Gottes"; in Wahrheit doch nur, weil dieser Mann, die kolossalste Gestalt der Völkerwanderung, nur wie ein feuriges Meteor über die alte Welt hingegangen ist; weil das Bleibendste, was er hinterließ, nur Zerstörung gewesen ist. Die furchtbaren Mongolen des Mittelalters, Dschingischan und Timur, haben ihn unendlich an erbarmungsloser Wildheit und schauerlicher Blutgier überboten, aber zuletzt doch mehr positive Schöpfungen hinterlassen. In Wahrheit überragte Attila sein Volk geistig wahrhaft riesengroß. Nur den Typus der Race, kurze Gestalt, breite Brust, dunkle Farbe, den großen Kopf und die kleinen Augen, die aufgestülpte Nase und den kleinen Bart, verleugnete er nicht, hielt auch inmitten des fürstlichen Glanzes, der auf der Höhe seiner Macht seinen Hof umgab, für seine Person die alte Einfachheit des Steppenlebens fest. Aber den Schmutz und die Gemeinheit des alten Hunnenthums hatte er abgestreift. Seine Persönlichkeit muß etwas ungemein imponirendes gehabt haben. Die Hunnen verehrten in ihm eine großartige Herrscherkraft; bei aller Despotie, wie dieses Volk sie gewohnt war, und bei der furchtbaren Strenge seiner Strafen, durch welche er sein Gesetz, und die Sicherheit und Ordnung seines Reiches aufrecht erhielt, erschien er, immer in der Art der kolossalen Großkönige des Orients, als wohlwollend und gerecht. Deutsche, Römer und Griechen, deren viele, jene als Krieger, diese als höhere Beamte, in seinen Diensten standen, hingen mit voller Treue an ihm. Und wie in Gallien zu den Westgothen, so zogen zu ihm nicht wenige Römer und Griechen, um unter seinem sicheren und bequemen patriarchalischen Regiment sich der zermalmenden Last der römischen Civilisation zu entziehen.

Für die Geschichte aber der untergehenden alten Welt ist Attila verhängnißvoll geworden, weil den sonst höchst praktischen Geist des gewaltigen Mannes der Gedanke einer Weltherrschaft gefangen genommen hatte, der ihn endlich auch gegen die Römer in Bewegung bringen mußte. Und hier mischen sich nun bei ihm die Züge des Barbaren und des imposanten Politikers, der die schärfste politische Einsicht zeigt in die Mittel, über die er verfügt, über die Art und Stärke der Gegner, und über das ihm überhaupt Erreichbare. Die Pflege einer gewissen Civilisation und die bewundernde Scheu vor der überlegenen Kultur des Römerthums hindert ihn durchaus nicht, — nicht nur nach Art seines Volkes gierig nach Gold zu trachten, sondern noch mehr in seinem diplomatischen Verkehr mit den Römern, wo er sich stärker fühlte, höhnisch, brutal, ungerecht aufzutreten, den rücksichtslosesten Uebermuth zu entfalten. Dabei aber wußte er, wo es sich um praktische Aufgaben handelte,

seine starken Leidenschaften sehr wohl zu zähmen, und seine Pläne mit erstaunlicher List und Schlauheit, mit eminentem diplomatischem Geschick vorzubereiten. Kam es aber zum Kampfe, so wußte Attila die Leistungsfähigkeit seiner Hunnen sehr gut zu beurtheilen; und wie er bei aller Tapferkeit das sinnlose Blutvergießen nicht liebte, so dachte er trotz seiner Entschlossenheit nicht daran, Alles auf das Spiel zu setzen, wo er auf einen Widerstand stieß, den er als mit seinen Mitteln momentan nicht zu brechen, nach verständiger Erwägung erkennen mußte.

Attila war nach Antritt seiner Regierung (denn sein Bruder Bleda, der ohnehin weit hinter ihm zurückblieb, und 444/45 durch ihn aus dem Wege geräumt wurde, kommt gar nicht in Betracht,) eine Reihe von Jahren damit beschäftigt, die Herrschaft seines Hauses über viele deutsche und sämmtliche hunnische, slawische und finnische Völker im Norden und Nordosten auszudehnen. Anerkennung seiner Oberhoheit, Heeresfolge und Tribut, die gewöhnlichen Bedingungen orientalischer Eroberer, wurden allmählich einer halben Welt zwischen dem thüringer Walde, dem baltischen Strande und dem Kaspimeere auferlegt. Da zog, so scheint es, seit 440 die durch Gold unterstützte Politik Geiserichs, der sich damals (s. oben) auch von Constantinopel aus bedroht sah, das hunnische Ungewitter nach den Grenzen des oströmischen Reiches. Streitigkeiten wegen Aufnahme hunnischer Ueberläufer im Reiche und Motive ähnlicher Art gaben leicht den Anstoß zu Angriffen, die 441 begannen. Die Waffenkraft, die Diplomatie und die persönliche Entschlossenheit des theodosianischen Hofes waren der Attilas aber nicht gewachsen, vielmehr bereitete Attila den Byzantinern mehrere Jahre lang die schwersten Demüthigungen. Namentlich 441 und 442, und wieder 447 hat Attila, der jetzt sein Hoflager zwischen Donau und Theiß, (zwischen Pest und Debreczin) aufgerichtet hatte, Mösien und das innere Thrakien, bis nahe an die Campagna von Constantinopel, schrecklich verheert; die vielen eroberten Städte wurden stets zerstört, weil sie für die hunnischen Geschwader sehr lästige Hindernisse waren. Ein zu Anfang d. J. 448 geschlossener, höchst nachtheiliger Friede stipulirte neben anderen ungeheuren Zahlungen einen Seitens der Byzantiner zu entrichtenden schweren jährlichen Tribut; aber noch lange setzten sich die für die Oströmer höchst demüthigenden Unterhandlungen fort, bis plötzlich der schwache Kaiser Theodosius II. gegen Ende Juli 450 durch einen Sturz mit dem Pferde ums Leben kam, und nun die Prinzessin Pulcheria einen der tüchtigsten Männer des Reiches, den General Marcian auf den Thron erhob.

Die energische Abweisung der von Attila geforderten Tributzahlungen und die bekannte heldenhafte Tüchtigkeit Marcians ließen es dem hunnischen Großkhan als nicht räthlich erscheinen, den Kampf gegen die Oströmer jetzt wieder aufzunehmen. Um so angemessener erschien es jetzt dem Thatendurst Attilas, die Waffen gegen das abendländische Reich zu richten, welches noch nicht ausgebeutet war. Lange genug hatte in Pflege seiner

älteren persönlichen Beziehungen der kluge Aëtius den hunnischen Gewaltstoß von seinem Reiche abgelenkt. Jetzt aber war Attila entschlossen, den zahlreichen Aufforderungen zu folgen, die ihm aus dem Abendlande zugekommen waren. Die kluge Placidia hatte sich weder als Regentin, noch als Erzieherin ihrer Kinder bewährt. Aller leidenschaftliche Eifer für die Kirche und die Orthodoxie, der auch auf Valentinian III. vererbt war, hatte aus diesem jungen Manne keinen tüchtigen Menschen zu machen vermocht. Und die Thorheit, ihre schöne und üppige Tochter Honoria zur Augusta zu erheben und aus politischen Motiven zu ewiger Jungfrauschaft zu bestimmen, trieb die Prinzessin zu einem bedenklichen Liebeshandel, den zu strafen sie 434 nach dem byzantinischen Hofe entfernt wurde. Vom Bosporus aus hat nachmals die Unselige, sei es aus Rachsucht, sei es aus Lust an Abenteuern, dem Großkhan der Hunnen ihre Hand angetragen. Anfangs ließ Attila die Sache unbeachtet. Aber i. J. 450 forderte der Hunne die Auslieferung der Prinzessin und machte auf Grund ihrer Wünsche großartige Forderungen auf das Reich geltend, — und konnte nun Grund zum Kriege finden, weil er eine runde Ablehnung erhielt, Honoria aber nach Ravenna geführt, zur Scheinehe mit einem Hofbeamten gezwungen, dann zu ewiger Haft verurtheilt worden war. Gleichzeitig aber hatte Geiserich, der wegen fürchterlicher Mißhandlung seiner Schwiegertochter, des Westgothen Theoderich I. Tochter, die Verbindung der Gothen mit Rom gegen die Vandalen fürchtete, den Hunnen gegen die Gothen aufgestachelt. Dazu kam, daß ein gallischer Arzt, Eudoxus, der zu den Bagauden übergetreten war, seit 447 als aufhetzender Flüchtling sich bei Attila befand, bei welchem nun auch ein rheinfränkischer Fürst, der unter Aëtius' Hilfe sein Land an den jüngeren Bruder verloren hatte, Hilfe suchte.

So wurde denn im Laufe d. J. 450 von beiden Seiten mit ungeheurer Energie gerüstet. Diesmal aber fand die Diplomatie des Attila ihren berufenen Gegner an Aëtius, dessen größte Zeit nunmehr aufging. Es war umsonst, daß Attila in Ravenna sich den Anschein gab, nur gegen die Gothen kämpfen zu wollen, und in Tolosa erklärte, es sei auf Befreiung Galliens von den Römern abgesehen. Der kluge und unermüdlich thätige Aëtius war wirklich im Stande, unter unsäglichen Anstrengungen für den Tag der furchtbaren Entscheidung die Völker in Gallien, Burgunder, Aremorikaner, salische Franken, einen Theil der Ripuarier, dann auch die Alanen und Gothen zur Allianz mit Rom zu gewinnen. Zu den von allen Seiten her aufgebrachten römischen Truppen wurden auch noch sächsische Söldner geworben. Als das Jahr 450 verlaufen war, in dessen letzten Wochen (27. November) fast unbeachtet die alte Placidia zu Rom das Zeitliche gesegnet und ihre prachtvolle letzte Ruhestätte zu Ravenna (vgl. S. 690) gefunden hatte, wälzte sich im Januar 451 die Völkerwelt des Ostens der Rheinlinie zu. Attila hatte die Massen seiner Hunnen, dann namentlich die Gepiden unter König Ardarich, und die Ostgothen unter König Walamer, auf beiden Seiten der Donau westwärts

marſchiren laſſen, und unterwegs die Krieger der übrigen deutſchen Völker, namentlich der (jetzt an Stelle der alten Hermunduren uns begegnenden) Thüringer und eines Theiles der Ripuariſchen Franken mitgenommen. In zwei

Grabkapelle der Kaiſerin Placidia in Ravenna.

gewaltigen Heerſäulen überſchritt das Heer, 500,000 oder gar 700,000 Mann, den Oberrhein. Die eine wurde mehr nördlich, über Trier durch Belgien geführt; die ſüdliche leitete Attila ſelbſt von Straßburg her gegen Metz. Als (8. April) dieſe Stadt in der Oſternacht mit Sturm genommen und zerſtört

war, zog Attila, der sein Gesammtheer in der Champagne vereinigte, über Chalons, Troyes und Sens nach Orleans, vor dessen Mauern der Großkhan im Mai 451 anlangte. Hier endlich staute sich die furchtbare Fluth. Während Volk und Besatzung den Angriffen Attilas mit zäher Tapferkeit widerstanden, führte Aëtius das im inneren Gallien gesammelte Heer, zu dem nach langem Zaudern endlich auch die Westgothen gestoßen waren, tief im Juni mit raschen Märschen nach der Loire. Er kam noch zur letzten Stunde, um Orleans zu retten. Schon waren die Hunnen in diese Stadt eingedrungen; schon tobte in ihren Gassen der Kampf, als endlich Aëtius und der gothische Prinz Thorismund zu später Stunde erschienen und nun die Hunnen wieder aus der Stadt drängen konnten.

Sofort trat Attila, der sich offenbar hatte überraschen lassen, den Rückzug an. Es wurde für ihn nöthig, sein zerstreutes, plünderndes Heer rasch zu sammeln und sich nach den für den Reiterkampf mehr geeigneten Ebenen der Champagne zu ziehen. Aëtius drängte ihm mit Macht nach und holte ihn in der Gegend von Troyes, südlich von Durocatalaunum (Chalons an der Marne) ein. Auf der Ebene von Mauriacum, (einem Theile der sog. Catalaunischen Gefilde,) sollte der Kampf ausgefochten werden, der über die Zukunft von Europa entscheiden mußte. Gesittung und Kultur des romanisch-germanischen Abendlandes, die Schätze einer uralten Kulturwelt und die Hoffnungen der jungen deutschen Stämme, die bereits mit den ersten Schritten auf den Wegen der Civilisation die Segnungen der neuen Weltreligion verbanden, sollten gegen die Hochfluth asiatischer Despotie und des Nomadenthums einer noch völlig wilden Rasse jetzt in noch anderem Ernst vertheidigt werden, als einst bei Salamis griechische Freiheit gegen die Gewaltherrschaft der Satrapen.

Bei Mauriacum (jetzt Méry sur Seine), nur zwei Stunden von den Mauern von Troyes, faßten am Abend vor dem entscheidenden Tage die Franken des Aëtius den feindlichen Nachtrab, die Gepiden, und erzwangen in heißem Kampfe, 15,000 Leichen deckten das Blachfeld, den Uebergang über die Seine, auf Attilas äußerstem rechten Flügel. Am folgenden Tage entbrannte dann, nicht lange nach Mittag, die gewaltige Hauptschlacht. Die hunnische Fronte war gegen Nordwesten gewendet. Attila mit den Hunnen hielt das Centrum; den Kern des linken Flügels bildeten die Ostgothen unter den Amelungen-Brüdern Walamir, Theodemir und Widemir, den des rechten Ardarichs Gepiden. Auf römischer Seite standen die Alanen unter Sangiban im Centrum, Aëtius mit den romanischen Abtheilungen auf dem linken Flügel, den rechten hielten die Westgothen. Das uralte Verhängniß der deutschen Nation stellte auch hier zwei Glieder eines edlen germanischen Stammes einander in Waffen gegenüber. Als Schlüssel des Schlachtfeldes galt eine bis zur Höhe von 50 Meter sanft aufsteigende Erdanschwellung (bei Premier-Fait und Les Grandes Chapelles) zwischen beiden Heeren. Aëtius und Prinz Thorismund vermochten sie zuerst zu

nehmen; und nun kam Attila in die unbequeme Lage, den Hügelrücken erstürmen zu sollen. Die Genialität des Aëtius, der die Hunnen so genau kannte, hatte die richtige Art gefunden, um dem Großkhan den gewöhnlichen hunnischen furchtbaren Reiterstoß mit Pfeilregen unmöglich zu machen. Es begann nun ein entsetzliches stundenlanges Würgen. Endlich geschah es, daß König Theoderich, als er zu Roß ermunternd durch die Reihen seiner Mannen sprengte, durch den Wurfspeer des Ostgothen Andax erschossen wurde. Da faßte die Westgothen solche Berserkerwuth, daß sie in furchtbaren Stößen den feindlichen Widerstand über den Haufen warfen, und Attila endlich mit der Nacht hinter seine Wagenburg sich zurückziehen mußte.

165,000 Leichen deckten das Blutfeld. Aber erst am folgenden Morgen erkannte Aëtius, daß er gesiegt hatte. Noch aber zeigte Attila eine so entschlossene Haltung, daß Aëtius es nicht wagen mochte, ihn zur Verzweiflung zu treiben. Er vermied eine neue Schlacht, und ließ die Hunnen, soweit nicht massenhafte Verwundete und Marodeurs ihnen jetzt zu Grunde gingen, ostwärts abziehen. Natürlich folgten ihnen starke Theile des römischen Heeres, namentlich Franken und Burgunder, beobachtend und nachdrängend bis zur Räumung Galliens auf den Fersen.

Die Meisterthat des Aëtius wurde in Ravenna natürlich nur wenig anerkannt. Der armselige Valentinian III. war durch den genialen Feldherrn viel zu sehr in Schatten gestellt; die Camarilla war zu nichtsnutzig; Aëtius selbst hatte durch die frühere gewaltsame Art seines Aufsteigens sich zu viele Feinde gemacht, als daß er auf ehrlichen Dank hätte rechnen dürfen. Viel eher ergossen sich schmähende und verleumderische Zungen in bitteren Tadel darüber, daß Attila, der ja einst des Heermeisters Freund gewesen, entkommen sei. Doch noch einmal sollte der mösische Held seine volle Größe entfalten. Attila durfte nach der gallischen Niederlage nicht ruhen, ohne den Zauber seines Glückes in gefährlicher Weise verfliegen zu sehen. Er beschloß daher, die Römer demnächst in Italien anzugreifen. Die Lage des Aëtius wurde dadurch überaus schwierig. Auf deutsche Verbündete hatte er an dieser Stelle nicht zu rechnen; die beste Unterstützung hatte er von Kaiser Marcianus zu erwarten, noch aber stand dieser nicht im Felde. Es blieb ihm also nichts übrig, als einstweilen die nordöstliche Ecke Italiens bis Pavia militärisch aufzugeben, und zunächst mit seiner Armee die Vertheidigung, auf den Po, auf die cispadanischen Festungen und die Apeninnen gestützt, erfolgreich zu führen. Attila, der also im J. 452 aus Pannonien in Italien einbrach, wurde für seine Absichten gefährlich lange durch die Belagerung mehrerer italischer Festungen aufgehalten; damals hat der Untergang von Aquileja eine traurige Berühmtheit erlangt. Endlich aber wirkte die Strategie des Aëtius sehr fühlbar. Die Hunnen hatten ihre Kraft an den Mauern der Städte abgenutzt; ihre Reiterei war in dem von Kanälen durchschnittenen Padusgebiet nur wenig zu brauchen; jenseits des Flusses vermochte sie gegen Aëtius gar nichts auszurichten. Und in den ober-

italischen Sumpfniederungen räumten Sonnengluth, Fieber und Mangel unter ihren Massen höchst mörderisch auf. Schon aber begannen in ihrem Rücken die Bewegungen der Armee des Kaisers Marcianus gegen die julischen Alpen und Attilas Rückzugslinie. Schon war zu hoffen, daß die feine Strategie des Aëtius durch einen neuen großartigen Erfolg abschließend gekrönt würde. Da verlor der elende und böswillige Hof zur Unzeit den Muth, und veranlaßte die von Papst Leo I. dem Großen, (440—461), einem der bedeutendsten Prediger und Epistolographen dieser Zeit, der als vollendeter Stylist, wie als kluger, gewandter, energischer und findiger Geschäftsmann und feiner Staatsmann glänzte, — geführte senatorische Gesandtschaft an Attila, um über den Frieden zu unterhandeln. Der Großkhan, den diese Gesandten bei Mantua trafen, war hoch erfreut über die thörichte Schwäche des Hofes, die ihm die Möglichkeit schuf, ohne vernichtende Niederlage zu Anfang des J. 453 aus Italien wieder abziehen zu können.

Nur erst 56 Jahre alt, ist Attila noch im Jahre 453 nach seiner Rückkehr in die Steppenresidenz bei Gelegenheit der mit einer zu seinen vielen anderen neu hinzugenommenen Frau gefeierten Hochzeit plötzlich gestorben. Und mit ihm sank die zusammenhaltende Kraft seines riesigen Reiches in das Grab. Nur daß das abendländische Reich davon keinerlei Gewinn hatte. Die furchtbare zweimalige Anspannung aller Kräfte zur Abwehr der kolossalen Hunnengefahr hatte tödtliche Erschöpfung zurückgelassen. Und das schlimmste wurde, daß der römische Hof sich beeilte, die ganze Welt durch eine Schandthat von einer selbst damals, selbst nach den Mordthaten, die an Theodosius und Stilicho verübt waren, unerwarteten Abscheulichkeit und selbstmörderischen Dummheit in Erstaunen zu setzen. Das Sicherheitsgefühl nämlich Valentinians III. und seiner Camarilla stieg zum Uebermuth, als im Jahre 454 das hunnische Reich in Trümmer zerfiel. Attilas Söhne haderten nach des Vaters Tode unter einander und verletzten zugleich den Stolz ihrer deutschen Vasallen. Da erhoben sich Gepiden, Ostgothen, Sueven und Rugier gegen die lange getragene Fremdherrschaft. Die mörderische Schlacht an dem nordungarischen Flusse Netad (i. J. 454), — an der Waag oder Neitra, — endigte mit vollem Siege über Attilas ältesten Sohn Ellak, der selbst dabei den Tod fand. Die Hunnen wurden, nunmehr wieder eine bedeutungslose nomadische Masse, mehr nach Osten, nach dem Dnjester und Dnjepr, gedrängt. Die Römer aber nahmen die Ostgothen in Bündniß und in die verödete Provinz Pannonien auf, wo nun die drei Amelungen ihre neue Macht begründeten. Die Gepiden, die sich mit Marcian sofort auf friedlichen Fuß stellten, behielten ihre dakischen Sitze. Die Rugier, (die vielleicht wie die Heruler schon seit Alters dem gothischen Zuge nach Südeuropa gefolgt waren und unter hunnischem Drucke sich nach Dakien hin ausgebreitet hatten), gewannen damals das nach ihnen benannte „Rugiland", südlich vom Böhmerwald, an der Donau zwischen Linz und Wien. Neben ihnen östlich die kleinen verwandten Stämme der Turcilinger und (im südöstlichen Mähren) der

Sciren; weiter nach Nordungarn hinein neben ſueviſchen Reſten ein Theil der Heruler.

Damit war aber in den Augen des abendländiſchen Hofes Held Aëtius überflüſſig geworden. Einen Vorwurf freilich, wie er einſt gegen Stilicho auf Grund ſeiner zeitweiſen Preisgebung des Weſtens erhoben worden war, konnte man ihm nicht wohl machen, als habe er den Verluſt des inzwiſchen dem Reiche vollſtändig entfremdeten Britannien verſchuldet. Seit der Nothzeit unter Honorius war dieſes inſulare Gebiet weſentlich auf ſich ſelbſt geſtellt geblieben. Die Romanen, die bis ganz zuletzt noch immer die Kaſtelle des alten Hadrianswalles, die Küſtenplätze und die Kanalhäfen behaupteten, zuſammen etwa 28 Plätze, und die nun wieder auftretenden brittiſchen Fürſten verloren aber allmählich immer mehr Boden an die ſchottiſchen Raubvölker. Von Aëtius war in der Noth der Zeit Hilfe nicht zu erlangen. Noch 446 mußte ein Hilfsgeſuch abgelehnt werden. Das Land galt als von Rom aus aufgegeben. Und ſo iſt es geſchehen, daß, wie ſchon früher wiederholt geſchehen und ſeit 440 in erhöhtem Maße erfolgt war, ſächſiſche Maſſen in immer größerem Umfange zur Unterſtützung herbeigerufen wurden, die endlich mit Erfolg dem Beiſpiel der Weſtgothen und Vandalen gefolgt ſind und ihre ſchon begonnenen feſten Niederlaſſungen zur Baſis wirklicher umfaſſender Eroberungen gemacht haben.

Noch dieſer Seite konnte der Hof dem Aëtius nichts vorwerfen. Aber der elende, dabei leidenſchaftliche Valentinian und ſeine Umgebung mochten den gewaltigen Mann nicht länger ertragen, deſſen Heldenkraft jetzt überflüſſig erſchien. Die ungeheuren Thaten des großen Feldherrn wurden ſyſtematiſch herabgeſetzt und verkleinert, und endlich ſtachelte der Oberkammerherr Heraklius, ein Eunuche, den Kaiſer zu ſelbſtmörderiſcher Gewaltthat. Aëtius befand ſich im Jahre 454 in Rom, um durch Verlobung ſeines Sohnes Gaudentius mit des Kaiſers Tochter Eudocia (von Eudoxia, der im Jahre 437 mit Valentinian vermählten Tochter des Theodoſius II.) ſeine Machtſtellung noch mehr zu ſichern. Inzwiſchen entwickelte ſich ein infames Komplott gegen den Retter des Reiches. Und als eines Tages Aëtius in der Hofburg dem Kaiſer Rechnung ablegt, veranlaßt Valentinian einen wilden Wortwechſel; die entſchloſſene Haltung aber des Patricius gibt das Motiv für den Kaiſer und Heraklius, um mit Dolchen auf jenen einzuſpringen und ihn mit vielen Stößen zu durchbohren. Natürlich folgte der Blutthat die Beſeitigung noch anderer hochſtehender Männer, der Anhänger des großen Todten.

Zweites Kapitel.

Ricimer und Odovakar.

Nun brach das volle Verderben schnell und unaufhaltsam über das abendländische Reich herein. Zuerst ließ die Rache für die Mordthat nicht lange auf sich warten. Einer der reichsten Römer jener Tage, einst Präfekt von Italien und Stadtpräfekt, der Patricius und Senator Petronius Maximus, selbst ein Mitwisser des gegen Aëtius gesponnenen Komplottes, sah sich nicht nur durch Heraklius um seinen Antheil an der Beute betrogen, sondern auch seit der schnöden Entehrung seiner schönen Frau durch den zügellosen Valentinian zu persönlicher Rache gegen diesen getrieben. Er gewann zwei gothische Gardesoldaten, die früher unter Aëtius gedient hatten, als Bluträcher des letzteren zu handeln. Am 16. März 455, als der Kaiser zum Bogenschießen nach dem Marsfelde geritten war, haben sie ihn und den Heraklius kurz und bündig niedergehauen. Und schon am folgenden Tage konnte Maximus, dessen Schätze kräftig wirkten, sich mit dem Purpur bekleiden.

So war nach Ausleben der spanischen Dynastie zu Constantinopel auch deren jüngere italische Linie zu Ende gegangen. Aber der Mörder Valentinians sollte kein neues fürstliches Haus begründen. Mit Entsetzen sah jetzt die romanische Welt, was der Tod des Aëtius, des letzten Helden dieser Zeit, für das Reich zu bedeuten hatte. Die furchtbare Katastrophe in der alten Welthauptstadt und die Gewißheit, nun nicht mehr dem Genie des Siegers von Mauriacum begegnen zu müssen, wirkte elektrisch bei allen deutschen Völkern vom Rhein bis nach Karthago. Unaufhaltsam drangen jetzt die Germanen im Norden und Nordwesten des Reiches auf dessen Boden vor, — nunmehr bereits, um schrittweise die alte romanische und romanisirte Einwohnerschaft endgiltig zu verdrängen und für sich neue und bleibende Wohnsitze zu gewinnen, die ihnen nun nicht wieder durch römische Heerführer, sondern nur noch stellenweise durch feindliche Fürsten blutsverwandter Stämme streitig gemacht werden sollten. Die alten salischen Franken drangen langsam aber unaufhaltsam auf beiden Seiten der Schelde aufwärts vor, in der Richtung auf die Somme. Die Rheinfranken, jetzt gewöhnlich Ripuarier genannt, die unter der Verwaltung des Stilicho und noch mehr unter der des Aëtius ebenfalls zu Föderaten des Reiches geworden waren, haben jetzt wohl Köln, nachmals die Residenz ihrer Könige, dauernd besetzt; ihre Ansiedelungen rückten auf beiden Seiten der Maas gegen die Eifel vor. Die oberfränkischen Massen aber nahmen durch die Thäler der Lahn, Wied und Sieg ihren Weg über den Rhein nach den Landschaften an der Mosel und der Nahe. Die Alamannen ihrerseits, denen viel später erst der furchtbare Franke Chlodwig wirksam Halt geboten hat, hatten das alte

Gebiet der Burgunder am Mittelrhein besetzt, und schoben sich westwärts vor bis zur Saone, dann theils rheinabwärts, theils westlich bis hinüber nach Verdun und Luxemburg. Die Burgunder, deren Masse in dieser Zeit arianisch geworden ist, begannen sich aus ihren neuen Sitzen an den Alpen theils mehr nordwestlich am Jura, theils am Rhone abwärts auszubreiten. Auch die Westgothen, bei denen seit 453 oder 454 König Theoderich II. gebot, gedachten sich jetzt erobernd auszudehnen.

Gegen die Gothen hatte Kaiser Maximus allerdings noch einen Trumpf auszuspielen. Er ernannte den trefflichen M. Mäcilius Avitus, einen vornehmen gallischen Romanen, der unter seinem Vorgänger Präfekt in Gallien und noch früher am gothischen Hofe Lehrer des jungen Gothenkönigs in römischer Bildung gewesen war, zum kommandirenden General in Gallien und hielt durch dessen Einfluß die Gothen wirklich im Zaume. Inzwischen aber traf ihn die Blutrache für die Ermordung Valentinians. Maximus hatte trotz seiner 60 Jahre die schöne Witwe seines ermordeten Vorgängers, die byzantinische Eudoxia gezwungen, ihm die Hand als Gattin zu reichen. Sei es nun daß diese Dame in wildem Groll den furchtbaren Geiserich selbst aufgefordert hat, ihres Hauses Rächer zu werden; sei es daß der schlaue Vandale die nächste diplomatische Handhabe ergriffen hat, um sich als ihren Befreier darzustellen: genug, noch im Frühling 455 lief eine vandalische Flotte an der römischen Küste an. Die deutschen Karthager landeten bei Azestos, gewannen den Hafen der Welthauptstadt, Portus. Als Maximus (12. Juni) die schreckliche Botschaft vernahm, dachte er nur an schnelle Flucht und wurde darüber von den wüthenden Römern in Stücke zerrissen. So konnte der König Geiserich drei Tage nachher ohne Schwertstreich in Rom einrücken; die Stadt war vor dem neuen Hannibal noch viel ruhmloser gefallen, als einst vor Alarich. Bischof Leo soll durch seine Vermittlung Zerstörung und Massenmord von Rom abgewendet haben. Geiserich, der Rom natürlich nicht behalten konnte, und der nicht so sehr Barbar war, um die alte Hauptstadt der Welt zerstören zu wollen, begnügte sich, während eines Aufenthaltes von 14 Tagen die Stadt recht gründlich und systematisch auszuplündern; auch die Kirchen, (mit Ausnahme der Hauptkirchen Lateran, St. Peter und St. Paul) mußten ihre Schätze hergeben. Nur einige Häuser brannten ab; dafür wurden aber mehrere Tausende von Gefangenen mitgeschleppt, wie sie namentlich durch Schönheit, Kunst und Handwerksgeschicklichkeit werthvoll waren; mit ihnen Eudoxia und zwei Töchter, ein Sohn des Aëtius und mehrere Senatoren. So wunderbar aber hatten sich jetzt die Zustände in der alten Welt gewandelt, daß der christliche Bischof von Karthago, Deogratias, alle Mittel aufbot, um möglichst viele der römischen Gefangenen loszukaufen und ihr Loos zu erleichtern. Die Bewohner dagegen von Rom betäubten ihren Jammer in der Luft der Cirkusspiele, die am 29. Juni, am Fest der Apostelfürsten, gefeiert wurden, während Geiserich sich anschickte, die letzten Reste der römischen Besitzungen in Afrika zu erobern und

durch seine Flotten die Balearen, Corsika, Sardinien und ein Stück von Sicilien wegnehmen zu lassen.

Mit des Maximus Tode geht die Geschichte des abendländischen Kaiserthums eigentlich zu Ende. Denn von nun an wird der Thron nur noch durch fremde Machthaber, durch gothischen, byzantinischen und burgundischen Einfluß besetzt, und mit Einer Ausnahme sind es bald deutsche Offiziere bald Abenteurer von Attilas früherem Hofe, welche jetzt das bestimmende Wort führen. Das Abendland wird für weitere 20 Jahre nur noch durch die Sprache, durch die alten Traditionen, durch den Zauber und Glanz zusammengehalten, den selbst jetzt noch das römische Reich und nun auch seine Kirche auf die deutschen Stämme auf römischem Reichsboden ausüben.

Nach Abzug der Vandalen aus Rom war es zunächst der Einfluß der Westgothen, welcher dem Abendlande den neuen Kaiser gab. Sie bestimmten den Avitus, zu Anfang des August 455 in Arelate den Purpur zu nehmen. Der neue Herrscher wurde dann auch von Constantinopel aus anerkannt. Er war auch im Stande, die Westgothen zur Niederwerfung der spanischen Sueven auszusenden, die wieder begonnen hatten, unter ihrem König Rechiar von Galicien aus die pyrenäische Halbinsel plündernd zu durchziehen. Gothische und burgundische Schaaren sind siegreich in Spanien vorgegangen, und Rechiar fand zu Ende des Jahres 456 seinen Tod, nachdem er am 5. Oktober 456 am Urbicus, $2\frac{1}{2}$ Meilen von Astorga, eine Hauptschlacht verloren hatte. Nur daß dieser Krieg weit mehr zum Vortheil der Gothen, als des Reiches geführt worden ist. Und mit der Römerfreundschaft der Gothen nahm es überhaupt ein Ende, als die ephemere Herrschaft des Avitus vorüber war.

Unter diesem Kaiser nämlich trat jetzt jener deutsche Feldherr in den Vordergrund, welcher in ganz anderer Weise als früher Stilicho das zur Herrschaft vordringende Germanenthum im Reiche repräsentirt, und durch sein Walten die Zeit des Odovakar unmittelbar vorbereitet hat. Ricimer, der Sohn einer Tochter des Wallia und eines sueviſchen Prinzen (vermuthlich eines jüngern Sohnes des Rechila), ein gewaltiger Kriegsheld, war frühzeitig in römische Dienste getreten und neben seinem römischen Freund Majorianus durch den scharfblickenden Aëtius bedeutend gehoben worden. Diesem Manne übertrug Kaiser Avitus die Führung der in Italien stehenden Armee. Nun war es aber die Absicht dieser kolossalen Persönlichkeit, mit der schrankenlosen Allmacht, wie sie etwa Aëtius gehabt, das Reich zu beherrschen. Gewarnt durch das Schicksal Stilichos und Aëtius' verfuhr er dabei mit einer entsetzlichen Rücksichtslosigkeit, und war, — wie damals nun schon so sehr viele Germanen, die an den Romanen sich gebildet hatten, — jeden Augenblick bereit, durch List und Gewalt, durch Trug und Mord, jeden, namentlich auch solche Kaiser aus dem Wege zu räumen, die seiner Machtstellung irgend gefährlich zu werden schienen. Der Gegensatz zwischen ihm, dem neuen „Kaisermacher", der 16 Jahre lang hinter einer Reihe meist

nur nomineller Kaiser romanischer Abkunft an der Spitze deutscher Söldner die Zügel führte, und den ihm widerstrebenden Elementen hat namentlich die letzte Kraft des Reiches aufgerieben.

Ricimer hat gleich von Anfang an, im Sommer 455, wo er zur Deckung Siciliens gegen die Vandalen auf dieser Insel stand, den ihm unbequemen dalmatinischen General Marcellinus von dort verdrängt; er hat dann im Hochsommer 456 in oder bei Corsika die Vandalen aufs Haupt geschlogen. Dann aber wandte er sich nach Italien, um im Interesse seines Freundes Majorian den Avitus zu stürzen, der in Rom unpopulär und durch den spanischen Krieg auch wirksamer gothischer Hilfe beraubt war. Bei Placentia mußte Avitus im Herbst (16. Oktober) 456 die Waffen strecken; er sollte nun, so heißt es, Bischof werden, fand aber doch bald nachher, sei es durch Krankheit, sei es auf gewaltsame Weise seinen Tod. Der schlaue Ricimer ließ inzwischen den Thron vorläufig unbesetzt; nominell galt der starke Byzantiner Marcian als allgemeines Reichsoberhaupt. Als aber dieser zu Ende des Januars 457 starb und im Februar der thrakische Oberst Leo (I.) in Constantinopel Kaiser wurde (457 bis 474), — derselbe, der nach dem Vorbild der beiden Theodosier seit 467 die Zertrümmerung der Reste des Heidenthums wieder energisch in Angriff nahm, den Uebertritt vom Christenthum zum Heidenthum mit dem Tode bedrohte, und sammt seinem Nachfolger Zeno (474 bis 491) die Aussperrung der Heiden von den Aemtern nun auch wenigstens principiell feststellte, — da galt es, dem Abendlande wieder ein neues Haupt zu geben. Leo hat den damals tüchtigsten Römer des Westens, den Flavius Julius Majorianus (Sohn eines mit Aetius einst befreundeten Finanzbeamten in Gallien), am letzten Februar 457 zum Heermeister, zugleich aber den Ricimer zum Patricius erhoben, und bald nachher am 1. April 457 dem Majorian zu Ravenna der Purpur verliehen.

Majorian war ein für diese Zeit ausgezeichneter Mann. Wahrhaft rührend war seine Bemühung, (neben einem allgemeinen Erlaß aller Steuerrückstände) durch neue Gesetze die entsetzlichen inneren Schäden des Reiches zu heilen, die schlimmen Mißbräuche der Verwaltung und der Justiz, die Raubgier der Beamten und die Bedrückung des Volkes zu beseitigen. Aber die furchtbare äußere Lage des Reiches nahm doch die Hauptkraft des Kaisers in Anspruch. Der Hauptfeind waren die Vandalen. Aber die Beseitigung des Avitus hatte nicht nur die Westgothen, sondern auch den ganzen mächtigen romanischen Anhang des letzten Kaisers in Gallien zum Abfall von Rom bestimmt. Während es nun gelang, an der italischen Küste bei Sinuessa an der Mündung des Liris eine vandalische Corsarenflotte schwer zu schlagen, stellte der Kaiser gewaltige Rüstungen an. Und mit einem Heere geworbener Hunnen und deutscher Donauvölker zog er dann im Frühjahr 458 über die Alpen und wandte sich nach Gallien. Eine kluge Verbindung von feiner Milde und imponirender Kraft machte es ihm möglich, zuerst ohne Kampf das von Gothen besetzte Lyon wiederzugewinnen, die Stimmung der gal-

lischen Romanen sich zu sichern, dann aber nach einer Reihe von Kämpfen auch den König Theoderich zu einem Frieden (gegen Ende d. J. 459) zu nöthigen, durch welchen namentlich die Anrechte des Reiches auf den größten Theil von Spanien (wesentlich das suevische Galicien und Asturien ausgenommen) anerkannt wurden. In Gallien aber waltete für den wackeren Kaiser der kraftvolle Graf Aegidius mit starker Hand. Von Soissons aus hütete er den noch römischen Theil des großen Landes zwischen Gothen, Franken, Alamannen und Burgundern, und war bei trefflicher Verwaltung seiner Provinzen geschickt genug, um den zu Tournai an der Schelde residirenden König der salischen Franken, den Merovinger Childerich (457—481), Chlodwigs Vater, zu so fester Freundschaft mit den Römern zu bestimmen, daß der reisige Held für Rom in dauernder Treue die zahlreichsten Kämpfe gegen Gothen, brittische und sächsische Corsaren, Alanen und plündernde Alamannen bestanden hat.

Nach Ueberwindung nun der ersten großen Hindernisse faßte Majorian seinen vandalischen Hauptgegner ins Auge. Im Mai 460 ging er nach Spanien, zuerst nach Saragossa, dann nach Cartagena, um von hier aus mit 300 Schiffen den lange geplanten Gewaltstoß gegen Geiserich zu führen, den dieser umsonst durch Unterhandlungen abzuwehren bemüht war. Da gelang es dem schlauen Vandalen, mit Hilfe römischer Verräther durch raschen Ueberfall einen Theil der Flotte auf der Rhede bei Cartagena zu entführen oder zu zerstören. Und nun mußte sich Majorian damit begnügen, daß Geiserich einen Frieden schloß, in dem er wenigstens von weiteren Angriffen auf Italien abzustehen versprach. Dieser Mißerfolg steigerte aber den Muth der einheimischen, gegen Majorian wegen seines Kampfes gegen die eingewurzelten Mißbräuche erbitterten Elemente. Und als so erst die Stellung des trefflichen Regenten erschüttert war, glaubte Ricimer, der längst erkannt hatte, daß sein alter Waffenbruder, so wohlwollend und liebenswürdig sein Charakter war, nicht geneigt sei, sein abhängiges Werkzeug oder seine Puppe zu sein, die Zeit zu einer neuen Revolution gekommen. Durch Majorian zum Heermeister ernannt, und an der Spitze der fremden Truppen in kaiserlichen Diensten übermächtig, konnte er leicht bei Majorians Rückkehr durch Gallien nach Italien die Rivalität zwischen den romanischen und den fremden Truppen bis zu der Höhe treiben, daß es bei Tortona in Oberitalien am 2. August 461 zum offenen Kampfe kam, in welchem Majorian unterlag. Der treffliche Kaiser mußte abdanken, um fünf Tage nachher getödtet zu werden oder (wie es amtlich hieß) an der Ruhr zu sterben.

Der unbedeutende Lucanier Lybius Severus, den Graf Ricimer jetzt auf den Thron erhob, wurde nun zwar in Constantinopel anerkannt. Aber die Erbitterung über Majorians Sturz bestimmte sowohl den dalmatinischen General Marcellinus, sich auf eigene Füße zu stellen, gegen die nun wieder kriegerisch auftretenden Vandalen mit seinen Mitteln in Sicilien zu kämpfen und hier 464 energisch zu schlagen, wie auch den Aegidius, von

Arelate her den Krieg gegen Ricimer zu eröffnen. Da stachelte der letztere die Gothen zu Angriffen auf den tapferen gallischen Heerführer an. So entbrannte der Kampf in Gallien. Ein Verräther lieferte den Gothen Narbonne aus; aber die gothische Hauptmacht unter dem Prinzen Friedrich wurde zwischen Loire und Loiret aufs vollständigste geschlagen, und nur der plötzliche Tod des Aegidius im Sommer 464 machte es den Gothen möglich, einen Theil des römischen Gebiets wirklich zu erobern. Während in solcher Weise auch Gallien, dessen römischen Theil jetzt des Aegidius Sohn Syagrius zu regieren fortfuhr, halb verloren, Italien unaufhörlich durch die vandalischen Kaper geplagt, Ricimer 464 durch Abwehr alanischer Schaaren, die bis Bergomum gekommen waren, beschäftigt worden war, starb Kaiser Severus im Herbst d. J. 465. Der Mangel an passenden Candidaten für den Thron und die Vandalennoth nöthigte nun den Ricimer, wieder mit Kaiser Leo zu unterhandeln. Endlich kam man dahin überein, daß der Patricius Prokopius Anthemius, ein Abkömmling des einst gegen Kaiser Valens empörten Generals Prokop, der hochbegabte und wohlmeinende Schwiegersohn des Kaisers Marcian, mit dem Purpur bekleidet werden sollte. Am 3. April 467 wurde der neue Kaiser in oder bei Rom feierlich empfangen und als neuer Augustus proklamirt. Seine Stellung sollte dadurch gesichert werden, daß er gegen Ende d. J. 467 seine Tochter mit Ricimer vermählte. Aber auch ihm stand kein Glück zur Seite. Der großartig vorbereitete gemeinsame Angriff beider Reiche auf das vandalische scheiterte 468 vollständig. Denn da nach guten Anfängen der griechische Admiral Basiliskos, Leos Schwager, dicht vor Karthago sich durch vandalische Brander überfallen ließ, so waren auch die in Tripolitanien gewonnenen Erfolge des Heraklius nicht zu behaupten; und auch die Insel Sardinien wurde sofort wieder verloren, weil Ricimer den trefflichen Eroberer derselben, den Grafen Marcellinus, aus dem Wege räumen ließ. Geiserich aber, der nunmehr die schon 467 begonnenen Raubzüge gegen die Westküste Griechenlands mit wilder Energie fortsetzte, bis endlich Kaiser Zeno 475 einen leidlichen

Kupfermünze des Lybius Severus.
(K. Münz-Cabinet, Berlin.) Auf der Vorderseite sieht man hier um den Kopf des Lybius Severus DNL .... RVS P A; andere Exemplare ergänzen dies zu Dominus Noster LyBius SEVERVS Pius Augustus. Der Machtstellung des Ricimer entspricht es, daß er auf die Kehrseite dieser kleinsten Kupfermünzen des Lybius Severus sein Monogramm setzte: es zeigt deutlich RICIMER. (Julius Friedlaender.)

Exagium oder Normalgewicht des Solidus, der Goldmünze; von Kupfer, mit aufgelötheten dünnen Silberstreifen, in welche die Inschriften eingegraben und dann mit Niello, einer schwarzen Bleimasse, ausgefüllt sind; Originalgröße.
(Kgl. Münz-Cabinet zu Berlin.)
Während sonst solche Exagien die Namen der Kaiser und auf der Kehrseite den des Praefectus urbi, welcher sie auszugeben hatte, enthielten, steht hier auf der Vorderseite SALVIS DD NN (dominis nostris) ET PATRICIO RICIMERE. Dieses Fortlassen der Kaisernamen zeigt, wie großen Antheil an den äußerlichen Ehren der Souveränetät Ricimer nahm. Die Kaiser sind Leo I. in Constantinopel und Lybius Severus oder ein anderer der Kaiser in Rom, die Ricimer erhob und stürzte. Auf der Kehrseite PLOTINVS EVSTATHIVS V(ir) C(larissimus) VRB(i) PR(aefectus) FECIT. (Julius Friedlaender.)

Frieden zu Stande brachte, wurde dem Abendlande noch gefährlicher durch die Allianz, die er 470 mit des westgothischen Königs Theoderich II. Bruder und Nachfolger Eurich (466—485), einem hochbegabten, im Krieg wie im Frieden gewaltigen Manne abschloß. Den Hauptgewinn freilich hatte der letztere davon. Die schnell genug zwischen Ricimer und Anthemius ausbrechenden inneren Differenzen machten einen gothischen Angriff auf das römische Gallien um so aussichtsreicher, als bereits große römische Machthaber, wie der gallische Präfekt Arvandus 469, und Seronatus 470, offen mit dem Hofe zu Tolosa konspirirten. Die harte Bestrafung solcher Verräther konnte nicht hindern, daß König Eurich i. J. 470 die Waffen ergriff, und nun erobernd in das römische Gallien einbrach. Weder die Hilfe der Aremorikaner, die bei Bourges geschlagen wurden, noch die Gegenwehr der romanischen Truppen des Südens konnte den Siegeslauf des Gothenkönigs aufhalten. Das Land bis zur Loire ging verloren, und erst die tapferen Männer der Auvergne unter Ecdicius, des Kaisers Avitus edlem Sohne, unterstützt durch die Burgunder unter ihrem König Gundeuch, brachten die Erfolge der Gothen zum Stauen.

Den Ausgang dieses Krieges sollte Kaiser Anthemius nicht mehr erleben. Der Zwiespalt nämlich zwischen ihm und Ricimer erreichte allmählich eine solche Höhe, daß es endlich zum offenen Kriege kam. Von seiner Residenz Mailand aus marschirte Ricimer mit den fremden Truppen in den ersten Monaten d. J. 472 auf Rom, wo sich Anthemius mit Hilfe des Volkes und einiger Truppen, die ihm der Gothe Bilimer aus Gallien zugeführt hatte, hielt. Ohne Kampf gewann Ricimer das rechte Ufer der Tiber, drang dann nach längerer Blokade nach einem glücklichen Gefecht an der Hadriansbrücke siegreich in die Stadt ein und ließ seinen kaiserlichen Gegner sofort ums Leben bringen; am 11. Juli 472. Die alte Stadt unterlag einer furchtbaren Plünderung. Den Purpur aber erhielt jetzt der seit Alters schon durch Geiserich protegirte vornehme Byzantiner römisch-senatorischer Abkunft Anicius Olybrius, Gemahl der Placidia (einer Tochter jener einst nach Karthago entführten Eudoxia, S. 872), ein Schwager des vandalischen Kronprinzen Hunimund. Ob und wie weit Leo I. dabei mit Ricimer im Einverständniß war, steht dahin. Jedenfalls erkannte er den neuen Kaiser, der noch vor Anthemius' Falle als höchst zweideutiger Vermittler von Byzanz aus in Ricimers Heer erschienen und hier sofort als Kaiser proklamirt worden war, ohne Weiteres an.

Nur 39 Tage überlebte Ricimer seine letzte Blutthat; da raffte ihn die schon während der Blokade in Rom ausgebrochene Pest hin. An seine Stelle als deutscher Machthaber unter römischer Uniform trat aber neben Olybrius der burgundische Prinz Gundobad, ein Sohn des Königs Gundeuch und einer Schwester Ricimers, den der neue Kaiser sofort zum Patricius erhob. Als aber auch Olybrius nach zwei Monaten an der Pest starb, da designirte Kaiser Leo des dalmatinischen Grafen Marcellinus Neffen

Julius Nepos, den Gemahl seiner Nichte, zum neuen Augustus. Der Versuch, auch Gundobad für denselben zu gewinnen, scheiterte jedoch; vielmehr ernannte der burgundische Patricius seinerseits (5. März 473) unter Zustimmung der Armee einen Gardeoffizier, den Grafen Glycerius zum Kaiser. Als aber der Burgunder i. J. 474 nach seines Vaters Tode nach seiner Heimath abreiste, um sich dort die Krone zu sichern: da landete Nepos mit starker Macht bei Ostia (Juni 474) und nöthigte den Glycerius, abzudanken und sich als Bischof von Salonä pensioniren zu lassen. Dann eilte er, mit dem westgothischen König Eurich durch den Bischof Epiphanius von Pavia Frieden zu schließen. Freilich ging damit (im Mai 475) alles Land zwischen Loire und Rhone mit Einschluß der Auvergne für Rom auf immer verloren. Auch Lyon befand sich damals schon in den Händen der Burgunder. Und der demnächst zu berichtende Ausgang des Kaiserthums wurde Anlaß, daß König Eurich nunmehr, nur durch lokalen Widerstand aufgehalten, 475 bis 478 mit Ausnahme einiger Seestädte, die römisch blieben, und der suevischen Cantone, sich auch der spanischen Halbinsel bemächtigen konnte.

Mit den westgothischen Strichen Galliens war jetzt auch jene Gegend endgiltig von Italien losgerissen, die noch bis zuletzt an der Entwicklung der lateinischen Litteratur lebhaft theilgenommen hatte. Noch dicht vor der vandalischen Eroberung hatte in Nordafrika der Sachwalter Martianus Capella von Madaura seine aus älteren Quellen, namentlich aus Varro, geschöpfte, ziemlich geschmacklose Encyklopädie der sieben „freien Künste" hergestellt, die frühzeitig im Mittelalter als Schulbuch gedient hat. Viel blühender aber war die litterarische Thätigkeit in Gallien, wo nach und neben dem Presbyter Salvianus von Massilia, der (noch vor der Mitte des 5. Jahrhunderts) in seinen vier Büchern gegen die Habgier höchst lebendige Bilder von dem Elend seines Zeitalters gibt, welches dem herben Strafprediger als wohlverdientes göttliches Strafgericht gilt, — die Pflege der Gelehrsamkeit und die Kunst in Prosa, und noch mehr in Versen sich virtuos und kunstgerecht zu bewegen, noch lange betrieben worden ist. Der begabteste Schriftsteller in dieser Richtung war damals der aus vornehmer Familie zu Lyon stammende Gajus Sollius Apollinaris Sidonius (430—488), des Kaisers Avitus Schwiegersohn, des Helden Ecdicius Schwager, an dessen Seite er (s. oben) in Clermont in der Auvergne, dessen Bischof er seit 472 war, — obwohl sonst mehr weich, eitel und gutmüthig, — tapfer gegen König Eurich gekämpft hat. Ein Meister in der in seinen Kreisen damals vielgepflegten Kunst der Epistolographie nach dem Muster des Plinius und Symmachus, war er auch ein geschätzter Dichter, der bei großer formeller Gewandtheit, aber auch großer Neigung zur Phrase, und zum Verbrauch vieler mythologischer Motive, mit erheblichem Geschick sich in epischen, wie in elegischen Maßen und in sog. Hendekasyllaben bewegt hat. Die umfangreichsten seiner Epen

dienten zum Preiſe des Avitus, des Majorianus und des Anthemius. Der chriſtliche Dichter Sedulius, der namentlich die Geſchichte des neuen Teſtaments in epiſchem Maaße, in einfacher und lebendiger Sprache bearbeitete (gegen Ende des 5. Jahrhunderts), und der als Rhetor, Epiſtolograph und Dichter ſeiner Zeit viel genannte und als Styliſt geſchätzte Nachfolger und Biograph des Biſchofs Epiphanius von Pavia (ſ. oben), der Gallier Magnus Felix Ennodius (473—521), die wir aus vielen anderen Namen hier noch herausheben, kommen für die von uns hier geſchilderte Zeit nicht mehr näher in Betracht.

Die letztgenannten Männer gehören eben bereits der Zeit an, wo der hohe Name des abendländiſchen Kaiſerthums nur noch ein Traum der Vergangenheit war. Die letzten Schickſale desſelben hatten ſich ſchnell erfüllt. Auch der ganz tüchtige Kaiſer Nepos erlag ſchnell genug ſeinem Verhängniß, diesmal in Geſtalt einer Militärrevolte. Die italiſche Armee beſtand jetzt auch in ihren Linientruppen zu einem großen Theile aus fremden Söldnern. Die Hauptprovinzen, welche früher dem Reiche noch immer die beſten Rekruten geliefert hatten, waren jetzt (vom Oſtreiche hier abgeſehen) ſo gut wie ſämmtlich verloren, oder wie die Alpenländer ruinirt; jedenfalls war die Zahl der romaniſchen Soldaten immer dünner geworden. Zur Zeit waren namentlich (S. 869) die Rugier, Sciren, Turcilingen, Heruler an der Donau, theils in der Linie und Garde, theils in nationalen Haufen maſſenhaft in der Armee vertreten, und faſt immer hatten ſie Weiber, Kinder und fahrende Habe mitgebracht. Dieſen war nun nichts daran gelegen, gelegentlich einmal ganz aus Italien hinausmanövrirt zu werden; denn ſie fühlten ſich bereits immer beſtimmter im Gegenſatze zu den Römern und ſchon regten ſich bei ihnen die Wünſche, ſich auf italiſchem Boden zu einem Volke zuſammenzuſchließen und in ähnlicher Art wie Gothen und Burgunder, auf der Halbinſel der Apenninen zu feſten Anſiedelungen zu gelangen. Nun gedachte Kaiſer Nepos, als er den unglücklichen Frieden mit König Eurich ſchließen mußte, im Frühling d. J. 475 den tapferen Ecdicius zu ſich nach Italien zu berufen. Dagegen ſollte der Patricius und Heermeiſter Oreſtes, des Tatullus Sohn, der als pannoniſcher Romane einſt bei Attila hohe Aemter bekleidet hatte, die Maſſe der fremden Truppen nach den noch römiſchen Theilen Galliens jenſeits der Alpen führen, alſo nach der Provence. Die Verſtimmung dieſer Soldaten war groß und fühlbar, und Oreſtes, ſeit Alters der Sitten und Sprachen der fremden Stämme kundig, eilte ſie zu benutzen. Als er auf dem Marſche von Rom nach Ravenna gekommen war, pronuncirte er ſich gegen Kaiſer Nepos, dem nunmehr (28. Auguſt 475) nichts übrig blieb, als eilends dieſe Stadt zu verlaſſen und nach ſeiner dalmatiniſchen Heimath zu flüchten, die er fortan von Salonä aus ſelbſtändig weiter regierte. Nun hatte Oreſtes freie Hand. Er zog es indeſſen vor, nach Art Ricimers zu ſchalten, und erzielte zwei Monate ſpäter die Erhebung ſeines jugendlichen Sohnes Romulus (von

einer Tochter des Grafen Romulus zu Pötovio) zum Augustus. Lange vermochte er aber nicht Herr der Situation zu bleiben. Nach solchen Erfolgen nämlich gingen der Sinn und die Wünsche seiner Truppen sehr hoch. Und es dauerte nicht lange, so traten sie mit der ganz bestimmten Forderung an Oreſtes heran, aus nur einquartierten Leuten sie endlich zu Ansiedlern zu machen. Sie wollten, in Erinnerung an die Vergangenheit seit den Schreckensscenen bei Stilichos Sturze (S. 850), endlich nicht mehr schlechter gestellt sein, als schon so lange die „Föderaten" des Reiches. Sie verlangten also, ein Drittheil des italischen Bodens sollte ihnen als Eigenthum angewiesen werden. Die Forderung war an sich nicht hart; bei der Verödung der Halbinsel und bei den ungeheuren Latifundien war sie sogar anscheinend leicht zu erfüllen. Aber Oreſtes war zu sehr Römer, um bei der dann unvermeidlichen Germanisirung Italiens hilfreiche Hand leisten zu wollen. Er wies also die Söldner ab, — mußte nun aber erleben, daß unter denselben ein überlegener Geist sich erhob, der berufen war, den langen Todeskampf des Reiches zu Ende zu treiben.

Goldmünze von Romulus Augustulus mit der Umschrift: D. N. ROMVLVS AGVSTVS P. F. AVG.

Ein junger Mann aus dem Volke der arianischen Rugier, des Aedico Sohn und Bruder des Onulf, Odovakar mit Namen, wahrscheinlich nur ein Gemeinfreier, war den Weg vieler seiner Landsleute gegangen. Rugier und ihre Nachbarn, mit Einschluß thüringischer Streifschaaren, hatten schon längst die Alpenländer, namentlich Noricum, die trotz des langwierigen Verfalles ihnen noch immer des Begehrenswerthen viel boten, durchplündert, um dann wieder als Soldaten für die römische Armee sich anwerben zu lassen. Arm und in geringer Kleidung war auch der junge Odovakar, eine edle, kriegerische Erscheinung von hoher, imponirender Gestalt, zu solchem Zwecke seiner Zeit durch Noricum gezogen, hatte auch frommen Sinnes unterwegs bei dem h. Severin, — dem edlen und gewaltigen Apostel dieses Landes, der bis zu seinem Tode, 8. Januar 482, dreißig Jahre lang, von Romanen und Germanen gleich verehrt, die Noth dieser Landschaft zu mildern verstanden hat, — sich den Segen erbeten. Schon vor d. J. 472 war er in das italische Heer eingetreten, hatte unter Ricimer gedient, und stand 476, wohl noch nicht als Offizier, in der kaiserlichen Garde. Geistig allen seinen deutschen Kameraden weit überlegen, wurde er jetzt nach der Abweisung ihrer Anträge durch Oreſtes, ihr natürlicher Führer. Jetzt konnte er es wagen, ihnen die gewaltsame Durchführung ihrer Absichten zu versprechen, wenn sie ihn zu ihrem Chef machen würden. Von Ravenna aus eilte er nach dem nördlichen Venetien, zog aus den Sitzen der Rugier und ihrer Nachbarn, namentlich der Heruler, frische Schaaren nach Italien, und marschirte dann mit diesen und den aufständischen Abtheilungen westwärts, um auf die noch zu Oreſtes haltenden Truppen sich zu stürzen. Ehe es noch zum Zusammenstoße kam, erhoben die Germanen am 23. August 476 den Odovakar zu

ihrem König. Die anfangs bei Lodi (Laus Pompeji) erwartete Schlacht mochte Oreſtes zuletzt doch nicht wagen. Er zog ſich hinter die Mauern von Pavia zurück. Aber nach vielſtündigem mörderiſchen Kampfe nahm Odovakar den feſten Platz am Abend des 27. Auguſt mit Sturm. Die Stadt wurde durch Brand und Plünderung furchtbar heimgeſucht, Oreſtes aber auf der Flucht nach Piacenza eingeholt, und in der Nähe dieſes Platzes angeſichts der empörten Söldner (28. Auguſt) enthauptet. Der Krieg nahm ein ſchnelles Ende, als Odovakar vor Ravenna erſchien und nun des Oreſtes Bruder Paulus mit den noch zu Romulus haltenden Truppen am 4. September 476 bei Pineta die letzte Schlacht wagte. Als die Kaiſerlichen überwältigt und Paulus gefallen war, kapitulirte der junge Kaiſer. Odovakar hat den ſchönen Jüngling, der von der Nachwelt ſpottweiſe „Auguſtulus" genannt wurde, geſchont. Der letzte römiſche Auguſtus wurde mit einem Jahrgehalt von 6000 Goldſtücken penſionirt, und durfte an der Küſte von Campaniens reizendem Golfe auf einer alten Villa des Lucullus bei Neapel (auf dem Hügel von Pizzofalcone) ſeinen Schmerz und ſeine Schmach in Träume wiegen.

Das war der thatſächliche Abſchluß der Geſchichte des abendländiſchen Reiches. Das Weſentliche blieb, daß Odovakar fortan als König ſeines neuen Volkes in Italien regierte und fortan keinen Kaiſer mehr aufſtellte. Die weiteren Schickſale Italiens und der übrigen durch deutſche Völker beſetzten Provinzen des abendländiſchen Reiches gehören nunmehr zur Geſchichte theils der „romaniſch-germaniſchen" Staatenwelt des anhebenden Mittelalters, theils zu der des byzantiniſchen Reiches. Unſere Aufgabe endigt hier. Nicht hier iſt zu erzählen, wie noch mehrere Jahrzehnte hindurch der Schatten des römiſchen Reiches die neuen deutſchen Herren bekämpft hat. Schärfer es zu bezeichnen, die zähe Politik des byzantiniſchen Hofes, der nun die Erbrechte auf den Weſten immer wieder geltend machte; die überlegene Civiliſation der Romanen; der unausgleichbare Gegenſatz zwiſchen deutſchen Arianern und romaniſchen Katholiken, und überhaupt die politiſch unhaltbare Stellung der Germanen in dieſen Ländern, hat auf der ganzen Linie bis zu den fränkiſchen Grenzen die neuen deutſchen Staatenbildungen wieder erſchüttert, theilweiſe vollſtändig wieder zerſtört, bis endlich in Spanien die Weſtgothen ſich dem Symbol von Nikäa unterwarfen, bis in Italien die langobardiſche Naturkraft gegen die Byzantiner auf den Kampfplatz trat, während nur in Gallien das politiſche Genie Chlodwigs neue und ſelbſtändige Schöpfungen ins Leben rief.

Wir ſkizziren nur noch in aller Kürze das Ausleben der letzten Reſte altromaniſcher Geſchichte. Der hochbegabte König Odovakar hat es verſucht, zur Sicherung ſeiner ſtaatsrechtlichen Stellung in Conſtantinopel eine Art von Anerkennung zu gewinnen. Es iſt ihm auch gelungen, bei Kaiſer Zeno im Jahre 477 die Ertheilung des Patriciats zu erlangen. Aber wenn auch ſeit dem 9. Mai 480, wo der letzte in altem Sinne legitime Kaiſer Nepos

in Salonä durch zwei seiner höheren Beamten ermordet wurde, eine erhebliche Schwierigkeit verschwand, die der Ausgleichung zwischen dem neuen deutschen Hofe zu Ravenna und den Byzantinern im Wege stand: ehrlich war Zenos halbe Anerkennung doch nicht gemeint, und der Gedanke lebte in Byzantion mit ungeschwächter Kraft fort, die formelle Anerkennung der kaiserlichen Oberhoheit, wie sie Odovakar nicht unterließ, möglichst bald in eigentliche Herrschaft über Italien zu verwandeln. Besser war es Odovakar gelungen, sein Reich gegenüber den übrigen Germanen zu ordnen, die natürlich, sobald das Kaiserthum in Italien aufgehört hatte, auch formell nicht länger irgend eine Oberhoheit der neuen italischen Machthaber anzuerkennen gedachten. Mit König Geiserich wurde schon gegen Ende des Jahres 476 ein sicherer Friede geschlossen, in der Art daß die Vandalen ein Stück Siciliens mit Lilybäum behielten. Die alte Kraft freilich der Vandalen sank, als schon am 25. Januar 477 der alte Geiserich endlich sein Leben beschloß. Dem westgothischen Eurich, der 477 oder 478 Arelate und Marseille besetzte, wurde (anscheinend 480) die romanische Provence bis zu den Alpen definitiv überlassen. Und während Odovakar 481 die Mörder des Nepos bekämpfte und bestrafte, zugleich aber Dalmatien mit dem italischen Reiche verband, hat er endlich seit 487 die Alpenprovinzen, namentlich Noricum, gegen die Angriffe und Verheerungen seines Landsmannes, des rugischen Königs Feba und dessen furchtbar böser und wilder Gattin Gisa energisch vertheidigt. Die gefährlichen Folgen, welche dieser Krieg später für Odovakar nach sich gezogen, berühren wir nicht mehr. Wohl aber sei noch erwähnt, daß er 488 den größeren, auf die Dauer doch nicht haltbaren Theil von Noricum, in ähnlicher Art wie einst Aurelian Dakien, aufgegeben und sich auf die Behauptung der südlichsten Striche dieser und der rätischen Provinz, (deren Hochgebirge gerade durch den Rückzug der Romanen aus den nördlichen Flachländern erst stärker romanisirt worden sind) beschränkt, dagegen eine Masse romanischer Bewohner des norischen Landes mit der Asche des h. Severin (aus dessen Kloster bei Wien) zur Uebersiedelung nach verödeten Theilen Italiens, wie Aemilia und Tuscien, veranlaßt hat.

Damals war nun auch das letzte Stück außeritalischen Römerlandes in deutsche Hände gefallen. Nach des großen Westgothen Eurich Tode 485 war der gewaltigste deutsche Fürst dieser neuen Zeit des salischen Childerich Sohn Chlodwig. Und dieser schlaue und kühne Franke, der 481 seinem Vater folgte, brach nunmehr den Frieden mit dem Römer Syagrius, der nach des Romulus Pensionirung als selbständiger Fürst die römische Insel in Gallien zwischen Somme, Seine und Loire regierte. Im Jahre 486 unterlag Syagrius in der Schlacht bei Soissons den fränkischen Sturmkolonnen. Als Flüchtling durch Eurichs Nachfolger Alarich II. an Chlodwig ausgeliefert, ist er in des Franken Haft ermordet worden. Die Städte seiner Herrschaft ergaben sich erst nach längerem Kampfe an Chlodwig, der nunmehr von Soissons aus sein neues Frankenreich gegründet hat. Der Bau

eines neuen und ganz selbständigen Reiches; die Zersprengung der letzten Bande, welche noch Tradition und Phantasie der Franken an das römische Reich knüpften; die Schöpfung eines neuen Staatsbaues, in welchem seit dem Uebertritt des Königs (496) zur katholischen Kirche deutsches und römisches Wesen wirksam verschmolzen wurde; die Unterwerfung eines großen Theiles der Alamannen, und die Eroberung der meisten gothischen Besitzungen in Gallien: das waren die kolossalen Arbeiten des furchtbaren Franken, mit dessen Geschichte nunmehr das sogenannte Mittelalter anhebt.

Verzeichniß der Illustrationen.

(Alle Münzabbildungen sind in natürlicher Größe.)

Seite 37: Goldmünze von Augustus. (Gezeichnet von Carl Leonh. Becker nach dem Original im königl. Münzcabinet zu Berlin.)

„ 65: Das Pantheon. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)

„ 70: Tempel des Augustus und der Roma zu Pola. (Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte. I.)

„ 93: Porträt der Livia auf einer Goldmünze. Umschrift: ΘΕΑ ΣΕΒΑΣΤΑ ΒΤΖ(αντίων). Diese Münze ist nach dem Tode der Livia in Byzanz geprägt; Θεὰ Σεβαστά ist das römische Diva Augusta. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen.)

„ 94: Drusus; Büste im Vatican zu Rom. (Photographische Originalaufnahme.)

„ 98: Goldmünze des Gajus und Lucius Cäsar, Adoptivsöhne von Augustus. (Gezeichnet von Carl Leonh. Becker nach dem Original im königl. Münzcabinet zu Berlin.)

„ 106: Bogenschützen von den Auxiliartruppen der späteren Kaiserzeit. a) Von der Antoninussäule. (Bellorius, Col. Antonin.) — b) Von der Trajanssäule: ein sarmatischer Panzerreiter. (Bartoli, Columna Traiana.)

„ 106: Schleuderer; von der Trajanssäule. (Bartoli, Columna Traiana.)

„ 107: Römische Legionare mit Gepäck; von der Trajanssäule. Das Gepäck, in ein Bündel geschnürt, wurde an einer oben gabelförmig getheilten Stange, dem sogen. marianischen Esel, Marius hatte diese Einrichtung eingeführt, getragen. Die Stange wurde während des Marsches geschultert, im Kampfe natürlich abgelegt. (Bartoli, Columna Traiana.) Vgl. Beilage Seite 339.

„ 107: Prätorianer; von einem Basrelief im Louvre zu Paris. (Clarac, Musée de sculpture.)

„ 126: Die Saalburg bei Homburg v. d. H.: Porta prätoria; Porta decumana. (Nach einer Zeichnung von Ernst Vömel.)

„ 127: Grundriß der Saalburg bei Homburg v. d. H. (Krieg von Hochfelden, Geschichte der Militär-Architektur des früheren Mittelalters.)

„ 128: Der Triumphbogen des Drusus an der Via Appia. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)

„ 131: Statue des Tiberius; im Museum Chiaramonti zu Rom. (Photographische Originalaufnahme.)

„ 155: Agrippina die Aeltere; Statue. (Photographische Originalaufnahme.)

Seite 156: Statue des Germanicus; Rom, Lateran. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 170: Büste des Tiberius; Rom, Vatican. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 192: Büste des Gajus (Caligula); Rom, Vatican. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 199: Büste des Claudius; Rom, Vatican. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 207: Statue des Kaisers Claudius; Rom, Vatican. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 213: Sitzbild der Kaiserin Agrippina; Neapel, National-Museum. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 218: Büste von Nero; Rom, Vatican. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 242: Circusspiele, Sarkophagrelief; Rom, Vatican. (Duruy, Histoire des Romains.)
„ 244: Eine römische Villa am Meeresufer; pompejanische Wandmalerei. (Von Carl Leonhard Becker gezeichnet nach Gell und Gaudy, Pompejana.)
„ 245: Innere Ansicht des Tepidarium in den Thermen von Pompeji. (Von Carl Leonhard Becker gezeichnet nach Gell und Gaudy, Pompejana.)
„ 260: Vespasianus, Büste im Vatican zu Rom. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 266: Galba; Büste im National-Museum zu Neapel. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 276: Porträtkopf des Vitellius auf einer Bronze-Münze mit der Umschrift: A(ulus) VITELLIVS GERMANICVS IMP(erator) AVG(ustus) P(ontifex) M(aximus) TR(ibunicia) P(otestate). (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen.)
„ 277: Otho; Büste im Vatican zu Rom. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 306: Das Kolosseum zu Rom. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)
„ 310: Büste des Titus; Rom, Vatican. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 311: Reste der Thermen des Titus zu Rom. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)
„ 312: Relief vom Triumphbogen des Titus. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)
„ 313: Triumphbogen des Titus zu Rom. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)
„ 314: Aus dem ausgegrabenen Pompeji: Casa di Cornelio Ruffo. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)
„ 315: Menschlicher Körper, wie er im verschütteten Pompeji gefunden. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)
„ 317: Statue des Kaisers Domitian; Rom, Vatican. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 329: Goldmünze mit dem Porträtkopf Nervas. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen.)
„ 330: Büste des Kaisers Trajan; im kapitolinischen Museum zu Rom. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 332: Statue des Kaisers Trajan; National-Museum zu Neapel. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 333: Goldmünze mit dem Porträtkopf der Plotina, Gemahlin Trajans. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen.)
„ 342: Der Triumphbogen des Trajan zu Rom. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)

Seite 343: Relief am Triumphbogen Trajans; stark beschädigte Darstellung einer Opferfeier. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)
„ 358: Marmorbüste des Kaisers Hadrian; im Museum des Vatican zu Rom. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 360: Goldmünze mit dem Porträtkopf der Julia Sabina, Gemahlin Hadrians. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen.)
„ 369: Bronzemünze mit dem Porträtkopf des Antinoos. (Ebd.)
„ 372: Bogen Hadrians zu Athen; im Hintergrund der Zeustempel. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)
„ 376: Reste des Venus- und Romatempels zu Rom. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)
„ 385: Büste des Lucius Verus; im Vatican zu Rom. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 386: Statue des Lucius Verus; im Vatican zu Rom. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 388: Goldmünze mit dem Porträtkopf des Antoninus Pius. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen.)
„ 389: Goldmünze mit dem Porträtkopf der Faustina, Gemahlin von Antoninus Pius. (Ebd.)
„ 390: Goldmünze mit dem Porträtkopf von Faustina der jüngeren, Gemahlin von M. Aurelius. (Ebd.)
„ 391: Tempel des Antoninus und der Faustina zu Rom. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)
„ 400: Der korinthische Tempel (sogen. Maison carrée) zu Nimes. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)
„ 406: Aus dem Hildesheimer Fund: Schale der Dea Roma aus Silber mit theilweiser Vergoldung.
„ 407: Hydria; aus Silber, theilweise vergoldet.
Becher mit sechs Masken; aus Silber, theilweise vergoldet.
(Die drei Stücke sind von Carl Leonh. Becker nach den im Königl. Museum zu Berlin befindlichen Originalen gezeichnet.)
„ 409: Die Secundinersäule zu Igel bei Trier. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)
„ 420: Basrelief von der Umfassungsmauer des sogen. Grabmals des Scaurus zu Pompeji. (Museo Borbonico. XV.)
„ 421: Bestiarier im Kampfe mit wilden Thieren; im Hintergrunde das Theater des Marcellus; Basrelief. (Monum. ined. dell' Inst. arch. III.)
„ 439: Reste des Theaters des Herodes Atticus zu Athen. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)
„ 452: Mithras-Gruppe; Rom, Vatican (restaurirt von Paccetti.) (Photographische Originalaufnahme.)
„ 456: Gallerie mit Gräbern in den Katakomben. (Gezeichnet von Carl Leonhard Becker nach Kraus, Roma sotterranea.)
„ 456: Eingang zu einem der ältesten christlichen Grabdenkmäler bei Tor Marancia. (Gezeichnet von Carl Leonhard Becker nach Kraus, Roma sotterranea.)
„ 457: Deckengemälde aus dem ältesten Theile von S. Domitilla. (Gezeichnet von Carl Leonhard Becker nach Kraus, Roma sotterranea.)

Seite 467: Büste des Kaisers Marc Aurel; im Capitolinischen Museum zu Rom. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 481: Die Ehrensäule Marc Aurels. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)
„ 483: Büste des Kaisers Commodus; im Vatican zu Rom. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 487: Commodus als Herkules; im Capitolinischen Museum zu Rom. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 490: Büste des Pertinax; im Capitolinischen Museum zu Rom. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 492: Büste des Didius Julianus; im Museum des Vatican zu Rom. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 493: Goldmünze mit dem Porträtkopf des Pescennius Niger. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen.)
„ 494: Goldmünze mit dem Porträtkopf der Julia Domna, Gemahlin von Septimius Severus. (Ebd.)
„ 494: Goldmünze mit dem Porträtkopf des Geta. (Ebd.)
„ 495: Septimius Severus; Büste im Capitolinischen Museum zu Rom. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 499: Statue des Clodius Albinus; Rom, Vatican. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 513: Büste des Caracalla; Rom, Vatican. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 514: Goldmünze mit dem Porträtkopf der Julia Mamäa. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen.)
„ 523: Goldmünze mit dem Porträtkopf des Macrinus. (Ebd.)
„ 526: Elagabal; Büste im National-Museum von Neapel. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 532: Alexander Severus; Büste im Museum des Vatican zu Rom. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 546: Goldmünze mit dem Porträtkopf des Maximinus. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen.)
„ 550: Goldmünze mit dem Porträtkopf von Gordianus III. (Ebd.)
„ 553: Goldmünze mit dem Porträtkopf von Philippus Arabs. (Ebd.)
„ 555: Büste des Decius; Rom, Capitolinisches Museum. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 564: Büste des Gallienus; Rom, Capitolinisches Museum. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 565: Goldmünze mit dem Porträtkopf des Valerianus. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen.)
„ 568: Goldmünze mit dem Porträtkopf des Postumus. (Ebd.)
„ 585: Vorderseite einer Kupfermünze der Zenobia, geprägt in Alexandria in Aegypten. (Gezeichnet nach dem Original im königl. Münzcabinet zu Berlin.)
„ 589: Bronzemünze mit dem Porträtkopf des Kaisers Claudius Gothicus. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen.)
„ 596: Bronzemünze mit dem Porträtkopf des Aurelianus. (Ebd.)
„ 597: Innere Ansicht der Aurelianischen Mauer zu Rom. (Reber, Ruinen Roms.)
„ 608: Bronzemünze mit dem Porträtkopf des Kaisers Tacitus. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen.)

Seite 609: Marmorbüste des Kaisers Probus; im National-Museum zu Neapel. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 615: Bronzemünze mit dem Porträtkopf des Kaisers Carus. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen.)
„ 615: Bronzemünze mit dem Porträtkopf des Carinus. (Ebd.)
„ 622: Marmorbüste des Kaisers Diokletian; im Vatican zu Rom. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 623: Medaillon von Maximianus. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen.)
„ 639: Reste der Thermen Diokletians zu Rom. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)
„ 648: Eine Partie der Reste vom Palast Diokletians zu Salonä. (Gailhabaud, Monuments anciens et modernes. I.)
„ 649: Helena; Porträtkopf auf einer Bronzemünze mit der Umschrift: FL(aviae) IVL(iae) HELENAE AVG. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen.)
„ 650: Büste des Constantius Chlorus; im Vatican zu Rom. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 658: Maxentius; Porträtkopf auf einer Goldmünze mit der Umschrift: MAXENTIVS P. F. AVG. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen.)
„ 670: Licinius; Porträtkopf auf einer Bronzemünze mit der Umschrift: IMP. LICINIVS AVG. (Ebd.)
„ 687: Kreuzgang von S. Paolo fuori le mura. (Gailhabaud, Monuments anciens et modernes. II.)
„ 689: S. Costanza zu Rom. Grundriß, Aufriß und Durchschnittsansicht. (Ebd.)
„ 692: Relief an einem altchristlichen Sarkophag; im Museum des Lateran zu Rom. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 693: Vorderseite eines altchristlichen Sarkophags mit Darstellungen aus der Leidensgeschichte. 4.—5. Jahrh; im Museum des Lateran zu Rom. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 694: Relief-Darstellung der Arche Noah an einem altchristlichen Sarkophag im Museum zu Trier. (Photographische Originalaufnahme.)
„ 696: Das Diptychon des Consuls Areobindus. (Zürich, Stadtbibliothek). Abbildung der vorderen Tafel. (Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. XI. Bd.)
„ 697: —— —— Abbildung des unteren Theiles der Rückseite. (Ebd.)
„ 723: Ein Solidus Constantins des Großen. (Gezeichnet nach dem Original im königl. Münzcabinet zu Berlin.)
„ 725: Reste der Basilika Constantins zu Rom. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)
„ 744: Goldmedaillon von Constantius II. (Gezeichnet nach dem Original — Unicum — im königl. Münzcabinet zu Berlin.)
„ 749: Julianus; Porträtkopf auf einer Goldmünze. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römischen Münzen.)
„ 753: Reste des olympischen Zeustempels zu Athen, im Hintergrunde die Akropolis. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)

Seite 804: Goldmedaillon von Gratianus. (Gezeichnet nach dem Original im königl. Münzcabinet zu Berlin.)
„ 814: Theodoſius I.; Porträtkopf auf einer Goldmünze. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römiſchen Münzen.)
„ 833: Goldmedaillon von Theodoſius I. (Gezeichnet nach dem Original im königl. Münzcabinet zu Berlin.)
„ 834: Honorius; Porträtkopf auf einer Goldmünze. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römiſchen Münzen.)
„ 851: Diptychon des Kaiſers Honorius; im Schatz der Kathedrale von Aoſta. (Revue archéologique. 1862.)
„ 866: Grabkapelle der Kaiſerin Placidia zu Ravenna. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 876: Kupfermünze des Lybius Severus. (Gezeichnet von Carl Leonhard Becker nach dem Original im königl. Münzcabinet zu Berlin.)
„ 876: Exagium, Normalgewicht des Solidus, von Ricimer. (Gezeichnet von Carl Leonhard Becker nach dem Original im königl. Münzcabinet zu Berlin.)
„ 880: Romulus Auguſtulus; Porträtkopf auf einer Goldmünze. (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf römiſchen Münzen.)

— - - - -

„ 348: Plan der Stadt Rom in der Kaiſerzeit. (Entworfen und gezeichnet in F. A. Brockhaus' geographiſch-artiſtiſcher Anſtalt in Leipzig.)
„ 349: Plan des Forums der Stadt Rom in der Kaiſerzeit. (Entworfen und gezeichnet in F. A. Brockhaus' geographiſch-artiſtiſcher Anſtalt in Leipzig.)
„ 516: Grundriß der Thermen des Caracalla zu Rom. (Gezeichnet von Carl Leonhard Becker nach Cameroon, The Baths of the Romains und Blouet, Restauration des thermes d'Antonin Caracalla.)

—

Vollbilder:

Seite 8: Statue des Kaiſers Auguſtus; im Vatican zu Rom. (Photographiſche Originalaufnahme.)
„ 210: Porta nigra in Trier; Außenanſicht. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 340: Relief an der Siegesſäule Trajans zu Rom: Die Donaubrücke. (Gezeichnet von Carl Leonhard Becker nach den Phototypieen in Fröhner, la Colonne Trajane.*)
„ 344: Die Säule und das Forum Trajans zu Rom. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 349: Das Forum Romanum in ſeinem heutigen Zuſtande. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)
„ 371: Reſte des Tempels des Olympiſchen Zeus zu Athen. (Photographiſche Aufnahme nach der Natur.)

*) Die Phototypieen in Fröhners Werk ſind photographiſch-getreue Copien der Gypsabgüſſe, welche die franzöſiſche Regierung von ſämmtlichen Reliefs der Säule hat nehmen laſſen.

Seite 378: Die Engelsbrücke und Hadrians Grab. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)

„ 402: Denkmäler römischer Civilisation in Gallien: Dionysos-Altar, im Museum zu Lyon. (Gazette archéologique, 1876.) — Kleine Bronze-Statue einer Victoria; im Museum zu Lyon. (Gazette archéologique, 1876.) — Antike mit Silber eingelegte Bronze-Büchse; Baison. (Gazette archéologique, 1878.)

„ 423: Denkmäler römischer Civilisation in Gallien: Reste eines römischen Wandgemäldes zu Nizy-le-Comte (Aisne): Pantherjagd. (Gazette archéologique, 1877.) — Basrelief auf einem zu Arles gefundenen Sarkophag: Centauren mit einem Löwen kämpfend; Museum zu Marseille. (Gazette archéologique, 1875.) — Relief an einem zu Arles gefundenen altchristlichen Marmor-Sarkophag; Museum zu Arles. (Gazette archéologique, 1878.)

„ 471: Reiterstandbild Marc Aurels; Bronze. Rom, Kapitol. (Photographische Originalaufnahme.)

„ 503: Triumphbogen des Septimius Severus zu Rom. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)

„ 517: Die Reste der Thermen des Caracalla zu Rom. Innere Ansicht. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)

„ 570: Aschenurne, Schwert, Helm, Blasinstrument, Pfeil- und Speerspitze aus einem gallisch-italienischen Grabe zu Sesto-Calende in Italien. (Revue archéologique, 1867.)

„ 639: Das Amphitheater zu Verona. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)

„ 664: Der Triumphbogen Constantins des Großen zu Rom. (Photographische Aufnahme nach der Natur.)

Doppelvollbilder:

Seite 315: Überblick über einen Theil der ausgegrabenen Quartiere von Pompeji. (Photographische Originalaufnahme.)

„ 341: Relief an der Siegessäule Trajans zu Rom: Erstürmung der Hauptstadt der Dakier. (Gezeichnet von Carl Leonhard Becker nach den Phototypieen in Fröhner, la Colonne Trajane.*)

„ 344: Relief an der Siegessäule Trajans zu Rom: Schlacht und Zerstörung einer dakischen Stadt. (Gezeichnet von Carl Leonhard Becker nach den Phototypieen in Fröhner, la Colonne Trajane.*)

Beilage:

Seite 339: Relief an der Trajanssäule zu Rom: Die römische Armee an den Ufern der Donau. (Gezeichnet von Carl Leonhard Becker nach den Phototypieen in Fröhner, la Colonne Trajane.*)

*) S. Anmerkung auf Seite 889.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Buch.

Von der Begründung des Römischen Principates bis zum Tode des Septimius Severus.

Seite

Erster Abschnitt. Das Julisch-Claudische Regentenhaus.

Erstes Kapitel. Das Principat des Augustus 3
Zweites Kapitel. Die Reichspolitik des Augustus 74
Drittes Kapitel. Die Julisch-Claudische Dynastie 152
Viertes Kapitel. Nero und der Untergang des julisch-claudischen Hauses 217

Zweiter Abschnitt. Das Römische Reich von Galba bis Marc Aurel.

Erstes Kapitel. Die Episode der dynastischen Kriege 271
Zweites Kapitel. Die Flavische Dynastie und die „Goldene" Zeit des Reiches 302
Drittes Kapitel. Die Zustände der antiken Welt im zweiten Jahrhundert n. Chr. 395

Dritter Abschnitt. Das Römische Reich von Marc Aurel bis Caracalla.

Erstes Kapitel. Marc Aurel und seine nächsten Nachfolger . . . 466
Zweites Kapitel. Septimius Severus 493

Zweites Buch.

Von Caracallas Regierungsantritt bis zum Tode des ersten Theodosius.

Erster Abschnitt. Von Caracalla bis Carinus.

Erstes Kapitel. Von Caracalla bis Decius 513
Zweites Kapitel. Die Auflösung des Reiches 561
Drittes Kapitel. Die illyrischen Kaiser und die Wiederaufrichtung des Reiches 589

Zweiter Abschnitt. Das Zeitalter Diokletians und Constantins.

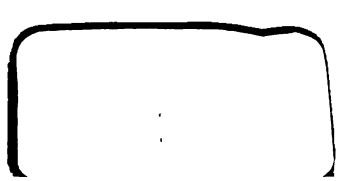
Erstes Kapitel. Kaiser Diokletian 621
Zweites Kapitel. Der letzte Kampf des Römerthums gegen das Christenthum. Diokletians Diadochen 641
Drittes Kapitel. Constantins des Großen Alleinherrschaft . . . 672

Seite

Dritter Abſchnitt. Von Conſtantin I. bis zum Tode Theodoſius I.
Erſtes Kapitel. Die Conſtantiner 730
Zweites Kapitel. Die Pannoniſche Dynaſtie 776
Drittes Kapitel. Theodoſius I. und die bleibende Theilung des Reiches 813

Schluß.

Die Auflöſung des abendländiſchen Reiches.

Erſtes Kapitel. Von Stilicho bis Aëtius 843
Zweites Kapitel. Ricimer und Odovakar 871

Verzeichniß der Illuſtrationen 884